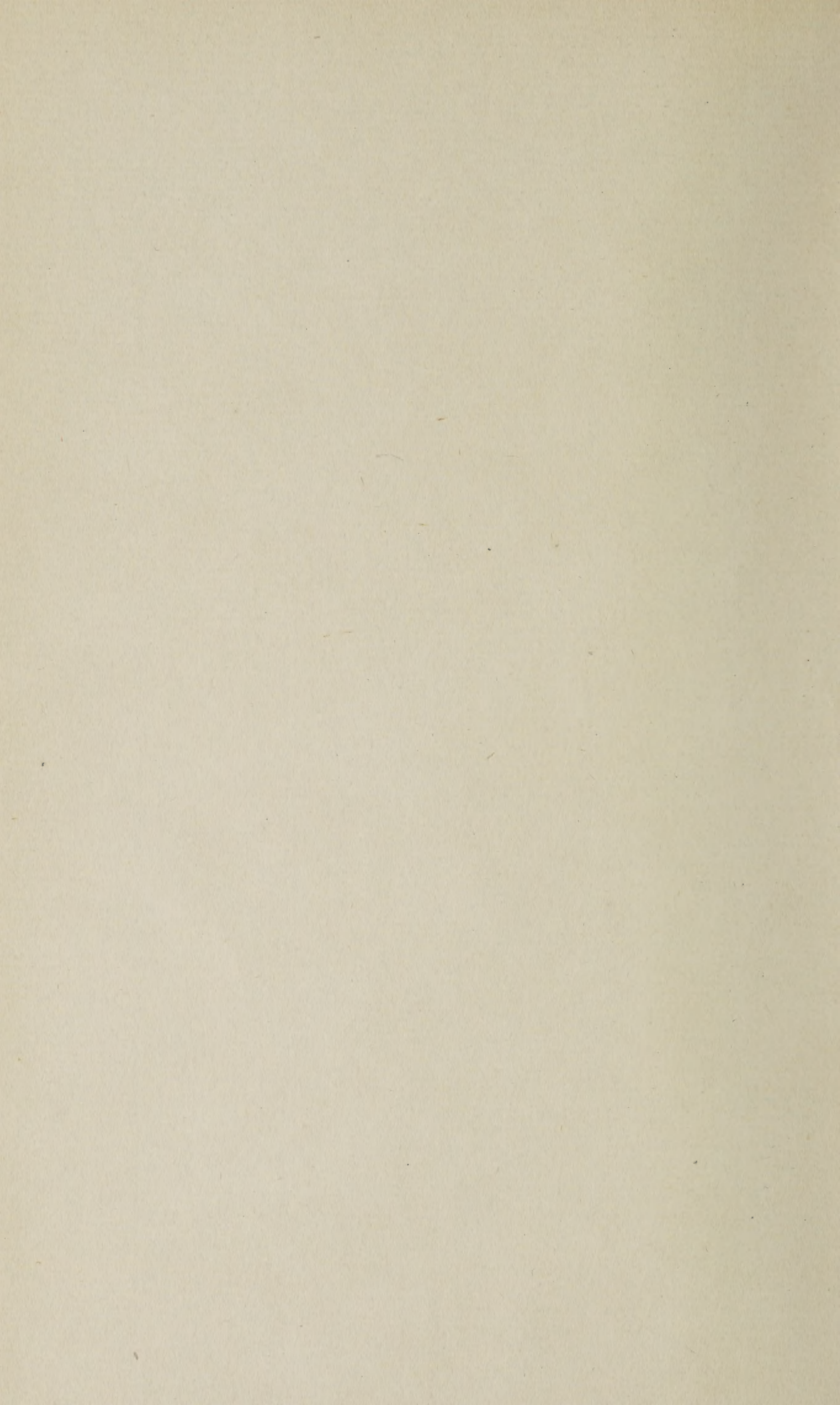
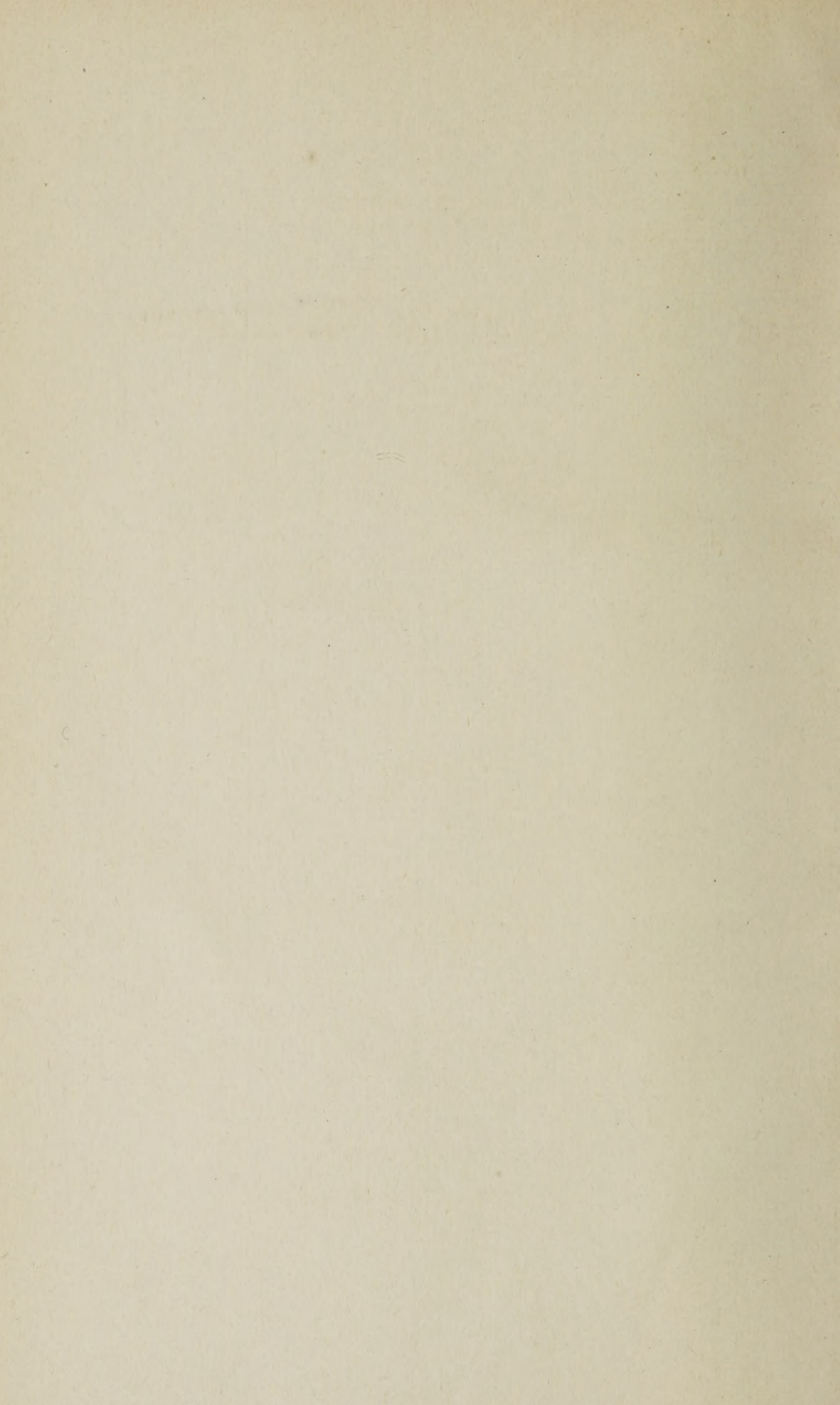






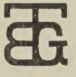
Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

Begründet unter Mitwirkung von Rudolf Hildebrand.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Otto Lyon.

Zwanzigster Jahrgang.



Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1906.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Inhalt des zwanzigsten Jahrganges.

A. Allgemeines.

B. Lektüre.

C. Grammatik und Stilistik.

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

E. Deutscher Aufsatz.

F. Bücherbesprechungen.

1) Dazu ein Nachtrag S. 734.

G.

H.

I.

K.

Meister und Propheten.

Eine Kritik der Kritik der Schule.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

I.

Altes will sich lösen, Neues gestalten. Das ist das deutliche Zeichen, das unserer Zeit auf allen Gebieten aufgeprägt ist. Ist das Zeichen des Lebens stete Entwickelung und Entfaltung aller Dinge überhaupt, so ist der gleiche Grundzug wohl schließlich jedem Zeitalter eigen. Doch tritt in manchen Zeiten mehr die Harmonie eines endlich errungenen Zustandes, in anderen mehr das Verfallen des Alten, in anderen wieder das Werden des Neuen in den Vordergrund. In unserer Zeit ist zweifellos das Hervorsprießen und Empordringen neuer Gedanken und Zustände der beherrschende Zug. Nur fehlt es den neuen Gedanken an organisatorischer Kraft. Das wild durcheinandergärende Leben will sich nicht um einen festen Punkt zum harmonischen Ganzen kristallisieren. Vielmehr laufen die Gedanken durch- und gegeneinander, einer den anderen bekämpfend, niederwerfend, zerstörend. Die bestehenden und in langer Zeit bewährten Organisationen widerstehen noch fest den anstürmenden Geistern, und schon mancher hat sich an den steingeformten Schranken des geschichtlich Gewachsenen und Gewordenen den Kopf zerschlagen.

Falsch wäre es aber, wenn jemand annehmen wollte, er könne bestehende Organisationen, mögen sie Staat, Kirche, Schule, Gesellschaftsordnung, politische Partei, Verband, Verein u. a. heißen, ganz und gar in ihrer gegenwärtigen Erscheinung erhalten und neu vordringende Gedanken und Gedankenträger durch äußere Machtmittel abwehren oder niederhalten. Das ist unmöglich, weil es dem Gesetze der fortschreitenden Entwickelung widerspricht. Wie alles Irdische sind auch alle Organisationen dem Gesetze des Werdens und Vergehens unterworfen. Es kann sich immer nur um einen Kampf auf Zeit handeln. Durch äußere Machtmittel kann daher eine bestehende Organisation auf eine kürzere oder längere Zeit noch in ihrem Bestande erhalten werden, aber auf eine unbegrenzte Dauer nicht. Bestimmter Machtmittel bedarf freilich jede Organisation, aber sie sind immer

nur so lange wirksam, als sie mit der Einsicht der urteilsfähigen Glieder einer Organisation im Einklang stehen. Anderseits aber entspricht es dem Gesetze der Entwickelung, daß alle Umwandlungen nur ganz allmählich geschehen können, weil das bewahrende Moment, das Moment des Beharrens, genau so mächtig ist, wie das neubildende Moment, das Moment des Werdens und Wachsens. Käme nicht noch ein drittes Moment hinzu, das Moment des Alters, das man als Welken und Sterben bezeichnen kann, so würde das Neue, das Wachsende und Werdende, in ewigem Kampfe mit dem Bestehenden und Beharrenden bleiben müssen und niemals zum Siege kommen können. So aber vergeht schließlich das Bestehende und macht nach den Gesetzen der Entwickelung dem Neuen, wenn dieses zur Reife gekommen ist, notwendigerweise Platz. Gewaltsamer Umsturz wird sich stets nur kurze Augenblicke in völlig unzulänglichen, weil nicht natürlich gewachsenen Organisationen erhalten können. Dann wird er wieder von der natürlichen Entwickelung, gegen die niemand aufkommen kann, hinweggespült, als wäre er nie gewesen. Nur das den Gesetzen der Entwickelung gemäß allmählich Gewordene und Gewachsene behauptet sich in naturgemäßer Dauer, bis es in natürlichem Welken und Absterben durch eine neue Entwickelung abgelöst wird.

Diese Grundsätze der Entwickelung muß man sich stets vor Augen halten, wenn man Neues verkündigen oder neue Gedanken und Strömungen beurteilen will. Es kann gar nicht nachdrücklich genug betont werden, daß alles Geistige, alles geschichtlich Gewordene genau so wächst und wird in einem allmählichen natürlichen Prozesse, wie das Physische und alles physisch Gewordene. Ich habe das in meiner Schrift „Das Pathos der Resonanz" nachgewiesen und kann hier darauf verweisen. Mein Buch wird ja in zwanzig Jahren, wenn seine Gedanken sich allmählich durchgesetzt haben werden — und das wird vielleicht geschehen —, mehr gelesen werden als heute. Denn heute ist es, weil es vom Kosmos ausgehend die Entwickelungsgesetze nicht nur der physischen, sondern vor allem auch der geistigen Welt in einem großen, alles umspannenden Parallelismus nachweist und dadurch zeigt, wie ganz andere Gewalten für das Leben und Neugestalten ausschlaggebend sind als der lodernde Fanatismus leidenschaftlicher Temperamente allen diesen von unserer Zeit vielbewunderten Eintagsfliegen ein Dorn im Auge, die in ihren Gedichten, Dramen und philosophischen Schriften die Alleinherrschaft der freien Persönlichkeit, das Recht des rücksichtslosen Sichauslebens und den Triumph der Individualität über die Gesamtheit und deren Organisationen verkündigen.

Ich will hier das, was ich in meinem „Pathos der Resonanz" gesagt habe, nicht wiederholen, sondern muß auf das Buch selbst verweisen, weil

auch der einzelne Satz nur im Zusammenhang mit dem ganzen Aufbau meiner Schrift richtig verstanden werden kann. Nur einen Gedanken muß ich hier herausheben. Daß auch das Geistige, soweit es in der irdischen Welt in Erscheinung tritt und treten kann, den gleichen Gesetzen des Werdens und Vergehens unterworfen ist wie das Physische, liegt darin begründet, daß das Geistige in der irdischen Welt stets an einen Körper gebunden ist und nur in einem solchen und mit einem solchen in die Erscheinung tritt.[1]) Das Geistige, soweit es in der irdischen Welt bemerkt wird, ist stets an eine bestimmte Person geknüpft, und mit der betreffenden Person verschwindet es aus der irdischen Welt. Das nachfolgende Geschlecht empfängt zwar in mündlicher oder schriftlicher Überlieferung den Gedanken des Vorgängers, aber niemand vermag einen Gedanken genau wieder so zu denken, wie ihn der Vorgänger gedacht hat. Es tritt stets etwas Neues aus der Persönlichkeit, aus dem Zeitalter, der Umgebung dessen hinzu, der einen Gedanken des Vorgängers übernimmt und vielleicht vermeint, ihn genau so zu denken wie der Vorgänger. Diese Meinung ist aber ein Irrtum. Vielmehr wandelt jeder Nachfahre die Gedanken des Vorfahren unmerklich um.

In dem allen liegt es begründet, daß auch alles geistig Gewordene auf dem Wege eines natürlichen Wachsens und Werdens entstanden ist, der natürlich unendlich feiner differenziert ist, als der physische Prozeß, und unendlich über diesen emporsteigt. In seiner Grundlage jedoch läuft er diesem parallel. Der Glaube an die Unsterblichkeit des Geistes, ohne den ich auch nicht einen Augenblick leben möchte, wird hierdurch in keiner Weise berührt, da ja alles geschichtlich Gewordene sich nur auf den Geist

---

1) Allen Versuchen Rehmkes u. a. gegenüber, den psycho-physischen Parallelismus durch metaphysische Konstruktionen hinwegzudisputieren, bestehen Wundts klassische Worte in unerschütterter Wahrheit: „Aus diesen Beobachtungen ergibt sich, daß es keinen seelischen Vorgang gibt, dem nicht zugleich physische Vorgänge insofern entsprechen, als irgendwelche Empfindungsinhalte in ihn eingehen. Die empirische Gültigkeit des psycho-physischen Parallelismus ist eben eine notwendige Folge davon, daß unser gesamtes Seelenleben eine sinnliche Grundlage hat, und daß daher kein noch so abstrakter Begriff, keine der Sinnenwelt noch so abgewandte Idee von uns gedacht werden kann, ohne irgendeine sinnliche Vorstellung für sie einzusetzen. Eben deshalb ist der psycho-physische Parallelismus in diesem psychologischen Sinne ein empirisches, kein metaphysisches Prinzip ... Trotz der umfassenden Gültigkeit des psycho-physischen Parallelismus aber liegt alles, was den Wert unseres geistigen Lebens ausmacht, auf der psychischen Seite, und dieser Wert kann durch die Existenz jenes Parallelismus ebensowenig beeinträchtigt werden, wie der Wert einer Idee durch die Tatsache beeinträchtigt wird, daß man eines Wortes oder eines anderen sinnlichen Zeichens bedarf, um sie festhalten, ja um sie nur denken zu können.“ W. Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, 30. Vorlesung, S. 505 ff.

bezieht, soweit er im Irdischen in Erscheinung kommt, nicht aber auf den von dem Irdischen losgelösten unsterblichen Geist, den wir mit irdischen Ohren nicht vernehmen und mit körperlichen Augen nicht sehen können. Gerade in meinem „Pathos der Resonanz" habe ich den Nachweis versucht, wie der Grundgedanke der Entwickelung und deren Grundgesetz in die Unsterblichkeit des Geistes ausläuft.

Ich kann das hier nicht noch einmal ausführen, sondern muß auf den Abschnitt meines Buches: „Das Genie", S. 111—166, verweisen. Doch will ich auch hier einen wichtigen Gedanken wenigstens, der bei der bisherigen Auffassungsart der Dinge noch nicht zur Geltung gelangen konnte, gemeinverständlicher fassen. Gewöhnlich meint man, wenn zwei Kreise nebeneinander liegen, so könne der eine von dem anderen durchaus keine Ahnung haben und nichts von ihm erfahren. Ebenso könne ein kleiner Kreis, der von einem großen umschlossen wird, nichts von diesem außer ihm liegenden großen Kreise wissen. Dies ist aber eine Meinung, die nicht einmal im rein Körperlichen zutrifft, geschweige denn in dem viel feiner differenzierten Geistigen. Man denke nur daran, daß Millionen Meilen voneinander zwei große Weltkugeln vorhanden sind. Man müßte nun meinen, daß eine die andere gar nichts angeht, da ja Millionen von Meilen dazwischen liegen. Und doch wirkt die eine auf die andere, indem die eine Weltkugel durch ihre größere Masse die kleinere nicht nur anzieht, sondern auch deren Bahn im Weltraum mit bestimmt. Das Gesetz der Gravitation erschließt uns so ein tiefes Geheimnis des Lebens und aller Entwickelung. Wie nämlich der Parallelismus aller Erscheinungen lehrt, ist, wie die Bewegung alles Physischen, so auch das irdische Leben überhaupt nicht nur eine Bewegung um den eigenen Mittelpunkt, sondern auch um den Brennpunkt einer größeren Masse oder allgemeiner gesagt: einer höheren Einheit.

Der reine Individualitätsfanatiker berücksichtigt nun in allen seinen Betrachtungen und Bestrebungen nur den eigenen Mittelpunkt, d. h. seine Persönlichkeit, seine eigene Individualität. Er faßt das Leben irrtümlicherweise nur als Bewegung um den eigenen Mittelpunkt und weiß nichts davon, daß dies gar kein Leben ist, sondern daß das Leben erst entsteht, wenn dazu noch die Bewegung um den Brennpunkt einer höheren Einheit tritt. Daher vernichten alle Individualitätsfanatiker das Leben, sie verkündigen nur den Tod. Ihre Experimente sind Versuche am toten Körper. Umgekehrt gehen natürlich die, die das Leben nur von einem außer der Person liegenden Höheren, Größeren abhängig machen, den gleichen Irrpfad. Beides zusammen macht erst das Leben aus: die Bewegung um den eigenen Mittelpunkt und die Bewegung um den Brennpunkt einer höheren Einheit. Bei allen Beurteilungen neuerer Bestrebungen und Strömungen ist daher

als oberster Gesichtspunkt festzuhalten: Wie weit sind sie lebendig? Wie weit kommt in ihnen die Wahrheit des Lebens, ja das Leben selbst zu seinem Recht? Sind sie bloße Bewegungen um den Mittelpunkt dec eigenen Persönlichkeit oder auch um den Brennpunkt einer höheren Einheit? Die Beurteilung muß versuchen, die Bestrebungen, sofern sie vom Leben abirren, auf den Weg zum Leben hinzuführen, und scharf prüfen, ob sie nach der einen oder der anderen Seite hin einseitig sind.

Immer wird im Leben also das eine durch das andere bestimmt, ist das eine von dem anderen abhängig, das niederste Lebewesen von dem nächst höheren und dieses wieder von dem über ihm und unter ihm stehenden und so fort in einer unendlichen Kette oder vielmehr in vielen unendlichen Ketten nach allen Seiten hin. Denn auch die Umgebung, das neben ihm Liegende bestimmt jedes Lebewesen, ferner wird jedes einzelne durch die Gesamtheit, jede Gesamtheit durch das einzelne bedingt, beschränkt, bestimmt, gefördert und gehemmt. Aber wie unendlich verwickelt, verschlungen und kompliziert auch das Leben sein mag, es läßt sich doch immer als Grundlage, wenn wir das Problem bis in seine letzten Ausläufer durchdenken, die einfache Formel erkennen: das Leben ist Bewegung um den eigenen Mittelpunkt und um den Brennpunkt einer größeren Einheit. Denn das Eigentümliche des Lebens besteht darin, daß ein Lebewesen niemals allein da ist, sondern daß immer außer ihm noch ein anderes vorhanden ist. Daß die zwei zusammen die größere Einheit ausmachen, daß also die Gesamtheit von Lebewesen jedes einzelne Lebewesen in seiner Entwickelung, Bewegung usw. mit bestimmt, ist ohne weiteres klar. Man kann also sagen, daß die größere Einheit, um deren Brennpunkt jedes außerdem um seinen eigenen Mittelpunkt schwingende Einzelwesen sich bewegt, die Gesamtheit ist. Der Gesamtheiten, denen ein Wesen als organisches Glied angehört, können natürlich unendlich viele sein: körperliche, geistige, die Umgebung, Familie, Stamm, Volk, Staat, Gemeinde, Kirche, Schule, Verein, Verband, Partei usw. Wichtig ist hierbei auch, daß jede kleinere Gesamtheit einer größeren Gesamtheit gegenüber immer wieder als Einzelwesen, als Individuum erscheint. Der einzelne Mensch ist eine überaus komplizierte Gesamtheit aus unendlich vielen Lebewesen und kleineren, zu immer größeren aufsteigenden Gesamtheiten. Dennoch fühlt er sich jeder Gemeinschaft von Menschen, der menschlichen Gesellschaft, der Familie, dem Volke, dem Staate gegenüber als Einzelwesen. Die Erde mit ihren Bewohnern ist eine Gesamtheit von beträchtlichem Umfange, und doch ist sie dem Weltall gegenüber ein verschwindend kleines Einzelwesen. Einen Kettenring von Wonn' und Wehe nennt Goethe die Welt. Aber nicht nur Wonne und Wehe, sondern alles Lebendige ist ineinander verknotet und verkettet, unaufwirrbar.

Man wird mich nun hoffentlich nicht falsch verstehen, wenn ich sage: der einzelne wird durch die Gesamtheit, die Gesamtheit durch den einzelnen mit bestimmt, beide außerdem durch sich selbst. Es sind natürlich unzählige Einzelwesen und unzählige Gesamtwesen, die in, neben, über, unter, vor, hinter jedem Lebewesen, sei es ein einzelnes, sei es ein Gesamtwesen, liegen. Wo ein Prophet neuer Gedanken diese Beziehungen außer acht läßt, wo er ein Wesen losgelöst aus diesem Zusammenhange betrachtet, schweift er von der Wahrheit ab. Und wenn diese Abschweifung anfangs, körperlich ausgedrückt, nur den tausendsten Teil eines Millimeters beträgt, mit jedem Schritte wird die Abweichung größer und am Ende der Untersuchung beträgt sie vielleicht Millionen von Meilen. Denn die Entfernungen, die der Geist zurücklegt, sind ungeheuer, und der Gedanke fliegt schneller als das Licht.

Hieraus ergeben sich ohne weiteres zwei Wahrheiten, die von allen den zahllosen Propheten in unserer Zeit ganz allgemein nicht beachtet zu werden pflegen. Die eine Wahrheit ist die, daß jede Gesamtheit auch zugleich ein Individuum ist. Wenn auch der Zusammenhang einer Gesamtheit von Menschen nicht ein so eng physischer ist wie beim menschlichen Körper, sondern vorwiegend ein geistiger, so ist er doch nicht minder fest und organisch, er vollzieht sich, wenn auch außerordentlich erhöht und verfeinert, nach den gleichen Gesetzen, wie sie in einer Einzelseele wirksam sind. Es gibt daher ganz wirklich und wahrhaftig neben der Einzelseele, dem Einzelgefühl, Einzelwillen, Einzelverstande, der Einzelpersönlichkeit eine Gesamtseele, ein Gesamtgefühl, einen Gesamtwillen, einen Gesamtverstand, eine Gesamtpersönlichkeit. Die Gesamtheit lebt, fühlt, denkt, will wie ein Einzelmensch, nur verläuft der Lebensprozeß der Gesamtheit unendlich viel langsamer als der des Einzelwesens. Staaten, Organisationen, Gesellschaftsgestaltungen wachsen langsamer als Menschen, sie vergehen aber auch viel langsamer. Mit Recht spricht man heute von einer Volksseele und von einer Völkerpsychologie.[1]) Man darf diese Worte nur nicht als bloße Bilder verstehen, wie es heute noch von den meisten Gebildeten geschieht, sondern muß sie als wahrhaftige Wirklichkeiten begreifen lernen. Wie der einzelne Menschenkörper durch die Zirkulation des Blutes belebt wird, so wird der Gesellschaftskörper durch die Suggestion in einen lebendigen Organismus verwandelt, durch das Überspringen von Nervenspannungen und Nervenkräften von einer Person zur anderen und in letzter Linie durch Geist und Sprache. Dieses unendlich verfeinerte Fluidum tritt hier an die Stelle des Blutes. Es

1) Lazarus schuf zuerst diesen Begriff in seiner Arbeit „Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie" im Jahre 1851, Steinthal und Wundt bauten den Gedanken weiter aus.

kommen dazu aber auch noch unzählige andere Beziehungen, deren Erörterung hier viel zu weit führen würde, z. B. Sympathie, Liebe, Neigung, Verehrung, Bewunderung, Geschlechtstrieb u. a.

Die andere Wahrheit ist die, daß es demnach nicht bloß ein Genie als Einzelwesen, sondern auch ein Genie der Gesamtheit gibt. Unsere Physiologie und Psychologie, unsere Philosophie und Geschichtsbetrachtung sprechen immer nur von dem Einzelgenie und haben das Gesamtgenie, die Volksseele als Genie gar nicht in den Kreis ihrer Erwägungen gezogen. Das Einzelgenie nenne ich das Genie der Idee, das Gesamtgenie das Genie der Macht.[1]) Selbstverständlich gehen diese Begriffe im Leben vielfach ineinander über, da ja jede Gesamtheit immer zugleich einer größeren Gesamtheit gegenüber als Individuum erscheinen kann. Aber man muß, um zu klarer Einsicht zu gelangen, die beiden Begriffe auseinanderhalten.

Ideen treten immer zuerst in einzelnen Personen auf. Sie sind natürlich auch das Produkt einer langen Entwickelung, die über Jahrhunderte hingeht, aber zuerst gedacht werden sie immer von einer einzelnen Person. Die Verkünder solcher Ideen nennen wir Propheten, Reformatoren, Denker und Forscher. Die neue Idee ergreift dann, bei heftigem Widerstande des Alten, allmählich andere und führt schließlich, wenn sie wahr und gesund ist, wenn der Prophet ein Verkünder der Wahrheit war, zu Umwandlungen des Bestehenden, zu neuen Gestaltungen. Diese sind nur möglich, wenn die neue Idee von der Gesamtheit ergriffen worden ist. Nun muß zum Genie der Idee das Genie der Macht hinzutreten, das das gärende, wogende, wirbelnde Chaos, das infolge der Auflösung des Alten durch die neue Idee entstanden ist, wieder zu einer neuen Ordnung, zu einem neuen Kosmos der Dinge gestaltet. Dieses Genie ist der Meister, der die Gedanken der Propheten zur Gestaltung in der Wirklichkeit bringt, der aber nur wirken kann, wenn die Idee schon in der Gesamtheit lebt, dessen Fühlen und Wollen so eins ist mit dem Fühlen und Wollen der Gesamtheit, daß in ihm das Gesamtgenie zur Verkörperung kommt, daß der Wille der Gesamtheit in ihm sich offenbart.

Der Widerstand des Alten, Bestehenden gegen die neue Idee ist ungeheuer. Das Bestehende wird immer zugleich durch äußere Autorität, durch äußere Machtentfaltung repräsentiert und festgehalten. Das Alte will von seinem Platze nicht weichen und sucht, das lehrt jede Betrachtung der geschichtlichen Entwickelung, die neue, vordringende Idee durch äußere Machtmittel zu vernichten.

---

1) Vgl. Pathos der Resonanz, S. 163 ff.

Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Aber jede äußere Autorität, jede äußere Machtgestaltung vermag sich trotzdem nur so lange zu halten, als sie mit der im Volke lebenden Idee im Einklang steht. Ist das Volk von einer neuen Idee durchdrungen, zu der die alte äußere Autorität nicht mehr paßt, so steigt aus seinem Schoße das Genie der Macht auf, das die bestehende äußere Autorität stürzt und auf den Trümmern des Alten eine neue Welt aufbaut. Hierin liegt die ungeheure Gewalt der Idee. Alle lebenden Organisationen können nur bestehen, wenn sie nicht durch bloße äußere Autorität zusammengehalten, sondern durch die aus der innersten Seele des Volkes quellenden Ideen getragen werden und mit diesen im Einklang stehen. Darum besteht die Aufgabe jeder Regierung und Verwaltung nicht darin, bestehende Organisationen um jeden Preis mit äußeren Machtmitteln festzuhalten, sondern darin, die bestehende Organisation nach und nach mit den neuen Ideen, die aus dem Volke emporquellen, in Einklang zu bringen und das Bestehende dementsprechend in vorsorglicher und vorsichtiger Weise umzuwandeln. Alle Staaten, die groß und mächtig geworden sind, haben dies nur dadurch erreicht, daß ihre Herrscher immer die neuen Ideen in die Organisationen des Staates und der Gesellschaft aufnahmen. Ohne Friedrich den Großen, der die neuen Ideen der Toleranz und der geistigen und sittlichen Bedeutung der Arbeit (Ich bin der erste Diener meines Staates) in sein Staatssystem aufnahm, wäre Preußen niemals der führende Staat Deutschlands geworden.

Nun wäre es freilich sehr leicht, nach dieser Vorschrift zu verfahren, wenn alle neuen Ideen auch gesund und wahr wären. Leider gibt es aber auch falsche Propheten, und von den neuen Ideen, die in einem Zeitalter auftreten, ist sicherlich eine große Zahl irrig und ungesund. Diese müssen aber zurückgewiesen werden, und die Regierungs- und Verwaltungskunst ist darum so ungeheuer schwer, weil sie mit sicherem Blicke die falschen von den wahren Propheten scheiden, weil sie erkennen muß, welche Ideen gesund und wahr, und welche neuen Gedanken falsch und krankhaft sind. Dazu bedarf sie aber der Kritik. Hier liegt der Grund, weshalb die Kritik gleichberechtigt neben der Ideenschöpfung steht. Ein genialer Kritiker ist von gleichem Werte wie ein genialer Ideenschöpfer. Die Meinung unserer Zeit, daß nur der künstlerische schöpferische Geist zu schätzen sei, wie sie namentlich durch Nietzsche und durch die moderne Kunstrichtung verkündigt

worden ist, erweist sich daher als ein verhängnisvoller Irrtum. Die Kritik, die wissenschaftliche Analyse der Ideen, ist vielmehr gleich notwendig, wichtig und wertvoll. Sie ist ein notwendiger Teil des Genies der Macht, wie die dichterische Schöpfung ein Teil des Genies der Idee ist. Ohne die Kritik wird der Aufbau einer neuen Organisation, die Umwandlung des Alten in eine neue Gestaltung niemals möglich. Ohne die Kritik ist die Erkenntnis der Wahrheit und Gesundheit eines neuen Gedankens undenkbar. Ohne diese Erkenntnis wird aber niemals ein Genie der Macht seine Hand zur Umgestaltung einer bestehenden Gestaltung bieten. Aller Fortschritt beruht daher auf Idee und Kritik. Die Kritik lehrt uns erkennen, ob ein neuer Gedanke das schöpferische Erzeugnis eines Genies oder nur der Erguß eines leidenschaftlichen Temperamentes ist. Und der Meister, der zugleich die volle Einfühlung in die Anschauung der Gesamtheit hat und deshalb den rechten Zeitpunkt für die Umgestaltung zu finden vermag, zerbricht die alte Form und gibt den durch die Jahrzehnte, oft auch Jahrhunderte hinschreitenden Ideen der wahren Propheten endlich Form und Gestalt in einer neuen Organisation. Der Meister ist das Werkzeug, das sich das Gesamtgenie geschaffen hat, um endlich seinen Willen durchzusetzen.

Wer das klar erkannt hat, der wird es verurteilen, wenn Dichter die Kritik als etwas Unnötiges und Minderwertiges an den Pranger zu stellen suchen. Die Kritik ist vielmehr ein notwendiger Bestandteil der Kunst, ohne sie ist eine Entfaltung einer neuen Kunstgestaltung, einer neuen Kunstblüte unmöglich. Auf falscher Bahn befand sich daher der Kunsterziehungstag in Weimar, befinden sich zahlreiche Schriften über Kunst und Schule, wenn sie die sorgfältige Analyse des Kunstwerkes aus der Schule verbannen wollen und, wie Sudermann, Halbe, Otto Ernst u. a. die Kritiker, die Interpreten und Dolmetscher des Dichters und bildenden Künstlers mit zornigem Spott übergießen. Die Erziehung zum kritischen Verständnis der Kunst ist ein ebenso notwendiger und wichtiger Bestandteil der Erziehung zur Kunst wie die Erziehung zum Kunstgenusse. Der Hauptmangel unserer modernen Kunstbewegung ist der Mangel an Kritik, nicht an der Kritik des Alten, sondern des Neuen.

Ich habe hier den Weg der Entwickelung und Umwandlung aller lebendigen Gestaltungen in ganz kurzen und groben Zügen gezeigt. Das nur in Konturen entworfene Bild im einzelnen auszuführen, dazu ist hier kein Raum. Es ist aber auch nicht notwendig, da ich im folgenden die Einzelanwendungen in bezug auf eine bestimmte vielumstrittene Organisation unserer Zeit, in bezug auf die Schule geben will.

Zunächst geht aus dem Gesagten mit Notwendigkeit hervor, daß die Regierungen und Schulverwaltungen die ernste Pflicht haben, die neuen

Gedanken, die an sie mit Macht herandringen, sorgfältig zu prüfen und ihnen Eintritt in die Schule zu verschaffen, wenn sie als gesund und wahr erfunden worden sind und ihre Durchführbarkeit möglich erscheint. Man weise also die neuen Gedanken und Bestrebungen nicht damit ab, daß man sie als Erzeugnisse unzufriedener Lehrer bezeichnet, die in ihrer Laufbahn nicht genügend vorwärts gekommen sind, oder rachsüchtiger Laien, die einmal in der Schule Schiffbruch gelitten haben. Man sage auch nicht: „Ach, Arthur Bonus ist nicht ernst zu nehmen!" „Ludwig Gurlitt will sich um jeden Preis einen Namen machen!" „Die Kunsterzieher sind ja in der Hauptsache doch nur von ihrer Stellung unbefriedigte Zeichen-, Gesang- und Musiklehrer." „Man schreit ja auf allen Gebieten nach Reform, da muß man doch auch nach Schulreform schreien." „Wir haben ja in der alten Schule genug gelernt, weshalb soll sie denn da geändert werden?" usw.

Solche Bemerkungen entschlüpfen wohl manchem tüchtigen Schulmann, der seine beste Kraft an seinen Beruf wendet und seine Klasse in jeder Beziehung fördert, im Zorne über die zahllosen Ansprüche, die heute an die Schule gestellt werden. Man kann dies gewiß niemand verübeln. Denn es ist sicher eine große Zahl bloßer Schreier und Nachtreter unter denen, die nach einer Reform rufen, eine große Zahl von Mitläufern, die ihre Pflicht als lästigen Zwang, jede Aufsicht als Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit, jede notwendige behördliche Anordnung als verwünschten Bureaukratismus, jede Beförderung eines anderen als Zurücksetzung und haarsträubende Ungerechtigkeit, jede Unterordnung unter die Forderungen des Amtes oder Standes als empörende Knechtschaft empfinden. Aber neben diesen gibt es doch eine nicht unbedeutende Zahl ernster und idealer Geister, die wahrlich nicht leichten Herzens um bloßer Modeschriftstellerei oder Popularitätssucht willen ihre Hand gegen die Schule in ihrer heutigen Gestalt erheben, die vielmehr von dem ernsten Wunsche getrieben werden, der Schule zu dienen und gerade aus Liebe zur Schule ihre Wünsche und Bedenken äußern. Und noch mehr! Sie erheben nicht bloß Anklagen, sondern bringen auch Tatsachen vor und stützen ihre Bestrebungen mit ernsten Gründen. Solche Männer und Frauen können nicht mit einigen Zornausbrüchen oder spöttischen Worten abgetan werden. Es ist vielmehr notwendig, daß sie recht ernst genommen, daß ihre Wünsche gehört und geprüft werden.

Vier Punkte sind es namentlich, die ich hier als notwendig für das Verständnis meiner Stellungnahme und meiner Kritik noch betonen möchte. Zunächst wird sehr oft vergessen, daß die Schulreformbestrebungen nur ein Teil der großen europäischen Strömung sind, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiete der Kunst und der Gesellschaft

einsetzte und von da aus alle übrigen Gebiete mit überflutete und die Geister mit sich fortriß. Wie von dem französischen Maler Manet ausgehend um 1860 jene mächtige Strömung der Freilichtmalerei und des Impressionismus die Malerei und Bildnerei aller europäischen Völker ergriff und unsere Kunst nach modernen Grundsätzen allenthalben umgestaltete, so wurden Franzosen, Russen und Norweger unsere Vorbilder für Dichtung und Schriftstellerei. Und parallel mit dieser Erscheinung lief als Grundströmung die Arbeiterbewegung und das Ringen um eine Neugestaltung der sozialen Verhältnisse, in dem wir heute noch mitten drin stehen. Der Impressionismus, der Naturalismus, der Symbolismus, der Kultus der freien Liebe und des Rechtes auf Mutterschaft, die Auflehnung der freiseinwollenden Persönlichkeit gegen die Macht der Gesamtheit und den Zwang der Gesellschaft, die Erhebung gegen die überlieferten Gesetze der Moral und der Gesellschaftsordnung trieben in allen Kulturländern ihr tolles Spiel und feierten auch bei uns große Triumphe. Kein Wunder, daß auch die Schule allmählich in diesen Reigen hineingezogen wurde. Gibt es doch bei uns Schulzwang und Berechtigungsschein, Grundes genug, um einen Sturmlauf gegen die bestehende Schulorganisation zu richten.

Zunächst stürmten die Realanstalten gegen das humanistische Gymnasium. An jeder von den beiden Anstaltsgruppen wurde immer von dem Gegner kein gutes Haar gelassen. Die Angehörigen anderer Stände rieben sich vor Freude die Hände über die traurigen Zustände beider Schulgattungen. Der Verein für Schulreform entstand. Bald wurde eine Neuorganisation des gesamten höheren Schulwesens gefordert. Die Bewegung erweiterte sich, auch die Volksschulen wurden mit hineingezogen, indem der Realismus als neues Unterrichtsprinzip dem Verbalismus gegenüber gefordert wurde. An Stelle des Wortes müsse die Anschauung treten, Schulung des Auges und der Hand wurde gefordert, Reform des Zeichenunterrichts. Das alles steigerte sich zu der Forderung der Kunsterziehung, die endlich als neues Prinzip den ganzen Unterricht umgestalten solle. Denn man forderte schließlich nicht nur eine Ergänzung des wissenschaftlichen Unterrichts durch die Kunsterziehung, sondern eine völlige Umwandlung der gesamten deutschen Erziehung. Während bei der Malerei und Dichtung vor allem Frankreich, Rußland und Norwegen als Vorbilder wirkten, wurden auf dem Schulgebiete England und Amerika, zum Teil auch Schweden als nachahmungswerte Muster gepriesen. Durch den Einfluß Amerikas wurde auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts die europäische Strömung zu einer Weltströmung, zu der neuerdings noch der japanische Einfluß hinzukam. Und in den Forderungen der Sozialpädagogik kam auch die soziale Grundströmung unserer Zeit zur Geltung. Man könnte der Politik, Kunst und Schule unserer Zeit ein

gemeinsames Denkmal in der industriellen Arbeitergestalt des belgischen Bildhauers Konstantin Meunier setzen. Wie Meunier dem Arbeiter in seinen Werken vollendete plastische Gestalt gegeben, den Vertreter der neuen Macht der Massen in einer typischen Form verewigt und so eine neue Ausdrucksart der Menschheit geschaffen hat, so sucht man auch stürmisch nach einer neuen Ausdrucksart der Schule.

Die Kämpfe um eine Schulreform sind daher nicht eine zufällige und willkürliche, sondern eine notwendige, aus dem Gange der Entwickelung erwachsene Erscheinung, die weder durch Majoritätsbeschlüsse auf Kongressen, noch durch Verordnungen der Behörden aus der Welt geschafft oder in ihrem naturgemäßen Laufe aufgehalten werden kann. Aber wir können durch eingehende Kritik den Kern der Bewegung herausschälen und von den mannigfachen Auswüchsen und Phantasmen, die wie Blasen im Schaum der fanatischen Begeisterung sich in großen Massen bilden, in klarer Weise trennen.

Der zweite Punkt, auf den es bei Beurteilung aller pädagogischen Strömungen ankommt, ist die Forderung, daß sie immer in ihrer Beziehung zur Gesamtpädagogik nicht nur, sondern auch zur Gesamterziehung erfaßt und betrachtet werden müssen, wenn ihre Bedeutung klar erkannt werden soll. Wir haben heute leider noch keine pädagogische Gesamtwissenschaft, sondern nur pädagogische Spezialisten und Spezialistenpädagogik. Der Volksschullehrer und Seminarlehrer studiert die Volksschulpädagogik, der Gymnasial- und Realschullehrer die Gymnasialpädagogik, der Töchterschullehrer die Mädchenschulpädagogik, die Kindnergärtnerinnen die Kleinkinderpädagogik und die Lehre Fröbels, der Gewerbeschullehrer die Pädagogik der technischen Fächer, namentlich des Zeichnens und der Kunstgewerbelehre. Alle arbeiten zum größten Teile ihr ganzes Leben hindurch auf ihrem speziellen Gebiete, und die einzelnen pädagogischen Stände ziehen gewöhnlich zwischeneinander eine tiefe Kluft, die eine Verbindung der einzelnen Gruppen ausschließt und die Entwickelung einer wissenschaftlichen Gesamtpädagogik hindert. Und doch beschäftigen sich alle mit dem gleichen, ja mit demselben Objekt: dem Schüler oder der Schülerin, nur daß der Volksschullehrer dieses Objekt auf einer früheren, der Gymnasial-, Seminar- oder Gewerbeschullehrer auf einer späteren Stufe bearbeitet.

Dieser Zustand ist ein für unsere Schulzustände und für unsere Jugend ungünstiger. Er muß und wird überwunden werden. Wir müssen zu einer großen einheitlichen Gesamtpädagogik gelangen, bei der nicht der eine Faktor den anderen an dem gleichen Ziele mitwirkenden Faktor bekämpft, befehdet oder wohl gar geringschätzt. Gewöhnlich betont der Gymnasiallehrer seine Wissenschaftlichkeit und glaubt von dem Volksschullehrer weit abrücken zu

müssen, damit er nur ja nicht von irgendeinem Laien mit diesem verwechselt werde. Der Volksschullehrer dagegen rühmt sich leicht seiner größeren pädagogischen Kunst und blickt von diesem Standpunkte aus auf den gelehrten Gymnasiallehrer herab. Beide Gruppen kommen zu dieser Haltung lediglich dadurch, weil der Gymnasiallehrer von der Vielseitigkeit, Größe, Erhabenheit und Weltweite der Volksschulpädagogik in der Regel keine Ahnung hat, während umgekehrt der Volksschullehrer in den meisten Fällen nicht weiß und nicht wissen kann, daß die Gymnasialpädagogik zu einem großen Teile, da sie Jugend- und nicht Kinderunterricht ist, mit wesentlich anderen Mitteln arbeiten muß als die Volksschulpädagogik.

Im allgemeinen ist es bei uns nur der Jurist, der als Vorstand einer Schulbehörde das Gesamtgebiet der Pädagogik zu bearbeiten hat und infolgedessen zu überblicken vermag. Er gewinnt durch diesen Umstand zweifellos einen weiteren Blick als der fachmännische Spezialist. Wenn Ludwig Gurlitt in seinem Werke „Der Deutsche und sein Vaterland" ein großes Klagelied über den Juristen singt, so kann ich dem nicht beistimmen. Es gibt auch hier gute und schlechte Kräfte wie in allen Ständen. Der gute Jurist arbeitet der Gesamtheit und auch unserem Schulwesen zum Segen, der schlechte zum Schaden. Selbstverständlich sind die Fehler, die ein schlechter Jurist macht, weit fühlbarer, sobald er sich in leitender und führender Stellung befindet. Da der Jurist aber nicht Fachmann ist, so kommen ihm die zahlreichen tiefspaltenden Klüfte zwischen den verschiedenen pädagogischen Gruppen nicht so zum Bewußtsein, wie dem Fachmann, der sie am eigenen Leibe fühlt.

Daher ist es notwendig, daß der pädagogische Fachmann in viel größerem Umfange als bisher an der Schulverwaltung beteiligt wird, damit ganz anders als bisher das Gefühl der Zusammengehörigkeit der einzelnen Gruppen und des naturnotwendigen Zusammenhanges der gesamten Pädagogik von der Kleinkinderschule bis zur Universität in die Fachkreise eindringt und schließlich in unserem ganzen Erziehungssystem die Herrschaft gewinnt. Da ich in meiner amtlichen Stellung in gleicher Weise Angelegenheiten und Fragen des Volksschul-, wie des Gymnasial-, Real- und Töchterschulwesens, des Gewerbe- und Fortbildungsschulwesens wie des Hilfsschul- und Zwangserziehungswesens, der Knaben- und Mädchenhorte, der Kinderheime wie der Jugendfürsorge zu bearbeiten habe, so habe ich aus den Erfahrungen, die ich dadurch sammeln konnte, die unerschütterliche Gewißheit gewonnen, daß unser gesamtes Erziehungswesen tatsächlich in einem wunderbaren organischen Zusammenhang steht, daß aber dieser natürliche und naturnotwendig gewachsene Zusammenhang durch den Interessenkampf der einzelnen Gruppen immer und immer wieder gestört, geschädigt und zuweilen sogar

zerrissen wird. Dadurch leidet aber jede einzelne Gruppe ganz außerordentlich.

Und darum ergibt sich für mich daraus der notwendige Schluß, daß die Frage der Erneuerung unseres Schul- und Erziehungswesens nur gelöst werden kann auf der Grundlage der Gesamtpädagogik, und daß daher ein unerläßlicher Schritt zur Besserung und zu wirklichem Fortschritt die Überbrückung der Kluft zwischen Volksschul- und Gymnasialpädagogik ist. Die Einsicht dafür und der notwendige Überblick über die Gesamtpädagogik wird aber hauptsächlich dadurch gewonnen werden, daß in viel größerem Umfange als bisher der Fachmann an der Schulverwaltung beteiligt wird. Schulmänner jeder Gattung müssen in die Reichs-, Land- und Stadtparlamente, in die Kuratorien der höheren Schulen, in die Schulkommissionen, Schuldeputationen und Schulausschüsse, in die Ratskollegien usw. in genügender Zahl eintreten, damit sie Gelegenheit gewinnen, über ihren Spezialberuf hinaus sich über das Gesamtgebiet des Erziehungswesens praktisch zu orientieren und mit allen Gruppen des Schulwesens in enge Fühlung zu treten. Nun geschieht das zwar schon zu einem gewissen Teil, aber es muß eben eine Erweiterung angebahnt werden. Vor allem muß aber diese Stellung in irgendeinem Parlament oder einem Kollegium von den Lehrern nicht wie bisher als eine bloße Standesvertretung aufgefaßt und gehandhabt, sondern auf eine allgemeinere Grundlage gestellt werden. Vor allem darf der Lehrer nicht bloß zu Schulfragen sprechen, sondern er muß zu allen Fragen Stellung nehmen, sich für das große Ganze interessieren. Dann muß weiter der Gymnasiallehrer nicht bloß über Gymnasialfragen, sondern auch über Volksschulfragen berichten und umgekehrt der Volksschullehrer auch über Fragen des höheren Schulwesens. Es müssen daher vor allem auch Gymnasiallehrer in die Volksschulausschüsse und Volksschullehrer in die Ausschüsse des höheren Unterrichtswesens eintreten, so daß allmählich ein Einblick herüber und hinüber angebahnt wird.

Alle Vorschläge, die diesen Weg zu einer großen Einheit unseres gesamten Erziehungs- und Schulwesens gehen, sind daher in ihrem Kerne zu billigen und zu fördern. Denn nur auf diesem Pfade kommen wir aus der Verwirrung unserer Zeit, aus der Zersplitterung in unserem Schulwesen hinaus. Wenn wir einmal ein Schulsystem unserem Volk aufgelegt haben, so muß es wenigstens zu einem einheitlichen ausgestaltet werden. Es darf nicht geduldet werden, daß das eine System die Wirkung des anderen zum Teil wieder aufhebt oder vermindert. Es muß vielmehr ein einheitlicher großer Zug durch den Kinder- und Jugendunterricht gehen. Ich verkenne keineswegs, daß dies zum Teil schon der Fall ist durch vorzügliche Persönlichkeiten, die in den verschiedenen Gruppen wirken und durch ihre Ein-

sicht, ihre Besonnenheit und Vernunft die Gegensätze überbrücken. Aber das sind doch immer nur Ausnahmen, und wenn es auch zahlreiche solche Ausnahmen gibt, so bleiben sie doch immer nur vereinzelte Erscheinungen der großen Masse gegenüber.

Ich will gleich hier vorausschicken, daß mir die meisten Reformschriften an dem Grundmangel zu leiden scheinen, daß sie nur pädagogische Spezialitäten ins Auge fassen, nicht aber auf der Grundlage einer gesamtpädagogischen Weltanschauung erwachsen und nicht die notwendige Rücksicht auf das Gesamterziehungswesen nehmen. Den falschen Voraussetzungen entsprechen dann falsche Folgerungen und Forderungen. Bildungs- und Standesdünkel haben, wie in unserem ganzen deutschen Kulturwesen, auch in unserem Schul- und Erziehungswesen verheerend gewirkt. Sie werden daher vor allem überwunden werden müssen, um die heute sich immer mehr erweiternde Kluft zwischen Volksschul- und Gymnasiallehrer zu überbrücken.

Es führt immer zu logischen Fehlern, wenn man Vergleiche mit anderen Ständen zu maßgebender Bedeutung steigert. Jeder Stand hat die ihm innewohnenden Gesetze in einer langen, für ihn einzigartigen Kulturentwickelung gewonnen. Man kann daher nicht die Gesetze des einen auf einen anderen Stand übertragen, der eine ganz andere Entwickelung hinter sich hat. Aber verdeutlichen wird es doch das, was ich meine, wenn ich auf den Stand der Ärzte hinweise. In der ärztlichen Wissenschaft wächst jeder spezialärztliche Zweig aus dem mächtigen Stamme der allgemeinen ärztlichen Wissenschaft heraus. Auf dieser Grundlage finden sich alle Spezialärzte zusammen. Die große Einheit, die wir auf dem Gebiete der Pädagogik noch suchen, ist hier vorhanden. Aber die Einheit ist bei dem Lehrerstande um deswillen von ganz anderen Bedingungen abhängig und unendlich viel schwerer zu schaffen, weil das Unterrichten nicht wie die Heilkunst ein freies Gewerbe[1]), sondern die Tätigkeit eines von Staat oder Gemeinde angestellten Beamten und daher mit der wirtschaftlichen und politischen Gesamtlage des Staates oder der Gemeinde aufs innigste verbunden ist.

Und damit gelange ich zu dem dritten Punkte, der für die Beurteilung der Reformbewegung von größter Wichtigkeit ist: Unser Schul- und Erziehungswesen darf niemals für sich allein ins Auge gefaßt werden, sondern es muß stets beurteilt werden im Zusammenhange mit der wirtschaftlichen und politischen Gesamt-

---

1) Auch bei den Ärzten ist lediglich durch die Einrichtung der Krankenkassenärzte, die es früher nicht gab, die gewonnene Einheit wiederholt erschüttert worden. Man denke nur an die Forderung verschiedener Krankenkassenvorstände, auch Naturheilkundige als Kassenärzte anzustellen u. ähnl.

lage des Staates und der Gemeinde, in vielen Punkten auch in seinem Verhältnis zur Kirche. Viele leidenschaftliche Schulreformer verfahren in ihrer Beurteilung der ganzen Frage so, als ob der Lehrer so ohne weiteres wie der Arzt sich in einer Stadt niederlassen und nun nach seiner Einsicht, seinem Willen und seinem Geschmack sich eine Schule zusammenstellen und aufbauen könnte wie der Arzt seine Praxis. Jede Schul- und Erziehungsfrage ist vielmehr zugleich auch eine politische Frage, und neben der Schulpädagogik steht immer zugleich als mächtiger Teilhaber die Schulpolitik. In jeder, auch der kleinsten pädagogischen Frage liegt daher zugleich immer etwas Schulpolitisches. Könnten unsere Schulgesetze und Schulverordnungen nur von pädagogischen Gesichtspunkten ausgehen, so würden sie in vielen Punkten eine andere Gestalt aufweisen. So aber sind sie in ihrer Entstehung und Entwickelung immer wesentlich mit bestimmt durch schulpolitische Erwägungen. Und hier liegt die größte Schwierigkeit für jede Schulreform. Hierin liegt ein Hauptgrund dafür, weshalb alle Weiterentwickelung im Schulwesen nur langsam vor sich gehen kann. Der beste Wille selbst einflußreicher Männer wird oft lahm gelegt durch politische Strömungen. Manche Verbesserung muß aufgeschoben werden, weil die augenblickliche wirtschaftliche und finanzielle Lage sie nicht zuläßt. Auch die Schulbehörden würden manchen Wunsch von Herzen gern sofort erfüllen, wenn nicht die finanzielle und wirtschaftliche Lage sich als ein absolut unüberwindliches Hindernis entgegenstellte. Von der Reformfrage untrennbar ist daher die Forderung, daß der Schulmann auch recht oft über sein Klassenzimmer hinaus blicken möge in die übrigen Verhältnisse des Lebens und auf die übrigen neben der Schule stehenden Gewalten, die nicht nur die Geschicke des ganzen Volkes, sondern auch des einzelnen Menschen ganz wesentlich mitbestimmen.

Man scheidet ja wohl die innere von der äußeren Schulreform, aber man läßt dabei nur allzuleicht aus dem Auge, daß die innere Schulreform mit unlösbaren Klammern und durch unabänderliche Gesetze mit der äußeren verbunden ist. Zur Verzweiflung an jedem Fortschritt ist aber darum noch lange kein Anlaß, und der Pessimismus, wie ihn der Münchner Künstler Hermann Obrist auf dem ersten Kunsterziehungstage in Dresden und auf dem diesjährigen deutschen Erziehungstage in Weimar offenbarte, ist eine Übertreibung, die zurückgewiesen werden muß. Obrist sagt: „Kein kluger Kulturpionier sollte sich abmühen, die schon bestehenden Schulen zu reformieren, zu beeinflussen; nicht weil nicht irgendwo vielleicht irgend etwas zu erreichen wäre, sondern weil die Fortbewegung so gewaltiger Kartoffelsäcke, wie diese Institute sind, in einem Jahre kaum 2 Millimeter betragen kann. Mit derselben Kraft kann man ein modernes Automobil 1000 Kilo-

meter weit vorwärtsbewegen. Das Leben ist kurz, und wir wollen ihn doch noch selber erleben, den pädagogischen Erfolg, das Lehrerglück."

Obrist hat dabei übersehen, daß auch bei der heutigen Schulform pädagogischer Erfolg und Lehrerglück nicht nur möglich, sondern auch tatsächlich vorhanden sind. Er hat ferner nicht erkannt, daß es sich in den weitaus meisten Fällen gar nicht um ein Zerschlagen der bestehenden Schulform handelt, sondern darum, die alte Form mit neuem Geiste zu füllen. Und gerade dies letztere wird das Hauptgebiet der Schulreform zu bilden haben, weil da der eigentliche pädagogische Gedanke in seiner Bewegung freier ist. Aber auch der Wandel der Formen muß natürlich fortgesetzt im Auge behalten und da, wo es nötig ist, angestrebt werden. Zu dem Zwecke ist es vor allen Dingen notwendig, den Erziehungsgedanken und dessen Bedeutung in die weitesten Kreise zu tragen und so die äußeren Gewalten, die die Geschicke der Schule mit bestimmen, für die notwendigen Verbesserungen und Umgestaltungen des Schulwesens zu gewinnen.

Dem wird aber geradezu entgegengearbeitet, wenn in Reformschriften die Schule fortwährend herabgesetzt und geschmäht und dadurch in unglaublicher Weise in ihrem Ansehen erschüttert wird. Die Laien ziehen daraus nur den Schluß, daß dann das Geld, das für die Schule ausgeworfen wird, zum großen Teil hinausgeworfen sei. Schon heute werden aus diesem Grunde unter Hinweis auf manche Reformschriften Geldbewilligungen für Erweiterungen und Vergrößerungen des Schulwesens von Gemeindevertretungen zuweilen versagt. Es beginnt sich die Meinung zu entwickeln: der Nutzen der Schule stehe in keinem Verhältnis zu den gebrachten Opfern. Schuld daran tragen vor allem viele Reformschriften, und der Schulreformer möchte wohl bedenken, ob er mit naturalistischem Drauflosschreiben und blindem Drauflosschlagen nicht gerade die finanziellen Quellen für die Verbesserung unseres Schulwesens verstopft und damit die von ihm angestrebte Verbesserung unmöglich macht. Darum möchten die Schulreformer ernstlich darauf achten, wie sie in ihren Schriften Besserungsvorschläge machen können, ohne die Schule in ihrem Ansehen zu erschüttern und dadurch mächtigen Feinden der Schule Wasser auf ihre Mühle zu gießen. Vielleicht läßt sich dies dadurch erreichen, daß man die Kritik der bestehenden Schule auf die Fachzeitschriften einschränkt, in den Tagesblättern, in Broschüren und politischen Versammlungen aber sich mit dem Vorbringen der positiven Besserungsvorschläge begnügt. Wo sich beides nicht auseinanderhalten läßt, möge man aber in der Kritik stets maßvoll und besonnen bleiben und das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Ich kann nicht verhehlen, daß ich in dem Tone vieler Reformbroschüren eine direkte Gefahr auch für das Gute sehe, was diese Broschüren gerade anstreben.

Vor allem erscheint mir ein Gesichtspunkt in der Reformliteratur nicht hinreichend betont. Die Schule ist nämlich gar nicht, wie die Reformschriften meistens mit recht vollem Brusttone behaupten, der Erzieher unseres Volkes, sondern nur ein Miterzieher. Ja, sie ist nicht einmal der Haupterzieher, sondern dieser ist die Familie und der ganze Lebenskreis des Kindes. Dazu treten als weitere Erzieher der Umgang des Kindes, der gesellige Verkehr, die Kirche, späterhin Lektüre, Kunst, Theater, Gesellschaft, der Beruf und seine ganze Sphäre, das öffentliche Leben, Militärpflicht, Verbindungen, Vereine usw., kurz das Leben.

Gerade die Hauptvorwürfe, die unsere Zeit gegen die Schule richtet, beruhen auf dem Grundirrtum, daß die Schule der Erzieher unserer Jugend sei und nicht ein bloßer Miterzieher unter vielen. So ruft der greise Theologe Heinrich Steinhausen[1]) in seiner beifälligen Besprechung der Schrift von Arthur Bonus über den Kulturwert der Schule klagend aus, daß die heutige Schule an der Erziehung der Jugend zur Vaterlandsliebe, zur Moral, zur Religion mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln arbeite, daß aber der Erfolg sozialdemokratische Vaterlandslosigkeit, freche Immoralität und Abkehr ganzer Volkskreise von der Religion sei. Aus dieser falschen Grundanschauung heraus zieht er natürlich den weiteren, durchaus unrichtigen Schluß, daß die Schule in allem versage. Das ist ein Vorwurf, der in den meisten Reformschriften wiederkehrt.

Darum ist es notwendig, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Schule nur ein Miterzieher ist, nicht mehr und nicht weniger, und die Vorwürfe gegen die bestehende Schule sowie die Erwartungen und Hoffnungen, die man auf die neue Schule setzt, auf das rechte Maß zurückzuführen. Auch in den Mitteln der Erziehung ist die Schule ganz wesentlich beschränkter als die Familie und der Lebenskreis des Kindes. Denn abgesehen von dem doch nur kurze Zeit und keineswegs in solchem Umfange wie das Beispiel der Familie wirkenden Vorbild der Lehrenden kann die Schule nur durch den Unterricht erziehen. Dazu kommt, daß die Schule auf dem Gebiete des Unterrichts von wirklich ausschlaggebender Bedeutung ist, daß sie hier eine einzigartige Arbeit leistet, die kein anderer Faktor des Lebens und der Gesellschaft zu leisten vermag. Darüber muß vor allem vollständige Klarheit geschaffen werden, daß der Schule in dem Organismus unseres modernen Staats- und Gemeindelebens mit Naturnotwendigkeit die Aufgabe des Unterrichts als ihr ureigenes Gebiet, als ihr eigentlicher Machtbereich zugefallen ist. Diese Tatsache muß vor allem bei allen Schulreformbestrebungen in grundlegender Weise berücksichtigt werden, sonst geraten wir in einen solchen Wirrwarr der Forderungen und Wünsche

1) Kunstwart, 19. Jahrgang, 4. Heft.

hinein, sonst kommen wir zu einer solchen Verschwommenheit und Unklarheit der Reformbestrebungen, daß wir unsere Schule nur schwer aus diesen widerstreitenden und durcheinandergärenden Gedankenstürmen unbeschädigt wieder herauszubringen vermöchten.

Aber auch auf dem Gebiete des Unterrichts müssen wir bedenken, daß nicht alles Wissen und Können der modernen Kultur Gegenstand des Schulunterrichts sein kann. Vielmehr ist doch die Schule ihrem ganzen Wesen nach vorbereitender Natur; sie hat das Wissen und Können nur so weit zu führen, als es für den Eintritt in einen niederen, mittleren oder höheren Beruf oder für den Übergang von einer niederen auf eine höhere Schule oder von dieser auf eine Hochschule notwendig ist. Alle diese Tatsachen müssen einmal wieder in voller Klarheit ausgesprochen und bei der Betrachtung unserer Reformliteratur in grundlegender Weise als Maßstab festgehalten werden, an dem Wahrheit, Berechtigung, Tragweite und Durchführbarkeit aller Forderungen zu prüfen sind.

Der vierte Punkt, auf den ich hinweisen muß, ist der Umstand, daß alle neu auftretenden Bewegungen sich mit bloßer sachlicher Darlegung nicht begnügen, sondern sich, um Anhänger zu gewinnen und sich durchzusetzen, in unbewußter oder bewußter Weise der Phrase und Illusion zu bedienen pflegen.

Phrase und Illusion wirken auf ungebildete und gebildete Menschen gleich mächtig, sobald diese unzufrieden sind. Und wer wäre heute noch zufrieden! Der unerhörte geistige, politische und wirtschaftliche Wettkampf der Völker bürdet den Menschen Arbeitslasten auf, treibt sie in stürmischer Jagd nach einem Vorsprung vor den anderen vorwärts, verwandelt Haus und Öffentlichkeit in Stätten steter Aufregung und Nervenanspannung, wie sie noch vor dreißig Jahren kein Mensch kannte und forderte. Kein Wunder, daß in solchem Ringen die Kräfte des einzelnen oft versagen oder vorzeitig ermatten, daß sich jeder nach Stunden der Ruhe und des Friedens sehnt und daß er diese Ruhe und diesen Frieden, die auch dem gereiften Alter durch unsere heutigen Verhältnisse versagt sind, dieses Paradiesesglück, nach dem der unter vielfältigem Zwang und Druck seufzende Staatsbürger unseres neuen Jahrhunderts sich leidenschaftlich sehnt, diese Freiheit der Persönlichkeit, die das Leben keinem mehr voll gestattet, wenigstens der Kindheit und Jugend gewahrt wissen will. Daher wurde unser Zeitalter zum Jahrhundert des Kindes. Die Diesseitigkeit unserer Zeit, die das Drüben wenig kümmert, verlegt das Paradies, das der Gläubige im Jenseits erwartet, in das Kindesalter. Die Kinder wenigstens sollen es besser haben als der Vater, als die Mutter. Sie wenigstens sollen sich als freie Persönlichkeiten entfalten können. Goldene Zukunftsträume spinnen sich so in die Zukunft der

kommenden Jugend hinüber, und die Schule soll nicht mehr der Arbeit, sondern der Freude gewidmet sein. Nicht mehr die Strenge, sondern die Liebe soll das Zepter führen. Und so hüllt sich unser realistisches und naturalistisches Geschlecht in Rosenwolken holder Illusionen ein, und starke Männer träumen wie schlummernde Mädchen, die den ersten Ball erwarten.

Diese Stimmung unserer Zeit ist so recht der Boden für die Phrase und Illusion, die bis zu einem gewissen Grade fast in allen Schulreformschriften sich um den Kern der Dinge spinnt. Diese Illusionen wirken mehr als tausend objektive Gründe, sie reißen Hörer und Leser mit fort, und der nüchterne Kritiker, der mit rein sachlichen Darlegungen sich einbildet, die Menschen bessern und bekehren zu können, wird von den leidenschaftlich dahinstürmenden Anhängern irgendeiner Illusion achtlos beiseite gestoßen oder als rückständig verhöhnt. Die suggestive Kraft der Phrase und Illusion ist der mächtigste Begleiter und Förderer neuer Gedanken. Nur schade, daß Phrase und Illusion keinen Unterschied zwischen wahren und falschen Gedanken, zwischen gesunden und ungesunden machen, sie heften sich an beide, wenn sie nur neu sind.

Dennoch will ich es versuchen, die Reformgedanken aus der Umklammerung der Phrase und Illusion zu lösen, soweit dies möglich ist, und zu dem berechtigten Kern vorzudringen. Ich halte die reformatorische Arbeit an unserer Schule für keine Gefahr, sondern ich halte sie für etwas Notwendiges und Gutes. Ich mache auch aus Phrase und Illusion niemand einen Vorwurf, sondern halte beide für eine unvermeidliche Begleiterscheinung aller neu auftretenden Gedanken. Denn diese werden nicht bemerkt und verschwinden spurlos im Strome der Alltäglichkeit, wenn nicht der Reflektor der Phrase und Illusion seine blendenden Strahlen darauf wirft.

Propheten, die so Herrliches verkünden, finden immer begeisterte Nachfolge, Kritik dagegen bleibt in der Regel einsam. Aber auf die Kritik vor allem kann und muß sich der Meister stützen, der einmal die Form zerbrechen und zu neuer Gestalt wandeln soll. Ja, noch mehr. Durch Kritik allein kann die Reformbewegung von ihren Auswüchsen befreit und auf die rechten, erreichbaren Ziele hingelenkt werden. Dadurch aber kann die neue Bewegung erst Positives leisten und also wirklich fruchtbar werden. Und darum halte ich die Kritik dieser Bestrebungen für kein unfruchtbares Beginnen, sondern für ebenso notwendig wie die Entscheidungsschlachten der Geschichte, nur daß hier jeder diese Schlacht für sich kämpfen muß.

Nicht jede Erscheinung der einschlagenden Literatur kann hier betrachtet werden. Es kann sich immer nur um die charakteristischen Vertreter der verschiedenen Richtungen handeln. Von Gurlitts Schrift „Der Deutsche und seine Schule", von Arthur Bonus und seinem Buche über den Kultur-

wert der Schule und von Wilhelm Münchs Zukunftspädagogik wird der Ausgangspunkt wegen des Gesamtüberblicks zu nehmen sein. Die neuen Zeitschriften wie Götzes Säemann, Hiemanns, Lindemanns und Schulzes Neue Bahnen, die Forderungen der Kunsterzieher sind gleichfalls umfassender Art. Die neue, gewöhnlich in Weimar tagende Gesellschaft für deutsche Erziehung geht vielleicht noch einige Schritte weiter als alle diese Schriften. Daneben werden die Strömungen im Auslande, namentlich in Amerika, England, Skandinavien und Frankreich nicht außer acht zu lassen sein.

Nicht nur die „Special Reports on educational subjects“ des Board of education in London, nicht nur Michael E. Sadlers Aufsätze verdienen Beachtung, sondern auch die Schriften der Franzosen Paul Lacombe, Edouard Demolins, Lemaître, Lavisse, Ribot, Binet, Pierre de Coubertin, A. Pinloche, Henry Bornecque, Charles Chabot, Jost u. a., der Engländer Bain, Stuart Mill, Herbert Spencer, der Amerikaner Emerson, John Dewey und der geistvollen Nordländerin Ellen Key, die trotz faustdicker Übertreibungen und phantastischer Träume doch wertvolle Anregungen gibt. Die Forderungen der Sozialpädagogik, der Schulhygiene, der körperlichen Erziehung, der Schulung des Auges und der Hand sind von ausschlaggebender Bedeutung für den ganzen Gang der Entwickelung unseres Schulwesens. Ebenso müssen die Bestrebungen auf dem Gebiete der Frauenbewegung, die nach Mädchengymnasien, nach Haushaltungs- und Mädchenfortbildungsschulen ruft, die auch die gemeinsame Erziehung der Geschlechter angebahnt wissen will, in ihrer Beziehung zur Gesamtentwickelung beleuchtet werden. Es darf auch nicht vergessen werden, daß dem Rufe nach Schulreform naturgemäß die Forderung einer Reform der Lehrerbildung parallel läuft.

Schon wenn man so nur die Hauptzüge der verschiedenen Bestrebungen überblickt, erkennt man die Fülle des Widerspruchs gegen das Bestehende. Dazu kommt, daß der Kampf zwischen den realen und den humanistischen Anstalten noch keineswegs zu Ende ist, daß vor allem das Ringen der lateinlosen mit den lateinischen Schulen sich heute erst in den Anfängen befindet und mit den Jahren immer heftiger werden wird. Dennoch dürfen wir die Hoffnung auf eine Lösung der Frage nicht aufgeben; denn das hieße an uns selbst verzweifeln.

Wallende Nebel liegen beim Erwachen des Tages über den Fluren. Tastend schreitet der Wanderer vorwärts; er kann auch nicht einen Schritt weit sehen. Er weiß nicht, wohin sein Pfad ihn führt. Verbittert und verstimmt geht er weiter. Und während er sich überlegt, ob er nicht lieber in sein Haus zurückgehen soll, zerteilt sich nach uralten, ewigen Gesetzen der Nebel, und die alles belebende Sonne schaut mit heiterem Blick über die lachenden Gefilde. Noch immer hat der Heros des Lichtes den Nebeldrachen erschlagen.

Einfluß des „Zarathustra" auf Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke".

Von Gymnasialoberlehrer **J. Lütgert** in Nakel a. d. Netze.

„Wir Philosophen sind für nichts dankbarer, als wenn man uns mit den Künstlern verwechselt" sagt Nietzsche einmal. Was der Philosoph ersehnt, ist ihm geworden, nur wird es niemand mehr eine Verwechselung nennen, wenn der unglückliche, einsame Denker als der „Dichter-Philosoph" bezeichnet worden ist. Selbst Dichter von urkräftig quellender Phantasie, hat Nietzsche denn auch auf die Ideenwelt manches anderen Dichters großen Einfluß gehabt. Nur zwei der neueren Dramen nenne ich, die viel besprochen worden sind und noch besprochen werden von Leuten, die sich selbständig um die großen Fragen der Weltanschauung kümmern. Ich meine Björnsons „über die Kraft" und Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke". In Kürze, in den Hauptzügen versuchen wir heute zu skizzieren, inwieweit Hauptmanns Märchendrama mit Nietzscheschen Gedanken durchsetzt ist, und zwar halten wir uns nur an den „Zarathustra", weil dies Buch hier vor allem in Frage kommt.

Der Glockengießer Heinrich wird von seiner Frau, von seinen Freunden und Bekannten für einen gottbegnadeten Meister gehalten, vor allem, nachdem er die Glocke vollendet hat, die nun in der Bergkirche klingen soll. Als aber diese Glocke von den tückischen, neidischen Naturgeistern in den Bergsee hinabgeschmettert wird, da stürzt auch Heinrichs Selbstachtung und Selbstvertrauen mit ihr. Er ist der einzige, der nicht an seine Meisterschaft glaubt. „Im Tale klingt sie, in den Bergen nicht", so verurteilt er seine Glocke.

Kein Wunder, daß die Glocke so wertlos ist! Ist Heinrich doch seiner Meinung nach selbst alt und morsch, eine schlechte Form, wert, von dem ewigen Meister verworfen zu werden. Und doch gibt es in diesem Zusammensturz ein Fundament, das wohl verschüttet, aber nicht zertrümmert wird. Das ist „die große Sehnsucht", wie Nietzsche es nennt. Mit heißem Verlangen wünscht der enttäuschte Meister, Werke wirken zu können aus der Kraft der Höhen. Nicht das ist sein Wunsch, wieder von seiner Krankheit notdürftig geheilt zu werden, um nur als kranker oder halb leistungsfähiger Mensch wenigstens seiner Familie erhalten zu bleiben. Nein, stark soll der Trank des Lebens sein, wenn er ihn schlürft, keine schale, abgestandene Brühe! So gehört Heinrich zu den Menschen „des großen Ekels", „des großen Überdrusses", „der großen Sehnsucht", wie sie im

„Zarathustra“ gezeichnet werden. Sie sind ihren Schicksalen und ihren Persönlichkeiten nach sehr verschieden, aber einig in der großen Sehnsucht. Nietzsche veranschaulicht das in seiner Weise durch ein vortreffliches Bild: der vielstimmige Schrei dieser „höheren Menschen“ klingt in der Ferne in einen einzigen zusammen. Von Zarathustra möchten sie die „große Hoffnung“ lernen. Sie müssen nun die Probe durchmachen, ob sie zu seinem Kriege taugen. In diese Feuerprobe wird auch Meister Heinrich gestellt, und von nun ab erinnert das Aufsteigen seiner Lebenslinie stark an die Wanderungen und Wandlungen des Zarathustra selbst. Die Kraft der Höhe hast du dir gewünscht, „Meister Erdenwurm“ — nun wohl, Kraft soll in deine Glieder gegossen werden durch den Zaubertrank der Natur, auf die Höhen sollst du geführt werden durch die Elfenjungfrau, die sich dir in Liebe zu eigen gibt, jetzt zeige, ob du den Bergsteigerschritt kennst, ob du klimmen, ja, ob du fliegen kannst! Hier oben in der reinen Luft der Berge badet Heinrich sich gesund und wird, ganz wie Zarathustra, begeisterter Prediger des Lebens, der überschäumenden Lebenskraft. Man soll an das Leben glauben! Der Drang nach Übermenschentum ist wie bei Nietzsche märchenhaft verwoben mit Naturschwärmerei und Naturverherrlichung. Hoch oben über dem wunderlichen, kleinlichen Menschenwesen fällt die Erdenschwere von deinen Gliedern ab, da wirst du wie einer von den windschnellen, federleichten Naturgeistern, da wirst du armes Menschenkind dem Balder ähnlich, dem ewig jungen Frühlingsgott. Man höre die dithyrambischen Jubeltöne Heinrichs, in die er vor Freude über seine Gesundung und über seinen neuen, kraftvollen Tatendrang ausbricht, und lese dann aus dem „Zarathustra“ ein Kapitel wie „Die Heimkehr“. Immer dieselbe sprudelnde Freude am Naturleben des werdenden Übermenschen. Oder man vergleiche die Gespräche zwischen Heinrich und Rautendelein mit den wundervollen beiden „Tanzliedern“, die Zarathustra seinem geliebten Leben singt. In beiden Dichtungen wird geschildert, wie der Held in der Wildheit und Lieblichkeit der Natur in Ernst und Scherz, in Spiel und in Weisheit mit seiner elfenhaften Geliebten lebt. Und hat Heinrich nicht im Grunde dieselbe Liebe wie Zarathustra? Zarathustras Geliebte ist das Leben selbst, das Leben in Naturkraft und Einsamkeit. Und Rautendelein, die von Heinrich „das lichte Leben“ genannt wird, was ist sie anderes als die ewige Anmut und Jugend der Natur?

Aus unserer Darstellung ging schon hervor, wie Heinrich durch den inneren Reichtum seines Herzens von allen Banden der Freundschaft, der Gemeinschaft, der Familie gelöst wird. Weib und Kind hat er verlassen; bei seinem Aufstieg würden sie ihm nur Ballast bedeuten. Und als der Pfarrer zu ihm kommt und ihn mit herzlicher Bitte und ernster Mahnung

seiner Familie wiedergewinnen will, da zeigt es sich deutlich, daß Heinrich sich mit den Seinigen gar nicht mehr zusammengehörig fühlt. Was soll er, der Höhenmensch, jetzt noch in der Hütte im Tale zu suchen haben? „Soll der, der Falkenklauen statt Finger hat, 'nes kranken Kindes feuchte Wangen streicheln?“ In der Weltanschauung dieses höheren Menschen fehlen die Begriffe Schuld und Reue. Schuld wäre es für ihn nur, wenn er die Ausgestaltung und Selbstdarstellung seiner Persönlichkeit aufgeben würde. Das Gute ist ihm nur das Starke, Konsequente, das zum Ziele führt. Er wandelt „jenseits von Gut und Böse“. Der Pfarrer hält ihm vor, er wisse ja gar nicht mehr, was gut und böse sei. Darauf vergleicht sich Heinrich mit dem ersten Menschen im Urzustande, der in seinem Paradiese diese Unterschiede auch nicht gekannt habe. Aber die Antwort auf diesen Einwand liegt auf der Hand: dem Adam waren die Begriffe gut und böse deshalb unbekannt, weil die Nötigung zu sittlicher Entscheidung an ihn noch nicht herangetreten war. Heinrich aber hat diese ethischen Begriffe besessen und dann verloren. Und wenn ihm der Pfarrer in heftiger Erregung am Schlusse jener höchst bewegten Szene droht, daß ihn einst der Pfeil der Reue „unterm Herzen dicht“ durchbohren werde, so tritt Heinrich solchen „gemalten Schreckgespensten“ kühl und mit Verachtung entgegen.

Wir deuteten es schon an: Hier sind mit Klarheit und Bewußtsein die Lehren von Nietzsche-Zarathustra ausgesprochen. Als Zarathustra zum erstenmal den Übermenschen lehrt, da sagt er seinen Zuhörern: Das Größte, was ihr erleben könnt, ist die Stunde der großen Verachtung, wo euer Glück, eure Tugend, eure Gerechtigkeit, euer Mitleid euch als Armut und Schmutz und erbärmliches Behagen erscheint. Der Mensch soll ein Untergang und Übergang sein.

Derselbe Gedanke kehrt im „Zarathustra“ häufig wieder. Die „Fliegen des Marktes“ denken: Schuld ist alles große Dasein! Zarathustra aber haßt „ihr kleines Glück und ihr Fliegensummen um besonnte Fensterscheiben“. „Bescheiden ein kleines Glück umarmen, das nennen sie Ergebung!“ Die „Schaffenden“ aber lösen sich von allen „menschlichen, allzumenschlichen“ Gefühlen; sie kennen kein Mitleid, sie sind hart.

Diese Verachtung und dieser Ekel gegen die sittlich bedingten, häuslich-traulichen, familienhaft-gesunden Verhältnisse, die wir bei beiden Helden beobachten, sind psychologisch lehrreich. Alles Menschliche an sich soll schon allzumenschlich, alles Kleine an sich kleinlich, alles Gemeinsame an sich herdenmäßig sein. Alles Leben in den Verhältnissen, die durch gemeinsame Arbeit und gemeinsame Freuden geschaffen sind, ist dem Höhenmenschen Dumpfheit, Stumpfsinn und Philisterei.

Heinrich ist also auf dem Wege zum Übermenschentum. Aber er strauchelt. Mitten in seiner vielverheißenden Arbeit fühlt er wieder den alten, unheimlichen Mangel an Selbstvertrauen und Selbstachtung. Dies Gefühl ergreift ihn, als die Zwerge für ihn schmieden. Die drei ersten Zwerge sind wohl als Sinnbilder der schaffenden Kraft Heinrichs aufzufassen, während der vierte und fünfte Symbole für seinen Zweifel und seine Selbstverneinung sein dürften. Warum glaubt Heinrich wieder nicht an seine Kraft? Weil der Pfeil der Reue ihn getroffen hat und sitzt, ohne daß der Getroffene sich das gleich gesteht. Aber er ist flügellahm und muß verbluten. Dieser Zweifel an seiner Kraft und an seinem Recht verläßt den Meister auch nach der Arbeit nicht und ballt sich zusammen zu einem schweren Traum, den der Nickelmann mit seinem Unkengesange begleitet. Gott rief dich auf, mit ihm zu ringen, so raunt der Alte des Brunnens dem Schlafenden zu, du versuchtest, die überkommenen, ererbten Vorurteile von dir zu werfen, aber du unterlagst, denn du bist schwach — Schuld bleibt Schuld!

An diesem Punkt nun scheiden sich Heinrichs und Zarathustras Lebenslinien. Freilich kennt auch Zarathustra trotz seiner einsamen Selbstgenügsamkeit Regungen des Zweifels und der Schwäche. Sie werden besonders in dem Kapitel „Die stillste Stunde" geschildert. Es spricht geisterhaft „ohne Stimme" zu ihm, er solle „sein Wort sprechen", d. h. seine Lehre in die Öffentlichkeit tragen. Er aber weiß, daß er noch nicht stark genug dazu ist. Und später, als er zu seiner „Heimat Einsamkeit" zurückkehrt und diese ihn mit Zärtlichkeit aufnimmt, da erinnert er sich noch mit Schauder jener stillsten Stunde. Er hat in dieser Stunde sogar daran gezweifelt, ob er auch jemals stark genug sein werde, sein Werk durchzuführen. Gemeinsam also ist beiden Helden eine Zeitlang der Zweifel an der eigenen Kraftfülle. Aber durch die Qual des bösen Gewissens ist Zarathustras Unsicherheit keineswegs begründet. Und doch fehlen in der Darstellung von Heinrichs allmählicher Ermattung nicht Einflüsse aus dem „Zarathustra". Der gigantische Nietzschesche Held besitzt Verständnis für Seelenzustände, wie sie Heinrich durchzumachen hat. Im Kapitel „Vom Wege des Schaffenden" ist die Rede von der Gefahr der Ermattung und des bösen Gewissens, die dem Einsamen droht. Zarathustra weissagt dem, der sich in der Einsamkeit zum Übermenschen züchten will: die Einsamkeit wird dich müde machen. Hüte dich vor den Menschen! Sie werfen mit Ungerechtigkeit und Schmutz nach dem Einsamen. (Vgl. die Stelle, wo Heinrich erzählt, wie er den Angriff der Talbewohner zurückgeschlagen hat.) Hüte dich vor dem Guten und Gerechten! Sie hassen den Einsamen. Hüte dich vor der heiligen Einfalt! Sie spielt mit dem Scheiterhaufen. „Aber der

schlimmste Feind, der dir begegnen wird, wirst du immer dir selber sein; du selber lauerst dir auf in Höhlen und Wäldern.“ „Ketzer wirst du dir selber sein . . . und Zweifler und Unheiliger und Bösewicht.“ „Das Alleinsein kann furchtbar sein, es gibt Gefühle, die den Einsamen töten wollen. Gelingt es ihnen nicht, nun so müssen sie selber sterben. Aber vermagst du das, Mörder zu sein?“ Heinrich vermag es nicht, der Mörder seiner menschlichen Gefühle zu sein, und daran geht er zugrunde. Als seine Kinder mit dem Tränenkrüglein einen Gruß von der toten Mutter bringen, da bricht die Katastrophe herein. Heinrich stößt „das lichte Leben“ von sich, die versunkene Glocke tönt machtvoll und zornig! Ihr Klang bedeutet für den Meister den Anfang vom Ende. Diese Glocke hat er ja gegossen, als er noch im Tale bei den Seinen lebte, und jetzt sucht die starre Hand seines ertrunkenen Weibes auf dem Grunde des Wassers den Klöppel der Glocke und schwingt ihn. So ist der Glockenklang aus der Tiefe des Sees das Symbol der Erinnerungen an den früheren Lebenskreis, der Erinnerungen, die den ungetreuen Gatten und Vater mit schweren Gewissensbissen quälen. Die ernste Frage Zarathustras: Bist du ein solcher, der seinem Joche entrinnen durfte? hat Heinrich nicht bejahen dürfen. Zurückgeschleudert ist er wieder in die Herde, die durch die Lehre von Glück und Tugend klein, feige und mittelmäßig ist. Gesteht er doch der Buschgroßmutter, er sei nicht der Schaufler, der den Damm von Schwäche und Vorurteil zerreißen könnte. Die Angriffe von außen hat der Meister siegreich abgeschlagen, den inneren Kämpfen erliegt er. Die wirksamen Anfechtungen kommen ihm von innen. Als die Kinder mit dem Tränenkrüglein kommen, ist ja Rautendelein bei Heinrich. Sie aber sieht die Kinder nicht, sie hört die Glocke nicht klingen. Sie begreift nicht, was den geliebten, sonst so sicheren und starken Helden so tiefinnerlich erschüttert. Nur Heinrich erlebt das alles. Der äußere Vorgang ist wieder das Symbol des inneren Erlebnisses.

Das verschmähte Rautendelein wird des Brunnenmannes Weib. Das Wunderglockenspiel, das Heinrich begonnen hatte, bleibt unvollendet, der Tempel, in dem es am Fest der Urmutter Sonne klingen sollte, geht in Flammen auf. Zum zweitenmal ist alles verloren und vernichtet, diesmal aber ist auch für den Meister das Ende da. Du warst ein starker Sproß, aber noch nicht stark genug, du warst berufen, aber kein Auserwählter! so tönt es ihm aus dem Munde der uralten Weisheit, der Buschgroßmutter, entgegen. Hoch zum Licht emporgeflogen und dann hinabgestürzt! Das ist die Summe seines Lebens Ich fühl’s, ich bin am Ende, so lautet sein Schwanengesang, und das Echo gibt zurück: du bist am Ende. Der künstlerische Übermensch hätte sein Glockenspiel vollendet und hätte weiter im

Sonnenglanze des hereingebrochenen Morgens ohne Zwang und ohne Ermattung, seiner ewig frisch quellenden Naturkraft folgend, nur aus dem Auftrag seiner Schöpfernatur heraus Werke aus der Kraft der Höhe gewirkt. So aber erhält Heinrich zum Abschied noch einmal die alte Kraft und den lichten Geist, die ihn verlassen haben. Denn nicht den traurigen Anblick eines an Körper und Geist gebrochenen Mannes soll Rautendelein haben, wenn sie von dem Heißgeliebten Abschied nimmt. Sie steigt noch einmal aus dem Reiche des Nickelmannes empor, um dem Verlorenen den Becher der Vernichtung zu reichen und ihn zum letztenmal zu küssen. Scheidend begrüßt Heinrich den hoch oben ertönenden „Sonnenglockenklang", die aufgehende Morgenröte.

So ist Heinrichs Unterliegen ein wehmütig gestimmtes Gegenstück zum Siegesgange Zarathustras. Mit Heinrich hat sich die erklommene Höhe unmerklich abwärts geneigt, bis plötzlich der jähe Sturz kam. Zarathustra aber schreitet durch alle äußeren und inneren Kämpfe siegreich hinan. Zuletzt kommt der Löwe zu ihm, das Sinnbild der übermenschlichen Kraft, und befreit ihn von seiner letzten Sünde, vom Mitleid mit den höheren Menschen, die ihm nicht gleich sind. Der letzte Rest menschlicher Schwäche ist abgetan, das Zeichen ist da! Zarathustra verläßt seine Höhle, „glühend und stark wie die Morgensonne, die aus dunklen Bergen kommt".

Wir fassen kurz zusammen. Will man durch den leichten Schleier des Märchens und des Symbolismus, der auf dem Ganzen liegt, hindurchschauen zu den greifbaren Grundgedanken unseres Stückes, so findet man etwa folgende: Das alltägliche Leben mit seinen Pflichten, Aufgaben und Verbindungen gerät in Kampf mit der künstlerischen Herrenmoral. Durch das drängende Streben und schwellende Leben des Helden werden die Schranken des Herkommens und der Moral, die sittlichen Gesetze des menschlichen Zusammenlebens durchbrochen. Und der Künstler ist nun doch nicht stark genug dazu, sich aus der Tiefe der eigenen Persönlichkeit eine neue Welt aufzubauen. Die Trümmer der alten Weltanschauung stürzen über ihm zusammen und begraben ihn unter sich.

Es ist also unschwer zu erkennen, daß die Herrenmoral bei Heinrich auf einen weicheren Ton gestimmt ist als bei Zarathustra. Weniger unversöhnlich sieht sie schon dadurch aus, daß der Held des Schauspiels sich nicht durchsetzt, sondern untergeht. Der Glockengießer tritt uns durch seine Menschlichkeit, die ihn zu Falle bringt, doch menschlich näher. Ferner ist das Übermenschentum oder vielmehr das Ringen nach Übermenschentum in Heinrichs Person künstlerisch verklärt. Nicht Zarathustra schreitet einher mit zermalmendem Fuß, nein, Balder in ewiger Jugend und Schönheit tritt uns entgegen. Ohne Bild: nicht durch brutale Entfaltung selbstischer

Triebe will sich der Starke und Stolze seinen Weg bahnen zum Ziele der Herrschaft, sondern durch Entfaltung des Talentes will er aufwärts steigen zum Ziele des allein seligmachenden künstlerischen Glaubensbekenntnisses, der harmonischen Künstlerpersönlichkeit. Freilich verfährt der Meister, als er seinen Aufstieg beginnt, selbstsüchtig und hart genug. Er zerstört Glück und Leben von Weib und Kindern. Aber wir müssen ihm immerhin zubilligen, daß er dies Unglück keineswegs beabsichtigt hat. Auf die Wirkungen, die sein rücksichtsloses Tun haben wird, ist sein Blick gar nicht gerichtet. Solange er innerlich unerschüttert bleibt, sieht er in seinem urgewaltigen Naturtrieb nur auf das Ziel, das er sich gesteckt hat.

Nicht beantworten aber läßt sich die Frage: ist Gerhart Hauptmann ein Jünger Zarathustras, nur linder als der Meister, oder will er die innere Hohlheit der Herrenmoral aufdecken? Sollen wir mit Rautendelein und den Elfen die Klage über einen gestürzten Titanen anstimmen oder mit der Buschgroßmutter den Gernegroß nicht ganz ernst nehmen? Oder sollen wir mit dem Pfarrer und dem Schulmeister den übermütigen, unmoralischen Mann ernst verurteilen? Eine klare Antwort erhalten wir nicht, denn des Dichters Herz ist „zwiefach geteilt". Heinrich und die „Schwinge seiner Seele", Rautendelein, werden mit zarter Liebe gezeichnet und ihr Zusammenleben wird mit innigster Anteilnahme begleitet. Anderseits aber hat der Glockengießer mit seiner Frau sehr glücklich gelebt. Die gelegentliche Rauheit des Meisters gegen die Gattin, so urteilt das goldene, selbstlose Frauenherz, ging aus der erziehenden und bildenden Liebe hervor. Ihrem Mann dankt Magda die Bildung ihrer Persönlichkeit, ihm schuldet sie ihr ganzes Leben. Deshalb läßt sich Heinrichs Untreue auch nicht daraus erklären, daß seine Frau geistig nicht zu ihm gepaßt hätte. Sie ist ein kluges Weib, das volles Verständnis für die Arbeit und das Streben des geliebten Mannes besitzt. Ferner ist der Pfarrer ein durchaus achtunggebietender, würdiger, religiös tief gewurzelter Charakter. Mit welcher Wucht weiß er die Sache der verlassenen Unschuld zu führen! Der Dichter kann sich mit seinem Gewissen also nicht von den Gestalten lösen, die Treue, Recht und Pflicht auf ihrer Seite haben. Er hat aber auch für Heinrich mit seinem Ringen und Sehnen das feinste Verständnis. Er mag die Herrenmoral des freien Künstlers nicht unbedingt vertreten. Er scheut sich aber auch davor, sie durchaus zu richten. So trifft das Urteil, das Richard M. Meyer in seiner Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts über unser Stück fällt, den Nagel auf den Kopf: „Der Dichter schwankt zwischen Sympathie mit der armen, verlassenen Familie und Befürwortung der künstlerischen Herrenmoral. So kommt überall ein unklarer Ton in das Ganze."

Man hat seinerzeit in der ersten Begeisterung die „Versunkene Glocke" allen Ernstes dem „Faust" an die Seite stellen wollen. Nun, diese Stimmen sind verstummt. Eine eingehende Würdigung und Beurteilung unseres Stückes konnte ja heute nicht unsere Aufgabe sein. Um von seinen herrlichen, lyrischen Schönheiten und seiner zauberischen Märchenwelt hier nicht zu reden — Dauer ist ihm einfach dadurch gesichert, daß es ein immer neues Problem behandelt. Wie steht der Schaffende zur Moral des Alltags? wie vertragen sich Künstlertum von Gottes Gnaden und ethische Gesichtspunkte und Maßstäbe? In dieser Frage, das fanden wir, gipfelt das Problem des Märchendramas. Und ist es Gerhart Hauptmann nicht beschieden gewesen, uns diese Frage befriedigend zu beantworten, nun, so ist es uns ja unbenommen, aus einer scharf umrissenen und klar durchdachten Weltanschauung heraus unsere eigenste Antwort zu geben, „die weder Hörner noch Zähne hat".

Psychologie und freier Aufsatz.

Von Prof. Dr. **Paul Uhle** in Chemnitz.

Über Wert und Berechtigung freier Aufsätze lauten die Urteile bis in die neueste Zeit widerspruchsvoll und unsicher. Mit einem Machtspruch: „Nur keine moralisierenden Themata!" hatte einst Rud. Hildebrand[1]) über eine ganze Sonderart den Stab gebrochen, Klaucke[2]) sprach ausnahmslos allen das Todesurteil. Eine Zeit lang mochte sich die herrschende Ansicht in Apelts[3]) Wort widerspiegeln: „Sie mögen ein Übel sein, aber sie sind aus mancherlei Gründen ein notwendiges Übel." Neuerdings empfehlen nach Zöllers Vorgang F. Schultz[4]), Lehmann[5]) und A. Matthias[6]) aufs wärmste die Verbindung von allgemeinen und literarischen Aufgaben, d. h. die Anwendung allgemeiner Fragen auf bestimmte Beispiele, verhalten sich also auch ablehnend und fordern übrigens mit ihrem Vorschlage Fachaufsätze. Sonst warnt man nach wie vor voll Bedenklichkeit und Mißtrauen

---

1) Vom deutschen Sprachunterricht.

2) Deutsche Aufsätze und Dispositionen. 2. Aufl., herausgegeben von R. Lehmann, Berlin 1900.

3) Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums, Leipzig 1883, S. 192.

4) „Moralische Themata". Zeitschrift für den deutschen Unterricht von O. Lyon II, 238 ff. 5) Der deutsche Unterricht, Berlin 1890.

6) Die Verbindung allgemeiner und literarischer Themata im deutschen Unterricht (Gymnasium 1897, Nr. 17, 18, jetzt auch in: Aus Schule, Unterricht und Erziehung, München 1901, S. 246 ff.).

vor zu hochgegriffenen Aufgaben, die den Gesichtskreis der Schüler übersteigen, vor zu tiefliegenden, die dem nüchternen und gewöhnlichen Alltagsleben angehören, und stellt bald die, bald jene Aufgabe an den Pranger als unangemessen, unbrauchbar, töricht.

Meine Auffassung geht dem gegenüber dahin: alle gegen die freien Aufsätze vorgebrachten Bedenken sind unbegründet, diese Art Aufsätze ist für die drei obersten Klassen die vorzüglichste und geeignetste Übung und hat hier ganz wesentlich im Vordergrund zu stehen.

Ich gehe von der Erklärung der freien Aufsätze aus: sie betreffen die Förderung oder Schädigung der Güter des Menschen und weisen diese Förderung oder Schädigung nach entweder durch Anführung der Einzelbeobachtungen, d. h. durch die Darlegung, daß oder inwiefern eine Behauptung richtig ist, oder durch besondere Gründe, d. h. durch die Darlegung, warum eine Behauptung richtig ist. Alle anderen Aufsätze sind fachwissenschaftliche Aufsätze.

Die menschlichen Güter sind bekanntlich nach den Peripatetikern bei Cicero[1]) bona corporis: Leben und Gesundheit, Kraft, Schönheit, bona animi: die seelischen Kräfte oder psychischen Erscheinungen: Verstand, Gefühl, Wille, und bona externa: Reichtum, Ehre, Macht.

Nun führt — ich bemerke dies noch im besonderen über die seelischen Vermögen — die Beachtung psychischer (und physischer) Erscheinungen, die bestimmten psychischen Erscheinungen regelmäßig vorangehen oder sie begleiten, auf psychologische Gesetze. In diesen psychologischen Gesetzen aber besteht vornehmlich unsere Spruchweisheit, und so ist zum Verständnis und zur Behandlung von Dichterstellen und Sprichwörtern die Kenntnis der Wissenschaft der psychischen Erscheinungen, der Psychologie, erforderlich.

Freie Aufsätze weisen die Förderung oder Schädigung der Güter des Lebens nach durch Darlegung des Tatbestandes. Zum Beispiel wird die Wahrheit des Wortes „Segen ist der Mühe Preis“ erwiesen durch die Aufzählung der Einzelfälle, wie Arbeit und Tätigkeit die Gesundheit fördert, das Wissen mehrt, gute Gefühle und Streben weckt, zu Wohlstand, Ansehen und Einfluß führt. Die Einzelbeobachtungen sind in einem kurzen, schönen und bedeutungsvollen Spruch zusammengefaßt, gewissermaßen zusammen- oder eingewickelt, und so heißen dergleichen Beweisführungen am richtigsten Entwickelungen.

Läßt eine Behandlung des Goetheschen Wortes: „Ist Not vorüber, sind die Nöte süß“ die Einzelbeobachtungen zurücktreten und bringt die Gründe für die Richtigkeit der Behauptung — Frohgefühl im Genuß der

1) Tusc. disp. V, 85.

gesicherten, ruhigen, glücklichen Gegenwart, Frohgefühl in der Erinnerung an eigene bewiesene Kraft, bei der Erinnerung an anderer Beistand und Hilfe (Trost, Rat und Tat), bei dem Bewußtsein, durch Überwindung der Not auch zu anderer Glück beigetragen zu haben — so führt eine solche Behandlung am richtigsten den Namen Begründung. Eine dritte Art neben der Entwickelung und Begründung gibt es nicht, denn ein als Aufgabe gestelltes Urteil schließt den Nachweis der Ungültigkeit aus, die Widerlegung darf nur anhangsweise, im Schluß gegeben werden. Wird aber der Beweis der Unrichtigkeit einer Behauptung gefordert, dann ist lediglich an Stelle dieser eine entgegengesetzte Behauptung als Aufgabe getreten und der Aufsatz kann wieder nur eine Entwickelung der Begründung sein. Lautet die Aufgabe endlich auf Behandlung des Für und Wider, so fordert sie im Grunde zwei Aufsätze und wieder nur eine Entwickelung oder Begründung.

Außer den freien Aufsätzen gibt es nur fachwissenschaftliche. Arbeiten über den Alkohol oder Sekt (Analyse und Beschreibung) sind Facharbeiten. Eine Art freier Aufsatz aber ist es, wenn Falstaff[1]) predigt: „Ein guter spanischer Sekt hat eine zwiefache Wirkung an sich. Er steigt euch in das Gehirn, zerteilt da alle die albernen und rohen Dünste, die es umgeben, macht es sinnig, schnell und erfinderisch, voll von behenden, feurigen und ergötzlichen Bildern. Wenn diese dann der Stimme, der Zunge überliefert werden, was ihre Geburt ist, so wird vortrefflicher Witz daraus. Die zweite Eigenschaft unseres herrlichen Sekts ist die Erwärmung des Blutes, das, zuvor kalt und ohne Bewegung, die Leber weiß und bleich läßt, was ein Kennzeichen von Kleinmütigkeit und Feigheit ist, aber der Sekt erwärmt es und bringt es von den inneren bis zu den äußeren Teilen in Umlauf. Er erleuchtet das Antlitz, das wie ein Wachfeuer das ganze kleine Königreich, Mensch genannt, zu den Waffen ruft. Dann stellen sich alle die Insassen des Leibes und die kleinen Lebensgeister aus den Provinzen ihrem Hauptmann, dem Herzen, das, durch dieses Gefolge groß und aufgeschwellt, jegliche Tat des Mutes verrichtet. Und diese Tapferkeit kommt vom Sekt, sodaß Geschicklichkeit in den Waffen nichts ist ohne Sekt, denn er setzt sie in Tätigkeit, und Gelahrtheit ist ein bloßer Haufe Goldes von einem Teufel verwahrt, bis Sekt sie promoviert, in Gang und Gebrauch setzt."

Alle Begriffsbestimmungen sind fachwissenschaftlich, so wenn „Streben" erklärt wird als jedes Wollen, das seines Erfolges noch ungewiß ist, namentlich, wenn und weil es auf etwas Weitausschauendes gerichtet ist, wie man denn nach Macht, Ruhm und Reichtum „strebt". Eine Art

1) Shakespeare, Heinrich IV., 2. T., vorl. Akt.

freier Aufsatz aber ist wieder, wenn Faust die Hinderungen hohen Strebens beklagt, die Leiden schildert, die „hemmen unsres Lebens Gang,"[1]) wenn er mißmutig ausruft:

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an,

nämlich erstens:

Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Bessre Trug und Wahn,

zweitens: Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erstarren in dem irdischen Gewühle,

drittens: Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert,

und viertens: Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift:
Du bebst vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen.

Die Erklärung freier Aufsätze als solcher über Förderung und Schädigung der Güter des Menschen gibt ungesucht auch eine Einteilung der Aufgaben an die Hand, in Rücksicht auf den Ursprung der Förderungen und Hemmungen: diese kommen durch den Menschen selber, durch andere Menschen, in beiden Fällen durch ihre Güter, und durch die Natur: Tierwelt, Pflanzenwelt, tote Natur.

Der Haupteinwurf gegen die freien Aufsätze gründet sich auf den angeblichen Mangel an Lebenserfahrung unserer Schüler. „Wenn man einzelne dieser vererbten Deklamationen (gegen die freien Aufsätze) hört oder liest, so könnte man schier glauben, die geistige Entwickelung der Schüler gehe von Stufe zu Stufe bergab und pflege in der Prima schließlich bei einer Art von Idiotismus anzulangen." Mit so trefflichen Worten, die beweisen, wie er sich auch nach 40jähriger Lehrtätigkeit ein jugendfrisches Herz bewahrt hat, kennzeichnet Legerlotz seinen Standpunkt.[2]) Die Frage nach der Berechtigung solcher Aufsätze kann wohl seit Tsuschima, Mukden, Sedan, Königgrätz und Düppel als erledigt gelten, seit den Fortschritten der Naturwissenschaften und der Technik, dem Aufschwung des Welthandels, der Erleichterung des Reiseverkehrs, dem Aufblühen der Großstädte, der Entwickelung der Presse, der Verbesserung der Lehrweise, der Betonung ethischer

1) Faust I, 630 ff. 2) Der deutsche Aufsatz, Berlin 1900, S. 52.

Fächer. Im Unterrichtsverkehr ist, wie der Salzwedler Berichterstatter für die Direktorenkonferenz[1]) sehr richtig hervorhebt, das allgemein Menschliche beständig gegenwärtig, d. h. das Menschenleben in seinen verschiedenen Beziehungen zur Welt, zur Natur und Kultur, ihren mannigfaltigen Gütern und Kräften, sowie zu sich selbst, nach oben und unten, im sozialen und individuellen Verhältnis. Ja dieses allgemein Menschliche ist das eigentliche, wenn auch nicht immer bewußte Ziel aller Bildungsarbeit, vertreten durch die aufkeimende Lebenserfahrung des Schülers, die sich neben dem Unterricht fort und fort auch aus anderen Quellen, der eigenen Beobachtung, dem Verkehr im Elternhause, dem Umgange mit Kameraden, aus der Privatlektüre usw. bereichert, und vertreten durch die reife und allseitig durchgebildete Lebenserfahrung des Lehrers. Wo die lebendige Berührung dieser beiden Momente nicht zustande kommt, da sprechen wir von einem trockenen, steifen und langweiligen Unterrichtsverfahren, umgekehrt von einem lebendig anregenden. Bindseil[2]) sagt sehr richtig: „Die Schöpfer aber der Meisterwerke unserer Literatur, mit denen unsere Jugend bekannt gemacht wird, sind Männer gewesen, die auf der Bildungshöhe ihrer Zeit standen, die sich nicht einseitig auf irgendein Gebiet beschränkten, sondern nach allen Seiten hin, zugleich nach Breite und Tiefe, das geistige Eigentum ihrer und der vorhergehenden Zeit beherrschten. So tragen die Schöpfungen unserer großen Dichter den Stempel des Edelsten und Besten an sich und enthalten eine Fülle von Gedanken, die der sichtbaren Welt gegenüber eine neue geistige aufbauen, zu deren Vollendung sie selbst ihr eigenes reiches Leben gebraucht haben. Und worauf bezieht sich diese Gedankenwelt? Auf nichts anderes als auf das Leben der Menschen selbst, wie es sich unter dem Widerstreite der verschiedenartigsten Bestrebungen abspielt."

Wenn also die Erfahrung als ausreichend gelten darf, so besteht doch noch *ein* Erfordernis: sie gewissermaßen zum Bewußtsein zu bringen, zum Leben zu rufen. Das geschieht durch die Güterlehre, besonders aber durch Vermittelung der Hauptlehren der Psychologie, wobei übrigens das Hauptaugenmerk der Psychologie des Gemütslebens, also der Lehre von den Gefühlen und Begehrungen zuzuwenden sein möchte.

Damit habe ich schon den ersten großen Vorteil berührt: *die erleichterte und naturgemäße Auffindung des Stoffes.* Wenn man die Kenntnis der hauptsächlichsten psychischen Erscheinungen: Vorstellung, Begriff, Urteil, Schluß, Gedächtnis, Erinnerung, Phantasie, ästhetische, logische, ethische Gefühle, Affekte, Wollen, Triebe, daneben die Kenntnis der bona corporis und externa weckt, wie an der Hand von Stichworten die Er-

1) Legerlotz a. a. O.

2) Der deutsche Aufsatz in Prima, 2. Aufl. v. Zielonka, Berlin 1899, S. 3 flg.

innerung an Erfahrungsbeispiele und damit auch an Beispiele aus Geschichte, aus Dichtungen, so ergeben sich daraus ungesucht Gründe, und Vollständigkeit und Ordnung ist gewährleistet.

Der zweite Hauptvorteil ist: Die Psychologie tritt nicht als neues Fach in den Kreis der Lehrfächer, stellt sich vielmehr in den Dienst des Aufsatzes und der Erklärung unserer Dichter, ganz wie die neueste sächsische Lehrordnung so verständig fordert.

Zwei Beispiele mögen das näher erläutern.

Die Aufgabe sei: In welchem Sinne verlangt Goethe „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" entgegenzunehmen oder „Nur durch das Morgentor des Schönen drangst du in der Erkenntnis Land" oder gleich: „Der Menschheit Würde ist in eure — der Künstler — Hand gegeben, Bewahret sie!"

Es gilt den Nachweis: die Kunst eine Quelle menschlicher Erkenntnis, ja die Lehrerin der ganzen Menschheit.[1])

Ästhetische Gefühle sind Vorstellungsgefühle, denn schon die Wahrnehmungsvorstellung z. B. von einem schönen Bilde oder weiterhin eine entsprechende Phantasievorstellung, ist die ausreichende psychologische Voraussetzung des ästhetischen Lustgefühles.

Primitive ästhetische Gefühle sind 1. das Wohlgefallen, das das gleichzeitige Hören zweier oder mehrerer konsonierenden Klänge begleitet, 2. das Wohlgefallen an gewissen Farbenzusammenstellungen, 3. das Wohlgefallen an geometrischen Gebilden und Verhältnissen.

In diesen Fällen sind die einfachsten Vorstellungsinhalte Träger ästhetischer Lust. Zeigt die Vorstellungsgrundlage eine reichere Fülle und Gliederung auf, ist sie ein kunstvoll zusammengesetztes Gebilde, kommt ihr z. B. außergewöhnliche Größe, das Hauptmerkmal des Erhabenen, zu, bringt sie vor allem aber Psychisches zum Ausdruck — so ist sie Trägerin höherer ästhetischer Gefühle. In den ästhetisch am höchsten bewerteten Gebilden der Kunst hat eben vorgestelltes Psychisches den entscheidendsten Anteil.

Am offenbarsten ist die Bedeutung des Psychischen in der Dichtkunst. Schon in der epischen Poesie sind psychische Voraussetzungen und Entwickelungen die Hauptsache. Die Bestandteile, die im Drama eine höhere, innere Einheit und Harmonie bedingen, sind wieder die inneren seelischen Triebkräfte, die die äußeren Wandlungen und Situationen hervortreiben. „Das Drama führt mit seiner Exposition eine Anzahl solcher widerstreitender und einander doch ergänzender, seelischer Triebkräfte gleich-

1) Vgl. für das Folgende Höfler, Psychologie, Wien und Prag, 1897, 604 S., ein glänzendes Werk in seiner Art.

sam ins Feld und zeigt dann in seinem weiteren Verlauf und in der endlichen Lösung die notwendige gegenseitige Bekämpfung und Modifizierung jener Triebkräfte bis zum Austrag und schließlichem Gleichgewichtszustand, in welchem sie zur Ruhe gelangen.“ In der Lyrik „gibt sich der Dichter selbst“, er verrät, welche seelischen Vorgänge ihm im Augenblick der poetischen Anregung und während der Kundgabe seines dichterischen Erlebnisses in Form eines Gedichtes erfüllt haben. Der Streit über die Ausdrucksfähigkeit der Musik im 19. Jahrhundert hat mit dem vollen Siege jener Künstler geendet, die die seelische Vertiefung der Musik in Lyrik und Drama sich zur Lebensaufgabe gemacht hatten. Niemand mag seelischen Ausdruck missen bei den Schöpfungen der Malerei und Plastik, seien es Porträts, Historienbilder oder idealisierende Gestalten. Weltflüchtige Andacht, himmelanstrebender Geist jugendfrischer Völker spricht zu uns in gotischen Domen, dorische Tempel bekunden in der „Objektivität“ einen kennzeichnenden Zug, eine Lebensäußerung entschwundener Geschlechter. Endlich legen wir in die äußeren Erscheinungen der Natur „uns, unsere Seele, unser Eigenstes“.

Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall. (Schiller, Die Ideale.)

In den Schöpfungen des Künstlers ringt nun sein gesamtes Seelenleben, seine ganze Persönlichkeit, nach einem Ausdruck, soweit es seiner produktiven Phantasie ein eigenartiges Gepräge gibt. So wird verständlich, wenn Schiller sagt, „der Mensch sei nur dort ganz Mensch, wo er spielt“ und „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“. In das Kunstwerk geht seine ganze Subjektivität, seine ganze Persönlichkeit über, wie derselbe Schiller sagt: „alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität“[1]). Schiller verlangt aber auch[2]): Des Dichters erstes und wichtiges Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren, ist, seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern. Führt nun nicht alle Kunst, wo sie unmittelbarer Ausdruck der von Schiller verlangten, „zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufgeläuterten Individualitäten, ist, zur Erkenntnis, zum Wahren, indem sie uns die Dinge mit den Augen des Genies sehen läßt? Führt nicht alle Kunst auch zum Guten, wo wir den Genius, sei es eines Sophokles, Raphael, Goethe oder Beethoven, sich willig in den Dienst höchster Ideen stellen sehen?

1) über Bürgers Gedichte.
2) Ebenda.

Das zweite Beispiel.

In der Stelle aus dem Gesang der Engel:

> Gerettet ist das edle Glied
> Der Geisteswelt vom Bösen:
> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen;
> Und hat an ihm die Liebe gar
> Von oben teilgenommen,
> Begegnet ihm die sel'ge Schar
> Mit herzlichem Willkommen

liegt eine Beantwortung der Frage: Entwickelung eines sittlichen Charakters.

Wollen ist das Begehren von größter Begehrungsstärke, deren je ein Mensch zu bestimmter Zeit (angesichts eines und desselben Begehrungsobjektes) fähig ist. Dagegen sind z. B. Wünsche Begehrungen aller niedrigen Stärkegrade. Eine erste Frage ist nun: Ist der menschliche Wille frei von Ursachen? Schon die gewöhnlichste Lebenserfahrung läßt es sich nicht nehmen, in konkreten Fällen den Eintritt einer Willenshandlung aus den vorliegenden Umständen zu erklären, ja sogar solches Wollen mit mehr oder weniger Erfolg vorauszusagen. Die Stärke dieser Zuversicht tritt noch ganz besonders in den Ausnahmefällen hervor, in denen man ein Tun „unbegreiflich", „rätselhaft", „aller Erfahrungen und Erwartungen spottend" findet, z. B. eine Handlung der Freigebigkeit eines als Geizhals bekannten Menschen. Umgekehrt überrascht es gar nicht, von einem Gewohnheitsdiebe zu hören, daß er zum so und so vieltenmale rückfällig geworden ist. Die in der praktischen Kunst des Erklärens und Voraussagens der Willensentscheidungen stillschweigend zur Geltung kommenden Gedanken werden wissenschaftlich so festgestellt: Ursachen einer Willenshandlung sind teils bewußte seelische Zustände und Erlebnisse unmittelbar vor und im Zeitpunkte des Entschlusses, teils unbewußte dispositionelle Veranlagungen, psychische Dispositionen. Man erklärt dann: Motiv ist jede Teilursache einer Willenshandlung, insoweit sie in das Bewußtsein des Wollenden selbst fällt, wie die Vorstellungen von dem zu Wollenden, Urteile über dessen Erreichbarkeit, über dessen Wert, Gefühle von dessen Wert usw., Charakter aber ist im weitesten Sinne der Inbegriff aller nicht in das Bewußtsein fallenden psychischen Teilursachen des Willens, kurz der Inbegriff aller Willensdispositionen, im engeren, strengeren Sinne dagegen ist Charakter jene bleibendste Willensdisposition, die am meisten für den einzelnen Willensakt ausschlaggebend ist. In letzterem Sinne spricht man von dem Grundcharakter eines Menschen, aus dem der oder jener Willensakt hervorgegangen ist, von seinem eigentlichen Charakter, seiner „wahren Gesinnung", seiner „vollen Persönlichkeit". Es entsteht die Frage: Welche Bedeutung haben die eigenen inneren Entwickelungsbedingungen, die Willensdispositionen (ähnlich einem Pflanzenkeim), welche Bedeutung hat äußerer

Einfluß für die Entwickelung des Charakters, und diese Frage gewinnt die höchste Bedeutung, wenn es sich um die Entwickelung zu gutem Wollen, um die Entwickelung des sittlichen Charakters handelt.

Daß eine solche Entwickelung möglich ist, muß der heißeste Wunsch jedes sein, der es mit seinen Mitmenschen aufrichtig meint. Alle Erziehung geht von solchem Wunsche und solcher Hoffnung aus. Für das Gelingen dieses Werkes, der Vollendung einer Menschenseele im Guten, ist nun zunächst Bedingung: ein tüchtiger Kern und Keim. „Gerettet ist das edle Glied.“ Bei tiefgehendem Mangel in den sittlichen Dispositionen bleibt der Erziehung wenig oder keine Hoffnung auf Besserungsfähigkeit.

Eigene Arbeit am eigenen Wesen ist die zweite Forderung. Kann ich selbst mich bilden? Kann eine der Teilbedingungen für die Entwickelung des sittlichen Wollens eines Menschen sein eigenes Wollen sein? Die Frage ist zu bejahen, denn der Mensch besitzt sittliche Freiheit, indem sein Wollen (oder Tun) nichts anderes zum Ziele hat, als was dem Wollenden vermöge seiner bleibenden Willensdispositionen, also seines Grundcharakters und seines auf Grund desselben vollentwickelten, sittlichen Charakters wertvoll ist. Diese freie Willensbetätigung oder Spontaneität muß unbeeinflußt bleiben von vorübergehenden Neigungen, Stimmungen, Launen, der sittlich Freie muß Störungen fernhalten oder sich ihnen überlegen zeigen, Störungen wie Berauschung, Aufregungen, übermäßige intellektuelle Inanspruchnahme, Unwohlsein, wie denn Goethe fordert: „Was euch nicht angehört, müsset ihr meiden, was euch das Innere stört, dürft ihr nicht leiden.“ Schiller war der Mann, hinter dem im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt.

Zur Behauptung der Spontaneität, zur sittlichen Freiheit gehört zweitens vor allem die Fähigkeit, gegebenenfalls eigene Triebe und sonstige Willensimpulse zu hemmen, d. h. das Nichtwollen und daher auch das Nichttun dessen, wozu zwar vorübergehende oder selbst dauernde Neigungen vorhanden sind, deren Ziele aber unverträglich sind mit noch tiefer in der Persönlichkeit wurzelnden Werthaltungen. Dies meint wohl auch indische Weisheit, die geradezu das Göttliche im Menschen „die große Hemmung“ nennt. Die eigene Mitwirkung eines einzelnen an der Entwicklung seines sittlichen Charakters kann sich denn auch am erfolgreichsten in der Übung im Hemmen zeigen. Unermüdlich predigten Dichter, Goethe voran, die Selbstzucht:

Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen —

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.
Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt stets ein Knecht —
Wer überwindet, der gewinnt usw. usw.

Eines der wirksamsten Mittel, dem Willen selbst einen Kräftezuschuß zu geben, ist ferner das Wissen um früher bewiesene Festigkeit und Treue in Entschlüssen, denn: „Wer sich einer Feder gleich jedem Windhauch preisgegeben erachtet, wird, wenn er es auch sonst nicht wäre, eben durch seine Überzeugung das, was er von sich glaubt: er wird es gar nicht versuchen, den äußeren Einflüssen, auch wenn seine moralische Überzeugung es verlangte, sein besseres Selbst entgegenzustellen."[1]) Das Mißtrauen in ein schlechthin unbegrenztes Maß sittlicher Freiheit ist der tiefe Sinn der Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung."

So bemüht sich der Mensch selber um seine sittliche Vervollkommnung, und „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen".

Endlich ist die Entwickelung des sittlichen Charakters bedingt durch das „Hereinwirken von heilsamen Kräften aus der nächsten Umgebung bis aus unabsehbaren Fernen".

Der Fall ist möglich, daß ein Mensch die sittliche Disposition des Mitleides besitzt, aber in seinem äußeren Gehaben den auffälligsten Mangel an Mitleid (oder genauer Mangel an erwarteten Äußerungen des Mitleides) bezeigt. Diese scheinbare Mitleidlosigkeit kann ihren Grund haben in mangelhafter intellektueller Befähigung (der Unfähigkeit, Schmerzensäußerungen anderer richtig zu deuten), in mangelhafter Erfahrung von eigenem Leid, in mangelndem Gefühlsgedächtnis.

Bei diesen Dispositionen — man bezeichnet sie gegenüber den bleibenden, den unmittelbaren, als mittelbare — setzt nun die Erziehung ein durch Belehrung und Aufklärung über das Vorkommen und die Größe fremden Leides, durch Proben eigenen Leides, von Entbehrungen, Schmerzen gemäß dem Spruche, soweit er hier in Frage kommt: ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται, durch immer erneuten Hinweis, Übung und Wiederholung.

Zu diesen planmäßigen Einwirkungen des einzelnen auf die psychischen Dispositionen kommen zahllose Einwirkungen des Lebens. „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt." Manche von den Einflüssen im Leben „schleifen" mit schonungslosester Härte „Kanten ab", da wird der „Ernst des Lebens kennen gelernt", aber über „solche dumpfe Mächte ragen für eine höhere Ausbildung an edel menschlicher Bedeutung jene beglückenden Erlebnisse hoch hinaus, die als

1) Meinong, Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Werttheorie, 1894, S. 213.

erhebende welt- und kulturhistorische Ereignisse und Zustände den „Idealismus“ wecken und wach erhalten, die als Vorbilder von Helden und Genies, die der Jüngling zu seinen „Erziehern“ im höchsten Sinne erkiest, das Gemüt erwärmen und der Geistes- und Charakterbildung leuchtende Ziele zeigen.“

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Adalbert Stifter als Schulmann.

Von **Aug. Hackemann** in Bocholt (Westfalen).

Als Stifter im Auftrage des Ministers Thun gegen Ende des Jahres 1849 die Stelle des Schulrats und Inspektors sämtlicher Gymnasien in Unterösterreich einschließlich Wiens angetragen wurde, dankte er, erklärte aber, daß er die Inspektion der Volksschulen in Oberösterreich, welches er seit seinen Jugendjahren liebgewonnen hatte und oft besuchte, vorzöge. Und als er diesen Posten denn auch im Juni 1850 erhielt, wandte er seine Aufmerksamkeit zunächst den äußeren Bedingungen zu; hierher gehörten die Schulhäuser, die sich bei seinem Amtsantritte in einem wahrhaft kläglichen Zustande befanden. Als Beweis möge seine Schilderung des hölzernen Schulhauses in Niederthalheim bei Schwanenstadt hier Platz finden: „Die Wände hatten durch und durch Löcher so groß wie ein Kopf. Die Lehrersfrau stopfte sie mit Werg zu. An den Balken konnte man mit den Fingern den Holzmoder herabrieseln machen. Das Dach war ein Bretterdach und mit Steinen beschwert, aber es machte buchstäblich den verworrenen Eindruck, als hätte jemand auf einem großen Wagen Bretter und Steine hierhergebracht und umgeworfen. Bei jedem stärkeren Regen mußten die Kinder Bücher und Papiere unter der Bank halten, daß sie nicht naß würden. Das Wasser rann auf den Boden dahin.“ (Bd. XV, S. 40.)

Daß es unter solchen Umständen an Arbeit nicht fehlte, ist leicht einzusehen; aber Stifter bewies eine glückliche Hand: seine von kurzsichtiger und engherziger Schreibstubenherrschaft vollständig freien Anordnungen und in vielen Fällen sein wohltuender persönlicher Einfluß bewirkten, daß keine Gemeinde gegen die geforderten Schulbauten Einsprache erhob, ja daß manche aus freien Stücken größere Opfer brachte, als die gesetzlichen Be-

stimmungen verlangten. Doch kam es bald anders. Seinem regen Geiste genügte diese administrative Tätigkeit nicht; er schritt daran, auch die inneren Fragen des Schulwesens gründlich zu lösen, wobei er leider weniger glücklich war und auf Widerstände stieß, die er nicht zu brechen vermochte. „Meine Pläne sind nicht flicken, sondern organisch belebend und beseelend zu erzeugen — dazu muß noch die Zeit kommen: vor dem Baue des Geistigen muß erst das Leibliche einmal bestehen" schrieb er am 6. März 1849 an Heckenast (Bd. XV, S. 174) und wollte demgemäß des Lehrers Arbeit in die seinem ausgebreiteten Wissen und gründlichen Können entsprechenden höheren Bahnen lenken, die in großen Zügen bereits entworfen waren und nicht durch kleinliche Maßregeln eingeengt werden sollten. Stifter war nämlich der entschiedenste Feind jener kleinlichen Vorschriften, die alles regeln und lenken wollen. Er sagte: „Die Natur erzieht und bildet den Menschen nicht durch Maßregeln, und wenn der Staat Menschen erziehen will, so kann er es auch nicht durch Maßregeln, sondern nur durch Menschen, die schon etwas sind; dann muß er sie aber auch etwas gelten lassen." (Bd. XV, S. 43.)

Mit solchen Ansichten war er in den Staatsdienst getreten und er hielt eine Zeitlang an dem Glauben fest, daß es höchstens einer vernunftgemäßen Darlegung bedürfe, um ihnen — wenigstens in dem Kreise, wo er zu wirken hatte — zur Anerkennung zu verhelfen. Allein die Hoffnungen gingen nicht in Erfüllung, sie schwanden von Jahr zu Jahr, so daß Stifter endlich Mut und Arbeitsfreude verlor; seine Berichte und Vorschläge wurden unbeachtet beiseite gelegt und er sah sich zuletzt einzig darauf angewiesen, von anderer Seite diktierte „Maßregeln" zur Ausführung zu bringen. Aber selbst bei dieser Fügsamkeit blieben ihm bittere Erfahrungen und schwere Demütigungen nicht erspart. Im Jahre 1851 wurde zu Linz eine Realschule errichtet und das Gedeihen des neuen Institutes, an dessen Gründung Stifter eifrig und freudig mitgetan hatte und über das er als Organ der Regierung die Aufsicht führen mußte, lag ihm sehr am Herzen. Er opferte viel Zeit und Sorgfalt im Interesse dieser Schule, ohne je Anerkennung zu erhoffen oder zu beanspruchen. Im Vereine mit J. Aprent schrieb Stifter ein Lesebuch für Mittelschulen, dem die Approbation versagt wurde. 1856 nahm man ihm die Inspektion der Realschule in Linz ab.

So ward ihm das Amt eine drückende Last und er schrieb unter dem 24. August 1859 an Heckenast: „Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labsal; Zwangsarbeit, und zwar höchst peinigende Zwangsarbeit aber nenne ich die, wobei ich klar Wahres verleugnen, dem Gegenteil mich schweigend fügen und es fördern muß. Es mag sein, daß im Staatswesen dies nie vermieden werden kann, aber aufreibend bleibt

es immer und wird es für warme und wohlwollende Gemüter mehr als für andere."

Doch der tiefste Schmerz, den ihm sein Amt bereitete, war, daß es ihm so oft die Stimmung raubte für das, was ihm als Höchstes galt: die dichterische Tätigkeit. Darüber schrieb er sehr drastisch am 13. Mai 1854 an Heckenast: „Durch das Heu, den Häckerling, die Schuhnägel, die Glasscherben, das Sohlenleder, die Korkstöpsel und Besenstiele, die in meinem Kopfe sind, arbeitet sich oft ein leuchtender Strahl durch, der all das Wüste wegdrängen und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige, große Götter stehen; aber wenn ich dann in meine Amtsstube trete, stehen wieder Körbe voll von jenen Dingen für mich bereitet, die ich mir in das Haupt laden muß." Und zehn Jahre später, am 12. Februar 1864, schrieb er an denselben Freund: „Mein Amt legt mir tausenderlei klägliche Arbeiten auf, die in der Welt nichts verrücken. Es nagt an meinem Herzen, wenn ich die bedeutungslosesten Zeilen schreiben muß, während Reineres, Schöneres im Haupt und Gemüte drängt."

Die meiste Anerkennung und das willigste Entgegenkommen fand Schulrat Stifter noch bei den ihm untergeordneten Lehrpersonen und diese erfreuliche Tatsache entschädigte ihn für manche Unbill, die er von anderer Seite erfahren mußte. Er schrieb hierüber unter dem zuletzt erwähnten Datum: „Ich erlabe mich besonders an dem Lehrstand, der mir noch am besten in meinen Bestrebungen entgegenkommt und der mir Liebe und Neigung zeigt. Es sind sehr viele, sehr achtbare Männer darunter und auch solche, die sonst Bedeutung haben." Das gute Einvernehmen zwischen dem Vorgesetzten und seinen Untergebenen hinderte indes keineswegs, daß der Schulrat nach Bedarf auch mit Wucht einschritt, getreu der im „Hagestolz" gegebenen Lehre: „Wer nicht zuweilen den Steinblock der Gewalttat schleudern kann, der vermag auch nicht von Urgrund aus zu wirken und zu helfen. Du weisest bei Gelegenheit die Zähne und hast doch ein gutes Herz. Das ist recht." (Bd. III, S. 91.)

Als gegen die Mitte der sechziger Jahre in immer kürzer werdenden Zeitabständen Unwohlsein auf Unwohlsein folgte und nur verschwand, um einer ernstlichen Erkrankung Platz zu machen, legte Stifter die Bürde seiner amtlichen Verpflichtungen in jüngere Hände und trat einen Urlaub an. Dieser und eine ausgiebige Verlängerung liefen ab, und wenn nun der Arzt, wie er wohl wußte, erklärte, die Dienstuntauglichkeit dauere fort und es lasse sich über den Zeitpunkt, wann die Amtsübernahme wieder möglich sein werde, nichts bestimmtes sagen, so stand die Pensionierung — und zwar nach dem damaligen Pensionsgesetze mit einem Drittel des Gehaltes — zu befürchten. Da war es nun für Stifter eine glückliche Fügung, daß

kurz vorher sein Freund und Gönner Hofrat Adolf Freiherr v. Kriegs-Au von Linz nach Wien ins Staatsministerium berufen und mit der Leitung des Unterrichtswesens betraut wurde. Dieser erwirkte „auf Grund und in Würdigung der literarischen Verdienste des Dichters wie auch in Berücksichtigung seines ersprießlichen Wirkens im Staatsdienste“ die ausnahmsweise Pensionierung mit vollem Gehalte und dem Hofratstitel (November 1865).

Diese Anerkennung drang wie ein Lichtstrahl in des Meisters Gemüt und er schrieb unter dem frischen Eindrucke des Ereignisses an seinen Gönner Baron Kriegs-Au: „Dann ist durch das, was die Regierung an mir getan hat, eine solche Ruhe in mein Wesen gekommen, daß ich auf einem großen, lichten Felde der Zuversicht stehe und überall nur Dinge erblicke, die Frucht versprechen. Und die Genesung des Körpers steht wie eine lichte Morgenröte an dem Rande dieses Feldes und verspricht eine Sonne, welche die Früchte reifen wird.“ (Bd. XVII, S. 196.)

Es sollte nicht sein. Die finsteren Mächte des Todes ließen nicht mehr ab von dem Manne, den sie sich zum Opfer auserkoren hatten, und zwei Jahre nach Niederschrift dieser hoffnungsfreudigen Worte erlöste ihn der Tod von qualvollem Leiden.

Bevor ich Stifters Pädagogik näher zu beleuchten versuche, sei eines vorausgeschickt: was ein Mensch tut, wirkt, vollbringt, ist zumeist leichter zu registrieren als das, was er denkt, wünscht und plant, weil jenes in Wirklichkeit vorhanden ist, während dieses nur in der Idee existiert. Bei Stifter liegt die Sache umgekehrt: was er während seiner 15jährigen Beamtenlaufbahn arbeitete, schuf, änderte, besserte, — das ist allerdings in den Akten der oberösterreichischen Statthalterei und des Unterrichtsministeriums verbucht, aber ebenso wenig zugänglich, als es übersichtlich wäre, dagegen legte Stifter das, was er fühlte, erstrebte und herbeisehnte, in seinen Schriften und Briefen zu jedermanns Einsicht nieder, und man kann beim Lesen seiner Werke die Gedanken, welche er über Natur, Kunst, Staat u. dgl. ausspricht, ohne große Mühe zusammentragen.

Nicht so in Angelegenheit des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Stifter verfaßte 1849, also bevor er noch in den öffentlichen Schul- und Staatsdienst trat, einen über etwa zwei Druckbogen ausgedehnten Aufsatz, betitelt: „Die Schule und die Schulbildung.“ So beachtenswert diese Arbeit erscheint, enthält sie doch nur Ansichten und Meinungen, nicht aber Resultate und Erfahrungen, weil sie eben nicht aus dem wirksamen Leben hervorgegangen ist und sich bloß als das Ergebnis ernsten Nachdenkens über ein ernstes Thema darstellt. In den Schriften und Briefen

der folgenden Jahre sind Fragen pädagogischer und didaktischer Natur nur äußerst spärlich direkt behandelt: einmal weil Stifter, wie schon angedeutet, die dienstlichen Angelegenheiten mit seiner dichterischen und schriftstellerischen Tätigkeit nicht in Harmonie und Wechselwirkung zu bringen vermochte, und dann, weil er beabsichtigte, in seinen älteren Tagen ein Buch über Volkserziehung und Volksunterricht abzufassen. Kurz vor seiner Pensionierung schrieb er diesbezüglich an Hofrat v. Kriegs-Au: „Sie sagen, daß Sie meine Gedanken über die Volksschule wissen möchten. Ich habe meine Aufmerksamkeit schon vierzig Jahre auf diesen Gegenstand gerichtet, ich halte ihn für höchst wichtig und für eine der ersten Staatsaufgaben. Es ist schon lange meine Absicht, daß es mein letzter Dienst sein soll, welchen ich dem geliebten Österreich leiste, in meinen älteren Tagen ein Werk über Volkserziehung und Volksunterricht abzufassen. Ich habe Stöße von Stoff gesammelt und will versuchen, das Verhältnis meiner Grundsätze und die Möglichkeit ihrer Ausführung zu entwickeln.“ (Bd. XVII, S. 185.)

Wie gleichfalls schon erwähnt, kam Stifter wegen der rasch fortschreitenden Krankheit nach seiner Pensionierung nicht mehr zu größeren Arbeiten, also auch nicht zu dieser, und nach seinem Tode gingen die Entwürfe und Materialien verloren. Was sich demnach über Stifters pädagogische Maximen und Anschauungen aus seinen Werken zusammentragen läßt, hat nur mehr aphoristischen Charakter; als Motto dazu könnten die Worte dienen, die der Dichter in der Erzählung „Ein Gang durch die Katakomben“ ausspricht: „Es ist ein seltsam, furchtbar erhabenes Ding, der Mensch! Und schwindelnd für das Denken des Einzelnen ist der Plan seiner Erziehung, die ihm Gott als Geschenk seiner sittlichen Freiheit übertragen, daß er sie in Jahrtausenden, vielleicht in Jahrmillionen vollende.“ (Bd. IV, S. 170.)

Stifter leitet die Notwendigkeit planmäßiger Erziehung und Unterweisung des Menschen aus der Hilflosigkeit, die ihm von seiner Geburt her anhaftet, der großen Bildsamkeit seines Geistes und der hohen Bestimmung des Menschengeschlechtes ab und erkennt in diesen Gründen das Recht wie die Pflicht der Familie, der Gemeinde, der Kirche und des Staates, „der Regelung des inneren Seelenlebens der Menge“ das höchste Augenmerk zuzuwenden; er klagt über den tiefen Stand alles Erziehungs- und Bildungswesens und die geringe Bedeutung, welche den diesbezüglichen Besserungsvorschlägen wie deren Vertretern beigemessen wird. Er sagt (Bd. XV, S. 176): „Das arme Erziehungswesen! Der Sündenstuhl seit 2000 Jahren! Wenn man irgendwo alles vernachlässigen will, so ist es gewiß allemal das Erziehungswesen; — dann muß man Revolutionen überstehen und muß Bürgerkriege führen, die tausendmal mehr kosten und unsägliches Elend

herbeiführen, bis das verwahrloste Volk durch die eisernen Gründe belehrt ist, die man ihm in der Kindheit leichter durch Worte beigebracht hätte. Ich habe oft Tage, wo mir das Herz brechen möchte. Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Prinzip steht noch nirgends fest: daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist; denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menschen seien, und darum muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe und ein Staat sei, keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Tiere nicht losbrechen."

Alle Veranlassungen, durch welche der Mensch vollkommener wird, nennt Stifter „Schulen" — und so gibt es nach seiner Auffassung eine Schule des Lebens, das ist die Erfahrung, eine Schule der Familie, eine Schule der Gemeinde, der Kirche, des Staates usw. „Schulen", sagt Stifter, „hat Gott in unermeßlicher Fülle um uns her überall ausgebreitet, ja der Mensch tut keinen Schritt, wo er nicht an eine Lehre stößt und aus der er nicht Nutzen schöpfen könnte. Die ganze Welt und das ganze Leben ist voll Lehrer und Ermahner. Aber der Mensch kann auch eine eigene Anstalt gründen, in der das bereits Bekannte gelehrt wird, in der man es mit Neuem vermehrt und es auf die Nachfolge verbreitet." (Bd. XIV, S. 237.)

Als vorzüglichste, lehrreichste und dauerndste Schule steht nach Stifter das ganze Leben des Menschen da. Sobald das Kind geboren ist, beginnt das Lernen, erst im Spiel, dann allmählich im Ernst: „Am Kinde entzückt das Lallen, aber der Knabe muß reden lernen." (Studien, Bd. I, S. 72.)

In dem Maße, in dem der Knabe zunimmt an Alter, Kraft und Erfahrung, wächst sein Wirkungskreis und der volle Ernst des Lebens tritt in sein Recht. Es folgen Lehrjahre und Wanderjahre und der Jüngling reift im Strom der Welt zum Manne heran; dieser arbeitet und erwirbt und verschafft einer Gattin, Kindern und Enkeln, der Familie und dem ganzen Hause den Unterhalt. Er erweitert seine Tätigkeit über die Familie hinaus, er sucht der Vaterstadt, der Heimat zu nützen, er will endlich das Beste seines Vaterlandes mit besorgen helfen. „Ist er weise", schreibt Stifter, „so genießt er auch die Freuden der Welt mit Maß und Einsicht und lernt auch hierin immer mehr, sich Grenzen zu setzen und die Würde zu bewahren; denn in der Tat, kein einziges Lernen ist schwieriger als das, die Freuden, die Gott in die Welt gelegt hat, recht zu genießen, und vieles Unglück, ja das meiste, das über die Menschen gekommen ist, ist daher gekommen, weil sie sich durch Übermaß schwächten und ihre Kraft zu jedem Nötigen und Großen verloren. So geht der Mensch durch die Schule

des Lebens, er ist immer in ihr, er lernt alle Tage etwas und seine Erfahrungen wachsen, bis er auf dem Totenbette liegt — und selbst da noch kann er das Erlernte über seine Zeit hinaus fortsetzen, wenn er es aufzeichnet und der Nachwelt hinterläßt." (Bd. XIV, S. 239.) „Wenn aber nun auch die Schule des Lebens so kräftig ist und den Menschen am innigsten zu Erfahrungen und Wissen hinführt, so kann sie doch nicht die einzige bleiben; denn es gibt Dinge, die man in ihr durchaus nicht lernen kann, und andere, zu deren Selbsterfindung man Jahrhunderte brauchen würde." (Bd. XIV, S. 240.)

So kommt denn Stifter auf die älteste eigentliche Erziehungsinstitution zu sprechen, die Familie, wo die Lehre lieblich und leicht in die Kindesseele dringt wie sonst nirgends auf der Welt; er mahnt die Eltern an ihre hohe Pflicht und verheißt hohen Lohn: „Kinder sind eine Gottesgabe, daß wir sie erziehen, wie es ihnen frommt, nicht wie es uns nützt. (Studien. Das Heidedorf. Bd. I, S. 131.) „Kinder sind die Krone einer glücklichen Ehe und wohlgeratene Kinder dürften die höchste Freude eines Menschen in seinem Alter sein." (Briefe. Bd. XVI, S. 368.)

Stifter weist vor allem dem Vater sein redlich Teil an der Erziehung der Knaben zu und belehrt ihn, daß diese Pflicht seit Menschengedenken besteht. „Der Vater wird in den grauesten Zeiten der Menschheit seinen Sohn den Bogen spannen gelehrt haben, das Wild verfolgen, die Zeichen des Himmels erkennen; er wird ihn gelehrt haben, welche Gefühle und Neigungen den Mann glücklich machen und welche ihn in Hader und Zank verwickeln." (Bd. XIV, S. 241.)

Weit mehr Verantwortung fällt indes der Mutter zu, dafür erntet sie auch größeren Himmelssegen; denn: „Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freuden einer Mutter an ihren Kindern nicht." (Erzählungen. Bd. XI, S. 141.) Die Mädchen sind ihr von der Natur seit alters anvertraut, ihnen ist sie die erste und oft auch letzte Erzieherin: „Die Mutter wird ihre Töchter um sich versammelt haben, sie wird ihnen mit einem Beispiele vorangegangen sein, sie wird sie im Spinnen, Nähen, Weben und dergleichen unterrichtet haben und sie wird sie unterwiesen haben, wie sie sittlich, ehrbar und strenge sein sollen, daß die Welt und die rauhen Männer vor ihnen Ehrfurcht und Achtung haben müßten." (Bd. XIV, S. 242.)

Aber auch die Söhne werden ihrer Mutter zeitlebens anhängen und über das Grab hinaus dankbar sein: „Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges solches Herz." (Studien. Das Heidedorf. Bd. I, S. 126.)

Stifter verhehlt sich nicht, daß der Mensch leider aus seiner Familie nicht gar oft jene Güte und Größe schöpft, die er schöpfen könnte und sollte, und er ist sich auch über die Gründe dieser Erscheinung klar; ich will nur eine diesbezügliche Stelle wiedergeben: „Die höheren Stände gehen meist ihren Vergnügungen nach und übertragen das nicht übertragbare Geschäft der Eltern an andere — und die niederen Stände haben nichts, was sie den Kindern übergeben können, als ein sehr geringes Wissen, dann Vorurteile, Affekte und Leidenschaften.“ (Bd. XIV, S. 244.)

Weil also weder die Schule des Lebens noch die Schule der Familie den Menschen entsprechend auszubilden vermögen, haben von jeher alle Völker, in deren Mitte geistiges Leben pulsierte, Erziehungs- und Bildungseinrichtungen von mehr oder minder vollkommener Art getroffen, Schulen im eigentlichen Sinne des Wortes. Und weil ferner im Laufe der Jahrhunderte die Wissenschaften und Kenntnisse sich sehr angehäuft haben und es nicht möglich ist, daß jeder alles wisse und könne, so sind viele Arten von Schulen nötig geworden und man hat sie auch errichtet.

Die unterste, aber bei weitem wichtigste Schule ist nach Stifters Ausspruch die, in welcher das gelehrt wird, was jeder Mensch, wer er auch sei, zuerst und notwendig braucht. Wir nennen sie die Volksschule, weil sie den breitesten Schichten des Volkes ihre Tore öffnet und des Volkes ureigenste Bildungsstätte ist; Stifter nennt sie die Landschule, weil sie in großer Zahl über das ganze Land verbreitet sein soll. Er sagt darüber: „Die höchste Schule des Staates ist die Landschule (d. h. also die Volksschule). In einer guten Landschule muß der Mensch nicht bloß einige Fertigkeiten im Lesen, Schreiben, Rechnen u. dgl. erhalten, sondern er muß aus derselben auch ein klares menschliches Denken und Urteilen und einen ehrenwerten, rechtschaffenen Charakter mit sich fortnehmen; das sind Dinge, welche die Welt braucht, Dinge, die den Menschen zieren, die ihm unentbehrlich sind, die ihn eigentlich zum Menschen machen und ohne die der Staat selber in Verwirrung gerät. . . . Wie dieser sittliche Teil der Schule ins Werk zu setzen sei, ist eine schwierige Frage, sie muß aber doch gelöst werden, weil sie die erste und dringlichste ist; alle Jahre gehen mehrere Millionen junger Menschen der Barbarei entgegen, Menschen, die der Sitte, der Ordnung, dem Staate und der Zukunft hätten gewonnen werden können.“ (Bd. XIV, S. 251 flg.)

Stifter stellte auch die ausführliche Darlegung eines den ausgesprochenen Forderungen angepaßten Erziehungs- und Unterrichtsplanes für Landschulen in Aussicht, kam jedoch infolge seiner Krankheit nicht mehr zur Arbeit.

Wie Stifter die Land-, d. h. die Volksschule die höchste Schule des Staates nennt, so bezeichnet er auch den Land-, d. h. Volksschullehrer

als einen der wichtigsten Männer im Staate und fährt fort: „Nur weise, einfache, würdige, von jeder Leidenschaft und Unregelmäßigkeit entfernte Männer sollten diese Stelle bekleiden und der Staat und die ganze menschliche Gesellschaft sollten mit Eifer dafür sorgen, daß solche Männer erstehen, daß sie sich mit Liebe zu dem Fache wenden und mit Ehren und Auskommen dabei bestehen können. Wenn wir bis jetzt solche Männer nicht haben, so liegt die Schuld nicht an ihnen, sondern an uns. Wie kann ein Volk, das sich selber ehrt und Kenntnis und Sittlichkeit als ein Gut ansieht, die Lehrer und Erzieher seiner Kinder in einer Lage lassen, wo sie mit Hunger kämpfen und dem Menschenfreunde ein Gefühl des Bedauerns und des Mitleides einflößen? Man muß einen schlechten Begriff von dem Volke selber bekommen, das nicht aus eigenem Antriebe aufsteht und dem Übel abhilft.“ (Bd. XIV, S. 254.)

Als nächst höheren Grad der Landschule bezeichnet Stifter die Bürgerschule, welche er auch Gewerbschule nennt und von welcher Art er je eine für jede Stadt oder jeden Kreis des Landes fordert. Baut die Land- oder Volksschule die allen Menschen nötigen Fundamente, so faßt die Bürger- oder Gewerbschule, diese Fundamente voraussetzend, ihre Aufgabe als Erweiterung im Sinne und Interesse des Bürgerstandes auf.

Den Abschluß der menschlichen Bildung vollzieht nach Stifter die Wissenschaftsschule, an deren Errichtung jedoch erst dann zu schreiten ist, wenn der tadellose Bestand der Land- und Gewerbschule gesichert ist; denn er sagt: „Sucht nicht mit aller Kraft die hohe Wissenschaft nach ihrem höchsten Fluge zu leiten, sondern sucht sie zu erhalten, daß sie nicht sinke, und wendet für die Zeit eure Augen und eure Kraft dem Bildungsbedürfnisse des unteren Volkes zu, daß diese Bildung sich hebe, den Forderungen der Zeit entspreche und in ein Verhältnis mit der Wissenschaft komme; dann ist es Zeit, beide in ihrem natürlichen Verhältnisse den weiteren und höheren Gang gehen zu lassen.“ (Bd. XIV, S. 264.)

Jedem Lande endlich wünscht Stifter noch je eine Schule für die wesentlichsten Künste, zu welchen er zählt: die Malerei, die Bildhauerei, die Baukunst, die Dichtkunst, die Musik und die Schauspielkunst — leicht begreiflich von einem Manne, den das Schöne in jeder Gestalt entzückte. Wie sagt er doch so treffend in seiner Erzählung „Brigitta“: „Es liegt im menschlichen Geschlechte das wundervolle Ding der Schönheit. Es ist nur dem Menschen eigen und adelt den Menschen, daß er vor ihr kniet — und alles, was sich in diesem Leben lohnt und preiset, gießt sie allein in das zitternde, beseligte Herz. Es ist traurig für einen, der sie nicht hat oder nicht kennt oder an dem kein fremdes Auge sie finden kann. Selbst das Herz der Mutter wendet sich von dem Kinde ab, wenn sie nicht mehr

einen einzigen Schimmer dieses Strahles an ihm zu entdecken vermag." (Bd. II, S. 154.)

Die Kunst, die Verkörperung des Schönen, gilt Stifter so hoch, daß er sie in seinen Schriften wiederholt mit der Religion in Beziehung bringt. So heißt es in den „Vermischten Schriften" („Dramatische Dichtung und Darstellung"): „Kunst war überall und ist überall die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes. Wir heißen das Göttliche, insofern es sinnlich wahrnehmbar wird, auch das Schöne. Was anderes darstellt als das Göttliche, mag allerlei sein, nur Kunst ist es nicht." (Bd. XIII, S. 206.) Und ebendort an anderer Stelle („Über Kunst im allgemeinen"): „Das menschlich Höchste für den Menschen ist nach der Religion die Kunst, die ja in allen ihren Zweigen auch der Religion dient." (Bd. XIII, S. 194.)

Im I. Bande seiner Briefe wieder lesen wir: „Religion und Kunst, auf der höchsten Stufe in eins zusammenfallend, sind das einzige Gut des Menschen. Alles: Wissenschaft, Gewerbe, der Staat selbst, sind nur Mittel." (Bd. XV, S. 244.) Ferner im III. Bande der Briefe: „Mir steht die Kunst und besonders die Dichtkunst gleich nach der Religion. Beide bringen, wenn sie sind, was sie sein sollen, das Göttliche; die Religion bringt es an sich, die Kunst im Gewande des Reizes." (Bd. XVII, S. 324.) Und endlich in der Erzählung „Zwei Schwestern" im III. Bande der „Studien" (S. 270): „Es ist wahr, daß die Kunst in jeder ihrer Darstellungsarten himmlisch ist, ja sie ist das einzige Himmlische auf dieser Welt; sie ist, wenn ich es sagen darf, die irdische Schwester der Religion, die uns auch heiligt, und wenn wir ein Herz haben, sie zu vernehmen, werden wir erhoben und beseligt."

Wie Stifter aber erst dann die Wissenschaftsschule errichtet wissen will, wenn Land- und Gewerbschule in hinreichender Zahl und Güte vorhanden sind, so sollen auch Kunstschulen erst in einer Zeit gegründet werden, da dem allgemeinen Bildungsbedürfnisse der Menschheit zur Genüge entsprochen ist.

Gedeiht und blüht der Kranz dieser Schulen, dann ist nach Stifters Ansicht das Glück der Menschheit begründet; denn die einzigen Übel, welche an dem Emporstreben der Menschheit nagen, Unwissenheit und Unredlichkeit, haben ihren Boden verloren. Stifter sagt diesbezüglich: „Kein Weltgeist, kein Dämon regiert die Welt: was je Gutes oder Böses über die Menschen gekommen ist, haben die Menschen gemacht. Gott hat ihnen den freien Willen und die Vernunft gegeben und hat ihr Schicksal in ihre Hand gelegt. Dies ist unser Rang, dies ist unsere Größe. Daher müssen wir Vernunft und freien Willen, die uns nur als Keime gegeben werden, ausbilden; es gibt keinen andern Weg zum Glück der Menschheit . . .

Wenn die Menschheit einmal auf dem Punkte der aufrichtigsten Religiosität, der schönsten Empfänglichkeit für die Kunst, der größten Redlichkeit im Handel und Wandel und der klarsten Einsicht in alle Dinge stände: dann wäre der Himmel auf Erden, das Glück aller wäre gegründet . . . . Ob es je dahin kommen wird, ob noch Millionen Jahre verfließen, bis es dahin kommt — wer kann das wissen? Aber streben müssen wir darnach, als Ziel muß es immerfort und leuchtend vor unseren Augen schweben; sich dem zu nähern ist Ehre, sich davon entfernen, Schande." (Bd. XIV, S. 269—270.)

Es ist kein Wunder, sondern der natürliche Entwickelungsgang und zugleich eine Ehre für uns und unsere Zeit, daß die Fortschritte der letzten dreißig Jahre Stifters Pädagogik in vielen Punkten überholt haben. — „Ist doch", wie er selbst sagt, „die glänzendste Tat der Gegenwart eigentlich nur ein Baugerüste der Zukunft und wird abgebrochen, sowie diese Zukunft fertig ist." (Studien. Bd. I, S. 8.)

Diese Erkenntnis vermag das Bild des Dichters und Schulmanns nicht im geringsten zu trüben, jenes Mannes, der im I. Bande seiner Briefe bekennt: „Wäre die Kraft wie die Liebe, so könnten aus meiner Feder nur Meisterwerke kommen." (Bd. XV, S. 38.)

Stifter konnte dies ohne Anmaßung behaupten: er kannte ja ein Höchstes und hatte den Mut, dieses Höchste erringen zu wollen. Das Los, daß sein Vorhaben nicht ganz gelang, teilt er mit allen, selbst den Beglücktesten, und darüber möge er noch einmal zu Worte kommen: „Nur einer hat etwas gemacht, das das Höchste ist und ohne Schmerz gelang: Gott die Welt!" (Briefe. Bd. XV, S. 73.)

Es kann nicht anders sein; denn: „Das Wollen ist das Himmelreich der Menschen, das Vollbringen das der Götter." (Erzählungen. Bd. IV, S. 60.) Und endlich: „Sich getäuscht haben, ist sehr oft und gerade meistens der besseren Menschen Los" (Briefe, Bd. XV, S. 118.)

Nichts ist so schwer, als einen hervorragenden Menschen nach seinem vollen Wert richtig zu beurteilen. Denn was dem einzelnen auch zu wirken und zu vollbringen vergönnt sei, es ist doch niemals das Ganze — und auf den Lippen, welche sich geschlossen haben für immer, schwebt noch etwas wie ein nur halb ausgesprochenes Geheimnis. Darum, in dem dunkeln Gefühle, daß der Mensch stets unendlich mehr ist als die ganze Summe des von ihm Ausgegangenen, suchen wir uns ein Bild von ihm zu bewahren, auf daß der wirksame Geist seines Lebens in faßbarer Form noch eine Zeitlang mit uns und unter uns wandle.

Streifzüge durch unsere deutschen Lesebücher.

Von Dr. **Joseph Wahner** in Neiße.

Der unerquickliche Streit zweier Herausgeber des bei Ehlermann-Dresden zuerst 1893 und sodann 1900—1903 neu aufgelegten Deutschen Lesebuches für höhere Schulen von Hellwig-Hirt-Zernial-Spieß mit dem Bearbeiter der erdkundlichen Abschnitte in dem (1905) bei Freytag-Leipzig unter Mitwirkung von Gotthold Klee, Max Nath, Wilhelm Pfeiffer, Viktor Steinecke und Arnold Zehme erschienenen Lehmannschen lenkte wieder einmal die Aufmerksamkeit der Fachgenossen dem Haupthilfsmittel des deutschen Unterrichts, dem Lesebuche, in besonderer Weise zu. Es liegt uns fern, in diese Autorenfehde einzugreifen und das Begründete oder Übertriebene jenes Vorwurfs kritisieren und aufs richtige Maß einschränken zu wollen; Herr Steinecke wird sich selbst zu verteidigen wissen.[1]) Zu einer fruchtbringenderen Vergleichung aber dieser und der verbreitetsten übrigen Lesebücher für höhere Lehranstalten, die sich ja seit dem Inkrafttreten der neuen Lehrpläne und der neuen Rechtschreibung fast überstürzen, fühlt sich Verfasser dadurch veranlaßt, einer Vergleichung, die auch nach der mehr allgemein gehaltenen Sammelbesprechung Zehmes in Jahrg. III und IV der genannten Monatsschrift nicht überflüssig sein dürfte. Er hält sich hierfür, abgesehen von einer zehnjährigen Lehrerfahrung in diesem Zentralfach am Gesamtorganismus unserer Schulen, um so mehr berufen, als er vor drei Jahren vom schlesischen Provinzial-Schulkollegium mit einem ausführlichen Gutachten über die damals bei Teubner-Leipzig erschienene treffliche Neubearbeitung des Döbelner Lesebuchs von Evers-Walz (3. Aufl. Teil I—V) betraut wurde; dem Ergebnis jener Untersuchung ist die baldige Folge der Ausgabe B (1903) für paritätische Anstalten neben sonstigen Verbesserungen mit zu danken.

Manchen erfreulichen Fortschritt kann die Mehrzahl der neuerschienenen oder neuaufgelegten Lesebücher verzeichnen, zumal — von der äußeren Vervollkommnung nicht zu reden — in den prosaischen Abschnitten; hat doch auch gerade die deutsche Prosalektüre, die lange zugunsten der poetischen vernachlässigt worden war, auf Grund ihrer Betonung durch die amtlichen

1) Ist inzwischen auf einem der Monatsschrift für höhere Schulen beigegebenen Flugblatte geschehen. — Auf stärkerer Unterlage dagegen scheint der jüngst von den Herausgebern des Aschendorffschen Lesebuchs gegen die Neubearbeiter des bekannten Schöninghschen von B. Schulz erhobene Vorwurf zu beruhen.

Lehrpläne seit 1892 im letzten Jahrzehnt wieder allerseits regere Pflege gefunden. Insbesondere bemühen sich die Lesebücher von heute hierbei mehr und mehr, durch eine reiche Auswahl angemessener Prosaaufsätze den Fortschritten der realen Fächer, vornehmlich der Naturwissenschaft und Erdkunde, wie auch unserer Kolonialpolitik und Seemacht, gebührend Rechnung zu tragen.

Dagegen hat mit dieser Vermehrung und Verbesserung des prosaischen Lesestoffs die des poetischen Teiles nicht überall gleichen Schritt gehalten. Wohl fand auch hier im allgemeinen eine erfreuliche Abkehr von allem Moralisieren und Lehrhaften zu erfrischendem, humorvollem Inhalte statt, wohl begegnet auch hier das erfreuliche Bestreben, neben altbewährten Dichtungen poetische Perlen der zeitgenössischen Nationalliteratur zu vermitteln.

Anderseits aber entspricht z. B. die getroffene Auswahl öfters und noch häufiger die Verteilung des Stoffes auf die einzelnen Stufen und Klassen nicht den erprobten Grundsätzen älterer Lesebücher oder auch nur den Fingerzeigen der Lehrpläne, die damit durchaus nicht die Unterrichtsfreiheit aufheben wollen und sollen und auch, richtig verstanden, gerade hierin zumeist den richtigen Weg weisen; nur haben ängstliche Gemüter ihre Anregungen vielfach übertrieben und einseitig gedeutet.

Solche und ähnliche Mängel unserer Lesebücher nachzuweisen, soll die Aufgabe folgender Ausführungen sein zum Zwecke immer größerer Klärung und Verständigung bei Wahrung aller nur statthaften Lehrbesonderheit. Aus dieser ernsthaften Absicht positiver Förderung erklärt sich, warum wir uns auf die Besprechung des Besserungsbedürftigen beschränken und von einer nochmaligen Anerkennung der schon angedeuteten, von Zehme hinreichend gewürdigten Fortschritte und Vorzüge absehen. Unsere Ausführungen wollen nichts weniger darstellen als eine vollständige Kritik der fraglichen Unterrichtswerke.

Ein Gegenstand, in dessen Verteilung keineswegs alle Lesebücher übereinstimmen und daher immer wieder zu verschiedener Auffassung der Lehrpläne und schiefer Behandlung seitens unterrichtender Deutschlehrer Anlaß geben, ist der altdeutsche Sagenstoff, der in der Hauptsache auf die Anfangsklassen der Unter-, Mittel- und Oberstufe, also auf VI, U III und O II, verteilt werden soll. Wie diese Verteilung vorzunehmen sei, kann bei Berücksichtigung des Altersunterschiedes und der Durchschnittsfassungskraft der einzelnen Stufen, wie bei methodischem, eine stetige Erweiterung jenes Gedankenkreises ins Auge fassendem Aufbau kaum mehr zweifelhaft sein.

Die für VI vorgeschriebenen poetischen und prosaischen „Darstellungen aus der vaterländischen Sage und Geschichte“ betreffen ganz offenbar doch

nur hervorragende Gestalten der historischen Zeit unseres Landes, sowohl in ihrer streng geschichtlichen Erscheinung, als auch im sinnfällig für die jugendliche Phantasie besonders wirksamen Schmuck der sie umrankenden Mär und Legende, nebst sogenannten Ortssagen. Ausgeschlossen dürften dagegen, schon wegen ihrer größeren Schwierigkeit, die der urgermanischen Zeit angehörigen Figuren mythischer und heroischer Art sein, wie sie in den großen altdeutschen Volksepen und dem nordischen Sagenkreise entgegentreten; deren Vermittelung durch Prosafassungen wie Dichtungen ist vielmehr den späteren Stufen vorzubehalten. Schon in VI oder den anderen Jahrgängen der Unterstufe germanische Götter- und Heldensagen, wenn auch in entsprechend leichterer Einkleidung, vorführen zu wollen, bedeutet ein zweckloses, das spätere Interesse für den Stoff abschwächendes unpädagogisches Vorgehen und könnte auch nur auf Kosten der ungleich wichtigeren vaterländischen Geschichtsbilder und der Sagen und Geschichten des Altertums erfolgen.

Diese schon immer von uns bei der Ausarbeitung von Speziallehrplänen vertretene Ansicht wird uns denn auch von einigen Neuerscheinungen unter den Lesebüchern bestätigt, die allmählich von der früheren Mitteilung solcher Sagen zurückkommen. So die jüngst (1905) von Scheel neugeschaffene Unterstufe zum deutschen Lesebuch für höhere Lehranstalten von Hopf und Paulsiek (Berlin, Mittler), das früher in der dreibändigen von Muff besorgten Ausgabe für VI die ganze Nibelungensage nach Osterwald und Schöne, für V die Gudrunsage nach Schillmann, für IV die ganze Dietrichsage nach Vilmar, Günther und Gödeke bot, gleichwie Bellermann-Jonas-Imelmann-Suphan in der 3. und 4. Auflage ihres Lesebuchs (Berlin, 1893, Weidmann) die Gudrun nach Bacmeister, Walter und Hildegunde nach Ferd. Schmidt für VI, Hildebrand und Hadubrand nach Keck für VI und V und die Nibelungen nach Uhland sogar für IV ansetzten, neuerdings dagegen in der 5. und 6. Auflage (Berlin, 1902—1903) nur für VI den erwähnten germanischen Sagenstoff beibehalten und Uhlands Fassung der Nibelungen von IV nach U III übertragen haben.

Bei jener unseres Erachtens verkehrten Verteilung geblieben ist Buschmann auch in der neuesten Auflage seines deutschen Lesebuchs (Trier, 1903, Lintz), dessen 1. Abt. (18. Aufl.) für VI und V die ganze Nibelungensage nach Schwab und Uhland, die Gudrun nach Andrä und Hoffmann, Dietrich von Bern nach Richter, Walter und Hildegunde in einer augenscheinlich vom Herausgeber selbst stammenden Bearbeitung enthält. Ähnlich steht es mit Paldamus-Scholderer, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, Ausgabe C (16. Aufl., 1903—1904, Frankfurt a. M., Diesterweg), besorgt von Höfler und Winneberger, wo für VI aus der Wölfungen-

sage der Abschnitt Sigurd erweckt Brunhild und gelobt, sie zum Weibe zu nehmen, von Richter und Lange, aus den Nibelungen die Abschnitte Siegfried erwirbt Kriemhild und wird erschlagen, von Schillmann, und Kriemhild wird Etzels Weib und nimmt Rache für Siegfrieds Tod, von Spieß und Berlet, ferner König Laurin nach Schmidt und Floß, endlich Hildebrand und Alebrand (Hadubrand) nach Keck ausgewählt sind; für V der Kampf auf dem Wasgenstein im Elsaß, d. h. die Waltersage in der Fassung von A. Stöber, die vom Riesen Ecke nach Vilmar und Gudrun nach letzterem, für IV endlich Wieland der Schmied nach Klee. Weiter bringen Evers und Walz sowohl in 1. Aufl. (1899—1902), wie in der in Ausgabe A für evangelische und B für paritätische Anstalten zerlegten 2. Aufl. (1903) für VI Walter und Hildegunde nach Günther, Wieland der Schmied in Umarbeitung nach verschiedenen Quellen von Evers, und Siegfried nach Ferd. Schmidt, für IV die Rabenschlacht von Keck, Hildebrand und Hadubrand nach Lange und Gudrun nach verschiedenen Bearbeitern. Auch Schmidt-Mancy, Köster und Weyel, die Neuherausgeber des weitverbreiteten und anerkannten Deutschen Lesebuchs für höhere Lehranstalten von Bernh. Schulz (I, 13. Aufl., Paderborn, 1905, Schöningh), bieten außer dem für VI passenden Stücke Der hörnene Siegfried von Curtmann und einer Episode aus den Amelungen noch Siegfrieds Schwert von Simrock, Siegfrieds Tod von Schillmann und die ganze Gudrun in der sonst angemessenen Fassung von K. Barthel. Noch weiter geht Linnig, Deutsches Lesebuch I (13. Aufl., Paderborn, 1904, Schöningh).

Eine rühmliche Ausnahme von dieser unzweckmäßigen Verteilung germanischen Sagenstoffes machten schon immer Hellwig-Hirt-Zernial, indem sie sich für VI und V durchaus auf geschichtliche Ereignisse oder an historische Personen anknüpfende Sagen beschränkten und erst in IV die der Geschichte näherstehende Dietrichsage nach Klee boten. Ihrem Beispiele sind hinsichtlich des letzten Punktes, wie eben erwähnt, teilweise Evers-Walz, ist unter Anfügung der Wielandsage nach Zehme im 3. Teil des Lehmannschen Buches Klee selbst gefolgt, der ebenda Sagen von Dietrich von Bern nach Günther, Uhland und der Thidreksage mitteilt. In der Tat erscheint ihre Vermittelung an schon verständigere Quartaner eher erträglich und läßt sich bei der Möglichkeit, den in IV teilweise zum zweitenmal behandelten Stoff der alten Sage und Geschichte mehr zusammenzudrängen und zu kürzen, auch leicht an diesen anschließen, während zugleich dadurch eine wünschenswerte Entlastung des germanischen Sagenstoffes der III herbeigeführt wird. Nur zum Teil, nämlich den 1. und 2. Band für VI und V, haben nach unserem Verteilungsplan Führer, Kahle und Kortz ihr Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer

Lehranstalten (Münster, 1904, Aschendorff) eingerichtet; beschränken sich jene Teile auf mehr lokale deutsche Volkssagen und Schwänke und Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte bzw. der alten Sage und Geschichte, so haben im 3. Teil für IV wieder die umfangreichen Heldensagen Wieland der Schmied nach Hübner, Siegfrieds Heldentaten und Tod nach Klee u. a. und Dietrich von Bern nach denselben Aufnahme gefunden. Ebensowenig befriedigt in dieser Beziehung das in Verbindung mit mehreren Fachgenossen von Liermann herausgegebene und vorwiegend für Schulen nach Frankfurter oder Altonaer System bestimmte Deutsche Lesebuch für höhere Lehranstalten (Frankfurt a. M., 1904, Kesselring). Auch Zehme (a. a. O.) deutet bei aller Anerkennung, die er den zahlreichen Vorzügen des Buches spendet, schon darauf hin. Wieder begegnen hier unter den deutschen Sagen für VI die deutsche Siegfriedsage nach Osterwald, der Burgunden Untergang nach Schöne und die Gudrunsage nach Lange, für V sogar neben Ecke von Uhland aus der Frithjofsage die Episode Frithjofs Eintritt beim König Ring nach Bäßler, der angelsächsische Beowulf von K. Müllenhoff und die mythologischen Stücke: Die Götter der Germanen von Klee, Baldur und sein Tod von Falch und Lokis Bestrafung von Amerlan.

Auch von den uns selbst nicht vorliegenden Lesebüchern haben noch mehrere, nach Zehmes Ausführungen zu schließen, unseren Lesestoff falsch verteilt. So das in erster Linie für Realanstalten bestimmte Buch von Meyer-Nagel (Leipzig, 1903, Dürr), dessen 1. Teil für VI wieder die Nibelungensage, zum Bedauern Zehmes „nur auf dreiundeinhalb Seiten“, dessen 2. Teil für V Gudrun nur „auf vier Seiten“, dagegen nicht die Sagen von Dietrich, Walter u. a. enthält; natürlich fehlen für die Unterstufe auch nicht Prosastücke aus der germanischen Mythologie, die weder auf wissenschaftlicher Höhe stehen, noch ein übersichtliches und anschauliches Bild geben sollen. Besser scheint es dagegen mit Kohts-Meyer-Schuster in der Neuausgabe von Fiehn-Schäfer (Hannover, 1903, Helwing) zu stehen, wenigstens findet sich auf der Unterstufe nur für VI nach Zehmes Angabe die eine germanische Sage von Alphart und Laurin.

Größere Einmütigkeit herrscht unter den Lesebüchern bezüglich etwaiger poetischer Fassungen des germanischen Sagenstoffes für die Unterstufe. Einzig und allein „Siegfrieds Schwert“ von Uhland hat da, meist für VI, Aufnahme gefunden. Und man wird das nur billigen können, zumal wenn zu seiner Erläuterung die leicht faßliche und dem Standpunkt dieser Klasse ganz gewiß angemessene deutsche Sage von Siegfrieds Jugend unter die Prosastücke der VI eingereiht wurde, wie dies bei Evers-Walz und in noch gelungenerer, kürzerer Form nach Schillmann bei Lehmann, bei Linnig nach Raßmann und bei Schulz nach Curtmann der Fall ist. Allenfalls

könnte wegen des gleichen Inhalts noch das freilich viel weniger abgeklärte Gedicht „Siegfrieds Jugend" von Tieck hier Platz finden, das nach dem Vorbild der Groteschen Ausgabe von Hopf und Paulsiek Winneberger wieder für V ansetzt. An diese fast allgemein gebilligte Beschränkung des poetischen Teiles hält sich nicht, soweit uns bekannt, Scheel, insofern er für IV Gudruns Klage von Geibel bringt, obschon unter seinen Prosastücken keine germanische Sage, auch nicht die von Gudrun, steht; ebensowenig Meyer-Nagel, deren gesonderte Gedichtsammlung zu den Teilen VI—IV u. a. Stücke aus den Nibelungen und Gudrun enthält (Zehme a. a. O.).

Noch verschiedenartiger ist die Stellung der Lesebücher in der Darbietung des germanischen Sagenstoffes auf der Mittelstufe. Hier sprechen die Lehrpläne vom Lesen von Gedichten und Prosastücken (aus dem deutschen Volksepos, auch aus dem nordischen Sagenkreise). Diese Bestimmung des Klammerzusatzes, der doch ganz offenbar nur zu „Prosastücken" gehört oder darauf beschränkt werden muß, hat eine ziemliche Verwirrung hervorgerufen.

Daß unter solchen Prosastoff in erster Linie die Nibelungen- und Gudrunsage gehören und gegebenenfalls die Dietrichsage, wenn diese nicht schon, wie oben gewünscht, in IV übermittelt werden konnte, darüber herrscht wohl nur eine Stimme. Indessen eignet sich damit noch lange nicht jede einzelne der bekannten und von den verschiedenen Lesebüchern ganz oder stückweise mitgeteilten Bearbeitungen für diese Altersstufe. Durchsichtigkeit und leichte Verständlichkeit bei Anmut der Form werden wegen der teilweisen Verwickelung und Ausdehnung der Handlung vor allem die gewählten Fassungen auszeichnen müssen. Dieser Vorzug schmückt z. B. die von Evers-Walz nach Osterwald, Bäßler und Nover erzählten Heldensagen, desgleichen die einschlägigen Darbietungen Buschmanns nach Vilmar und Richter, die gleichfalls an Vilmar und Klee angelehnten Bearbeitungen der Siegfriedsage und Gudrun bei Hellwig-Hirt-Zernial und die Zehmesche Bearbeitung der Fassung Uhlands bei Lehmann. Die Palme gebührt ja unstreitig Vilmars bereits zu klassischer Bedeutung gelangten Erzählung, wenigstens der Nibelungensage, die denn auch, gleich seiner Darstellung der Gudrun, Paldamus-Scholderer unverändert bringt, während Schulz (I, 2 für die mittleren Klassen, 11. Aufl., 1901, Paderborn) nur in der ersten Hälfte der Nibelungen, in der Siegfriedsage, Vilmar folgt, dagegen von Kriemhilds Rache nur den rührenden Kampf und Tod Rüdigers von K. v. Roth bietet und Gudrun hier ganz übergeht. Die Bearbeitung der Vilmarschen Darstellung allein beibehalten hat Kinzel, der Neuherausgeber von Hopf und Paulsiek für U III—U II (29. Aufl., Berlin, 1903, Mittler), wo früher (21. Aufl. von Foß) noch die Fassungen Vollmers nach der

Wilkinasage und dem Siegfriedsliede vorausgingen, ähnlich wie bei Hellwig-Hirt-Zernial die Kleesche Bearbeitung der nordischen Siegfriedsage.

Überhaupt gehört die nordische Überlieferung der Nibelungen schon wegen ihrer Schwierigkeit durchaus nach der Oberstufe; in U III begnüge man sich unter allen Umständen mit der deutschen Gestaltung der Sage und suche von dieser ein möglichst eindrucksvolles, klares Bild, zugleich als Vorbereitung für die spätere Vertiefung in diesen Sagenkreis und die Lektüre des Nibelungenliedes in O II, zu entwerfen. Es muß daher als ein Mißgriff bezeichnet werden, wenn Paldamus-Scholderer und Lorenz-Raydt-Rößger (Deutsches Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten, Leipzig, 1904, Voigtländer) wieder auf die nordische Überlieferung zurückgreifen und die Sigurdsage nach F. und Th. Dahn, desgleichen wenn die Herausgeber des Voigtländerschen Buches das Stück Kriemhild in der nordischen und deutschen Sage von Uhland bieten; gar nicht zu reden von Linnig, der neuerdings (II. 11. Aufl., 1905) als nordische Gewandung der bereits in Teil I für untere Klassen mitgeteilten deutschen Heldensagen sogar die ganze Volsungensage nach Edzardi, die Helgisage der Edda und die ganze Thidreksage nach Raßmann bringt; nicht zu reden von Kohts-Meyer-Schuster, bei denen sogar die vielfach veralteten Darstellungen von Lange, Bratuschek, Albers u. a. verwertet sind. Diese Doppelform der wichtigsten germanischen Sagengestalten führt auf unserer Stufe nur zur Verwirrung und Verwechselung und sollte den Ausblicken auf den nordischen Sagenkreis auf der Oberstufe vorbehalten bleiben. Das Einlenken gerade des Paulsiekschen Buches in dieser Beziehung ist höchst lehrreich.

Auch bei der Darbietung der Gudrunsage ist sein Neubearbeiter von dem die Jugend wenig anmutenden, wenn auch kürzeren, herben Abriß aus Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung mit gutem Grunde übergegangen zu der gefälligeren Fassung Vilmars, neben der sich aber auch die K. Barthels bei Schulz (hier allerdings in der Unterstufe) und Uhlands bei Lehmann als brauchbar behauptet haben.

Von anderen Heldensagen scheint uns außer Nibelungen und Gudrun und der womöglich schon in IV vermittelten Dietrichsage, zu der wir auch die bei Buschmann und Schulz nach Floß gebotene Hildebrandtragödie rechnen, nur noch Walter und Hildegunde in Betracht zu kommen. Letztere bietet Kinzel nach Simrock, Lehmann nach Uhland und das Voigtländersche Lesebuch nach W. Wägner; gegen keine dieser Bearbeitungen läßt sich etwas einwenden. Keine Zeit hingegen wird erübrigt für die weniger bedeutsamen Stücke König Rother bei Lehmann und Schulz, Vom Zwergkönig Laurin und seinem Rosengarten bei Lorenz-Raydt-Rößger, Der Rosengarten von

Worms bei Evers=Walz und die rein nordischen Sagen von Frithjof bei letzteren und von Starkadr bei Lehmann. Die Rolandsage, die z. B. Kinzel und Lorenz=Raydt=Rößger nach Wägner für die Mittelstufe ansetzen, gehört gleich der Erzählung Alboin und Rosamunde bei Buschmann nach VI, die schwierige Parzivalmär, die bei Lehmann und Linnig unbegreiflicherweise für U III, bei Liermann für O III mitgeteilt ist, ebenso wie die übrigen Stoffe des höfischen Epos, von dem Linnig noch den armen Heinrich von Hartmann von Aue und den guten Gerhard von Köln von Rudolf von Ems bringt, gehören nach O II.

Bei den Göttersagen hat die vielfach betonte Notwendigkeit, sich strenger an die Quellen zu halten und die Ergebnisse der Wissenschaft nicht unberücksichtigt zu lassen, hier und da zu mehr als wünschenswerter Beschränkung geführt. Gar keine mythologischen Prosastücke mehr bietet Scheel. Und auch Buschmann hat die meisten der nach Albers, Dahn, Falch, Heskamp und Lange ehemals mitgeteilten, weil teilweise veraltet, jetzt ausgeschieden, ohne indessen hinreichenden Ersatz zu leisten; nur Baldurs Tod von Uhland wurde dem allein beibehaltenen Stück Thors Fahrt nach seinem Hammer von Wägner angefügt. Und doch ist die Vorführung und ethische Würdigung der Hauptgestalten der germanischen Götterwelt, eines Odin und Thor, Freyas und Balders, wie Entstehung und Untergang des Alls auf der Mittelstufe dringend erwünscht. Die dabei erforderliche strenge Scheidung zwischen den nordischen und deutschen Vorstellungen wird von Zehme in der Muffschen Neuausgabe des Hopf und Paulsiek und bei Schulz in der Schilderung Wodans (Odins) nach Floß und Öser vermißt. Die übrigen meist nach Floß gegebenen Stücke bei Schulz über Welt= und Götterentstehung, einzelne Göttergestalten und Götterdämmerung sind recht zweckentsprechend, desgleichen die Episoden von Thors Hammerfahrt und Balders Tod; belanglos dagegen und zu weitläufig sind die Erzählungen von Lokis Strafe, vom Fenriswolf und „Hertha" von Grube. Das ganz getrennt von den mythologischen Stücken aufgeführte „Wode" von Arndt erübrigt sich ebenfalls bei schon erfolgter Charakterisierung Odin=Wodans.

Simrocks in der Edda wurzelnde Darstellung hatte schon Muffs Vorgänger Foß neben Dahns germanischen Götter= und Heldensagen benützt und zu recht schwer verständlichen, mit Eigennamen überfüllten Aufsätzen verarbeitet. Kein Wunder, daß der Neubearbeiter davon abging. Andere haben mit mehr Geschick die alte, gute Quelle ausgebeutet und damit wissenschaftlich Wohlbegründetes und doch Faßlicheres geschaffen. So die Herausgeber des Weidmannschen Lesebuchs, und noch gelungener Winneberger, der für seinen mehr als ausreichenden Aufsatz auch die Forschungen

Uhlands und Mogks verwertete; nur schade, daß er von jenem in einem besonderen, ziemlich schwierigen Stück auch das unhaltbare Phantasiegemälde der Wikinger-Skalden von den Walküren als ursprünglichen Glaubenssatz übernommen hat! Ausreichend und ansprechend sind die Darbietungen Klees Vom Götterglauben der alten Germanen und Schlenders Die Götterdämmerung bei Lorenz-Raydt-Rößger.

Neben Simrock hat sich Uhland als zuverlässigster Führer durch die germanische Göttersage erwiesen. Auf ihn griffen schon früher Hellwig-Hirt-Zernial zurück, nur daß ihr „Umriß der nordisch-germanischen Göttersage" kein ausführliches Bild der Hauptgötter Odin und Thor aufweist, auf ihn griff neuerdings Zehme bei Lehmann O III zurück; hier begegnen uns zwar wieder die dort vermißten Götterfiguren in anmutiger, lichtvoller Zeichnung und eine reinliche Scheidung zwischen deutscher und nordischer Auffassung; jedoch fehlt die ebenso unentbehrliche Schilderung von Weltentstehung und Weltuntergang.

Allen genannten Darstellungen mangelt eine genügende Verwertung des für die Mythenforschung so bedeutsamen Folklorismus, der gerade für Deutschland das Vorherrschen der niederen Religionsformen, der Dämonenwelt und des Seelenglaubens, erwiesen hat. Einzig und allein Evers-Walz haben in einem besonderen Stück, Seelen- und Naturgeister von M. Evers, diese wichtige Tatsache berücksichtigt, und ebenso in gelegentlichen Bemerkungen das Fortleben der germanischen Gottheiten im modernen Volksglauben, in Persönlichkeiten und Einrichtungen des Christentums, die Deutung und Rückführung der Mythen auf Naturvorgänge, wie dies freilich ein tüchtiger Deutschlehrer schon immer bei der Erläuterung dieses Stoffes tat, auch ohne besondere Bezugnahme des Lesebuchs. Eine Bereicherung gegenüber den meisten Lesebüchern bedeutet Stück 9_3 Götterverehrung, während die mit 9_1 gegebene an Cäs. B. G. VI und Tacit. Germ. angelehnte historische Betrachtung und Quellenübersicht wohl besser für O II aufgespart wird. Auch sonst läßt sich im einzelnen noch manches an den Everschen Stücken aussetzen; namentlich hat unter dem sichtlichen Streben, ein abgerundetes Bild germanischen Götterglaubens geben zu wollen, ihre Form erheblich gelitten.

Am wenigsten angemessen, wenn nicht ganz unangebracht, erscheinen auf der Mittelstufe umfängliche poetische Darbietungen der germanischen Götter- und Heldensage. Nichts ist freilich zu erinnern gegen einzelne Bilder und Lieder daraus, wie sie z. B. neben den allgemein aufgenommenen, mehr geschichtlichen Balladen „Gotentreue" von Dahn u. ä. in den bei Lehmann vorliegenden Gedichten Geibels „Gudruns Klage" und „Volkers Nachtgesang" oder in dem mythologischen Sang Bragis von

Baumbach bei Winneberger begegnen. Dagegen ist es aus verschiedenen Gründen durchaus vom Übel, bereits in der Tertia die schwierigen und langen nordischen Götter- und Heldenlieder der Edda oder größere Partien aus dem angelsächsischen Beowulf und dem altdeutschen Volksepos, dem Nibelungen- und Gudrunliede, auch nur in Übersetzungen zu bieten. Für die gleichzeitige Behandlung prosaischer und poetischer Fassungen jener Heldensagen bleibt bei den zwei bzw. drei wöchentlichen Deutschstunden an Vollanstalten kaum Zeit; wurden sie in Prosa aber etwa schon in VI vermittelt, und kommt hier die nordische Gestaltung der Nibelungen nebst anderen nordischen Sagen hinzu, so führt die parallele Lektüre der metrischen Übertragung des Nibelungenliedes notwendig zu jener Vermengung der nordischen und deutschen Fassung, vor der wir schon oben warnten, zu einer unpädagogischen Vorwegnahme des bei der späteren Behandlung des Originals so nötigen Interesses. Vielmehr mögen die altdeutschen Volksepen auch in der Übersetzung der O II vorbehalten bleiben, wo sich ohnehin die vorgeschriebene Lektüre des mhd. Textes bedauerlicherweise zumeist auf recht dürftige Proben beschränkt, so daß eine Ergänzung derselben durch umfassenderes Lesen in metrischen nhd. Übertragungen durchaus geboten erscheint.

Dahin also muß unseres Erachtens die einschlägige Bestimmung der Lehrpläne für Tertia gedeutet oder, falls sie wirklich anders gemeint sein sollte, berichtigt werden; denn auch die Lehrpläne sind nicht unfehlbar, obschon außer der Unerschütterlichkeit des Lehrzieles auch eine gewisse Bestimmtheit der Lehraufgaben nach wie vor nötig sein wird, soll nicht die allerseits erwünschte Unterrichtsfreiheit ins Uferlose hinaussteuern. Entsprechend gestaltet aber und freigehalten von den hier überflüssigen Partien aus den großen Volksepen haben den poetischen Lesestoff der Mittelstufe nur die Lesebücher von Buschmann, Linnig, Winneberger und Liermann, welch letzterer dafür mehrere recht passende kleinere Gedichte verwandten Stoffes moderner Verfasser, wie das „Lied der Drude“ und „Donars Hammersegen“ von F. W. Weber nebst einer kurzen Probe aus Linggs Epos „Die Völkerwanderung“ beigebracht hat.

Dagegen sind im Hopf und Paulsiek die früher von Foß mitgeteilten Eddalieder nach Werner Hahn mit Ausnahme der Hammerfahrt Thors vom Neubearbeiter Kinzel nur vertauscht worden gegen andere Geringsche Übertragungen, und die früheren Proben aus dem Waltarius nach Scheffel-Holder gegen solche im Versmaß des Originals gehaltene von G. Bötticher. Aus dem gleichen Grunde ersetzte Kinzel die von Foß in der San Marteschen metrisch wechselnden Übertragung gegebenen Proben aus Gudrun mit der in die Gudrunstrophe gekleideten, bekannteren Übersetzung von Legerlotz,

während für den Ersatz der früher nach L. Freytag mitgeteilten 247 Strophen aus dem Nibelungenlied durch 141 andere gleichfalls von Legerlotz übersetzte mehr inhaltliche Gründe maßgebend gewesen sind. Während hier also wenigstens in den Proben aus dem Nibelungenliede eine Beschränkung eingetreten ist, bietet Lehmann davon wieder für O III nicht weniger als 534 Strophen nach der Übersetzung von L. Freytag und für U III aus der Gudrun nicht weniger als 360 Strophen nach Legerlotz, wozu hier das umfangreiche Lied von Thrym nach Gering kommt; ähnlich Evers-Walz 234 Strophen aus dem Nibelungenlied nach Simrock und L. Freytag und 122 Strophen aus der Gudrun nach Legerlotz; etwas weniger, nämlich 108 Strophen aus dem Nibelungenliede und 133 aus Gudrun nach eigener Übertragung gibt Schulz. Mit verbindender Prosaerzählung, fürs Nibelungenlied nach Volmar, nach Uhland für die Gudrun hat, ähnlich Buschmanns Lesebuch für O II, das Voigtländersche seine Proben ausgestattet; die mitgeteilten 161 Strophen aus ersterem Epos sind den Übersetzungen von Legerlotz, Bornhak und Simrock, die 67 des anderen der Übertragung von Legerlotz entnommen. Den 145 bzw. 41 Strophen, die Hellwig-Hirt-Zernial den beiden Dichtungen in der Übersetzung von L. Freytag und Legerlotz entlehnt haben, sind außer dem Liede von Thrym nach Chamisso noch angereiht eine gekürzte Wiedergabe des Beowulf nach ten Brink und Grein und drei Abschnitte aus dem Heliand in Simrocks Übertragung. Weidmanns Buch endlich enthält nichts aus den altdeutschen Volksepen, wohl aber die Simrocksche Übersetzung der Eddadichtungen Sigurd und Brunhild und des Hammers Heimholung.

Sprechzimmer.

1.

In seinem esse sein.

In Wilhelm Hauffs „Der Mann im Monde", Zweiter Teil, in dem Kapitel „Der neue Nachbar", gleich zu Anfang (Kleine Cottasche Ausg. in 6 Bänden, Band 5, S. 117, Z. 13 von unten) heißt es vom Präsident Sanden, dem Vater Idas: „Der Himmel hing ihm voller eigenhändig-durchlauchtigster Belobungsschreiben, voll großer Verdienstkreuze . . .; jetzt war er in seinem Esse, jetzt konnte er negoziieren und zeigen, daß er nicht umsonst in Regensburg und Wetzlar in seiner frühen Jugend Diplomatie studiert hatte." — Es ist wohl klar, daß der Ausdruck hier nur heißen kann: jetzt war er in seinem Elemente.

Weitere Belege aus älterer Literatur, die ich der Vollständigkeit halber hierhersetze, sind nach Grimm:

Gargantua 30b: ich sprich, das . . . das geschlecht des herren Horgulantua vor andern sei in esse erhalten und vil besser dann der Harlunger, Amelunger oder Bechtunger stammen. (Hier ist der Sinn offenbar: „in gutem Stand" erhalten).

Chemnitz, Schwed. Krieg 1, 244a (aus dem Jahr 1631): Dahingegen wolte der könig die stadt nicht lassen, sondern jederzeit schützen und schirmen, ihre privilegia in vollem esse erhalten und sie in nichts dawider beschweren (in vollem Bestand, in voller Kraft).

Wallensteins Briefe 81 (anno 1628): in esse bringen (= zustande bringen).

Schweinichens Herzog Heinrich XI. S. 81 (anno 1580): Es hätten aber i. f. g. (Ihre fürstlichen Gnaden) den gehorsam von ihnen gespüret und die übung noch in ziemlicher esse gefunden.

Grimm fügt hinzu: „Man sagt heute: Hier ist er in seinem esse, hier fühlt er sich, seiner Natur nach, behaglich und unbelästigt."

Schon Meister Eckhart 121, 14: Dâ sitzet er in sîme nëhsten, in sîm isse, allez in sich, niergen uzer sich.

Solingen. **Hans Hofmann.**

2.

1. Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen. (Freiligrath, Löwenritt.)

2. An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt. (Eichendorff, Weihnachten.)

Zu diesen beiden Stellen übergebe ich den Herren Kollegen hiermit zwei Briefe (im Auszuge), von denen der eine bestätigt, daß es richtig ist, wenn wir unter den „Signalen" des Tafelberges wirklich nur eine Hafeneinrichtung verstehen, der andere eine alte schlesische Sitte erzählt, deren Kenntnis zum völligen Verstehen der zweiten Stelle notwendig ist.

1. Herr Pastor Chr. Möller, früher in King-Williamstown, Kapland, schreibt: „Ich glaube allerdings, daß einfach die Schiffssignalstation auf dem Löwenkopfe, dem Vorsprunge des Tafelberges, der Ort ist, auf dem sich die 'bunten, wechselnden' Signale zeigen. Das mag man, von der Ferne aus betrachtet, sehr prosaisch finden, in ganz anderem Lichte aber erscheinen dem Interessierten die auf- und niedersteigenden Signale. Den ankommenden Schiffen leuchten schon von weitem die Signale entgegen und zeigen ihnen an, daß man ihre Ankunft bemerkt hat, und den am Fuße des Berges in Kapstadt Wohnenden sind die Zeichen erst recht sehr wertvoll; als ich z. B. N. N. erwartete, hielt ich bis zum Dunkelwerden Ausschau nach der Signalstation, bis endlich am Sonntagmorgen gegen 9 Uhr das Signal hochgezogen wurde, das uns anzeigte, daß ein Schiff der Union-Line aus Europa in Sicht sei. Da wußte ich, daß es der Gaul [„Gallier"] sein mußte. Verwandt werden [farbige] Kugeln und dreieckige oder viereckige Scheiben, die in den verschiedensten Stellungen, neben-

einander, untereinander, aufgezogen werden, so daß sie bei dem häufigen Wechsel wirklich bunte Bilder sind, die sich dem Auge darbieten. Von 'wechselnden Signalen', durch Wolken oder sonstwie durch die Natur am Tafelberge hervorgebracht, habe ich nichts bemerkt, auch nicht davon gehört." Leimbach, Erläuterungen 4. Aufl. I, 242 gibt den „Teufelsrücken zur Rechten[1]) des Tafelberges" als Standort des Signalmastes an, nicht den 'Löwenkopf', Pastor Möllers Angabe ist jedoch richtig. Vgl. Fritsch, Südafrika I, 13 flg. (Wissen der Gegenwart Bd. 34): „Die langgezogene Figur des Löwenrumpfes [oder Löwenkopfes, vor dem eigentlichen Tafelberg nach Südwesten] springt nach dem Meere zu als ein mäßig steil abfallender Hügel vor und trägt hier seit langen Jahren die Signalstation für den Hafen, daher als Signal-Hill bezeichnet . . . Dem Teufel . . . ist aus unbekanntem Grunde der dritte der Berge als 'Teufelskopf' geweiht."

2. Herr Heeger, Oberlehrer und Rektor in Hörde, ein alter Schlesier, teilte mir zu der zweiten Stelle auf eine Anfrage[2]) folgendes mit: „Ich erinnere mich zwar dunkel, in meiner Kindheit gehört zu haben (gesehen habe ich es nicht), daß in einigen Familien meiner Vaterstadt Liegnitz es Sitte war, Weihnachtsgeschenke für die Kinder auf das Fensterbrett zu legen (um die zu beschenkenden Kinder glauben zu machen, daß das Christkind sie gebracht und von außen durch das Fenster hingelegt habe). In meiner Familie aber und in anderen war es Sitte, zwischen die Doppelfenster im Winter zur Warmhaltung der Stube Moos zu legen und zur Weihnachtszeit in dieses Moos Bilder zu stecken von der Geburt Christi (Krippen oder Krippel genannt) mit den Hirten, den heiligen drei Königen, dem Stern, einem Engel, beweglichen Mühlen usw., die Bilder mit Katzengold zu schmücken und brennende Kerzen dazwischen zu stecken. Die Krippel wurden auch in Stuben aufgebaut und nahmen oft eine solche Ausdehnung an, daß sie für Eintrittsgeld besucht wurden." Da Eichendorff bei der Abfassung des Gedichtes jedenfalls an die eigene Jugendzeit gedacht hat, oder wenigstens an die engere Heimat, so ist es wohl gerechtfertigt, daß ich gerade einen Schlesier um Auskunft gebeten habe, — und ich denke, seine Auskunft befriedigt auch!

Duisburg. **Alb. Schaefer.**

3.

Die Forst.

In Zeitungsartikeln aus verschiedenen deutschen Städten — wenn ich mich nicht irre, waren es nordostdeutsche — ist mir die Form die Forst aufge-

1) Ungeographisch! Von wo aus gesehen?

2) Die Erklärung in dem Erläuterungswerke 'Aus deutschen Lesebüchern' II, 703: „tausend Kinder sehen still beglückt auf das bunte Spielzeug, das ihnen die Liebe der Mutter geschmückt hat", gefiel mir nicht, da der Ausdruck 'an den Fenstern' dabei gar nicht berücksichtigt worden ist, das Adverb 'fromm' hier doch wohl nicht den Sinn 'voller Mutterliebe' hat und die Kinder bei der eigentlichen Bescherung wohl kaum still beglückt auf ihr Spielzeug hinschauen.

stoßen, die mich wegen der entsprechenden Femininform im Französischen, la forêt, interessierte. Im Grimmschen Wörterbuch wird neben dem Worte nur das männliche Geschlecht angegeben, auch für die althochdeutsche Form (Zeile 1 des dritten Absatzes). Im übrigen wird dort als ursprüngliche Bedeutung des Wortes bezeichnet Bannwald, Herrnwald, Fronwald, im Gegensatz zur Mark, dem allen Genossen gemeinen Wald. Für die Frage über das Geschlecht des Wortes ist von Bedeutung die Hinweisung auf die in fränkischen Urkunden vorkommende Femininform forestis, neben der später foresta f. (daher französisch la forêt und italienisch foresta), forestus m. und forestum n. aufkommt. Nach dem lehrreichen Versuch einer Geschichte und Etymologie des Wortes Forst folgen einige wenige Bemerkungen über den heutigen Gebrauch desselben. Von der Femininform ist dabei keine Rede. Einem Kollegen, der an manchen Orten Norddeutschlands, insbesondere des Nordwestens, gelebt hatte und, ohne Philologe oder Germanist zu sein, dennoch wegen seiner ausgebreiteten literarischen Kenntnisse und seines feinen Sprachsinnes bekannt war, war diese Form auch unbekannt. Kürzlich finde ich sie nun in Ernst Wicherts Vaterländischem Roman, Der große Kurfürst in Preußen, dritte Abteilung, zweiter Band, S. 260, Z. 2 von oben, also bei einem Ostpreußen. In welchen Teilen des deutschen Sprachgebietes mag sie sonst heimisch sein und in welcher Bedeutung? Bei Wichert handelt es sich um einen Forst im ursprünglichen Sinne des Wortes.

Rendsburg. Prof. Dr. **Hermann Gidionsen.**

4.

Zu Schillers „Tell" IV, 3.

Die Beweggründe zur Ermordung Geßlers, die Tell im Monolog äußert, sind rein privater, persönlicher Natur. Aber nach der Tat ruft er:

> Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld
> Vor dir, du kannst dem Lande nicht mehr schaden.

Da fühlt er sich als den Retter des Landes, als politischen Mörder? Das ist doch ein Widerspruch? — Bellermann hat darauf aufmerksam gemacht.

Aber mit Unrecht. Der Widerspruch ist nur scheinbar. Während Tell hinter dem Holunderbusch den günstigen Augenblick für den Schuß erlauert gehen Dinge auf der Bühne vor, die ihm diese Seite seiner Tat erst zum Bewußtsein bringen. Er hört das verzweifelte Flehen der Armgart um Gerechtigkeit für ihren Mann; er vernimmt ihren drohenden Ruf: „Wär' ich ein Mann!" usw. Er lernt das ganze harte, grausame Regierungsprogramm des Vogtes kennen, seine Vorsätze, wie er das Land knechten, den Nacken der Bewohner beugen will. — Seine Tat ist beschlossene Sache, beschlossen aus persönlichen Gründen; aber was sie für das Land bedeutet, das ist ihm jetzt klar geworden, und das spricht er in jenen Worten aus.

Also kein neues Motiv, nur eine neue Erkenntnis. Von einem Widerspruch oder gar von einem „häßlichen" Renommieren gegenüber seinem Opfer, wie Bellermann meint, kann also die Rede nicht sein.

Baden-Baden. **J. Stern.**

5.

Zu den Lessingiana Ztschr. XVII, 519.

Thdr. Dstl. zitiert aus einer Lessingausgabe: „ihr Segen . . . soll begleiben" und erklärt dies durch „bleiben". Es ist aber vielmehr das alte bekleiben (mhd. beklîben), haften, wurzeln nach mundartlicher Aussprache. Vgl. Lessing, Ernst u. Falk 5: „Masonei, welche so tiefe Wurzeln in diesem neuen Boden schlug, daß sie . . . bekließ." (M. Heyne, Deutsch. Wb. I, 344.)

Northeim. **R. Sprenger.**

6.

Nebensätze als selbständige Sätze.

Derjenige, der die Entwickelung unserer Syntax aufmerksam verfolgt, wird wohl nicht mehr länger zögern dürfen, von einer Stileigentümlichkeit Notiz zu nehmen, die mehr und mehr Mode zu werden beginnt. Ich meine die Neigung neuerer Schriftsteller, Neben-(Konjunktional-, Relativ-)Sätze als selbständige Sätze zu geben. Ich setze zwei Beispiele (beide aus der Monatsschrift „Deutschland" Nr. 21, 2. Jahrg. H. 9, Juni 1904) hierher:

„Auch durch dieses System . . . wird ein neues Kulturelement über die ganze Erde verbreitet, von dem man hoffen darf, daß es segensreiche Früchte bringt. Daß es die Bürger ihre Pflichten lehrt, daß es ihnen gründliche Kenntnis des Wesens der sozialen Aufgaben vermittelt. —" (Marg. N. Zepler.)

„Man erkannte, daß, ohne Übertreibung, schlechthin alles in Gefahr ist, was unsere Städte schön und traulich . . macht. Daß das Zeitalter der Maschinen . . . tatsächlich immer unersättlicher sich alles zu unterwerfen begonnen hat." (Max Osborn.)

Durch solche Freiheiten wird die grammatikalische Unterscheidung der Haupt- und Nebensätze nach äußeren Merkmalen immer mehr illusorisch, wie man denn schon früher auf die Unzulänglichkeit der äußeren Kennzeichen hingewiesen hat. Eine Durchsicht des einschlägigen Kapitels der Syntax wird mit der Zeit unvermeidlich sein.

Solingen. **Hans Hofmann.**

7.

Zur geschichtlichen Volksdichtung Braunschweigs.

Zu der in Band 34 und 35 der Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde von Hassebrauk veröffentlichten geschichtlichen Volksdichtung Braunschweigs mögen hier einige Bemerkungen sprachlicher Art Platz finden.

Bd. 34, S. 15, V. 99: „Und im geschicht kaum recht daran." Zu „kaum" bemerkt H.: ich vermute „kaum unrecht dran". Diese Vermutung trifft nicht das Richtige; „kaum" heißt „gerade, sehr, recht", in welcher Bedeutung niederdeutsches kumme z. B. in der Cattenstedter Mundart noch vorhanden ist: dat is kumme gût, das ist sehr gut, gerade gut.

Bd. 34, S. 51, V. 49: „beschmeichelt". Das zu mnd. besmeichen, besmeicheln gehörige Substantiv schmeich ist heute noch in der Cattenstedter

Mundart vorhanden, man bezeichnet damit die Fliegeneier am Käse, aus denen die Maden entstehen.

Bd. 34, S. 71, V. 181: „Und wird auch nichts so klein gespungen". Die Form „gespungen" wird richtig erklärt = gesponnen, aber nicht zutreffend ist Hassebrauks Ableitung des Wortes Spange von demselben Stamme, vgl. Kluges etymol. Wb. unter Spange. Interessant ist die Erscheinung des ng statt nn. Während ng statt nd echt mitteldeutsch ist und auch im späteren Mittelniederdeutschen (J. Bolte und W. Seelmann, Niederdeutsche Schauspiele älterer Zeit, S. 163) und im Neuniederdeutschen landschaftlich auftritt, scheint ng für nn nur vereinzelt vorzukommen. Ob nach Analogie von ng = nn = nd? Z. B. efungen = gefunden, nd. efunnen, wird noch teilweise auf dem nd. Harze gesagt.

Bd. 35, S. 52, V. 3:

Sie kamen auf der post,
Das war ein feine lost.

H. erklärt lost = list. Aber o dürfte kaum für i stehen, auch im Reime nicht. Ich vermute daher, daß lost für lust steht; u und o wechseln wohl

Bd. 35, S. 131, V. 3:

Mit schantzen, schützen, stürmen
Am thor, wällen und thürmen
Hab ich den ruhm erreicht,
Daß keiner ist gewesen,
So viel ich habe gelesen,
Der diß Braunschweig so nah hat gebracht.

Zur letzten Zeile bemerkt H.: „D. h. so nahe dem Untergange. Vgl. 'Warh. gew. newe zeitung' S. 1: also das kein feindt so nahe geschantzt." Die Worte „so nah" nimmt H. in dem Sinne von „so nahe dem Untergange". Aber die von ihm zur Vergleichung zitierte Stelle läßt, meine ich, erkennen, daß „Braunschweig" als Dativ zu fassen ist und „diß", nämlich „schantzen — thürmen", als Akkusativ. Danach ist der Sinn, daß niemand jemals so nahe an Braunschweig heran gerückt ist.

Bd. 35, S. 114, V. 49:

Mir alls zu trotz und spiet.

Zu „spiet" bemerkt H.: „spiet = Spott, sonst nicht nachzuweisen." Das Wort ist im Niederdeutschen keineswegs selten: mnd. spît; Teuth. spyt; westf. spît; in der Cattenstedter Mundart schpît; auch Schambach, Göttingisch-Grubenhagen'sches Wb. kennt es, leitet „Spitzname" richtig von spîtsnâme ab; engl. spite; mengl. spyt, spite „merely short for despite, by loss of the first syllable", Skeat, Concise Etym. Dictionary S. 546; engl. despite aus lat. despectus, ebenso natürlich unser spît.

Blankenburg a. H. **Ed. Damköhler.**

8.

Die Quelle von Chamissos Gedicht Mateo Folkone, der Korse.

In Chamissos Schriften sucht man vergeblich nach einem Anhalt, wie er zu dem Stoffe seines Gedichtes „Mateo Folkone, der Korse", gekommen ist. Doch empfindet man beim Lesen dieses Gedichtes, daß dasselbe schwerlich allein

der dichterischen Phantasie sein Entstehen verdankt. Nun ist in dem Buche von Ferdinand Gregorovius über Korsika eine Erzählung „Der korsische Brutus" enthalten, welche einen ganz ähnlichen Stoff behandelt. Die Novelle ist eine Bearbeitung von „La Delazione punita" (Die bestrafte Angeberei) aus einem Buche „Novelle storiche Corse" di F. O. Renucci, bei Fabiani, Bastia 1827.

In Prosper Mérimées Werken findet sich ein Gedicht „Mateo Folkone", welches den Inhalt der Novelle von Renucci in der Weise verändert, daß an Stelle der beiden Grenadiere, die von dem Hirtenknaben verraten werden, der korsische Nationalheld in den Kämpfen der Inselbewohner um ihre Selbständigkeit gegen die genuesische Republik, Sampiero Korso, getreten ist. Dieses Gedicht des französischen Schriftstellers aber hat unser Chamisso sich zum Vorbilde genommen; die Übereinstimmung ist zuweilen fast wörtlich. Dies hat überzeugend nachgewiesen Max Kuttner in der Deutschen Rundschau, herausg. von Rodenberg, Bd. CXVI S. 227 ff. Dort findet sich auch eine Inhaltsangabe der Novelle in dem Buche von Gregorovius.

Auch ein anderes Gedicht von Chamisso, „Die Versöhnung" hat als Quelle die erwähnte Sammlung korsischer Novellen von Renucci. Gewöhnlich ist es ja die Vendetta, die den Stoff zu derartigen, spezifisch korsischen poetischen Erzeugnissen geliefert hat. Im Zusammenhang stehen damit auch die korsischen Totenklagelieder (vocero — ballata). Proben davon in deutscher Übersetzung von Ludwig Schneegans bei Heyse und Kurz, Novellenschatz des Auslandes Bd. 1, „Colomba".

Stadthagen. Oberlehrer **Proffen.**

9.

Die Quelle von Simrocks Gedicht „Habsburgs Mauern".

Daß die Quelle für dieses zuerst in Simrocks Rheinsagen aus dem Munde des Volkes und deutscher Dichter als Nr. 208 erschienene, dann in viele Sammlungen (z. B. Echtermeyer Nr. 91) übergegangene Gedicht die kurze Sage von „Radbod von Habsburg" in den deutschen Sagen der Gebrüder Grimm Nr. 511, Bd. II ^{3}, S. 121) ist, beweist die fast wörtliche Übereinstimmung der ersten Strophen mit dieser. Man vergleiche:

Im Aargau steht ein hohes Schloß,
Vom Tal erreicht es kein Geschoß.
Wer hat's erbaut,
Das wie aus Wolken niederschaut?
Der Bischof Werner gab das Geld,
Graf Radbod hat sie hingestellt,
Klein aber fest,
Die Habichtsburg, das Felsennest.

Bei den Grimms heißt es: „Im zehnten Jahrhundert gründete Radbod auf seinem eigenen Gute im Aargau eine Burg, genannt Habsburg (Habichtsburg, Felsennest), klein aber fest".

Daneben scheint der Dichter Johannes Müllers Geschichten der Schweizerischen Eidgenossenschaft I, 262 not. 161 benutzt zu haben.

Northeim. **R. Sprenger.**

Bücherbesprechungen.

P. F. L. Hoffmanns Wörterbuch der deutschen Sprache nach dem Standpunkt ihrer heutigen Ausbildung. Mit besonderer Rücksicht auf die Schwierigkeiten in der Beugung, Fügung, Bedeutung und Schreibart der Wörter und mit vielen erläuternden Beispielen aus dem praktischen Leben. 5. Aufl., neubearbeitet von Gymnasialdirektor Dr. Gustav Mohr. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1905. 620 S.

Das gewiß manchem Leser unserer Zeitschrift durch eigenen Gebrauch bekannte Wörterbuch der deutschen Sprache von P. F. L. Hoffmann ist jüngst in 5. Auflage erschienen und bietet jetzt seinen reichen Inhalt in etwa 36 000 Stichwörtern und Wortverbindungen dar; diese sind nicht nur mit großem Sammelfleiße, sondern auch nach sorgfältiger, gewissenhafter Prüfung ausgewählt und erteilen hinsichtlich der Orthographie, Grammatik, Bedeutung und Anwendung weitgehende Auskunft, so daß das Buch nicht bloß als willkommener orthographisch-grammatikalischer Berater, sondern auch als kleines Sachwörterbuch gelten darf. Eine Neubearbeitung war einerseits schon infolge der durch die „orthographische Konferenz" (1901) eingeführten neuesten deutschen Rechtschreibung erforderlich, anderseits bot sich auf diese Weise eine willkommene Gelegenheit dar, das umfängliche Material, unter Beibehaltung der altbewährten Grundsätze, einer neuen, gewissenhaften Prüfung zu unterwerfen und so eine Menge von Irrtümern und Ungenauigkeiten der letzten Auflagen zu verbessern. Die Zusammenstellung der Wörter gleichen Stammes ist, wie es in dem Vorwort heißt, beibehalten worden, und zwar, wie uns scheint, mit vollem Recht; hätte man diese etymologische Verbindung aufgehoben und an ihrer Stelle die rein alphabetische Anordnung durchgeführt, so wäre in der Tat die Eigenart des Buches zerstört worden.

Was nun die Frage anbetrifft, welche Wörter (insbesondere Fremdwörter und technische Ausdrücke), Wortverbindungen, Phrasen sprichwörtlicher und anderer Art, mundartliche Redensarten usw. in ein solches Nachschlagebuch gehören, so wird man darüber zumeist geteilter Meinung sein; das Urteil muß hier jederzeit ein subjektives sein. Beistimmen wird man gern dem Herausgeber, wenn er sagt, daß es bei dem bewundernswerten Reichtum unserer Muttersprache natürlich unmöglich war, eine jeden befriedigende Vollständigkeit zu erzielen, und daß schon in Hinsicht auf den Umfang des Werkes ein gewisses Maß eingehalten werden mußte. Geographische und naturwissenschaftliche Bezeichnungen finden sich mit Recht deshalb nur insoweit, als sie irgendwelche orthographische Schwierigkeiten zeigen oder sonst von Belang schienen. Von den Fremdwörtern sind diejenigen angeführt, die so fest eingewurzelt sind, daß man sie nicht mehr gern entbehren mag, ferner solche, deren Sinn sich nur durch eine längere und dabei doch nicht ausreichende Umschreibung wiedergeben ließe. So sehr man im allgemeinen diesem Verfahren beistimmen muß, so wird man doch in manchen Fällen nicht einsehen, warum gewisse Ausdrücke ohne andere,

die etymologisch mit ihnen zusammenhängen, erscheinen. Weshalb fehlen z. B. neben Autodidakt, Autograph und Automat die nicht minder wichtigen Wörter: Autokrat, Automobil, autonom; weshalb neben Portier und Portiere: Portikus; weshalb neben Xylograph: Xylophon? Oder sehen wir einmal den Buchstaben K an. Wenn auch kein verständiger Beurteiler hier Ausdrücke wie Konnivenz, Konnexion, Kondensator, Konföderation, Konstabler, Konstellation u. a. vermissen wird (denn solche gehören in ein Fremdwörterbuch), so scheinen uns doch Wörter wie Kombination, Kommentar, kompakt, Konflikt, Konfusion, Konrektor, Kontrolle, Konzession, Konzil, koordinieren u. a. durchaus unentbehrlich zu sein; andere Fremdwörter dagegen, wie Kalfaktor, und so seltene Ausdrücke wie Kamp, Knagge, Knorz usw. könnten unserer Ansicht nach unbedenklich wegfallen. Desgleichen würden wir gern bei manchem Wort noch eine oder andere häufig gebrauchte Redewendung eingefügt sehen; so z. B. bei dem Stichwort „Eiche", wo ausdrücklich Stärke, Höhe und lange Dauer als Kennzeichen des Baumes gerühmt werden, die sprichwörtliche Redensart: „Auf einen Streich fällt keine Eich'". Bei „Hund" vermissen wir die Ausdrücke: Hundekälte, Hundewetter (neben Hundearbeit und Hundefraß) und Hundewurm, sowie die Redensarten: „Damit lockt man keinen Hund vom Ofen", „Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz", „Bekannt wie ein bunter Hund" (franz. comme le loup blanc). Zu „Kastanie" möchte doch die Wendung: „für jemanden die Kastanien aus dem Feuer holen", zu „Leisten" die Wendung: „Schuster, bleib bei deinem Leisten" nachgetragen werden. Bei dem Stichwort „Leben" vermissen wir: am Leben bleiben, ins Leben rufen, mit dem Leben davonkommen, sich das Leben nehmen. Unter den Begriff „Ohr" wünschten wir noch gestellt zu sehen die Wörter: Ohrenarzt, Ohrenleiden, Ohrmuschel, sowie die Redensarten: „auf einem Ohr nicht gut hören", „die Ohren steif halten", „hinter den Ohren noch nicht trocken", „jemandem einen Floh ins Ohr setzen". Zu „Realschule" möchte wohl auch noch „Realgymnasium" treten und bei der Erklärung des Wortes „Referendar = Jurist nach der ersten Staatsprüfung (bes. in Preußen)" könnte in der Klammer noch beigefügt werden „und in Sachsen".

Diese Bemerkungen, die mit Leichtigkeit noch vermehrt werden könnten, sollen durchaus nicht den Wert des Buches herabsetzen, sondern vielmehr unser lebhaftes Interesse an demselben dartun und Verbesserungsvorschläge enthalten, die der Herausgeber gewissenhaft zu prüfen in der Vorrede selbst verspricht. Wenn wir ein Gesamturteil fällen wollen, so dürfen wir wohl sagen, daß dieses Wörterbuch mit großem Fleiß, großer Sachkenntnis und philologischer Genauigkeit gearbeitet ist; besonders bezeichnende Proben dieser gerühmten Eigenschaften sind, um nur einige Beispiele herauszugreifen, die trotz aller Knappheit doch äußerst klaren Artikel und Erklärungen unter den Stichworten: einschlagen, Fabel, grüner Tisch, Hand, Idyll, Kammer, Leinpfad, Meerschaum, Nerv, reißen, Wartegeld, welsch. Sehr beifällig zu begrüßen ist es auch, daß wiederholt Dichterzitate als Beispiele verwendet werden, so z. B. „Vom Mädchen

reißt sich stolz der Knabe" (unter „reißen") oder „Das Schiff streicht durch die Wellen" (unter „streichen").

Wir schließen unsere Besprechung in der Überzeugung, daß jeder Deutsche, der wegen eines mündlichen oder schriftlichen Ausdrucks sich Rats erholen will, sowie jeder Deutsch lernende Ausländer mit bestem Erfolge von dem Buche Gebrauch machen wird, und teilen den Wunsch des Herausgebers, daß auch die neue Auflage wie ihre Vorgängerinnen sich für das praktische Leben als brauchbares Hilfsmittel erweisen möge.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Aufsatzbuch von Professor Dr. (Karl) Küffner. Nürnberg, Carl Koch, Schulbücherverlag und Lehrmittelanstalt. 1905. X und 264 S. 3 M.

Je mehr die Aufsatzlehre in Theorie und Praxis vertieft und unter Entgegenkommen gegen die Erfordernisse des so stark gewandelten Zeitgeistes gemodelt worden ist, desto geringer an Zahl scheint mir die Ziffer der einschlägigen Neuerscheinungen. Es weiß jetzt eben jeder Eingeweihte zu genau, daß man mit dem Aneinanderreihen einer Anzahl am Schreibtisch erdachter oder schließlich auch gelegentlich einmal in der Klasse erprobter Themata längst nicht mehr den Hund hinterm Ofen hervorlockt, geschweige denn etwas wirklich für den unmittelbaren Gebrauch Geeignetes liefert. Auch der trockene Abdruck langer Jahreslisten der aufgegebenen, korrigierten, besprochenen, amtlich in die Schulberichte aufgenommenen Aufsätze allein tut's nicht. Es muß eine gehörige Dosis überlegenen Verstandes zu der Auswahl und Überprüfung der im Fortgange des Stoffsammelns aufgehäuften Materialien dazutreten, um wahrhaft nützliche Unterlagen für methodische Übungen an die Hand zu geben. Ich kenne nicht eben viele Beispiele solch geschickt auserlesener Sammlungen: innerhalb weniger Jahre ist das ganz auf eigener Verwendung fußende Buch Hermann Ullrichs „Deutsche Musteraufsätze. Ein stilistisch-rhetorisches Lesebuch für die Mittel- und Oberstufe höherer Schulen zusammengestellt" in 2., verbesserter und vermehrter Auflage (1903) herausgekommen, nun 100 ausgeführte Arbeiten enthaltend, und aus den jüngsten Neuheiten tritt ihm mit zwar bloß 55, jedoch durchschnittlich längeren, Theodor Matthias, „Aufsätze aus Oberklassen" (1905), zur Seite, beide aus dem Teubnerschen Verlage.

An Umfang zwar steht eine weitere verwandte Leistung der Gegenwart ein wenig zurück, übertrifft aber Ullrichs und Matthias' Sammlungen dafür in doppelter Hinsicht: des Nürnberger Realschulprofessors Dr. Karl Küffner, im Haupttitel kurzweg „Aufsatzbuch" benanntes Hilfswerk, das seine Absicht und seinen Inhalt näher verdeutlicht durch den Zusatz „Ausgeführte Aufsatzproben zu den einzelnen Stilgattungen nebst einer allgemeinen Einführung, zum Gebrauch an Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten, sowie bei Vorbereitung auf das Einjährig-Freiwilligen-Examen". Auch Küffner schöpft wie jene Kollegen ganz und gar aus dem Sammelbecken eines pauselos erteilten Unterrichts eines halben Lebens und bietet nichts dar, was er nicht selbst geschaffen, um-

geschaffen oder sich wenigstens durch unermüdliche Durchnahme und geistige wie stilistische Durchdringung völlig zu eigen gemacht hat. Man darf bei einer aufmerksamen Betrachtung sogar die Erzeugnisse der Küffnerschen Feder, wie sie in allen Abschnitten, durch Fettdruck im Register hervorgehoben, vertreten sind, besonders gelungen und zur Unterweisung passend bezeichnen. Aber außerdem gewährt das Küffnersche „Resultat langjähriger Erfahrung" (Vorwort) mannigfaltige Fülle willkommener Stützen, welche Lehrenden und Lernenden kräftig unter die Arme greifen. Das sind die nicht ganz ein Viertel des Buches beanspruchenden theoretischen Kapitel, mit denen der Verfasser eine heutzutage mit Unrecht scheel angesehene Sitte der „guten alten Zeit" selbständig aufnimmt: 1. Schwierige Lage des Aufsatzunterrichts im allgemeinen, besonders an den sechsklassigen technischen Mittelschulen (diesen leicht mißverständlichen Namen führen, was für auswärtige Benutzer gesagt sei, bei uns in Bayern die Real- und ähnlichen, z. B. Handelsschulen, die ihre Schüler bis zur Einjährigen-Prüfung bringen); 2. Schwierigkeiten des Unterrichts in stilistischer Hinsicht; 3. dieselben auf stofflichem Gebiete; 4. Praktische Abgrenzung des Stoffgebietes unserer Aufsätze. Daran lehnen sich nun 5. ein Verzeichnis der im Jahre 1902/03 an den technischen Mittelschulen (Bayerns) durchgenommenen Themata an, sowie 6. „Vergleichende Statistik über die Aufgabenverzeichnisse; Nutzanwendung hieraus für die Schule; Stilgattungen, welche im Aufsatzverzeichnis vertreten sind; Bemerkungen über die gebotenen Aufsatzproben"; ein 7. schließt den allgemeinen Teil mit ferneren dem tatsächlichen Betrieb abgelauschten Beobachtungen ab: „Was der Schüler alles bis zur Fertigstellung seines Aufsatzes beachten muß."

Jeder erkennt auf den ersten Blick, wie man hier ganz gewiß nichts Konstruiertes und künstlich Erfundenes, nichts gewaltsam Erklügeltes vor sich hat, vielmehr lauter Niederschläge einer stückweise dem Bedarfe nachfragenden praktischen Pädagogik. Insbesondere meine ich das Urteil über die Fähigkeiten des Schülers, über die sich vor ihm auftürmenden Hindernisse, über die Wege, die man ihn, um wiederholtes Straucheln oder gar endgültiges Verzweifeln zu vermeiden, führen, später weisen soll, klug und einsichtig dem unverschleierten Verfahren unserer höheren nichthumanistischen Schuljugend gleichsam abgehorcht. Auch alle die teils verstreuten, teils namentlich unter den Abschnitten 1 und 6 zusammengefaßten feinen kritischen Bemerkungen bezeugen ein gediegenes Verständnis der vorschwebenden Zwecke und der Möglichkeiten, den drohenden Fällen auszuweichen. Wohltuend berührt dabei der offenherzige, scheinbar etwas nüchterne Ton, den Küffner bei Erwägung aller dieser Punkte und den Vorschlägen zu ihrer Behandlung anschlägt: ja freilich, mit schön gedrechselten Redensarten, auch den, Gott sei Dank, längst abgedroschenen Schlagwörtern und Schemas der römischen Rhetorik ist da nichts gewonnen. Die äußerlich vorwiegende Rücksicht auf bayerische Anstalten und ihre neuere Aufsatzpflege stört übrigens anderen Ortsvoraussetzungen unterworfene Benutzer nicht im geringsten.

Die Reihe der ausgearbeiteten Proben, die ausnahmelos den Namen ihres Urhebers tragen, gliedert der Herausgeber übersichtlich in Vergleichungen (7); Inhaltsangaben — Gedankengänge (6); Charakteristiken und Schilderungen (6); Erörterungen und Erläuterungen (8); Abhandlungen in gebundener Form (5), am Beginn S. 147 durch „Chrien“ näher bestimmt; Entwickelungen und Darlegungen (8); freie Abhandlungen (14). Unter diesen 54 Bearbeitungen verschiedenster Aufsatzbeispiele hat Küffner selbst 24 gefertigt; die formale Gewandtheit ist gebührenderweise dabei niemals auf Kosten des stofflichen und gedanklichen Inhalts in den Vordergrund geschoben worden, wie man das leider so sehr oft in den Mode gewordenen nackten Probenverzeichnissen — viel mehr sind ja Dutzende heutiger Aufsatzbücher wahrlich nicht — immer wieder antrifft. Natürlich verteidige ich keineswegs alle die vielfachen in den Aufsätzen selber ausgedrückten Anschauungen, Verknüpfungen und Lösungen, ebensowenig wie sich meine Ansichten etwa von A bis Z mit den Ideen decken, welche Küffner in den allgemeinen Erörterungen vorträgt. Aber kann und darf das anders sein? Auf keinem Felde des höheren Unterrichts, sofern seine Ziele ernst angepackt werden, muß geradezu die Individualität so frei und beweglich schalten wie beim deutschen Aufsatze. Da führen zwar nicht alle, aber doch viele, und zwar gar verschiedene Pfade nach Rom, d. h. hier in die Geheimnisse deutscher Sprach- und Stilfertigkeit (um das zweideutige -kunst beiseite zu lassen). Küffner ist es aufs entschiedenste zuzubilligen, daß sein „Aufsatzbuch“ alle Forderungen mit bestem Erfolg erfüllt. Es wird in weiten Kreisen als sorgsam bereitetes Hilfsmittel seinen Weg machen; jedenfalls wollen wir das den Aufsatz-Schülern zuliebe hoffen, die sich mit dem Entwickeln der Sache und dem Feilen des Ausdrucks redlich abmühen.

München. **Ludwig Fränkel.**

Französische Übungsbibliothek zum Gebrauch an höheren Lehranstalten sowie zum Privatstudium, herausgegeben von Professor Dr. Julius Sahr, verlegt bei L. Ehlermann, Dresden.

Selbst auf seiten der radikalsten neusprachlichen Reformer beginnt man neuerdings der Kunst des Übersetzens wieder ihren Wert zuzuerkennen. Ist auch das Feld der Belehrung durch Anschauung, der Belehrung aus der fremden Sprache heraus ein außerordentlich reiches und das zunächst zum Bebauen gebotene, so muß doch der dabei gewonnene Wortschatz auf jede mögliche Weise verarbeitet werden. Nicht immer aber wird die Phantasie des Schülers, und selbst die des Lehrers, reich genug sein, um die erlernten Worte in immer neuen Wendungen geschickt zu gruppieren. Entfernter liegende Wendungen des fremden Idioms werden überhaupt vielfach unberücksichtigt bleiben; vor allem jedoch kann der große Unterschied, den gerade die familiären Ausdrücke und Wendungen bei den Sprachen bekanntermaßen aufweisen, den Lernenden nicht scharf genug eingeprägt werden. Dergleichen Redewendungen aber vollkommen zu beherrschen, ist eine unerläßliche praktische Bedingung für

den Verkehr mit Ausländern, und Übersetzungsübungen aus dem Deutschen werden daher den Unterricht immer ergänzen müssen. Aber zwanglos müssen diese Übungen sein; leicht, spontan, gleichsam unerwartet, wie dies bei der Konversation geschieht, muß sich der zu übertragende Ausdruck bieten; hierin besteht der unschätzbare Fortschritt gegenüber den veralteten Unterrichtsmethoden. Was nun könnte besser zu solchen Übungen geeignet sein, als das Konversationsstück, das gediegene Lustspiel, in dem edle oder geistreich pointierte Konversation in vollendetster Weise zu finden ist? Somit ergibt sich der Nutzen der von Professor Dr. Sahr herausgegebenen französischen Übungsbibliothek ganz von selbst, soweit es die Veröffentlichung vortrefflicher Lustspiele und kleiner Dramen betrifft.

Die Herausgabe klassischer Dramen wendet sich an den gereiften Schüler und bietet ihm eine Quelle größter Anregung, besonders da, wo es sich um ihm ganz vertraute Werke, wie Wilhelm Tell, handelt. Mit der gründlichen Vertiefung in den deutschen Sprachschatz, in die Schönheit des edlen Ausdrucks ist die Freude verbunden, eben diese Schönheit auch in reifer, würdiger Weise im fremden Idiom wiederzugeben. Die Verstandestätigkeit erfährt einen lebhaften Ansporn: nur darf mit dergleichen Übungen nicht zu früh begonnen werden, so daß die zu mangelhafte Sprachbeherrschung die Arbeit als zu mühselig empfinden läßt, und alle Freude an ihr beeinträchtigt.

Der Leistung des Schülers kommt in beiden Fällen eine sorgfältige Bearbeitung des Textes unterstützend zu Hilfe. Sie erfordert neben gründlicher Kenntnis des Französischen auch viel Takt, um den Schüler nicht zu sehr bei seiner Tätigkeit zu beeinflussen und ihn doch immer auf die unfehlbar richtige Wendung hinzuführen. In den mir vorliegenden Bändchen: 1. R. Benedix, Doktor Wespe (bearbeitet von Ernst Heim); 3. Benedix, Das Lügen (bearbeitet von Dr. A. Peschier); 8. Benedix, Ein Lustspiel (bearbeitet von Dr. A. Peschier); 9. Wilhelm Tell (bearbeitet von Dr. Arthur Peter), und endlich 18. Fulda, Unter vier Augen (bearbeitet von Professor Dr. Sahr), erscheint diese schwierige Aufgabe als äußerst gewissenhaft gelöst. Die kleineren Lustspiele bieten schon dem weniger vorgeschrittenen Schüler anregenden Übungsstoff; Doktor Wespe und Wilhelm Tell setzen gereifteres Verständnis und große sprachliche Kenntnisse voraus.

Über den Dichter, die Entstehung und den Charakter seines Stückes gibt zumeist eine vorausgeschickte Einleitung genauen Aufschluß. Das zum Schluß angefügte Wörterbuch bietet den erforderlichen Wortschatz in vollkommenster Weise. So dürfen wir von der Übungsbibliothek eine wertvolle Ergänzung des neusprachlichen Unterrichts erwarten.

Einen weiteren Wert aber haben diese Veröffentlichungen für den deutschen Unterricht in Frankreich. Wer könnte besser als sie die Bekanntschaft mit deutschem Wesen und deutscher Literatur vermitteln! Und da mit Recht jetzt mehr und mehr die Forderung aufgestellt wird: Man lese und sehe zunächst das Konversationsstück, so kann dieses Verlangen hier durch gediegene Werke befriedigt werden.

Dresden. **Anna Brunnemann.**

Gedichte Martin Greifs. Auswahl für die Jugend. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1905. 8. II u. 76 S. Preis 75 Pf.

Einer Ausgabe in usum Delphini bedarf es bei einem Lyriker nicht, dessen keusche Muse die prickelnden Reizmittel mancher modernen Dichter verabscheut. Wohl aber rechtfertigt gerade die Reinheit und Deutschheit von Greifs Dichtung jeden Versuch, auch der Jugend, das heißt der reiferen Jugend — und durch die Schule vielleicht mit sichererm Erfolge, als es die selbstlosen Bemühungen eines hochsinnigen Verlegers wohl vermocht haben, auch dem Hause und der Nation — einen Dichter zu eigen zu machen, der in der Gunst eines Publikums begreiflicherweise nicht hoch stehen kann, das (wie der Zeitgeist ohnehin einer so innerlichen Lyrik wenig hold ist) mehr für rauschende oder aufregende Töne empfänglich ist.

Die Schule, in deren Lesebüchern nur hie und da einzelne patriotische Gedichte Greifs ein bescheidenes Plätzchen gefunden haben, hat bisher gegen den Dichter ihre Schuldigkeit nicht getan, obwohl doch längst berufene Männer, an erster Stelle der Herausgeber dieser Zeitschrift, schon zu einer Zeit, da nur wenige feinere Geister den in stolzer Bescheidenheit abseits stehenden Dichter verstanden und würdigten, in einem weiteren Kreise verständnisvolle Freunde zu werben bemüht waren. So ist es denn nicht nötig, den Lesern dieser Zeitschrift, in der oft genug für den Dichter der ihm in der allgemeinen Schätzung gebührende Platz gefordert worden ist, diese hübsche Auswahl, die Greifs „kraftvolle, unverfälschte Dichternatur" zur Erscheinung bringen soll, zu empfehlen. Um so weniger, als erst jüngst der Herausgeber der Auswahl, Julius Sahr, in einer feinsinnigen Abwägung der künstlerischen Arbeit, die die neuen Ausgaben der Gedichte liebevoll eindringender Betrachtung darstellen, zugleich wieder den bleibenden Wert und den tieferen Gehalt der Greifschen Lyrik in dieser Zeitschrift (Bd. 17, S. 38ff.) erörtert hat. Den Trost freilich, den Greifs Verehrer angesichts begünstigterer Zeitgenossen für Greifs Unterschätzung und Zurücksetzung in Goethes bekannten Worten finden mögen: „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren; das Echte bleibt der Nachwelt unverloren," darf der Dichter, der sich auf das Recht des Lebenden berufen mag, wie bittren Hohn empfinden. Eine Zeit, die leichten Erwerb und raschen Genuß gewohnt ist, scheut auch bei der Aneignung geistiger Güter — gewahren wir Lehrer, besonders in dem aller Sammlung feindseligen Leben der Großstadt, das an unseren Schülern nicht alle Tage? — ernste Mühe und Arbeit, und doch lassen sich, wie bei jeder tieferen Dichternatur, auch Greifs Gedichte nicht im Sturm erobern. Aber das ist gewiß: in dem Weltwirrwesen unserer unruhigen, hastenden, vielfach veräußerlichten Gegenwart vermag einem im Grunde seiner Natur noch unverderbten Sinn, der bisweilen „ein Stündchen stiller Einkehr in die eigene Brust ersehnt", die einfache, wahre, kerngesunde Dichtung Greifs rechte „Erquickung, Erhebung, Trost und neue Kraft" (J. Sahr) zu spenden. Was uns Goethe menschlich so nahe bringt, daß aus seiner Dichtung uns ein Nachhall alles dessen, was er selbst gelitten und gelebt hat, entgegenklingt, das gilt

auch von Greif, der, wie Sahr (in der Anzeige von Greifs „Neuen Liedern und Mären“, 1902) so schön und wahr sagt, „nach einem kampfreichen Dasein an der Schwelle des Alters stehend, sich hoch gesinntes Denken, jugendfrisches Empfinden, unverwüstliches Hoffen und felsenfesten Glauben zu wahren gewußt hat. Dadurch ragt aber er, der Poet und Seher, über uns andere Staubgeborene empor, daß er alle Dinge von höherer Warte — gewissermaßen sub specie aeternitatis — betrachtet.“ Ein Sichversenken in die Lyrik Martin Greifs, in dessen Wesen und Schaffen „nichts Rhetorisches, keine Phrase, kein Schwelgen in Worten, keine blühende Diktion, keine akademische Formglätte oder ‘Formvollendung’ ist“ (O. Lyon), kann mithelfen, zu schlichter, echter Natur zurück uns zu führen.

Daß der mit Greif vertraute Leser in der Auswahl unter den 83 Nummern (die 23 Sprüche nicht eingerechnet) manches ihm besonders ans Herz gewachsene Lied oder Gedicht vermissen wird, ist bei der Schwierigkeit der Aufgabe, unter vielen gleichwertigen Stücken zu wählen, natürlich. Aber ein Mangel muß bei einem neuen Druck des Büchleins unbedingt beseitigt werden: es fehlt ein knappes Lebensbild des Dichters und eine, wenn auch nur kurze Würdigung des eigentümlichen Wesens der Greifschen Lyrik. Dieser Zugaben kann eine „Auswahl für Schule und Haus“ nicht entbehren. Und der „Jugend“ Art ist es bekanntlich nicht, Vorzüge wie die, in denen mit die Bedeutung und das im besten Sinne Moderne in Greifs Lyrik besteht, ohne weiteres zu erkennen, geschweige würdigen zu können, nämlich „scharfes Erfassen eines jeden Wortes, das regste Mitarbeiten unserer unzerstreuten Sinne. Andernfalls huscht, wie Franz Himmelbauers Worte lauten, der Funken des Genies wirkungslos am blöden Auge vorüber.“ Bis die aus Sahrs Feder verheißene ästhetische Erläuterung (Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts, herausgegeben von O. Lyon) erschienen sein wird, darf der Lehrer und jeder, den Sahrs Auswahl gewinnen wird, auf die treffliche kleine Schrift von Laurenz Kiesgen (Moderne Lyriker. II. Martin Greif. Leipzig, Max Hesse. Ungeb. 20 Pfg.) verwiesen werden; sie verzeichnet auch kurz die wichtigste Literatur über Martin Greifs Lyrik.

Diese beiden Büchlein werden freilich erst dann ihren wahren Zweck erreicht haben, wenn Sahrs und auch unsere Hoffnung erfüllt ist, nämlich daß sie den Weg zu ihrem Urquell weisen, dem Dichter und seinen Werken.

Leipzig. **Georg Berlit.**

Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 8. Jahrg. 1905. XV. und XVI. Band 4. Heft. Inhalt: Schiller als tragischer Dichter. Zum Gedächtnis des 9. Mai 1805. Von Prof. Dr. Theodor A. Meyer in Stuttgart. Mit einem Bildnis Schillers von Karl Bauer. — Aus Goethe für Horazens Lieder. Von Prorektor Prof. Dr. Emil Rosenberg in Hirschberg i. Schl. — Studien zur Entstehungsgeschichte der kursächsischen Kirchen- und Schulordnung von 1580. Von Prof. Dr. Ernst Schwabe

in Meißen. — Eine altelsässische Figurengrammatik. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Joseph Knepper in Bitsch.

—— 5. Heft. Inhalt: Martin Opitz und der Philosoph Seneca. Von Gymnasiallehrer Dr. Eduard Stemplinger in München. — Goethe und die deutsche Volkskunde. Von Oberlehrer und Privatdozent Dr. Karl Reuschel in Dresden. — Ein Führer durch Kant. Von Privatdozent Dr. Hermann Schwarz in Halle a. S. — Eine Audienz bei Kaiser Wilhelm I. Von D. Dr. Otto Frick, weil. Direktor der Franckeschen Stiftungen zu Halle. — Ein vergessener Vorläufer der Dunkelmännerbriefe. Von Universitätsbibliothekar Dr. Aloys Bömer in Münster.

—— 6. Heft. Inhalt: Schiller der Dichter des öffentlichen Lebens. Von Prof. Dr. Hermann Fischer in Tübingen. — Die Kunst der Rede und des Vortrags und ihre stimmtechnischen Grundlagen in den höheren Schulen. Von Dr. Martin Seydel, Lehrer für Vortragskunst an der Universität Leipzig. — Zur Praxis des deutschen Aufsatzes, besonders in den oberen Klassen. Von Prof. Dr. Hermann Schott in Regensburg. — Eine Schüleraufführung der Taurischen Iphigenie des Euripides. Von Prof. Dr. Johannes Ilberg in Leipzig.

—— 7. Heft. Inhalt: Der indogermanische Ablaut. Von Prof. Dr. Herman Hirt in Leipzig. — Die Art der Verbreitung des Reformgymnasiums. Von Direktor Prof. Dr. Paul Cauer in Düsseldorf. — Schule und Leben. Von Direktor Dr. Karl Reichardt in Wildungen.

Monatsschrift für höhere Schulen. 4. Jahrg. 6. Heft (Juni). Inhalt: Belehrungen von Abiturienten über geschlechtliche Gefahren, die ihnen im Leben drohen. Von Ober-Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin. — Zur Verbesserung mangelhafter eigener und fremder Stilleistungen durch die Schüler. Von Direktor Dr. F. Paetzolt in Berlin.

—— 7. Heft (Juli). Inhalt: Über Hilfsbücher für den literaturgeschichtlichen Unterricht in Prima. Von Prof. Oberlehrer Dr. M. Geyer in Eisenberg S.-A. — „Nicht genügend" im Lateinischen bei der Reifeprüfung als Gradmesser der Befähigung zum wissenschaftlichen Studium. Von Direktor Prof. Dr. E. Huckert in Patschkau.

—— 9. und 10. Heft, (September, Oktober). Inhalt: Die Zusammensetzung der Studentenschaft auf den preußischen Universitäten nach Vorbildung und Berufswahl. Von A. Tilman, Geh. Reg.-Rat und vortr. Rat im Kultusministerium zu Berlin. — Vom Stil im Unterricht. Von Direktor Dr. E. Bowinckel in Mettmann (Rhld.). — Zum Aufsatzbetrieb in den oberen Klassen. Von Oberlehrer Prof. Dr. H. Gloël in Wetzlar. — Die höhere Schule der Großstadt und die Bildung der Anschauung. Von Oberlehrer W. Klatt in Steglitz.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 16. Jahrg. 10. Heft. Inhalt: Führt unsere Kunsterziehung zur Kunstempfindung? Von Robert Mielke in Charlottenburg. — Zur Charakter- und Willensbildung. Von Realschuldirektor Prof. Dr. Ernst Lange in Chemnitz. — Ein Beitrag zur Gleichberechtigung der höheren Lehranstalten. Von Dr. Koehler in Herford.

—— 11. u. 12. (Doppel-) Heft. Inhalt: Zur Charakter- und Willensbildung. Von Realschuldirektor Prof. Dr. Ernst Lange in Chemnitz (Schluß). — Rein logische Satzzeichenlehre. Von Realschuldirektor Prof. Dr. Schuberth in Großenhain. — Die deutsche romantische Literaturbewegung und ihre ethischen Neuerungen. Vom Herausgeber.

Pädagogisches Archiv. 47. Jahrg. September 1905. Heft 9. Inhalt: Dr. Paul Knötel, Aus der Praxis der Schülerbibliotheken. — Dr. Richard Herold, Deutscher Erziehungstag.

Die Deutsche Schule. 9. Jahrg. Heft 9. Inhalt: Bedeutung und Verwertung des Wandschmuckes in der Schule auf Grund des Wesens künstlerischer Darstellung. Von Otto Fiedler in Hirschberg i. Schl. — Volksschule und Volksbildung in Frankreich. Von G. Höft in Hamburg (Schluß).

Pädagogische Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten. Herausgegeben von Karl

Muthesius. 1905. XXXIV. Band, 6. Heft. Inhalt: Jonas, Eberhard von Rochow. — Stößner, Die Komplikationen im Lichte der neueren Psychologie.

—— 7. Heft. Inhalt: Stößner, Die Komplikationen im Lichte der neueren Psychologie (Schluß).

—— 8. Heft. Inhalt: Großmann, Die preußischen Präparandenanstalten und die Bestimmungen von 1901.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 26. Jahrg. Nr. 5. Inhalt: Walde, Die germanischen Auslautsgesetze, besprochen von Bartholomae. — Arfert, Odin als Gott des Geistes, besprochen von Helm.

—— Nr. 6. Inhalt: Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, besprochen von Bartholomae. — Maurus, Die Wielandsage in der Literatur, besprochen von Fränkel. — Kauffmann, Balder, Mythus und Sage, besprochen von Mogk.

—— Nr. 7. Inhalt: Jespersen, Phonetik, bespr. von Sütterlin. — Jespersen, Phonetische Grundfragen, bespr. von Sütterlin. — Heinrich, Studien über deutsche Gesangsaussprache, bespr. von Behaghel. — Minor, Goethes Fragmente vom Ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland, bespr. von Traumann.

—— Nr. 8/9. Inhalt: Voßler, Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft, bespr. von Sütterlin. — Luick, Deutsche Lautlehre, bespr. von Behaghel. — Stuhrmann, Die Idee und die Hauptcharaktere der Nibelungen, bespr. von Helm. — Landau, Karl von Holteis Romane, bespr. von Sulger-Gebing.

Die Neueren Sprachen, herausgegeben von Wilhelm Viëtor. 1904. Sonderabdruck: Prof. W. Scheffler, Schiller und Victor Hugo als Sänger der Glocke.

Frankfurter Zeitung. 1905. Nr. 202. 4. Morgenblatt: Dr. J. G. Sprengel, Wohlfeile Mörikeausgaben.

Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. 20. Jahrg. Nr 7/8. Inhalt: Zwölfte Preisaufgabe. — Jahresbericht. Juni 1904 bis Juni 1905. Von Geh. Oberbaurat Otto Sarrazin. — Bericht über die 14. Hauptversammlung in Duisburg. Von Oberlehrer Dr. Karl Scheffler. — Neues zur deutschen Bühnen- und Musteraussprache. Von Prof. Dr. Th. Siebs. — Neugebildete Hauptwörter auf -ler. Von Georg Weitzenböck. — Aus Holteis Schriften. Von Prof. Dr. Karl Müller. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Wissenschaftliches Beiheft, 4. Reihe, Heft 26. Inhalt: Am 9. Mai 1905. — Friedrich Schiller. Von Franz Muncker. — Zum Gebrauch des Beiworts bei Schiller. Von Otto Behaghel. — Zur Sprache im „Tell" und in der „Braut von Messina". Von Hermann Wunderlich. — Nachweise zu S. 161 bis 168. Von Paul Pietsch.

—— Nr. 9. Inhalt: Die Sprache der Deutschen in Südbrasilien. Von Dr. Wilhelm Lacmann. — Adalbert Stifter, ein Vorkämpfer des Sprachvereins. Von Dr. Johann Weyde. — Die Fremdwörter in der Schweiz. Von Pfarrer Eduard Blocher. — Johann Jakob Lauffer (1688—1734). Von Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal.

Leipziger Neueste Nachrichten. 9. Mai 1905: Schillers Bedeutung für die Schule. Von Otto Lyon.

Leipziger Lehrerzeitung. 12. Jahrg. Nr. 38: Schutz unserer Jugend vor Überbürdung in Schule und Haus. Vortrag von Dr. med M. Fiebig in Jena.

Neuphilologische Mitteilungen. 1905. Nr. 3. Inhalt: La simplification de l'orthographe française. Von A. Wallensköld.

Roland, Organ für freiheitliche Pädagogik. 1. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: „Wir sind jung, das ist schön!" Von. E. Sonnemann. — Religionsunterricht und Kirche. Von W. Holzmeier. — Die erste Wegstrecke zur künstlerischen Erziehung. Von H. Scharrelmann. — Sozialpädagogik. Von Gerd Stahl.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band XIII, 3. Heft. Inhalt: Die Bedeutung des realistischen Schulwesens. Von G. Herberich. — Die Lehrpläne der deutschen Oberrealschulen.

Von G. Herberich. — Schillers Balladen und ihre Bedeutung für Volk und Jugend (als Vortrag in der Sitzung des Bayer. Deutschphilologen-Verbandes gehalten 29. April 1905). Von L. Fränkel.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. 15. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: Alfred Heubaum, Die mittelalterlichen Handschriften in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Unterrichtsbetriebs. — Ludwig Weniger, Ein Schulbild aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. 12. Band. 3. Heft. Inhalt: Stilistische Untersuchungen zu Schiller. Von Albert Fries in Berlin. — Alliterierende Wortverbindungen bei Schiller. Von W. Ebrard in Nürnberg. — Die stilistische Gliederung des Pentameters bei Schiller. Von Ludwig Bellermann in Berlin. — Des jungen Schillers Kenntnis Goethischer Werke. Von Fritz Jonas in Berlin. — Schiller als Novellist. Von Robert Riemann in Leipzig. — Aus Schillers Übersetzungswerkstätte. I. Das hölzerne Pferd und Sinons Trugerzählung. Von Max Rubensohn in Hannover. — Die Quellen von Schillers „Pompeji und Herkulanum". Von Albert Leitzmann in Jena. — Don Carlos und Hamlet. Von Bernhard Luther in Haspe. — Zu Schillers Fragmenten. Von Adalbert Silbermann in Berlin. — „Der schwarze Ritter". Von Richard Maria Werner in Lemberg. — Ein Urteil über die „Braut von Messina". Aus ungedruckten Briefen von Sophie Reimarus an Sulpiz Boisserée. Von Franz Schultz in Bonn. — Die Erstaufführungen von Schillers Dramen auf dem Stuttgarter Hoftheater. Von Rudolf Krauß in Stuttgart. — „Die Grafen von Moor". Eine Bearbeitung von Schillers Räubern aus dem Jahre 1785. Von Adolf Wohlwill in Hamburg. — „Die Räuber" im Ausland. Von Robert F. Arnold in Wien. — Schreyvogels Bearbeitung des „Wilhelm Tell". Von Alexander von Weilen in Wien. — Schillers und Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze und Ludwigs Schillerkritik. Von Karl Alt in Darmstadt. — Friedrich Schiller und Konrad Ferdinand Meyer. Von Julius Sahr in Gohrisch. — Les aspects successifs de Schiller dans le Romantisme français. Par Fernand Baldensperger (Lyon). — Zum Gedicht: Auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein. Von J. E. Wackernell in Innsbruck. — Die letzte Strophe des „Reiterliedes". Aus Schillers „hinterlassenen Papieren". Von Max Rubensohn. — Schiller und Lenz. Von Max Rubensohn. — Zu Schillers Tell, II, 2. Von Albert Pick in Meseritz. — Martin Greif, Schillers Demetrius. Von Wilhelm Kosch in Prag.

Das literarische Echo. 7. Jahrg. Nr. 22. Zweites August-Heft. Inhalt: Richard Schaukal, Literat und Künstler. — August Kestner, Ein Besuch bei Goethe. — Wilhelm Holzamer, Bücher von Toten. — Karl Berger, Schiller-Schriften. — Otto Stoeßl, Neues von Strindberg. — Otto Hauser, Asiatische Literaturen.

—— 7. Jahrg. Nr. 23. Erstes September-Heft. Inhalt: Kurt Breysig, Kulturgeschichte. — Sp. Wukadinović, Ingeborg Maria Sick. — Alexander v. Weilen, Aus der Theaterpraxis. — Albert Krapp, Kostüm-Dramen. — E. Platzhoff-Lejeune, Freundeskritik.

—— 7. Jahrg. Nr. 24. Zweites September-Heft. Inhalt: Moritz Necker, Vom deutschen Roman. — Wilhelm Lobsien, Neue Lyrik. — Kurt Walter Goldschmidt, Kulturbücher. — Theo Schäfer, Novellenbücher. — Alberta von Puttkamer, Heimatkunst.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1905. Heft 34 (Nr. 191—196). Inhalt: Mut und Kultur, Schule und Furcht. Von Dr. Georg Biedenkapp. — Zur Novalis-Literatur. Von Dr. Johann Proft. — Mephistopheles. Von Julius Goebel. — Moderne Liebesliteratur. Von Jul. v. Pflugk-Harttung.

—— Jahrg. 1905. Heft 35 (Nr. 197—202). Inhalt: Geist und Körper, Seele und Leib. Von Dr. O. Pfister, Pfarrer (Zürich). — Herder über Rußland. Von B. — Ein Brief von Renan an Karl

Candidus. Mitgeteilt von Dr. Müsebeck (Queuleu b. Metz). — Die Hutteninsel. Von B—r.

Der Türmer. 7. Jahrg. 11. Heft. Inhalt: Ein Anschlag gegen das deutsche Offizierkorps. Von Karl von Wartenberg. — Goethe und Clodius. Von Luise Gerhardt. — Meineid. Erzählung aus dem Westerwälder Volksleben. Von Fritz Philippi.

—— 12. Heft. Inhalt: Marie von Ebner-Eschenbach zum 75. Geburtstage. Gedicht von Anna Dix. — Der Gemütswert der Technik. Von Dr. Georg Biedenkapp. — Die deutschen Universitäten. Von August Sannes. — Literatursorgen. Von F. Lienhard. — Umschau (Schönaich-Carolath. Literaturgeschichten und Anthologien. Nachlese zur Schillerliteratur. Anatole France).

Der Säemann, Monatsschrift für pädagogische Reform. 1. Jahrg. 1905. 5.—6. Heft Mai-Juni. Inhalt: Aus den „Briefen über ästhet. Erziehung". — Otto Ernst, Schiller. Eine Rede, gehalten bei der Hamburger Schillerfeier. — G. Kerschensteiner, Der Ausbau der Volksschule im modernen Staate. — W. Bode-Weimar, Schillers Lebensplan. — J. Hagmann-St. Gallen, Schiller und die Jugend. — L. Gurlitt-Steglitz, Schiller auf den höheren Schulen.

—— 1. Jahrg. 7. Heft. Inhalt: Die Zukunft des Dilettantismus. Von Heinrich Pudor. — Spaziergang im Mai. Ein nachträgliches Wort zur Schillerfeier. Von P. Oldendorff. — Naturstudien im Freien — ein Erziehungsmittel für unser Kunstgewerbe. Von O. Schwindrazheim.

—— 1. Jahrg. 1905. 8. Heft August. Inhalt: Richard Dehmel, Schulfibel und Kinderseele. — O. Kästner-Leipzig, Orthographie und Grammatik. — J. Böhme-Hamburg, Über die Behandlung deutscher Dramen.

Neu erschienene Bücher.

Schenk-Wolff-Gehmlich, Lehrbuch der Geschichte für sächsische Seminare. Ausg. D. I. Geschichte des Altertums. 135 S. — V. Geschichte der Neuzeit von 1517—1786. 168 S. — VI. Geschichte der Neuzeit von 1786—1900. 179 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Goethe, Torquato Tasso, herausgegeben von Dr. Eduard Castle. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 108 S.

Wieland, Oberon, herausgegeben von Dr. A. Lichtenheld. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 178 S.

Shakespeare, Julius Cäsar, herausgegeben von Josef Resch. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 70 S.

R. Vögler, Lehrbuch der deutschen Sprache. 2. verbesserte Aufl. Hamburg, Otto Meißner, 1904. 267 S.

H. Pol, Die Vorbedingungen zu einem richtigen Verständnis Schillers. Festrede. Groningen, P. Noordhoff. 24 S.

Prof. Dr. Hubert Badstüber, Franz Wisbacher, ein bayrischer Lyriker der Gegenwart.

Konrad Burdach, Schillerrede. Berlin, Weidmann, 1905. 33 S.

Dr. Oskar Netoliczka, Was Schiller uns sein kann. Kronstadt, H. Zeidner, 1905. 10 S.

Prof. Dr. Th. Matthias, Verzeichnis empfehlenswerter Bücher für Lehrer und Lehrerinnen. 2. Heft: Zum deutschen Unterricht. Dresden, Bleyl u. Kämmerer, 1904. 76 S.

Dr. Eugen Lassel, Schiller als Persönlichkeit. Kronstadt, H. Zeidner, 1905. 47 S.

D. Franz Herfurth, Die Frauen in Schillers Umgang und Poesie. Kronstadt, H. Zeidner, 1905. 35 S.

Fr. Löhr, Deutsch für Kaufleute. Arnsberg, J. Stahl. 48 S.

J. Stahls Sprachhefte für einfache Schulverhältnisse. 1. u. 2. Heft. Arnsberg, J. Stahl, 1904.

Dr. Othmar Meisinger, Die Appellativnamen in den hochdeutschen Mundarten. 1. Teil: Die männlichen Appellativnamen. Beilage zum Programm des Gymnasiums in Lörrach, 1903/04. 27 S.

Dr. Wilhelm Kosch, Adalbert Stifter und die Romantik. Prag, Carl Bellmann, 1905. 123 S.

Prof. Theodor Matthias, Aufsätze aus Oberklassen. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 322 S.

Th. Ziegler, Allgemeine Pädagogik. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 147 S.

Lee Milton Hollander, Prefixal S in Germanic. Baltimore, J. M. Furst Company, 1905. 34 S.

Prof. Dr. H. Morsch, Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 332 S.

Dr. O. Mensing, Deutsche Grammatik für höhere Schulen. 3. Aufl. Dresden, L. Ehlermann, 1905. 75 S.

Dr. Gertrud Bäumer, Goethes Satyros. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 125 S.

Dr. O. Kästner, Zur Aufsatzreform Leipzig, Jäh u. Schunke (Roßbergsche Buchhandlung), 1905. 146 S.

M. Niebour, Homers Odyssee frei nach Voß. Leipzig, Kesselringsche Hofbuchhandlung. 176 S.

Rudolf Lehmann, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 6. Teil (Obersekunda). 2. Halbband: Prosa. Leipzig, G. Freytag, 1906. 186 S.

Schillers Wallenstein, herausgegeben von M. Evers. 4. Heft, 1. u. 2. Hälfte. Leipzig, Heinrich Bredt, 1905.

Dr. B. Maennel, Vom Hilfsschulwesen. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 140 S.

Der deutsche Jüngling. 5. Band. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1905. 240 S.

Chr. Tränckner, Vom Recht der Kunst auf die Schule. Gotha, E. F. Thienemann, 1905. 87 S.

D. Albrecht Thoma, Das Drama. 2. Aufl. Gotha, E. F. Thienemann, 1905. 41 S.

Johann Durmeyer, Grundzüge der Poetik. 3. Aufl. Nürnberg, Fr. Korn, 1905. 121 S.

Goethes Hermann und Dorothea, herausgegeben von W. Machold. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 80 S.

Lessings Philotas, herausgegeben von Dr. G. Frick. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 79 S.

Prof. H. Raydt, Spielnachmittage. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 101 S.

R. Lippert, Deutsche Sprachübungen für entwickeltere Schulen. 3. Heft. 6. Aufl. Freiburg i. Br., Herderscher Verlag. 60 S.

Schiner-Bösbauer-Miklas, Fibel für abnorme Kinder. 2. Teil. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 64 S.

Diktate für die Hand des Lehrers. Bearbeitet von praktischen Schulmännern. Arnsberg, J. Stahl, 1904. 32 S.

H. Pickhan, Kaufmännische Briefe. 1. Heft (Unterstufe). 2. Heft (Mittelstufe). Arnsberg, J. Stahl, 1903/04.

H. Richert, Schopenhauer. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 120 S.

Prof. Dr. H. Gaudig, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. 4. Abteilung: H. v. Kleist, Shakespeare, Lessings Hamburgische Dramaturgie. 2. Aufl. Leipzig-Berlin, Theod. Hofmann, 1905. 604 S.

Sophokles' König Ödipus, herausgegeben von Prof. Dr. Schmitz-Mancy. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. 112 S.

Dr. Ernst Ziegeler, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Sekunda. 2. Heft. 4. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. 137 S.

Otto Lyon, Literaturkunde für Lehrer- u. Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Handbuch der Deutschen Sprache. Ausg. E. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1905. 96 S.

Dr. J. Weigl, Jugenderziehung und Genußgifte. München, J. J. Lentner, 1905. 29 S.

Margarete Henschke, Deutsche Prosa. 2. Aufl. Leipzig-Berlin, Theod. Hofmann, 1905. 122 S.

Schillers Gedichte, herausgegeben von Dr. Ambros Mayr. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 122 S.

U. u. M. Henschke, Deutsches Lesebuch für die weibliche Jugend. 3. Aufl. Leipzig, Theod. Hofmann, 1905. 500 S.

Schultz-Matthias, Die Grundzüge der Meditation. 2. Aufl. 90 S. — Meditationen. 4. Heft 111 S. 5. Heft 96 S. 6. Heft 94 S. 10. Heft 95 S. 11. Heft 119 S. Dresden, L. Ehlermann, 1905.

Wilhelm Meyer-Rinteln, Die Schöpfung der Sprache. Leipzig, F. W. Grunow, 1905. 256 S.

Karl Mühlenhardt, Gott und Mensch als Weltschöpfer. Berlin-Wilmersdorf, Selbstverlag, 1905. 241 S.

J. Wychgram, Stephan Waetzoldt. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 18 S.

Prof. Dr. Kinzel, Gedichte des 19. Jahrhunderts. 2. verm. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1905. 288 S.

Prof. H. Wickenhagen, Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. 14. Jahrgang. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 346 S.

Prof. Dr. Th. Siebs, Neues zur deutschen Bühnen- und Musteraussprache. Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins. 20. Jahrgang. 1905. Nr. 7/8.

L. Busse, Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 164 S.

Sophokles' Aias. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. Schmitz-Mancy. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. 102 S.

Walther Röthig, Methodischer Lehrgang der Redeschrift des Gabelsbergerschen Stenographiesystems. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 44 S.

Prof. Dr. O. Weise, Kurzer Abriß der Logik und der Psychologie für höhere Lehranstalten. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 26 S.

Ottmar Dittrich, Die Grenzen der Geschichte. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 32 S.

Otto Lyon, Schillergedächtnis und Schule. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 19. Jahrg. 4. u. 5. Heft.

Dr. Fritz Hofmann, Kleines Handbuch für den deutschen Unterricht. II. Teil: Untertertia bis Untersekunda. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 94 S.

Wilhelm Idel, Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht. 2. Ausg. Elberfeld, A. Martini & Grüttefien. 1905. 103 S.

Dr. A. Matthias, Handbuch des deutschen Unterrichts, 1. Band, 3. Teil: Dr. Paul Goldscheider, Lesestücke und Schriftwerke im deutschen Unterricht. München, C. H. Beck. 1906. 496 S.

Kurt Warmuth, Martin Greif. Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Deutschland", Heft 34 (Juli 1905). Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

A. Grüllich, Unsere Seminararbeit. Meißen, H. W. Schlimpert. 1904. 530 S.

Dr. Fr. Wilhelm, I. Über drei Gedichte Heinrich Heines. II. Aus Mußestunden. Beilage zum Jahresbericht des Königl. Evangel. Gymnasiums zu Ratibor. 1905.

Prof. O. Kohl, Lyrische Gedichte des Malers Friedrich Müller in Auswahl. Kreuznach, Karl Scheffel. 1905. 40 S.

Fr. Löhr, Deutsch für Kaufleute. Arnsberg, J. Stahl. 1905. 269 S.

George O. Curme, A grammar of the german language. New York, The Macmillan Company. 1905. 661 S.

Walther Schwan, Diktate für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 31 S.

K. Menge, Dispositionen und Musterentwürfe zu deutschen Aufsätzen. 2. Aufl. von Prof. Dr. O. Weise. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 127 S.

H. Weinel, Die Gleichnisse Jesu. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 135 S.

Prof. Dr. Ernst Meinck, Friedrich Hebbels und Richard Wagners Nibelungentrilogien. Leipzig, Max Hesse. 1905. 95 S.

Adolf Stern, Gluck in Versailles. Nanon. Zwei Novellen. Mit einer biographischen Einleitung von Friedrich Bernt. Leipzig, Phil. Reclam. 118 S.

Gustav vorm Stein, Älteres deutsches Epos. 2. Aufl. Leipzig, Dürr. 1905. 156 S.

Dr. Günther Saalfeld, Bausteine zum Deutschtum. Leipzig, Hermann Rohde. 1905. 256 S.

Max Heynacher, Goethes Philosophie aus seinen Werken. Leipzig, Dürr. 1905. 428 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52[I.]

Meister und Propheten.

Eine Kritik der Kritik der Schule.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

II.

Der Deutsche und seine Schule.

Von allen, die in jüngster Zeit leidenschaftliche Wünsche in bezug auf eine Umgestaltung unseres Schulwesens geäußert haben, hat Ludwig Gurlitt in seinen Schriften[1]) die Frage am umfassendsten behandelt. Sein Hauptkampf richtet sich ursprünglich gar nicht gegen die Schule als solche, sondern gegen ein falsches Bild des Idealismus, von dem nach seiner Meinung unser heutiges Geistes- und Kulturleben beherrscht wird und das natürlich auch die Gestalt unserer Schule in irrtümlicher und ungünstiger Weise beeinflußt habe. Erst nach und nach hat er sich mehr dem ihm selbstverständlich am nächsten liegenden Gebiete der Schule und der reformatorischen Arbeit an dieser zugewendet. Als er anfing, den von ihm bis in die obersten Klassen des Gymnasiums übernommenen Zeichenunterricht zu erteilen, beobachtete er, wie er selbst erzählt, mit stets erneutem Staunen eine Unfähigkeit unserer Schuljugend, ihre Augen zu gebrauchen. Dadurch vor allem gelangte er zu der Verurteilung unseres herrschenden Lehrverfahrens.[2])

Und so zeigt er sich auch in seinen Schriften als eine künstlerisch angelegte Natur. Sein Stil ist lebendig, er spricht sich mit rückhaltloser Offenheit aus, und alle seine Darlegungen entwickeln sich leicht und zwanglos aus seinem Innern. In anmutiger Plauderei führt er uns plötzlich vor tiefernste Fragen und eröffnet Ausblicke in eine zu erhoffende neue Zeit.

---

1) Ludwig Gurlitt, Der Deutsche und seine Schule. Erinnerungen, Beobachtungen und Wünsche eines Lehrers, Berlin, Wiegandt und Grieben 1905.

——, Der Deutsche und sein Vaterland. Politisch-pädagogische Betrachtungen eines Modernen, Berlin, Wiegandt und Grieben, 8. Aufl. 1903.

——, Pflege und Entwickelung der Persönlichkeit, Leipzig, R. Voigtländer 1905.

Verschiedene Aufsätze in Zeitschriften, z. B. in den von Karl Muthesius herausgegebenen „Pädagogischen Blättern für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten" 1905, S. 461: „Reformatorische Arbeit", in der „Monatsschrift für höhere Schulen": „Arbeit" u. a.

2) Der Deutsche und seine Schule, S. 34.

Ein logisch strenger, wissenschaftlicher Aufbau seiner Arbeiten liegt ihm fern. Das Durchdenken des Problems bis in seine letzten Konsequenzen fehlt in allen seinen Schriften. Wie der Künstler strebt er vor allem danach, das, was seine Seele bewegt, in lebendiger Anschaulichkeit vor das geistige Auge des Publikums zu stellen. Er will dreingreifen und packen, er will wirken und seine Ideen in die Herzen seiner Hörer und Leser tragen.

Wie der Künstler schaltet und waltet er daher auch mit seinem Stoffe in voller Freiheit. Er sieht oft die Wirklichkeit nicht so, wie sie ist, sondern so wie sein künstlerischer Wille sie sehen will. Und nach dem gleichen Gesetze des künstlerischen Schaffens läßt er weg oder fügt er hinzu, wie es das ihm vorschwebende Kunstgebilde, das in freiem Schaffen seiner Persönlichkeit Gestalt gewinnen soll, gerade erfordert. In raschem Fluge verläßt er daher oft den Boden der festgefügten Wirklichkeit und fragt nicht danach, ob seine Gedanken sich in den naturnotwendigen, ehernen Gang der Entwickelung fördernd eingliedern oder von diesem zermalmt werden.

Seine Schriften fordern daher vielfach zum Widerspruch heraus, und seine Urteile bedürfen der Einschränkung und Berichtigung. Gegenüber seinem Buche „Der Deutsche und sein Vaterland" halte ich seine Schrift „Der Deutsche und seine Schule" nach verschiedenen Seiten hin für eine Verflachung. Sie leidet durch Wiederholungen aus der ersten Schrift. Vor allem aber hätte Gurlitt die in Tendenzbroschüren und Tagesblättern bereits zu Tode gehetzten platten Alltäglichkeiten über Religion und religiöse Erziehung, über Patriotismus und Erziehung zur Vaterlandsliebe, über die „Gesinnungsfabrikanten" und die „Gesinnungstrompete" hier nicht wieder vorbringen sollen. Mit so wohlfeilen Mitteln durfte er als geschmackvoller Schriftsteller nicht arbeiten. Mir kommen bei solchen täglich in den Reformbroschüren wiederkehrenden Sätzen immer Rückerts Worte in den Sinn:

> Was Euch noch neu ist, kann mich nicht reizen;
> Was mir schon Spreu ist, ist Euch noch Weizen.

Ich halte Gurlitt für eine Künstlernatur, der es auch an einer gewissen Selbstkritik nicht mangelt. Er ist sich wohl bewußt, daß seine Schriften keinen neuen Aufbau unseres Erziehungs- und Schulwesens bedeuten. Die Zeit für ein Aufbauen ist nach seiner Anschauung noch nicht gekommen. Daher will er mit seinen Schriften und Vorträgen nur in unserem Volke in weitestem Umfange die Überzeugung wecken, daß ein Neubau nötig ist. „Welcher Bauherr wird sich einfallen lassen, sorgfältige Pläne auszuarbeiten, ehe er ein Grundstück für den Bau gesichert hat?"[1]) „Nichts lächerlicher, sagt er an der gleichen Stelle, als wenn man von

1) Reformatorische Arbeit, P. Bl. 1905, S. 465.

Reformern gleich das fertige Programm verlangt! Ist denn Christi Programm schon erfüllt? Ist schon ein Hirt und eine Herde auf Erden? Hat Christus auch den Oberkirchenrat in Berlin und das Papsttum in Rom mit allen Ämtern und Ämtchen vorgesehen? Wußte Cäsar genau voraus, was aus der zertrümmerten Republik werden sollte? Wußte Luther, als er seine 90 Thesen anschlug, welchen Weltbrand er damit anfachte? In unserem Reichstage wird viel Törichtes geredet. Nichts aber erscheint mir abgeschmackter als die stets wiederkehrende Frage, mit der man Bebel bestürmt: 'Wie soll der Zukunftsstaat aussehen? — Ätsch, ätsch! der weiß nicht einmal, was er will!' Der Reformer antwortet auf solche Fragen nur: 'Anders soll es werden!' Bebels Antwort, daß er nicht wisse, wie er den Zukunftsstaat tapezieren werde, halte ich für sehr vernünftig. Nicht, daß ich sein Gesinnungsgenosse wäre; aber darin gebe ich ihm recht, daß er sich mit einem Programm noch nicht festzulegen hat."

Ich führe diese Worte nur an als Beweis dafür, daß Gurlitt Selbstkritik besitzt und genau weiß, daß er zunächst nur Unzufriedenheit mit der bestehenden öffentlichen Schule in weitesten Kreisen wecken und dadurch eine Änderung des vorhandenen Schulsystems allmählich erzwingen will. Er weiß aber noch nicht, wie diese Änderung beschaffen sein wird, daher auch nicht, ob sie besser sein wird als das Bestehende. Der Begründung, die er für seinen Standpunkt des bloßen Tadelns, des bloßen Aufrüttelns unseres Volkes aus vermeintlichem Schlafe gibt, vermag ich nicht zuzustimmen. Nichts in der Welt ist klarer und positiver gewesen als die Botschaft, die Christus verkündigte. Das Evangelium der Liebe und Gnade, die Verkündigung eines liebenden Vaters, dessen Kinder wir gleich dem Sohne Gottes werden sollen, an Stelle des früher von Knechten zitternd verehrten, in Furcht und Schrecken blitzenden und donnernden Herrn bedeutet einen so festen und sicheren Aufbau eines bis dahin ungeahnten neuen Glaubens, daß hier der Vergleich Gurlitts in allen Punkten zurückgewiesen werden muß.

Ebenso hinken die Vergleiche mit Cäsar und Luther ganz bedeutend. Gurlitt will Neues schaffen, ohne zu wissen und zu sagen, was und wie dieses Neue sein soll. Cäsar dagegen wollte anfangs gar nicht die Republik zertrümmern, sondern er befand sich im Zustande der Notwehr und mußte gegen Rom ziehen, um sich und sein Heer gegen die Ränke seiner Feinde zu retten. Luther dachte gar nicht daran, die Kirche zu reformieren, sondern er stritt gegen den Ablaß in treuer Pflichterfüllung als Seelsorger seiner Gemeinde, lediglich um zu verhüten, daß Glieder seiner Gemeinde zu Tezel nach Jüterbogk gingen, um sich Ablaßzettel zu holen. Überhaupt hat noch nie ein Genie sich gerühmt und geprahlt, daß es etwas reformieren, entdecken

oder erfinden wollte. Schweigend hat es seine Taten vollbracht, die dann so ungeheure Wirkungen hervorriefen, weil sie unbewußt mit dem naturnotwendigen Gange der Entwickelung zusammenfielen und von dieser getragen dem Neuen und Großen zum Durchbruch verhalfen. Vorher zu deklamieren: „Dieses will ich tun oder herbeiführen, ich, der große Übermensch!“ pflegen nur unsere modernen Dichter und Weltverbesserer, deren Vorbilder Hauptmanns bramarbasierender Glockengießer Heinrich oder Sudermanns Scheinhelden sind, an denen die breiten, leeren Worte das Bemerkenswerteste sind.

Ebenso unzutreffend ist das über Bebels Zukunftsstaat Gesagte. Gerade Bebel und seine Partei haben früher ihr Programm in sehr spezieller Weise dargelegt. Je mehr sie aber selbst von dessen unzulänglicher Gestalt sich überzeugen mußten, je mehr sie es selbst durch die Entwickelung ihrer Partei bereits überholt sahen, um so mehr fingen sie an, sich über das früher aufgestellte Programm auszuschweigen, um ihre ursprünglichen Pläne in Vergessenheit zu bringen und so der stutzig gewordenen Menge ihre eigentlichen Ziele zu verschleiern und zu verhüllen. Sie fühlten wohl, daß die Menge ein neues Programm verlangte, aber sie schwiegen sich aus, um nicht durch offenen Abfall von den alten revolutionären Zielen den Eindruck der Schwäche zu machen, sondern in scheinbarer Stärke die Revolutionstrommel weiter rühren zu können. Lediglich deshalb, um Bebel zu zwingen, Farbe zu bekennen, hat Bülow damals mit unvergleichlicher Ironie die bekannte Aufforderung an Bebel gerichtet. Es war ein feiner politischer Zug Bülows, dem Bebel mit der bekannten, von Gurlitt angeführten Verlegenheitswendung zu begegnen versuchte.

Schon hier sehen wir, wie Gurlitt geschichtliche und politische Vorgänge nicht zutreffend aufgefaßt hat. Da er aber an anderen Stellen seiner Schriften gezeigt hat, daß er solche recht wohl richtig aufzufassen weiß, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß seine künstlerische Anlage ihn dazu drängt, die Tatsachen nach dem Willen der ihm vorschwebenden Kunstgestalt oder nach dem von ihm in der Phantasie gesehenen Bilde zu erklären und zu gruppieren.

Hierin liegt ein Mangel seiner Reformschriften, der namentlich die Objektivität und Sachlichkeit seiner Darlegungen schädigt, und uns zwingt, gegen verschiedene seiner Behauptungen und Forderungen Widerspruch zu erheben. Auf der anderen Seite aber muß man in der künstlerischen Anlage und in der künstlerischen Auffassung der ganzen Frage einen Vorzug seiner Schriften sehen, durch den sie zu beachtenswerten Werken erhoben werden. Denn von der rein wissenschaftlichen Seite ist unsere ganze Schul- und Erziehungsfrage schon immer, und zwar in recht gründlicher und sachkundiger Weise betrachtet worden. Wir besitzen wissenschaft-

liche Systeme der Pädagogik, die mit Recht als große Taten gerühmt werden. Aber gerade diese bloß wissenschaftliche Betrachtung und Durcharbeitung der Frage hat vielfach zu einer Einseitigkeit in der Auffassung und Behandlung des ganzen Problems geführt, die nach und nach einen gewissen Formalismus auf vielen Gebieten des Schulwesens gezeitigt hat, unter dem wir heute alle zu leiden haben.

Aber immer klarer und wuchtiger steigt in unserer Zeit die Erkenntnis empor: Die Pädagogik ist eine Kunst, der Lehrer ein Künstler. Es ist gar nicht nötig, hier in den Streit einzutreten, ob die Pädagogik eine Wissenschaft oder eine Kunst sei. Es ist daher auch nicht notwendig, die Behauptung zu widerlegen, die Pädagogik sei gar keine Kunst, sondern nur eine Wissenschaft, und soweit die Kunst in Betracht komme, höchstens ein Kunsthandwerk. Denn es ist eine unbestrittene Tatsache, daß in allem Unterrichte und in aller Erziehung ein künstlerisches Element unbedingt vorhanden ist. Und gerade dieses Element ist bis heute zu sehr vernachlässigt worden. Man hat immer zu sehr das zweifellos gleichfalls vorhandene wissenschaftliche Element der Pädagogik betont und viel zu wenig die eigentliche Unterrichts- und Erziehungs*kunst*. Man braucht nur daran zu erinnern, daß die höchste Leistung auf erzieherischem Gebiete in dem pädagogischen *Takt* wurzelt, um zu erkennen, daß hier ein geheimnisvolles, wissenschaftlich ganz unfaßbares Etwas mitwirkt, das wir nur auf dem Gebiete der Kunst wirken sehen und das geradezu in dem Wesen der Kunst seine Begründung findet.

Nimmt man nun aber hinzu, daß auf der anderen Seite eine genaue und gründliche Beherrschung psychologischer, physiologischer, philosophischer, geschichtlicher, naturwissenschaftlicher Kenntnisse für den Lehrer unerläßlich ist, daß er für seinen Unterricht auch noch in der Regel der vollen Herrschaft über eine bestimmte Einzelwissenschaft bedarf, so kann man wohl die ganze Frage dahin beantworten, daß die Pädagogik eine auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Kunst ist, wie es die ärztliche Kunst, die Verwaltungs- und die Staatskunst sind. Das Wort *Kunst* darf daher hier nicht in dem beschränkten Sinne *der* Künste aufgefaßt werden, die in der Empfindung und Phantasie wurzeln, sondern die Erziehungskunst ist in einem weiteren, größeren und umfassenderen Sinne *Kunst* als die bloß ästhetischen Künste der Plastik, Malerei, Dicht- und Tonkunst. Nun wird man hier zwar einwenden, daß der Name Kunst im strengen Sinne auf das Gebiet der Ästhetik, d. h. auf die Welt des Gefühls und der Phantasie, nach Kant der Urteilskraft eingeschränkt sei. Aber es muß dagegen geltend gemacht werden, daß bisher leider diese Einschränkung geherrscht hat, daß jedoch für die Zukunft, um zu einer Gesundung unserer heutigen Ver-

hältnisse vorzudringen, eine Revision des Begriffes der Kunst dringend nötig ist.

Für diese neue Auffassung ist aber bereits durch die wissenschaftliche Forschung die Bahn gebrochen. Durch die nicht metaphysische Psychologie unserer Zeit ist festgestellt worden, daß das Wollen gar nicht etwas vom Fühlen grundsätzlich Verschiedenes, sondern nur eine andere Seite des Gefühls ist. Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit die Folge, daß die Welt des Wollens in Wirklichkeit gar nicht von der Welt der Kunst getrennt ist. Demnach gehören notwendig alle Probleme der Ethik in das Gebiet der Kunst. Und eine künftige Philosophie wird eine neue Verteilung der Gebiete im Geistesreiche vornehmen müssen, wenn wir nicht fernerhin auf Grund einer bisher geltenden falschen Erkenntnis in der Irre umhertasten und fortgesetzt in der Wirklichkeit Fehler in Einzel- und Gesamthandlungen begehen sollen. Man wird klare Maße schaffen und die Wissenschaft auf das Gebiet der Vorstellungen, die Kunst auf das der Gemütsbewegungen (Wille, Affekt, Gefühl) verweisen müssen, um dann zu erkennen, wie unendlich weit und hoch der Begriff der wirklichen Kunst über dem heutigen landläufigen Begriffe der Kunst steht.

Jedenfalls gehört die gesamte Pädagogik schon um deswillen in den Bereich der wirklichen Kunst, weil ihr Ausgangs- und Zielpunkt der Wille ist. Denn aller Unterricht und alle Erziehung beruht doch in letzter Linie darauf, daß der Wille des Zöglings von dem des Erziehers geleitet wird. Selbst wo es sich um ein bloßes Einprägen von Wissensstoff handelt, muß doch vorher der Wille des Schülers auf dieses Einprägen gelenkt und das Einprägen schließlich vom stärkeren Willen des Lehrers erzwungen werden. Daher die grundlegende Bedeutung der Disziplin für die Schule. Daher die Tatsache, daß Schüler bei einem Lehrer, der keine Disziplin zu halten versteht, nichts lernen. Daher das Wort: Eine Schule ohne Zucht ist eine Mühle ohne Wasser.

Mögen aber die wissenschaftlichen Erörterungen über die angeregte Frage noch so sehr auseinandergehen, Tatsache ist es, daß Lehrer zu sein nicht erlernt werden kann auf Schulen und Universitäten, sondern daß wie der Künstler Lehrer nur der sein kann, der zum Lehrer geboren ist. Selbstverständlich kann diese notwendige Naturanlage auf Schulen und Universitäten in umfassender Weise entfaltet und ausgebildet werden, aber erzeugt werden kann sie dort nicht. Daher kommt es, daß oft grundgelehrte Menschen zum Spott der Schüler werden und oft wenig gelehrte Männer gute Lehrer sind. Hieraus geht hervor, daß auf jeden Fall das künstlerische Element in der Pädagogik das Entscheidende ist, nicht das wissenschaftliche Element. Ebenso waren nicht eigentlich tief gelehrte Männer von jeher

die besten Staatsmänner, Feldherren, Verwaltungskünstler, Ärzte. Vielmehr waren es die klar blickenden, haarscharf beobachtenden, lebensfreudigen Männer des Willens und der Tat, die ihrem Volke das Höchste und Beste leisteten.

Mit dieser Auffassung unserer ganzen Erziehungs- und Unterrichtsarbeit als einer Kunst hängt aber zugleich die weitere Erkenntnis zusammen, daß überhaupt die künstlerischen Kräfte ganz anders als bisher von der Schule gepflegt und gefördert werden müssen. Unsere Gymnasien haben zweifellos bei ihrer bisherigen Arbeit zu einseitig die Erziehung zu Gelehrten und Beamten im Auge gehabt, auf die übrigen Kreise des Lebens aber, die heute gleichfalls zu gewaltiger und ausschlaggebender Bedeutung herangewachsen sind, wie Technik, Handel, Industrie, Kunst, Presse usw., zu wenig Rücksicht genommen. Diese Lebenskreise fordern mit stürmischer Gewalt gleichfalls entsprechende Berücksichtigung in unserem Schulsystem. Die Überflutung der Schule mit neuen Bildungsstoffen mußte aber, da altes Wertvolle doch beibehalten werden mußte, zunächst überall zur Überbürdung und Überfütterung der Jugend führen. Unsere Jugend kam in Gefahr von der Fülle des Wissens erdrückt zu werden.

Da rang sich immer sicherer und klarer die Erkenntnis durch, daß die Aufgabe der Schule nicht in der Überlieferung fertigen Wissens bestehe, sondern in der Fähigkeit, den Schüler zum selbständigen Suchen und Erarbeiten der Kenntnisse und Erkenntnisse anzuleiten. Damit aber fing man an den Schwerpunkt der Schule nicht mehr in das Wissen, sondern in die Willens- und Charakterbildung zu legen, die durch das selbständige Suchen der Wahrheiten vor allem mächtig gefördert und gestärkt wird. Mit diesem allmählichen, anfangs fast unmerklichen Übertritte aus der alten Wissensschule in die Willensschule, der gleichzeitig durch die aufsteigende voluntaristische Psychologie gestützt wurde, vollzog sich zugleich das Suchen nach einer neuen Formel für das Ziel der Erziehung, nach einem neuen Erziehungsideal. Und als dieses neue Ideal wurde von mehreren Seiten zugleich, von der modernen Kunst, von der Philosophie Schopenhauers und noch mehr Nietzsches, von der modernen Psychologie, von der tieferen Erkenntnis Goethes und Schillers die volle freie menschliche Persönlichkeit gefordert. Der Zusammenbruch des Hegelschen Systems, das unserer Schule mit der ganzen Grausamkeit des kalten, nüchternen Verstandes den unseligen, falschen Begriff der „allgemeinen Bildung“ in seiner schlimmsten Steigerung als höchstes Ziel aufgezwungen hat, war eine notwendige Folge unserer Machtentfaltung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Da unser Volk sich wieder der Tatsächlichkeit der Dinge zuwandte und sich wieder mit gesunden Füßen und

Armen in der wirklichen Welt bemerkbar machte, ging auch durch sein Geistesleben eine Erweckung der Willenskraft, des Mutes, der Entschlossenheit und die Lust zu froher Tat. Diese junge gewaltige Strömung riß den stolzen Bau einer alles begreifenden Stubenphilosophie wie ein morsches, wurmstichiges Gebäude hinweg.

So hatte sich unser Volk im Jahre 1870 neu eingerichtet. All unsere Lebensverhältnisse wandelten sich infolge dieses ungeheuren politischen und geistigen Umschwunges. Auch die Schule mußte sich diesen veränderten Verhältnissen anbequemen. Aber ihrer Natur folgend, die sie zwingt, sich im Unterrichte auf das Feststehende und Abgeschlossene zu stützen, blieb sie in ihrer Umwandlung hinter der rasenden Entfaltung der übrigen Verhältnisse zurück. Trotz der bedeutsamen und überaus dankenswerten amtlichen Reformen, unter denen die Befreiung von dem Gymnasialmonopol durch den Kaiserlichen Erlaß vom 26. November 1900 die wichtigste ist, ist unsere Schule noch keineswegs zu der Gestalt entfaltet, die den neuen Verhältnissen völlig gerecht wird. Es gilt vor allem den Willen des Kaisers und nicht nur der preußischen Regierung, sondern auch der sächsischen, württembergischen, badischen und anderer ohne Engherzigkeit und doktrinäre Parteisucht in die herzerfrischende Tat umzusetzen. Es gilt vor allem, daß nun auch der neue, freiere und fröhlichere Geist alle Organe der Schulverwaltungen und alle Lehrerkollegien in allen ihren Gliedern durchdringe und unserer Jugend wirklich zugute komme. Und diesen neuen Geist sieht man vor allem in einer Betonung der freien Persönlichkeit als des Zieles der Jugenderziehung und der Erweckung der künstlerischen Kräfte neben den wissenschaftlichen in der Seele des Kindes.

Dieser Bewegung ist also eine große Berechtigung zuzusprechen, und wir müssen ihre Anregungen und Forderungen mit Dank begrüßen. Das enthebt uns aber nicht der Verpflichtung, die aufgestellten Forderungen einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Vieles, was uns heute in der Schul- und Tagespresse täglich als neue Forderung begegnet, geht zurück auf Paul de Lagarde und dessen „Deutsche Schriften". Besonders seine Aufsätze „Zum Unterrichtsgesetze", 1878 und 1881, und „Über die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle", 1885, sind immer mehr ihrem Inhalte nach in die Reformbewegung aufgenommen worden, die Schriften Herbert Spencers, Russels (besonders The German-Highschools, 1899), Ruskins und Emersons (besonders dessen Essays, Repräsentanten der Menschheit) lenkten die Blicke auf England und Amerika, und bald hallte in Deutschland das Lob der englischen und amerikanischen Erziehung in fast allen Reformschriften wider. Das Dr. Langbehn zugeschriebene Buch „Rembrandt als Erzieher", 1890, bekämpfte im Anschluß an ver-

schiedene dieser Schriften und an Schopenhauers Philosophie, das Professorentum und die doktrinäre akademische Entartung des deutschen Geisteslebens und pries in Schellings Sinne die Kunst als die höchste Gewalt auf Erden. Noch umfassender als dieser nahm den Kampf gegen allen Bureaukratismus und Professorismus Houston Steward Chamberlain in seinem Werke „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" auf (1899, 5. Aufl. 1904), der als weitgereister Schriftsteller über eine reiche Welt- und Menschenkenntnis verfügt. Auch L. Wieses „Deutsche Briefe über englische Erziehung", 1877 (I. Teil bereits 1850 geschrieben), Raydts „Englische Schulbilder", 1888, u. a. hatten die Blicke der nach Neugestaltung Strebenden auf englische Verhältnisse hingelenkt.

Auch Ludwig Gurlitt hat auf größeren Reisen in Griechenland, Italien und England die heimischen Verhältnisse an fremden gemessen und wurde daher von dem Inhalte der angeführten Schriften mächtig ergriffen. Seine beiden Schriften „Der Deutsche und sein Vaterland" und „Der Deutsche und seine Schule" bringen diese ganze Bewegung in umfassender Weise zum Ausdruck. Er weiß auch zuweilen neue Gesichtspunkte zu erschließen und durch sein offenes und warmblütiges Temperament die Darstellung nach Form und Inhalt fesselnd zu gestalten. Daß Gurlitt viel von sich selber spricht, auch sogar sich selbst Lobsprüche erteilt, darin vermag ich, im Gegensatz zu Paulsen, der ihm das sehr übel vermerkt hat, nichts besonders Tadelnswertes zu erblicken. Ich sehe darin bei L. Gurlitt vielmehr nur harmlose Äußerungen seines naiven Künstlertemperamentes, und ich möchte an Goethes Wort erinnern: „Man sagt: eitles Eigenlob stinket; das mag sein. Was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Nase."

Besonders sympathisch sind mir die Stellen seiner Schriften, wo er von seinem Vater und seiner Kindheit spricht. „Wir Gebrüder Gurlitt", schreibt er einmal[1]) „waren so glücklich einen Vater zu haben, der sich um unsere Schulleistungen herzlich wenig kümmerte und auch unser Sitzenbleiben nicht tragisch nahm, insofern nur im Betragen „lobenswert" stand. Er hatte die felsenfeste Überzeugung, daß der Mensch durch zuviel Buchgelehrsamkeit verdumme, kam deshalb abends bei schönem Wetter oft zu uns Gymnasiasten in das Arbeitszimmer mit den Worten: „Kinder, laßt das Büffeln sein! Ihr müßt ja dumm werden! Kommt lieber mit hinaus in den Garten!" Und an einer anderen Stelle[2]) heißt es: „Mein Vater mit seiner Volksschulbildung hat sich durch eigenes Streben zu einem tüchtigen Kenner der Geschichte, Erdkunde und deutschen Literatur gemacht,

1) Der Deutsche und sein Vaterland. S. 103.
2) Der Deutsche und seine Schule. S. 166.

suchte Männer, die ihn fördern konnten, gewann zu Freunden Friedrich Hebbel, Ernst Brücke, Ernst Curtius, Marquardt, Ibsen und arbeitete an sich und seiner wissenschaftlichen Ausbildung unausgesetzt. Noch als Achtzigjähriger las er zu wiederholten Malen Treitschkes und v. Sybels Geschichtswerke, las Humboldts Kosmos. Seinen Goethe kannte er von Grund aus, den Faust sogar in jungen Jahren auswendig. So alterte er immer lernend und konnte durch Weitblick, wissenschaftlichen Sinn und Verständnis, vor allem durch seine hohe Achtung vor wahrer Wissenschaft und ernstem geistigen Streben so manchen beschämen, der sich einen Jünger der Wissenschaft nannte. Er hatte eben arbeiten gelernt auf einem einzigen Gebiete und bewies uns wieder einmal, wie recht Goethe hatte, wenn er sagte: „Allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu sind Narrenspossen. Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen."

In seinem Buche „Der Deutsche und seine Schule" will Gurlitt den Nachweis erbringen, daß er Schulreformer nicht aus Laune oder Mode geworden sei, sondern dem unentrinnbaren Zwange seiner ganzen Entwickelung folgend. Dieser Nachweis ist ihm gelungen. Man braucht nur die Worte zu lesen, die er hier wiederum über seinen Vater schreibt: „Ich stamme aus einem Künstlerhause. Mein Vater hat sich als Landschaftsmaler einen genügend bekannten Namen gemacht, so daß er mich der Aufgabe überhebt, ihn seiner künstlerischen Bedeutung nach erst zu kennzeichnen. Was aber die Welt von ihm weiß, das erstreckt sich nur auf sein Künstlertum. Über sein sonstiges Wesen und seinen Wert als Menschen wissen nur die zu sprechen, die das Glück hatten, ihm persönlich näher zu treten. Wenn sich's für mich darum handelt, meinen eigenen Werdegang zu erkennen, so tritt es mir immer deutlicher ins Bewußtsein, daß ich ihm das Wesentliche meiner Natur und meiner Entwickelung verdanke, obschon er mit seinen Erziehungsgrundsätzen keineswegs stark hervortrat. Er besaß die höchste aller pädagogischen Weisheiten, nämlich die, daß man nicht durch Worte, sondern durch das Vorbild zu erziehen habe. Sein unermüdlicher Fleiß, der selbst an Sonn- und Feiertagen nicht ruhte, seine unerbittliche Strenge gegen sich selbst bei der Ausübung seiner Kunst, seine stets gleichmäßige Freundlichkeit allen Menschen, besonders aber den sozial tiefergestellten gegenüber, seine große Selbstbeherrschung zumal in leiblichen Genüssen, seine rückhaltlose Wahrheitsliebe, die keine Dogmen und keine menschliche Autorität ungeprüft gelten ließ und sich vor keiner weltlichen Größe, vor keiner Schullehre beugte, die ganze schlichte, norddeutsche Kraft und das Behagen, die sich in seiner breitschultrigen Gestalt, in der ruhigen und doch milden Festigkeit seines Blickes und in der Sicherheit seiner

Bewegungen äußerten, kurz, der ganze wahre deutsche Mann, der sich hier vor den Blicken seiner Familie in künstlerischer Tätigkeit und in unendlicher Fürsorge für die Seinigen mühte, stand uns Kindern als lebendiges Vorbild vor Augen." (S. 2 f.)

Sehr anmutig und fesselnd schildert Gurlitt seine glückliche Kindheit im Vaterhause: „Ich danke meine frohe Jugend weniger den Freundschaften mit Mitschülern als unseren glücklichen häuslichen Verhältnissen, dem Leben mit fünf flotten Brüdern, einer lieben Schwester und in einer schönen Natur. Um meinen Vater an Gotha zu fesseln, hatte der sehr kunstsinnige und wahrhaft kunstverständige Herzog Ernst ihm das Schloß Mönchshof in Siebleben bei Gotha zu dauerndem, freiem Gebrauche überwiesen. Wir lebten dort unweit von dem Landhause Gustav Freytags, den ich manchmal an warmen Sommerabenden mit meinem Vater in der breiten schattigen Lindenallee habe lustwandeln sehen, die zum Schlosse führt. In diesem Baue, der im Biedermeierstil etwa um 1780 entstanden sein mag und von einem weiten Parke mit zwei Teichen und schönen Obst- und Gemüsegärten umgeben war, habe ich meine Kindheit wie im Paradiese verlebt. Da hatten wir Luft, Licht, Natur, Freiheit — alles im Überflusse . . . Was heute die Pädagogen erstreben, Rückkehr zur Natur, Pflege der Sinne, Belebung der Phantasie und der Bedürfnisse des Herzens, stärkere Betonung des Familienlebens, stärkere körperliche Ausbildung, gesteigerten Kunstsinn und dergleichen, alles das bot uns unsere Kindheit in überreichem Maße. Die ganzen Ferientage über lagen wir auf der Wiese, im Walde, auf den Obstbäumen oder mit den Bauernburschen des nahen Dorfes auf den Stoppelfeldern, um zu stoppeln, auf der Hamster- oder Mäusejagd, badeten im Teiche, angelten und jagten in Kriegsspielen umher, daß uns von all dem Hetzen und Balgen die Zunge zum Halse heraushing . . . Wir lebten mit der Tierwelt in engstem Verkehre, hatten zu verschiedenen Zeiten zwei Ziegenböcke, einen Dachshund, viele Kaninchen, Eichhörnchen, auch Hamster, stets eine große Voliere voller Singvögel, auch einen Uhu, einen Turmfalken, Raben, Krähen und was weiß ich sonst für Getier . . . An trüben Tagen wandelte sich unser Leben völlig um. Dann war unser Haus eine große Kunsterziehungsanstalt — ohne Erzieher. Da wurde gehobelt, gezeichnet, gemalt, gepappt, Laubsägearbeiten gemacht, deklamiert, disputiert und szeniert und an Briefen und Aufsätzen gebastelt. Wir Knaben haben uns ein ganzes Kindertheater selbst gebaut, die Kulissen selbst gemalt, die Figuren selbst gezeichnet, auf Pappe geklebt, ausgeschnitten."[1])

1) Der Deutsche und seine Schule. S. 10—14.

Ich führe diese Stellen hier an, weil sie mich lebhaft an meine eigene Jugend erinnern. Auch mir ward eine solche paradiesische Kindheit in ländlicher Abgeschiedenheit zuteil, ein frisches fröhliches Leben in der Natur, in Wald und Flur, in Gärten und Feldern. Das Stoppeln im Obstgarten und auf den Feldern, die Mäusejagd, aber auch die Pflege der Kunst im Hause aus völlig eigenem Triebe heraus sind mir vertraute Dinge. Garten und Wald waren im Sommer, Puppentheater und Schillers Werke im Winter unsere Welt.

Ich vermag also den Geist, aus dem heraus Gurlitts Schriften strömen, zu verstehen und zu begreifen, weil ich zufällig über ganz ähnliche Erfahrungen verfüge. Mir ist es daher beim Lesen seiner Schriften zur Gewißheit geworden, daß er einem lebendigen inneren Drange folgte, daß er sie so schreiben mußte, wie sie sind, und gar nicht anders schreiben konnte, daß überall eine durchaus ehrliche und wahre Natur in seinen Schriften zu uns spricht, die das Beste will. Daher stellt er gleich in die Einleitung zu seiner Schrift „Der Deutsche und seine Schule" die Worte: „Wir haben also die Kunsterziehung selbst schon am eigenen Leibe kennen gelernt. Was ich jetzt anstrebe, auch für anderer Leute Kinder anstrebe, das ist nichts anderes, als ein solches frühes Einleben in die Natur, ein solches frohes, frisches Tummeln im Freien und unter Altersgenossen, eine solche Einführung in alle Anfänge der Kunst, ins Zeichnen, Malen, Modellieren, Musizieren und eine so freie Entfaltungsmöglichkeit für alle jugendlichen Kräfte und Neigungen, wie wir sie in unserer Jugend genossen haben." (S. 14 f.) Man kann sich im großen und ganzen mit diesem Programm, wie Gurlitt es hier aufstellt, gewiß einverstanden erklären, und man kann wohl sagen, daß heute durch unsere gesamte Schule bereits das ernste Streben geht, das zu verwirklichen, was hier und in vielen anderen Reden, Vorträgen und Schriften unserer Zeit als notwendige Aufgabe der Schule unseres Zeitalters ausgesprochen wird.

Auch nach einer anderen Seite hin verdienen Gurlitts Arbeiten Zustimmung und Anerkennung. Ludwig Gurlitt will die neue Schule, wie sie sich ihm aus seiner eigenen Entwickelung als notwendige Forderung ergab, keineswegs wie so viele andere Schulschwärmer und Götzenstürmer in die Luft bauen, sondern er fordert eine Reform im Anschluß an das Bestehende. „Wir verlangen von der Schule nicht mehr und nicht weniger, sagt er (a. a. O. S. 120), als daß sie der lebendige Ausdruck des geistigen Zustandes ihrer Zeit werde. Nach wie vor bin ich also der Meinung, daß mit unseren bestehenden Schulen zunächst alles zu leisten sei, was wir nur wünschen können. Nur das Gymnasium und das Reformgymnasium möchte ich in ihrer Lateinkultur eingeschränkt sehen. Wenn sie aber die jetzt ver-

heißene mehr akademische Spitze bekommen, dann lasse ich sie mir vorerst auch gefallen, weil ich die mannigfaltigsten Bildungsmöglichkeiten für den größten Segen halte. Dem deutschen Volke steht dann die Wahl der Schulen frei, und es kann selbst die Entscheidung treffen, welcher Gattung der Vorzug gebühre.“ Und an einer anderen Stelle sagt er, nachdem er auf die Schriften von Heinrich Pudor („Die neue Erziehung“), Dr. Johannes Müller, Arthur Bonus, Dr. Steudel, Pastor Dr. Kalthoff („Schule und Kulturstaat“), Dr. Paul Förster, Obrist u. a. zustimmend hingewiesen hat, diese Zustimmung schließlich doch etwas einschränkend: „Sie glauben nicht, daß die alte Schule zu retten sei, indem man ihr schadhaftes Dach ausbessere, Anbauten mache, die Räume neu tapeziere, die Ratten und Schwaben, Fledermäuse und Eulen daraus verscheuche. Ich selbst sehe unsere Schule mit so pessimistischen Blicken nicht an und hoffe, daß sie durch Umbau und gründliches Reinemachen wieder durchaus brauchbar und wohnlich werden kann.“ (S. 240.) Ebenso stimmt er der neuen amtlichen Wendung in der Schulentwickelung rückhaltlos zu.[1])

Unter diesen Gesichtspunkten müssen Gurlitts Darlegungen betrachtet werden, man muß sie sich bei all seinen oft sehr scharfen Ausführungen gegenwärtig halten, um ihm in der Beurteilung, wie es häufig geschehen ist, nicht unrecht zu tun. Das Mittel der Übertreibung freilich, das er mit vollem Bewußtsein anwendet und für wirkungsvoll hält, vermag ich nicht zu billigen. So sagt er einmal: „Zum Schluß muß ich mich gegen ein Mißverständnis verwahren: Selbstverständlich soll ein jeder Schüler seine Schule verlassen mit einem wohlgefüllten Rucksack von sicheren Kenntnissen, die ihm fürs Leben als Wegzehrung dienen! Ich warne nur vor dem zu harten Zwange und vor dem Zuviel. Ebenso selbstverständlich ist es, daß der Schüler auch gewöhnt werde, Arbeiten zu überwinden und ohne Murren zu leisten, die notwendig, wenn auch noch so verdrießlich sind; denn niemandes Weg führt allein über blumige Auen, und es gilt den Willen und die Kraft zu stählen gegen alle Hemmnisse und Widerwärtigkeiten des Lebens. Ich meine aber, daß, wer in freudiger Arbeit zum Bewußtsein seiner Kraft gelangt ist, auch die unangenehme und erzwungene mit kühnerem Entschlusse überwinden wird. Vor allem aber habe ich es heute nicht nötig, für die Sorte der Arbeit einzutreten, deren übertriebene Herrschaft in den Schulen wir gerade als einen der Hauptübelstände empfinden und bekämpfen. Wer einen schief gewachsenen Baum in gerade Richtung bringen will, der muß ihn erst stark nach der entgegengesetzten Seite zwingen. So etwa sagt Aristoteles in der Ethik. Aus demselben

1) Pflege und Entwickelung der Persönlichkeit, S. 47 f.

Grunde empfehle ich hier — vielleicht mit Übertreibung — die ganz besondere Pflege einer mehr freiwilligen Arbeit. Der rechte Ausgleich wird sich dann schon finden."[1])

Das sind Worte, auf die im allgemeinen sich wohl sämtliche Lehrer und Schulbehörden einigen könnten, aber der Grundsatz, durch Übertreibung zu wirken, wie es leider in unserem politischen Parteileben an der Tagesordnung ist, sollte niemals auf die Arbeit an Kulturaufgaben übertragen werden. Denn diese stehen einzig und allein unter dem Zeichen der Wahrheit, und es gilt hier in erster Linie die Wahrheit zu finden und klar herauszuarbeiten. Das kann aber nur geschehen durch kalte, nüchterne, klare Ruhe, die sich hier auch das heißeste Temperament mit eherner Gewalt auflegen muß. Und erst wenn das Bild der Wahrheit in tiefgrabender ernster Forschung nach Möglichkeit herausgearbeitet ist, kann über die Wege zu diesem als hohes Ziel aufgestellten Wahrheitsbilde endgültig entschieden werden.

Trotzdem ich also manchen treffenden Beobachtungen und Bemerkungen in Gurlitts Schriften, manchen aus reicher Erfahrung hervorgegangenen Darlegungen und manchem, was er als wünschenswert und notwendig erkannt hat, zustimme, muß ich doch seinen Anschuldigungen, die er gegen unsere bestehenden Schuleinrichtungen erhebt, entgegentreten. Ich wünsche und hoffe, daß er meine entgegengesetzten Anschauungen einer ernsten Prüfung unterzieht und vielleicht die Überzeugung gewinnt, daß seine künftigen Schriften an Bedeutung und Größe gewinnen werden, wenn er meine Winke befolgt. Denn ich spreche es offen aus, ich möchte nicht, daß Gurlitt durch gereizte Beurteilungen seiner Bücher in das Lager der radikalen Schulgegner, der Waldberg, Kalthoff, Bonus, Obrist, Pudor u. a. getrieben wird. Seine Schrift „Der Deutsche und seine Schule" bedeutet schon einen Schritt weiter nach diesem Lager hin, als seine umfassendere und im allgemeinen einheitlichere Arbeit „Der Deutsche und sein Vaterland". Ich möchte nicht, daß Gurlitt auf dieser Linie weiter vorwärts getrieben würde, weil ich die Überzeugung habe, daß wir gerade beim Ausbau unserer durch den kaiserlichen Erlaß vom 26. November 1900 auf eine ganz neue Grundlage gestellten Schulverhältnisse nicht nur seine reichen Kenntnisse und Erfahrungen, die er als klassischer Philolog, Archäolog und Schulmann wie als zugleich künstlerisch geschulter Mann besitzt, sondern auch seine frische, lebendige, temperamentvolle, mutige Art recht wohl werden gebrauchen können.

Freilich hat er sich an einer Stelle seines Buches im hohen Grade unritterlich bewiesen. Durch seine Schriften zieht sich ein besonderer Haß auf Sachsen. Schon in der Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland" greift er das „besonders bildungs- und erziehungswütige Sachsen" an.

1) Der Deutsche und seine Schule, S. 170.

Worin diese Voreingenommenheit gegen Sachsen bei Gurlitt ihren Grund hat, tritt nun in seiner Schrift „Der Deutsche und seine Schule" deutlich zutage, in der er die volle Schale seines Hasses über einen noch im Amte stehenden Mathematiklehrer eines Dresdner Gymnasiums ausgießt, der ihn vor nahezu dreißig Jahren in der Reifeprüfung in der Mathematik durchfallen ließ. Er nennt sogar dessen Spitznamen und bezeichnet ihn so deutlich, daß er für alle früheren und jetzigen Schüler der Anstalt und alle Fachgenossen so klar zu erkennen ist, als ob er mit Namen genannt sei. Dieses Verfahren muß aufs entschiedenste mißbilligt und zurückgewiesen werden. Dieser unschöne Racheakt schadet Gurlitt und seinen Bestrebungen mehr als alle Übertreibungen, die er sonst noch vorbringt. Und es muß daher die bestimmte Erwartung ausgesprochen werden, daß Gurlitt um seiner selbst willen, nicht um des verdienstvollen und pflichtgetreuen Lehrers willen, dessen Ansehen durch solches Urteil in keiner Weise erschüttert werden kann, bei einer neuen Auflage diesen häßlichen Flecken aus seinem Buche unter allen Umständen tilgt.

Der Fall zeigt auch deutlich, wie Leidenschaftlichkeit bei solchen tief ins Leben jedes einzelnen eingreifenden Fragen die rechte Erkenntnis trübt. Gurlitt gesteht selbst zu, daß er von Gotha mit guten Kenntnissen in den alten Sprachen nach der Prima des betreffenden Dresdner Gymnasiums übergesiedelt sei, daß er die alten Sprachen mit wachsender Lust getrieben habe, daß er aber den großen Rückstand in der Mathematik, mit dem er von Gotha nach Dresden gekommen sei, trotz seines Fleißes in zwei Jahren nicht auszugleichen vermocht habe. Der Mathematiklehrer tat also nur seine Pflicht, wenn er ihm die durch das Gesetz vorgeschriebene Reife in der Mathematik nicht zusprach. Gurlitt hätte daraus lediglich den sachlichen Schluß ziehen sollen, daß eine Kompensation der Leistungen bei der Reifeprüfung durchzuführen ist (wie es ja nun gegenwärtig bereits geschieht), daß der Begriff der allgemeinen Bildung, der heute noch unser Schulwesen beherrscht, einer Revision unterzogen werden und in dem Sinne eines Paulsen und Adolf Matthias eine Dispensation von Fächern entsprechend der mehr sprachlichen oder mathematischen Begabung des Schülers in der Prima eintreten sollte. Statt dessen fällt er in leidenschaftlichem Rachegefühl, das sich auch nach nahezu dreißig Jahren noch nicht abgekühlt hat, über seinen früheren Lehrer her, er der Standesgenosse — und das erschwert den Fall ganz wesentlich — über den Standesgenossen. Er begründet das mit der unvornehmen Art, mit der er von diesem Lehrer behandelt worden sei. Wer einen umfassenden Einblick in unser Schulwesen und den wirklichen Schulbetrieb hat, der weiß, wie unendlich schief und objektiv falsch häufig die Urteile von Schülern über ihre Lehrer sind, wie unendlich schwer oft dem

Lehrer die Erfüllung seiner Pflicht durch die rücksichtslose „Grausamkeit" der Jugend gemacht wird, wie falsch und verkehrt seine wohlgemeinte Anwendung von Disziplinarmitteln von Kindern und Eltern häufig ausgelegt, wie gerade das beste Wollen und Wirken des Lehrers so oft und so bitter verkannt und verhöhnt wird. Ist Gurlitt seines Urteils über die damaligen, weit zurückliegenden Verhältnisse so sicher, daß er genau weiß, ob das Recht auf seiner Seite oder auf der des Lehrers war, daß er von aller krankhaften Empfindelei und nervösen Überreizung, die viele Schüler gerade vor der Reifeprüfung zu befallen pflegt und das Urteil über den Lehrer oft bedenklich trübt, frei war? Oder ist Gurlitt der Meinung, daß sich durch seinen Racheakt auch nur ein einziger Lehrer abhalten lassen wird, das zu tun, was Pflicht und Gewissen nach seinem wohlbegründeten wissenschaftlichen und sittlichen Ermessen ihm vorschreiben? Er wird wohl selbst unseren Lehrerstand in seiner aufopfernden Treue, in seiner darauf beruhenden Kraft und Größe hinreichend kennen, um zu wissen, daß auch nicht ein einziger aus Furcht, daß ihm etwas Ähnliches passieren könne, feige vor den Anwürfen moderner Künstler und Schriftsteller von seiner Pflicht zurückweichen wird.

An einer anderen Stelle seiner Schrift „Der Deutsche und seine Schule" sucht Gurlitt durch eine eingeschobene Bemerkung den Anschein zu erwecken, als ob Sachsen ein Land sei,[1]) in dem vom Gesetzgeber nichts gegen die körperliche Züchtigung in den Schulen geschehen, sondern von diesem diese Frage falsch behandelt worden sei. Das ist ein vollständiger Irrtum, den Gurlitt leicht hätte vermeiden können, wenn er einen Blick in die sächsischen Schulgesetze geworfen hätte. In Sachsen gehört nach dem Gesetz über die Gymnasien, Realschulen und Seminare vom 22. August 1876 in sämtlichen höheren Schulen die körperliche Züchtigung n i c h t zu den zulässigen Strafmitteln[2]) und ist außerdem durch Verfügung des Kultusministeriums vom 12. Mai 1877 ausdrücklich untersagt. Die Verfügung ist überdies noch öfter wiederholt worden. In den sächsischen Volksschulen ist die körperliche Züchtigung zwar zugelassen, aber durch das Volksschulgesetz vom 26. April 1873 wesentlich eingeschränkt. Hier werden in der Ausführungsverordnung vom 25. August 1874 § 47 die üblichen zulässigen Strafmittel genannt, dann heißt es weiter: „Nur nach mehrfach fruchtlos gebliebener Anwendung eines der vorgenannten Strafmittel oder w e g e n f r e c h e r W i d e r s e t z l i c h k e i t und g r o b e r U n s i t t l i c h k e i t ist eine mäßige körperliche Züchtigung, aber stets nur in a n g e m e s s e n e r, s c h i c k l i c h e r und d i e G e s u n d h e i t n i c h t g e f ä h r-

1) S. 51 ff.

2) Vgl. die Ausführungsverordnung vom 29. Januar 1877 unter Nr. 10 und Verordnung vom 8. Juli 1882 unter Nr. 3.

bender Weise gestattet." In der sächsischen Fortbildungsschule ist, wie in den höheren Schulen, die körperliche Züchtigung durch Gesetz ausgeschlossen.

Ich glaube doch, daß dieser Standpunkt der sächsischen Schulgesetze durchaus der Forderung unserer Zeit, die auch Gurlitt aufstellt, die Herrschaft des Stockes auf das rechte Maß einzuschränken, vollkommen gerecht wird. Abgesehen von dem unberechtigten Ausfall gegen Sachsen stimme ich in diesem Punkte Gurlitt zu. Es ist immer verdienstlich und leider auch noch notwendig, gegen die übertriebene Anwendung der körperlichen Züchtigung in unseren Schulen zu kämpfen, wenn auch von einem Stockregiment nicht mehr die Rede sein kann. Möchten doch alle Lehrer, bei denen doch heute ein starkes Standesgefühl und Standesbewußtsein herrscht, bedenken, daß nichts das Ansehen des Lehrerstandes so tief erschüttert und niedergedrückt hat als die körperlichen Züchtigungen in der Schule. Noch heute meinen viele Lehrer, daß sie an Stelle des Vaters stünden, daß die heutige öffentliche Schule noch wie in der alten patriarchalischen Zeit ein Abbild der Familie und deshalb ein Schlag nichts weiter als die Ausübung eines väterlichen Rechtes sei. Diese Meinung ist aber ein verhängnisvoller Irrtum. Die deutsche Schule ist heute eine öffentliche Staatseinrichtung. Dadurch, daß sie öffentlich ist, tritt sie mit allen übrigen Einrichtungen der Öffentlichkeit: der Rechtsprechung, dem Heere, der Kirche, der Gesetzgebung, den Parlamenten, der Presse usw. in Parallele und wird in der Gesamtanschauung mit allen diesen Faktoren des großen öffentlichen Lebens der stillen Häuslichkeit, dem nicht öffentlichen Leben in Haus und Familie entgegengestellt. Diese große Wandlung in der Anschauung unseres Volkes wird leider von vielen Lehrern und Vertretern der öffentlichen Erziehung und Erziehungswissenschaft noch nicht erkannt. Und weil sich der Lehrerstand in seiner Gesamtheit noch nicht zu dieser neuen Erkenntnis der Sachlage hindurchgearbeitet hat, so leisten noch manche Lehrer ihre Schularbeit so, als ob sie nicht die berufenen Vertreter einer staatlichen, sondern einer ganz privaten väterlichen Gewalt wären. Kein Wunder, daß dann auch andere Kreise, die der Schule fernstehen, diese falsche Ansicht über Stellung und Bedeutung der heutigen Schule und des Lehrerstandes hegen.

Daraus erklärt sich zu einem Teile der schwere Kampf, den der Lehrerstand um die Anerkennung des Ansehens, der Stellung und des Ranges zu führen hat, die ihm auf Grund der veränderten und erhöhten Stellung und Bedeutung der Schule gebührt. Ohne dieses Ansehen können die heutige Schule und der heutige Lehrerstand ihre volle große Wirksamkeit, ihren vollen tiefgehenden Einfluß auf die Entfaltung unseres geistigen und sittlichen Lebens nicht üben, die von ihnen erwartet werden und die zu leisten

sie auch voll bereit sind. Das ist ein Gesichtspunkt bei der Betrachtung unserer Schule, den nicht nur Gurlitt, sondern ausnahmslos alle auf der Seite von Kalthoff und Arthur Bonus stehenden Schulreformer außer acht gelassen haben.

Nun ist zwar anzuerkennen, daß unsere junge Lehrerschaft ein kraftvolles Standesbewußtsein zeigt, das manchem sogar schon übertrieben erscheint, und daß sich das neue Lehrergeschlecht auch in gesellschaftlicher Beziehung in ausgezeichneter Weise gehoben hat. Aber doch haftet unserer heutigen Schule noch manches an, das bei der rasenden Entwickelung unseres Schulwesens unbesehen aus einer ganz anders gearteten Zeit mit fortgeschleppt worden ist. Dazu rechne ich die gewohnheitsmäßig ausgeübte körperliche Züchtigung. Ich gehe nicht so weit, daß ich in der körperlichen Züchtigung die Bankerotterklärung der pädagogischen Kunst sehe. Denn dies Urteil wäre nur dann richtig, wenn die Schule der einzige Erzieher des Kindes wäre und wenn sich ihre Entwickelung nur nach pädagogischen Gesichtspunkten bestimmte.[1]) Da aber naturgemäß der ganze Lebenskreis des Kindes, da Haus und Gesellschaft die Haupterzieher jedes Menschen sind, so muß die Schule oft widrige Einflüsse des Lebens, z. B. schlimme häusliche Verhältnisse, böses Beispiel, heimliche unkontrollierbare sittenlose Kameradschaft u. a., überwinden, und dazu kann sie leider, wie jeder erfahrene Schulmann bestätigen muß, wenigstens in der Volksschule der körperlichen Züchtigung nicht ganz entbehren. Denn aus der Volksschule können, wie dies bei der höheren Schule möglich ist, schlechte Elemente nicht ausgeschlossen werden, wenn sie nicht geradezu auf verbrecherischen Bahnen sich bewegen. Auch liegt für die Volksschule die Gefahr, daß ihr Kinder zugeführt werden, die aus verwahrlosten häuslichen Verhältnissen kommen, selbstverständlich viel näher als für die höheren Schulen. Wenn auch in blühenden Gemeinwesen, wie z. B. hier in Dresden, in den Arbeiterfamilien geradezu ein musterhafter Familiensinn und, soweit es die Lebenshaltung gestattet, gute häusliche Verhältnisse herrschen, so sind doch auch da Ausnahmen nicht ausgeschlossen.

Es wäre daher ein falscher Schritt, die körperliche Züchtigung auch in den Volksschulen zu untersagen, aber der Lehrerstand sollte es sich zur Ehrenpflicht machen, zwar dieses Mittel als ultima ratio in der Hand zu behalten, aber so viel als nur möglich freiwillig auf dessen Anwendung zu verzichten und es vor allem niemals als Mittel zur Steigerung der Leistungen zu verwenden. Über der Schule soll der Sonnenschein der Liebe und der Heiterkeit leuchten.

---

1) Vgl. hierzu meinen ersten Aufsatz S. 18 dieser Zeitschrift 1906.

Während ich in diesem Punkte mit Gurlitt übereinstimme, muß ich es bedauern, daß er in seine Ausführungen ein Kampfelement eingeführt hat, das der Anerkennung der sonstigen vielfach vortrefflichen und dankenswerten Ausführungen in seinen Schriften sich außerordentlich hemmend entgegenstellt. Ich meine seinen leidenschaftlichen Kampf gegen die alten Sprachen in unseren Gymnasien. Es ist gewiß interessant zu lesen, wie hier ein klassischer Philolog und Archäolog von anerkannter Tüchtigkeit in seinem Gebiete gegen sein eigenes Fach Sturm läuft. Er begnügt sich nicht damit, den heutigen Betrieb der altklassischen Studien zu bekämpfen, sondern er erklärt das alt-humanistische Bildungsideal überhaupt für tot. Mir fiel dabei der alte Volksglaube ein, nach dem Totgesagte gerade noch ein recht langes Leben haben sollen. Dieser Glaube dürfte sich wohl auch in diesem Falle, wie so oft, zutreffend erweisen.

Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich ein entschlossener Gegner der unwürdigen Herabsetzung und Geringschätzung der deutschen Quellen unserer Bildung bin. Aber das klassische Altertum und die altklassischen Studien sollen wir unter der Voraussetzung, daß wir uns vor Nachahmung in unseren deutschen Werken hüten und unsere deutsche Kunst nicht einseitig in die Fesseln der ganz anders gearteten Antike schlagen, wie gleichberechtigte ehrliche Freunde lieben und pflegen. Dazu kommt, daß durch eine mehr als tausendjährige pädagogische Arbeit die lateinische Sprache als ein sehr wertvolles Unterrichts- und Erziehungsmittel zubereitet worden ist. Ich würde es beklagen, wenn mit dem lateinischen Unterrichte zugleich auch diese gesamte unersetzliche Erfahrung weggeworfen würde.

Nachdem aber nun seit dem Erlaß des Kaisers vom 26. November 1900 das Gymnasialmonopol beseitigt und sogar den Abiturienten der Schulen ohne Griechisch oder ohne Latein und Griechisch der Weg zur Universität in bedeutsamer Weise erweitert worden ist, liegt meines Erachtens kein Grund zu einem Kampfe gegen den altklassischen Unterricht mehr vor. Der gesunden Entwickelung der Schulverhältnisse ist jetzt freie Bahn geschaffen. Wir brauchen heute eigentlich nichts weiter als Ruhe. Auch Gurlitt verkündet die Ruhe mit Recht als das Höchste in der Erziehung. Zweimal zitiert er das Wort Emersons: „Es gibt nichts Ordinäreres als Eile.“ Warum stört er diese Ruhe, die unserer Entwickelung so überaus notwendig ist, durch neue Angriffe auf die altklassischen Studien, die nach Wegfall des Monopols sich doch in gesünderer und freierer Weise entfalten können und werden als bisher? Wenn das Pfarrer wie Bonus und Kalthoff, wenn das zahlreiche Tagesschriftsteller tun, die von den heutigen veränderten Schulverhältnissen keine Ahnung haben, so kann man es diesen nicht verübeln. Daß Gurlitt als Philolog und Schulmann auch nach dem 26. No-

vember 1900 der „Schulorthodoxie“, wie er die Anhänger des humanistischen Gymnasiums gern nennt, keinen anderen Dank für ihr schließliches Entgegenkommen in der Berechtigungsfrage zu sagen weiß, als die Streitaxt schon jetzt wieder zu erheben, muß als ein Mißgriff bezeichnet werden. Ich glaube selbst nicht, daß mit der Erweiterung der Berechtigungen der Realgymnasien und Oberrealschulen der Streit zwischen dem altklassischen Kulturideal und dem modernen, sagen wir kurz deutschen Bildungsideal beendet sein wird[1]), aber unsere Pflicht ist es doch, zunächst in einem ehrlichen Waffenstillstand die gesunde, selbstwachsende Entwickelung nicht zu stören.

An vielen Stellen seiner Schriften spricht Gurlitt nicht von einem Wegfall, sondern nur von einer Einschränkung der Lateinkultur. Diese ist aber doch tatsächlich erfolgt nicht nur durch den Erlaß vom 26. November 1900, sondern auch durch den Wegfall des lateinischen Aufsatzes. Damit ist von selbst die Einführung in die Lektüre in den Mittelpunkt des altklassischen Unterrichts getreten und der frühere allzugrammatische Betrieb beseitigt worden. Da ich selbst fünfzehn Jahre hindurch lateinischen Unterricht an drei verschiedenen Gymnasien erteilt habe, so kann ich aus eigener Erfahrung feststellen, daß in den letzten Jahren der Betrieb der lateinischen Sprache sich immer mehr von der grammatistischen Richtung abgekehrt und außerordentlich vertieft hat. Mir will auch scheinen, als ob unser altklassischer Unterricht in letzter Zeit immer mehr mit deutschem Geiste durchtränkt wäre. Ich weiß nicht, ob ich mich darin täusche.

Jedenfalls wird der altklassische Unterricht nunmehr, wo er nicht mehr durch ein Monopol geschützt ist, von selbst zu einer Umgestaltung und Vertiefung genötigt sein. Hier aber gibt Gurlitt manchen Wink, namentlich durch die größere Betonung der Anschauung, der Gesamtkultur und der bildnerischen Kunst. Besonders seine köstlichen Ausführungen über die „rote Gefahr“[2]), womit er hier nicht die Sozialdemokratie, sondern den entsetzlichen Mißbrauch der roten Tinte meint, sollten von jedem Schulmanne gelesen und beherzigt werden. Der Ruf: „Mehr Freiheit und weniger rote Tinte!“, den ich in bezug auf den deutschen Unterricht meinem Vortrage auf der Dresdner Philologenversammlung 1897 zugrunde gelegt habe, findet ja auch, wie ich schon damals erfahren habe, bei recht vielen Schulmännern unserer Zeit freudige Zustimmung.

1) Schon in meiner Arbeit „Das allgemeine städtische Bildungswesen“ (in dem von Prof. Dr. jur. Robert Wuttke herausgegebenen Werke „Die deutschen Städte“ I, S. 616) habe ich dies ausgesprochen in den Worten: „Aber die Städte erkennen auch, daß die Gleichbewertung der humanistischen und realistischen neunstufigen Anstalten noch keine endgültige Lösung gebracht hat, sondern im Grunde nur als ein vorläufiger Waffenstillstand zwischen der alt- und neuhumanistischen Richtung anzusehen ist.“

2) A. a. O. S. 171 ff.

Es ist nicht zu verkennen, daß schon jetzt ein neuer Geist durch unsere altklassischen Studien zieht. Von Absterben und Tod ist da für mich nichts zu spüren, vielmehr von neuem Leben, ja von Wiedergeburt. Von den großartigen Bestrebungen eines Wilamowitz-Moellendorff, vor dessen siegreich schreitender Gestalt die künstlich ästhetisierende und schönfärbende Richtung eines Wilhelm v. Humboldt und Ernst Curtius immer mehr zurückweicht, spricht Gurlitt selbst in der Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland" und namentlich in seinem Aufsatze „Deutschlands höhere Schulen im öffentlichen Urteil".[1]) Sehr hübsch weist Gurlitt in diesem Aufsatze auf Geibels Worte hin:

> Drei sind in mir, der Hellene, der Christ und der Deutsche:
> Ach und die Kämpfe der Zeit kämpf' ich im eignen Gemüt!
> Könnt' ich jedem Gefühl sie versöhnen, in jedem Gedanken
> Bildung, Glauben, Natur, wär' ich ein seliger Mensch.

Wer von uns hätte nicht diesen Kampf in sich durchgerungen? Gurlitt gehört sicher zu denen, die ehrlich in sich gekämpft haben, um das altklassische Bildungsideal mit dem christlichen und deutschen zu versöhnen. Aber er hält es nach langem Kampfe für unmöglich. Und so kommt er zu dem Schlusse: das griechische und germanische Kulturideal sind unvereinbar. Eins von beiden müssen wir aufgeben, und das kann nur das altklassische Kulturideal sein, weil es tot ist. Das germanische aber lebt. Für dieses müssen wir uns endlich klar und ohne Selbstbetrug entscheiden.

Ich würde mich genau so entscheiden wie Gurlitt, wenn beide Ideale wirklich unvereinbar wären. Ich aber glaube an eine Vereinigung des altklassischen mit dem germanischen Kulturideal. Ich glaube, daß es einer neuen tiefgrabenden Arbeit auf der Bahn, die Wilamowitz-Moellendorff gebrochen hat, möglich sein wird, dieser Einheit näher zu kommen. Nicht nur meine ganze innere Erfahrung treibt mich zu diesem Glauben, sondern auch der Umstand, daß diese Vereinigung das Vermächtnis ist, das uns Goethe als unser notwendiges Arbeitsteil an der Entwickelung unseres Volkes und der Menschheit hinterlassen hat. Im zweiten Teil des Faust ist dieses Vermächtnis Goethes niedergelegt. Wer kennt ihn, wer beherrscht ihn, ja wer hat ihn bisher völlig verstanden? Goethe glaubte an die Vereinigung des deutschmodernen und des antiken Kulturideals, und gerade meine dauernde Beschäftigung mit Goethe hat mich zu dem gleichen unerschütterlichen Glauben geführt.

Wodurch ist aber diese Vereinigung möglich? In erster Linie ist es unerläßlich, daß der echt moderne Wirklichkeitssinn, wie er bei der Heraus-

---

1) Wartburgstimmen, Februar 1905.

arbeitung des modernen Bildungsideals grundlegend ist, auch auf die Erforschung und Behandlung der Antike angewandt werde. Da ist aber doch, soweit meine Beobachtungen reichen, die erfreuliche Tatsache festzustellen, daß nicht nur in den Arbeiten eines Wilamowitz-Moellendorff über das griechische Drama und in seinem griechischen Lesebuch, sondern auch in anderen Arbeiten dieser moderne Geist der Forschung lebt. Ich brauche nur die Namen Iwan v. Müller (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft), Ed. Meyer (Geschichte des Altertums), Freeman (History of Sicily), Collignon (Griechische Plastik), Treu (Ausgrabungen zu Olympia, Bildwerke von Olympia u. a.), Wissowa (Religion und Kultus der Römer, Gesammelte Abhandlungen zur römischen Religions- und Stadtgeschichte, ferner dessen Bearbeitung von Paulys Realenzyklopädie des klassischen Altertums), Nissen (Italische Landeskunde), Usener (Philologie und Geschichtswissenschaft, Religionsgeschichtliche Untersuchungen, Sintflutsagen u. a.) zu nennen, und man wird mir zustimmen. Auch für die Schule selbst liegen bereits erfreuliche Arbeiten nach dieser Richtung hin vor. Außer Wilamowitz-Moellendorffs schon erwähntem griechischen Lesebuche sei das schöne Werk von Baumgarten, Poland und Wagner, „Die hellenische Kultur", hier erwähnt, das die moderne Forschung auf diesem Gebiete in grundlegender Weise berücksichtigt.[1])

Ferner aber ist es notwendig, daß die Vertreter beider Ideale sich gegenseitig achten und nicht in verhängnisvollem Dogmenstreite das eine Bildungsdogma gegen das andere ausspielen. Dadurch werden sie nichts weiter erreichen, als daß sie zuletzt beide Ideale in einseitige und deshalb unfruchtbare Gestaltungen treiben und dadurch schließlich beide vernichten. Aus diesem Grunde halte ich den Vorstoß nicht nur Gurlitts, sondern auch Kalthoffs und anderer gegen das altklassische Kulturideal für falsch und muß diese Stellungnahme beider bedauern, so sehr ich auch das warme deutsche Empfinden, auf dem sie beruht, anerkenne. Man kann gewiß Gurlitts schönen Worten zustimmen: „Die Jugend von heute schwärmt so gut, wie ihre schon bejahrten Lehrer das einst taten, aber sie schwärmt nicht für das, was wir ihnen als alte Ideale auftischen. Sie hat ihre neuen, zukunftsfrohen Ideale, die sich zusammenfassen lassen in dem einen Worte: „Deutschland, Deutschland über alles!" Aber Gurlitt vergißt dabei, daß auch die altklassischen Studien nichts anderes wollen als den deutschen Geist zum Höchsten zu beflügeln.

Gurlitt selbst steht der durch den Erlaß vom 26. November 1900 angebahnten Reform sehr freundlich gegenüber. Es ist mir darum nicht recht

---

1) Vgl. die Besprechung von Woldemar Schwarze, ZDU XIX, S. 788 ff.

verständlich, weshalb er dieser neuen Ordnung nicht ruhig Zeit zur Entfaltung gönnen will. Sagt er doch in seinem Vortrage über die Pflege der Persönlichkeit: „Es ist eine wahre Erlösung, daß unsere preußische Schulverwaltung jetzt Maßnahmen getroffen hat, die uns von falschen Bildungsidealen befreien und uns der Möglichkeit, Persönlichkeiten wachsen zu lassen, bedeutend näher führen: Abschaffung des Gymnasialmonopols, eine mehr akademische und fakultative Spitze der höheren Schulen, größere Bewegungsfreiheit innerhalb der Lehrpläne. Auf dieser Basis läßt sich getrost weiter bauen und weiter hoffen."[1]) Freilich erblickt er nach seiner vorwärtsdringenden Art hier schon greifbare Folgen in nächster Zukunft, indem er die Abschaffung des Abiturientenexamens für nahe bevorstehend hält. Dem gegenüber ist es vielleicht gut, an das Wort Adolf Harnacks zu erinnern: „Das Abiturientenexamen ist nur ein notwendiges Übel, welches der Staat braucht, da er nicht in die Köpfe und in die Herzen hineinzusehen vermag."[2])

Zwar fand dieser Vortrag Gurlitts auf der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Herbste 1905 in Hamburg wenig Beifall und scharfen Widerspruch, so daß Gurlitt hierüber im „Tag" berichtet, daß man glaube, ihn erschlagen zu haben und er dort von einem Gymnasialdirektor und zwei Geheimräten zerschmettert worden sei. Dennoch hat Gurlitt die Frage der Abschaffung des Abiturientenexamens wieder aufgenommen.[3]) Auch hier erklärt er sich mit dem bisher Erreichten einverstanden, wenn er sagt: „Wer den zurzeit herrschenden Betrieb bei den Prüfungen kennt, wird deren Ansprüche schwerlich als übertrieben bezeichnen. Nach der Prüfung pflegen die Schüler selbst erstaunt zu bekennen, daß sie sich die Sache so leicht nicht gedacht hätten. Die im Publikum verbreitete Vorstellung zumal, daß ein Schüler deshalb stürzen könne, weil er einmal in irgendeiner Arbeit 'Pech gehabt' habe, ist durchaus verkehrt. Es gibt jetzt Möglichkeiten genug, den Mißerfolg in einer Arbeit durch bessere Leistungen in anderen auszugleichen, zudem kommt bei der Entscheidung weniger der Ausfall der Arbeiten als das Gesamturteil der Lehrer in Frage, die den Schüler im letzten Jahr unterrichtet haben. Eine lieblose Ausnutzung von zufälliger Schwäche des Augenblicks, Gehässigkeit und Mißgunst der Prüfenden sind, soweit meine eigene Erfahrung reicht, bei uns zulande ausgeschlossen. In dieser Hinsicht sollte man an der fast

1) Pflege und Entwickelung der Persönlichkeit, S. 47 f.

2) Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. Berlin, 6. bis 8. Juni 1900, Halle a. S. 1901, S. 80.

3) Ludwig Gurlitt, Das Abiturientenexamen. Die Woche, 8. Jahrg., Nr. 1, Berlin, 6. Jan. 1906, S. 1 ff.

sprichwörtlichen Zuverlässigkeit und Rechtschaffenheit der deutschen Beamten nicht zweifeln.“ Also auch hier wieder erkennt er die günstige Wirkung der Neuordnung der Schulverhältnisse vollkommen an. Man wird nur erstaunt sein, daß er trotzdem zu der Forderung gelangt, das Abiturientenexamen abzuschaffen. Er fährt fort: „Aber eben aus diesem Grunde, und weil sich die Lehrer, schon ehe die Prüfungsarbeiten geschrieben werden, fast immer klar darüber sind, welche Schüler für die Hochschule reif sind, welche nicht, gerade deswegen dürfte man ernstlich an eine Abschaffung des Examens denken.“ Er hält also das Abiturientenexamen für eine leere Form, die es nach meinen Erfahrungen als langjähriges Mitglied und in den letzten Jahren als Vorsitzender von Reifeprüfungskommissionen durchaus nicht ist.

Durch eine Umfrage der „Berliner Neuesten Nachrichten“ sind neuerdings viele angesehene Männer zu einer Äußerung über die Abschaffung des Abiturientenexamens veranlaßt worden. Der Kern der Äußerungen geht dahin, daß durch die Reifeprüfung nur der Nachweis zu fordern sei, daß der Schüler selbständig beobachten, aufzufassen und dem Aufgefaßten Ausdruck zu geben gelernt habe, daß der Nachdruck aber nicht auf einen Nachweis des vom Schüler erworbenen Wissens gelegt werde, daß der Prüfung alles Kleinliche und Mechanische fern zu bleiben habe und dem Urteil, das der Lehrer aus der mehrjährigen Beobachtung des Schülers gewonnen hat, größeres Gewicht beizumessen sei, als dem zufälligen Augenblicksbild der Prüfung. Einige, wie Geheimrat Professor Dr. Diels in Berlin, halten die Reifeprüfung für gänzlich unnötig. Wilamowitz-Moellendorff sagt unter anderem: „Sich etwas einzubüffeln, auf daß man es heute wisse und morgen vergesse, ist ebenso verdummend wie unsittlich . . . Nur darf um keinen Preis plötzlich das Examen abgeschafft werden; radikale Gleichmacherei ist gerade das schädlichste.“ Er schlägt daher vor, einer Anzahl Schulen zur Probe auf eine längere Reihe von Jahren das Examen zu erlassen und ihnen dann auch zu gestatten, sich demgemäß im ganzen Schulbetriebe einzurichten. Alles komme darauf an, unserer Jugend wieder Freiheit und Liebe zum Lernen zu geben.

Das ist zweifellos der Schwerpunkt der Frage. Gurlitt stimmt also im großen und ganzen der Entwickelung der Dinge auf dem Gebiete des Gymnasialwesens seit dem 26. November 1900 zu, und trotzdem der Angriff gegen die altklassischen Studien? Befürchtet er, daß die Durchführung der Reform an dem Widerstande der Gymnasien und ihrer Lehrer scheitern, daß sie unter den Händen der Lehrer sich in ihr Gegenteil verwandeln sollte? Ich bin der Meinung, daß man unserer Lehrerschaft durchaus Vertrauen entgegenbringen darf. Gurlitt fordert unbedingtes Vertrauen der Jugend gegenüber, weil dieses

alle guten Kräfte in den Schülern wecke. Warum sollte Vertrauen gegen die Lehrer nicht auch in gleicher Weise Gutes hervorrufen? „Wir haben jetzt das Schauspiel, sagt Gurlitt nicht ohne Grund, daß im Erziehungswesen die Regierung fortschrittlicher ist als die Lehrerschaft.“[1]) Aber wir haben keinen Grund, daraus zu folgern, daß nun die Lehrerschaft der Regierung auf der eingeschlagenen Bahn nicht freudig folgen werde.

Alles Vertrauen Gurlitts gilt der Jugend, alles Mißtrauen dem Lehrer. In seiner Schilderung der Jugend ist alles hell, heiter, sonnig, ohne Fehl und Tadel, in seiner Schilderung des Lehrers alles griesgrämig, schwarz und traurig, voll Schuld und Verirrung. Ebenso sieht er das englische Erziehungssystem nur im verklärten Lichte schwärmerischer Liebe und Begeisterung, die deutsche Schulerziehung dagegen malt er in den düstersten Farben, ein Nachtbild ohne Licht. Trotzdem finden sich in diesen Partien seiner Schriften neben Verfehltem doch auch treffende Bemerkungen und Ausblicke. Von diesem englischen Paradies der Jugend soll der nächste Aufsatz handeln.

Die Behandlung des Fremdworts in der neuen deutschen Rechtschreibung.

Von Dr. **R. Pissin** in Strausberg.

Lediglich das praktische Bedürfnis des Schriftstellers führte mich dazu, den Vorschriften über die Schreibung der Fremdwörter, die im Juni 1901 die Berliner „Orthographische Konferenz“ erlassen hat, besondere Beachtung zu schenken. Erst allmählich gelangte ich von erfreuter Zustimmung zu ihren allgemeinen Grundsätzen dahin, die Willkür und namentlich die Inkonsequenz ihrer Anwendung lebhaft zu bedauern. Da nur eine Sammlung von Belegen die Kritik wirksam zu unterstützen vermag, exzerpierte ich K. Dudens „Orthographisches Wörterbuch der Deutschen Sprache“, das in „Meyers Volksbüchern“ die Nrn. 1289 und 1290 füllt und allgemein zugänglich ist, und erstaunte über die unerwartete Fülle der Widersprüche in der Schreibung, die solche Zusammenstellung aufdeckt.

Ich glaube diese Auseinandersetzung nicht eindringlicher beginnen zu können als durch eine kurze tabellarische Gegenüberstellung solcher Willkürlichkeiten und halb durchgeführten Änderungen. Nichts vermag den Mangel an Folgerichtigkeit wohl augenfälliger zu machen. Er ist bei Behandlung der Vokale größer als bei der der Konsonanten, — da ist die Bevorzugung

1) Der Deutsche und sein Vaterland. S. 124, Anmerkung.

z. B. des k und z vor c und des sch vor ch ziemlich durchgeführt. Ich wähle also einige Beispiele aus dem Bereiche des **u** (ou; oe). Die linke Rubrik enthält die vorgeschriebene *übliche*, die rechte die häufig nebenbei gestattete *gleichberechtigte* Schreibweise, so zwar, daß immer zur Linken die Schreibung nach deutscher Weise zu finden ist, zur Rechten die nach fremdländischer Lautierung. Ist aber nur *eine* Form vorgeschrieben, so steht sie, je nach ihrer Zugehörigkeit, links *oder* rechts. Abgesehen ist von den jetzt nur noch zulässigen Schreibungen, die Duden in runden Klammern beifügt, z. B. (Guirlande) neben dem jetzt vorzuziehenden Girlande.

Biwak	—	—	Journal
—	Bravour	Remolade	Remoulade
Kartusche	Cartouche	—	Ragout
Dusche	—	Retusche	Retouche
Bukett	Bouquet	—	Roulade
Konturen	—	—	Rouleau
kulant	coulant	—	Route
Kulisse	Coulisse	Schaluppe	—
Kurant	Courant	—	Silhouette
Kuvert	Couvert	—	Souffleur
—	Coupé; coupieren	Suzerän	Souverän
—	Courage	—	Steward
Dublette	—	—	Tour; Tourist
Furage	Fourage	Resümee	Resumé
Furnitur	—	Menü	—
—	Gouverneur	Kanüle	—
		Pendüle	Pendule
—	Foulard	—	Parvenu
—	Gourmand	—	Parapluie
—	goutieren	Gipüre	Guipure
—	Jalousie	Debüt	—
—	Partout	—	Bureau
—	Potpourri	süffisant	suffisant
—	Ressource	—	superb
—	Souper		
—	Soutache		
—	Soutane		
—	Souvenir		

Schon dieser winzige Auszug ist sehr lehrreich. „In betreff der Fremdwörter", bemerkt Duden, „stellen die amtlichen Regelbücher *keine* allgemein

gültigen Regeln auf, sie geben nur die Grundsätze an, die für die Schreibung der Fremdwörter wesentlich als Richtschnur gedient haben." Bedauerlicherweise, wie der Augenschein lehrt, nicht wesentlich, sondern — nach unergründlicher Willkür — gelegentlich! Der gute Grundsatz, die Schreibung nach deutscher Weise zu bevorzugen, ist ohne ersichtlichen Grund bei einer ganzen Reihe von Wörtern plötzlich nicht befolgt, obgleich neu eingeführte Analogien dazu drängten. Denn was begründet, — oder davon zu geschweigen entschuldigt — die Zaghaftigkeit der Reformer, Furage zu gestatten, Kurage nicht, Bukett, Dublette usw. gutzuheißen, Rulade, Rute[1]), Rulo[2]) nicht?

Wenn der Deutsche durchaus einer Pendüle, eines Menüs, einer Gipüre usw. usw. bedarf, so hat er recht, sich wenigstens seines deutschen ü nicht zu schämen und die fremden Gäste, die unentbehrlich scheinen, nach Möglichkeit deutsch einzukleiden; wird etwa der superbe Parvenu dieser Wohltat nicht teilhaftig, weil man ihm die Tür zu weisen wünscht, wie es hoffentlich recht bald all den oben verzeichneten Wörtern vom Foulard bis zum Souvenir ergeht? Hängt man so sehr am Alten, daß man sich im Büro[3]) nicht behaglich fühlt, oder beabsichtigt man, durch die französische Schreibung mit überlegenem Lächeln den Bildungsunterschied zwischen sich und dienendem Personale zu betonen, das in weiser Naivität tut, was die deutschen Stenographen schon lange tun: phonetisch schreiben, wie sie hören: Büro; Rulo usw.?

Remoladensauce — herrliche Mischschreibung! — wird für bekömmlich erachtet (auch Frikassee auf deutsch), Ragout nur in französischer Form. Diese Herrschaften können poussieren mit schlichtem u nicht vertragen, „genieren" sich Stuard zu schreiben oder ein einfacher Turist zu sein. Und doch haben wir unseren eingeborenen Auslandenthusiasmus schon dazu vermocht, die kleinen Boote richtig Kanus zu schreiben, zum Vorteil aller Lederstrumpffreunde, ferner einen kleinen Kippwagen unbedenklich Lori zu schreiben neben Lowry, sogar einen Streik in der Ordnung zu finden, wenn auch eine „Bole" noch nicht munden will. Aber ich sollte denken, wenn erst ein paar herzhafte Schlucke das anfängliche Unbehagen überwunden haben, schmeckt den zur Bole statt zur Bowle Geladenen —

1) Es ist kaum zu befürchten, daß die Schönheit dieser Rute (Route) mit der Nützlichkeit der Kinderrute verwechselt werde. Ist das Wort — wie es den Anschein hat — nicht zu entbehren, so erkenne man diese Tatsache an, indem man dem Dauergast das Recht deutsche Uniform zu tragen, bewillige, — oder sollte man mit ein wenig größerem Selbstbewußtsein sagen, ihn dazu verpflichte?

2) Auch zum o = eau haben wir in Karo = Carreau ein Seitenstück.

3) Wer kein Büro hat, muß auf das Comptoir zwar noch nicht verzichten, aber er darf doch schon ein schlichtes Kontor besitzen.

sprechen nur die übrigen Zutaten an — das Getränk bald wie früher. Schien uns nicht auch der Efeu, den die Stenographen in dieser Gestalt seit jeher zogen, zuerst heillos schimpfiert? — Und wie gut bekommt jetzt z. B. schon die **Schokolade**; wie schmerzlos tragen wir **Schals** und **Schlipse**.

Konturen darf der Maler auf deutsch ziehen, der Guaschmalerei obzuliegen ist „nur zulässig“, „vorzuziehen“ ist die Gouachemalerei. Man spielt jetzt auf einer **Gitarre**, trägt eine **Gipüre** und schmückt die Festportale erfreulicherweise mit **Girlanden**, aber obwohl das Werkzeug auch bei uns jetzt zu Hinrichtungen verwendet wird, hat man sich der Guillotine zu bedienen; man spinnt nur noch Intri**gen**, aber man hat einen **Gue**rillakrieg zu führen.

Der Gou**v**erneur (mit dem die Gouvernante dann zusammen leiden muß), gibt Gelegenheit, eine allgemeine Bemerkung anzuschließen: Militär- und Beamtenkanzleien haben ihren konservativen Einfluß auch in der letzten „Orthographischen Konferenz“ geltend zu machen gewußt. Diese noch stärker; denn der Soldat bi**w**akiert jetzt; der Leutnant nimmt ein Kroki auf; für die Lazarette wird Scharpie gezupft, und der Entschluß beseelt das Heer, niemals Schamade zu schlagen. Selbst das Gardekorps ist mit dem k zufrieden; Kampagnen werden mitgemacht, Karrees formiert. Nur der **Ch**ef blieb unangetastet, und den Ser**g**eanten zu schreiben, wie jeder Gemeine ihn ausspricht: Ser**sch**ant, — könnte allerdings die Disziplin lockern ... (Auch der Thron könnte wanken, wenn man ihn ohne h schriebe, während die bürgerliche Tür, wenn ihr Ahn auch θύρα hieß, schon feststehen wird).

Dieser Gouverneur trinkt gelegentlich wohl einen Likör oder ruft nach Markör und Pikör; sein Festmahl hat er beim **Traiteur**[1]) zu bestellen, im Zirkus sieht er Jongleure, hört Claqueure usw. Nirgends Konsequenz! — Wenn man aber auch sich entschließen könnte, diesem hohen Beamten ein u und ein ö untertänigst anzubieten: das Beispiel des Kuverts belehrt uns, daß man zu ganz verdeutschter Schreibung sich nicht entschließen würde. Und doch hat man sich zwingende Analogien in Di**w**an z. B., in Sla**w**e, in **W**esir geschaffen. — Blieb man aber beim Kuvert auf halbem Wege stehen, so leistete ein loyaler Sinn Viertelarbeit beim erhabenen Sou**v**erän: der Suzerän — weit hinten in der Türkei — ja, Untertan, das ist etwas anderes! Aber ein **Suwerän**?

Halbe Arbeit! Das ist im großen und kleinen die Signatur der Vorschriften über die Behandlung des Fremdworts im Deutschen. Oder ist die

---

1) Der Traiteur hinwiederum hat nicht nur gute Speisen zu liefern, sondern auch bei Begleichung seiner Rechnung trätabel zu sein.

mittelalterliche Mode, zwei verschiedenfarbige Hosenbeine zu tragen, mit sinniger Absichtlichkeit auf die moderne Rechtschreibung übertragen, indem man den Redakteur, den Kommandeur, den Kollekteur usw. beiden Sprachen entfremdete? Kapitän zur See darf man auf gut deutsch sein, die Epauletten hat auch er französisch zu tragen. — Der Kanzler des Reiches schließt eine Allianz; beim Militär und der Beamtenschaft geht es nach der Anciennität. — Der Zivilist trägt seinen Zylinder, — dieser Schreibung gab die „Orthographische Konferenz" ihr Plazet (doch bestimmte sie dem Deplacierten ein c). Pazifikbahn zu schreiben könnte den Verdacht erwecken, als spräche man das Wort auch so aus: und das wäre ja schrecklich ungebildet ...[1]) Was würden Engländer und Franzosen über diese Pedanterei lachen; und sie lachen nicht nur, sie zucken die Achseln über diese geistige Unselbständigkeit, die etwas — Unwesentliches so leichthin verleugnet: den Stolz auf die Muttersprache. Daß wir in Deutschland Pacificbahn sprechen und schreiben, und daß die Deutschen in Amerika in der nächsten Generation waschechte Yankees sind, — das hat die gleiche Wurzel: unser jämmerliches Schielen nach ausländischer Art und Mode, nach fremden Sitten, fremder Tracht, unsere nachahmende Freude an allem, was fremd und neu ist und rücksichtsloser auftritt als wir ... Der Deutsch-Amerikaner, der bei den Klängen des Haydnschen „Kaiserquartetts" tun sollte, was Petrus nach dem dritten Hahnenschrei tat: beiseite bitterlich weinen, steckt die Hände in die Hosentaschen, streckt die Beine weit von sich, speit im weiten Bogen braunen Tabaksaft und pfeift Yankee-Doodle ... Das ist die Kehrseite unserer wundervollen Begabung zum „Weltbürger" ...

Wie viel wäre noch — besonders über die Behandlung der Konsonanten — zu sagen, Ausführungen, die ich gern bereit bin vorzutragen, wenn die vorliegenden Teilnahme wecken; Fragen über Fragen kann man aufwerfen: warum man Sentenz vorschreibt und dazu sententiös (was geziert ist); warum man Piesse löblicherweise einführt, nicht aber Poliße, Ressurße, Serwiße, Soße? (Da dieses Gebilde deutschen Augen doch zu ungeheuerlich wäre, entferne man das Wort überhaupt aus dem deutschen Sprachschatz und bediene sich der schlichten Tunke, nach dem ausgezeichneten Vorbild des Kaisers.) Warum wird das K dem Kristen vorenthalten, der eine Kokarde tragen, Koks brennen, einen Kognak trinken, seinen Kodex lesen darf?

1) Über solche Einzelheiten hat die orthographische Konferenz überhaupt nicht beschlossen; nach den von ihr aufgestellten Grundsätzen kann jeder anstandslos Trätör, deplaziert, Pazifikbahn usw. schreiben. D. L. d. Bl.

Mag Pietät dagegen zu sprechen ein Recht haben. Fürchtet aber die Frau Gemahlin des Herrn Marquis in ihrer Equipage mit dem gleichnamigen Sonnendach über der Veranda verwechselt zu werden? — so ist der beste Ausweg, wir merzen dieses letztere Wort als völlig überflüssig aus und nennen die einstige Markgräfin ruhig Markise. — Die Kugel **rikoschettiert**, aber der Feind muß **echappieren**; **Schikanen** sind wir ausgesetzt und **Anschovis** essen wir mit Behagen, aber auf der **Schossee** zu fahren? — Nein! Dann quälen wir uns lieber ein deutsches Ersatzwort ab, als da wäre: Rammstraße. Dann müßte unsere zeitsparende Zeit allerdings auf den romantischen „Rammstraßengelderheber“ verzichten, — oder ihn mit kühner Aposiopese „Rammgelderheber“ nennen.

Angewachsene Teile in Ortsnamen.

Von Gymnasialoberlehrer Dr. **O. Philipp** in Dresden.

Angeregt durch O. Heiligs Aufsatz in dieser Zeitschrift XVII, 728 flg. möchte ich für die dort gekennzeichnete Erscheinung einige weitere Beispiele zusammenstellen. Viele davon sind zwar schon veröffentlicht, aber an verschiedenen, zum Teil schwer zugänglichen Stellen, so in den Mitteilungen des Altertumsvereins zu Plauen, in E. Gerbets Mundart des Vogtlandes, Leipzig 1896, und G. Brückners Landes- und Volkskunde des Fürstentums Reuß j. L., Gera 1870.

Der Dativ des Artikels, abhängig von einer Präposition, ist mit dem Eigennamen verschmolzen in Meßbach (bei Plauen i. V.). Schon L. Riedel (Im Espich. Erzählungen u. Ged. in vogtl. Mundart, Plauen 1889) hat richtig erkannt, daß der Name des Dorfes mit Bach nichts zu tun hat: „Im Espich — 'Mespich — Meßbach wur'sch verwannelt.“ Dies wird bestätigt durch die urkundlichen[1]) Formen: 1410 z. B. Espech, 1466 Espich, 1479 zum Espech. Das Dorf ist also an oder in einem Espenwald angelegt worden. — Sehen wir uns im vogtländischen Walde weiter um, so finden wir darin zwei Eichigt. Das eine, südlich von Ölsnitz, lautet in der Mundart Mâchlich, das andere, südöstlich von Saalfeld, Mâch, dieses nach Gerbet[2]) aus im Eichich. Stimmt diese Erklärung auch für das Öls-

1) Mitt. Alt. Plauen 1893/94, S. 23, 178 u. 228.

2) § 8, Anm. 2. Vgl. auch Schillings Mitteilung, Ztschr. XIX, 380.

nitzer Eichigt? Die Urkunden bieten: 1438 Eichech[1]), 1459[2]) und 1464[3]) Aichich, und noch 1533[4]) vom Aichich, also Formen ohne das ziemlich junge t im Auslaut, das der Mundart fremd ist, aber auch ohne jede Spur eines — lich. Wie erklärt sich dieses? Zum Glück sind wir nicht auf bloße Vermutungen angewiesen: einmal, 1328[5]), erscheint der Ort, oder wenigstens ein Teil, Unter-Eichigt, unter dem Namen zue dem loche, und dafür heißt es 1378[6]) Eichelh-loch. Das mundartliche Mächlich geht also zurück auf im Eich(el)loch, worin loch = mhd. lôch, Gehölz. — Das heutige Dröda zwischen Plauen und Hof begegnet 1328[5]) in der Form zue der Ode, und so noch häufig im 15. Jahrhundert[7]), auch noch 1533[8]) als zur Ode (zu lesen Öde — der Umlaut ö und ü ward ja damals im Mitteldeutschen meist nicht bezeichnet —) neben einfachem zu Ode[9]), woraus mir hervorzugehen scheint, daß man zu Anfang des 16. Jahrhunderts den Begriff Öde noch heraushörte, wenn man auch sicher schon Dröde sprach. — Gehen wir nun aus dem sächsischen ins reußische Vogtland hinüber, so stoßen wir gleich an der Grenze auf das Städtchen Zeulenroda, 1325 urkundlich[10]) Zulenrode (l. Zülen-), 1399 Czeulenrode. Gerbet[11]) erklärt den Namen, mundartlich Zâlrû(d)e, aus *ze iuwelen [Eulen] rode. Ist diese Vermutung richtig, so hätten wir hier den seltenen Fall, daß die Präposition ohne Artikel mit dem Ortsnamen verschmolzen wäre. — Weiter südwestlich, zwischen Saalfeld und Leutenberg, treffen wir ein Hockerode, in der Mundart de Ruckrn, aus *in der Hockerode.[12]) — Brückner[13]) erwähnt eine „Wustung Etzdorf (urk. 1364 Metzelsdorf, d. i. zum Etzelsdorf)" bei Köstritz, und leitet[14]) den volkstümlichen Namen „Marles" für Arlas am Arlasbach, südlich von Saalburg, richtig ab aus zum Arlas und fügt in einer Anmerkung hinzu: „So Meßbach, Mötzelbach, Möckers = zum Eßbach, zum Etzelbach, zum Eckardts. Auch das nach Münchberg [westlich von Hof] gepfarrte Dorf Ahornis (Ahornles) heißt in der Umgegend «Marles», gleichfalls aus «zum Ahornis oder Ahornles» zusammengezogen." Die Lage der drei ersten Orte gibt er freilich nicht an. Ist Meßbach = Eßbach bei Ziegenrück, Metzelbach = Etzelbach zwischen Rudolstadt und

---

1) Mitt. 1893/94, S. 86.

2) S. 140. 3) S. 160. 4) Mitt. 1886/87, S. XXXVIII.

5) Mitt. 1882, S. XCIII, Z. 1. In demselben Jahre 1328 erscheint übrigens auf einer im Kloster Cronschwitz bei Weida ausgestellten Urkunde (a. a. O., S. XCIX) unter den Zeugen ein bruder Diterich vom Eychech, ohne daß sich entscheiden ließe, welches Eichigt gemeint ist. 6) Mitt. 1884/85, S. CXXX.

7) z. B. Mitt. 1893/94, S. 67 u. 223. 8) Mitt. 1886/87, S. XLIII.

9) 1529, a. a. O. S. VIII. 10) Mitt. 1895/96, S. 11. 11) a. a. O., § 43.

12) Gerbet, § 43, S. 60. 13) Landes- u. Volksk. S. 499. 14) S. 805.

Orlamünde, und Möckers = Eckardts in S.-Meiningen, nordwestlich von Wasungen?

Wenn, wie wir gesehen haben, in so und so viel Fällen der Artikel mit dem Ortsnamen untrennbar verwachsen ist, so muß man sich wundern, daß sie in einigen Fällen trotz gleicher Bedingungen nicht verschmolzen sind. So haben wir in Sachsen neben einem Mohorn (zwischen Tharandt und Nossen) ein Ohorn (östlich von Pulsnitz in der Lausitz). Das erste erscheint 1413[1]) als Ahorn: Merten czu der cziit hirte czu Ahorn ... der pfharrer vom Ahorn, und bald danach, 1425[2]), als Ohorn: Peter Hoger vom Ohorn. Die heutige Namensform mit anlautendem M beweist, daß man viel häufiger vom, zum Ahorn gesagt haben muß, als von, zu Ahorn u. dgl. Wie kommt es, fragt man sich, daß der Name des anderen Dorfes, der doch desselben Ursprungs ist (1384[3]) bys durch den Ahorn), nicht auch Mohorn, sondern Ohorn lautet?

Auch der umgekehrte Fall, daß der anlautende Konsonant eines Ortsnamens als Endkonsonant des Artikels empfunden wird, ist nachweisbar. Rebersreut nordwestlich von Adorf, 1328[4]) urkundlich in dem dorf zu Rebensreutht, 1378[5]) Rebinsruet, kommt schon 1529[6]) in der Form zu Eberßreut vor, 1533[7]) aber noch einmal als Robers (l. Röbers-)reut. In der heutigen Mundart heißt das Dorf de Eberschreit, zu erklären aus „in der Rebersreut", aus dem man ein „in der Ebersreut" heraushörte, vielleicht beeinflußt von dem nahen Ebersbach, 1378 Ebirsbach.

Viel seltener, meines Wissens wenigstens, als der Artikel wird das Wort Sankt mit dem Ortsnamen verschmolzen. Hierfür kann ich nur ein sicheres Beispiel anführen, den volkstümlichen Namen des Fleckens St. Egidien bei Glauchau, Tilgen[8]) (g = ch in ich) oder Tilling — wegen der Doppelform vgl. z. B. folgen und vogtl. folling. Hier ist also von dem unbetonten Sankt, oder vielmehr Sant, Sent, wie anzusetzen ist, nur das auslautende t übrig geblieben, eine Erscheinung übrigens, mit der das Deutsche nicht allein dasteht: englisch tawdry, bekannt aus Shakespeares Wintermärchen (IV, 4: Come, you promised me a tawdry lace etc.), geht nach Muret-Sanders zurück auf St. Audrey. Also wäre Egidien zu

1) Freiberger Urkundenbuch (Cod. dipl. Sax. II, 14) S. 307, 14/16.

2) a. a. O. 207, 41. 3) Cod. dipl. Sax. I B 1, S. 88, 6. 4) Mitt. 1882, S. XCV.

5) Mitt. 1884/85, S. CXXX unten. 6) Mitt. 1886/87, S. VIII. 7) Ebenda, S. L.

8) So noch häufig in älteren Werken, wie F. G. Leonhardis Erdbeschr. der Churf. u. Herzogl. Sächs. Lande, III. Bd. 3. Aufl. 1804 S. 341; Schumanns Lex. v. Sachsen, XI (1824), S. 773; Herzogs Chronik v. Zwickau, II (1845), S. 206. In Urkunden des Hinter-Glauchauer Archivs heißt der Ort, wie mir Herr Prof. Dr. Hofmann in Zwickau freundlichst mitteilt, 1663 und 1737 St. Illigen und St. Illingen, 1699 „Lungwitz St. Egidien".

Ilgen geworden? wird hier mancher zweifelnd fragen. Und doch ist daran nicht zu rütteln. Zum Beweis nur folgendes. Die Stadt Werdau, die nicht allzuweit südwestlich von St. Egidien liegt, besaß früher eine Ägidienkirche. Diese heißt nun 1533[1]) neben häufigem Sant Egidien[2]) einmal Sant Ilgen[3]) kirchen und einmal S. Ilgen vor Werda.

Man braucht also, um die Gleichung Egidien = Ilgen zu beweisen, nicht erst in die Ferne zu schweifen und Orte heranzuziehen wie St. Gilgen im Salzburgischen, St. Gilg zwischen Ingolstadt und Regensburg, St. Ilgen in Steiermark, St. Ilgen südlich von Heidelberg, die alle dem St. Ägidius ihren Namen verdanken. Ebensowenig braucht man, um den Übergang von Egidius zu Ilgen zu erklären, den phonetisch halbwegs Geschulten aufs französische Gilles (daher auch englisch Giles), Ägidius, hinzuweisen, oder gar den St. Eligius als Nothelfer herbeizurufen. Der Laie wird allerdings geneigt sein, den Namen Ilgen eher aus Eligius als aus Ägidius abzuleiten und zu glauben, der Volksmund habe diese beiden Heiligen verwechselt. Dann müßte freilich St. Eligius in unserer Gegend nicht minder volkstümlich gewesen sein als St. Ägidius. Davon aber finde ich keine Spur. Vielmehr weist die älteste mir über den Ort bekannte Nachricht deutlich auf den heiligen Ägidius: Ecclesia Sancti Egidii in Lunwicz [Lungwitz] taxata est ad VI marcas heißt es in einer Urkunde[4]) des Bischofs von Naumburg v. J. 1320.

Rätselhaft bleibt mir nach alledem nur eins. Wenn in dem einen Falle das Sankt mit dem Namen Ilgen zu Tilgen verschmolzen ist, warum nicht auch in den anderen? Oder gäbe es für die beiden oben erwähnten St. Ilgen ähnliche mundartliche Namen? Ich habe darüber leider nichts ermitteln können.

---

1) Protok. der 2. Kirchenvisitation, in den Mitt. des Altertumsver. f. Zwickau, VII. Heft, S. 102 u. 105.

2) So schon 1355 (Mitt. Pl. 1883/84, S. LXXIX) sente Egydien kirche vor der stad zeu werde.

3) Als Vorname erscheint (a. a. O. 138) um dieselbe Zeit, 1534, Ilgen in Schneeberg, also auch in der Nähe, während das vogtl. Plauen 1529 einen Gilg Zcerenner aufweist (Mitt. Pl. 1886/87, S. XXVIII). Aus welchem Ilgen mögen die Vorfahren des gleichzeitig (1529 u. 33, a. a. O. XIV, LV u. LXXXII) in Plauen erwähnten Nikolaus Ilgener gestammt haben?

4) v. Ledebur, Allg. Archiv f. Geschichtskunde des Preuß. Staates, XV, 318ff.

Aus der Geschichte des „Echtermeyer“.

Von **Georg Grötzschel** in Bautzen.

Das Jahr 1903 hat uns die 34. Auflage der „Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen von Theodor Echtermeyer“ gebracht.[1]) Der jetzige Herausgeber Rektor Dr. Alfred Rausch, Kondirektor der Franckischen Stiftungen, hat sich im großen und ganzen an die Becherschen Ausgaben (1897, 1900) gehalten. Der Bestand an Gedichten ist etwas vermehrt worden, wobei die neuere Lyrik in erster Linie Berücksichtigung fand. Die Abhandlung Echtermeyers „Unsere Balladen- und Romanzenpoesie“ hat wieder einmal, wie schon zu Ecksteins Zeiten, weichen müssen. An ihre Stelle ist zu den beiden bisherigen ein drittes Inhaltsverzeichnis getreten, das sämtliche Gedichte sachlich in eine größere Anzahl von Kategorien einordnet. Da ich mich auf eine Kritik der Gedichtsammlung hier nicht einlassen will, so mögen diese wenigen Andeutungen über die letzte Auflage genügen. In der Vorrede zur 34. Auflage wird auf die großen Wandlungen hingewiesen, die der „Echtermeyer“ seit seinem ersten Erscheinen 1836 erfahren hat. Sie sind in der Tat so bedeutend, daß der „älteste“ und der „jüngste“ Echtermeyer nur noch ganz wenig Beziehungen miteinander haben. Als es mir vor einigen Jahren gelungen war, die erste Auflage des Buches aus der Königl. Bibliothek in Berlin zur Einsichtnahme zu erhalten, da blickte ich auf das schlichte, gelbe Bändchen mit einer gewissen Wehmut. Wie bescheiden nahm es sich gegenüber dem modernen, starken Bande von beinahe 1000 Seiten aus! Der jetzige Echtermeyer gleicht einem stattlichen Gebäude der Neuzeit, allen modernen Bedürfnissen entsprechend, während jenes erste Büchlein an ein Haus unserer Großväter erinnert, das zwar nur mit dem Notwendigsten versehen, aber dafür um so gemütlicher eingerichtet war. Ich verfolgte seither den Ausbau dieses Häusleins Schritt für Schritt, indem ich mir nach und nach alle Auflagen der Sammlung verschaffte, genau durchsah und verglich. Das Ergebnis dieser Arbeit ist schließlich eine kleine Geschichte des Echtermeyer geworden, von der ich hoffe, daß sie manchem Leser dieser Zeitschrift bei der großen Verbreitung des Buches Interesse abgewinnen wird.

Die Entwickelung der Echtermeyerschen Gedichtsammlung ist eng verknüpft mit dem Leben und Wirken von Männern, die sich in der Literatur und Pädagogik auch sonst einen ehrenvollen Namen erworben haben. Nach dem frühen Tode Theodor Echtermeyers (1844) übernahm Robert Heinrich

1) Von einer neuen Auflage seit dieser letzten ist mir nichts bekannt.

Hiecke die Herausgabe der Sammlung als ein teures Vermächtnis des Freundes. Hiecke hatte sich schon durch eine „Auswahl von Gedichten, Märchen und Parabeln" (1832), ein „Handbuch deutscher Prosa für obere Gymnasialklassen" (1835), ein „Deutsches Lesebuch für die mittleren Klassen von Gymnasien und Realschulen" (1837) mannigfache Verdienste um den deutschen Unterricht erworben, als er seine theoretischen Ansichten darüber in seinem „Deutschen Unterricht auf deutschen Gymnasien" in mustergültiger Weise darlegte (1842). Nun wurde ihm durch die Redaktion der Echtermeyerschen Gedichtsammlung eine neue Gelegenheit geboten, seine Theorie praktisch zu verwerten. Die übernommene Arbeit betrachtete er als Lebenswerk und führte sie bis zu seinem Tode (1861) fort. Der nunmehr zum zweiten Male verwaisten Anthologie nahm sich Friedrich August Eckstein an, der damals Rektor der Latina zu Halle war. Auch als Rektor der Thomasschule zu Leipzig (1863—1881) unterzog er sich der Herausgabe des Echtermeyer, sah sich jedoch 1870 veranlaßt, davon zurückzutreten, da er mit literarischen Arbeiten überhäuft war. Sein einstiger Schüler und späterer Amtsbruder als Universitätsprofessor zu Leipzig Hermann Masius († 1893) folgte ihm, und mit seinem Namen ist die Sammlung beinahe ein Vierteljahrhundert verknüpft gewesen. Er widmete sich ihr bis zu seinem Tode. Zwei Auflagen (1897, 1900) besorgte hierauf Ferdinand Becher, Provinzialschulrat in Berlin, und die letzte Auflage stammt, wie schon oben erwähnt, von Alfred Rausch in Halle (1903).

Es ergeben sich also eine Reihe scharf ausgeprägter Epochen in der Entwickelung unserer Sammlung, deren Charakter durch die jeweiligen pädagogischen Ansichten der verschiedenen Herausgeber bestimmt wurde. Wenn man diesen Entwickelungsphasen aufmerksam folgt, so dürfte man dabei an der Hand der historischen Betrachtung von selbst zu einer kritischen Stellungnahme dem Werke an sich und seiner letzten Auflage gegenüber gelangen.

I. Periode Echtermeyer.

Ernst Theodor Echtermeyer, geboren 1805 in Liebenwerda, war Gymnasiallehrer in Zeitz, später Lehrer am Pädagogium in Halle und starb 1844 in Dresden. Er hat eigentlich nur die ersten beiden Auflagen völlig selbständig herausgegeben (1836, 1839). Die dritte Auflage (1842) ist schon wesentlich von Hiecke beeinflußt, und Echtermeyer will dessen „deutschen Unterricht" geradezu als Ersatz einer hodegetischen Einleitung, die er dem Werke noch schuldig sei, angesehen wissen. (Vorwort zur 3. Auflage.)

Echtermeyer geht in der Vorrede zur ersten Auflage von der Aufgabe des Unterrichts in der Muttersprache im Gymnasium aus. Er habe den Schüler vor allem in die geistige Welt und den ideellen Reichtum seines

Volkes einzuführen. Das geeignetste Mittel dazu sei die Beschäftigung mit vaterländischer Poesie, die an einer Reihe wahrhaft dichterischer Produktionen Sinn und Verständnis für Poesie überhaupt stufenweise wecken müsse. Der materielle Bestand und der grammatische Formalismus der Muttersprache, sowie das Konventionelle des äußeren Vortrags sei im Unterrichte dabei nebensächlich. Für die Auswahl der Gedichte haben zwei Grundsätze Geltung:

a) Der poetische und sittliche Gehalt der Stücke ist maßgebend für die Aufnahme.

b) Die geistige Sphäre der Schüler darf nie aus dem Auge verloren werden.

Die Anordnung bestimmte der erste Herausgeber der Sammlung allein nach dem Grundsatze des Fortschrittes vom Leichten zum Schweren, wie er sich bei Beobachtung der Konstruktion, des Gedankeninhalts und der prosodischen Verhältnisse ergibt.

Diese Grundsätze für Auswahl und Anordnung können nicht einfacher und zweckmäßiger gedacht werden und machen dem pädagogischen Takte Echtermeyers alle Ehre. Verlangt er doch schon vor 60 Jahren, worauf man heute als auf etwas Neues hinweist, daß der Unterricht in der Muttersprache in den Dienst der Erziehung zum Kunstverständnis und Kunstgenusse durch Einführung in das Verständnis poetischer Erzeugnisse mit gestellt werde. Besonders ist zu rühmen, daß Echtermeyer die Anordnung der Gedichte nicht nach Gesichtspunkten aus der Poetik, Metrik oder Literaturgeschichte treffen wollte, sondern sich nur nach der Schwierigkeitsstufe bei ihrer Reihenfolge richtete. So glich seine Sammlung einem Blumengarten, der die Schüler im bunten Wechsel gleich Bienen von Blüte zu Blüte führte. Es liegt dieser Anordnung derselbe Gedanke zugrunde, dem Philipp Wackernagel in seinem „Unterrichte in der Muttersprache" (3. Auflage 1863, S. 5) Ausdruck gegeben hat. Nichts kann dem Schüler sein Lesebuch mehr verleiden als die auch jetzt noch häufig anzutreffende schablonenartige Einreihung der Stücke in die bekannten Lesebuchkategorien. Da findet der Schüler alles so hübsch beetweise beisammen, die Stücke aus der Natur, aus der Religion, aus dem Menschenleben, aus der Geschichte usf. Als ob der Schüler, wenn er sein Lesebuch zur Hand nimmt, sich erst bedächtig die Frage vorlegte: „Willst du jetzt etwas aus der Geographie oder der Naturgeschichte lesen?" — Ist diese Anordnung nach Kategorien für ein Lesebuch verwerflich, so noch vielmehr für eine Gedichtsammlung. Selbst das neue sachliche Inhaltsverzeichnis in der letzten Auflage des Echtermeyer, dem glücklicherweise die Anordnung der Gedichte nicht angepaßt worden ist, will mir nicht behagen, und wie damit „eine Weltanschauung im Aufriß entworfen werde" (34. Auflage, Vorrede) ist mir nicht recht ver-

ständlich. Mir erscheint es, als ob da die oben erwähnte Abhandlung Echtermeyers doch noch wertvoller gewesen wäre. Der Reichtum der Sammlung erschließt sich doch nur dem, der sich wirklich in sie vertieft und nicht schon dem, der in der Hauptsache nur die Sachgebiete aus dem Inhaltsverzeichnisse kennt, um die es sich in der Sammlung handelt, wie der Herausgeber meint. Dazu ist eine sachliche Gruppierung eine sehr schwierige Aufgabe, und trotz der Mühe, die Rektor Rausch darauf verwendet hat, macht die seine hier und da einen seltsamen Eindruck. Die Reihenfolge der Sachgebiete beginnt mit den Jahres- und Tageszeiten. An die „Nacht" schließt sich unvermittelt die „Heide" an. Nun folgen eine Anzahl allgemeiner geographischer Begriffe, dann „Pflanzen" und „Tiere". An die „Tiere" reihen sich auf einmal „Märchen und Balladen" an. In dem Teile „Sage und Geschichte" glaubt man, ein geographisch-historisches Inhaltsverzeichnis vor sich zu haben. Es ließen sich noch mehr Merkwürdigkeiten des sachlichen Registers des letzten Echtermeyer aufzählen, die ebenfalls zeigen würden, daß dem Verfasser ein einheitlich-logisches Inhaltsverzeichnis nicht gelungen ist. Ich behaupte nicht, daß ich es besser bringen würde, aber ich halte es überhaupt für unnötig; denn auch den unterrichtlichen Wert überschätzt der Herausgeber. Die beiden bisherigen Register genügen sicher jedem Deutschlehrer, dem man doch genügende Literaturkenntnis zutrauen muß, um sich auch sachlich in der Sammlung zurechtzufinden. Doch kehren wir zu dem ersten Echtermeyer zurück!

Echtermeyer hatte seine Sammlung zunächst nur für Unter- und Mittelklassen des Gymnasiums berechnet und sich deshalb in dem Umfange einer weisen Beschränkung befleißigt. Das Bändchen in bedeutend kleinerem Formate als jetzt enthielt auf 300 Seiten 171 Gedichte von 46 Schriftstellern in drei Abteilungen. Am Schlusse waren biographische und literarhistorische Notizen angefügt. Die Dialektdichtung fand ihre Vertretung nur durch Hebel, und zwar wurde dieser in der I. Abteilung in hochdeutscher Übertragung eingeführt, während in den späteren Abteilungen die alemannischen Originale ohne Übertragung erschienen. So willkommen Dialektdichtungen in Sammlungen sind, so wenig kann ich mich mit ihren Übertragungen ins Hochdeutsche befreunden. Wie eine Übersetzung aus einer fremden Sprache niemals das Original an Wert erreichen oder es gar ersetzen kann, und wenn sie noch so treffend wäre, so ist auch die hochdeutsche Wiedergabe einer Dialektdichtung nie fähig, den eigenartigen Reiz der Mundart nur entfernt zu zeigen. Der gemütvolle, zu Herzen gehende Klang eines Hebelschen Gedichtes verschwindet sofort in der Übertragung. Es gleicht dann der Blume, die ihren Duft verloren oder dem Schmetterlinge,

dem man den Staub von den Flügeln gewischt hat. Die geringe Mühe, die das Enträtseln der fremden Mundart dem Schüler etwa bereitet, wird reichlich aufgewogen durch die Freude an dem verstandenen Originalgedichte. Am allerwenigsten sollte die Übertragung neben dem Originale gedruckt stehen, wie es in den späteren Auflagen der Sammlung bei Hebel geschehen ist. Die Möglichkeit und damit die Versuchung, sich den Sinn des Gedichtes sogleich aus der hochdeutschen Übertragung zu entnehmen, verdirbt dem Schüler die Freude und den Gewinn des selbständigen Suchens. Viel mehr Nutzen hat er, wenn ihm die Übersetzung durch ein kleines Wörterbuch erleichtert wird, ohne daß er die fertige Übertragung vor sich sieht. Die neueren Auflagen der Sammlung besitzen ein derartiges Wörterbuch, aber die hochdeutschen Übertragungen stehen auch in der letzten Auflage bei einer Anzahl Hebelscher Gedichte neben dem Originale.

Einrichtung, Grundsätze, Auswahl und Anordnung bleiben in der zweiten Auflage unserer Sammlung vom Jahre 1839 zunächst dieselben; nur sind die drei Abteilungen um 26 Gedichte vermehrt. Hierzu tritt jedoch ganz neu ein starker Anhang für Oberklassen. Er enthält eine Auswahl von Gedichten Klopstocks, Goethes und Schillers in systematischer Ordnung nach den Dichtern. Echtermeyer motiviert diese Abweichung der Anordnung im Anhang mit der veränderten Behandlung des Poetischen in der Oberklasse. Hier geschah die Interpretation systematisch nach bestimmten Gesichtspunkten, wobei das Allgemeine, die Individualität eines Dichters Charakterisierende herauszuarbeiten sei. Dieser Anhang in seiner ursprünglichen Gestalt ist viel umstritten worden. Um das Werk in seiner Gesamtanlage einheitlich zu gestalten, hat man später schließlich die Gedichte des Anhanges mit denen der drei Abteilungen verschmolzen, so daß uns die späteren Auflagen, auch die letzte, in vier Abteilungen ohne Anhang entgegentreten. Dabei sind die Vorzüge jenes Anhanges der Sammlung verloren gegangen, während die Einheitlichkeit des ganzen Werkes gewonnen hat. Außer dem erwähnten Anhange brachte die zweite Auflage ebenfalls neu die Abhandlung Echtermeyers: „Unsere Balladen- und Romanzenpoesie.“ Dieser Bestandteil der Sammlung ist wie der ursprüngliche Anhang später heiß umfochten worden. Bald mußte er weichen, um dann wieder gekürzt zu erscheinen. In der letzten Auflage fehlt er wieder. So wertvoll er auch ist, so halte ich ihn nicht für unbedingt nötig. Trotzdem möchte ich es nicht billigen, daß in der Vorrede zur letzten Auflage die feinen Ausführungen Echtermeyers als „erklärendes Beiwerk“ bezeichnet werden.

Die zweite Auflage ist für die Geschichte unserer Sammlung von besonderer Wichtigkeit, und ich habe deswegen bei ihr länger verweilt. Sie wies 236 Dichtungen von 51 Dichtern auf und umfaßte im ganzen

574 Seiten. Sie konnte ihrerzeit als ein sehr brauchbares Schulbuch nach Umfang und Inhalt gelten.

Die dritte Auflage vom Jahre 1842, schon stark von Hiecke beeinflußt, sollte die letzte sein, die der erste Herausgeber erlebte. Sie war nach denselben Grundsätzen gearbeitet wie ihre Vorgängerinnen, zählte dagegen bereits 656 Seiten Text und 36 Seiten Einleitung und war so bereits über 300 Seiten stärker als die erste Auflage.

II. Periode Hiecke.

In den Jahren 1845—1861 erschien die Sammlung in rascher Folge in ihrer vierten bis elften Auflage (1845, 1847, 1849, 1852, 1854, 1856, 1858, 1861). Man sieht daraus, wie schnell sich unser Buch die Gunst der Schule und des Publikums zu erwerben wußte und wie es bald alle ähnlichen Sammlungen aus dem Felde schlug. Robert Heinrich Hiecke, zuerst in Merseburg, später in Greifswald als Gymnasialprofessor tätig, gab dem Werke in einer sechzehnjährigen Periode durch acht Auflagen hindurch die Richtung seiner Laufbahn. In der langen Vorrede zur vierten Auflage, der ersten von ihm allein besorgten, spricht er sich darüber des näheren aus. Mit seinem dahingeschiedenen Freunde fühlt er sich eins in den Grundsätzen der Auswahl und Anordnung. Er rühmt den feinen poetischen Sinn, den pädagogischen Takt seines Vorgängers hinsichtlich der Anordnung und seine weise Mäßigung bei der Festsetzung des Umfanges der Sammlung. Echtermeyer hatte Goethe, Schiller, Klopstock, Uhland, Hebel in den Mittelpunkt seiner Schulsammlung gestellt, von anderen bedeutsamen Dichtern aber nur weniges aufgenommen. Gerade in der für eine Schulsammlung so nötigen Beschränkung hatte Echtermeyer seine Meisterschaft gezeigt, worin ihn Hiecke nicht ganz erreichte, so hoch man auch sonst seine Verdienste um die Sammlung anschlagen muß. Immer geht sein Bestreben auf die Erweiterung des Umfanges der Sammlung, nicht, wie sich zeigen wird, in durchaus berechtigter Weise.

In der vierten Auflage tritt Hölderlin im Anhange selbständig hinzu. Er erhält unter den Dichtern der Sammlung eine bevorzugte Stellung und wird mit Goethe, Schiller und Klopstock auch äußerlich in gleiche Linie gerückt. Hölderlin ist nach Hiecke einer unserer größten Lyriker, in antiken Maßen der größte, der im Gebiete eines tiefreligiösen Naturkultes ein Seitenstück zu Klopstock bilde. Diese Überschätzung des Dichters wurde schon 1846 getadelt (vgl. Herrigs Archiv I, 1). Daraufhin erschien in der fünften Auflage noch Novalis im Anhange als zweiter Dichter vom Range eines Goethe, wodurch Hiecke merkwürdigerweise das Bedenken des Rezensenten als beseitigt ansah.

Die fünfte Auflage ist insofern wichtig, als Hiecke einen neuen Grundsatz für die Auswahl klar ausspricht, der Echtermeyer fremd war. In bezug auf bedeutende Dichter müsse eine Sammlung eine gewisse Vollständigkeit zeigen, die nur den Schulgebrauch nicht beeinträchtigen dürfe. So tauchten denn nun in jeder Auflage neue Dichter auf, die vorher nicht vertreten waren. In der sechsten Auflage hören wir einen zweiten Grundsatz, der sich Einfluß verschafft und der ebenfalls zur Erweiterung des Buches führt. Nach ihm will Hiecke noch nach einer anderen Seite hin Vollständigkeit erzielen. Möglichst für alle Träger der historischen Entwickelung bestrebt er sich, passende Gedichte zu suchen, und er freut sich schließlich, feststellen zu können, daß es nicht viel bedeutende Persönlichkeiten und Zustände der mittleren und neueren Geschichte mehr geben werde, die in seiner Sammlung nicht poetisch veranschaulicht seien. Diese beiden neuen Grundsätze Hieckes verändern das Bild der Sammlung völlig. Ich glaube nicht, daß Echtermeyer mit der starken Betonung des Prinzips relativer Vollständigkeit einverstanden gewesen wäre.

Die einfache, vortreffliche Anlage der Sammlung, nach der Echtermeyer nur wenige bedeutende Dichter, die besonders geeignet waren, den Sinn der Jugend für deutsche Poesie zu erwärmen, in den Mittelpunkt stellte, war dahin, und damit war das Werk überhaupt an der Grenze des pädagogisch Zulässigen angelangt. Während es sich wohl denken läßt, daß ein Schüler, der die erste oder zweite Auflage in der Hand hatte, so vertraut mit dem poetischen Schatze darin zu werden vermochte, daß die Gedichte ihm wenigstens dem Inhalte nach in Fleisch und Blut übergingen, erscheint dies bei den Hieckeschen Auflagen unmöglich. Der Geschichtsunterricht fand wohl nunmehr ein reicheres Material zu seiner Belebung als früher, aber der Schüler verlor die so wertvolle innige Bekanntschaft mit dem Buche, das ihn jetzt durch seine Fülle eher zur oberflächlichen Naschhaftigkeit als zum gründlichen Studium führen mußte.

Die siebente Auflage erscheint zum ersten Male in dem uns jetzt bekannten Formate, die neunte bringt erfreulicherweise Klaus Groth als ersten Vertreter des Niederdeutschen, und in der zehnten sind neue Gedichte von Geibel enthalten. Die zehnte und elfte Auflage müssen endlich als die stärksten in der Entwickelung der Sammlung betrachtet werden. Nur die letzte Auflage übertrifft sie. Auf 960 Seiten hatte Hiecke von 150 deutschen Dichtern 662 Gedichte verzeichnet. (Zweite Auflage: 574 Seiten, 51 Dichter, 236 Gedichte.)

Auch die Anordnung hatte Hiecke verändert. Er stellte Gedichte unter Berücksichtigung einleuchtender Verwandtschaft, des Kontrastes nach Stoff und Idee, der Ähnlichkeit in der Behandlung und dem Metrum, der Identität der Verfasser gruppenweise zusammen. Man muß zugeben, daß eine

derartige Neuordnung durch die große Zahl der Gedichte geboten war. Endlich sei noch erwähnt, daß die biographischen und literarhistorischen Notizen bedeutend vermehrt, sowie daß Erklärungen zu den Hebelschen Gedichten besonders hinzugefügt worden waren.

III. Periode Eckstein.

Im Vorwort zur zwölften Auflage von 1862 betonte Eckstein wieder energisch den rein pädagogischen Gesichtspunkt, der nie aus dem Auge zu verlieren sei. Das Werk dürfe nur als Hilfsmittel für höhere Schulen und nicht als poetischer Hausschatz gelten. Diesen Charakter, den ja die Sammlung heute noch trägt, hatte sie durch Hieckes neue Grundsätze gewonnen und war dadurch über den Rahmen eines Schulbuches hinausgewachsen. Eckstein war nun darauf bedacht, jede Auflage zu entlasten, bei Neueinstellungen aber besonders neuere Dichter zu bedenken. So trat in der Ecksteinischen Periode eine Verminderung des Umfanges unserer Sammlung von etwa 100 Gedichten ein, der Aufsatz Echtermeyers fiel von der zwölften Auflage an weg, da ihn Eckstein als unvereinbar mit dem Zwecke der Sammlung erklärte. Der neue Herausgeber vermehrte dagegen wiederum die erläuternden Notizen, vor allem auch die zu den Dialektdichtungen.

Im ganzen stehen Ecksteins fünf Auflagen an pädagogischem Werte und äußerer Korrektheit über denen Hieckes. Die letzte, von Eckstein besorgte Ausgabe erschien 1869 (16. Auflage). Sie fand 1870 im sechsten Bande der Blätter für das Bayrische Gymnasialwesen eine kurze, aber treffende Kritik.

IV. Periode Masius.

Bereits 1846 waren die beiden ersten Teile des „Deutschen Lesebuches für höhere Unterrichtsanstalten“ von Hermann Masius erschienen, zu denen sich 1852 des Verfassers „Naturstudien“ und 1866 der dritte Teil seines Lesebuches gesellten. Hatte schon dadurch Masius seine Kräfte in den Dienst des Unterrichts an höheren Schulen gestellt, so geschah dies nun mit der Übernahme der Redaktion der Echtermeyerschen Anthologie von neuem. Die Entwickelungsperiode der Sammlung, die mit seinem in der literarischen und pädagogischen Welt so hochberühmten Namen verknüpft ist, währte von 1870 bis 1893 und umfaßte 15 Auflagen. Trotz ihrer langen Dauer kennzeichnet sich doch diese Periode durch eine gewisse Stetigkeit. Der „Echtermeyer“ erfreut sich namentlich von der 23. Auflage (1877) bis zur 31. (1893) einer Ruhe in der Entwickelung. Sein Umfang beträgt etwa 930 Seiten, und es sind 113 Dichter mit 545 Gedichten vertreten. Die bemerkenswerteste Auflage in der ganzen Periode ist die 20. (1874). Gegenüber den drei vorhergehenden zeigt sie so erhebliche Veränderungen,

daß der Herausgeber sich in der Vorrede eingehend darüber rechtfertigt, indem er noch einmal den Zweck der Sammlung und die Grundsätze für die Auswahl und die Anordnung der Gedichte von seinem Standpunkte aus bestimmt. Die Jugend einzuführen in die ideale Welt unseres Volkes, wie sie in den Schöpfungen der klassischen Dichter einen so vollendeten als herzbewegenden Ausdruck gefunden habe, das sei die Aufgabe einer Gedichtsammlung; nach ihr müsse sich die Auswahl und die Anordnung der Gedichte richten. Nur Mustergültiges und Ideales, sowie Nationales dürfe demnach zugelassen werden, und die Einführung habe nur in der Ordnung vom Leichteren und Faßlicheren zu tieferen, reicheren und kunstvolleren Kompositionen zu geschehen. Dies sind nach Masius die einzigen Grundsätze, die bei der Anlage einer Gedichtsammlung in Frage kommen. Er hebt weiter hervor, daß im Laufe der Zeit noch andere Gesichtspunkte maßgebend geworden seien, nach denen das Werk eine gewisse literargeschichtliche Vollständigkeit erlangt habe. Die Sammlung sei durch sie über ihre anfängliche Simplizität hinausgeführt und ihr eigentlicher pädagogischer Grundzug sei angetastet worden. Darum will Masius gleich seinem Vorgänger ausscheiden, und zwar:

1. zu schwierige Gedichte,
2. zu wenig charakteristische,
3. mittelmäßige,
4. solche, die Bedenken verschiedener Art erregen.

Anderseits fährt er fort, die neuere Dichtung mehr zu berücksichtigen, schon früher aufgenommene Dichter reicher zu bedenken; und er ist bestrebt, das epische und gnomische Element, sowie die patriotische Lyrik besonders zu betonen.

Masius war ein warmer Freund der Dialektdichtung und hat ihren Wert für die Jugend z. B. in der Vorrede zu seinem Lesebuche (7. Auflage, I. Teil, 1874) ausführlich dargelegt. Die beachtenswerten Gründe, die dort angeführt werden, sind folgende:

1. Die mundartlichen Dichtungen üben Ohr und Mund des Schülers an der melodischen Fülle des Dialekts.
2. Sie lehren ihn nachdenken über den Unterschied des geschriebenen und des gesprochenen Wortes.
3. Sie lassen ihn die Bedeutung der Stelle ahnen, welche die Mundarten in der geistigen Lebensentwickelung des Volkes einnehmen.
4. Sie machen ihn aufmerksam auf die naive Poesie der Mundarten.
5. Sie bringen ihm die Erkenntnis nahe, wie die Sprache an Geistigkeit gewinnt, was sie an sinnlicher Stärke verliert.
6. Sie steigern durch Vergleichen und Übersetzen das Sprachgefühl.

Ergänzend sei hier an die Ausführungen Rudolf Hildebrands in seinem „Deutschen Sprachunterricht in der Schule“ (3. Aufl. 1887, S. 81) erinnert. Hier gebraucht Hildebrand die trefflichen Worte:

„Es gibt aber keinen empfänglicheren Boden für das Gefühl dieser wunderbaren Mannigfaltigkeit (sc. der Mundarten) als das farbenbedürftige Kindergemüt, dem sonst nach der gewöhnlichen Lehrweise die Dinge so vielfach ohne ihre Farben, ja auch ohne ihre schaubaren Formen als Nahrung vorgesetzt werden, wie in kalte, gerade Linien umgesetzt, d. h. eigentlich zerstört.“

Der Altmeister unserer deutschen Sprache, der so tiefe Blicke in das Volksgemüt, wie es gerade in der Mundart sich spiegelt, getan hatte, erkannte mit ungewöhnlich pädagogischem Scharfblicke die Verwandtschaft des Kindes in seinem Fühlen und Denken mit dem Volke, und daher hob er die Bedeutung der mundartlichen Dichtung für die Jugenderziehung so nachdrücklich hervor. Nicht als Kuriosa sollten nach ihm dialektische Ausdrücke dem Schüler geboten werden, sondern schon von unten auf als Lehrstoff, wie in Geographiestunden eine eigentümliche Landestracht etwa miterwähnt wird. Den Schülern würde dadurch die Mannigfaltigkeit deutschen Wesens, die innere Größe des Vaterlandes anschaulich und bleibend vor Augen geführt. (Rud. Hildebr. a. a. O.)

Von denselben Erwägungen geleitet, nahm nun Masius in die Sammlung des Jahres 1877 die Originaltexte auch der Hebelschen Dichtungen, die bisher nur in Übertragungen vorhanden waren, auf. Auch druckte er das Gedicht des alemannischen Sängers „die Wiese“, das bisher nur fragmentarisch aufgenommen war, vollständig ab.

Die Anordnung erlitt von der 20. Auflage an eine einschneidende Veränderung. Der Anhang, der seit Hiecke auf mehr als 150 Seiten in systematischer Gruppierung Gedichte von Klopstock und seinen Schülern, von Goethe, Schiller, Hölderlin und Novalis brachte, fiel nunmehr in der alten Gestalt weg, und es wurde das gesamte Gedichtmaterial in die jetzigen vier Abteilungen eingeordnet.

Der „Balladenaufsatz“ Echtermeyers erschien von der 24. Auflage an wieder in gekürzter Form, wobei Masius besonders die polemisierenden Abschnitte wegließ.

V. Die neueste Periode.

1897 und 1900 erschien der „Echtermeyer“ unter der Redaktion des Provinzialschulrats Ferdinand Becher. Die beiden von ihm besorgten Ausgaben weisen einen beträchtlichen Zuwachs an Gedichten auf. Der Herausgeber fand, daß in der Sammlung bisher dem patriotischen Empfinden des heranwachsenden Geschlechtes zu wenig Genüge geschehen

sei. Darum bedachte er reichlich die patriotische Lyrik, namentlich auch die der neuesten Zeit. Daß die Auswahl hierbei nicht durchweg als glückliche zu bezeichnen ist, dürfte dem aufmerksamen Leser der Gedichte nicht entgehen. Sehr erfreulich ist es, daß in der 32. Auflage auch Fritz Reuter seinen Einzug in die Sammlung gehalten hat. Becher hat die literarischen Nachweise weggelassen, dafür ein sehr notwendiges Register der Gedichte nach den Anfängen in alphabetischer Ordnung hinzugefügt.

Von der letzten Auflage (1903, d. 34.) unserer Sammlung ist schon hier und da die Rede gewesen. Einige Bemerkungen seien mir noch gestattet. Die neu aufgenommenen 29 Gedichte machen den Schüler zum Teil mit ganz hervorragenden Leistungen der neuesten Lyrik bekannt. Er wird vertraut mit Dichternamen vom besten Klange. Ganz besonders dankbar muß man dem jetzigen Herausgeber dafür sein, daß er bei seiner Auswahl auch „Liliencron“ bedacht hat. Dagegen halte ich das Gedicht „O Deutschland“ von Schönaich-Carolath nicht für bedeutend genug, als daß es in eine Mustersammlung gehörte. Ferner bedauere ich, daß Rektor Rausch Scheffels „Schweden in Rippoldsau“ ausgeschieden hat. Das Gedicht macht den Schülern viel Freude, und sei es nur wegen seines köstlichen Humors. Wie hoch steht es doch über manchem anderen, das ruhig seinen Platz behauptet hat. Ich erinnere besonders an das Leandersche Gedicht „Huldigung“, dem niemand eine Träne nachweinen würde, wenn es wegfiele. Für derartige Reimereien ist eine sonst so vornehme Gedichtsammlung zu gut.

Die Sammlung ist gegenwärtig 978 Seiten stark und enthält nahezu 650 Gedichte von über 130 Dichtern. Sie übertrifft demnach zum ersten Male die zehnte Auflage an Umfang. Vom „alten“ Echtermeyer sind noch gegen 150 Gedichte vorhanden.

Die Gedichtsammlung, deren bisherigen Lebenslauf wir verfolgt haben, ist von Anfang an für die Schule bestimmt gewesen. Der pädagogische Gesichtspunkt ist deshalb bei einer Beurteilung des Buches in den Vordergrund zu stellen. Eine Kritik des „Echtermeyer“ hinsichtlich seiner Verwendbarkeit in der Schule kann aber den letzten Herausgeber am wenigsten treffen, da er nur das weitergeführt hat, was ihm eine lange Entwickelung überliefert hat. Ich erkenne die große Mühe, die sich auch der jetzige Herausgeber der Sammlung gegeben hat, voll und ganz an. Trotzdem muß ich es aussprechen, daß die Sammlung gegenwärtig mehr einem poetischen Hausschatze als einem Schulbuche im strengen Sinne gleicht. Ich denke dabei weniger an die Auswahl und Anordnung der Gedichte, womit man im allgemeinen (über den Geschmack läßt sich nicht streiten) einverstanden sein kann, sondern vielmehr an das Verhältnis der Sammlung

zum Lesebuche. In der Schule steht, besonders in Mittel- und Unterklassen, das Lesebuch unbedingt im Mittelpunkte des Unterrichts. Eine Gedichtsammlung kann ihm gegenüber nur eine dienende Stellung einnehmen. Wir sind heutzutage glücklicherweise im Besitze von trefflichen Lesebüchern für höhere Schulen, ich erinnere an das von Hiecke, welches Berlit neu herausgegeben hat.[1]) Sie bieten auch in ihrem poetischen Teile hinreichenden Stoff für Unter- und Mittelklassen. Eine Gedichtsammlung neben dem Lesebuch ist nicht unbedingt nötig. Trotzdem kann sie der Schule schätzenswerte Dienste leisten, wenn sie nämlich das Lesebuch in richtiger Weise ergänzt. Sie wird dann dem Lehrer die Möglichkeit geben, auf dieses oder jenes Gedicht, das im Lesebuch fehlt, hinzuweisen und die Schüler zu veranlassen, es für sich nachzulesen. Eine solche Gedichtsammlung würde eine Erweiterung des poetischen Teiles des Lesebuches sein, und es wäre das beste, wenn sie gleich im Anschluß an ein bestimmtes Lesebuch geschaffen würde. Beide Bücher müßten dann in den Händen der Schüler sein. Das Lesebuch dient dem Unterrichte unmittelbar, die Gedichtsammlung mittelbar. Die größtmögliche Beschränkung in der Auswahl müßte sich der Herausgeber einer solchen Sammlung allerdings auferlegen, und hierin würde die Hauptschwierigkeit liegen. Trotzdem muß sie gefordert werden, da ein Schulbuch eben dazu bestimmt ist, während der Schulzeit durchgearbeitet zu werden. Ich glaube, die Hoffnung, daß Schüler nach der Schulzeit gerade den Schulbüchern noch viel Interesse widmen, ist wohl ziemlich gering. Wiewohl sich jeder Literaturfreund über die Fülle der Schätze aus den Werken der Besten unserer Nation, wie sie der jetzige Echtermeyer bietet, freuen wird, so muß doch der Pädagog im Interesse des Unterrichts verlangen, daß der künftige Echtermeyer eine andere Gestalt annehme. Wie wäre es, wenn er in zwei Teilen erschiene? Der erste Teil könnte für Unter- und Mittelklassen im engen Anschlusse an das Lesebuch eingerichtet werden. Alle Gedichte, die der übliche Lesebuchkanon enthält, brauchten nicht noch einmal abgedruckt zu werden. Es würden dies, wenn man z. B. das Lesebuch von Hiecke (herausgeg. von Berlit) im Auge behält, gegen 180 sein. Auch Lieder, die in eingeführten Liederbüchern stehen, könnten wegfallen, desgleichen Abschnitte aus Dramen, die gelesen werden. Der zweite Teil, für Oberklassen bestimmt, könnte vielleicht seinen Stoff um eine Anzahl der bedeutendsten Dichter unseres Volkes gruppieren, so ähnlich, wie es Echtermeyer in seinem Anhange getan hatte. Dieser zweite Band wäre

---

1) Insbesondere für Lehrerseminare sind wir gegenwärtig im Besitze zweier ausgezeichneter Lesebücher, des deutschen Lesebuches von Heydtmann-Clausnitzer, 1903 bei B. G. Teubner erschienen, und des deutschen Lesebuches für Seminare und andere höhere Lehranstalten von E. Martin. (1905, Verlag von Jul. Klinkhardt.)

dann ein treffliches Anschauungsmittel für die Literaturgeschichte. Auch der Stoff hierfür ließe sich meist aus dem jetzigen Echtermeyer gewinnen. Ich halte dafür, daß durch eine derartige Umänderung der pädagogische Wert des so vortrefflichen Werkes, wie es der alte und doch immer wieder neue Echtermeyer ist, zunehmen würde. Sonst wächst die Sammlung sicher über den Rahmen der Schule hinaus.

Der ursprüngliche Echtermeyer, das hat die geschichtliche Darlegung zu zeigen versucht, war nach Umfang, Auswahl und Anordnung ein wohl zu brauchendes Schulbuch. Besonders zu rühmen war die Einfachheit der pädagogischen Grundsätze. Die Sammlung bot ein während der Schulzeit völlig durchzuarbeitendes Material, das es dem Schüler möglich machte, in dem Buche heimisch zu werden. Wenige Dichterindividualitäten traten dem Schüler scharf ausgeprägt entgegen.

Die ursprünglichen einfachen Grundsätze sind im Laufe der Zeit durch immer neue vermehrt worden, wie der historische Überblick gezeigt hat. Jeder derselben aber hat seine Spuren in dem Werke hinterlassen. Mancher Dichter, der gerade in die Schule gehört, z. B. unter anderen Hebel und Klopstock, hat immer mehr weichen müssen. Manches minderwertige Gedicht hat Aufnahme gefunden. Das gebotene Material ist so reich geworden, daß an eine Bewältigung während der Schulzeit nicht zu denken ist. Ich wünsche dem Buche auch fernerhin eine weite Verbreitung, aber nur unter der Bedingung, daß es wieder mehr in die Schule hineinwächst.

Zu Kleists „Hermannsschlacht“.

Eine Entgegnung.

Von Professor Dr. **Heinrich Ortner** in Regensburg.

Im 9. und 10. Heft des 19. Jahrgangs der Zeitschrift für den deutschen Unterricht unterzieht E. Steffen unter dem Titel: „Ein deutsches Drama: Kleists „Hermannsschlacht““ nebenbei auch meine Abhandlung über dieses Drama (Bemerkungen zu Kleists „Hermannsschlacht“) einer z. T. sehr abfälligen Kritik. Die Abhandlung Steffens geht dabei offenbar von einer falschen Voraussetzung aus, die zu einem teilweise schiefen, ja ungerechten Urteil verleiten mußte. Denn ich habe ja keineswegs das Drama als solches überhaupt verworfen; ich habe vielmehr seine Schönheiten durchaus anerkannt, ich behaupte nur, daß das Drama infolge einer großen Zahl von Mängeln zur Schullektüre nicht geeignet sei.

Was Steffen im allgemeinen über nationale Erziehung, über die Belebung des deutschen Unterrichts durch die Lektüre deutschnationaler Dramen

usw. sagt, das unterschreibe ich vollständig Wort für Wort; es soll in der Tat kein Schüler das Gymnasium verlassen, „dem nicht im Laufe der Zeit einmal zum wenigsten ein vaterländisches Drama in die Hand und ins Herz gegeben". Niemand kann mehr bedauern als ich, daß die deutsche dramatische Literatur nicht mehr Werke, gute Werke nationalerhebenden Inhalts aufweist, die auch für die Schule geeignet wären.

Ich habe das Kleistsche Drama nicht von einem engherzigen Parteistandpunkt aus behandelt, sondern lediglich vom ästhetischen, und in diesem Sinne bestreite ich auch jetzt noch entschieden, daß Kleists „Hermannsschlacht" „zu dem Besten gehört, was die deutschen Dichter unter dem Fittich der patriotischen Muse, unter ihrem rauschenden Flügelschlag geschaffen".

Wenn mein Tadel in einzelnen Punkten manchem zu scharf erscheint — vieles ist ja Geschmackssache —, es bleiben auf jeden Fall noch so viele, großenteils auch von Steffen anerkannte Mängel, daß ich mein Urteil in der Hauptsache aufrechterhalten muß. Dazu gehören vor allem die Mängel in der Erfindung und in der Charakteristik der Hauptpersonen, die trotz Steffens Rechtfertigungsversuchen bestehen bleiben. Nicht der einzelne Verstoß ist es, der mich zu meinem Urteil veranlaßt hat, sondern die Summe aller zusammen, und die ist wahrlich nicht gering.

Um zu zeigen, welcher Art die Kritik Steffens ist, will ich nur zwei Punkte herausgreifen. Ich habe Akt II, Szene 7 in dem Lied, das Thusnelda singt, nach dem Reim und dem Zusammenhang das Wort „drecken" ergänzt und daran Anstoß genommen. Es ist allerdings weder ein schönes Wort noch eine allgemein übliche Form; aber wenn einer, so ist es Kleist, der sich solche Ausdrücke erlaubt. Was sagt nun Steffen? Diese Ergänzung sei ganz willkürlich und ich hätte so eine unerlaubte Waffe zum Angriff auf diese Nachlässigkeit geschmiedet, es sei „unwürdig, einem andern eine solche ästhetische Geschmackswidrigkeit, die man selbst verbrochen, in die Schuhe zu schieben" (S. 557); ich „hätte, wie mir jemand scherzend einwarf, gleichgut auch „lecken" reimen können". Man lese, bitte, doch das Gedicht:

Ein Knabe sah den Mondenschein
  In eines Teiches Becken;
Er faßte mit der Hand hinein,
  Den Schimmer einzustecken;
Da trübte sich des Wassers Rand,
Das glänz'ge Mondesbild verschwand
  Und seine Hand war —.

Ich frage jeden, der das Gedicht wirklich gelesen, ob meine Ergänzung in der Tat so willkürlich ist, ob die Ergänzung „lecken" „grammatisch nicht weniger unberechtigt" und wirklich „sinnvoller" wäre. Daß es ein feines Wort war, das der Dichter wegließ, wird wohl niemand behaupten; das

brauchte er ja nicht wegzulassen; ob aber gerade dieses oder jenes, ist wahrhaftig Nebensache, ich bitte nur um einen vernünftigen Vorschlag; denn in, höflich gesagt, schlechten Witzen kann ich keine Widerlegung erblicken.

Steffen wirft mir ferner vor, ich hätte in Szene IV 9 „eine der schönsten poetischen Stellen in den Schmutz gezogen“ (S. 624f.), denn von Liebe zu Ventidius sei bei Thusnelda keine Rede. Ich überlasse das Urteil hierüber jedem denkenden Leser, der Gelesenes noch verstehen und objektiv beurteilen kann. Von schmutziger Liebe braucht deshalb noch lange keine Rede zu sein; daß aber Thusnelda zu Ventidius von Liebe erfüllt ist, gibt doch Steffen selbst zu, wenn er einen Fehler des Dichters darin erblickt, daß bei Thusnelda *persönliche* Rache an Stelle der patriotischen Pflicht tritt. Steffen verfällt also hier selbst in den Fehler, der mir zum Vorwurf gemacht wird, daß dem Gegner Behauptungen unterstellt werden, die er nicht gemacht hat. Nicht Liebe sei es, was Thusnelda für Ventidius empfindet, sondern „Wohlgefallen an der feineren Art der Fremden, das sich in ihr argloses Herz geschlichen“, und dafür, daß sie in dem feingebildeten Römer nun „einen Verräter, einen Feind der guten deutschen Sitte“ erblicken muß, läßt sie den Ventidius durch einen Bären zerreißen! Ich kann mir das allerdings nicht anders erklären als durch die Annahme, daß sie von Liebe zu Ventidius erfüllt gewesen war. Und ich befinde mich bei dieser Erklärung in guter Gesellschaft. Gaudig (im Wegweiser durch die klassischen Schuldramen, 4. Abteilung des Werkes: Aus deutschen Lesebüchern V 4, S. 250 ff.), der die Vorzüge unseres Dramas gewiß sehr anerkennt, nimmt nicht nur an einer Reihe der von mir gerügten Fehler ebenfalls Anstoß, er spricht auch ausdrücklich von der Liebe der Thusnelda zu Ventidius. „Ohne eine solche *lebhafte Neigung* bliebe ihre Angst um ihn unerklärlich; ebenso auch die Freude darüber, daß Hermann ihr seine Rettung gestattet; ebenso ferner das *Schamgefühl*, das sich in der Erklärung ausspricht, sie werde den rettenden Brief in Hermanns Namen schreiben. Vor allem aber bliebe unerklärlich der Umschlag *ihrer Empfindung in dämonischen Haß*“ (S. 253). „Nun muß sie erfahren, daß der, an dessen Liebe sie glaubte, der, dessen Liebe sie mit herzlicher Neigung erwiderte, der, um dessenwillen sie eine *Schuld* am Gatten auf sich geladen (Arminius will ich wieder würdig werden!), *ihr*, der *Fürstin*, den Haarschmuck rauben wollte“ usw. (ebenda). — Vor allem aber stimmt Gaudig in der Hauptsache mit mir überein, indem auch er ausdrücklich das Drama der *Privatlektüre* zuweist (S. 228), was natürlich nicht ausschließt, daß man es in der Schule bespricht.

Schließlich möchte ich nur noch auf einen Punkt hinweisen. Steffen sagt (S. 565): „Die Hauptfrage ist: Wirkt das Drama?“ Darauf kann

ich nur wiederholen, daß man bisher von einer tieferen Wirkung des Dramas noch nie etwas verspürt oder gehört hat[1]); es hat sich (im Vergleich zum „Kätchen von Heilbronn“ oder zum „Zerbrochenen Krug“) nie auf der Bühne halten können, weil es eben stets einen befremdenden, ja peinlichen Eindruck machte. Es ist überhaupt meines Wissens selten zur Aufführung gelangt; von mehreren Personen aber, die wirklich Gelegenheit hatten, einer Aufführung beizuwohnen, wurde mir dieser Eindruck bestätigt. Ob Steffen bei den Schülern eine besonders tiefe Wirkung — nicht des nationalen, hochpatriotischen Stoffes, nicht der Heldengestalt Hermanns an sich, sondern des Kleistschen Dramas wahrgenommen hat, muß ich natürlich dahingestellt sein lassen; von meinen Kollegen habe ich über eine solche Wirkung auf ihre Schüler noch nichts gehört.

Ich muß daher mein Urteil, daß das Drama sich für die Schullektüre nicht eigne, aufrechterhalten, nicht zu meiner Freude, sondern zu meinem lebhaftesten Bedauern.

Eine Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten.[2])

Von **Otto Lyon** in Dresden.

„Das wirkliche und nationale Leben der Sprache pulsiert in ihren Mundarten.“ Mit Recht hat sich die vorliegende Zeitschrift diesen Ausspruch Max Müllers zum Motto erkoren. Denn in ihm liegt eine so tiefe und große Wahrheit ausgesprochen, daß es wohl an der Zeit ist, diese Wahrheit nun auch öffentlich durchzukämpfen und in die weiten Kreise der Gebildeten zu tragen, die ja leider von dieser Tatsache noch immer keinerlei zureichende Kenntnis besitzen. Selbst Fach- und Schulmänner verhalten sich noch häufig den Mundarten gegenüber ablehnend und zurückhaltend, weil sie fürchten, der kunstvolle Bau unserer Schriftsprache könne durch das Eindringen derber und niedriger Formen gestört und entstellt werden, und namentlich die Jugend dürfe von den Mundarten mit ihrem scheinbar ungezügelten und wilden Sprachleben nur möglichst wenig erfahren, weil sonst ihre grammatische und stilistische Ausbildung leiden müßte. War doch z. B. selbst das Komitee des zweiten deutschen Kunsterziehungstages in Weimar

1) Hierzu müssen wir bemerken, daß die Aufführung des Dramas an der Dresdner Hofbühne von tiefgewaltiger Wirkung war und auch die Schüler aufs mächtigste packte. Wie es scheint, hat Dr. Ortner noch keine Aufführung des Dramas erlebt. Ein Buchdrama ist Kleists „Hermannsschlacht“ nicht. D. L. d. Bl.

2) Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, herausgegeben von Otto Heilig und Philipp Lenz, Jahrgang I—VI. 1900—1905, Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

so wenig unterrichtet über die erfrischende und lebenerweckende Gewalt der Mundarten, daß es über diesen Gegenstand, der von grundlegender Bedeutung für die Neugestaltung unserer Sprache zu künstlerischen Zwecken ist, überhaupt nicht berichten ließ. Und so kann man überall herumschauen in den Kreisen der Bildung und der Bildungsfaktoren: von den Mundarten ist nirgends die Rede, höchstens wird einmal hie und da zur Unterhaltung eine mundartliche Dichtung vorgelesen. Selbst die Aufführung mundartlicher Theaterstücke ist ersichtlich wieder im Rückgang begriffen. Nur in der germanistischen Sektion des Deutschen Philologentages und in den öffentlichen Verhandlungen des Deutschen Sprachvereins ist den Mundarten und deren wissenschaftlicher Behandlung Raum gegönnt worden. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß die Wertschätzung und Heranziehung der Mundarten bis heute im wesentlichen eine Angelegenheit der Germanisten von Fach geblieben ist und noch nicht den Anteil des gesamten gebildeten Volkes gefunden hat.

Schuld daran trägt vor allem die heutige Gestalt unseres deutschen Unterrichts, die im wesentlichen auf der breiten Heerstraße der Schriftsprache läuft und bei der geringen Stundenzahl meistens auch laufen muß, aber auch die Mundartenforschung ist von Schuld nicht freizusprechen. Die Männer, die sich bisher mit so anerkennenswerter Hingabe in den Dienst der Ergründung unserer Mundarten gestellt haben, haben es noch nicht verstanden, wohl auch nicht der Mühe wert gehalten, die Ergebnisse ihrer Forschung ins rechte Licht zu stellen und in einer anmutigen Form den weiten gebildeten Kreisen schmackhaft zu machen, während dies die Literarhistoriker, die Erforscher der Sprachgeschichte, ja sogar die Grammatiker zum Teil in hervorragendem Maße verstanden haben. Ein Hauptgrund, der den Nichtfachmann vor allem von den wissenschaftlichen und populären Arbeiten der Mundartenforscher abschreckt, ist die Lautschrift, die jeder in seiner besonderen Weise handhabt und zu der jeder neue Bearbeiter eines Dialekts immer neue Spezialitäten hinzubringt. Solange man sich hier nicht über gewisse Grundformen, über die nicht hinausgegangen werden darf, streng einigt, so lange wird auch die Mundartenforschung das kümmerliche Dasein weiterfristen wie bisher. Zu viel Theorie und zu wenig praktische Handhabung! Will man aber die Allgemeinheit gewinnen, so muß man für diese, und besonders in den Zeitschriften, die Mundarten im wesentlichen in dem üblichen Schriftsystem darstellen und nur für den Fachmann unter dem Text die Lautschrift da geben, wo es unbedingt nötig ist. Nur dann wird die Mundartenforschung den großen Widerhall in unserem gesamten Volke finden, dessen sie unbedingt gebraucht, um die Wirkung zu üben, deren unsere Sprache, unsere Schule und unsere Kunst so dringend bedarf.

Bisher haben daher die Zeitschriften für deutsche Mundarten nur ein kurzes Leben gehabt. Die erste Zeitschrift dieser Art: die von Frommann begründete Monatsschrift „Die deutschen Mundarten“ ist in 23 Jahren (1854—1877) nur in sieben Bänden erschienen, die von Brenner herausgegebene Zeitschrift „Bayerns Mundarten“ kam über zwei Bände (1892—1895) nicht hinaus, die Naglsche Zeitschrift „Deutsche Mundarten“, die in Wien erscheint, kämpft gleichfalls mit der Interesselosigkeit des Publikums, und die vorliegende Zeitschrift von Heilig und Lenz nahm auf seiner letzten Hauptversammlung noch rechtzeitig der Deutsche Sprachverein unter seine Fittiche.

Dem Deutschen Sprachvereine gebührt dafür lebhafter Dank. Aber damit ist die Angelegenheit noch keineswegs schon auf die Stufe gehoben, auf die sie gebracht werden muß, wenn eine nachhaltige Wiedergeburt unseres Volkstums in unserer von politischem Haß zerfressenen Zeit ermöglicht werden soll. Da muß vor allem die Schule in ganz anderer Weise als bisher an der Erhebung der Mundarten zu bedeutungsvollerem Einfluß mitarbeiten. Es kann gar nicht nachdrücklich genug betont werden, daß jede Schulgattung, Gymnasium, Realschule, Seminar, Volksschule u. a., den Schüler außer in die allgemeine deutsche Schriftsprache und deren Literatur auch eingehend in Leben und Sprache der Heimat und in die volksmundartliche Stammesliteratur einzuführen habe.

Und in der vorliegenden, von Heilig und Lenz mit solcher Hingabe und Aufopferung herausgegebenen Zeitschrift ist ein wissenschaftliches Hilfsmittel für den Lehrer geschaffen worden, das sich keine Schule, kein Lehrer des Deutschen entgehen lassen sollte. Heute, wo sechs vollständige Jahrgänge dieser Zeitschrift vorliegen, läßt sich das klar übersehen. Ein Strom von Segen kann in unsere Schulen von dieser Zeitschrift ausgehen, wenn sie nur hinreichend von den Lehrern des Deutschen beachtet wird.

Sie bringt in erster Linie Beiträge über neue und alte Mundarten des ober- und mitteldeutschen Sprachgebietes, schließt aber die niederdeutschen Dialekte nicht aus, wenn es sich um Gesamtdarstellungen oder um die Beziehungen des Niederdeutschen zu den hochdeutschen Mundarten handelt. Ebenso berücksichtigt sie die lexikalische, grammatische, etymologische und literarische Seite in gleich mustergültiger Weise. Die Zeitschrift ist daher eine umfassende Fundgrube für alle mundartlichen Fragen.

Hier finden wir die bahnbrechenden Arbeiten von E. Gerbet über das Westerzgebirgische und Südostthüringische veröffentlicht, die fesselnden Aufsätze von E. Göpfert: Aus dem Wortschatze eines erzgebirgischen Chronisten, Zur Wortbildung in der Mundart des sächsischen Erzgebirges; von Wilhelm Schoof, Die deutschen Verwandtschaftsnamen, von Theodor

Gartner, Lautbestand der Wiener Mundart, und: Fremdes im Wortschatz der Wiener Mundart; die hervorragende Arbeit von August Holder: Berechtigung der Stammesliteraturgeschichte, besonders auch der volksmundartlichen, eine Arbeit, die kein Lehrer des Deutschen und kein Leiter einer Schule ungelesen lassen sollte. Ebenso verdienen allseitige Beachtung die Aufsätze von O. Weise, Die Zahlen im Thüringer Volksmund, Teekessel (Tölpel) und Verwandtes, Der Umlaut im Ostthüringischen, Volkstümliche Erinnerungen an den Dreißigjährigen Krieg, Dämelack, Dämelsack und Verwandtes, Prügeln und sinnverwandte Ausdrücke, In die Wicken gehen, flöten gehen und Verwandtes; von Oskar Philipp, Zum Wortschatz der Zwickauer Mundart; von Eduard Hoffmann-Krayer, Etymologische Erläuterungen zu Hebels mundartlichem Wortschatz; von Philipp Lenz, Auslautendes —ig, —ich und verwandte Wortausgänge im Deutschen, Wie viele Wörter der deutschen Sprache sind in der Volkssprache üblich? Die Flexion des Verbums im Handschuhsheimer Dialekt, Zur Statistik der Fremdwörter im Deutschen; von Otto Heilig, Badische Flurnamen, Die Flexion des Verbums in der alemannischen Mundart von Kenzingen, Assimilation und Dissimilation in badischen Ortsnamenformen, Hebel in der Hausener Mundart, Badische Ortsnamen in mundartlicher Gestalt; von Carl Müller, Goldschmieds Junge, Glimpfwörter für Prügeln und Hängen; Gustav Schöner, Spezialidiotikon des Sprachschatzes von Eschenrod in Oberhessen; Felix Balsiger, Boners Sprache und die bernische Mundart; Emil Trebs, Zur Deklination im Osterländischen; Karl Haag, über Mundartenschreibung u. a. Von großem Werte sind auch die zahlreichen mundartlichen Texte, die in der Zeitschrift vorgelegt werden, z. B. Wilhelm Unseld, Schwäbische Sprichwörter und Redensarten; Friedrich G. G. Schmidt, Abdruck des Festspieles von den drei Weisen aus dem Morgenland und dem bethlehemitischen Kindermord aus einer Machinger Handschrift aus dem XVII. Jahrhundert; Josef Stibitz, Kinder- und Buhlerlieder aus Deutsch-Gießhübl bei Iglau; Otto Heilig, Texte in alemannischer Mundart, Stücke aus einem Schauspiel des XVIII. Jahrhunderts; Karl Rieder, Mystischer Traktat aus dem Kloster Unterlinden zu Kolmar i. Els.; Ludwig Hertel, Zimbrisches Hochzeitsgedicht; Theodor Gartner, Texte im Bukowiner Judendeutsch u. a.

So ist diese Zeitschrift geradezu ein frischquellender Born volkstümlichen Lebens und Empfindens, wie es auf der Stammesart und der heimatlichen Natur und Kultur beruht. Denn nicht die Zugehörigkeit zu dem großen Deutschen Reiche, nicht das nationale Leben in diesem weiteren Sinne, sondern die Stammesangehörigkeit ist entscheidend für das volkstümliche Empfinden. Diese zeigt aber ihr geheimnisvollstes und tiefstes Leben in den Mund-

arten, die ihr zugleich neben Brauch und Sitte das charakteristische Gepräge in fest umrissenen Zügen geben. Wir müssen daher über unsere Nationalliteratur und unsere nationale Schriftsprache hinaus zu den Mundarten vordringen, auch im Unterrichte, wenn wir unser Volkstum in seiner Tiefe erfassen und in unserer Jugend wieder in voller Kraft lebendig werden und erstarken lassen wollen. Dazu wird aber die vorliegende Zeitschrift reiche Hilfe bieten; sie sei daher allen Lehrern des Deutschen und allen Schulen, die in ihrem Unterrichte zu dem wirklichen Leben unseres Volkes, zu unserem Volkstum und echt volkstümlichem Empfinden und damit zu den eigentlichen Wurzeln unserer Kraft vordringen wollen, aufs wärmste empfohlen.

Sprechzimmer.

1.

Emphatischer Akzent im Deutschen.

Eine merkwürdige Akzentvermehrung, die durch emphatische Betonung bedingt ist, liegt vor, wenn bei dem Worte selten statt der gewöhnlichen Betonung — séltén gesprochen wird: Séltén kommt er in die Vorlesung; ebenso hoéchsténs: Es waren hoéchsténs siebzig Stück; endlich jédés: Jédésmal macht er's falsch. — Diese Aussprache mag auf den Westen Deutschlands beschränkt sein, bleibt aber auch als Dialekteigentümlichkeit eine merkwürdige Erscheinung, da das Deutsche solchen freien Akzent sonst nicht kennt.

Solingen. **Hans Hofmann.**

2.

Zur Sprache Fritz Reuters.

1. Im 18. Jahrgange dieser Zeitschrift findet sich auf Seite 488 ein Aufsatz „Zur Sprache Fritz Reuters" betitelt, in welchem Oberlehrer Dr. Brandes zwei Schriften des Kieler Gymnasialprofessors Dr. Müller zur Mundart Fritz Reuters bespricht. Hier heißt es S. 489:

„Rätselhaft bleibt das aus Dörchläuchting bekannte Bellmandür (S. 23, für Belvedere), dessen höchst auffallende zweite Silbe den Gedanken einer Angleichung an einen Eigennamen (Bellmann? Der Baumeister oder ein älterer neubrandenburgischer Familienname?) unwillkürlich nahelegt."

Ich meine, wir haben es hier mit einer scherzhaften Neubildung Reuters zu tun. Bellmandür ist aufzulösen in Belle man dür, d. h. schön, aber teuer. Der Kammerdiener Rand, in seiner Halbbildung ein Vertreter des „Missingsch", ist es, der aus dem Worte Belvedere Bellmandür macht; er macht sich das Wort verständlich, ebenso wie Möller Voß in der Franzosentid auf das „à vous" des Chasseurs mit „nanu" und auf dessen „serviteur" mit „sett em vör de Dör" antwortet. In dieser Neubildung Reuters liegt aber zugleich ein versteckter Hieb gegen das absolute Fürstentum des 18. Jahrhunderts und die Nachäffung Ludwigs XIV. seitens der kleinen deutschen Fürsten, welche ohne Rücksicht auf

die Leistungsfähigkeit ihrer Untertanen kostspielige Bauten unternahmen, um hinter dem französischen Vorbilde nicht zurückstehen zu müssen. Für diese Erklärung spricht einmal der Zusammenhang. Es heißt an der betreffenden Stelle: Prinzeß Christel wull wat seggen, aever Rand sprung vörtau un säd: Dörchläuchten, Sei hewwen ümmer Recht, ne Bellmandür möt wi hewwen! — Alle hogen Herrschaften hewwen ne Bellmandür, un wi allein nich! Zweitens aber spricht die Tendenz von Reuters „Dörchläuchting" für diese Erklärung. „Dörchläuchting" ist eine Satire auf die Kleinstaaterei und das absolute Regiment. Reuter, der so schwer unter beiden gelitten hat, ging als Demokrat aus der Festungshaft hervor.

2. Es wird ferner, wie Brandes berichtet, in dem angezogenen Werke Müllers als sehr zweifelhaft hingestellt, ob die Diminutivform „ing", wie sie in Vatting, Mutting, Johanning, Krischoening usw. vorliegt, auf altgermanisches „inga" zurückzuführen ist. Als Beweis führt Müller an, daß er dieses „ing" in dem älteren Platt vom Redentiner Osterspiel an bis auf die beiden plattdeutschen Gedichte von Johann Heinrich Voß außer in einem Wiegenlied und in einem Volkslied nicht gefunden habe. Dieser Beweis erscheint mir nicht stichhaltig. Der Niederdeutsche wendet seinem ernsten, gemessenen Wesen folgend Diminutivformen, die doch immer als Koseformen erscheinen, nur in sehr vertrautem Umgange an, nur da, wo er sich gehen lassen darf. Bedenkt man nun, daß gerade die ältere Literatur, soweit sie mit der Absicht entstanden ist, der Öffentlichkeit zu dienen, alles Familiäre meidet und in offiziellem Gewande erscheint, so wird man das Fehlen familiärer Koseformen als etwas durchaus Natürliches empfinden. Erst seit den Tagen der Stürmer und Dränger dringt das persönliche Element so in den Vordergrund auch in der Literatur, daß man Platz bekommt für das Intime, welches man bisher der Öffentlichkeit streng entzogen hatte. Und Voß gehört in diesem Punkte noch der älteren Richtung an. Im Wiegenlied und im Volkslied findet sich aber das Diminutiv „ing". Man muß also wohl annehmen, daß es in der Umgangssprache vorhanden war. Damit wäre der Schluß Müllers aber als Fehlschluß gekennzeichnet.

Königsberg i. Pr. Oberlehrer Dr. **Sehmsdorf.**

3.

Anfrage.

Mehrfach hat mich der verstorbene K. G. Andresen hier besucht. Die Ortsnamen der Umgebung brachten uns häufig auf das vielbesprochene „apa-Problem". Ich konnte ihm scharenweise Ortschaften oder Flußnamen auf ap, ep (epe), ip, op, up mitteilen, die ich auf Reisen und durch die Karte kennen gelernt hatte. Manches war ihm neu. Er selbst erging sich viel in davon abgeleiteten Endungen. So spielten apha und affa eine besondere Rolle, z. B. bei Aschaffenburg, was ihm asch-affa-burg oder Eschbachburg bedeutete. Besonderen Wert legte er auch auf das Beispiel „Walluf" aus dem Rheingau. Uffenheim kam nicht zur Sprache. Nun haben wir in unserer Umgebung Familiennamen wie „Uffeln, Ufflacker, Uffelacker" und in diese Gruppe gehört auch der Stadtname

Salzuflen (früher auch Salzuffeln geschrieben). Sollte das uff dieser Namen ähnlich, wie in Walluff, ebenfalls mit „Wasser" zusammenhängen? Das dabei eintretende l freilich bin ich außerstande, zu deuten. Salzuflen liegt in wässerigem Wiesenlande, in dem sich auch Salzquellen befinden. Würde nicht auch der Name Uffelacker auf wässerige Äcker hindeuten? Und würde nicht Uffeln überhaupt feuchte Wiesen (ähnlich wie aue, ey, öge usw.) bedeuten? Sollte aber über das Wort Uffeln bereits in anderer Weise entschieden sein, so würde ich für eine Antwort in dieser Zeitschrift sehr dankbar sein. —

(Beiläufig möchte ich bemerken, daß der Übergang von p auf qu, z. B. von apa nach aqua doch eine ziemliche Anzahl von Analogien hat. Ich deutete z. B. Herrn Andresen ἵππος und equus an, was ihm bekannt war, dann πέντε und quinque, was ihm als Beispiel neu war.)

Hagen i. W. H.

4.

„Aussehn wie der Tod von Ypern"

war nach Vilmar, Idiotikon von Kurhessen S. 412, eine zu Anfang des 18. Jahrhunderts äußerst übliche, seit 1830 erloschene Redensart, um das bleiche totenähnliche Aussehen eines Menschen, z. B. derjenigen Kranken, welche in den letzten Stadien der Lungenschwindsucht stehen, zu bezeichnen. Vilmar bemerkt, daß er nicht wisse, woher die Formel stammt. Sie habe, als er sie in seiner Kindheit vernahm, für altherkömmlich gegolten, indem man erwähnte, daß die Gefangennehmung hessischer Truppenteile in Ypern (1793) das alte Sprichwort habe wahr machen müssen. Ich glaube bestimmt, daß an eine bildliche Darstellung des Todes, vielleicht auch an eine dramatische Darstellung des Totentanzes, wie sie 1449 in Brügge stattfand, zu denken ist (vgl. W. Seelmann im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Bd. 17 [1892] S. 15). In Oberdeutschland sagt man „wie der Tod von Basel".

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

Zu dem Gedichte Goethes: „An Gräfin Jaraczewska".

In der Hempelschen Ausgabe 2, 437 und in der Weimarischen Ausgabe 4, 23 von Goethes Werken befindet sich ein an die Gräfin Jaraczewska gerichtetes Gedicht von Goethe, Karlsbad 15. September 1818. Es bezieht sich auf ein sehr zerlesenes Exemplar der „Undine", das der Dichter neugebunden an die Gräfin zurücksendet. Es lautet folgendermaßen:

Da sieht man, wie die Menschen sind:
Nur Leidenschaft und kein Gewissen!
Wie haben sie dem schönen Kind
Das Röckchen halb vom Leib gerissen!
Doch mir begegnete das Glück in später Zeit,
Ein frommer Jüngling wird mich neiden:
Dir, Freundin, dank' ich die Gelegenheit,
Den holden Schatz vom Kopf bis Fuß zu kleiden.

Im Besitz der Frau Helene Dietzmann in Stünzhain S.-A. ist eine Originalhandschrift Goethes, die das obige Gedicht in etwas anderer Fassung

zeigt. Die vier ersten Zeilen stimmen mit der oben gegebenen letzten Fassung, wie sie in der Ausgabe letzter Hand steht, überein. Zeile 5 bis 8 dagegen lautet:

> Daraus erwächst der Vorteil nun,
> Um den mich manche wohl beneiden,
> Das arme nackte Mädchen hier
> Von Kopf zu Füßen neu zu kleiden.

Dieser Fassung nähert sich eine dritte Fassung, die abgedruckt ist in: „Goethe in Karlsbad", 2. Auflage bearbeitet von V. Ruß, Seite 97 Anmerk.

Die genannte Handschrift stammt aus dem Besitz der 1878 verstorbenen Frau Kröger geb. Förster in Altenburg. Die Brüder der Frau Kröger waren Hofrat Förster in Altenburg, später in Berlin, und Prof. Förster in München, zu denen Goethe in freundschaftlichem Verhältnis gestanden hat. Die bisher noch nicht veröffentlichten Zeilen sind von Goethe flüchtig auf ein blauliniiertes Stück Papier mit Rotstift geschrieben und tragen die deutliche Unterschrift des Dichters.

Dresden. **Hermann Unbescheid.**

6.

Zur „Miselsucht".

Die kürzlich in dieser Zeitschrift vorgetragene Deutung des Wortes „Miselsucht" veranlaßt mich, den in Unterfranken vorkommenden Ausdruck „miseldrähtig" (auch „meseldrähtig") heranzuziehen, weil er vielleicht zur Erklärung des rätselhaften Wortes beitragen kann. Er entstammt der handwerksmäßigen Bezeichnung desjenigen Garnes, das durch Knollen und Knoten im Faden verderbt ist, und war demnach der Kunstausdruck der Weber, die den straff über den Kettenbaum gezogenen Faden, deren Gesamtheit die Kette oder den Zettel bildet, Draht nannten (Draht, thread = Faden). Der bildliche Gebrauch des Wortes scheint mir nun sehr lehrreich, um die ursprüngliche Bedeutung des Stammes von „Miselsucht" festzustellen. Man bezeichnet nämlich mit „miseldrähtig" ein verärgertes Gesicht, das die innere Verstimmung durch allerlei Knoten und Runzeln physiognomisch verrät. Es entspricht demnach ganz jener Verzerrung des Gesichts, die man bei uns „greinen" nennt. Sonach ist „miseldrähtig" wohl zu vergleichen mit dem Bedeutungswechsel der Worte „greinen" und „Greiner". Auch hier ist die ursprüngliche Bedeutung in derjenigen Verzerrung des Gesichtes zu sehen (vgl. „grinsen"), die dem Weinen voranzugehen pflegt. Daraus entwickelt sich der Gebrauch der Worte für die verärgerte, reizbare Gemütsstimmung, die sich in jener Entstellung des Gesichtes offenbart und habituell wird. So konnte „Greiner" endlich mit „Zänker" gleichbedeutend werden, obwohl die beiden Begriffe eigentlich so weit voneinander abstehen wie „weinerlich" und „händelsüchtig", wie passive Verstimmung und aktive Reizbarkeit.

Knotenbildung im Gesicht, an Händen und Füßen ist aber das erste Anzeichen der Lepra tuberosa. Und wenn die Knötchen und Knoten im Gesicht bei der Lepra traubenartig beisammen sitzen, so mag die Übereinstimmung zwischen dem Krankheitsbild und der physiognomischen Erscheinung allerdings so auffällig

gewesen sein, daß die Übertragung des Physischen ins Psychische sich geradezu aufdrängte.

Also hat „Miselsucht" sicherlich nichts mit misellus zu tun, weist vielmehr auf einen Wortstamm hin, dem der Grundbegriff „Knoten" eigen ist. Schon die mhd. Nebenform „Maselsucht" widerspricht der Herleitung von dem lateinischen miser, könnte aber zunächst auf den Stamm „mâsâ, mhd. mâse, Wundmal, Narbe, entstellender Flecken" hinführen, wenn nicht gerade der Begriff der knotigen Auftreibung diesem Stammworte fehlte, wogegen die „Masern" genannte Fleckenkrankheit der Haut (engl. measles), sowie die Masern, d. h. die geflammten Zeichnungen im Holze, davon abzuleiten sind. Noch viel weniger können der Maßholder und das Maßliebchen hierhergezogen werden, da beiden nicht einmal der Begriff des Fleckigen eigen ist.

Nun vermutet Schmeller, Bayr. Wtb. I. 1652 ff. schon einen Zusammenhang zwischen Miselsucht und „Merl". Da dieses Wort nicht nur Sommerflecken, sondern offenbar auch Muttermäler und jene um die Augen herum häufig vorkommenden Knötchen bezeichnet, wie sie, aus Balggeschwülsten entstehend, die Haut uneben machen, so scheint mir in diesem Worte, wo nicht die Wurzel, so doch die nächste Verwandte zur Miselsucht gefunden zu sein. Schmeller führt an aus Cod. germ. monacensis 170 ff., 10^b: pustulae, merl; ebd. 170 ff. 2^b: „wer merl oder sprekchel unter den Augen hat"; und aus einem Vocabularium von 1618: „gemerlet multis punctis aut notis maculosa (facies)". Wenn Schmeller das Wort „miselsüchtig" mit „grämlich, unmutig" wiedergibt, so entspricht dies in überraschender Weise dem bildlichen Gebrauche von miseldrähtig in Unterfranken und bestätigt somit den Zusammenhang zwischen den Krankheitserscheinungen der Miselsucht und den die ärgerliche Stimmung verratenden Anzeichen in der Physiognomie.

Wertheim. Prof. **E. John.**

7.

Zu Goethes Ballade „Das Veilchen".

Natürlich sieht Elmire im Singspiel im Bilde des zertretenen Veilchens den armen Erwin, dem sie durch ihren kalten Stolz das Herz gebrochen habe. Die Personifikation des Veilchens für ein weibliches Wesen ist das Übliche. Bei Arnim — Brentano im „Wunderhorn" (1806 — 8. Bd. I 329) gibt ein solches, besonders duftiges Veilchen einem Knaben, der es dem Liebchen zum Geschenk pflücken will, wenn es noch ein Weilchen geblüht habe und schöner geworden sei, die reizend naive und wohlgesetzte Antwort:

Brich mich stilles Veilchen,
Bin die Liebste dein,
Und in einem Weilchen
Werd' ich schöner sein!

Weißt du, was ich denke,
Wenn ich duftend schwenke
Meinen Duft um dich:
Knabe, liebe mich![1])

1) Die Reden beider entsprechen einander nach Möglichkeit Vers für Vers. So ist das kleine Gedicht ein überaus zierliches Kunstwerk. Vgl. dazu Heine: „Die weiße Blume" (Elsters Gesamtausg. II S. 6); R. H. Greinz: Heinrich Heine und das deutsche Volkslied. Neuwied und Leipzig 1894 S. 58 ff.; Erk-Böhme: Deutscher Liederhort. Leipzig 1893. I S. 27 ff.

Ein Seitenstück zu Goethes Ballade ist das in unverkennbarem Anklang an diese, aber auch an „Heidenröslein", zur Vermählung einer Tochter des Grafen F. L. v. Stolberg mit ihrem Vetter Ferdinand, Grafen zu Stolberg-Wernigerode (25. Mai 1802), gedichtete „Hochzeitlied" des Matthias Claudius[1]):

Stand ein junges Veilchen auf der Weiden,
Lieb und herzig, in sich, und bescheiden;
Und ein wackrer Jüngling über Land
Kam hin, da das Veilchen stand.
Und er sah das Veilchen auf der Weiden
Lieb und herzig, in sich, und bescheiden;
Sah es an mit Liebe und mit Lust,
Wünscht' es sich an seine Brust.
Heute wird das Blümchen ihm gegeben,
Daß er's trag' an seiner Brust durchs Leben!

Hier wird dem Jüngling sein Wunsch, das Veilchen an seiner Brust zu sehen, erfüllt, während das Veilchen bei Goethe umsonst nach dem Busen des „Liebchens" schmachtet. In ähnlicher Weise hat Claudius dem Klopstockschen Vaterlandsliede „Ich bin ein deutsches Mädchen" sein eigenes Lied „Ich bin ein deutscher Jüngling" gegenübergestellt. — Auf das nach Goethes Ballade gesprochene Wort Luisens bei Schiller „Kabale und Liebe" I 3 (Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen, und er träte drauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! — Damit genügte mir, Vater! —) hat bereits H. Düntzer[2]) hingewiesen. Schon Amalias Gespräch mit dem Räuber Moor (Hier lag er an meinem Halse, brannte sein Mund auf dem meinen, und die Blumen starben gern unter der Liebenden Fußtritt IV 4; vgl. Boxbergers Ausg. II³ S. 130) gemahnt an Goethes Gedicht.

Ratibor. Dr. **Friedrich Wilhelm.**

Bücherbesprechungen.

Stunden mit Goethe. Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. Erster Band. Erstes und zweites Heft. Berlin 1904, E. S. Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Dr. Wilhelm Bode, der sich durch seine Werke „Goethes Ästhetik, Lebenskunst, bester Rat, Religion und politischer Glaube" das Verdienst erworben hat, Goethes Kunst und Leben unserem Volk zugänglicher gemacht zu haben, stellt auch diese Blätter in solchen Dienst. Er will sich in „Stunden mit Goethe" mit den Verehrern des Dichterkönigs vereinigen, um sich durch ihn erhöhen, besänftigen und reinigen zu lassen. Auch Goethes Geistesverwandte,

1) Werke. 10. Aufl. von Redlich. Gotha 1879. II. S. 251.

2) Goethes lyrische Gedichte. Erläutert. II. III. Gesellige Lieder. Aus Wilhelm Meister. Balladen. 3. Aufl. S. 184. — Ein Grund zu der von Düntzer (a. a. O. S. 185) gewünschten Streichung des Ausrufungszeichens nach Str. 2, 5 liegt nicht vor. Vgl. die Weim. Ausg. I S. 164 und XI S. 295.

vor allem Schiller, sollen in dieser vierteljährlichen Versammlung im Geiste unserer Klassiker das Wort führen. Der einleitende Aufsatz: „Was ist uns Goethe?" stellt den Begriff der Bildung in Goethes Sinne fest. Wege zu solcher Ausbildung sind fleißiger Verkehr mit Menschen, von denen wir gleichsam spielend und plaudernd vortreffliche Lehren und Vorbilder uns aneignen, und Lektüre guter Bücher, Aufmerksamkeit und Herzensgüte. Goethe hat dieses Bildungsideal in seinem Leben verwirklicht. „Wer sich in seine Werke oft versenkt, wird nicht ohne Stärkung, Trost und Schutz bleiben. Er wird oft seine klangvolle Stimme hören: Siehe, ich habe gestrebt wie du, gelitten wie du, mit bornierten Menschen gekämpft wie du, mit meinen eigenen schlechten Lüsten gerungen wie du; die großen Fragen des Lebens und der Ewigkeit haben mich angestarrt wie dich. Nun höre, was ich erfuhr und erforschte, was mich beruhigte, aufheiterte, beseligte und was mir half, jene Höhen zu ersteigen, nach denen wir Menschen uns sehnen." Die beiden ersten Hefte bieten eine Fülle interessanter Aufsätze über den Dichterfürsten und sind mit einer Reihe wohlgelungener Bilder geschmückt, so daß diese originelle Goethe-Zeitschrift bald weiteste Verbreitung in deutschen Landen finden wird.

Dresden. Lic. Dr. **Warmuth.**

Georg Weber, Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte, 21. Auflage, vollständig neu bearbeitet von Alfred Baldamus. Vierter Band: Neueste Zeit. Leipzig, Engelmann, 1905. gr. 8°. XX und 843 S.

Nachdem 1902 der erste Band des von Prof. Baldamus völlig erneuerten sogenannten „mittleren Weber", der das Altertum behandelte — ein Werk Prof. Schwabes — und 1903 der zweite, dem Mittelalter gewidmete und vom Herausgeber selbst verfaßte erschienen waren, ist 1905 unter vorläufiger Zurückstellung des dritten der vierte Band veröffentlicht worden, der die neueste Zeit von 1789 an zum Gegenstande hat und bei dem der Löwenanteil der Arbeit von Prof. Moldenhauer geleistet worden ist. Doch sind auch Prof. Friedrich mit einer umfänglichen Darstellung der Literatur, Prof. Lehmann mit sieben Paragraphen über die Kunst und der Herausgeber des Ganzen mit acht Paragraphen, die der Zusammenfassung der ungeheuren Stoffmenge dienen, beteiligt. Wenn man den gewaltigen Umfang der zu leistenden Arbeit und die beträchtlichen und mannigfachen Schwierigkeiten erwägt, die sich solchem Werke entgegenstellen, so wird man denen, die es zustande gebracht haben, über die Art, wie dies gelungen, seine freudige Anerkennung nicht versagen mögen. Es wird mit jedem neuen Bande deutlicher, daß der Hauptvorzug dieser Neugestaltung des Weberschen Lehrbuchs in der Verbindung voller wissenschaftlicher Gründlichkeit mit klarer, lebendiger Darstellung liegt, wodurch das Werk in der Tat mehr zum Handbuch als zum Lehrmittel geworden ist. Wie groß die Arbeit dieser Neugestaltung war, ermißt man, wenn man beachtet, daß von 400 Paragraphen nur 64 im wesentlichen unverändert geblieben sind, 230 aber ein ganz anderes Gesicht bekommen haben und 106 völlig neu hinzugefügt worden sind. Anfang April 1905 wurde der Band ausgegeben; und

wenn man nun auf S. 794 die Darstellung der weltgeschichtlichen Ereignisse bis zum Ausgang der Schlacht von Mukden (24. Februar—10. März 1905) geführt findet, so wird man wohl sagen dürfen, daß diese Weltgeschichte vor dem Vorwurfe, nicht modern genug zu sein, mindestens stofflich gesichert ist. Daß sie es aber im guten Sinne auch hinsichtlich der berechtigten wissenschaftlichen Ansprüche ist, davon haben wir uns durch eingehende Prüfung der verschiedenen Teile überzeugt.

Der ganze Band setzt sich aus neun Büchern zusammen, die den Stoff folgendermaßen gliedern: 1. Die französische Revolution und die Neugestaltung Europas. 2. Literatur und Kunst Europas im Zeichen der Romantik. 3. Europa von der Stiftung der heiligen Allianz bis zur Julirevolution. 4. Von der Julirevolution bis zur Februarrevolution. 5. Von der Februarrevolution bis zum Jahre 1863. 6. Die Gründung des neuen Deutschen Reiches und die Vollendung der italienischen Einheit. 7. Literatur und Wissenschaft Deutschlands im 19. Jahrhundert (außer der romantischen und modernen Literatur). 8. Europa unter dem Einfluß der Friedenspolitik Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks. 9. Die Zeit der neuen Weltpolitik und Weltwirtschaft. In diesem letzten Buche werden auch die religiösen und kirchlichen Fragen, die jüngstdeutsche Literatur und die moderne Kunst Europas behandelt. Jedes dieser Bücher mit Ausnahme des zweiten wird durch einen „Überschau und Vorblick" betitelten Paragraphen eingeleitet, das Ganze durch einen „Rückblick und Ausblick" abgeschlossen; diese Paragraphen sind von Prof. Baldamus geschrieben und enthalten vortreffliche Zusammenfassungen nach den Hauptgesichtspunkten und Leitlinien der geschichtlichen Entwickelung. Besonders der „Rückblick und Ausblick" scheint uns ein Muster klarer Übersicht über diese Entwickelung.

Daß auch dieser Band all die schon an den beiden ersten hervorgehobenen äußeren Vorzüge (klare Gruppierung, Buch-, Kapitel- und Paragraphenüberschriften, verschiedene Drucktypen, Randmarken u. a.) aufweist, versteht sich bei der einheitlichen Anlage des Gesamtwerkes von selbst. Möchten zu dessen Vollendung der dritte Band und das verheißene alphabetische Register nicht mehr lange auf sich warten lassen!

Dresden. **Edmund Bassenge.**

Margarete Lenk, Lenas Wanderjahre. Eine Erzählung für die Jugend. Zwickau i. S., Verlag von Joh. Herrmann, 1905. 228 S. In Leinenband 2,25 M.

Professor Franke bringt, da er sich an einer Forschungsreise beteiligen will, sein mutterloses Töchterchen zu Verwandten nach Amerika. Lena verlebt bei einer Tante, die ihre Hühner und Katzen mehr liebt als Kinder, ein schweres, aber lehrreiches Jahr. Wohler fühlt sie sich unter der Aufsicht einer anderen Tante und im Umgange mit deren fünf Knaben. Einen von ihnen, ihren Liebling, muß sie sterben sehen, doch wird ihr erschüttertes Gemüt getröstet, als der Familienkreis durch die Geburt eines Töchterchens wieder ergänzt wird. Im Lieben und Dienen findet Lena die Befriedigung, die sie bisher nur in

geistigen Genüssen und romantischen Erlebnissen gesucht hat. Der Vater kehrt zurück, und Lena erhält nach glücklicher Heimreise, was ihr so sehr gefehlt hat, eine Mutter. Dies der Inhalt der neuesten Geschichte der ausgezeichneten Erzählerin, die ihr Werk mit der ganzen Tiefe ihres frommen Gemüts erfüllt und mit der vollen Anmut und Frische ihres prächtigen Humors ausgeschmückt hat. Für jedermann, ganz besonders aber für junge Mädchen eine genuß- und lehrreiche Lektüre. Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich.

Bautzen. **G. Klee.**

Juliane Moritz, Die Tauschmädels. Eine Erzählung für junge Mädchen. Mit 16 Text- und 8 ganzseitigen Bildern von Fritz Bergen. Stuttgart, Verlag von K. Thienemann, 1903. 8°. Preis 4 M.

Der Inhalt der humoristischen Erzählung konzentriert sich um Magda, einer wohlhabenden Münchener Witwe verwöhnte einzige Tochter, die zwecks Erlernung der Wirtschaft in die kinderreiche, arbeitsame Familie eines Arztes einer kleinen schwäbischen Stadt gegeben wird, während Paula, eine Tochter dieses Hauses, zur Mutter Magdas geht, in der Absicht, sich in München der Malerei zu widmen. Magda ist anfangs mit ihrer Stellung durchaus unzufrieden und wird immer verbitterter, bis sie sich allmählich durch das anregende Beispiel ihrer Umgebung und durch zunehmende Selbsterkenntnis sehr tüchtig heranbildet. Der älteste Sohn des Hauses neckt sie oft, aber nur in der edlen Absicht, um an ihrer Erziehung mitzuarbeiten; als er seine erste Praxis beginnt, verlobt sie sich mit ihm.

Die Erzählung ist für Bibliotheken höherer Mädchenschulen ganz geeignet, um so mehr, als die Anzahl wirklich gediegener Unterhaltungsschriften, die zugleich auch pädagogischen Wert haben, nicht gerade allzu groß ist.

Hettstedt (Südharz). Dr. **Karl Löschhorn.**

Ferd. Bäßler, Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters. Ihren Sängern nacherzählt. 3. Band: Gudrun. 7. Auflage. — 4. Band: Roland. 7. Auflage. Illustrierte Geschenkausgabe, jeder Band 2 M. Leipzig, H. Hartung u. Sohn, 1905.

Daß die bekannten Bäßlerschen Bearbeitungen der schönsten Heldensagen des germanischen Mittelalters[1]) einem wirklichen Bedürfnis entsprechen und offenbar schon in weiten Kreisen, gleichermaßen in Schule wie in Haus, geschätzt werden, erhellt wohl am besten daraus, daß vom 3. Band (Gudrun) und vom 4. Band (Roland) schon die 7. Auflage vorliegt. Habent sua fata libelli. Und zwar verdienen diese ausgezeichneten Bücher mit Fug und Recht ihre weite Verbreitung. Prof. Ferd. Bäßler, der an der Königl. Landesschule in Pforta wirkte, hat den feinen pädagogischen Gedanken gehabt, jene Heldensagen „ihren Sängern nachzuerzählen“. Die ganze Fülle des mittelalterlichen Sprachschatzes

1) Band 1: Frithjofsage, Band 2: Der Nibelungen Not, Band 3: Gudrun, Band 4: Rolandsage, Band 5: Alexandersage. In einem Bande gebunden 6 M. Leipzig, H. Hartung u. Sohn.

mit seinem klaren, kraftvollen Ausdruck und seinem herrlichen Bilderreichtum bietet der Verfasser auf, um in möglichster Anlehnung an das mittelalterliche Original doch so zu erzählen, daß auch der Mensch des 20. Jahrhunderts seine Worte ohne weiteres versteht, ja sich von jener kraftvollen, urdeutschen Ausdrucksweise besonders anheimelnd berührt fühlt; es ist, „als ob der erfahrene Greis seinen aufmerksam lauschenden Enkelkindern aus längst vergangenen Jugendtagen erzählt". Sollte die Jugend nicht gerade an den Lippen eines solchen Erzählers mit doppelter Begeisterung hängen und sich nicht von ihm besonders gern zu germanischem Fühlen und Denken anregen lassen? Nicht nur der Deutschlehrer, sondern auch der Geschichtslehrer hat hier eine äußerst dankbare Aufgabe und darf mit Gewißheit auf die lebhafteste Teilnahme seiner Schüler rechnen; wenn alle die Charakterzüge in festen Umrissen herausgearbeitet sind, die das streng historische Bild der großen Persönlichkeiten unseres Volkes ergeben, dann werden diese frisch und anregend, oft mit poetischem Schwung geschriebenen Sagenbücher eine außerordentlich wertvolle Lektüre und willkommene Ergänzung bieten.

Während von den in 7. Auflage vorliegenden Bänden der dritte (Gudrun) den lautesten Widerhall in den Herzen unserer weiblichen Jugend finden wird, da hier in meisterhafter, ergreifender Weise aufopfernde Treue, echt christliche Demut und wahrhaft vornehmer Adel einer kerndeutschen Frauenseele verherrlicht wird, dürfte in gleicher Weise der 4. Band (Roland) unsere Knabenwelt fesseln. Die Rolandsage gehört ja seit den Zeiten des Pfaffen Konrad zu den beliebtesten Stoffen der Karolingischen Heldenzeit: todesverachtende Tapferkeit, unverbrüchliche Treue gegen den angestammten Fürsten, freudige Hingabe an den heiligen Christenglauben: diese helleuchtenden Eigenschaften des mittelalterlichen Ritters üben auch heute noch ihren Zauber auf das empfängliche Gemüt jugendlicher Leser aus. Sind nun diese nie zu erschöpfenden Stoffe so glücklich behandelt wie von der geschickten Feder Bäßlers und ist die Darstellung noch in stimmungsvoller Weise gehoben durch die geschmackvollen Originalzeichnungen des Münchener Malers A. C. Baworowski, so werden diese vortrefflichen Erneuerungen unserer deutschen Heldensagen gewiß geeignet sein, Begeisterung für die nationalen Güter in den Herzen unserer Jugend zu entzünden; sie verdienen also mit gutem Recht die warme Empfehlung, die ihnen von mannigfaltigster Seite bereits, u. a. auch vom Königl. Sächs. Kultusministerium, zuteil geworden ist, und sollten deshalb in keiner Schüler- oder Volksbibliothek fehlen.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Berichtigung zu Ztschr. XX, S. 71 f.

In der Besprechung der „Französischen Übungsbibliothek" (Dresden, Ehlermann), herausgegeben von Prof. Dr. Julius Sahr, muß es bei Aufzählung der neuen Bearbeitungen auf S. 72 heißen: 3. Benedix Das Lügen, bearbeitet von Prof. Dr. Heinrich Zschalig (1902) und 8. Benedix Ein Lustspiel, bearbeitet von Prof. Dr. Hermann Schindler (1903). Die eben genannten Neubearbeitungen ersetzen nämlich die alten von Prof. Dr. Peschier herrührenden Ausgaben beider Lustspiele.

Dresden. **Anna Brunnemann.**

Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 8. Jahrg. 1905. XV. und XVI. Bandes 8. Heft. Inhalt: Die Schrift von der Welt. Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Popularphilosophie. Von Dr. Wilhelm Capelle in Hamburg. — Voltaire über das klassische Altertum. Von Prof. Dr. Paul Sakmann in Stuttgart. — Herbert Spencer. Von Oberlehrer Dr. Eugen Oder in Berlin. — Humanistisches Gymnasium und historische Bildung. Von Rektor Prof Dr. Otto Kaemmel in Leipzig. — Sonderschulen für hervorragend Befähigte? Von Oberlehrer Dr. Richard Ullrich in Berlin. — Zur Praxis des deutschen Aufsatzes, besonders in den oberen Klassen. II. Von Prof. Dr. Hermann Schott in Regensburg. — Lessings Laokoon und der Kunstunterricht. Von Prof. Dr. Carl Nohle in Berlin.

—— XV. und XVI. Bandes 9. Heft. Inhalt: Der Ursprung des Deutsch-Französischen Krieges nach einer Darstellung Bismarcks. Von Prof. Dr. Alfred Baldamus in Leipzig. — Ein Gang durch die neueste Literatur zum Unterricht in der philosophischen Propädeutik. Von Direktor Prof. Dr. Max Nath in Nordhausen. — Die Leistungsfähigkeit unserer Mittelschüler und ihre Beurteilung. Von Direktor Dr. Gustav Hergel in Aussig i. B. — Künstlerischer Wandschmuck in der Schule. Von Oberlehrer Dr. Karl Tittel in Leipzig. — Die wissenschaftlichen Abhandlungen der Jahresberichte. Von Oberlehrer Dr. Willy Varges in Ruhrort.

Archiv für Kulturgeschichte. III. Band. Heft 4. Inhalt: Norddeutschland unter dem Einfluß römischer und frühchristlicher Kultur. Eine Studie zu den altniederdeutschen Lehnwörtern. II. Von Dr. Franz Burckhardt in Göttingen.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 5. Band. 4. Heft. Inhalt: Richard Maria Werner, Jean Paul und Grimmelshausen. — Heinrich von Lessel, Untersuchungen über Anastasius Grüns „Pfaff von Kahlenberg". II. — Hermann Jantzen, Gottscheds Vorrede zur Philosophie des Abtes Terrasson.

Monatsschrift für höhere Schulen. 4. Jahrg. 11. Heft. November. Inhalt: Der Unterricht an den höheren Schulen und die römische Rechtsgeschichte. Von Prof. Dr. P. Krückmann an der Universität Münster i. W. — Das Lesen der Heiligen Schrift im Griechischen. Von Prof. Dr. J. Sanneg in Luckau. — Eine vergessene Plato-Übersetzung. Von Direktor H. Guhrauer in Wittenberg.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 17. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: Die Erziehung zur Arbeit an den höheren Schulen, insbesondere den Oberrealschulen. Von Dr. E. Hintzmann, Direktor der Oberrealschule in Elberfeld. — Die Einführung von Weizsäckers Übersetzung des Neuen Testaments in den oberen Klassen der Realgymnasien und Oberrealschulen. Von Oberlehrer Th. Schneider in Wiesbaden.

Die Deutsche Schule. 9. Jahrg. 10. Heft. Oktober 1905. Inhalt: Zur Lehrerinnenfrage. Ein Präludium zur nächsten deutschen Lehrerversammlung. Von Ernst Weber in München.

Neue Bahnen. Zeitschrift für Erziehung und Unterricht. 17 Jahrg. 1905/06. Heft 1. Oktober 1905. Inhalt: Bureaukratismus in der Schule. Von Dr. Rudolf Schubert in Leipzig. — Gymnastik und Kunstsinn. Von August Schmarsow in Leipzig. — Wirklichkeitsunterricht. Von Dr. A. Pabst in Leipzig.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1905. Heft 11. Inhalt: Stiehler, Kunstschätze im Königl. Lehrerseminar zu Frankenberg i. S.

Der Säemann. Monatsschrift für pädagogische Reform. 1. Jahrg. 1905. 9. Heft. September. Inhalt: Alfred Biese-Neuwied, Vom Wesen und Werden des modernen Naturgefühls. Ein Beitrag zur Naturerziehung. — L. Droescher-Berlin, Erste Aufsatzübungen. — Wilh. Bode-Weimar, Tolstoi in Weimar. — Rud. Pannwitz-Berlin, Zweiter Deutscher Erziehungstag in Weimar.

Neu erschienene Bücher.

Dr. Friedrich Haft, Der Ring des Nibelungen. Jena, F. Haft, 1905. 86 S.
Dr. Julius Ziehen, Quellenbuch zur Deutschen Geschichte von 1815 bis zur Gegenwart. Dresden-Leipzig, L. Ehlermann, 1905. 187 S.
Dr. Paul Lorentz, Hebbelbuch. Dresden-Leipzig, L. Ehlermann, 1905. 160 S.
L. Vogt, Zur deutschen Rechtschreibung. Großenhain u. Leipzig, Baumert und Ronge, 1905. 32 S.
Homers Odyssee. Deutsch von H. G. Meyer. Schulausgabe. Berlin, Julius Springer, 1905. 256 S.
Dr. Fr. Boden, Die isländische Regierungsgewalt in der freistaatlichen Zeit. Breslau, M. u. H. Marcus, 1905. 101 S.
R. W. Enzio, Dichter der Gegenwart im deutschen Schulhause. Langensalza, F. G. L. Greßler, 1905. 166 S.
Dr. Paul Lorentz, Goethes Gedankenlyrik. Dresden-Leipzig, L. Ehlermann, 1905. 162 S.
Dr. M. Wohlrab, Shakespeares Julius Cäsar. (Ästhet. Erkl. klass. Dram. 6. Bd.) Dresden-Leipzig, L. Ehlermann, 1905. 82 S.
Prof. Dr. W. Golther, Nordische Literaturgeschichte. 1. Teil. Leipzig, G. J. Göschen, 1905. 123 S.
Dr. H. Jantzen, Gotische Sprachdenkmäler. Leipzig, G. J. Göschen, 1905. 153 S.
Schiller-Ausstellung im Schillermuseum zu Marbach 1905. Stuttgart, Deutsche Verlagsgesellschaft Union. 40 S.
U. u. M. Henschke, Deutsches Lesebuch für die weibliche Jugend. 3. Aufl. Leipzig, Th. Hofmann, 1905. 500 S.
Ferd. Bäßler, Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters. Band 3: Gudrun, 7. Aufl. Band 4: Roland. Leipzig, H. Hartung u. Sohn, 1905.
Dr. W. Hoppe, Das Verhältnis Jean Pauls zur Philosophie seiner Zeit. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. 83 S.
Paldamus, Deutsches Lesebuch. Ausg. C. 6. Teil: Obertertia u. Untersekunda. 17. Aufl. Herausgeg. von Dr. O. Winneberger, Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1905. 447 S.
Dr. Wespy, Über den Stand der höheren Mädchenschulen in Preußen. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 24 S.
Dr. Artur Petak, Die Lieder von der schönen Müllerin. Jahresbericht des K. K. Staatsgymnasiums in Iglau, 1905. 37 S.
Prof. Dr. E. Ziegeler, Gymnasium und Kulturstaat. Bremen, Rühle u. Schlenker, 1905. 12 S.
Dr. G. Boerner, Extemporier-Aufsätze. Fürstenwalde (Spree), J. Seyfarth, 1905. 84 S.
Wilh. Bangert, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in der Vorschule auf phonetischer Grundlage. 3. Aufl. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1905. 111 S.
Wilh. Bangert, Begleitwort zu dem Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in der Vorschule. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1905. 20 S.
Frick und Polack, Aus deutschen Lesebüchern. 4. Band, 1. Abteilg. Epische Dichtungen. 4. Aufl. Leipzig u. Berlin, Th. Hofmann, 1906. 508 S.
Dr. Eugen Eiber, Bei Spiel und Sport. Eine Dichtung für Schulfeste. Neustadt a. H., Anton Otto, 1904. 19 S.
Dr. Eugen Eiber, Aufs Land! Eine Dichtung für Schulfeste. Neustadt a. H., Anton Otto, 1901. 16 S.
Dr. Eugen Eiber, Treu zu Schiller! Schülerfestspiel zum 9. Mai 1905. Neuburg a. D., Grießmayer, 1905. 20 S.
Dr. Karl Furtmüller, Die Philosophie Schillers und der Deutschunterricht in den Oberklassen des Gymnasiums. Jahresbericht des deutschen Staats-Obergymnasiums zu Kaaden a. d. Eger, 1905. 12 S.
Dr. Gustav Porger, Neueres deutsches Epos. 2. Aufl. Leipzig, Dürr, 1906. 192 S.
Deutsche Schiller-Stiftung, 45. Jahresbericht. Vorort Weimar, 1905. 18 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I.

Die Schöpfung der Sprache.[1])

Von Dr. **Ernst Meyer** in Ruhrort.

Vor kurzem ist in dem Verlage von Fr. Wilh. Grunow von einem jüngeren Gelehrten, Wilhelm Meyer, auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft ein Buch erschienen, das die Aufmerksamkeit nicht nur der Gelehrtenwelt, sondern weiterer Kreise in hohem Maße verdient. Wie der Titel sagt, will das Werk von der Schöpfung der Sprache, also von den höchsten Sprachproblemen handeln. Das könnte zunächst eher gegen als für das Buch sprechen. Denn der kundige Fachgelehrte wird ihm mit einigem Mißtrauen begegnen, weil er darin keine strenge Forschung vermutet, die von einem fest gegebenen Sprachstoffe ausgeht und darauf sicher gegründete Resultate aufbaut, sondern irgendein haltloses, in die Wolken sich verlierendes Philosophieren über die Sprache. Und dem für Sprache und Sprachwissenschaft interessierten Laien wird es ähnlich ergehen, mag sein Interesse auch gerade den höchsten Sprachproblemen zugewandt sein. Er wird denken: da wird einmal wieder mit mehr oder weniger Geist eine neue Hypothese vorgetragen, wie ich deren schon so viele gehört habe, doch leider nur wieder eine Hypothese, für und gegen die man streiten kann. Wer nur wenige Seiten des Buches gelesen hat, wird zu seiner Überraschung finden, daß beide Befürchtungen, so berechtigt, ja geboten sie vielleicht von vornherein waren, auf dieses Werk nicht zutreffen: nirgends ein wolkenhaftes Schweben über dem Stoffe der Sprache, sondern überall ein Hinabsteigen in ihre tiefsten, verborgensten Schachte, nirgends luftige, haltlose Hypothesen, sondern überall feste, sichere Gesetze. Kaum ist das Problem, wie einst die Sprache ihre unzähligen Wortgestalten geschaffen hat, mit wenigen, aber festen Strichen in voller Klarheit, mit zwingender Gewalt vor das Auge des Lesers gestellt, so wird auch schon der einzig mögliche Weg zu seiner Lösung gewiesen. Dann werden ruhig und sicher vornehmlich an dem Sprachstoffe der deutschen, griechischen und lateinischen Sprache die Gesetze der Sprachschöpfung aufgezeigt, Gesetze so einfach und klar, daß sie in ihrem Wesen wie in ihrer Wirksamkeit von jedem Ge-

1) Wilhelm Meyer-Rinteln, Die Schöpfung der Sprache. Leipzig, Friedrich Wilh. Grunow, 1905. XVI u. 256 S.

bildeten verstanden werden können. Was sie sind und bedeuten, welche neuen Rätsel sie bergen — stellt doch jedes Gesetz dem nach dem tiefsten Wesen der Dinge drängenden Menschengeiste immer wieder neue Fragen —, weiteren Kreisen der Gebildeten darzulegen, dazu wollen die folgenden Zeilen dienen.

Um Wesen und Bedeutung der neuen Entdeckung in ihrem ganzen Umfange verstehen und würdigen zu können, muß man in großen Zügen mit den Zielen und den Ergebnissen der bisherigen Sprachwissenschaft bekannt sein.

Die Beschäftigung mit der Sprache ist alt, das Interesse für Spracherscheinungen reicht Jahrtausende hinauf; die echte, ernste Sprachwissenschaft aber ist verhältnismäßig jungen Ursprungs, ist ein Kind des ruhmvollen Jahrhunderts, das eben ins Grab gesunken, nachdem es so mancher Wissenschaft das Leben hat schenken sollen. Als mit dem Beginn des vergangenen Jahrhunderts im wissenschaftlichen Denken ein völlig neuer Geist seine Fittiche mächtig zu regen begann, schlug auch die Geburtsstunde der indogermanischen Sprachwissenschaft.

Die alte philosophische Art, die Dinge zu erfassen, mußte der historischen oder genetischen Denk- und Betrachtungsweise das Feld räumen. Das 18. Jahrhundert hatte gleichsam aus der Vogelperspektive die Wirklichkeit zu deuten unternommen, ohne sich darum zu kümmern, ob die einzelnen Erscheinungen zu der Deutung stimmten; vor den höchsten Problemen war es nicht zurückgeschreckt, allein, so hoch es seinen Flug gerichtet hatte, es war ein verhängnisvoller Ikarusflug geworden. Man erkannte immer mehr, um den Himmel zu stürmen, war es nötig, bescheiden von unten Stufe für Stufe aufzubauen und nicht gleich mit dem Dach des Baues beginnen zu wollen; um die Welt der Erscheinungen in ihrem Wesen zu begreifen, war es erforderlich, jeder Erscheinung selbst in ihr Antlitz zu schauen und zu prüfen, wie sie gerade diese Züge zeige, wie sie geworden sei. Die Dinge in ihrem Werden zu erfassen, das versprach allein ihrer Wahrheit nahe zu kommen, hieß allein noch wissenschaftlich denken, während die alte Art und Neigung des philosophischen Zeitalters, die Dinge von vornherein in Konstruktionen zwängen zu wollen, als dogmatisch und daher unwissenschaftlich verdammt wurde. So zog allmählich fast auf allen Wissensgebieten die neue Denkweise als Herrscherin ein, in ihrem Gefolge überall helles Licht über die Welt der Erscheinungen verbreitend. Die historischen Wissenschaften, Geschichte, Rechtswissenschaft, Theologie, auch Philosophie blühten unter ihrem Einflusse naturgemäß zuerst auf, neue, nie geahnte Erkenntnisse zutage fördernd, dann die Naturwissenschaften, so z. B. die Geologie, wie ja auch die Entwickelungslehre Darwins als

die reife Frucht der historischen oder genetischen Denkweise anzusehen ist. In der Sprachwissenschaft vollzog sich der Umschwung vom ersten zum zweiten Jahrzehnt. Alle Versuche, Sprachprobleme und dazu noch die tiefsten auf rein philosophischem Wege lösen zu wollen, galten allmählich für verfehlt und überwunden, mochten sie noch so tiefsinnig, noch so geistvoll sein wie derjenige Herders. Die Überzeugung brach sich Bahn, daß über Sprache und ihre Formen recht zu urteilen nur befähigt ist, wer ihre Geschichte, ihre jahrhundert-, ja jahrtausendelangen Entwickelungsprozesse kennt; nur der kann ein rechtes Wissen von der Sprache erlangen, der die Mühe nicht scheut, ihr bis in die früheste Kindheit Schritt für Schritt, soweit dies möglich ist, zu folgen; zu brechen ist mit der alten dogmatischen Art, die ohne tiefere Kenntnis Spracherscheinungen auf Gutdünken zu deuten unternimmt. Keinen Geringeren als Jakob Grimm sehen wir diesen Wandel der wissenschaftlichen Anschauung mit durchmachen. Noch im Anfange des zweiten Jahrzehnts urteilte er über Sprachdinge völlig dogmatisch, erst der scharfe Tadel Friedrich Schlegels, den er sich infolgedessen gefallen lassen mußte, führte ihn zu einem ernsten Studium vorzugsweise der germanischen Sprachen.

Als sich aber einmal der neue Geist im wissenschaftlichen Denken durchgesetzt hatte, wurden gleich Koryphäen dem jungen Morgen der indogermanischen Sprachwissenschaft beschert, Männer, die sie sofort um ein gewaltiges Stück vorwärts führten und zugleich den folgenden Generationen die Wege wiesen. Franz Bopp aus Mainz muß als ihr eigentlicher Begründer angesehen werden. In zwei epochemachenden Werken, die in den Jahren 1816 und 1833 erschienen, wies er zum erstenmal die Verwandtschaft aller indogermanischen Sprachen nach. Den erstaunten Blicken seiner Mitwelt zeigte er die entzückende Neuigkeit, daß nicht nur die Sprachen der europäischen Völker, der Griechen, Römer, Germanen, Kelten und Slawen Kinder *einer* Mutter waren, sondern daß sogar im fernen Indien eine alte, ehrwürdige Verwandte von ihnen weilte. Eine Fülle von neuen Aufgaben und neuen Rätseln war allein mit dieser Entdeckung gegeben, indem sie vor allem eine vertiefte Erforschung der Einzelsprachen forderte und ermöglichte. Schon zwei Jahre nach Bopps erstem Werke, 1818, entwickelte der Däne Rask in einer Preisschrift das germanische Lautverschiebungsgesetz und wies damit in großen Zügen die gesetzmäßige Sonderentwickelung des germanischen Konsonantismus nach. Jakob Grimm gelang es dann, das Gesetz weiter auszugestalten und in mustergültiger Weise, allerdings erst in der zweiten Auflage seiner deutschen Grammatik, darzustellen, so daß es nachher an seinen Namen geheftet blieb. Der Erforschung deutschen Wesens und deutscher Sprache galt die ganze Kraft

und der ganze Fleiß der edlen Brüder Grimm, die mit liebevoller Pietät unserer Muttersprache bis in ihre tiefsten Gänge und weitesten Verzweigungen nachgingen. Ein ganz anderer, universal gearteter Geist, der zu derselben Zeit auf dem Felde der Sprachwissenschaft bahnbrechend wirkte, war Pott, dessen Genialität neben der indogermanischen Sprachfamilie die Sprachen fast aller Völker in den Kreis seiner Forschung zu ziehen suchte. Ihm gebührt das große Verdienst, die Methode strenger Lautvergleichung in die indogermanische Sprachwissenschaft eingeführt zu haben. An die Namen dieser wenigen Männer, vor allem von Bopp, Grimm und Pott, ist die gesamte Entwickelung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts geknüpft. In staunenswerter Weise haben sie in einem Zeitraum von kaum zwei Jahrzehnten den breiten und festen Grund zu einer völlig neuen Wissenschaft gelegt, auf dem die künftigen Forscher sicher weiterbauen konnten. Der scharfsinnige und weitblickende Schleicher konnte daher schon nach der Mitte des Jahrhunderts eine Monographie der einzelnen indogermanischen Sprachen zu schreiben unternehmen und auf Grund dieser Leistung als weiteres Ziel die Wiedergewinnung (Rekonstruktion) der einst allen arischen Völkern gemeinsamen Ursprache seinen Nachfolgern weisen, ein Ziel, das noch bis auf den heutigen Tag als unerreicht im Mittelpunkte der indogermanischen Sprachforschung steht.

Inzwischen hatte die Einzelforschung einen kräftigen Aufschwung genommen. Nach dem Vorbilde der Gebrüder Grimm, die die germanischen Sprachen musterhaft durchforscht und dargestellt hatten, bearbeitete Diez die romanischen, Zeuß die keltischen, Miklosich die slawischen Sprachen usf. Dabei unterließ man nicht eine gründliche Erforschung der lebenden Mundarten, da sie wieder ein helles Licht auf die sprachlichen Vorgänge vergangener Zeiten werfen konnten. Es entstand nach und nach eine Reihe von Mundartenwörterbüchern, sogenannten Idiotika, die den unerschöpflich reichen Born der Volkssprache aufschlossen. Auch hier steht gleich eine Musterleistung aus dem Ende der dreißiger Jahre an der Spitze, das bayrische Wörterbuch von Jakob Grimms vertrautem Freunde Schmeller. So erhielt nicht nur jede Sprache, nein fast jeder Dialekt seine Bearbeiter, und wie es die historische Denkweise gefordert hatte, erlangten die kleinsten Erscheinungen die gleiche Beachtung wie die großen. Wenn man am Ende des Jahrhunderts rückblickend sich einmal Rechnung ablegte, was die junge Wissenschaft in der verhältnismäßig kurzen Zeitspanne geleistet hatte, so konnte man mit berechtigtem Stolze bekennen: es war über Erwarten viel. Wo vor kaum hundert Jahren noch ein großes leeres Feld zu finden war, da sah das Auge jetzt überall wohlangebaute, von fleißigen Händen stets neu bestellte Fluren. Mochte der Blick schweifen von den heiteren, märchen-

umwobenen Ufern des Ganges und des Indus über die europäische Kulturwelt hinweg bis dorthin, wo die schäumenden Wogen an den rauhen, düsteren Klippen Irlands sich brechen, so erklang auf dem weiten Gebiete wohl kaum eine Sprache, die nicht ihren würdigen Forscher gefunden hätte, deren gesetzmäßige Entwickelung nicht in großen Zügen klargelegt wäre. In der Tat, die historische Denkweise hatte auf dem Felde der indogermanischen Sprachwissenschaft glänzende Resultate gezeitigt, allerdings — so müssen wir ehrlich hinzufügen — nicht, ohne zugleich erhebliche Opfer zu bringen.

Die tiefsten Sprachprobleme, vor allem die Hauptfrage: Was bedeuten im letzten Grunde die unzähligen Wortgestalten?, waren allmählich aus dem Gesichtskreise der historischen Sprachwissenschaft geschwunden und mußten daraus schwinden. Zwar Bopp wie besonders der geniale Pott waren noch der Frage der Etymologie, die seit dem Altertum den menschlichen Geist immer wieder von neuem beschäftigt hatte, näher getreten; Pott hatte sie sogar zu einer gewissen Lösung zu bringen geglaubt, in Wirklichkeit aber sich dabei eines ähnlichen freien Spieles und zügellosen Treibens schuldig gemacht wie so mancher Etymologe vor und nach ihm. Die Folge war, daß die Vertreter streng exakter Forschung die Etymologie überhaupt aus dem ernsten Tempel der Wissenschaft verbannt und in das Reich müßiger Spekulation verwiesen wissen wollten. Hatte doch die Etymologie noch nie ihrem Namen Ehre gemacht, die Lehre der Wahrheit (ἔτυμος = wahr) zu sein! Man kann nur zu gut verstehen, wie gerade ernste, um die Wahrheit der Dinge bemühte Forscher lieber entsagende Selbstbescheidung in der Erkenntnis üben, als immer wieder einem zwar verlockenden, aber trügerischen Spiele mit der Wahrheit zum Opfer fallen wollten. Aber — und das ist die Kehrseite der Betrachtung — wir verstehen ebensogut und fühlen hoffentlich noch tiefer die brennende Sehnsucht des 18. Jahrhunderts, wie sie die Seele eines Herder durchglühte, die Schleier der tiefsten Sprachgeheimnisse lüften zu können — den Drang, das Wesen der Sprache zu begreifen. Ob es dem Menschengeiste gelingt oder nicht, ist eine Frage für sich. Ja, noch mehr: wir müssen bekennen, daß Probleme wie die Etymologie der Sprachwissenschaft erst ihren eigentlichen Reiz verleihen, daß ihnen gegenüber alle sprachhistorischen Fragen sogar von untergeordneter Bedeutung sind. Denn was will und kann die historische Sprachforschung im letzten Grunde leisten? Die Entwickelung der sprachlichen Erscheinungen so weit verfolgen, wie es auf dem festen Boden der Erfahrung möglich ist, d. h. so weit die geschichtlichen Belege reichen. Wo diese aufhören, ist auch die historische Forschung am Ende und steht vor dem unendlichen Ozean der Unerforschlichkeit, den sie nicht

zu überschreiten vermag. Sie hat kein Mittel mehr, auch nur ein kleines Stück dem großen Strome der Entwickelung weiter zu folgen, die die Sprache in dem langen Zeitraume vor jeder schriftlichen Aufzeichnung durchlaufen hat, geschweige denn bis zu der Quelle aufzusteigen, aus der all die unzähligen Sprachformen, wie sie uns gleich bei ihrem Auftreten in der Geschichte und heute noch umgeben, einst hervorgesprudelt, geboren sind. Und doch liegt gerade in der Erreichung dieses letzten Zieles der höchste Reiz und zugleich die höchste Aufgabe der Sprachwissenschaft beschlossen, so daß es den forschenden Geist mit Allgewalt treiben muß, in die geheimnisvollen Tiefen hinabzusteigen, wo er dem ersten Rauschen des jungen Sprachquelles begegnet.

Wir sind bei dem kurzen Rückblick auf die Ziele und die Ergebnisse der bisherigen indogermanischen Sprachwissenschaft unwillkürlich an der Stelle angelangt, von der unser Buch ausgeht. Wir haben hart an sein Problem gestreift, das nach den vorhergehenden Bemerkungen sofort in die Augen springt und genauer dargestellt lautet: Wie sind die zahllosen verschiedenen Wörter oder besser Sprachgestalten, wie sie uns in unserer Muttersprache, im Griechischen, Lateinischen, kurz in den Sprachen der indogermanischen Völker entgegentreten, entstanden? Oder, da die Wurzel eines Wortes seinen Kern, den Träger des Lebens, gleichsam seine Seele darstellt, während alles andere wie Endung, Suffix, Präfix usw. nur sein äußeres Gewand ausmacht, in dem andere Wörter ebensogut erscheinen können (vgl. Koch, Köch-in, koch-en, ge-koch-t. Sprach-e, sprech-en, ge-sproch-en. Lat. tim-or [Furcht], tim-eo, tim-idus. Val-or [Wert], val-eo, val-idus usw.; das Gesperrte bezeichnet jedesmal die Wurzel), so läßt sich die Frage noch schärfer fassen: Wie ist die unendliche Zahl von Sprachwurzeln entstanden? Herrscht in dieser unermeßlichen, schier verwirrenden Menge kein Gesetz, und hat der blinde Zufall über ihrem Werden gewaltet? Ist die Sprache willkürlich vom Menschen gemacht, wie er sich Haus und Hütte baut, oder ist sie nach inneren, notwendigen Gesetzen geworden, mit anderen Worten: ist sie ein Naturprodukt? — Schon die Beobachtung, daß die Sprache sich in gesetzmäßigen Bahnen entwickelt hat, wird uns von vornherein zu der Annahme bestimmen, daß sie dann auch gesetzmäßig entstanden ist. Diese Gesetze gilt es also zu suchen, und man darf hoffen, sie zu finden, wenn man von dem Gedanken durchdrungen in das unermeßliche Reich des Sprachstoffes eintritt: Diese bunte Vielheit der Sprachgestalten muß hervorgegangen sein aus einer Einheit, ähnlich wie die Fülle der vielgestaltigen Schöpfungen der Natur, indem zwischen dem Lautkörper und der Bedeutung der Wortgebilde irgendwie ein innerer, naturnotwendiger Zusammen-

hang von Anbeginn bestehen muß. Die Einheit in der Vielheit der Sprachformen überall zu erkennen und aufzudecken, die Mittel zu erforschen, deren sich die Sprache bedient hat, um den ungeheuern Reichtum ihrer Gestalten zu schaffen — um die Lösung dieser im Grunde höchst einfachen Frage handelt es sich in unserem Buche, das sich in diesem Sinne „Schöpfung der Sprache" nennt. Wir sehen — und das ist bisher gänzlich neu in der Geschichte der Sprachwissenschaft —, der Verfasser tritt an die Sprache heran mit einem großen, treibenden Gedanken, der den Schlüssel zu ihren Geheimnissen führen muß, mit einer philosophischen Idee, die den Sprachstoff dadurch zu beherrschen sucht, daß sie das Einzelne im Ganzen und das Ganze im Einzelnen erkennen will. Die alte Betrachtungsweise der Spracherscheinungen, die immer nur Einzelheiten für sich und darum Zufall im Einzelnen sieht, weicht hier einer höheren, intuitiven Anschauung, die jede Einzelerscheinung als Teil eines großen zusammenhängenden Organismus in seiner innersten Bedingtheit, in seiner Notwendigkeit erblickt und darum überall Gesetz sieht. Mit der gleichen Anschauung, wie sie Spinoza und Goethe den Erscheinungen der Natur gegenüber zeigen, tritt unser Verfasser an die sprachlichen Erscheinungen heran, in ihr wurzelt die Triebkraft zur Auffindung seiner Gesetze, die sich so geradezu mit innerer Notwendigkeit ergeben.

Welches sind nun diese Gesetze? Ein Gesetz, nach dem die Sprache ihren Formenreichtum geschaffen hat, liegt sofort zutage: das ist die vokalische Variierung der Wurzel, der Wissenschaft zum Teil unter dem Namen Ablaut längst bekannt, um dessen Erkenntnis sich vor allem wieder Jakob Grimm verdient gemacht hat. Danach können in ein und derselben Wurzel alle Vokale nebeneinander auftreten. Besonders in der griechischen, der klangreichsten Sprache, entfaltet dieses Gesetz seine höchste Kraft, aber auch in unserer Muttersprache tritt es uns überall entgegen, am deutlichsten beim Zeitwort, z. B. in singe, sang, gesungen — gebe, gab — reite, ritt, geritten — helfe, half, geholfen usw. Jedem drängt sich die Zusammengehörigkeit der Wurzeln ohne weiteres Nachdenken auf. Nicht so einfach ist es, die Zusammengehörigkeit bei Substantiv und Adjektiv unmittelbar zu fühlen. Daß matt und müde, kalt und kühl, Blatt und Blüte, Hahn und Huhn nicht nur Bezeichnungen zweier ähnlichen Begriffe, sondern genau die gleichen Wörter sind, erfordert schon einige Überlegung. Zugleich können wir schon hier feststellen, wie die auf physischem Wege unterschiedenen Formen in den Dienst der Bedeutung gestellt werden. So brauchten die beiden Wörter Hahn und Huhn ursprünglich nur die Art zu bezeichnen ohne Rücksicht auf das Geschlecht, erst später werden sie dazu verwandt, diesen inneren Gegensatz des Geschlechtes zu kennzeichnen. Ähnlich steht

es bei Blatt und Blüte, matt und müde usf. In großer und doch so einfacher Weise sehen wir hier zum erstenmal in der Sprache die innere Forderung der Einheit in der Vielheit erfüllt.

Ein zweites, bisher unbekanntes Gesetz der Wurzelabwandlung ist das Gesetz der Metathesis, nach dem in einer Wurzel die Laute jede beliebige Stellung einnehmen können. Wie in der Körperwelt durch die verschiedenartige Lagerung der Atome neue Körper hervorgebracht werden, so werden in dem Reiche der Sprache durch die wechselnde Stellung der Laute gleichsam neue Sprachkörper gebildet. Im Lichte dieses Gesetzes treten mit einemmal uns allen wohlvertraute Wortgestalten in engste Verbindung, die dem oberflächlichen Blicke weit getrennt erscheinen und doch ihrem innersten Wesen nach zusammengehören. Von früher Jugend auf sind wir gewohnt, die beiden gleichbedeutenden lateinischen Wörter für Furcht tim-or und met-us fast in einem Atem zu nennen. Daß sie aber wie dem Wesen, so auch der Form nach eins sind, daß sie genau die gleichen Wörter als gleichwertige Abwandlungen einer Wurzel darstellen, haben wir bisher nie gefühlt. Sind uns doch ebensowenig Wörter wie lat. nec-o (ich töte) und καίν-ω (=κάν-ιω, Aorist ἔ-καν-ον), anderseits lat. met-o (ich schneide) und τέμ-νω (Aorist ἔ-ταμ-ον) als Variationen einer Wurzel erschienen. Es treten unmittelbar zusammen lat. form-a und μορφ-ή (die Gestalt), und man darf fortan nicht mehr sagen, φιλ-έω heißt in unserer Sprache lieb-en, sondern es ist unser lieben, wie auch buol-en eine Abwandlung derselben Wurzel ist. Daß lat. ren-es (die Nieren) und das deutsche Wort Nier-en nicht nur Bezeichnungen des gleichen Begriffes, sondern das gleiche Wort sind, leuchtet jetzt ohne weiteres ein, wie wir auch καλ-έω (ich rufe), das gleichbedeutende λακ-έω, lat. il-lic-io (ich locke an) und unser froh-lock-en als Variationen einer Wurzel ansprechen. Dabei wird das deutsche Wort „frohlocken" durch den Vergleich mit seinen lateinischen und griechischen Schwestern in seiner ursprünglichen Bedeutung „froh rufen" durchsichtig. Aber schauen wir uns doch einmal nach der Wirksamkeit des Gesetzes in unserer Muttersprache um. Da finden wir bald zu unserer großen Überraschung, daß wir dasselbe Tier mit demselben Namen bezeichneten, wenn wir es Zieg-e oder Geiß (engl. goat), Zick-e oder Kizz-e nannten, daß wir im Grunde das gleiche Wort aussprachen, wenn wir von dem Kranken hoffnungsvoll sagen durften, daß er ge-nes-e oder ge-sun-de. Die enge Zusammengehörigkeit unserer zwei edelsten Waldtiere haben wir immer gefühlt, aber nicht, daß sie bei ihrer Wesensgleichheit auch den gleichen Namen tragen, Hirsch (althochdeutsch hir-uz, engl. har-t) und Reh. Fast neckisch will uns die Erscheinung anmuten, wenn wir sehen, daß dem Niederdeutschen das ober-

deutsche Topf in der umgelagerten Form Pot geläufig ist, in der er es dann auch dem Franzosen (le pot) überliefert hat. Ebenso kennt der Niederdeutsche das Wort seines oberdeutschen Bruders für Fuß, Tap=e, nur in der Form Pot=e. Es ist nicht nur der gleiche Begriff, sondern auch das gleiche Wort, wenn wir den Menschen gut nennen, der Tug=end hat. Unser Laub tritt jetzt wie der Sache, so auch der Form nach in engen Zusammenhang mit lat. fol-ium (das Blatt), ebenso unser leis=e (mhd. lîs-e) mit lat. sil-ere (schweigen). Aber noch unumschränkter hat das Gesetz gewirkt und dadurch einen unermeßlichen Reichtum an Formen hervorgebracht. Nicht nur konnten die Konsonanten gegenseitig ihre Stelle vertauschen, sondern einer von ihnen konnte bald vor, bald hinter den anderen treten. Hiernach finden sich wie dem Wesen, so auch der Form nach lat. gel-idus (kalt) und alg-idus (kalt) geradezu in selbstverständlicher Weise zusammen, wobei ein dritter Typus derselben Wurzel durch unser kal=t vertreten wird; und ohne weiteres erhellt jetzt, daß lat. sec-uris (das Beil, vgl. sec-are, schneiden) und das gleichbedeutende lat. asc-is Abwandlungen ein und derselben Wurzel sind. Unbewußt, ohne uns irgendwie genau Rechenschaft darüber gegeben zu haben, fühlten wir wohl immer den engen Zusammenhang der beiden griechischen Wörter für Blitz, στερ-οπή und ἀστρ-απή; aber haben wir es gefühlt, daß der Grieche wie der Römer für den gleichen Begriff Dreieck auch das gleiche Wort gebrauchten, mochte jener nun τρί-γων-ον, dieser tri-ang-ulum sagen? Haben wir es bemerkt, daß es im Kern die gleichen Wörter waren, wenn uns in einem griechischen Schriftsteller τελ-ευταῖος (der letzte), in einem römischen ult-imus und in einem deutschen unser letz=te (mhd. lezz-iste, engl. lat-est) begegneten? Helles Licht fällt mit einemmal auf lat. amn-is (der Fluß), das wir jetzt schon mit innerer Notwendigkeit zu man-are (fließen) stellen müssen, wie der Fluß naturgemäß nach seinem Fließen genannt ist. Wesen und Form decken sich auch hier auf das schönste. Nun tritt auch das vielerklärte lat. ins-ula (die Insel) aus seiner Vereinzelung heraus unmittelbar zu griech. νῆσ-ος, und endlich fällt auch von dieser Seite aus Licht auf unser deutsches Wort man=ch (engl. man-y), das sich wiederum nach Wesen wie Form zu seiner lateinischen Schwester omn-is (ganz, jeder) findet. So könnte ich im Anschluß an unser Buch noch Beispiele auf Beispiele für die Metathesiserscheinung häufen, doch glaube ich auch so schon, worauf es mir hier ankommt, ihre durchgehende Wirksamkeit und damit ihre Gesetzmäßigkeit als sprachschöpferisches Mittel dargetan zu haben. Die Frage bleibt noch kurz zu beantworten: Was ist denn die Metathesis ihrem Wesen nach? Worauf beruht diese eigentümliche, fast neckische Erscheinung? Wir können dem

Verfasser zustimmen, wenn er sie auffaßt als einen naturgeistigen (physiologisch-psychologischen) Vorgang. Zu seiner Erklärung müssen wir uns in die Zeit der Sprachschöpfung zurückversetzen, wo sich noch nicht wie heute für einen bestimmten Gegenstand auch ein ganz bestimmtes Wort festgesetzt hatte, wo alles noch gleichsam im Flusse war. Wenn da nun ein Individuum von einem anderen ein ihm bisher unbekanntes Wort hörte, das in jenem Jugendzeitalter der Sprache nur aus einer einsilbigen Wurzel bestand, z. B. top, so fielen als letzter Eindruck von dem Wort- oder besser Klangbild natürlich die letzten Bestandteile des Wortes in die Seele des Hörers, in dem gewählten Beispiele po. Sobald jetzt das hörende Individuum das ihm bis dahin völlig ungeläufige Wort selbst wiedergeben wollte, sei es sofort im Gespräch, sei es später, so konnten leicht die Laute zuerst wieder in der Seele aufsteigen, die zuletzt hineingefallen waren: statt top sagte dann das die Laute wieder hervorrufende Individuum pot oder auch opt usf. und schuf so unwillkürlich neue Formen. Ein interessantes Streiflicht fällt von dieser Seite auf den Vorgang der Sprachschöpfung, indem daran nicht allein das sprechende, sondern auch das hörende Individuum beteiligt war. Für diese ganze Auffassung der Metathesiserscheinung sprechen Beobachtungen, die wir noch heute an Individuen machen können, die zum erstenmal ihnen bisher völlig neue Worte oder Klangbilder wiedergeben wollen. Dieser Fall tritt z. B. in dem französischen Anfangsunterricht ein, wie er heute an unseren höheren Schulen gehandhabt wird, indem nämlich dem Schüler die fremden Worte zunächst vorgesprochen werden, die er dann sofort wiederholt. Hierbei kann man häufig die Erfahrung machen, daß der Schüler das ihm vom Lehrer vorgesprochene Wort bei der Wiedergabe „umdreht", und so könnte ich aus der Schulpraxis eine Fülle von derartigen Beispielen der Metathesis anführen. Zum Beispiel sagten mehrere Schüler statt des vorgesprochenen sonné (geläutet) nossé, statt raconte (erzähle) caronte, statt fusiller (schießen) sufiller, statt château (Schloß) tâcheau usf. Noch in historischer Zeit, als die Sprachschöpfung längst abgeschlossen war, hat denn das Gesetz immer wieder seine Wirksamkeit ausgeübt und dann auch öfter außer der Wurzel die sekundären Bestandteile eines Wortes erfaßt. Ein treffendes Beispiel ist das französische Wort für funkeln, das sowohl in der Form scintiller als auch in der Gestalt étinceler erscheint. Wir können hier deutlich scintiller als die ursprüngliche Form verfolgen, die auf lat. scintillare (eine Ableitung von scintilla, der Funke) zurückgeht und in ihrer Wurzel mit unserem deutschen Worte Schein (mhd. skîn) verwandt ist. Aus scintillare nun ging nachträglich die umgelagerte Form stincillare hervor, aus der sich dann nach französischen Lautgesetzen étinceler entwickeln sollte. Ein

ebenso treffendes Beispiel nachträglich eingetretener Metathesis dürfte das griechische Wort ἀ-μιθρ-έω (zähle) neben dem gewöhnlichen ἀ-ριθμ-έω sein oder der jetzige Gebirgsname „Vogesen" gegenüber der ursprünglichen Form Vosegus, wie sie auch unserem Wasgen-wald und dem französischen Vosges zugrunde liegt.

Das dritte große Gesetz, nach dem die Sprache ihren Reichtum an Formen einst geschaffen hat, ist der Wechsel der Konsonanten, zunächst von m, n, l, r, innerhalb derselben Wurzel. Eine unerschöpfliche Fülle von nie geahnten Beziehungen und Zusammenhängen tritt im Lichte dieses Gesetzes dem erstaunten Blicke entgegen, und unzählige Sprachgestalten enthüllen auf einmal in sonnenheller Klarheit ihr Wesen. Da zeigt es sich zu unserer Überraschung, daß genau wie unsere Wörter singen und Gesang, so auch lat. can-ere (singen) und car-men (Lied, Gesang) nach Wesen wie Form eins sind, und daß auch die römische Muse des Gesanges, die einen Horaz begeistert hat, die cam-oena, gleichsam eine Schwester in diesem Namensbunde ist. Für „Rohr" besaß der Grieche drei verschiedene Wörter, die doch im Grunde wieder eins sind, κάλ-αμος, κάν-να, κάμ-αξ, und der Römer kannte dasselbe Wort in noch anderer Gestalt, nämlich als car-ex. Mochte der römische Dichter singen von dem losen Am-or und der griechische von dem lieblichen Ἔρ-ως, der auf den Wangen der Mädchen im Schlafe flattert, beide gebrauchen mit dem gleichen Begriff auch das gleiche Wort. Und wenn der Germane wie der Grieche und der Römer das eine große Tagesgestirn in ihren Gesängen als die mächtige lebenweckende und lebenspendende Kraft feierten, so gaben sie ihm den gleichen Namen, mochte jener nun Sonn-e (engl. sun), diese ἥλ-ιος (= σήλ-ιος) und sol sagen. Ja, der Grieche legte sogar denselben Namen der sanfteren Schwester der Sonne, dem Monde bei, den er σελ-ήνη nannte. Der Glanz der beiden Gestirne eben ist es, der die gemeinsame Bezeichnung hervorgerufen hat, wie ja griech. σέλ-ας Glanz bedeutet. Auch den Tag hat der Grieche nach dem Lichte genannt ἡμ-έρα (= σημ-έρα), wie Horaz ihn ja oft geradezu lux (Licht) nennt, und so finden wir endlich das gleiche Wort auch wieder in lat. ser-enus (heiter, glänzend). Der Römer fühlte es kaum mehr, daß er dieselbe Mutter Erde, auf der er so fest und sicher stand, und die er sich nach und nach untertan machte, soweit sie seine Blicke umspannten, auch mit demselben Namen bezeichnete, ob er sie nun bald terr-a, bald tell-us nannte. Er fühlte es gleichfalls nicht, daß er den Begriff „Erhebung, Hügel" durch dasselbe Wort wiedergab, sagte er nun einerseits col-lis, cul-men, anderseits cum-ulus, zu denen sich weiterhin als wurzelverwandt das griech. κορ-υφή (Gipfel) gesellt. Empfinden wir es doch nicht einmal mehr, daß wir mit dem gleichen Begriff im Grunde das

gleiche Wort gebrauchen in schein=en, schimm=ern, schill=ern! Der Gote kannte zudem das Wort in der Form skeir-s (glänzend). Es leuchtet jetzt sofort ein, daß wir die gleichen Wörter vor uns haben in lat. ten-er (zart) und τέρ-ην (zart), in lat. moen-ia und mūr-us (Mauer), in unserem summ=en und surr=en, in Hir=sch und Hin=din, in still und un=ge=stüm, in Span und Spier. An der Oberfläche liegen Zusammenhänge wie Kind und engl. child, wie unser Seil und griech. σειρ-ά (Seil), wie unser Schen=kel und das gleichbedeutende griechische σκέλ-ος. Als nahe Verwandte erscheinen uns jetzt griech. ἀ-μείν-ων (besser) und lat. mel-ior, indem von der griechischen Wurzel die Vorsatzsilbe α als sekundäres Element zu trennen ist, ebenso die Negationen der beiden Schwestersprachen μή und ne. Auf das Wesen dringend fordern wir sogar, mag auch die äußere Form zunächst noch widerstreiten, mit der inneren Wesensgleichheit die gleiche Wurzel in lat. circ-us (Kreis) und griech. κύκλ-ος und stellen in dem griechischen Worte eine vielleicht nachträgliche Entwickelung aus κύλκ-ος fest, für die die griechische Sprache zahlreiche Beispiele aufweist: ich erinnere nur an βίβλος (Buch), das auf βίλ-βος zurückgeht und die metathesierte Form zu lat. lib-er darstellt. Mochte der Römer sich ferner eines heiteren, blauen Himmels erfreuen, während der Germane ihm meistens in ein düsteres Antlitz schaute, sie nannten ihn doch im Grunde mit dem gleichen Namen, wenn jener cael-um, dieser Himm=el (gotisch him-ins) sagte (h ist im Germanischen aus k verschoben). Wir haben ferner die gleiche Wurzel in verschiedenen Abwandlungen in lat. fer-ire (schlagen), of-fen-dere (stoßen) und re-fell-ere (zurückschlagen). Es leuchtet jetzt sofort ein, daß griech. κόμ-η (Haar), lat. com-a und anderseits cri-nis (Haar) und unser Haar im Kern die gleichen Wörter sind. Zu den uns schon bekannten amn-is (Fluß) und man-are (fließen) stellen wir jetzt auch ohne weiteres lat. mar-e (Meer) und unser Meer, das naturgemäß das flüssige Element bedeutet und nichts zu tun hat mit lat. mori (sterben), wie man wohl vermutet hat. Ebenso gesellen sich zu unserem man=ch und lat. omn-is die wesensgleichen Wörter mul-tus (viel) und μάλ-ιστα (am meisten), wie ja die Vielheit die Allheit ausmacht. Aristoteles ahnte es denn wohl kaum, daß er in dem Augenblicke, wo er die Gleichheit der beiden Begriffe in dem Satze ausspricht τὸ γὰρ πᾶν πολύ τι (denn das Ganze ist ein bestimmter Grad von Vielheit), unmittelbar hintereinander die gleichen Worte gebraucht. So sehen wir auch hier wieder, wie Form und Wesen sich decken. Unter Berücksichtigung des Metathesisgesetzes können wir in die uns bekannte Reihe καλ-έω, λακ-έω, il-lic-io, froh=lock=en als weiteren Verwandten lat. arc-esso (ich rufe) stellen. Wenn

der Grieche wie der Römer sich von den Göttern die Segnung mit Glücksgütern erflehte, so gebrauchten beide wiederum mit dem gleichen Begriff auch das gleiche Wort, bat dieser nun um bon-a, jener um ὄλβ-ια, zu denen sich als dritte Variation noch griech. βελ-τίων (besser) gesellt. Wie der Tag nach seiner Helligkeit benannt ist, so die Nacht nach ihrer Dunkelheit: lat. noc-s, griech. νύκ-ς und unser Nach-t sind Formen derselben Wurzel, die wir in griech. κελ-αινός (dunkel, schwarz) antreffen. Der gleichen Wurzel begegnen wir wieder in lat. cel-are, wo sie aus der ursprünglichen, konkreten Bedeutung „verdunkeln" die abstraktere „verheimlichen" angenommen hat, ebenso in lat. oc-cul-tus (verborgen) und Orc-us (Hölle). Ihnen stellen sich die deutschen Schwestern ver-hehl-en und heim-lich unmittelbar an die Seite, und endlich gehört in diesen Bund als Sproß der gleichen Wurzel das lateinische Eigenschaftswort arc-anus (heimlich). Daß lat. mos (Sitte) und sol-eo (ich habe die Sitte) im Grunde eins sind, erhellt jetzt sofort, ebenso bemerken wir in griech. θάλλος (Laub, Zweig), θάμ-νος (Gebüsch) und ἄνθ-ος (Blüte) sogleich Blüten eines Stammes. Zu griech. τέλ-ος (Ende), lat. ult-imus (der letzte) tritt nun auch lat. tan-dem (endlich) und unser End-e.

Auch hier habe ich wieder nur einen ganz winzigen Bruchteil von Beispielen aus dem ungeheuern Sprachstoff herausgehoben, um die durchgehende Wirksamkeit dieses dritten großen Grundgesetzes zu zeigen. So hätte ich noch viele, höchst interessante Beispiele dieses gesetzmäßigen Wechsels von m, n, l, r aus den romanischen Sprachen wie vor allem aus unseren deutschen Mundarten aufführen können, doch muß ich hierfür wieder auf unser Buch verweisen.

Ein weiteres schöpferisches Mittel in der Hand der Sprache, ihren Formenreichtum zu schaffen, ist der gesetzmäßige Wechsel der Spiranten f, ch, engl. th (griech. φ, χ, θ). Schon wenige Beispiele genügen, die Wirksamkeit dieses Gesetzes zu zeigen. Ich muß dabei fast ganz auf die alten Sprachen zurückgreifen, da sich in unserer Sprache infolge der sogenannten ersten und zweiten Lautverschiebung diese Spiranten zu anderen Lauten weiterentwickelt haben, und so im Deutschen das ursprüngliche Verhältnis getrübt erscheint. Auf den ersten Blick verraten sich griech. θύρ-α (Tür) und lat. for-es (eigentlich die Türflügel) als Abwandlungen der gleichen Wurzel genau so, wie griech. ἐ-ρυθ-ρός (ε ist eine der griechischen Sprache eigentümliche Vorschlagssilbe vor ρ), lat. rub-er (rot), ruf-us (rothaarig) und unser rot einer einzigen Quelle entstammen. Wenn wir früher θάλλ-ος, θάμ-νος, ἄνθ-ος als nicht nur bedeutungs-, sondern wurzelgleich ansprechen durften, so können wir jetzt noch in ihren Kranz lat. flo-s (Blume) sowie unser Blu-me und Blü-te aufnehmen. Ein treffendes Beispiel für unser Gesetz ist das griechische

Wort für Schlange, das in den Formen ἔχ-ις und ὄφ-ις erscheinen kann, zu denen sich als dritte im Bunde das englische add-er, unser Ott-er gesellt. Wie lat. co-t-s (Wetzstein) zu ac-uo (schärfe) gehört, so stellt sich das griechische φάγ-ρος (Wetzstein) zu θήγ-ω (wetze). Das griechische Wort, das Hüfte bedeutet, tritt sowohl in der Form ἰσχ-ίον als auch ὀσφ-ύς auf. Das Carth-ago des Römers lautete im Munde des Griechen Καρχ-ηδών, wie das alte Θῆβ-αι (Theben) heute im Neugriechischen die Gestalt Fib-ae hat. Zu den lateinischen Wörtern für schlagen, fer-ire, of-fen-dere und re-fell-ere, tritt nun auch noch das gleichbedeutende griechische in der Gestalt θείν-ω (ursprünglich hieß es θέν-ιω). Wie γλύφ-ω (aushöhlen) neben γνύθ-ος (Höhle), so steht βάφ-τω (untertauchen) neben βαθ-ύς (tief). Wie der Bedeutung, so hängen auch der Form nach die beiden griechischen Worte χῆρ-ος (verwitwet) und ὀρφ-ανός (verwaist) eng zusammen, beiden liegt die allgemeine Bedeutung „beraubt, verlassen" zugrunde. Mit dem gleichen Begriff tritt uns auch das gleiche Wort wieder entgegen in lat. fund-o (gieße, die Wurzel ist fud, wie z. B. das Perfektum fud-i zeigt) und unserem gießen, das im Gotischen noch giut-an lautet. „Hauchen, wehen" heißt im Lateinischen hal-are und fla-re, die beide Abwandlungen der gleichen Wurzel darstellen. Besonders zeigt sich auch unser Gesetz sekundär in den Mundarten alter und neuer Zeit. Bekannt dürfte sein, wie in der spanischen Sprache im Anlaut eines Wortes regelmäßig h statt f auftritt, z. B. Hernando statt Fernando usf., bekannt auch, wie der Niederdeutsche in ähnlicher Weise häufig in seiner Sprache einen h-Laut statt des oberdeutschen f aufweist, z. B. achter (hinter) statt after usw. Aber auch in oberdeutschen Mundarten begegnen wir diesem h-Laute statt des schriftdeutschen f, z. B. bayr. fuchzehn = fünfzehn. Unserem lach-en steht das englische to laugh (gesprochen lāf) entgegen, unserem Ofen das gotische auhns. Ähnlich war es in den altgriechischen Dialekten, wo dem attischen θήρ (Tier) ein äolisches φήρ gegenüberstand, dem attischen θοίν-η (Gastmahl) ein lakonisches φοίν-η usw.

Das Gesetz erfährt dadurch noch eine Erweiterung, daß mit den drei besprochenen Spiranten auch der dem f in der Artikulation sehr nah verwandte Spirant v innerhalb einer Wurzel wechseln kann. Beispiele wie lat. brev-is (kurz) und das gleichbedeutende griechische βραχ-ύς, lat. frang-o und ϝρήγ-νυμι (beide heißen: ich breche), lat. vel-le (wollen) und das gleichbedeutende θέλ-ειν, griech. θερμ-ός (warm), lat. form-us und unser warm, griech. θαχ-ύς (schnell) und θέϝ-ω (laufen), lat. vall-is (Tal) und unser Tal, die wenigen Beispiele mögen genügen, diesen gesetzmäßigen Wechsel vor Augen zu führen.

Wie mit den Spiranten f, ch, engl. th, so kann v aber auch mit den Lauten m, n, r, l innerhalb derselben Wurzel wechseln. So erscheint unser Wort Ras=en in mittel= und neuhochdeutscher Zeit auch als Was=en, zu denen auch unser Wies=e (mhd. wis-e) und die auf bayrischem Sprachgebiete vorkommende Form Mas=en gehören. Unser Spinn=rock=en heißt in manchen Gegenden Wock=en, eine Form, die auch Goethe geläufig ist. Dem lat. cal-or (Wärme, Hitze) steht das gleichbedeutende griech. κάϝ-μα gegenüber. Unsere Präposition mit, griech. μετ-ά, lautet auf englischem Sprachgebiete with. Es leuchtet sofort ein, daß wir nicht nur die gleichen Begriffe, sondern auch die gleichen Wörter vor uns haben in lat. av-us (Großvater, Vorfahr) und lat. an-us (die alte Frau) sowie in unserem Ahn=e, ferner in griech. νίκ-η (Sieg) und lat. vic-i (ich habe gesiegt), in lat. mad-idus (naß), unserem naz (niederdeutsch nat), und engl. wet, in lat. av-is (Vogel) und unserem mhd. ar (Ar, Adler), in lat. vibr-are (schwingen) und dem gleichbedeutenden libr-are. Indem wir die Wirkung des Metathesisgesetzes beachten, erscheinen uns mit einemmal griech. κεν-ός (leer) und lat. vac-uus (leer), anderseits griech. καλ-έω (rufe) und lat. voc-o (rufe) nicht nur bedeutungs=, sondern wesensgleich. Im Lichte dieses Gesetzes treten lat. vic-us (Dorf), griech. κώμ-η (Dorf) und gotisch haim-s (Dorf), unser Heim, auch der Form nach zu engem Bunde zusammen. Es ist wieder die gleiche Bedeutung an die gleichen Wörter geknüpft, wenn der Grieche κοῖλ-ος (hohl), der Germane hol, der Römer anderseits cav-us (hohl) sagte; in ihre Reihe gehört auch noch unser Loch, das im Mittelalter auch „daz hol" hieß.

Ja, noch mehr: es stellt sich heraus, daß nicht nur v, sondern auch die drei Spiranten f, ch, engl. th mit m, n, l, r beliebig innerhalb einer Wurzel wechseln können. Beispiele wie lat. form-ica (Ameise) und das gleichbedeutende griechische μύρμ-ηξ, lat. mil-ia (Tausende) und griech. χίλ-ιοι (tausend), die beiden gleichbedeutenden λάρ-υγξ (Schlund) und φάρ-υγξ, anderseits griech. λαυκ-ανία (Schlund) und lat. fauc-es (Schlund), griech. νεφ-ρός (Niere) und unser Nier=e, lat. dorm-io (schlafen) und das gleichbedeutende δαρθ-άνω, στῆθ-ος (Brust) und στέρ-νον (Brust) sind geradezu zwingend.

Also die vier Spiranten f, ch, engl. th, v können in einer Wurzel nach Belieben mit den Lauten m, n, l, r wechseln. Schon von vornherein läßt sich vermuten, daß dann wohl sämtliche Spiranten, mithin auch s und j an dem Wechsel teilnehmen werden — und in der Tat ist dem auch so. Die Teilnahme von s an dem Wechsel tritt uns ganz sinnfällig gleich in deutschen Wörtern entgegen. Der Oberbayer wie der Niederdeutsche bezeichnen die auf gleiche Weise infolge der Eiszeit ent=

standenen Sümpfe ihrer Heimat mit dem gleichen Worte, wenn jener Moos und Möser, dieser Moor und Moore sagt. Nach Bedeutung wie Form haben wir die gleichen Wörter in hier und hies-ig, graus-en und graul-en, braus-en und brüll-en, grau (mhd. grâw) und gris nebst Greis. Unserem Wald steht das lateinische salt-us gegenüber, unserem traur-ig (mhd. trûr-ec) das lateinische tris-tis, dem althochdeutschen Worte win-istar (links) ein lateinisches sin-ister, dem lateinischen trem-o (zittern) ein griechisches τρέσ-ω, dem deutschen Mann und englischen mal-e (männlich) das gleichbedeutende lateinische mas, dem lateinischen men-s (Sinn, Verstand) unser Sinn, dem griechischen σῦκ-ον (Feige) das lateinische fic-us. Wir haben dasselbe Wort in lat. sud-is und rud-is, die beide „Stab, Pfahl" bedeuten, dasselbe Wort in unserem Has-e und Kan-in-chen, von denen die letztere Form unverschobenen Anlaut zeigt (vgl. lat. cun-iculus, Kaninchen). Wir haben das gleiche Wort vor uns in engl. dark und dusk, die beide unser dunkel sind und bedeuten, und zu ihnen gesellen sich noch die gleichbedeutenden englischen Adjektiva dim, dun, dull und das metathesierte sad. Unter Berücksichtigung der Metathesiserscheinung sehen wir jetzt nicht nur die gleiche Bedeutung, sondern auch genau das gleiche Wort in lat. spe-s (die Hoffnung) und griech. ἐλπ-ίς, in griech. σήπ-ω (faule) und πύθ-ω, zu denen auch lat. pus (Eiter), pes-tis (Pest) und unser faul (gotisch fûl-s) zu stellen sind, ferner in griech. λίθ-ος (Stein) und lat. sil-ex, in lat. soc-ius (Genosse) und lat. com-es (Gefährte, Begleiter).

Auch der Spirant j nimmt endlich an dem Wechsel teil, was schon Beispiele zeigen wie lat. jub-a (Mähne) und die beiden mit ihm gleichbedeutenden griechischen Wörter φόβ-η und σόβ-η, ferner lat. vos (ihr) und gotisch jus (engl. you), unser Jahr und griech. ὥρ-α (= ϝώρ-α), lat. juv-enis (Jüngling), unser Jug-end und anderseits griech. νέϝ-ος (jung, neu = lat. nov-us), lat. iei-unus (nüchtern) und griech. νήφ-ω (bin nüchtern) wie lat. fam-es (Hunger), lat. jec-ur (Leber) und griech. ἧπ-αρ sowie unser Leb-er.

Über die weiteren Forschungsergebnisse muß ich mich im engen Rahmen dieses Aufsatzes ganz kurz fassen. Lange Zeit glaubte der Verfasser bei der generellen Auswechselung der flüssigen und behauchten Mitlauter stehenbleiben und das Ergebnis ziehen zu müssen: die Liquiden, Nasale und Spiranten können infolge ihrer flüssig-beweglichen Natur in jeder Wurzel ursprünglich miteinander wechseln, die starreren Verschlußlaute (p, t, k, b, d, g) dagegen, deren Artikulationsstelle völlig festgelegt ist, sind von diesem allgemeinen Wechsel ausgeschlossen. Und doch zeigten sich schon Fälle, in denen auch die Verschlußlaute offenbar an diesem Wechsel teilnahmen, wie z. B. in dem

Nebeneinander der beiden gleichbedeutenden lateinischen Wörter für „Höhle“ spec-us und spel-unca! Neue, mächtige Bundesgenossen traten hinzu, so daß sich der allgemeine Wechsel der Mitlauter als wirklich erwies. Im Lichte dieser Erkenntnis schwindet zugleich das letzte Dunkel, das noch über vielen Sprachgebilden lag: jede Sprachform wird in ihrem Wesen durchsichtig, und so allein geht der gewaltige Sprachstoff, wie es unser Geist von Anfang an als notwendig gefordert hatte, restlos in einer einfachen Einheit auf. Auf der jetzigen Höhe unserer Erkenntnis sehen wir ein und dieselbe Wurzel mit dem Begriffe „kriechen“, um auch hier das Beispiel anzuführen, das die „Kölnische Zeitung“ in ihrem längeren Artikel über die neuen Forschungen gewählt hat, in folgenden individuellen Sprachgestalten: lat. verm-is (Wurm), litauisch kirm-is (Wurm), griech. καρκ-ινος (Krebs), κερδ-ώ (Wiesel); lettisch zerm-e (Wurm), lat. tarm-et-s (Holzwurm) nebst lettisch tarp-s (Wurm), griech. θρίπ-ς (Wurm) und lat. serp-o (kriechen); griech. μύρμ-ηκ-ς (Ameise), lat. form-ica (Ameise), altindisch harm-útas (Schildkröte). Wir erkennen schon an diesem einzigen Beispiele, welchen Formenreichtum eine Wurzel aus sich hervorzutreiben vermochte.

In jeder Wurzel können wir also eine ununterbrochene Entwickelungsreihe verfolgen, deren Glieder unmittelbar und mittelbar in der mannigfachsten Weise zusammenhängen, so daß jedes einzelne Glied organisch mit allen anderen in Verbindung steht. Direkt erkennbar ist dieser Zusammenhang für uns immer nur unter den sich zunächst berührenden Gliedern. So haben wir die unmittelbare Anschauung für die Verwandtschaft der Glieder nur dann, wenn wir die Entwickelung an einer Stelle gleichsam festhalten und so das Widerspiel zwischen gleichbleibenden und wandelbaren Kräften, zwischen Dauer und Wechsel erfassen, wenn wir also z. B. den Wurzelanlaut festhalten, den auslautenden Konsonanten dagegen seine Entwickelungsreihe durchlaufen lassen, wie in unseren neuhochdeutschen Wörtern brenn-en, brat-en, brod-eln, brau-en, brüh-en. Jedem drängt sich hier unmittelbar die Erkenntnis der Zusammengehörigkeit der verschiedenen Wurzeltypen auf. Sobald aber bei zwei derselben Wurzel angehörenden Sprachgebilden der anlautende und der auslautende Konsonant sich verändern, dann vermögen wir den Zusammenhang zwischen den äußerlich einander fernerstehenden Wortgebilden nur mit Hilfe der vermittelnden Bindeglieder zu erkennen, da uns jede direkte Anschauung des Zusammenhanges fehlt. Ein Beispiel möge diese für das Verständnis der Schöpfung der Sprachgebilde wie überhaupt aller Gebilde der Natur so ungemein wichtige Tatsache beleuchten. Für meine Behauptung, daß die lateinischen Wörter merc-ari (kaufen) und pret-ium (Kaufpreis) auf einen gemein-

samen Ursprung zurückgehen, kann ich ohne weiteres keinen Glauben beanspruchen; sobald wir jetzt aber die Zwischenglieder aufweisen, die in diesem Falle die litauische Sprache uns erhalten hat, nämlich litauisch perk-ù (kaufen) und litauisch prek-ià (Kaufpreis), dann müssen wir angesichts der Reihe merc-, perk-, prek-, pret- von jedem die unbedingte Einsicht in den Zusammenhang fordern, wenn anders er die Fähigkeit hat, zu begreifen, daß, wenn in einer Reihe $a = b = c = d = \ldots = z$, dann auch $a = z$ ist, soweit beide auch äußerlich auseinanderstehen. Und wie hier, so steht es überall, in jeder Wurzel.

Für das Verständnis des Prozesses der Sprachschöpfung gilt es vor allem, die scheinbar paradoxe Wahrheit sich stets vor Augen zu halten: wo wir die größte äußere Verschiedenheit wahrnehmen und immer neue Gebilde zu sehen glauben, da herrscht im Grunde die vollkommenste Einheit, indem, wie auch sonst die Natur, die Sprache ein und denselben Stoff in unendlicher Weise variiert und so mit den geringsten Mitteln die größten Wirkungen hervorbringt. Aber ebenso ist auch das Gegenteil der Fall: wo wir äußerlich ganz gleiche Gebilde sehen, haben wir es im Grunde mit ganz verschiedenartigen zu tun. Dies gilt es besonders noch zu beherzigen, weil die Nichtbeachtung gerade dieser Tatsache immer das größte Unheil angerichtet und die Etymologie in Mißkredit gebracht hat. Es können Dinge äußerlich ganz gleich sein und doch nicht dieselben, da sie ganz verschiedenen Ursprung haben. Dies ist die einfache Lösung für die sonst so befremdliche Tatsache, daß ein Wort oft die verschiedensten, schlechterdings unvereinbaren Begriffe bezeichnen kann, wie z. B. im Französischen das eine Verbum louer zugleich „loben“ und „vermieten“ oder das eine Substantiv cousin zugleich „Vetter“ und „Mücke“ bedeuten kann: es liegt dann nicht dasselbe, nicht ein Wort vor, sondern verschiedene, in äußerlich gleicher Gestalt, in die sie zufällig infolge ihrer Entwickelung gemündet sind. Wer sie trotzdem vermengt, handelt gegen die Natur, gegen ihre Entstehung, ebenso wie der Zoologe, dem es auf das äußere Aussehen hin einfallen sollte, den Walfisch auch nach seiner Entstehung für einen Fisch zu halten. Das ist ja gerade bezeichnend für Natur und alles Leben, daß es sich nicht öde schematisieren läßt, sondern die größten Gegensätze organisch in sich vereinigt. Die Natur ist einheitlich und in dieser Einheitlichkeit unendlich einfach, aber niemand könnte sie gröblicher mißverstehen, als wer in ärmlicher Auffassung diese Einheit als Einförmigkeit ohne das Korrelat der Vielheit und diese Einfachheit ohne das Korrelat reichster, vielverschlungenster Mannigfaltigkeit denken würde, wie denn Goethe dieses intimste Wesen der „ewigen Weberin“ Natur, das wir auch der Sprache bei ihrer gestaltenden Arbeit abgelauscht

haben, in die klassischen Worte kleidet: „Die Natur ist einfacher, als man begreifen, und zugleich verschränkter, als man sagen kann.“

Die Frage drängt sich uns auf die Lippen: Wozu verwandte denn die Sprache diesen fast ins Unermeßliche gehenden Formenreichtum einer einzigen Wurzel? Wie alle organischen Wesen, so haben auch die sprachlichen Gebilde eine leiblich-geistige Natur, die in einem innigen Zusammenhange steht. Der Sprachkörper hat eine Seele, deren Träger eben die Wurzel ist. An der Wurzel haftet eine geistige Funktion, ein Begriff, eine Bedeutung. Ursprünglich hatte die Wurzel in ihren verschiedenen Formen natürlich die gleiche Bedeutung, worauf wir hier und da schon hingewiesen haben. Allein, mit der Zeit blieben die einzelnen Wurzelformen nicht mehr völlig gleichwertige Ausstrahlungen des ihnen allen zugrunde liegenden Allgemeinbegriffes, sondern verengten mit der differenzierten Form auch ihren geistigen Inhalt, ihre Bedeutung zu speziellen, zu Individualvorstellungen. Mit anderen Worten: der auf physischem Wege geschaffene Reichtum an Wurzelformen wurde in den Dienst eines geistigen Prinzips gestellt, die Vielheit der Bedeutungen zu bezeichnen, die somit genau wie die Wurzelformen in einer Einheit gipfeln. So folgte dem physischen Vorgang der Sprachschöpfung unmittelbar auf dem Fuße der psychische nach, der die körperlich, d. h. der äußeren Gestalt nach abgestuften Formen einer Wurzel auch geistig, d. h. der inneren Bedeutung nach abstufte. So bezeichnet die Wurzel ursprünglich nur den Gattungsbegriff, das Allgemeine (Generelle), die einzelnen Wurzelformen werden allmählich festgelegt zur Bezeichnung der einzelnen unter den Gattungsbegriff fallenden Individuen, des Besonderen (Speziellen). Es fällt zunächst schwer, uns diesen Vorgang in aller Klarheit und Schärfe wieder vor Augen zu führen und dazu einmal alles Individuelle aus den Sprachformen abzusondern; sind wir doch von frühester Jugend auf gewohnt, sogleich mit jedem Worte eine bestimmte, uns von Geschlecht zu Geschlecht durch die Jahrhunderte überlieferte Individualvorstellung zu verknüpfen, die ursprünglich in dem Worte gar nicht enthalten zu sein brauchte. Und doch haben wir jetzt noch in unserer Sprache Wörter genug, die den ehemaligen Zustand wahren, schlechthin weiter nichts bezeichnen als den Allgemeinbegriff und daher noch heute jederzeit auf ganz verschiedene Individuen von uns übertragen werden können. Wie vieldeutig ist z. B. unser Wort Bogen, das alles Gebogene schlechthin bezeichnen kann! So sprechen wir von einem Schießbogen, einem Violinbogen, einem Brückenbogen, einem Bogen Papier usw., und wenn wir zu jemand sagen: „Gib mir den Bogen“, so kann nur aus den näheren Umständen, nicht aus dem Worte allein geschlossen werden, was gemeint ist. Ebenso steht es mit einem Worte wie Zug, das je nach den

Umständen den Eisenbahnzug, den Zug Menschen, den Luftzug, den Gesichtszug usw. bezeichnen kann. Was verstehen wir ferner nicht alles unter unserem Worte Satz, das zugleich Sprung, Pflanzung, Buchstabensatz, Tonsatz bedeuten kann! Das lateinische mus, das unser Maus ist, bezeichnete ursprünglich alles, „was da kreucht", so daß es bei den Römern auch noch die Bedeutung Ratte, Marder usw. hatte. Immerhin sind die Fälle, in denen ein Wort seine ursprüngliche Allgemeinbedeutung bewahrt hat, in der Sprache selten, da sich mit fortschreitender Kultur das Unterscheidungsbedürfnis des Menschen in immer höherem Maße geltend machen mußte und damit an bestimmte Sprachformen eine feste Individualvorstellung geknüpft wurde. So bezeichnet das lateinische sor-ex, in dem wir dieselbe Wurzel für „kriechen" vor uns haben wie in mus, nur noch speziell die Spitzmaus, während der Franzose in seinem sour-is (Maus) den Begriff des Wortes wieder etwas verallgemeinert hat. Der Grieche dagegen übertrug genau das gleiche Wort in seinem *σαῦρ-ος* auf ein ganz anderes Kriechtier, nämlich die Eidechse. Die Wurzel gen, die uns schon in dem griech. *τρί-γων-ον* (Dreieck) und dem gleichbedeutenden lat. tri-ang-ulum begegnete und ursprünglich alles Gebogene bezeichnen konnte, hat der Römer in seinem gen-u (Knie) speziell zur Bezeichnung der Biegung am Bein verwandt, der Grieche dagegen in seinem *γέν-υς* (Kinn) speziell zur Bezeichnung der Biegung am Kopfe, des Kinnes, während er anderseits die vokalisch differenzierte Form *γόν-υ* auf das Knie übertrug. Ähnlich steht es in unserer Sprache mit der Verwendung von Knie und Kinn, die der gleichen Wurzel gen angehören. Unser Buche ist im Grunde dasselbe Wort wie unser Baum, indem Buche auf gotisch bôk-a, Baum auf gotisch bag-ms zurückgeht. Das dorische Schwesterwort lautet *φαγ-ός* und bedeutet „Eiche". Wir sehen hier deutlich, wie die Wurzel ursprünglich die ganze Gattung „Baum" bezeichnete, einerlei ob es Eichen, Buchen, Linden usw. waren. So ist es in unserer Sprache mit dem Worte Baum noch heute. Die von gotisch bag-ms auf physischem Wege differenzierte Form bôk-a individualisierte der Germane nun auch der Bedeutung nach und legte sie ausschließlich für das eine Individuum Buche fest, während der Grieche des dorischen Dialektes das gleiche ursprüngliche Gattungswort speziell auf die Eiche übertrug.

In überraschender Weise finden von dieser Seite die Namen der Inseln, der Berge wie Gebirge und der Flüsse ihre einfache Deutung, indem sie weiter nichts als Individualisierungen des Gattungsnamens sind. Die tausend verschiedenen Namen der Flüsse, auf die ich hier etwas näher eingehen will, bedeuten also naturgemäß nichts weiter als das, was sie bezeichnen, nämlich „Fluß", und so sehen wir hier, wo das Individuali-

sierungsbedürfnis am größten war, die tausendfältige Vielheit der Sprachformen sich in eine wunderbare Einheit auflösen. Die uns für den Begriff „fließen" aus dem lat. sal-um (Meer) u. a. bekannte Wurzel ser, die wir in ihrer unendlichen Variationsfähigkeit bestimmt haben, tritt uns hier immer wieder, auf allen Gebieten, wo Völker der indogermanischen Familie gesessen haben und noch sitzen, in ihren verschiedenen Abstufungen entgegen. Unternehmen wir eine Wanderung auf der Landkarte, so erscheint sie uns als Saar, zugleich mehreren Städten, die an ihr liegen, den Namen gebend: Saarburg, Saaralben, Saargemünd, Saarbrücken, Saarlouis, als Sar-no in Italien (der Sar-nus der Römer in Kampanien), als Sar-the in Frankreich, als Ser-io in Italien, als Sauer sehr häufig auf deutschem Sprachgebiet (so im Taunus als Nebenfluß der Wisper, ferner als Zufluß der Mosel usw.), als Ser-eth auf slawischem Sprachgebiete (so als Zufluß des Djnestr und der Donau). Die gleiche Wurzel treffen wir in anderer Gestalt als Saal-e sowohl in Thüringen als auch in Franken, als Sal-m (Zufluß der Mosel), als Sil-e in Norditalien in der Nähe von Venedig, als Sihl in der Schweiz, als Sel-e in Süditalien südlich von Salerno, als Sul-m (Zufluß des Neckars und der Mur). Wieder eine andere Gestalt der gleichen Wurzel haben wir in der Saan-e in der Schweiz, an der Freiburg liegt, in dem San, einem Nebenfluß der Weichsel, in der Sinn in der Rhön. Wieder anders erscheint unsere Wurzel in der Sav-e, in dem Sèv-re, dem wir sogar zweimal in Frankreich begegnen, und in der metathesierten Form als Wes-er, die wir nicht nur in Deutschland, sondern auch in Belgien und im alten Kampanien als Ves-eris antreffen, ferner als Wes-e, die nördlich vom Bade Wildungen in die Eder mündet, als Vis-ula der Römer (unsere heutige Weichsel), als Wies-e im Schwarzwald, die aus Hebel ja bekannt ist, als Wies-ent (Zufluß der Regnitz). Wir finden weiter eine Els-e in Westfalen, die sich oberhalb von Bad Oeynhausen in die Werre ergießt, und eine Els-a in Italien als Nebenfluß des Arno. Ganz nahe beieinander fließen die Sol-a in die obere Weichsel und die Ols-a in die obere Oder, als dritte gesellt sich in diesen Bund die Osl-awa in Mähren und als vierte die Loss-e bei Kassel. Sehr häufig begegnen wir der Ils-e, die uns vor allem aus dem Harz bekannt ist. Wir treffen die gleiche Wurzel wieder in der römischen Mosa, unserer Maas, und Mos-ella, unserer Mosel, und anderseits in der französischen Somm-e, der schweizerischen Simm-e, die in den Thuner See fließt, der im Hunsrück fließenden Simm-er, an der Simmern liegt, wie in dem alten, aus der Ilias bekannten Σιμ-όεις, in der Ems, die wir bald in Westfalen als größeren Fluß vorfinden, bald als kleineren Fluß in Hessen

(Zufluß der Eder) oder im Taunus (Zufluß der Lahn) oder im Westerwald ebenfalls als Zufluß der Lahn (an ihrer Mündung gibt sie dem Bade Ems den Namen). Wir begegnen der gleichen Wurzel in der Sieg, nach der die Stadt Siegen benannt ist, wie in der Geis, die bei Hersfeld in die Fulda mündet, ferner in der Gos-e, von der die altehrwürdige Kaiserstadt Gos-lar ihren Namen trägt, in der Sieb-er im Harz wie in der Bies-e, die in der Altmark unweit von Stendal fließt. Und, als wäre die Wurzel unerschöpflich, erscheint sie mit Einfügung von p, t, k, bald als Wisp-er, die im Taunus zum Rhein fließt und aus Freiligraths politischem Glaubensbekenntnis bekannt ist, bald als Spree, bald als Stör, der wir in Holstein wie in Mecklenburg begegnen, als Stur-a mehrmals in Oberitalien, als Steyr in Österreich, wo sie einer ganzen Landschaft den Namen Steiermark gibt, als Stein-au, die in Schlesien zur Glatzer Neisse fließt, ferner in umgelagerter Form als Alst-er, Elst-er, Ulst-er (in der Rhön), Inst-er (daran Insterburg), Unst-rut, Amst-el (daran Amsterdam), als große und kleine Nist-er, die vom Westerwald zur Sieg herabfließen, als Nüst, die unweit Fulda fließt. Wir haben endlich die gleiche Wurzel in dem homerischen Σκάμ-ανδρος und Ξάν-θος (= Σκάν-θος) wie in der belgischen Schelde, dem Scaldis der Römer.

Eine andere Formenart derselben Wurzel „fließen" ist fel, die wir u. a. im lat. fon-t-s (Quelle) vor uns haben, und die ebenfalls appellativ im Schwedischen als Elf (= Fluß) vorkommt in Dal-Elf, Göta-Elf, Tornea-Elf usw. Auf deutschem Sprachgebiet erscheint sie als Elb-e, die wir, abgesehen von dem großen Strom, in Nassau antreffen als Elbbach, der vom Westerwald herab bei Limburg in die Lahn fließt, und in Hessen als Elb-e, die an Fritzlar vorbei der Eder zufließt. In anderer Form begegnen wir der gleichen Wurzel wieder in der pommerschen Leb-a, in dem tschechischen Namen für den großen Elbstrom Lab-e wie in der Lab-er, die wir auf engem Gebiete nicht weniger als viermal vorfinden: zweimal auf dem linken Donauufer in der Nähe von Regensburg, zweimal oberhalb Straubing als rechte Zuflüsse der Donau. Es ist die gleiche Wurzel für „fließen", die wir in der ungarischen Raab wie in der bayrischen Nab antreffen, wie ja denn in Bayern „Nab" noch appellativ für „Wasser" im Gebrauch ist. Die Biel-a, der wir so häufig begegnen, so bei Brüx in Böhmen, bei Königstein in Sachsen, bei Neisse in Schlesien, ferner die Eld-e, Led-a, Dill, Diem-el, Nied, Nidd-a, Nidd-er, Wied, an deren Mündung in den Rhein Neuwied liegt, Weid-a, Adl-er, sie sind alle Angehörige einer Sippe, von denen aber jeder seine individuellen Züge hat. — So ließen sich weiter unzählige Flußnamen anführen, in denen die Wurzel in der Formenart man zur Individualisierung verwandt ist,

die wir als Appellativbezeichnung in lat. amn-is (Fluß) und lat. manare (fließen) vorfanden, so der Main (lat. Moen-us), die Möhn-e, die Mem-el (russisch Njem-en), die Mur, Mar-os, Mohr-a, Mühl, Rhein (mhd. Rîn), Rhin, Ruhr, Werr-a, Werr-e (bei Oeynhausen), Wenn-e, Wohr-a, Weil im Taunus, daran Weilburg, Weilnau, Weilmünster, die Lein-e, Laur-a, Orl-a usw., doch ich muß mich bescheiden. Nur das möchte ich noch hervorheben, daß oft, so besonders auf romanischem Sprachgebiete, die sekundäre Weiterentwickelung die ursprüngliche Wurzel ganz verwischt hat. Z. B. ist der Name des größten Stromes Frankreichs, der Loire, das Ergebnis einer Entwickelung aus dem römischen Lig-er, die sich in derselben lautgesetzlichen Weise vollzogen hat wie die Entwickelung von lat. nig-er (schwarz) zu noir. Die Loire ist also einer Wurzelart ger (fließen) zuzuweisen, die uns appellativ in lat. rig-are (bewässern) entgegentritt, individualisiert in den Flußnamen Gar-onne (lat. Gar-umna), Lech und Leck u. ä. Der römische Nig-er dagegen als Flußname des germanischen und speziell oberdeutschen Sprachgebietes entwickelte sich nach deutschen Lautgesetzen ebenso regelrecht zu Neck-ar. Loire und Neckar, die alten Liger und Niger, sind also im Kern das gleiche Wort.

Wie dieser Individualisierungsprozeß sich im einzelnen abgespielt hat, warum gerade diese und keine andere Wurzelform sich zur Bezeichnung eines bestimmten Flusses festgesetzt hat, entzieht sich natürlich unserer Beobachtung; denn hierbei spielte der Wille des Menschen, also eine im wissenschaftlichen Sinne unmeßbare Größe, eine Hauptrolle. Ursprünglich konnte die Wurzel für „fließen" in ihren sämtlichen Variationen jeden Fluß bezeichnen, wie in der Tat noch heute zuweilen ein Fluß in seinen verschiedenen Teilen zwei, ja drei Namen aufweist. Wir erinnern nur an die Weser, die im Oberlauf Werra heißt, an die Elbe, die in Böhmen auf tschechischem Sprachgebiete den Namen Labe trägt. Schiffahrt, Handel und Verkehr, auch kriegerische Eroberung, die oft die an einem Fluß sitzenden Menschen von seiner Quelle bis zur Mündung zusammenführten, brachten erst die Einheit des Flusses zum Bewußtsein und forderten für ihn zur besseren Verständigung naturgemäß einen Namen. Das kulturell höher stehende Volk wird dabei seine Bezeichnung des Flusses zur allgemeinen erhoben haben, wie wir dies bei dem Namen Elbe deutlich sehen. Wären nämlich im Laufe der Geschichte statt der Deutschen die Tschechen in Handel und Schiffahrt die Beherrscher des Stromes geworden, so hätten sie damit vielleicht auch den fremden Namen Labe zur Herrschaft gebracht. Und wie bei den Wurzeln mit dem Begriff „fließen", so steht es auch bei Wurzeln mit anderer Bedeutung. Warum z. B. der Grieche die Wurzel sel (glänzen), der wir in griechisch σέλ-ας (Glanz) begegneten, gerade in der

Form *ἥλ-ιος* (= *σήλ-ιος*) auf die Sonne übertrug, in der Form *σελήνη* auf den Mond, warum der Römer hinwiederum für das große Tagesgestirn dieselbe Wurzel in der Gestalt sol, der Germane in der Form Sonn-e (englisch sun) wählte, werden wir wohl nie mit Bestimmtheit sagen können. Hier haben eben viele Umstände mitgespielt, über deren Wirksamkeit im einzelnen sich wohl manches vermuten, aber nichts sicher behaupten läßt.

Vor mehr als zwei Jahrtausenden hat schon Plato die gleiche Frage beschäftigt, ob die Sprache geworden oder gemacht sei, ob sie, um in seiner Sprache zu reden, *φύσει* (durch Natur) oder *θέσει* (durch Satzung) sei, und er hat dieses Problem in einem besonderen Dialog *Κρατύλος* erörtert. Darin vertritt Hermogenes die Ansicht, die Sprache sei ein willkürliches Werk des Menschen, das auf konventioneller Vereinbarung (*ὁμολογία καὶ συνθήκη*) beruhe, und das daher auch anders sein könne. Kratylus dagegen und mit ihm Sokrates-Plato sind der Meinung, daß eine höhere Macht als die menschliche über ihrer Schöpfung gewaltet habe. Was der große griechische Denker in rein philosophischer Besinnung über die Schöpfung der Sprache gedacht hat, läßt sich auf Grund einer vertieften Einsicht in das Wesen der Sprache bestätigen, allerdings mit einer gewissen Einschränkung: Der Sprachstoff ist nach inneren Gesetzen geworden, seiner Entstehung nach ist er also entschieden *φύσει*; bei der Verwendung dieses von Natur geschaffenen Sprachstoffes aber zur Bezeichnung der einzelnen Gegenstände ist der Wille des Menschen mit entscheidend gewesen, insofern ist auch der *θέσις* ihr Recht zuzuerkennen.

Wie jede Wissenschaft, so kommt auch die Wissenschaft von der Sprache an die Grenze, wo dem menschlichen Erkennen ein Halt geboten wird, wo wir das Unbegreifliche in Demut verehren, wo Wissenschaft Religion wird. Hier muß es unserem Geiste schon genug sein, noch das Problem zu sehen, wo es ihm nicht mehr beschieden ist, es aufzulösen. Welches sind diese letzten Probleme der Sprachwissenschaft? Es sind vor allem zwei Fragen, die in einem inneren Zusammenhange stehen, erst die Lösung der einen Frage würde die der anderen ermöglichen. Die erste Frage ist: Welches ist die ursprüngliche Wurzel eines Begriffes, die uns schon immer in verschiedenen Abwandlungen vorliegt? Und die andere Frage lautet: Wie verbindet sich mit dieser bestimmten Wurzel gerade dieser bestimmte Begriff? Warum bedeutet diese Wurzel fließen, jene glänzen, eine andere kriechen usf.? Wir stehen hier an der Grenze, wo Geist und Körper ihren geheimnisvollen, noch von keines Menschen Auge geschauten Bund schließen, wir stehen wieder vor dem eigentlichen Problem, von dem unser Buch ausgegangen ist, den inneren Zusammenhang zwischen Laut und Be-

deutung aufzudecken. Mit aufrichtiger Bescheidenheit bekennt daher unser Verfasser, das Problem nicht aufgelöst, sondern nur um ein Stück weiter zurückverlegt zu haben. Von hier aus gilt es nun weiter unermüdlich Schritt für Schritt diesem letzten Ziele nachzugehen, und sollte die letzte Wahrheit unseren Blicken auch stets verschlossen bleiben.

Die nächste Aufgabe der Zukunft muß es sein, den ungeheuren Sprachstoff wirklich ganz zu beherrschen. Die Wurzel eines jeden Wortes muß klargelegt und damit jedem Worte der indogermanischen Sprachfamilie seine organische Stellung angewiesen werden, eine Aufgabe, die unser Verfasser zwar für viele Wörter, aber bei weitem nicht für alle gelöst hat. So sieht er auch sein Buch als einen Entwurf an, dem die Ausführung noch folgen muß, ein Werk nämlich, in dem sämtliche Wörter der indogermanischen Sprache zum erstenmal nicht mehr mechanisch geordnet erscheinen wie in einem Wörterbuche, sondern in organischer Ordnung nach ihrer Wurzel, ihrer Bedeutung. Erst wenn dieses Ziel erreicht ist, kann von einer völligen Beherrschung des Sprachstoffes wenigstens der indogermanischen Sprachfamilie die Rede sein. Denn nun harrt eine noch weiter ausgreifende Aufgabe ihrer Lösung. Um den Sprachstoff ganz zu bemeistern, ist es erforderlich, alle auf dem Erdball einst und jetzt gesprochenen Sprachen, auch die Sprachen der Naturvölker zum Gegenstand genauester Forschung zu machen. Haben doch, sobald es sich um die Entstehung, also die Naturseite der Sprache handelt, die Sprachen der auf unterster Kulturstufe stehenden Völker den gleichen Anspruch auf unser Interesse wie die Sprachen der höchstentwickelten Kulturvölker, zumal da die letzteren einen sehr geringen Bruchteil aller Sprachen ausmachen! Es gilt zu untersuchen, ob dieselben Gesetze über der Schöpfung beispielsweise der semitischen, hamitischen, malaiischen Sprachen gewaltet haben wie über der Schöpfung der indogermanischen. Einige bemerkenswerte Beispiele von Metathesis und Wechsel von Konsonanten, die unser Verfasser aus den malaiischen Sprachen anführt, erregen fast die leise Vermutung, daß hier bei der Schöpfung der Sprache die gleichen Gesetze wirksam gewesen sind wie in den indogermanischen Sprachen. Trifft diese Vermutung zu, stellt sich sogar heraus, daß die Schöpfung aller Sprachen der Welt nach den gleichen Gesetzen erfolgt ist wie die Schöpfung der indogermanischen Sprachen, so bedeuten erst recht die Gesetze unseres Verfassers einen hohen Triumph des Menschengeistes über den unermeßlichen Sprachstoff, der dann wirklich bezwungen zu unseren Füßen läge. Der künftigen Sprachwissenschaft sind damit große Aufgaben gestellt und hohe Ziele gewiesen, zu deren Erreichung unser Verfasser nicht nur die sicheren Bahnen gewiesen, sondern selbst schon ein beträchtliches Stück Weges zurückgelegt hat.

Was ist nämlich — das soll den Schluß unserer Betrachtungen bilden — durch die Entdeckung unseres Verfassers erreicht? Es ist zunächst Licht getragen in das Dunkel, das über dem Werden und Entstehen der Wörter der indogermanischen Sprachfamilie gebreitet lag. Offenkundig liegen die großen Gesetze zutage, nach denen die Sprache ihre Gestalten einst geschaffen hat. In jedes ihrer Wesen sind diese Gesetze, um mit Spinoza zu reden, eingeschrieben wie in ihre codices (Gesetzesbücher). Im Lichte dieser Gesetze wird jede Sprachform im innersten Wesen durchsichtig und als Teil eines Ganzen in die allgemeine Entwickelung eingeordnet. Mit dieser vertieften Einsicht in den Schöpfungsvorgang der Sprache ist aber endlich einer festen Anschauung über ihr Wesen Bahn gebrochen. Die menschliche Sprache ist in ihrem innersten Wesen Natur. Nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen hat sie ihren Reichtum an Gestalten geschaffen wie die Natur. Wie in der Natur wirken diese Gesetze ausnahmslos. Wir Menschen unterliegen ihnen ebenso wie den Naturgesetzen, wir sind Träger dieser Gesetze, und es hängt nicht etwa von unserem Willen ab, sie zu vollziehen oder nicht. Wie die Natur ferner immer wieder aus denselben Grundstoffen ihre mannigfachen Wesen nach vernünftigen Ideen aufgebaut hat und immer neu aufbaut, so hat auch die Sprache aus denselben Elementen, den etwa 24 Lauten oder, wie wir fälschlich zu sagen immer gewohnt sind, den 24 Buchstaben ihre unzähligen verschiedenartigen Formen von immer wechselnder Struktur nach Ideen aufgebaut. So hat auch sie wie die Natur mit den kleinsten Mitteln die größten Wirkungen erreicht. Wie in der Natur alle Individuen höheren Einheiten, Arten, Gattungen usw. angehören, und die Vertreter der gleichen Gattung bei aller individuellen Eigenart doch gemeinsame Züge tragen, untereinander ähnlich sind, so haben auch die einzelnen wurzelverwandten Gestalten der Sprache bei aller Verschiedenheit doch wieder die auf gleiche Herkunft deutenden Züge der Ähnlichkeit: ihre Vielheit geht aus einer Einheit hervor. War Sprache Natur, so mußte sie dieses die Bildung der Naturwesen beherrschende Grundgesetz notwendig auch in ihren Wesen aufweisen. Von dieser inneren Forderung ist ja die ganze Entdeckung unseres Verfassers ausgegangen, die nur in der Erfüllung dieser Forderung besteht. In der Tat, Gesetze, die Goethe, dem Dichter und Seher, in der reichen Flora Neapels über die Bildung der vielgestaltigen Pflanzenwelt intuitiv aufgingen, und die er in der Metamorphose der Pflanzen in so einfach klassischen Worten wiedergegeben hat, sind in gleicher Weise bindend gewesen für die Schöpfung der vielgestaltigen Sprachformen. Doch man höre den Dichter selbst:

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;

Viele Namen hörest du an, und immer verdränget
Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern,
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Rätsel. O könnt' ich dir, liebliche Freundin,
Überliefern sogleich glücklich das lösende Wort.

Und nun schildert der Dichter eingehend, wie doch alle Pflanzen in ihrem Werden gleichen, ewigen Gesetzen unterworfen sind, so daß er am Schluß dieser Schilderung zu seiner Geliebten sprechen kann:

Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.

Dann aber verkündet es der Genius zum Schluß, schauend, daß Gesetze in ähnlicher Weise alles Leben beherrschen müssen:

Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern,
Überall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug.

Es dürfte wohl nicht schwer sein, die Worte unseres Dichters unmittelbar von Pflanzen- auf Sprachgebilde zu übertragen und richtig zu deuten. So nah berühren sich auf der höchsten Stufe des Erkennens scheinbar weit getrennte Stoffkreise, wie es ja das höchste Ziel aller Einzelwissenschaften sein muß, einer Einheit zuzustreben, ein Ziel, von dem die Wissenschaft unserer Tage noch recht weit entfernt ist.

Ich bin am Ende. Nur in großen, allgemeinen Umrissen habe ich den an Ergebnissen wie Gedanken gleich reichen Inhalt unseres Buches wiedergeben können. Doch ist es mir hoffentlich auch so schon gelungen, dem Buche den teilnehmenden Leserkreis zu gewinnen, den es verdient. Führt es doch in eine gänzlich neue, bisher unerschlossene Welt ein, überall fesselnd und zugleich zu neuen Gedanken anregend. Bei reichem und tiefem Genuß wird dem Leser natürlich auch die Arbeit des strengen Denkens nicht erspart bleiben, aber am Schluß des Buches wird er versichern, diese Arbeit gern getan zu haben, und mit dem freudigen Bewußtsein von ihm scheiden, daß es einmal wieder dem forschenden Menschengeiste gelungen ist, die tiefsten Sprachprobleme um ein gewaltiges Stück ihrer Lösung näher zu führen, dem Geiste, der in der Tiefe wurzelnd und aus der Tiefe schöpfend die Welt der flüchtigen Erscheinungen in ihrem Wesen, ihrem Gesetz, ihrer Ewigkeit erfaßt.

Studien zu den Werken von Klaus Groth.

Von Prof. Dr. **Lothar Böhme** in Freiberg.

Seit einer langen Reihe von Jahren haben mich die Werke des unvergleichlichen nordfriesischen Dichters gefesselt und ich fühlte und fühle mich reich belohnt durch die Fülle dessen, was er bietet. Mag man nun sich an der Menge der treffenden Stab- und Binnenreime erfreuen, an den volkstümlichen Lautnachahmungen und Begriffsbezeichnungen, den anschaulichen Bildern und Vergleichen — um nur ein Beispiel zu bringen: der schweigsame Jugendfreund des Dichters: Detelf Ramm wird mit den Staren folgendermaßen verglichen: Sien Sprẹken erinnert mi jümmer an de Spree (Stare), de ok ni recht Stimm noch Ton hett, awer en echt Singvagelhart in de lütt Bost — oder an den ausgezeichneten Charakterbildern von Land und Leuten oder endlich an dem Reichtum von Sprichwörtern und Lebensweisheit, die schon seit alter Zeit dem niedersächsischen und friesischen Stamme bei seiner sinnig-ernsten Lebensweise zu Gebote stehen, überall wird man den Dichter bewundern müssen. Es ist kein Zufall, daß gerade in diesem Landstrich ein Dichter von der Bedeutung Klaus Groths entstanden ist; nennt doch dieser selbst Dithmarschen mit seinen eigenartigen Verhältnissen der Natur und des Volkslebens „idyllisch und poetisch". Schon der dithmarsche Geschichtschreiber Neocorus[1]) scheint dies bemerkt zu haben, wenn er sagt: „Also hebben se (die Dithmarschen) sick ock von allen benachburten Völkern in Poeterien, Dichten und Singen geovet und hervaergedan, wo dan solches de olden dithmarschen Gesange tügen, de se von ehren Schlachtingen — seltzamen Aventuren edder andern lustigen Schuenken — mit sonderlicher Lefflichkeit ände Meisterschop gedichtet."[2]) Und die Ideen des alten dithmarschen Chronisten werden bestätigt durch die Tatsache, daß Joachim Rachel, nächst Lauremberg der größte Satiriker seines Jahrhunderts, 1618 in Lunden, wenige Meilen nördlich von Heide, der Geburtsstätte Klaus Groths, das Licht der Welt erblickte und in Heide 1652 bis 1660 als Rektor wirkte, daß gleichzeitig mit Groth, wenn auch etwa 20 Jahre älter, Sophie Detelfs dort lebte, deren Dichtungen später von

---

1) Starb 1630. Seine Werke in 2 Bdn. sind von keinem Geringeren als Dahlmann herausgegeben worden, Kiel 1827. Seine Chronik von Dithmarschen umfaßt die Jahre 1525—1620.

2) Vgl. Klaus Groth, Sein Leben und seine Werke von H. Siercks, Kiel 1899, S. 63.

Groth wieder herausgegeben wurden und noch heute nicht vergessen sind, daß Friedrich Hebbel, geb. 1813, aus Wesselburen, ebenfalls im Dithmarschen, stammte, ebenso wie auch Adolf Bartels, der als Dichter und Literarhistoriker trotz mancher Härten und Schroffheiten in seinen Urteilen immer mehr zur Geltung kommt, daß Gustav Frenssen, der allbekannte Verfasser des „Jörn Uhl", gleichfalls aus dem westlichen Holstein stammt und daß Theodor Storm nur wenige Meilen nördlich von Heide zu Husum in Schleswig geboren, dort an der Westküste seines Heimatlandes fast sein ganzes Leben verbracht hat. Auf diesem uralten Dichterboden also erwuchs unser Klaus Groth. Leider aber ist er, insbesondere von unserer Jugend noch lange nicht so gewürdigt, wie er es verdient. Zwar ist neuerdings manches geschehen, um diesen Dichter dem deutschen Volk lieb und wert zu machen. Ich nenne hier zuerst das Werk über ihn von Adolf Bartels (Leipzig bei Avenarius), der auch des Dichters Quickborn in einer Schulausgabe bei Teubner bearbeitet hat, sodann Eugen Wolff, Lebenserinnerungen von Klaus Groth nach Erzählungen des Dichters, die aber nur bis zum Jahre 1856 reichen; ferner vor allem das mit großer Hingebung und fleißiger Stoffsammlung geschriebene Werk von H. Siercks „Klaus Groth, sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch. Kiel 1899", das zu des Dichters 80. Geburtstage erschien. Das Werk von Hansen, Klaus Groth in seinem Leben und Streben, erschien zu Antwerpen in vlämischer Sprache, ist also dem deutschen Leser schwer zugänglich; auch das von Carl Eggers, Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung, hat wenig Verbreitung gefunden.[1]) Nicht unerwähnt darf bleiben, daß unser alter Ernst Moritz Arndt schon vor fast 50 Jahren in der Kölnischen Zeitung über den Quickborn sagt: „Quickborn ist ihr (der Dichtungen) rechter Name, sie sind aus lebendigem Drange geboren und haben dadurch den lebendigen Klang und Widerklang gewonnen, Klaus Groth, ihr Schöpfer, hat wie alle wahrhaften Dichter, von Gott empfangen, zunächst unten an der Erde zu bleiben und von der Erde und ihrem sicheren Boden himmelauf zu schauen und uns so auf seinen Lerchenflügeln zum Himmel der höheren Bilder und Gestalten empor zu tragen." (Vgl. Vorwort zu Klaus Groths Ges. Werken XII f.)

---

1) Rührend klingt, was ein vlämischer Dichter Pol de Mont, der recht wohl erkannt hatte, was Klaus Groth der ganzen niederdeutschen Sprachbewegung genützt hat, diesem zurief:

Du dütsche Skald, du edle Fründ, du fri un stolt Gemoth —
Di lev un gröt ick — nimm min Hand: Bün Kind vunt sülwe Blot!

Aus Bartels, Klaus Groth, S. 100.

Es sei nun gestattet, aus der Fülle des Stoffes für diesmal nur die Sprichwörter und Lebenswahrheitsaussprüche dieses Dichters mit gelegentlichen Hinweisen auf andere niederdeutsche Dichter hervorzuheben, Worte, die ein glänzendes Zeugnis für die sinnige Natur Klaus Groths und seines Volksstamms ablegen.[1])

Wir gehen zunächst einmal aus von dem Stande, aus dem er selbst stammte, von dem des Bauern. Da heißt es II, 119 in der Erzählung Rotgeter Lamp un sin Dochder: Kärsch (wählerisch) is de Bur un sin Veh de föhrt en Leben as Prinzen. Die Lebensweisheit dieser Leute ist eine ganz eigene; sie führen einen ganz besonderen Katechismus, wie der schon erwähnte Detelf Ramm, jene köstliche Gestalt aus der Erzählungsreihe: Ut min Jung Paradies. Von ihm heißt es: Im Aewrigen reck he mit de tein Geböd ut, he kenn noch ni mal dat ölfte: „Lat di nich verblüffen“, wat man nu de Jungs in övt, ehr se noch inn Katekism bēt to dat veerte kamm sünd: Du sollst Vater un Mutter ehren. Doch das Leben geht auch für den Bauer nicht immer so glatt ab. Mit Recht sagt unser Dichter in dem Gedicht: De Fischtog na Fiel (Eigenname) Quickb. I, 214 f.

De Mensch ward banni (sehr) quält op Eern
Mutt banni sweten, sik to nährn,
Mutt klei'n (in der schweren Marscherde graben) un seihn
un ei'n (eggen) un meihn,
Ehr he wat kriggt, sik mal to frei'n.
Un hett he't endli rund in Pannkok (Pfannkuchen)
So seggt de Magen kum mal: Dank ok.

Der Kampf ums Dasein, the struggle for life, ist dem Plattdeutschen, insbesondere dem Friesen, der mit dem tückischen Element nur zu sehr zu kämpfen hat, um sich ein Stück Erde zum Bebauen zu sichern, mehr als vielleicht dem Mittel- oder Oberdeutschen bekannt. So heißt es in der Erzählung: Trina III, 193: So mutt jeder Mensch jümmer aerst sin Platz erobern, sogar wo he as Fründ kumt, dat mutt jümmer eerst gährn, dann kann't sik klärn. — Gar manchmal kann einem bange werden auf Erden, doch das Unglück wie das Glück dient doch nur dazu, das wahre Innere des Menschen hervorzukehren. Daher sagt der Dichter III, 163: Dat Wichtigste inn Menschenleben, dat wat em recht smöllt un umsmöllt (schmelzt und umschmelzt), dat

---

1) Ich führe die Werke nach der bei Lipsius u. Fischer in Kiel erschienenen Gesamtausgabe in 4 Bdn. 1898 mit Fußnoten an, außerdem den Quickborn nach der Ausgabe, die 1891 in Berlin in 16. Aufl. erschienen ist, Bd. I bei Freund u. Jeckel mit Glossar von Karl Müllenhoff.

he ward wot he is: dat is doch vaer alle glik, denn dat kumt grad to ut uns Herrgott sin Hand; bi Vele verdeckt de Noth dat un Hunger un Kummer lett dat ni daer schin, bi Vele verdeckt dat de Glanz, un de Pracht hangt bunte Gardin dervaer, awer genau besehn is't weni anners ünner en Kittel un ünner en Mantel, denn de Kern is de arme nakelte Minsch. Freilich suchen nur zu viele das Glück auf dem falschen Wege; sie machen es nicht wie Anton in der Erzählung: De Waterbörs'[1]), von dem es heißt: sin gude Natur heel em baben, sunst weer he in Gefahr wen mit Gier dat Glück to söken, wo so Vele de Dullbein (Tollbeeren) finnt, de eerst dun makt un denn dörsti, awer toletz elenni vaer ümmer. III, 99. Um sich vor solchen Phantastereien zu hüten, gibt es nur ein Mittel; das zeigt uns der Dichter an in derselben Erzählung: Arbeit is de beste Wispahl (Wegweiser) vaer de Gedanken inne Fremde, de bringt se licht wedder op den gewöhnlichen Weg III, 84. In dieser Erzählung kommt noch eine andere gute Lebensregel vor: En gesund Hart ward wul drückt aber ni bückt. He (Anton) steil sik (richtete sich auf) un he meen, he heel sik an sik sülber. Dat meen de ok, de sik bi sin egen Ohrn ut en Daepel (Sumpf) trock (zog). Jedoch nicht immer kann man selbst bei dem besten Willen glatt durchs Leben kommen, die Bahn des Lebens ist oft rauh. Indessen: Uns Herrgott sorgt ok noch jümmer vaer en weken Fallhot, wenn man mal snübbelt (stolpert). Religiöser Sinn ist dem Dichter durchweg eigen, rührendes Gottvertrauen ist sein schönster Schmuck, wie das schon das erste Gedicht des Quickborn in ergreifender Weise kundgibt: Min Modersprak. Doch im Glück vergißt nur zu oft der Mensch, was er Gott verdankt. Die Relion hatt man jüs am meisten, wenn dat knippt = wenn man in der Klemme ist. Quickb. I, 170. Ein Trost bleibt immer, wenn das Leben uns hart anpackt: Es war immer so; es ist keinem Menschen Sorge und Mühe erspart geblieben. IV, 54 heißt es: Mit en beten Sorgen Vaer jeden Morgen Mit en beten Plag Vaer jeden Dag .... So war't vaerleden (früher) Wes du ok tofreden. Hiermit ist zu vergleichen das Wort aus Viktor von Scheffels Trompeter von Säckingen: Aus dem Auge wisch' die Trän', sei still und hemme die Klage. Wie dir wird's manchem noch ergehn bis an das Ende der Tage. Sonderbar ist's nur, daß so viele Leute ihre Sorge hätscheln und großziehen. III, 190 in der Erzählung Trina heißt es mit Recht mit einem schönen Wortspiel: Wat een plagt, dat plegt man un wat

1) Waterbörs', scherzhafter Name für einen Ort, wo die Leute, namentlich die älteren, zusammenkommen, um über dies und jenes zu „snacken" = schwatzen. Der Name kommt wahrscheinlich daher, weil es dort keine geistigen Getränke, nur Wasser gab.

man hegt, dat haegt Een (das behagt einem). Die Wonne der Wehmut, die Goethe mit den allbekannten Worten bezeichnet: Trocknet nicht, trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe! Ach nur dem halb getrockneten Auge, Wie öde, wie tot die Welt ihm erscheint —, sie ist auch unserem Dichter durchaus nicht unbekannt. So heißt es III, 151: In en frisch Gemüth gift de Wehmoth keen Smarten, un dat Lengn[1]) is vaer de Seel as en Dau; aewer de Welt hin ilt de Gedanken un klammert sik warm an allens, wat se reckt[2]); keen Wulk an Heben, dar gat se mit, keen Hus inne Feern, dar lat se sik dal, keen Ton daerch de Abendluch[3]) he kumt mit en Klang merrn ut dat Geheemnis, wo dat Glück sitt, wo de Freid winkt mit beide Hann, un dat Hart klappt blot wil't to vull is vun den groten Strom, de lebndi treckt awer en selige Welt. Hierher gehört auch das Wort von der Süßigkeit heimlicher Liebe aus dem Gedichtzyklus: Ut de Marsch, Quickb. I, 261: Is heemli Lev ni söter as dat Glück? Un Lev un List is starker as Gewalt, Se drept un rovt (trifft und raubt) en seli Ogenblick, Wa kort he is: he füllt dat Leben ut. Na Lengn un Luern kummt he as de Sünn, Un Furcht un Angsten löst he all in Freiden. Daß bei einer jungen Liebe die Schönheit eine Hauptrolle spielt, ist klar; ebenso daß sie den Geist blendet und man die Fehler der Geliebten nicht sieht. Dies drückt Klaus Groth so aus III, 118 in der Erzählung: Witen Slachters[4]): Schönheit is vaer en Jung, as de Sünn vaer de Ogen; dar kann man keen Placken an sehn un lövt (glaubt, vgl. noch engl. believe) nich an Kummer, Sorg, Krankheit, Twifel oder Unglück. Vom Lieben zum Heiraten ist manchmal nicht weit, sagt man. Hier gibt nun freilich unser Dichter zu bedenken, daß beim Freien es sich nicht bloß um die Liebenden selbst handelt: Man friet je ok nie blot de Brut, de Anhang ward mitnahm, de Umhang deit ok sin Deel. Aber hat einmal ein Gedanke im Herzen Platz

1) = sich sehnen. Vgl. Goethes: Langen und Bangen in schwebender Pein.

2) recken heißt hier mit Akk. erreichen; sonst auch absolut und mit Präpos. an oder na reichen, auch mit Kräften ausreichen.

3) De Abendluch = Abendluft mit dem bekannten Lautübergang (vgl. Schlucht und Schluft) findet sich häufig bei Klaus Groth. So in dem rührend schönen: De Kinner larmt. Quickb. I, 152. Luri treckt de Abendluch Aewert Feld so glind: Wenn ik mi nu wat wünschen much Weer'k noch eenmal Kind.

4) Der Vorname Witen findet sich dem Stamme nach wieder in Witburg, Witrud, Witraud, vgl. Khull, Deutsches Namenbüchlein, Verdeutschungsbücher des Allgem. Deutschen Sprachvereins IV, S. 22 und 74, und bedeutet Holz, Wald. Damit sind zu vergleichen die Familiennamen Witukind, Wedekind, Wiedemann u. althd. witu Holz = angels. wadu Holz, engl. wood Gehölz. Der Familienname des Mädchens in obiger Erzählung war: Croß; sie war aber die Tochter eines Metzgers, daher die Bezeichnung.

gegriffen, dann ist es sehr schwer, ihn auszurotten. III, 248 sagt der Dichter: Een wat uten Kopp snacken kann man nich licht, uten Harten gar nix. Wat dar upschütt (aufschießt), muß wassen un blöhn, och dat wenigste kumt doch to Frucht.

Wie aber die Liebe, so hat auch der Zorn manchmal sein Recht und seinen Wert. Vom Werte eines echten Zornes sagt Klaus Groth IV, 53 mit einem drastischen Vergleiche in der Erzählung Mins Jungparadies: En rechtfarri Schelte makt frisch as en Gewitter, dat wirkt as Marrettig oppen Geschmack. So handelt und spricht ein echter Mann. Hierher gehört auch das Wort aus der Erzählung: Trina III, 175: Sülbn is de Mann, wo man ni kumt, ward Een de Kopp ni scharn, un wat man mit Ogen süht, dar hett man sin Fingern mank (da hat man seine Finger drin).[1]) Das Schelten wird passend bezeichnet III, 25: knastern as en Kedenhund gegen en Schösteenfeger. — Von der Veränderlichkeit in der Welt und wie die Menschen darüber denken, handelt ein anderes Wort III, 203 aus der Erzählung Trina, die überhaupt reich an Lebensweisheit und Sinnsprüchen ist. Wenn dat so all nett un nüdlich is inne Welt, denn kummt faken (oft)[2]) en lütt Bröcket dar twischen un allns fangt en rutschen an. Oppen Festdag, wer denkt jüs ant Enn? Un wenn wi dar inne Welt würkli jümmer an dachten weert gar ni de Mög weerth antofangen. As kunn se ni all warrn, so tehrt man an jeden Summerdag, den man den Harst afstehlt. Awer dann kumt slecht Wedder. Den Neid und die Mißgunst der Menschen untereinander vergleicht der Dichter sinnig mit der Feindschaft unter den Tieren. So III, 123: Dat is en Unglück vaer Lüd, oder bedüdt een, wenn se nich sünd as de annern; mag't Fehler oder Vaertog sin, dat is binah eenerlei. Dar ward um snackt, bet man daran hackt, un man makt to Schann, wenn't nich heel stark is. Dat geit bi den Menschen as mit de Vageln: lat mal en goldgeln Kanarjenvagel ut Bur: dar sünd de Hunstünken[3]) (Sperlinge) so

---

1) Hierzu vgl. man das andere plattdeutsche Sprichwort: Wo man sülwst kummt, bedrüggt Eenen de Bade (Bote) nich. De Plattdütsche Sprückwörder-Schatz von Willem Schröder. Reclam.

2) Vergl. Reinke de Vos. v. 42. Ausg. v. Aug. Lübben: Isegrim de wulf begunde de Klage vor dem König der Tiere: entfermet ju (erbarmet euch) des groten schaden, de mi Reinke de vos heft gedân, dar ik vaken van hebbe entfân grote Schande unde swar vorlês (Verlust.)

3) Unsere Lieblinge unter den Vögeln des Feldes und Waldes haben folgende Namen: Die Lerchen Lurken III, 108 auch Lewalk. So bei dem holsteinischen Dichter A. Asmus, Volksbook 1858, S. 1: So lang de Maan noch blenkert un nach de Lewark sing. Im Oldenburgischen heißt die Lerche: Lauerk; so bei Franz Poppe

lang' herum, bet he afmödt (ermüdet) is und bet he verkummt. Dar mag ok ni mehr bösen Willen mank sin as oft twischen Minschen. Trotz aller Enttäuschungen aber, die der Mensch erfährt, ist doch das Bedürfnis nach Geselligkeit, nach einer gemütlichen Aussprache beim Menschen unausrottbar. De Eensamkeit drifft (treibt, vgl. englisch to drive) Lüd tosam as de Wind Heu un Stroh, de sik awer verstat de kennt sik opt Ansehn as Landslüd inne Fremdn III, 128.

Für den konservativen Sinn des Dichters, der in dem Eröffnungsgedichte zu seinem Quickborn: Min Modersprak, der Sprache seiner dithmarschen Heimat, wie sich selbst ein so ehrenvolles und herzerhebendes Denkmal gesetzt hat, zeugt zunächst III, 135, wo Klaus Groth vom Licht und Schatten der modernen Kultur spricht, insbesondere von den Eisenbahnen: De Welt is nu beweglicher warn, de Isenbahn bringt nich blot Kuffer un Reisende vunne Stell, se hett Grund un Borrn röhri makt un de Menschensinn wackeli; wi wüllt er jüs ni darvaer schelln, dat Gude kann noch kam; awer vaer er Tid gung de Welt mehr in er Spor un dat hör mit to de Religion, dat man Hus un Hav (Habe) leef harr, nich wil't so vel Dusend weerth is, sundern wil't Vader un Moder tohört hett, un Vader un Moder gefall. Die Hast und Unruhe, die durch das gegen früher gesteigerte moderne Verkehrsleben in den Handels- und Gewerbebetrieb gekommen, kennzeichnet der Dichter durch folgenden Ausspruch: Kopmann — lop man! heet dat bald. Denn wer mit en Drach Waar oppe Nack — — billig, billig — den Bur int Hus keem — —, de kreeg de Kundschaft, snapp een na de anner weg III, 113. Immer ist man begierig, etwas Neues zu hören, namentlich von einem Fremden, der in einen kleinen Ort kommt. Vgl. III, 94: En mien Ankomm in en lütten Ort is as en Suerdeeg in Backeltrog, da kummt allns wat in Gährn. Vollends wenn ein Festzug hindurch geht, da gibt es viel zu reden. Jeder ist begierig, jedes einzelne Wort, das gesprochen wird, aufzuschnappen. Dies zeigt uns Klaus Groth II, 118 in dem Stück Rotgeter Meister Lamp un sin Dochder:

---

in der Sammlung von Regenhardt I, 65: De Lauerk singt so lustig. Der Stieglitz heißt Steilitsch, Quickb. I, 164: De Steilitsch wett en Snawel anne Wiern (Drähte des Vogelbauers), Un knapp de Korns un strei dat Kaf (Samenhülsen) herum. Der Star heißt: Spree IV, 59, die Bachstelzen Plogsteerten, Quickb. I, 219, die Hänflinge Iritsch: De Lurk un Iritschen III, 20. Weniger angenehm sind die Regenpiper (Regenpfeifer) oder Tüten: Charadrius III, 28: Wenn de Voß anfung to bru'n, beliebter Ausdruck: der Fuchs braut bei Witterungsänderung, langs de ganze Marsch hin, denn trocken de Tüten hoch aewer her, man hör er Fleiten bet fast na de See hendal. Dazu kommen noch die Uferschwalben, niederd. Steenswölken z. B. III, 14. De Steenswölken harrn dar deppe Löcker rinn wöhlt (in de Sandkuhl = Sandgrube).

Denn son Wort inne Flucht (Worte, die sich aneinanderreihen)
is söter as menni en Predigt,
Swar is wedder to gan, un endlich blifft man tohopen (zusammen).

Daß das moderne entwickelte Verkehrsleben auch die Vereins- und Versammlungsmeierei mit ihrem vielen Geschwätz gezeitigt hat, dürfte hinlänglich bekannt sein. Ein treffendes Bild der letzteren gibt uns die Lebensweisheit von Thieß-ohm III, 231[1]): Dat is ok jüs de Zwick (Zweck), seggt de Schosters, snackt muß der warrn, son Snider is neti (ärgerlich), de mutt de Lewer mal mit kratzen, wenn em de Lus deraewer lopen is, un en Schoster gar is iwri, wenn de ni mitünner mal störrtlos (gerade heraus) redt un sik spiggt as harr he Für freten, so verbrenn he innerli. Darvaer sind de Versammlungen, de köhlt. Es ist übrigens schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, oder wie es III, 217 heißt: Dar löppt keen Hund seeben Jahr dull, so is he op (zugrunde gegangen) oder en stillen Hushund. Übrigens darf man sich durch Äußerlichkeiten, wie durch großklingende Namen nicht verblüffen lassen. Nil admirari sagt Horaz, Namen sind uns Dunst, singt Uhland in dem Gedicht: Freie Kunst und denselben Gedanken offenbart Klaus Groth II, 106 in echt volkstümlicher Weise: Twars en Nam is en Blam, de makt keen Haeker to'n Kopmann (Häker = Kleinkaufmann). — Um das Gleichgewicht in der Seele herzustellen, wenn der Kopf von zu vielen und schweren Gedanken aufgeregt ist, dient der Magen nach den Worten unseres Dichters. In dem köstlichen Gedicht: De Fieler Fischtog, Quickb. I, 213 heißt es: Wenn so de Kopp vant Denken swar is En Dripp Verstand an jede Haar is, Man kunn wul as en Sotswang (Brunnenschwengel) wanken, Koppheister (kopfüber) scheten vaer Gedanken: So hett man as en Steen ann Slaggbom, So hett man as de Tung inn Waggbom (Wage) Jüs as (gerade wie) en Paßbom (Fangbaum an der Mühle, sie zum Stehen zu bringen) in de Mael Sün Magen ünner an sin Seel. Un wenn de Kopp to swindli stiggt: De Magen hollt dat Glikgewicht. Un ström dat Denken redi (förmlich = engl. ready) armdick: De Magen is en sekern Parmtik (Perpendikel); De lett de Seelenklock nit utneihn (ausreißen, eigentlich ausnähen) Un de Gedankenstrom ni rutspein, De is, löppt de Vernunft mal dennoch (geht die Vernunft mal durch) Stangtom (Stangenzaum) un Halter vaer de Mensch.

---

1) Der Name bedeutet Oheim Matthias; vgl. hiermit Annamedder = Anna Mühmchen, Telschemedder = Mühmchen Mathilde oder Telsemöhm, und Tante Wieschen = Tante Luise IV, 89. Noch seien als andere Namensbezeichnungen genannt: Greetdort = Margarethe Dorothea IV, 161, Anngreten = Anna Margaretha usw.

Um aber was in den Magen zu bekommen, muß man sich dazu halten. Denn, sagt Klaus Groth mit Recht III, 41: Je neger bi den Grapen, je warmer de Happen oder man muß denken und handeln wie jener Geistliche, von dem es heißt II, 110:

„Ei is en Ei", ward der seggt, sä de Prester un lang na dat grötste.

Mancher hat nun freilich einen gar zu guten Magen, wie denn der Ausspruch einer alten Großmutter III, 5 in der Erzählung: Wat en holsteenschen Jung drömt, dacht un belevt hett, vaer, in un na den Krieg 1848 ihrem Enkel gegenüber, der nie genug zu essen kriegen kann, allerdings etwas für sich hat: Kinner un Kalwer Maat maet oll Lüd weten. Mit köstlicher Naivität fügt dann der Dichter hinzu: Sitdem bedur he (der Junge) jümmer de Kalwer. — Das Sprichwort: En olen Stubben lett sich nich verplanten, Quickb. 1, 170: Ein alter Struck l. s. n. v. kehrt ja in anderer Fassung allenthalben auch im Hochdeutschen wieder. Dagegen sind echt niederdeutsch in Laut und Stil die beiden folgenden Sprichwörter, das eine III, 55 aus der oben erwähnten Erzählung: Wat en holsteenschen Jung drömt usw.: Wennt warrn (gewohnt werden) kann man allns, as de Bäcker sä, as he den Aben mit en Katt utwisch, awer de Kreatur jankt doch. Dasselbe Bild von der Katze, die den Backofen auswischen soll, ist auch zu finden bei J. Mähl in der Erzählung: En swaren Drom Bd. I, S. 6 in der Sammlung von Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen: Gewohnheit Miez, sä de ol Bäcker to sien Katt, do ul[1]) he mit ehr den Backaben ut. Das andere echt niederdeutsche Sprichwort findet sich in De Waterbörs III, 80: An kold warrn is wul nich to denken, as de Katt sä, do gung se um en hitt Brischüttel rum.

Wie die Katze, so spielt natürlich auch Meister Reineke, das uralte Lieblingstier der niederdeutschen Volkssage und Volksdichtung, bei Klaus Groth und seinen Landsleuten eine Rolle in den Sprichwörtern z. B. IV, 77 in der Erzählung: Vun den Lüttenheid: De Mürrn weern Fachwark, dat Dack weer Stroh, nix as to'n Brenn. Doch to bruken, as de Voß sä, do fun'n he en Daxlock und ebenda: Vaer de Weteraarn (Weizenernte) hett de Marschbur so weni to don as de Voß vaer de Kloppjagd (Fuchsjagd, weil man durch Klopfen mit Keulen auf die Erdhügel, in denen man Fuchslöcher vermutet, die Füchse herauszujagen pflegt), he liggt blot rum op sin Fulpelz. Andere Sprichwörter vom Fuchs hat Klaus Groth gesammelt in seinem Werk: Über Mundarten

---

1) Zu ulen = ausfegen vgl. „Den siebzigsten Geburtstag" von Voß, wo es vom Mütterchen heißt: Hatte gefegt und geuhlt, und mit feinerem Sande gestreuet.

und mundartliche Dichtung, Berlin 1873, S. 59. Sie seien hier der Vollständigkeit und ihres den dithmarschen Volksstamm deutlich kennzeichnenden Witzes wegen angeführt: Kumt da keen, so will ik ok keen, sä de Voß, do slog he mit den Steert ann Bernbom. — Se is mi to krumm, s. d. V., do hung de Wurst ann Balken. — Nu much ik doch weten, wo de Weg hinführt, s. d. V., do keek he in en Muslook. — Dat is man en Aewertog, s. d. V., do trock man em dat Fell aewer de Ohrn. — Nix vaer ungut, s. d. V., do beet he de Goos den Kopp of. — Goden Dag all, s. d. V., do keek he in en Gooskaben (Gänsestall). — Ik heff en Snaev (Schnupfen), s. d. V., do frag de Löw em, wo he rück. — Fangst du Bewerken (Frostschütteln, als wär's eine Art Fische) s. d. V. to'n Wulf, do weer den de Swanz ant Is fast fraren. — Wo nu hennt, s. d. V., do seet he inne Fall.

Zum Schluß sei noch mitgeteilt, was Klaus Groth über den Spaß, den feineren wie den gröberen, sagt. Quickborn I, 199 heißt es: De Spaß is as opt Feld de Mahn: De fallt entwei, fatst du em an; He's as de Snee int Water smeten: En Ogenblick witt un denn vergeten; He's as das Nordflüs (Nordlicht) inne Höch: Kikst du man hin, so ist all weg; He's as de bunte Regenbug, De in en Ruff (in einem Nu) de Storm verjag. Von den groben Witzen des Hans Schauder heißt es: De Beerwitz leep as schiti Water, Quickb. I, 199. Diese Vergleiche sind mit den Sprichwörtern und Gemeinplätzen aufs engste verknüpft. An solchen Vergleichen ist das Plattdeutsche überreich. Man schlage nur die Sammlung auf von W. Schröder, De plattdütsche Sprückwörderschatz. Woher kommt das? Weil das Plattdeutsche an Wortreichtum gegen das Oberdeutsche zurücksteht: je geringer aber der Wortschatz einer Sprache ist, desto mehr wird sie zur Erreichung ihrer Zwecke das Bild, den Vergleich heranziehen, desto plastischer ist sie schon an sich, denn was das Plattdeutsche an entsprechenden hochdeutschen Worten nicht besitzt, das sind die meisten abstrakten Begriffe. Diese müssen umschrieben werden und so ist denn der Niederdeutsche gleich mit einem as en (als ein) zur Hand. Doch davon vielleicht ein andermal.

Zu Schillers Kassandra.

Von **P. Hoffmann** in Bochum i. W.

Wohl bei keinem der Schillerschen Gedichte ist es so schwer, den innersten Gang aufzudecken, wie bei seiner Kassandra. Man glaubt vor einem Strom zu stehen, „wo alles wogt und schwindet". Wellenzüge, die an dieser oder jener Stelle unzweifelhaft alles mit sich fortreißen, haben anderswo wieder weichen müssen, aber immer schimmert die Unterströmung noch hindurch, und genau anzugeben, wo eine von der anderen wirklich dauernd zurückgedrängt wird, scheint schwer, ja unmöglich zu sein. Und doch lassen sich, abgesehen vom Bericht durch den Dichter (in den ersten drei Strophen und der letzten) zwei Hauptströmungen in der Klage Kassandras, und damit in ihrer Seele, deutlich unterscheiden und verfolgen.

Mitten aus der jubelnden Menge, die das Friedensfest und als seinen Mittelpunkt die Vermählung Polyxenas mit Achilles feiert, ist Kassandra in die Einsamkeit des Hains geflüchtet. Wohl erfüllt die Gegenwart, der heutige Tag, auch ihre ganze Seele, aber wie so ganz anders als allen übrigen! Sieht sie doch in allen Handlungen und Erscheinungen der Feier nur Zeichen des Verhängnisses, des nahen Schrecknisses, des Verderbens, das über die Stadt der ewig Blinden, das über diese Mauern unabwendbar heraufzieht! Angst und Entsetzen erfüllt sie, die Trojanerin, die Patriotin. Sie hat ihre Mitbürger gewarnt; sie mußte es ja, sollten diese nicht aus dem Freudenrausche unvorbereitet in Tod und Elend taumeln. Aber gerade dadurch kommt sie, die ihrer Liebe zur Stadt und zu den Landsleuten gefolgt ist, zu diesen in schroffen, ausgesprochenen Gegensatz: die Unheilskünderin wirft Schatten in den sonnigen Tag und wird gemieden; sie weissagt — nicht dem Einzelnen sein Einzelgeschick — allen den plötzlichen Untergang des großen Ganzen, und findet keinen Glauben. Entfremdung, Unglaube, offener Spott sind ihr Los und Lohn, ohnmächtiger Schmerz und Bitterkeit ihre Empfindung.

Und dieser Groll wendet sich von den unselig Betörten ab gegen Apoll. Trägt er doch alle Schuld an Kassandras Elend — er hat ihr ja die Kenntnis der Zukunft, ach! nur des zukünftigen Unglückes gegeben. Was nützt aber dies Wissen, wenn es keinen Glauben findet, wenn's dem Verderben nicht steuern kann? Es rettet nicht die anderen, die ganze Stadt — aber es nimmt der Seherin selbst alle Lebensfreude, allen Glauben an ein gerechtes Walten gütiger Mächte. Das hält sie zürnend dem Gotte vor. Wie gerne würfe sie, wie sie die Priesterbinde zu Boden geschleudert

hat, all ihr Priestertum und höheres Wissen von sich, Apollo zu Füßen — könnte sie's nur! Und so bittet sie ihn verzweifelt: „Nimm dein falsch Geschenk zurück!"

Es ist also die Trojanerin und Priesterin, die im Gegensatz zu dem jubelnden Volk das nahe Verhängnis über ihre Vaterstadt hereinbrechen sieht und nun in der Einsamkeit des Waldes ihrem Schmerz und ihrem Grolle freien Lauf läßt — von den Landsleuten verstoßen, elend durch den Fluch des Gottes, dessen Priesterin sie ist.

Aber ihre Empfindungen wechseln, allgemein menschliche Gefühle drängen empor: das junge Menschenkind, das Mädchen aus dem Königshaus, die liebende Jungfrau ist Kassandra geblieben, trotz ihres heiligen Amtes. Lebensfreude, Liebesglück zu Hause, mit ihren Gespielen, und wie diese, vor allem mit dem Geliebten — danach lechzt sie. Vergebens! Seit sie von Apoll berufen ist — niemals und nie in alle Zukunft wird es anders sein — kann sie nur mit den Trauernden empfinden und weinen, tiefer und elender noch als jene selbst, kann sie aber nicht mit den Fröhlichen oder für sich allein hoffen und sich freuen. Sieht sie doch mit ihrem geistigen Auge so wahrhaftig und aufdringlich deutlich, als schaute sie es leibhaftig, das Schattenbild, die Totenerscheinung dessen, der sich ahnungslos vor ihr — und, wie er's vielleicht meint, mit ihr — des Lebens freut! Und wenn sie allein ist, tritt ihr die eigene Todesstunde, das Blut ihr erstarrend, entgegen! Aber all das verschließt sie in ihre Brust. Denn hier gebietet ihr keine Priesterpflicht, hier verbietet es ihr das einfachste menschliche Gefühl. Handelt es sich doch nicht allgemein um Wesen und Schein, Glück und Unglück hier im Kreise der Ihren, sondern eben um Leben und Tod! Und wie könnte sie denen, die sie liebt, gerade das Todeslos verkünden, das dem Einzelnen als Einzelunglück näher und glaublicher, ihnen sicher für den Rest ihres Lebens alle Freude, alle Ruhe rauben müßte! So stehen sie, ohne es in ihrer Lust, freudig mit sich selbst beschäftigt, zu erkennen, höchstens es mit liebendem bangem Herzen dunkel ahnend, zu der ernst Zurückhaltenden in einem inneren, unausgesprochenen Gegensatz. Sie selbst aber verzehrt sich schweigend in ihrem Leid. Mit dem Verzweiflungsschrei der Ergebung in das unabänderliche Geschick, wie eine Tote unter den Schatten der Lebenden dem körperlichen, gewaltsamen Tode entgegenirren zu müssen, schließt sie ihre Klage.

Im ersten Teil ist es also die Tochter Trojas und Apollos Seherin, die gerade jetzt, mitten im Jubel der Menge, den Untergang ihrer Vaterstadt beklagt und ihr höheres Wissen verwünscht; im zweiten Teile das junge Weib im Kreise der Ihren und Gespielinnen, nach menschlichem Glück lechzend, von banger Todesfurcht — nein! Todesgewißheit für sich

und die Ihren gequält — nicht erst seit heute, schon seit ihrer Berufung zur Priesterin, und nicht bloß für heute, — für immer!

Aber wo ist die Scheidelinie zwischen den beiden Teilen zu suchen?

Von der 11. Strophe an wird ganz sicher weder Troja mit seiner Volksmenge noch Apollo und seine Sehergabe auch nur erwähnt. Aber auch schon in der 10. spricht Kassandra von den „Meinen", klagt sie, nie den Brautschmuck tragen, sich also nicht der Liebe, wie andere Mädchen, freuen zu können. Aber sie redet in ihr den Gott doch noch an, wenn auch nur, sozusagen, abschiednehmend. Umgekehrt gilt die ganze vorhergehende Strophe noch durchaus Apollo, aber hier wieder, ohne daß unmittelbar auf die Gegenwart oder auf Troja hingewiesen würde, und einiges klingt, wie Stellen aus dem ganzen zweiten Teil, vor allem das „Nimmer sang ich freud'ge Lieder".

Die Grenze kann nur aus dem Aufbau wieder der einzelnen Hauptteile gefunden werden. Gehört der Pfeiler als nötiges Glied zum ersten oder zweiten Flügel des ganzen Baues? oder bildet er etwa ein selbständiges Mittelglied?

Bei genauerem Betrachten der ersten ganzen Hälfte, ob die 9. Strophe dazu gerechnet wird oder nicht, ergibt sich, daß die drei vordersten Strophen 4—6 näher zusammengehören. Ihr Inhalt ist die tatsächliche Lage: hier die jubelnde Volksmasse und das frohe Königshaus in der festlichen Stadt — dort die trauernde einsame Priesterin. Und Kassandra berichtet gewissermaßen, nicht in ruhigem, aber doch in erzählendem Ton, die Vorgänge um sie her und die in ihrem Innern. Wie ganz anders ist die Sprache der nächsten Strophen, 9 eingerechnet! Fragen und Ausrufe, Vorwurf und Bitte! Die Trojaner treten zurück: an den Gott Apollo wendet sich Kassandra, die Priesterin, als solche vor allem unglücklich. Sie ist ja nur sein Orakel, seine Stimme, ein willenloses totes Gefäß seiner Wahrheit, dem Steine gleich, der in die Volksmenge hineingeworfen wird, mag er wollen oder nicht. Und diese Wahrheit ist keine einzelne, abgesonderte, es ist die allgemeine, die ganze, die in allgemeingültigen Sätzen hier — und fast hier allein im ganzen Gedicht — zum Ausdruck kommt. So ist das göttliche Wissen der Priesterin zur Lebensanschauung geworden: „das Verhängte muß geschehen. Wohl dem, der sich darüber wegtäuscht!" Und so bittet sie abschließend: „Nimm dein falsch Geschenk zurück!" d. h. die „Wahrheit", die „Zukunft", die „traurige Klarheit". Auch der Begriff „Blindheit" gehört als negativer Ausdruck hierher. Diese alle, wie ja auch „deine Stimme" weisen auf das Zurückliegende hin, die 9. Strophe ist also der Schluß des ersten Hauptteiles. Denn nur in diesem, sonst nie wieder spricht Kassandra von ihrer Erleuchtung durch Apollo.

Wie steht's dann aber mit der 10. Strophe, mit dem Ausdruck: „Seit ich deinem Dienst mich weihte"? Jeder wird herausfühlen, wie weit diese Worte, eine bloße Zeitbestimmung, von den vorhergehenden Bezeichnungen abweichen. Tritt doch hier zuerst wieder das Persönliche, etwas wie Selbständigkeit hervor. Die erste Hälfte der Klage zerfällt also in zwei gleiche, bei aller Gemeinsamkeit doch nach Inhalt und Ton scharf geschiedene Teile: 4—6 und 7—9.

Dasselbe gilt von der zweiten Hälfte. Auch hier berichtet Kassandra zuerst von ihrer äußeren und inneren Lage: von Lebensfreude und Lebenslust bei den Ihren, und von ihrer eigenen Vereinsamung auch hier, unter den Angehörigen und Freundinnen. Auch hier klagt sie dann über den tieferen Grund ihres Leides, die Totengesichte, von denen sie im hellen Tageslicht geschreckt wird, beim Spiel mit andern wie in der Einsamkeit. Es sind also die Strophen 10—12 und 13—15 zu trennen.

Demnach zerfällt das Gedicht, abgesehen von den Strophen des Eingangs und von der am Schluß, in zwei Hälften von je sechs Strophen, und jede dieser Hälften in zwei dreistrophige Glieder. Beidemal enthält das erste Glied (Strophen 4—6 und 10—12) eine scharfe Gegenüberstellung Glücklicher gegen sie, die unselige Kassandra: die friedensgewisse, jubelnde Volksmenge hier — die jugendfrohen, rein menschlich glücklichen Angehörigen dort; beidemal mehr im Ton des Berichtes, wenn auch nicht ohne Erregung. Aber dabei tritt noch ein feiner Unterschied hervor. Die Kassandra, die sich aus dem Feste wegstiehlt, sieht in ihrer Phantasie unwillkürlich noch die Vorgänge in der Stadt, alle ihre Vorstellungen haben noch etwas äußerlich Wahrnehmbares: Fackelglut und Opferrauch, der Hohn der Volksmenge; wie ein todwundes Wild schleppt sie sich in die Wüste, doch ihre Schwester steht geschmückt. Aber dann, wo sie der Ihren denkt und ihrer eigenen Wünsche, vertieft sie sich in die unsichtbaren Regungen des Herzens. Und so wendet sie denn auch dies Wort (Herz), das sonst kaum einmal von ihr gebraucht wird, hier öfter hintereinander an. Mit empfindendem Herzen preist sie Polyxena selig, die Schwester, in der stolzen Wonne ihres Wahnes, — nicht in ihrem Brautschmuck (wie zuerst).

Ähnlich verhält es sich mit den beiden zweiten Gliedern: Strophen 7—9 und 13—15. Beide geben den letzten Grund für Kassandras Vereinsamung an, für ihre Unfähigkeit, sich mit anderen des Lebens zu freuen. Er liegt in ihr selbst, in ihrem tieferen Blick. Aber das eine Mal ist es der aufs Ganze, er bringt ihr die Wahrheit überhaupt, die Welterkenntnis: „das Verhängte muß geschehen". Mit grauenhafter Unmittelbarkeit drängt sich ihr diese gerade jetzt, kurz vorm Falle der Vaterstadt, auf. Das andere

Mal ist es die geheimnisvolle Gabe, von der ja auch unser deutscher Volksglaube zu erzählen weiß, in den Zügen des Begegnenden, und wenn er die Gesundheit selber schiene und wäre, die Zeichen des (vielleicht unnatürlichen) Todes, das Totengesicht selber, zu sehen.

Und so stellt Kassandra, bei aller Besonderheit, doch allgemein Menschliches dar. Erfolglos und unbefriedigt, unverstanden und angefeindet im Beruf, von der Nutzlosigkeit aller menschlichen Wünsche und Taten überzeugt, in der Erkenntnis, daß blinde, grausame Notwendigkeit in allem waltet: so sucht mancher, wie sie, in heiterer Hingabe an die kleinen Freuden des Einzellebens, der Häuslichkeit, Zuflucht und Erholung, Vergessen des unseligen höheren Wissens. Aber die harmlose Genußfreudigkeit ist ihm verloren gegangen, der Sinn, der im Leben der Völker und des Weltalls die großen Entwickelungen und ihre Gesetze zu suchen gewohnt ist, sieht auch in den Erscheinungen des Kleinlebens nicht nur den Augenblick — ihm erzählen etwa freudig glänzende Augen und gerötete Wangen von heimlich zehrender Krankheit; er gewahrt, auch wo er nicht sucht, die Spuren des Todes im Lebenden. Und dem bange fragenden Herzen malt die erregte Phantasie, wo bestimmte Kenntnis fehlt, das Schrecklichste aus, ob auf dem Gebiete des Körpers oder der Seele (wie ja auch für alle äußeren Lebensverhältnisse).

Wer aber neigt am meisten zu einem solchen Pessimismus, nicht nur der Erkenntnis, sondern vor allem des Herzens? Wer in jungen Jahren am vertrauensseligsten ins Leben geblickt, gewissermaßen mit ihm gespielt hat.

Und so steht es mit Kassandra. Im Übermut des geschmeichelten jungen Mädchens hat sie dem schönen Apollo die Ehe versprochen, unbedacht und flatterhaft aber sie ihm dann verweigert — und der harmlose Jugendsinn ist für immer dahin.

So ist in beiden Teilen das allgemein Menschliche psychologisch klar dargestellt. Aber Schiller hat nicht einen Charaktertypus belehrend vorführen wollen: er hat, wie es der Stoff, in den er sich mitempfindend und nachschaffend versenkte, so mit sich brachte, die sagenhafte troische Königstochter, die untreue Verlobte Apolls, weit aus der Wirklichkeit herausgehoben. Menschen finden, ob vorübergehend oder auf die Dauer, schließlich doch irgendwelche Erholung. Aber auf Kassandra liegt der besondere Fluch ihres Gottes — ungeschwächt, unablässig, zermalmend: sie trägt übermenschliches Leid.

Der Gang des Gedichtes im einzelnen.

A. Der Dichter berichtet:

I. Troja ist von Freude erfüllt über Polyxenas Hochzeit und den Frieden.
   1. Jeder einzelne folgt seiner Lust in Erholung und Gesang.
   2. Die Gesamtheit wallt in feierlichen Zügen zu Apolls Tempel.

II. Kassandra aber, in der öden Einsamkeit des Haines, klagt ihren Gram und Zorn.

B. Kassandra klagt:

I. Als Trojanerin und Priesterin Apolls, in der jubelnden Volksmenge, ist sie — jetzt —
   1. vereinsamt — (nach innerer und äußerer Lage von allen geschieden):
      a) Sie muß sich von der allgemeinen Freude ausschließen,
      b) weil sie das gemeinsame Unglück, Trojas Fall, voraussieht,
      c) und so wird sie von den anderen sogar gemieden und gehöhnt.

      Kein Wunder! Ist sie doch
   2. ausgezeichnet durch Apollos Gabe, ein besonderes Wissen (im innersten Kern von allen verschieden):
      a) Gerade das schließt sie vom Glück aller aus,
      b) Weil ihr die Wahrheit, die Nichtigkeit alles Seins, erschlossen ist,
      c) und so bittet sie Apollo, ihr das unselige Wissen zu nehmen.

II. Aber auch als menschliches Wesen überhaupt, als jungfräuliches, liebebedürftiges Weib, unter den ihr Nahestehenden — ist sie schon lange —
   1. vereinsamt — (nach innerer Lage von allen geschieden):
      a) Sie ist zwar nicht von den Sorgen, aber von den Freuden der Ihren ausgeschlossen,
      b) weil sie in jeder Lust den schauerlichen Abgrund des Todes sieht,
      c) und so kann sie sich auch jetzt nicht einmal mit der Schwester freuen.

      Kein Wunder! Ist sie doch

2. ausgezeichnet durch die Gabe besonderer Gesichte — (im innersten Kern von allen verschieden):
   a) Gerade dies Besondere schließt sie überhaupt von jedem Glücke aus,
   b) weil sie in jedem Lebenden vor ihr das Bild des künftigen Toten sieht,
   c) und so muß sie sogar, in der Einsamkeit, das Bild ihres eigenen Sterbens vor Augen haben.

C. Der Dichter berichtet:
Das von Kassandra vorausgesehene Verderben zieht sich über Troja zusammen.

Von der Bedeutung der Tropen.

Von Prof. **Friedrich Spälter** in Nürnberg.

Man hat sich gewöhnt, den deutschen Aufsatz als Gradmesser für die Reife der Gymnasialabiturienten anzusehen; gewiß mit Recht. Aber alle Jahre macht man wieder die betrübende Erfahrung, daß das Resultat des langjährigen deutschen Unterrichts auch bei besseren Schülern der aufgewendeten Mühe nicht entspricht. Nun begibt man sich auf die Methodenjagd, verlangt mehr Stunden für das Deutsche, klagt über schlechtes Schülermaterial usw., ohne sich je die Frage vorzulegen, ob man nicht eigentlich von einem achtzehnjährigen Jüngling zu viel verlange. Der Aufsatz soll einen gediegenen Inhalt in gewähltem Deutsch und in geschmackvoller Anordnung enthalten und nicht zu kurz sein. Dieser Forderung läßt sich entgegenhalten, daß zu der erschöpfenden Behandlung eines sogenannten moralischen Themas die Erfahrung eines gereiften Mannes gehört, wenn etwas Erträgliches zustande kommen soll. Ich kenne vortreffliche Redner, die in der obersten Klasse des Gymnasiums noch recht kindliche Aufsätze geliefert haben. Sie waren eben noch nicht reif, und reif sein ist alles: ripeness is all.

Über ästhetische Fragen bildet sich die Mehrzahl der Gebildeten überhaupt kein richtiges Urteil. Mutet man nun einem jungen Manne zu, sich über derartige Themen zu verbreiten, so hilft er sich mit einigen Reminiszenzen, leeren Redensarten, allgemeinen Plattheiten usw. Man muß eben auch in diesem Falle die Reife abwarten.

Die Disposition macht den Schülern am meisten Mühe. Denn nur ganz hervorragende Geister haben die Gabe, das, was ihnen vorschwebt, schnell in lichtvoller Aufeinanderfolge und wirksamer Gliederung zu ordnen. Da muß nun die Schablone herhalten: am besten eignet sich noch dazu die Chrie, weil sie zu einer ziemlich erschöpfenden Behandlung des Themas anleitet. Aber freilich verlangt jeder Stoff sein eigenes Gewand, wenn eine gediegene Leistung zustande kommen soll. Die kahle Ausdrucksweise, die Monotonie der Satzform, verfehlter Periodenbau und ähnliche Schwächen sind Folgen des unklaren Gedankengangs.

Wenn man bedenkt, daß die Mehrzahl der Gymnasialschüler den besseren Ständen angehört, sollte man erwarten, die Forderung eines gewählten Ausdrucks werde den geringsten Schwierigkeiten begegnen. Aber wie sieht es da aus? Der akademischen Jugend scheint das Sprachgefühl abhanden gekommen zu sein; eine erschreckende Armut im Ausdruck macht sich bemerkbar; mancher Musensohn kommt, wenigstens im geselligen Umgang, mit zwei Adjektiven aus: tadellos für angenehme, stumpfsinnig für unangenehme Vorgänge; alle Handlungen nimmt er „kaltlächelnd" vor; als Universalverbum dient ihm machen. Einem ungebildeten Manne mag man es verzeihen, wenn er allgemeine Ausdrücke, die sich ihm ungesucht darbieten und ihm daher geläufiger sind, den charakteristischeren speziellen vorzieht, geht ja die Tendenz der Sprache selbst dahin, diese allgemeinen Ausdrücke reichlich zu verwenden, wie die Wörterbücher bei facere, faire, fare, make, ποιεῖν nachweisen. Aber ein Student, der neun Jahre den Unterricht im Gymnasium genossen hat, sollte sich doch mehr Sprachgefühl angeeignet haben. Hier zeigt sich in der Beschränkung nicht der Meister, sondern der Stümper. Denn je kleiner der Wortschatz ist, über den ein Stilist verfügt, auf einer desto niederern Stufe steht er.

Auch nicht zu kurz soll der Aufsatz sein; sonst wird er als dürftig d. i. minderwertig bezeichnet. Und doch ist das Gute doppelt gut, wenn es kurz ist. Wird durch diese Forderung der Schüler nicht geradezu zur leeren Wortmacherei, zum Herbeizerren von Gedanken, die mit dem Thema nur in losem Zusammenhang stehen, aufgefordert? Und das ist schlimm, weil es zur Herrschaft der Phrase führt. Ja, ich fürchte, daß wir mit diesem Aufsatzwesen ganz im Fahrwasser der spätrömischen Rhetoriker segeln, die mit ihren Suasorien und Dissuasorien den Verfall der römischen Literatur einleiten. Da ich indessen nichts besseres vorzuschlagen weiß, begnüge ich mich mit dieser Andeutung. Dagegen möchte ich vor einer mit diesem Betrieb verbundenen schweren Gefahr, vor der eigentlichen Krankheit unserer Zeit warnen, vor der entsetzlichen Phrasendrescherei.

Woher kommt dieses Übel, das dem deutschen Wesen innerlich so fremd ist? Es kommt von dem Nachsprechen der bequem sich darbietenden Schlagworte. Der Reichstagsbote steht „selbstredend" nie anders als „voll und ganz" auf dem Boden der Verfassung oder einem Antrag „sympathisch" gegenüber; ein anderer will die Frage nicht „anschneiden". Der Minister lädt die Kammern ein, sich über das Budget zu „unterhalten". Ist es da ein Wunder, wenn unerfahrene und darum urteilslose Jünglinge in der Meinung, sich vornehm auszudrücken, unter dem Einfluß der Suggestion diese Schlagworte festhalten und sie mit anderen Redensarten verquickend oft zu ergötzlichen Wendungen gelangen?

Eine weitere üble Einwirkung auf das Stilgefühl des Jünglings übt dann das unsinnige Verschlingen von Unterhaltungslektüre und Zeitungen aus. Schon die geringe Sorgfalt, mit der diese Erzeugnisse häufig stilisiert werden, sollte abschrecken. Täglich kann man Dinge lesen wie im Berliner Offertenblatt: „Die Handelsverträge werfen ihre Schattenseite voraus" oder „der Redner legte eine warme Lanze für den Antrag ein" oder „Herr Meyer sollte doch auch daran denken, unter die Haube zu kommen".

Gefährlicher als diese liederliche Stilisierung ist für die geistige Entwickelung der Jugend, daß man sich begnügt, den Hauptinhalt herauszuschälen und sich um die Form gar nicht kümmert. Diese Oberflächlichkeit, die von allem etwas und nichts gründlich kennt, ist der eigentliche Nährboden der Phrase. Gegen diese helfen mechanische Mittel, wie Anraten guter Bücher, Verbot schlechter Lektüre usw. nichts. Hier muß der Boden mit tiefgründiger Arbeit vom Unkraut gesäubert und mit gesundem Samen bestellt werden. Die Phrase muß, wo und in welcher Gestalt immer sie auftritt, in ihrer Hohlheit bloßgestellt und zurückgewiesen werden, wobei man die Satire, wenn sie sich auf das Sachliche beschränkt, durchaus nicht zu scheuen braucht.

Um aber Besseres an die Stelle zu setzen, muß man sich die Ursache des Überhandnehmens der Phrase klar machen. Diese liegt, abgesehen von den oben berührten üblen Einflüssen, in der Phantasielosigkeit unserer Jugend. Die Geisteskraft des Vorstellungsvermögens scheint dem ganzen Geschlecht abhanden gekommen zu sein: die Phantasie, ich meine nicht die inhaltlose Phantastik, an der die Jugend unserer dekadenten Zeit nur allzusehr krankt, sondern die „bewußte Wiedererzeugung von Sachbildern, die sich eng an die Erscheinungen der Außenwelt anschließt", so daß dem Leser z. B., wenn er das Wort Brücke liest, gleich die Gestalt einer Brücke vor dem geistigen Auge steht. Man mache dem Schüler begreiflich, daß die Bilder geradezu der Grundstoff der Sprache und damit jeder höheren geistigen Tätigkeit sind. Von dem genauen und scharfen Erfassen des

Bildes nach seiner sinnlichen Bedeutung, die immer die ursprüngliche ist, hängt auch die Erfassung seiner höheren Bedeutung ab. Wenn der Metzger ein Kalb begreift, um die Beschaffenheit des Fleisches zu erkunden und der tiefsinnige Philosoph das Wesen der Gottheit zu begreifen sucht, so sind das zwei ganz verschiedene Vorgänge, die aber die Sprache unter einem Bilde zusammenfaßt. Dieses sowie viele andere Bilder sind allmählich im Bewußtsein des Volkes verblaßt. Eine Hauptaufgabe der Schule ist es nun, diese Bilder wieder auf ihren ursprünglichen Sinn zurückzuführen oder in ihrer früheren Frische darzustellen, wie Hildebrand diese Forderung formuliert hat. Die Schüler müssen gewöhnt werden, in jedem Wort ein Individuum zu sehen, das auf seine Weise behandelt werden will. Solche Belehrungen verbinden sich naturgemäß mit der Lehre von den Tropen. Diese darf aber nicht in langatmigen Vorträgen mit abschließender Vollständigkeit mitgeteilt werden etwa an der Hand der landläufigen Lehrbücher, die offenbar mit den Tropen nichts Rechtes anzufangen wissen; sonst würden nicht immer dieselben Beispiele wiederkehren. Man verlange nicht etwa von den Schülern, daß sie in einem Lesestück oder gar in einem Dichterwerk die einzelnen Tropen und Figuren aufsuchen und klassifizieren sollen. Nicht auf die prompte Bezeichnung und Bestimmung der verschiedenen Wendungen kommt es an, sondern auf die richtige Anwendung des Bildes, das die Sprache an die Hand gibt. Aufgabe des Lehrers ist es zu zeigen, wie eng das Leben der Sprache mit dem uns umflutenden vollen Menschenleben zusammenhängt, und die Schüler werden ihm gern auf diesem Wege folgen: ich wenigstens habe in der fünften Klasse (Obertertia) das größte Interesse und volles Verständnis gefunden. Es sei gestattet, hier einige Beispiele anzuführen.

Wer je selbst Holz geschlichtet oder dieser Hantierung zugesehen hat, wird leicht einsehen, daß das Ordnen der Scheite ein treffliches Bild ist für die Tätigkeit des Streit schlichtenden Mittlers, die hauptsächlich in der Beseitigung und Ausgleichung der Ecken und Schärfen im Charakter der Gegner besteht.

Jedermann ist die Warnung verständlich: Nimm dir nicht zu viel heraus! Aber was für ein lebensvolles Bild steigt vor dem geistigen Auge des Schülers auf, wenn er erfährt, daß das Wort „Kraut" zu ergänzen ist! Eine bayrische Bauernfamilie sitzt um den Tisch; jeder belastet seinen Teller mit dem Nationalgericht: ein Hütjunge vergißt sich in seiner Eßlust so weit, daß er sich ebensoviel Kraut herausnimmt, wie etwa der Großknecht, da muß er die Warnung über sich ergehen lassen.

Kaum ein Schüler wird bei dem Wort Zweck das Gefühl haben, daß er ein Bild vor sich hat, und doch weiß er selbst, wie schon Gottsched, daß damit ein hölzerner Stift oder Nagel, wie er sie an seinen Sohlen

trägt, bezeichnet wird. Aber was hat dieser Holzstift mit dem Zweck z. B. einer Maßregel zu tun? Nun solche Zwecke, in ein Scheunentor, einen Baum oder auch eine Scheibe eingezwängt (gezwickt) dienten als Ziel beim Übungsschießen cf. κέντρον oder auch zur Kontrolle des Wachstums der Jungen; daher einerseits Wendungen wie „im Auge behalten", anderseits die Verba erlangen, erreichen.

Auch andere Ausdrücke sind vom Schießstand entlehnt z. B. aufs Korn nehmen, auf der Minke, dem Strich haben, ja selbst das scheinbar ganz abstrakte Substantivum Absicht oder Absehen (Visiereinschnitt). Jeder Berufszweig, jede Lebensäußerung des Volkes steuert zum Bilderschmuck der Rede bei. Von der Seefahrt stammen Ausdrücke wie steuern, zugrunde gehen, scheitern, von der Jagd Wendungen wie aufspüren, vorlaut, anstellen (beim Einkreisen und im Staatsdienst). Der Bergmann macht Schicht, der Wundarzt legt Schäden bloß, der Zimmermann haut über die Schnur; das Pferd des Fuhrmanns haut über die Stränge, seine Rosse legen sich ins Zeug; dem Weber läuft eine Spule her. Der Gelehrte erörtert Streitfragen, d. h. er durchforscht alle Orte, bis er hinter — bleibt im Bilde — die Wahrheit kommt cf. rimari alle Ritzen durchsuchen; er räumt dem Gegner einen Teil des Hauses ein, verlangt es nicht ganz für sich und seine Ansicht.

Andere Ausdrücke sind genommen vom Landbau — sein Feld bestellen, von der Viehzucht (sich satt weiden), vom Krieg (ins Feld stellen), aus der Heiligen Schrift (Koloß mit tönernen Füßen), aus dem Gottesdienst (beichten, auf die Predigt folgt das Amen) usw.

Es empfiehlt sich auch, von Zeit zu Zeit einen Streifzug ins Gebiet der Dialekte zu machen, damit der Schüler auch hier eine Vorstellung von der scharfen Beobachtungsgabe des Volkes bekomme und eine Ahnung davon, daß hier ein Jungbrunnen fließt, der die abgestorbenen Bestandteile der Sprache abstößt und neue in frischer Jugend entstehen läßt.

Selbstverständlich sind die Bilder, die nur in den Dialekten existieren, nach den verschiedenen Gegenden verschieden: namentlich sind die Schimpfworte originell. Wa(i)fen nennt man z. B. in Oberfranken Leute, die durch ihr leeres, eintöniges Geschwätz den Klang des schnarrenden Haspels nachahmen. Ingrimmig sieht der Oberpfälzer Bauer, wenn er sein karges Feld besät, wie die Saatkrähe, der Ruoch, englisch rook, hinter ihm die Körner wegpickt. Darum enthält der Vorwurf: Du bist a Ruoch eine Beleidigung, die meist eine blutige Rache herausfordert, der man auch bei Gericht eine gewisse Berechtigung nicht versagt. Wenn ein Geschäftsmann sich fast tot schuftet, um reich zu werden, so sagt man in Nürnberg: Was der alles zusammenrahgert! (nicht etwa zusammenrackert). Das Bild ist

nämlich vom Reiher genommen, dem man vorwirft, er schlinge in wilder Gier alles hinab, auch wenn er längst satt ist. Diese letzten Beispiele gestatten einen vollen Blick in die Volksseele — leider auch schon zum Schlagwort herabgesunken — die die ungemessene Geldgier haßt und verachtet.

Aber nicht nur die dem täglichen Leben der Gegenwart entnommenen Bilder soll der Schüler kennen lernen, auch eine erweiterte und vertiefte Kenntnis der vaterländischen Kulturgeschichte läßt sich gewinnen, wenn man den deutschen Bilderschatz nach dieser Seite hin ins Auge faßt.

Metaphern, die aus dem grauen germanischen Heidentum stammen, laufen heute noch um, und vom mittelalterlichen Rittertum gibt es kaum eine Seite, die sich nicht in der heutigen Sprache widerspiegelte. Namentlich muß das Turnier großen Reiz auf die Menge ausgeübt haben; denn heute noch erinnern viele Ausdrücke an jene spannenden Wettkämpfe. Wir bezeichnen geheime Verabredungen zu schlechten Zwecken als Durchstechereien, weil das Stechen durch die Schranken nach den Turnierregeln verpönt war. Dem unterliegenden Kämpfer die Stange halten, d. h. ihn nicht schutzlos dem siegreichen Gegner preisgeben, ist das, was etwa der Sekundant bei einem Säbelduell zu leisten hat; das Gegenteil davon heißt im Stiche lassen. Wer einen anderen vor die Schranken fordert, mit ihm in die Schranken tritt, hat die Absicht ihn auszustechen, nämlich ursprünglich aus dem Sattel. Wenn wir beim Tarock den Zehner mit dem Aß oder auf der Kegelbahn den Seitenkegel stechen, denken wir nicht mehr an die Kampfspiele der Ritter. Wir trauen heute noch dem Landfrieden nicht, obwohl derselbe seit Jahrhunderten nicht mehr gefährdet ist. Wir begehen Familien- und andere Feste, ohne daß dabei ein Umzug stattfindet.

Wenn man vom Durchfallen bei einer Wahl, einer Bewerbung, einer Prüfung spricht, denken auch gebildete Leute, es liege ein Vergleich — jede Metapher ist ja ein abgekürzter Vergleich — mit dem Sieben vor. In Wirklichkeit schwebt hier die Erinnerung an die Handlungsweise mancher Edelfrauen vor, die, scheinbar den Wünschen ihrer Anbeter sich fügend, einen Korb von der Burg hinabließen, dessen lockerer Boden den unwillkommenen Liebhaber unter dem Spott der Zofen und Knechte zu Boden fallen ließ. Später milderte sich die Sitte dahin, daß die Damen durch Übersendung eines Korbes sinnbildlich ihre Abweisung andeuteten. Man braucht sich nicht zu scheuen, den Schülern mitzuteilen, daß die Minnelieder meist an Ehefrauen gerichtet und darauf berechnet waren, sie zur Untreue zu verführen. Dadurch kommt die derbe Zurechtweisung zudringlicher Liebhaber erst ins rechte Licht. Bei derlei Mitteilungen halte man

Maß und überschütte den Schüler ja nicht mit massenhaftem kulturgeschichtlichen Material, weil sonst leicht das Interesse abgestumpft wird. Dagegen versäume man nicht, gelegentlich auf gehaltvolle Sprichwörter hinzuweisen, welche die Erfahrungen früherer Zeiten festhalten und in ihrer lebendigen Anschauungsweise geeignet sind, die Liebe zu deutscher Art und Sitte zu wecken und zu stärken. Natürlich sollen auch sie nicht zu stundenlangen Erörterungen führen, auch nicht zu Schularbeiten ausgeschlachtet werden. Selbst die politische Geschichte hat Spuren in dem Sprachschatz hinterlassen. Wir sprechen von einem Rädelsführer, weil im Bauernkrieg die Anführer als Zeichen ihrer Stellung ein Pflugrädlein trugen.

Schüler, die in diesem Geiste erzogen sind, die den Reichtum der deutschen Sprache kennen gelernt haben, werden sich gewöhnen, überall den passenden Ausdruck zu setzen, und sich scheuen z. B. mit übertreibenden Adverbien, die den Ausdruck lächerlich, ja widersinnig machen, um sich zu werfen wie: „Kraut esse ich furchtbar gern" oder „mir ist's elend warm". Sie werden geschmacklose Verbindungen von Verben mit Objekten, abscheuliche Katachresen, falsche und schiefe Bilder als sinnstörend empfinden und vermeiden. Wer plastisch zu denken gewohnt ist, wird sich auch nicht mit allgemeinen Verben zufrieden geben, sondern das zu dem jeweiligen Objekt Passende wählen: er wird einen Frühschoppen trinken, einen Skat spielen, ins Bett gehen, nach Italien reisen, Hochzeit feiern, nicht machen. Zur Vervollständigung sei noch bemerkt, daß bei manchen Bildern die Grundbedeutung im Bewußtsein der Nation ganz erloschen ist. Bei dem Satz: „Er besitzt einen guten Ruf" denkt niemand mehr an die symbolische Besitzergreifung durch das Niedersitzen auf dem erworbenen Grundstück.

Auf dem hier angedeuteten Weg erreicht man, daß der Schüler Achtung gewinnt vor dem Geist der Sprache und der Eigenart deutschen Wesens, daß er bei der Wahl des Ausdrucks Sorgfalt walten läßt; feinere Empfindungen werden in ihm geweckt, seine Phantasie belebt, sein Anschauungskreis erweitert, sein Geschmack geläutert, und so ist wenigstens für die Korrektheit der Form des deutschen Aufsatzes viel gewonnen. Aber auch auf wissenschaftliche Tätigkeit bereitet eine solche sprachliche Schulung trefflich vor.

Sprechzimmer.

1.

Die eigentliche Form des Mottos von Schillers Glocke.

Im 14. Jahrgange dieser Zeitschrift (1900) S. 473 stellt Ed. Arens aus dem Motto zu Schillers Glocke einen leoninischen Hexameter her und führt ein Beispiel für die von ihm vermutete Form aus Lüdinghausen an, wo nur der Schluß fehlt. Einen noch deutlicheren Beweis, daß er mit seiner Wiederherstellung recht hat, bietet die Inschrift der mittleren Glocke der Kirche von Lebendorf im Saalkreise, nördlich von Könnern an der anhaltischen Grenze. Die Inschrift lautet Defunctos plango, vivos voco, fulgura frango. Anno Dni MCCCCXIII. Diese Glocke ist noch älter als die in Lüdinghausen und die in Schaffhausen. Meine Angabe stammt aus des alten, verdienten J. Chr. von Dreyhaupt Beschr. d. Saal-Creyses II, S. 915 (Halle 1755). Die Glocke ist 1881 umgegossen worden und trägt seitdem eine andere Inschrift; durch die Aufzeichnungen des Kirchenbuches wird die Richtigkeit von Dreyhaupts Angabe bestätigt (Schönermark, Beschreibung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Halle und des Saalkreises, S. 511).

Varel (Oldenburg). Dr. **Fr. Kohlmann.**

2.

Schillers Mutter.

Gegenüber einer durch die Tagespresse gegangenen Entdeckung, daß Schillers Mutter, „Frau Leutnant Schiller“, den Vater während des Siebenjährigen Krieges im Lager bei Würzburg besucht habe — ein Umstand, der, wenn er wahr wäre, für die Beurteilung des Gesichtskreises der Dichtermutter von einiger Bedeutung wäre, ist zu vergleichen schon Minor in seinem „Schiller“, Bd. 1, S. 15: „So gut wie einer Landsmännin, welche unter ganz gleichen Umständen und Verhältnissen ihrem Manne im Januar 1760 in das Winterquartier nach Würzburg folgte, wurde es der Mutter Schillers nicht: nur ein Brieflein und viele Grüße durfte sie durch die abreisende Freundin bestellen.“ Es handelt sich also um eine Bekannte der Frau Schillerin, gleichen Namens.

Solingen. **Hans Hofmann.**

3.

Zu Hermann und Dorothea 1, 198.

Müde sind schon die Streiter, und alles deutet auf Frieden.

Nach Goethes eigenen Äußerungen — Brief vom 5. Dezember 1796 an seinen Freund Heinr. Meyer — muß man sich denken, die obigen Worte werden im August 1796 gesprochen. Sie könnten sich demnach auf den am 13. August vom ganzen obersächsischen Kreise geschlossenen Neutralitätsvertrag beziehen, der Thüringen einstweilen zu sichern schien. In demselben Monate schlossen auch Württemberg und Baden (schwäbisch. Kreis) Frieden mit Moreau. Im September aber erkaufte die bayrische Regierung in Abwesenheit des Kur-

fürsten Karl Theodor, der nach Sachsen geflohen war, im Vertrag von Pfaffenhofen für 10 Mill. Gulden und die zehn besten Gemälde der Münchener Galerie den Frieden.

Im August 1796 konnte man also wohl sagen: „Alles deutet auf Frieden."

Freilich, der endgültige Frieden wurde erst in der Nacht vom 17. zum 18. Oktober 1797 in Campo Formio unterzeichnet.

Moreau hatte sich in Bayern nicht halten können. Erzherzog Karl besiegte nämlich Jourdan am 3. September 1796 bei Würzburg. Jourdan hatte aber Moreau unterstützen sollen. Moreau mußte sich nun durch den Schwarzwald nach dem Rhein zurückziehen. Dieser Rückzug wird bekanntlich als musterhaft gepriesen.

Die an jene Friedensschlüsse und diese Siege geknüpften Hoffnungen gingen aber nicht in Erfüllung. Bonaparte verfolgte sein Glück in Italien, drang in Österreich ein und erzwang die Friedensschlüsse zu Leoben und zu Campo Formio.

Kassel. **W. Kohlschmidt.**

4.

Das Tränenkrüglein.

Zu dem verbreiteten Aberglauben vom Tränenkrüglein teile ich in folgendem ein Gedicht mit, aus welchem zu ersehen ist, daß schon der in Wien lebende Sprachgelehrte und Dichter Karl Julius Schröer, seinerzeit Professor an der Technischen Hochschule daselbst, die angeregte Sage dichterisch verwertet hat.

In dem Gedichte „Das Tränenkrüglein" von Karl Julius Schröer, Wien 1862, heißt es:

Die Nacht war's vor Dreikönigstag,
Gar schauerlich war die Nacht,
Das Mütterlein hatte mit stiller Klag'
Am Friedhof zugebracht.
Da kam's vorüber wie im Flug,
Eine weiße Frau voran,
Und hinter ihr ein Kinderzug
In Linnen angetan.
Und rasch hinüber über den Hag!
Nur eines blieb zurück.
Die Mutter eilt hin: im Arm ihr lag
Ihr Kind, ihr einzig Glück!
„Ach, wie so warm ist Mutterarm!"
Wie hielten sie sich so fest.
„Mein Kind, wie bist du, daß Gott erbarm!
So ganz und gar durchnäßt!"
„Siehst Mutter hier den Tränenkrug?
Deine Tränen drin, gar schwer!
Mir viel zu schwer, blieb hinterm Zug,
Drum, Mütterlein, weine nicht mehr!"
Das Kind entschwand. „Will weinen nicht mehr",
So sprach die Mutter still,
Weil dir das Krüglein gar so schwer,
Ich nicht mehr weinen will!"

Komotau. Direktor **J. L. Haase.**

5.

Zur deutschen Wortbildung.

In den „Mitteilungen des Vereins für Erdkunde" zu Halle a. S. 1904, S. 54 lese ich das „Alvenslebener" Hügelland und in der „Zeitschrift des Harz-Vereins f. Gesch. u. Altert." 29,245 „Ascherslebener" Beiträge, eine Wortbildung, die mir schon mehrfach begegnet ist. Sie beruht augenscheinlich auf der Auffassung, daß Alvensleben wie alle Namen auf -leben (und -hausen)

Nominative seien, an die die Ableitungssilbe -er, ursprünglich -ari, angehängt werden könne oder müsse. Die Formen auf -leben (und -hausen) sind aber Dative. „Dieses -ari verbindet sich natürlich nur mit dem unflectierten subst., nie mit dem dat. sing. plur., in welchem so viele städte- und ländernamen stehen; daher z. B. das nhd. sachsenhausener statt sachsenhauser undeutsch wäre, ahd. sahsônô-hûs-ari (unmöglich -hûsum -ari)." Grimm, Gr. II. (1887), S. 122, Anm. Die üblichen Bildungen Ascherslebener Husaren, Oschersleber Bruch, Westerhäuser Straße sind durchaus korrekt. Bemerkt sei, daß sie im Niederdeutschen nicht üblich sind und dafür Adjektiva auf -isch gebraucht werden, also ascherschlewisch usw.

Blankenburg a. H. Prof. **Ed. Damköhler.**

6.

Die Spitze biegen (zu Uriel Acosta).

Die in Heft 9 des 18. Jahrg. dieser Zeitschr. S. 604 angeführte Stelle aus Uriel Acosta ließe sich, wenn man nicht von vornherein Verderbnis des Textes annehmen will, meines Erachtens erklären durch Heranziehung des Ausdrucks „ein Paroli biegen". „Faire un paroli" besteht ja im Umbiegen der Karte beim Faro-(Pharao-)spiel, — das Ohr in der Karte ist das Zeichen des Paroli, d. h. des Spiels um den verdoppelten Satz, den ursprünglichen und den eben dazu gemachten einfachen Gewinn. So bedeutet „ein Paroli biegen" in figürlichem Sinn soviel wie „mit doppelter Münze zahlen, einem doppelt heimzahlen, einen überbieten", dann überhaupt einem „trotz einer Herausforderung begegnen", was zu der Stelle

— — — — Auch Judith
— — — — — — — —
Die meinem Fluch die Spitze biegen wollte

wohl nicht übel paßt.

Solingen. **Hans Hofmann.**

7.

Zu H. v. Kleists Prinz von Homburg.

III, 1. V. 111:

Eine Tat,
Die weiß den Dei von Algier brennt, mit Flügeln,
Nach Art der Cherubime silberglänzig;
Den Sardanapel ziert und die gesamte
Altrömische Tyrannenreihe schuldlos,
Wie Kinder, die am Mutterbusen sterben,
Auf Gottes rechte Seit' hinüberwirft!

In der Handschrift des Dichters stand Tyrannenreiche, was von Tieck stillschweigend gebessert ist. Wahrscheinlich wollte der Dichter schreiben: „Den gesamten altrömischen Tyrannenreihen." Der Reihen = die Schar gebraucht sein Vorbild Schiller. Vgl. Piccolomini I. 2, V. 92:

Und, siehe da! ein tapfres Paar, das würdig
Den Heldenreihen schließt.

Möglich auch, daß Kleist die bei Luther und noch mundartlich gebräuchliche Form der Reichen geläufig war. Mundartlichen Einfluß zeigt auch der in der Handschrift überlieferte Dativ: „auf Gottes rechter Seit."

Northeim. **R. Sprenger.**

Bücherbesprechungen.

Mite Kremnitz, Carmen Sylva. Eine Biographie. Leipzig-Reudnitz, Druck und Verlag von E. Haberland. gr. 8⁰ u. 322 S. Ohne Jahreszahl.

Der Vorzug des vortrefflichen Buches besteht darin, daß Verfasserin mit großem Scharfsinn die zwei entgegengesetzten Stimmungen in der Brust der Dichterin aufgefunden und mit vielem Geschick gezeigt hat, wie dieselben in ihrer Vereinigung uns erst das Wesen der poetisch hochbegabten Frau, die als Prinzessin Elisabeth am 29. Dezember 1843 mittags um 12 Uhr als erstes Kind des Fürsten Hermann und der Fürstin Marie zu Wied geboren wurde, wahrhaft erschließen und gerade dadurch besonders interessant machen. Auf der einen Seite finden wir nämlich bei Carmen Sylva eine unversiegbare innere Lustigkeit, mit der ihr früh verstorbener Vater das Wesen seiner Tochter bezeichnete, auf der anderen ein offenbares Streben nach Gefahr, Kampf und Leid, zwei sehr charakteristische Eigenschaften, die eine in starkem Widerspruche zum Venuskultus stehende, jedoch von gewöhnlicher Prüderie weit entfernte herbe Keuschheit verbindet, welche die Dichterin zu Strachwitz und Scheffel hinzieht, aber von Goethe gänzlich abstößt. So schrieb sie denn im Jahre 1879, als sie selbst eine Sappho gedichtet hatte: „Apropos! Ist Grillparzers Sappho schön? Ich war so wütend über die Idee, daß ein herrliches Weib sich für einen elenden Wicht wie Phaon umbringt, daß ich mich nie entschloß, es zu lesen", S. 153 und singt:

Das gewaltigste Wort, das je
Aus Menschenmunde gekommen,
Aus welchen Fernen von Weh'
Hat's durch Nächte geglommen?

Aus welchen Tiefen von Qual
Ist das Wort schon gedrungen?
Von welchem blutenden Pfahl
Ward's los wohl gerungen?

und mit Bezug auf Goethe S. 12:

Gerne tät zu ihm bescheiden
Ich wie zu dem Heros beten,
Wenn nicht alle seine Leiden
Sich allein um Eros drehten.

Aus dem sonstigen Inhalt des Buches sind die Mitteilungen über die Kinderjahre Carmen Sylvas und die großen erzieherischen Schwierigkeiten, welche sie ihrer englischen Kinderfrau bereitete, besonders interessant. Das Siechtum ihres jüngeren Bruders Otto rührte sie, wie von der Verfasserin weiter ausgeführt wird, in ihren Mädchenjahren gewaltig; erst ganz allmählich verschloß sie ihren Kummer in ihr Inneres, doch gelang es ihr nie, ihn gänzlich zu besiegen. Später verweilte sie als Gast der Königin; nachmaligen Kaiserin Augusta am Berliner Hofe, lernte dort ihren künftigen Gemahl, damals Prinzen von Preußen, kennen, stolperte dabei in ihrer Lebendigkeit einmal einige Stufen der Treppe im Schlosse herab und fiel ihm dabei unmittelbar in die Arme, eine Tatsache, an die acht Jahre nachher der Fürst Carol von Rumänien anknüpfte, als er in Köln um ihre Hand anhielt. Als Fürstin und spätere Königin hat sie in reger Begeisterung für alles Gute,

Edle und Schöne alle Künste und Wissenschaften sehr wirksam unterstützt, sowie namentlich die weibliche Hausindustrie in Rumänien bestens gefördert, allen Armen und Bedrängten sofort kräftig geholfen und ihr eigenes großes Dichtertalent immer weiter entwickelt. Die vom Könige und Volke durchaus nicht gewünschte Verbindung des Kronprinzen Ferdinand mit einem rumänischen Hoffräulein hat zwar ihr Eheglück einige Jahre getrübt, doch sind sich beide Gatten auch während dieser Zeit stets treu geblieben und haben sich allmählich wieder völlig ineinander gefunden. S. 309 hebt die Verfasserin mit Recht hervor, daß Carmen Sylva einige Jahre vor 1891, dem Feste der 25jährigen Regierung des Fürsten, von der Bahn der Wirklichkeit abgedrängt, sich in ihre dichterische Wirksamkeit vertieft, ja ihren Beruf als Dichterin für den einzig wertvollen erklärt habe. Sie selbst sagt in den „Geflüsterten Worten“, daß sie an Wächter glaubte, die sie unwissentlich umschwebten und als Geister ihr Befehle geben, die sie unbedingt ausführen müsse. Dazu kam die fortwährende Steigerung ihres Gefühlslebens, ihr Glaube an magnetische Kräfte und die Überspannung ihrer Nerven durch den Spiritismus. Später veröffentlichte sie über ihr damaliges Tun nachstehende Verse:

Wie Faust hab' ich den Erdgeist mir beschworen,
Doch keinem Teufel hab' ich mich verschrieben.
Mir war auf Erden keine Lust geblieben,
Um wieder aufzubau'n, was ich verloren.

Ich war zuviel schon da, zuviel geboren,
Zuviel hatt' ich geseh'n von Haß und Lieben
Und Neid und Herrschsucht. Nein, mit wilden Hieben
Zerschnitt den Zweifel ich, dran ich erfroren.

In jene Welt wollt' ich hinübergreifen,
Vor Todesnacht lebendig sie umfangen
Und wissen, was mein fremdes Erdenstreifen

Bedeutet hat, mit dürstendem Verlangen
Den andern nach, die mir vom Himmelsschweifen
Im Traume wundervolle Lieder sangen.

Sie glaubte, wie S. 310 betont wird, auf neuen, ihr im höchsten Grade zusagenden Wegen ewige Wahrheiten erringen und so den höchsten Beruf des Dichters erfüllen zu können. Dabei war sie in der auffallenden Vorstellung befangen, daß man lediglich durch achtloses Fortschreiten über alte Gesetze und Verwirklichung von Phantasiegebilden im Leben Vorurteile überwinden müsse. So erklärt sich der in ihr aufgekommene und mit großer Bestimmtheit verteidigte Gedanke an die Heirat ihres Hoffräuleins mit dem einige Jahre jüngeren Thronfolger. Sie hielt Zwiegespräche mit den Geistern, die ihre Hofdame als Medium beschworen, und war fest davon überzeugt, daß diese nicht standesgemäße Ehe für das Land und die Dynastie das Beste sei, obwohl einer der bedeutendsten rumänischen Staatsmänner, der Ministerpräsident Sturdza, und das ganze Volk sich einstimmig und sehr scharf gegen den phantastischen Wunsch der Königin aussprachen und der Prinz selbst von dem Wagnis zurück-

trat. Interessant sind ihre dichterischen Äußerungen über diese Verhältnisse, z. B. in den Gedichten „Unter den Geistern" und „Thanatos", namentlich aber in folgenden Versen:

Ich darf nicht desertieren
In Todesungeduld,
Den Leidensmut verlieren,
Muß sühnen meine Schuld.

Mir ist der Kiel gesprungen,
Mein Wrack ist steuerlos,
Sie treiben sturmbezwungen
Ob drohendem Meeresschloß.

Ich habe zum Verderben
Geführt, die mir vertraut,
In Hohn und Not und Sterben,
Die fest auf mich gebaut.

Mir schreien die Gedanken
Wie Möwen nachts ums Haupt,
Anklagend, weil ertranken,
Die fest an mich geglaubt.

Die Königin weigerte sich trotz des allgemeinen Wunsches aller Parteien nicht nur die Hofdame zu entlassen, sondern verließ sogar mit ihr Schloß und Land, um zunächst nach Venedig zu gehen. Hier wurde sie, da alle friedlichen Versuche gescheitert waren, im September 1891 gegen ihren Willen von ihrem Hoffräulein getrennt. Sie klagt darüber rührend in den beiden Gedichten „Venedig" und „Lohengrin", von denen das letztere lautet:

Das ist eine arme Königin,
Der keiner helfen kann,
Weil alle sie schnöde verlassen,
Weil sich kein Rittersmann

Für sie in die Schanzen wagte:
Ich steh' dir gerne bei,
Du reine, edle Fraue,
Ich kämpf' dich rein und frei!

Die Schanzen sind leer geblieben,
Gebrandmarkt steht sie, lahm;
Das war eine arme Königin,
Der keiner helfen kam!

Der König, bang besorgt um seine heißgeliebte Gemahlin, war selbst nach Venedig gereist und hatte sie, um die trüben Eindrücke aus ihrem Gedächtnisse zu vertreiben, nach Pallanza am Lago Maggiore gebracht. Später reiste sie zu ihrer Mutter nach dem Schlosse Segenhaus bei Neuwied; hier wurde alles aufgeboten, ihr das Leben lieb und wert zu machen, und es gelang endlich. Reizend sind die Schilderungen der Warmherzigkeit und Großmut der rumänischen Nation, als sie im Herbst 1894 an der Seite ihres Gemahls ihr Land wieder betrat. Kraftvolle Lebensfreude atmen die beiden auf S. 321 und 322 mitgeteilten Gedichte: „Wortlos" und „Gruß dem Alter".

Fast von allen ihren Werken, namentlich ihren wichtigsten Gedichten, werden von der Verfasserin Proben oder Inhaltsangaben mit Hervorhebung der Stimmungsbilder gegeben; als die bedeutendsten dürften wohl allgemein: „Aus zwei Welten, Astra, Feldpost, In der Irre, Islandfischer, Pelesch-Märchen (Teil I von „Aus Carmen Sylvas Königreich"), Rache, Stürme, Vom Amboß, Rumänische Dichtungen und Meerlieder" gelten, während, wie auch die Verfasserin auf S. 308 zutreffend bemerkt, das Drama „Meister Manole", welches im Mai 1891 im Burgtheater zu Wien zuerst aufgeführt wurde, als eine verfehlte Arbeit der dichterisch so überaus hochbegabten Königin betrachtet werden muß.

Hettstedt. Dr. **Karl Löschhorn.**

Johann Wiesner, Deutsche Literaturkunde für österreichische Mittelschulen. 2. Aufl. Wien, Alfred Hölder, 1905, gr. 8°, VIII u. 168 S.

Unter den zahlreichen Leitfäden, die wir auf unseren höheren Schulen für den Unterricht in der deutschen Literatur gebrauchen, ist viel Gutes und manches Vortreffliche. Dennoch scheint es mir nicht unangebracht, hier auch ein Buch zu empfehlen, das in Österreich entstanden und, wie der Titel sagt, für österreichische Mittelschulen — in der ersten Auflage hieß es für österreichische Gymnasien und verwandte Anstalten — berechnet ist. Der Verfasser ist Professor am niederösterreichischen Landes-Real- und Obergymnasium in Mödling bei Wien und hat sein Buch in zwei Teile gegliedert, deren erster, etwa ein Viertel des Ganzen (41 Seiten), die Grundzüge der deutschen Poetik enthält, während der zweite „Grundzüge der Geschichte der deutschen Dichtung" überschrieben ist. Ein Hauptvorzug der Arbeit ist die Kürze, wodurch das Buch, wie sein Titel nebenbei bemerkt, sich auch zur Wiederholung für die Maturitätsprüfung eignet, was noch durch die Übersichtlichkeit der Anordnung und die Verschiedenheit der Drucktypen unterstützt wird. Kann man auch über den Umfang des Wünschenswerten bei einem Schulbuch sehr verschiedener Meinung sein, besonders bei der Literaturgeschichte, so wird man doch anerkennen müssen, daß hier das Entbehrliche überall ausgeschieden und das Merkenswerte mit glücklichem Geschick zusammengestellt ist.

Der erste Teil behandelt[1]) die Verse, Reime, Strophen, Tropen und Figuren und darauf die drei Hauptgattungen der Dichtung unter reichlicher Verwendung kurzer, aber treffend gewählter Beispiele und fügt dem Abschnitt über die dramatische Poesie einen Auszug aus der gedankenreichen und formschönen Dramaturgischen Epistel Emanuel Geibels ein.

Den zweiten Teil eröffnet eine Einleitung über die Abstammung und Verzweigung der deutschen Sprache; die Literaturgeschichte wird in acht Abschnitten dargestellt, die im allgemeinen mit der üblichen Gliederung übereinstimmen.

Erwähnenswert ist nur, daß der siebente Abschnitt nicht nur die klassische, sondern auch die romantische Dichtung umfaßt und daß ihm ein besonderer Teil über die deutsche Literatur in Österreich angefügt, dessen Hauptstück dem Schaffen Grillparzers gewidmet ist. Mit besonderer Freude ist der Anhang zu begrüßen, der auf den letzten $8\frac{1}{2}$ Seiten Shakespeare und andere große nichtdeutsche Dichter bespricht, wobei von denen der alten Griechen und Römer mit Recht abgesehen wird, weil sie als bekannt angenommen werden. Aufgeführt werden hier mit ihren wichtigsten Werken außer Shakespeare von Engländern: Chaucer, Milton, Swift, Sterne, Richardson, Burns, Scott, Moore, Byron, Tennyson, Dickens, Longfellow; von Franzosen Rabelais, Corneille, Racine, Molière, Lafontaine, Lesage, Voltaire, Rousseau, Chateaubriand, Béranger, Scribe, Hugo, Musset, Daudet, Zola; von Italienern Dante, Petrarca, Boccaccio, Ariosto, Tasso, Goldoni, Gozzi, Manzoni, Leopardi; endlich die Spanier Cervantes, Lope de Vega und Calderon und der Portugiese Camoëns.

---

1) Unter Voranschickung einiger Bemerkungen über die Gliederung des Stoffes.

Der ersten Auflage waren noch 13 Sprach- und Mundartproben beigegeben, die man in der zweiten ungern vermißt. Was statt dessen in § 87 sich findet, ist doch zu wenig; denn ein einziger Satz von anderthalb Druckzeile genügt natürlich nicht, um die Verschiedenheit der Mundarten zu charakterisieren. Hier muß entweder etwas Ordentliches geboten werden oder gar nichts.[1])

Einen Vorzug des Buches erblicke ich darin, daß von den meisten größeren Werken der Inhalt angegeben ist, bei einigen der klassischen Dramen der Aufbau nach dem Vorbilde Freytags; von Shakespeare sind Macbeth und Julius Cäsar so behandelt. Zweifeln kann man, ob es sich empfiehlt, die Dichtung nach Goethe einfach in lyrische, epische und dramatische zu teilen, weil dadurch einmal zeitlich Zusammengehöriges auseinandergerissen wird und zum anderen, wenn die Behandlung eines Dichters an verschiedenen Stellen, also die Zerreißung seines Schaffens — die bei Gottschalls Nationalliteratur so lästig ist — vermieden werden soll, einige Werke an Stellen genannt werden müssen, wo sie der sachlichen Gruppierung nach nicht hingehören. So findet man Hermann Linggs großes Epos „Die Völkerwanderung“, Mörikes Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ und Martin Greifs Dramen in dem Abschnitt Lyrische Dichtung, Hamerlings lyrische Dichtungen dagegen in dem der Epik gewidmeten Teile. Da aber bekanntlich die Grenzen zwischen Lyrik und Epik vielfach verwischt sind und diese Trennung überhaupt mehr künstlich-gelehrt als künstlerisch-poetisch ist, so wäre die Darstellung nach Zeitabschnitten wohl vorzuziehen, obwohl nicht verkannt werden soll, daß auch diese ihre Schwierigkeiten hat.

Wer Wiesners Buch auch nur flüchtig ansieht, der erkennt, daß es keineswegs nur für österreichische Mittelschulen brauchbar ist, sondern daß es auch für die höheren Schulen im Deutschen Reiche als Lehrbuch mit Recht empfohlen werden darf.

Dresden. **Edmund Bassenge.**

Buschmann, Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Zweite Abteilung. Für Quarta und Untertertia. 15. Auflage. Trier, Verlagsbuchhandlung von Jacob Lintz, 1903.

Wenn ich dies Buch einer Besprechung unterziehe, so geschieht das, um mein Gewissen zu entlasten, nicht mein persönliches, oder wenigstens nur insofern, als es teil hat an dem, welches die wissenschaftliche Welt als ihr gemeinsames fühlt. In den Grenzen dieses Zweckes sollen sich diese Ausführungen halten. Die Folge davon ist, daß ich mich begnüge, auf eine besondere Eigenart hinzuweisen, durch die das Buschmannsche Lesebuch von ähnlichen Unternehmungen auffallend absticht. Diese Eigenart gibt sich kund in der Behandlung der dichterischen Texte. Andere Herausgeber von Lesebüchern pflegen einfach den Originaltext wortgetreu abzudrucken; sie gehen jedenfalls von der Ansicht aus, hierzu verpflichtet zu sein, wenn sie bei Wiedergabe eines Gedichtes durch den

1) Und besser wäre natürlich jenes, zumal da das Interesse für die Mundarten auch durch die gute dem Buche am Ende angefügte Karte des geschlossenen deutschen Sprachgebiets angeregt wird.

hinzugefügten Namen des Autors den Schein erwecken, daß es sich um eine Originalfassung handelt; vielleicht auch hegen sie bei sich den Gedanken, daß an Stellen, die ihnen nicht ganz einwandsfrei zu sein schienen, der Dichter doch möglicherweise sich etwas gedacht haben könnte, das dem Herausgeber verschleiert blieb.

Dieser Standpunkt ist, meine ich, der gegebene ohne jede Diskussion; wird er verlassen, so müssen Gründe ganz außergewöhnlicher Natur dazu treiben. Und solche scheinen Buschmann in zahlreichen Fällen vorgelegen zu haben; ich kann ihm allerdings den Vorwurf nicht ersparen, daß er auf seine Textabweichungen nicht in irgendeiner Form hingewiesen hat. Zwar hat Buschmann in seinen Anschauungen zwischen der 11. und 15. Auflage, die ich zur Hand habe, einige Wandlungen durchgemacht; er ist mit zunehmenden Tagen konservativer geworden.

In der 11. Auflage hieß es z. B. noch: Roland Schildträger von Uhland Str. 20:

Milon besah den großen Rumpf.
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Rumpf,
Wie mächtig war die Eiche . . .“

In der 15. Auflage ist der Uhlandsche Stumpf wieder zu finden; jetzt ist der Reim wieder ohne Anstoß und der Vergleich von Eiche und Riese auch in dem Stumpf wieder zur Geltung gekommen.

Solche Wahrnehmungen machen etwas stutzig hinsichtlich der Sicherheit der chirurgischen Eingriffe; indessen wird man annehmen müssen, daß die jetzt noch bestehenden Änderungen das Resultat einer reifen Überlegung sind. Vergleichen wir ihre Ergebnisse mit den ursprünglichen Erzeugnissen der Dichter.

Zunächst greife ich heraus Klein Roland von Uhland; ich zitiere Uhland nach meinem Handexemplar. Stuttgart, Cotta, 1878.

Uhland:	Uhland — Buschmann:
Str. 2. „O König Karl, mein Bruder hehr,	. . . mein Bruder hehr!
O daß ich floh von dir!	
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr';	
Nun zürnst du schrecklich mir.	
Str. 3. „O Milon, mein Gemahl so süß,	. . . mein Gemahl so süß!
Die Flut verschlang mir dich.	
Die ich um Liebe alles ließ,	Daß ich um Liebe alles ließ!
Nun läßt die Liebe mich.	

Hier springt zunächst die abweichende Interpunktion ins Auge. 2, 1 und 3, 1 schließen bei Buschmann mit Ausrufungszeichen und trennen dadurch beidemal die Anrede scharf von dem übrigen, so daß man bei ihr verweilen muß. Der Ausruf gilt aber in Str. 2 gar nicht der hehren Persönlichkeit König Karls, sondern dem Jammer, der über Bertha hereingebrochen ist wegen der Flucht von ihm, und in Str. 3 nicht so sehr der süßen Liebe zu ihrem einstigen Gemahl, als vielmehr dem Kummer, daß sie ihn verloren. Hat man das erkannt, so stellt man die Kommata Uhlands wieder her. In Str. 4 hatte der Herausgeber in der 11. Auflage die Interpunktion ganz entsprechend behandelt; in der 15. Auflage geht er in dieser Strophe wieder auf Uhland zurück. Daß er es nur

in dieser getan, zeugt nach meiner Meinung von einer hier nicht wohlangebrachten Sparsamkeit an Überlegung.

Str. 3, 3 und 4. Uhlands Gedanke ist: Bertha klagt, daß die Flut ihren so lieben Gemahl verschlungen; „um der Liebe willen zu ihm habe ich alles im Stich gelassen, nun muß ich es erleben, daß die Liebe mich so ganz im Stich läßt".

Dieser Gedankengang wird verschüttet durch die Buschmannsche Fassung: „Daß ich um Liebe alles ließ!" Dieser Ruf aus reuiger Seele — im Hintergrunde sieht man mit erhobenem Finger den Warner stehen, der uns zuruft, nur ja nicht um der Liebe willen alles aufzugeben — dieser Ruf paßt gar wenig zu 3, 1, erst recht nicht mit der Buschmannschen Interpunktion: O Milon, mein Gemahl so süß!

Und wie schleppt die letzte Zeile (3, 4) nach, herausgerissen aus ihrem zarten, innigen Zusammenhang mit der vorhergehenden.

Str. 6, 1 Uhland:	Uhland — Buschmann
Der König Karl zur Tafel saß	. . . zu . . .

Wir wollen nicht viel rechten um den einen Buchstaben, aber ich möchte dem Dichter folgen; für mich spricht er so lebendiger.

Um einen Buchstaben handelt es sich auch nur in Str. 13, 1 und 26, 1:

Uhland:	Uhland — Buschmann:
Es stund nur an eine kleine Weil'.	. . . nun . . .

Aber hier muß ich doch mit mehr Nachdruck darauf bestehen, daß an dem Uhlandschen „nur" nicht gerüttelt wird; denn in beiden Fällen ist die Situation so, daß die Kürze der Zeit, die schon durch den Ausdruck „eine kleine Weil'" bezeichnet wird, sehr passend noch weiter eingeschränkt wird durch das Wörtchen „nur". Dagegen „nun" wäre an dieser Stelle blasses Flickwort, oder höchstens könnte es in dem entgegengesetzten Sinne wie „nur" wirken.

Str. 22, 1. Uhland:	Uhland — Buschmann:
Ich hab' bezwungen der Knaben acht.	. . . habe bezwungen . . .

Gedichte sind, was ihre Form angeht, mit in erster Linie auch für das Ohr berechnet. Hätte der Herausgeber das im Auge behalten, so würde er vielleicht das durch seine Änderung hervorgerufene „be be" vermieden haben.

Ich schließe in der Besprechung das in dem Lesebuch unmittelbar folgende Gedicht an: Roland Schildträger von Uhland.

In dieser Dichtung glaubt Buschmann zunächst von den Titeln, die Uhland seinen Helden verleiht, abweichen zu müssen.

Str. 1, 1. Uhland:	Uhland — Buschmann:
Der König Karl saß einst zu Tisch.	. . . Kaiser . . .

Den Grund zu dieser Änderung kann ich nicht recht erkennen. Auf die Geschichte wird sich Buschmann nicht berufen, da er sonst mit Uhland übereinstimmen müßte. Notgedrungen komme ich zu der Vermutung, daß dem Verfasser der Hinweis auf Karl d. Gr. dadurch deutlicher oder der Eingang in seiner Fassung imposanter erschienen ist. Nur schade, daß er der kaiserlichen Herrlichkeit eine so kurze Frist gegönnt hat; denn in Str. 21 heißt es auch bei Buschmann:

Zu Aachen vor dem Schosse stund
Der König Karl gar bange.

Aber hier mußte er schon den Urtext beibehalten, da drei Zeilen weiter steht:
Doch seh' ich recht — auf Königswort.

Einen ähnlichen Titelwechsel macht Haimon durch, nur in aufsteigender Linie. Str. 3, 2 ist er bei Buschmann noch Graf Haimon (bei Uhland Herr), während er Str. 21 zum Herzog avanciert ist, in welcher Würde er bei Uhland überhaupt nur auftritt.

Str. 12, 3 u. 4. Uhland:	Uhland — Buschmann:
Jung Roland schwenkte schnell genug	
Sein Roß noch auf die Seite.	. . . Pferd . . .

Buschmann setzt statt „Roß" „Pferd". Der Sinn wird dadurch ja nicht entstellt; auch will ich nicht Wert darauf legen, daß „Roß" an und für sich poetischer ist; wohl aber muß ich betonen, daß bei Buschmann eine charakteristische Klangwirkung verloren geht, die bei Uhland erzielt wird, wenn der Anfang „Ro" in „Roland" und „Roß" in den beiden aufeinander folgenden Versen die erste Hebung bildet.

Str. 16, 2. Uhland:	Uhland — Buschmann:
Und ging zu einem Quelle.	. . . einer . . .

Wie Buschmann in Klein Roland neuerdings das Uhlandsche Bronnen wiederhergestellt hat für Brunnen, so sollte er auch hier zum „Quell" Uhlands zurückkehren.

Str. 24, 6 u. 7. Uhland:	Uhland — Buschmann:
Hei, bayrisch Bier, ein guter Schluck,	
Sollt' mir gar köstlich munden.	Soll . . .

Zweifellos hat der Bayer, der unmittelbar vorher sagt: Wohl schwitz ich von dem schweren Druck, großen Durst. Aber wenn der Dichter dies Verlangen ihn reservierter ausdrücken läßt durch: Sollt' mir gar köstlich munden, so meine ich, mutet das an; das „Soll" legt die Vorstellung nahe, als ob er nunmehr schnurstracks zum Faß liefe, um sich einen Maßkrug voll abzuzapfen.

Str. 26, 3 u. 4. Uhland:	Uhland — Buschmann:
Der hat den Schild, des ist die Kron',	. . . , das . . .
Der wird das Kleinod bringen.	

Graf Garin schwingt den Schild des Riesen von ferne. Jubelnd rufen alle bei diesem Anblick aus: Das ist der Held des Tages. Um diesen Gedanken kräftig auszudrücken, hat Uhland anaphorisch dreimal auf ihn hingewiesen:

Der hat den Schild, des ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen.

Und was heißt das Buschmannsche: Das ist die Kron'? Entweder ist es ganz allgemein und farblos: die höchste Leistung, oder es bezieht sich auf Schild, und dann liegt eine sehr unschöne Verquickung der Bilder vor.

Str. 28, 5—7. Uhland:	Uhland — Buschmann:
Das Riesenkleinod setzt' er ein,	
Das gab so wunderklaren Schein	. . . wunderbaren . . .
Als wie die liebe Sonne.	

König Karl hat seinen Helden zugerufen: Das beste Kleinod fehlt uns trotz all unsres Glanzes. „Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein" sagt er in Str. 2, und im Hinblick auf diese leuchtende Sonnenklarheit sagt Uhland hier:

Das gab so wunderklaren Schein
Als wie die liebe Sonne.

Zum Überfluß weise ich noch hin auf die beiden folgenden Verse:

Und als nun diese helle Glut
Im Schilde Milons brannte —

und auf Str. 30, 1 u. 2:

Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all die Helle.

Ich glaube nicht, daß jetzt noch einer für das Buschmannsche „wunderbaren Schein" eine Lanze bricht, trotzdem man auch noch auf das Unzutreffende in seinem Vergleich aufmerksam machen könnte.

Der Vollständigkeit wegen füge ich aus diesem Gedicht noch hinzu ohne Kommentar:

	Uhland:	Uhland — Buschmann:
Str. 24, 1.	Der Herzog Naims von Bayerland.	. . . Bayernland.
Str. 28, 4	Die Zierat' in der Mitten	Den . . .
Str. 30, 7.	Derweil ihr eben schliefet.	Dieweil . . .

Ich will mich nicht weiter damit abgeben, eine noch größere Zahl von Textänderungen im Buschmannschen Lesebuche hier vorzulegen. Die aufgestochenen Stellen dürften ausreichen, um ein Urteil zu gewinnen über die Art der Textbehandlung bei Buschmann. Überschlage ich die Ergebnisse der Untersuchung und nehme ich dazu die Beobachtung, daß von der 11. bis zur 15. Auflage sich mehr und mehr das Bestreben zeigt, zum Originaltext zurückzukehren, so kann ich nur wünschen, daß das Buch möglichst schnell viele neue Auflagen erlebt. Derweilen sitz' ich noch traurig da und denke an das Schicksal eines alten Sängers, von dem es heißt:

Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm teuer sind.

Groß-Lichterfelde. Dr. **Walther Bottermann.**

Zeitschriften.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, 26. Jahrg. Nr. 10: Die Lieder der älteren Edda, herausgeg. von K. Hildebrand, 2. Aufl., bespr. von Kahle. — Odermatt, Die Deminution in der Nidwaldner Mundart, bespr. von Behaghel — Quellenschriften zur Hamburgischen Dramaturgie I, bespr. von Behaghel. — Wilh. von Humboldts Ges. Schriften, herausgeg. von der Preuß. Akad. der Wiss., bespr. von Fritzsche.

Chemnitzer Tageblatt und Anzeiger, 1905, Nr. 515, 517: Neues von Goethe. Von Dr. P. Uhle.

Die Kreide. Fachblatt für den Zeichen- und Kunstunterricht. 17. Jahrg. Nr. 9: Pädagogik und künstlerischer Zeichenunterricht. Von Sachs. — Ein Mahnwort von berufenster Seite.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, 20. Jahrg. Nr. 10: „Vandalismus." Eine Ehrenrettung. Von Oberlehrer Julius Miedel. — Das Fremdwort im deutschen Heere. Von Walter Dolch und Kr. – „Im Wege." Von Amtsrichter Dr. Imhoff. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Frankfurter Zeitung, 1905, Nr. 314, 4. Morgenblatt: Schillers tragisches Weltbild. Von Dr. J. G. Sprengel.

Der Türmer. 8. Jahrg. Oktober 1905. Inhalt: Das letzte Ziel der wissenschaftlichen Forschung. Von W. Kuhaupt. — Doktor Germaine. Von Noëlle Roger. — Warum ist die deutsche Frauenfrage so unvolkstümlich? Von Augusta Bender. — Offener Brief an Ellen Key.

Das literarische Echo. 8. Jahrg. Nr. 1. Erstes Oktoberheft. Inhalt: Karl Henckell, Literarische Zukunftsmusik. — Oscar Levertin, Komtesse Mathieu de Noailles. — Hermann Ubell, Wiener Novellen. — Hans F. Helmolt u. a., Das angeklagte Rußland. — C. F. Glasenapp, W. Golther, Wagner-Literatur. — A. K. T. Tielo, Oberst Lumpus. — Alfred Frhr. v. Berger, Hugo v. Hofmannsthal.

—— Nr. 2. Zweites Oktoberheft. Inhalt: Alex. v. Gleichen-Rußwurm, Von der Allegorie. — Erich Meyer, Französische Romane. — Ludwig Geiger, Börnes Nachlaß. — Carl Enders, Menschen und Dichter. — Otto Schwerin, Kaufmannsromane. — Rudolf Presber, Breviere.

—— Nr. 3. Erstes Novemberheft. Inhalt: Fritz Mauthner, Theodor Fontane posthumus. — Max Meyerfeld, Stephen Phillips. — Sp. Wukadinović, Neues über Stifter. — Franz Diederich, Aus den Tiefen des Lebens. — K. W. Goldschmidt, Ein biblisches Schattenspiel. — J. V. Widmann, Die Löwen. — Leo Berg, Der neue Sudermann.

—— Nr. 4. Zweites Novemberheft. Inhalt: Wolfgang Kirchbach, Schlüssel-Romane. — Leo Berg, Ibsens Briefe. — Paul Legband, Schriften zur Theatergeschichte. — Edmund Lange, Neue Frauenromane. — Leo Greiner, Gedichte. — Hanns v. Gumppenberg, Volksstücke.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1905. Heft 40 (Nr. 227—232). Inhalt: Der „moderne" Roman und die Volkserziehung. Von O. B. — Mörikes Testament. Von Dr. Maier-Pfullingen. — Aus Heines Jugendzeit. Von Dr. J. Asbach (Düsseldorf). — Platens Tagebücher. Von R. Woerner (Freiburg i. B.).

—— Heft 41 (Nr. 233—238). Inhalt: Eduard Grisebach als Literarhistoriker. (Aus Anlaß seines 60. Geburtstages [9. Oktober]). Von Ludwig Fränkel. — Der Verein für Massenverbreitung guter Volksliteratur. — Hugo v. Hofmannsthal. Von R. Woerner (Freiburg i. B.). — Die Vollendung des englischen Dialektwörterbuches. Von A. Schröer (Köln a. Rh.). — Ferdinand Frhr. v Richthofen. Von Dr. E. Frhr. Stromer v. Reichenbach.

—— Heft 42 (Nr. 239—243). Inhalt: Die Schule im Roman. Von O. B. — Rudolf Baumbach in Triest und die Entstehungsgeschichte seines „Zlatorog". Von Wilhelm Urbas (Graz). — Modernes bei Goethe. I. Von Julius v. Negelein. — George Bancroft bei Lord Byron. Von —s.

Neu erschienene Bücher.

H. Gaudig, Ein Fortbildungsjahr für die Schülerinnen der höheren Mädchenschule. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 59 S.

Dr. F. Sieveking, Die Hamburger Universität. Hamburg, Otto Meißner, 1905. 39 S.

Karl Mutzbauer, Grundriß für den Unterricht in der deutschen Literatur. München, C. H. Beck, 1906. 146 S.

Oswald Plawina, Aus Zeit und Leben. Gedichte. Tuntschendorf bei Neurode (Pr. Schlesien), W. Veith, 1905. 78 S.

Spruchwörterbuch, Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften, Grabsprüche, Sprichwörter, Aphorismen usw. Herausgegeben von Franz Freiherrn von Lipperheide. 1. Lieferung. Berlin W. 35, Expedition des Spruchwörterbuchs, 1906. 48 S.

Goethes Werke. Illustrierte Volksausgabe (45. Lief. zu je 30 Pf.). Herausgegeben von Prof. Dr. H. Steuding. 1. Lieferung. Leipzig, Ramm u. Seemann, 1905. 104 S.

Dr. H. Roscher, Die Wallensteinübersetzung von Samuel T. Coleridge und ihr deutsches Original. Dissertation. Borna u. Leipzig, Robert Noske, 1905. 170 S.

Johann Friedrich, Sonnenschule. Ein Wiener Probejahr. Leipzig u. Berlin, H. Seemann Nachf., 1905. 187 S.

Prof. Dr. Karl Kinzel, Walther von der Vogelweide und Des Minnesangs Frühling. 12. Aufl. Halle a. S. Waisenhaus, 1905. 120 S.

Albert Soergel, Ahasver-Dichtungen seit Goethe. Leipzig, R. Voigtländer, 1905. 172 S.

C. H. Kaulfuß-Diesch, Die Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig, R. Voigtländer, 1905. 236 S.

Max Drescher, Die Quellen zu Hauffs „Lichtenstein". Leipzig, R. Voigtländer, 1905. 146 S.

A. Sladeczek, Die vorbeugende Bekämpfung des Alkoholismus durch die Schule. Berlin W. 15, Mäßigkeitsverlag, 1905. 159 S.

Karl A. Krüger, Die deutschen Kolonien. Danzig, A. W. Kafemann, 1906. 104 S.

Hartmann von Aue, Lieder. Der arme Heinrich. Neudeutsch von Will Vesper. München, C. H. Beck, 1906. 95 S.

R. Bürkner, Kunstpflege in Haus und Heimat. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1905. 131 S.

Otto Lyon, Der deutsche Unterricht. Sonderabdruck aus dem „Handbuch für Lehrer höherer Schulen". Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1905.

G. Bötticher und K. Kinzel, Geschichte der deutschen Literatur und Sprache. 10. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1906. 184 S.

Hildebrandlied und Waltharilied, herausgegeben von G. Bötticher. 9. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1905. 69 S.

Das Nibelungenlied im Auszuge, herausgegeben von G. Bötticher und K. Kinzel. 8. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1905. 179 S.

Prof. Dr. Julius Sahr, Das deutsche Volkslied. 2. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen, 1905. 189 S.

Hans Sachs, ausgewählt von Prof. Dr. K. Kinzel. 5. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1905. 120 S.

Beowulf, übersetzt und erläutert von Prof. Dr. Paul Vogt. Halle a. S., Waisenhaus, 1905. 103 S.

Karl Brandes, Deutsche Sprachlehre in der einfachen Volksschule. Lehrerheft: Ausg. A. und Diktatstoff. Leipzig, Dürr, 1906. 71 S.

Friedrich Panzer, Märchen, Sage und Dichtung. München, C. H. Beck, 1905. 56 S.

Prof. Dr. H. Rühl, Die deutsche Turnkunst, dargestellt von F. L. Jahn und E. Eiselen. Leipzig, Phil. Reclam. Bändchen Nr. 4713, 4714. 192 S.

O. Külpe, Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. 3. Aufl. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1905. 125 S.

Prof. Dr. B. Kuttner, Homers Odyssee, übersetzt von J. H. Voß. 4. Aufl. Frankfurt a. M., Kesselring, 1905. 201 S.

Dr. Max Hoffmann, Geschichtsbilder aus Leopold von Rankes Werken. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1905. 399 S.

Meier Helmbrecht, für Schule und Haus herausgeg. von Dr. Wohlrabe, 3. Aufl. Leipzig, Dürr, 1906. 78 S.

Dr. Eugen Eiber, Was will ich werden? Eine Dichtung für Schulfeste. Neustadt a. H., Selbstverlag, 1903. 19 S.

Dr. Eugen Eiber, Klänge aus der Pfalz. Eine Dichtung für Schulfeste. Neustadt a. H., Selbstverlag, 1902. 20 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

Michael Georg Conrad.

Eine Skizze zu seinem 60. Geburtstage.

Von Professor Dr. **Ludwig Bräutigam** in Bremen.

In dem begeisterten Aufrufe zu einer großen Ehrung M. G. Conrads zu seinem 60. Geburtstage am 5. April dieses Jahres sind die verschiedensten Kreise Deutschlands mit gar stattlichen Namen vertreten: Baumeister und Maler, Musiker und Dichter, freie Schriftsteller und Kunstfreunde. Nur der Lehrerstand ist außer meinem Namen nicht verzeichnet, und doch hat M. G. Conrad gar manche Beziehungen zum Lehrerstande gehabt. Er ist einer der Größten, die aus diesem Berufe hervorgegangen sind, und noch am Anfange der siebziger Jahre war er als Lehrer an der deutschen Schule in Neapel tätig, um dann allerdings als freier Schriftsteller sich einem größeren Wirkungskreise zu widmen. In Paris (1877—82) lernte er besonders auch die Bedeutung des führenden Meisters des Naturalismus, Emile Zolas, kennen, und in seinen Büchern Parisiana (1880) und Madame Lutetia (1883), in denen glänzende Stellen über die heute immer mehr geltende Ästhetik und Kunstkritik stehen, erschienen seine ersten Zolakapitel, die bei verschiedenen Schönheitswächtern in Deutschland starkes Entsetzen hervorriefen; er war ja damals so ziemlich der erste Deutsche, der sich, wie er später selbst humoristisch sagte, mit seiner unverhohlenen Zola-Bewunderung vor dem herrschenden Dichter-Idealismus blamierte. Conrad ist Zola bis übers Grab hinaus treu geblieben, und in verschiedenen Städten hat er über den großen französischen Romandichter nach seinem plötzlichen Hinscheiden gesprochen, so mit glänzendem Erfolge bei der großartigen Zola-Gedenkfeier in Hamburg 1902. Unter den heutigen Literaten, Dichtern und Kunstschriftstellern ragt Conrad als Redner und Meister des freien Wortes entschieden hervor. Als ich ihn 1898 zum ersten Male in Bremen über die Anfänge der modernen Dichtung sprechen hörte, hatte ich bis dahin gar nicht gewußt, was eigentlich ein Redner sei, so hinreißend waren sein Temperament, seine Begeisterung, seine schlagfertige Beherrschung des aus dem Innern quellenden freien Wortes. In vielen Städten des deutschen Nordens und Südens hat man

in gar manchen Vereinen mit hoher Bewunderung seinen freien Vorträgen gelauscht.

Im Sommer 1882 brach M. G. Conrad sein Zelt in Paris ab und schlug es in München auf. Wie mit unsichtbaren Händen hatte es ihn in die deutsche Heimat zurückgezogen. Eine dumpfe Angst war über ihn gekommen, den Sinn seines Lebens zu verfehlen, wenn er länger im Auslande weilte. Man lese darüber sein vorzügliches Buch nach: Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann, Erinnerungen zur Geschichte der Moderne, Leipzig 1902, das als ein wichtiges Zeugnis aus unserer Zeit später noch immer mehr an Wert gewinnen wird.

In München sammelten sich nun die jungen Streiter für eine neue Kunst um Conrad, der namentlich durch die Herausgabe der „Gesellschaft“ der Bannerträger der Modernen wurde. Conrad ist von seinem ehemaligen Freunde Wolfgang Kirchbach der Hutten der neuen Bewegung genannt worden. Bleibtreu hat ihn den Hagen der Jüngsten genannt; ich möchte ihn lieber als den Siegfried der Modernen bezeichnen. (Vgl. darüber und über die Zeugnisse von A. Bartels und Liliencron meine „Übersicht über die neuere deutsche Literatur 1880—1902. 2. Aufl. Cassel, G. Weiß, 1903.) Wie Conrad als der Bannerträger anerkannt wurde, das mögen hier nur zwei Zeugnisse bekunden. Adolf Bartels, der allerdings später sehr unfreundliche Worte über Conrad geschrieben hat, singt in seinem „Dummen Teufel“ über ihn und K. Bleibtreu:

Ihr beide habt, das will ich konstatieren
Hiermit für jetzt und alle Ewigkeit,
Zuerst mit hocherhobenen Panieren
Die neuste Lit'ratur befreit.

Und Detlev v. Liliencron, der Conrad bis jetzt die Treue gehalten hat, schrieb früher:

Seit wieviel Jahren streitest du,
Seit wieviel Jahren reitest du
Hinein in Schlacht und Strauß.
Und immer gleich ist deine Glut
Und immer gleich dein hoher Mut,
Dem Fähnlein weit voraus.

Das blanke Schwert in deiner Faust
Hat manchen Feindesschopf zerzaust
Im langen, langen Krieg.
So reitest du, so streitest du
Allendlich doch zum Sieg.

Aber dieses Vorkämpfertum ist Conrad eigentlich schlecht bekommen. Nicht, daß ihn die zahllosen scharfen Pfeile angefochten hätten; er hat wie eine echte Siegfriednatur der Kämpfe gelacht. Etwas anderes ist ihm geschehen, schließlich haben sich nämlich auch seine Freunde daran gewöhnt, ihn nur als Kämpfer anzusehen. Und so ist er hineingekommen in die Literatur-Geschichten mit den Schlagwörtern: Vorkämpfer, Bannerträger!

Und damit Basta, Schluß!! Als ob er sonst nichts weiter getan hätte! Das ist aber im Grunde eine Unwahrheit, eine Fälschung! Conrad ist bis zur Gegenwart ganz hervorragend als schaffender Künstler tätig gewesen, und da nenne ich die drei wichtigen Werke: erstens den stattlichen Gedichtband Salve Regina, aus dem ja auch einige Proben in neue Gedichtsammlungen übergegangen sind. (Vergl. Neue Quellen, Schuster und Loeffler 1900, und Vom goldenen Überfluß, Voigtländer 1902.) Dann den Roman Majestät, einen psychologischen Roman, in dem der grandiose Versuch gemacht ist, das Seelenleben des unglücklichen bayrischen Königs in seinen einzelnen Zügen zu enthüllen und dem Fürsten als hoher Künstlerseele gerecht zu werden. Das großartige Werk hat ja nicht einen Erfolg gehabt wie unsere neuen Modebücher, aber es ist besonders in den Kreisen der Bayreuth-Schwärmer mit stiller Andacht gelesen worden, denn es ist zugleich eines der allerbesten Wagner-Bücher. Als drittes Werk nenne ich den fränkischen Dorfroman: Der Herrgott am Grenzstein, Berlin, Otto Janke 1905. Er ist eine Rückkehr des Dichters ins alte, traute Frankenland, in seine liebe Jugendheimat.

In einem köstlichen Büchlein: Wahlfahrten, Erinnerungen aus meiner Reichstags-Kandidatenzeit, sagt Conrad gleich am Anfange, daß dreiviertel unserer gesamten Literatur in der Luft hänge, er aber habe die innige, fröhliche Fühlung mit seinem Heimatsboden und seinen Leuten niemals verloren, und wenn das in seinen Schriftwerken noch nicht zur vollen Deutlichkeit ausgeprägt sei, so möge man nur Geduld haben. Seine besten Sachen, das spüre er mit freudigster Überzeugungskraft, werde er noch im Sommer seines Lebens zur Reife bringen.

Diese Prophezeiung über sich hat sich in seinem „Herrgott am Grenzstein" wirklich erfüllt. Gewiß hat dieser Roman in unseren Zeiten von Hilligenlei, Götz Krafft und des Tagebuchs einer Verlorenen nicht großen äußeren Erfolg gehabt, aber trotzdem gehört er zu den besten Werken der neueren Heimatdichtung. Conrad gilt womöglich heute noch in manchen Kreisen als Umstürzler, Aufwiegler und als so eine Art Gottseibeiuns, vor dem der fromme Wanderer sich bekreuzigt. Aber nun nehme man seinen fränkischen Dorfroman zur Hand, den ich am liebsten, wenn er einer Gattung schablonenhaft eingereiht werden müßte, eine Lehrergeschichte nennen möchte. Von der Pädagogik ist Conrad vor drei Jahrzehnten ausgegangen, als er zuerst mit den Schriften erschien: Erziehung des Volkes zur Freiheit (1870), Zur Volksbildungsfrage im Deutschen Reich (1871), Pestalozzi (1873). Treuinnige Liebe zum Lehrerstande hat dem nun Sechzigjährigen mit die Feder geführt, als er seinen fränkischen Dorfroman schrieb. Einer der Helden des Buches, wenn man von einem solchen in

einem von allen alten Schablonen abweichenden Roman eigentlich reden dürfte, ist der junge Lehrer Reinhart, ein jugendlicher Schwärmer, der sich entzückende Ursprünglichkeit und unberührte Jugendfrische bewahrt hat, wenn in seiner kleinen Bibliothek auch die Werke stehen von: Schopenhauer, Fechner, Kant, Carneri, Döhring, Emerson, Spencer — Nietzsche. Er ist ein junges Blut nerviger Beweglichkeit, ewiger Unruhe, holder Schwärmereien. Je eigenartiger für ihn ein modernes Schlagwort lautet, desto eifriger schnappt er es auf wie der Hecht nach der Angel im warmen Frühlingswetter. Kaum hat er von seiner Pfarrerin das Wort von der Wohlfahrtspflege auf dem Lande gehört, so schreibt er schon darüber einen überschwenglichen Artikel für eine Zeitung, der natürlich von den phlegmatischen Bauern mit Kopfschütteln aufgenommen wird. Er hält Reden am Biertisch, so daß seine bäuerlichen Zuhörer ihn als Sozialdemokraten verschreien und mit Absetzung drohen. Ungezählte solcher Reinharts leben unter den deutschen Lehrern in allen Teilen des Vaterlandes. Aber nicht alle haben seine Vorzüge, seinen Idealismus. Ihm ist die Schule kein Amt, von außen aufgetragen, ihm ist die Schule die natürliche Auslebung seiner Persönlichkeit, die Schule ist er selbst und seine nach außen gewendete innere Welt. Aus dieser Einheit von Mensch und Welt ergibt sich der Zauber seines Wesens: das Temperamentvolle, Freie, Selbstverständliche.

Er rettet sein besseres Ich, indem er zur Kirchweihzeit, wo es in seinem fränkischen Dorfe gar toll hergeht, in die Einsamkeit auf den Schwanberg im Steigerwalde zieht, und neuen Lebensinhalt bekommt er dort durch einen Mann der Wissenschaft, durch den Professor Sandberger aus Würzburg.

Es ist bezeichnend für Conrad, wie er diese Wendung in der inneren Entwickelung dieses jungen Phantasten gestaltet hat. Im ganz modernen Sinne gibt die exakte Wissenschaft, die Naturwissenschaft, in diesem Falle die Mineralogie, den Ausschlag. Als Lehrer Reinhart nach den Kirchweihfeiern heimkehrt, ist er ein anderer geworden. Ihm genügt jetzt völlig seine Schularbeit und sein Studium. Geologie und Chemie treibt er namentlich, alles im Hinblick auf die praktische Landwirtschaft, einen Wunsch hat er nur noch: ein Stücklein Feld, worauf er für sich und mit seinen Schülern landwirtschaftlich studieren und probieren könnte. „Das sollte man keinem Landschullehrer versagen."

Neben Reinhart sind in diesem fränkischen Dorfroman noch vier Lehrer vertreten oder erwähnt. Zunächst der alte, treffliche Dorfkantor, der in unsagbarer Milde den jungen Brausekopf versteht. Ferner der kinderreiche Lehrer Zeuner in Wiesenbrunn, der zwölf lebendige Sprößlinge sein eigen nennt, bei dem sich aber keine Spur von dem vielberufenen Schullehrerelend finden läßt. „Die Kinder alle wohlgeraten. Die Mama

von unversehrter Jugendlichkeit und Lebenslust. Der Papa neben seiner Schularbeit ein rüstiger Finanzmann als Verwalter des Kreiskreditvereins. Für die Gemeinde ein Muster stiller, aber energischer Wohlfahrtspflege. Und von unzerstörbarer Laune."

Dann der Lehrer der protestantischen Schule in Rödelsee, der originellste Weinpfleger. Endlich der Lehrer Matthäus Säemann in Kitzingen. Alles prächtige Gestalten. Aber den letzteren konnte nur ein Dichter so innig und treuherzig zeichnen, der selbst einst mittendrin in dem Berufe gestanden hat. Es heißt da: „Matthäus Säemann galt als einer jener seltenen Lehrer, denen der Erzieherberuf wahre Religion und Religion eine fromme Dichtung des Herzens ist. Tatkräftige Menschen wollte er erziehen, erdentüchtige, aber sie sollten nicht im Brutalismus des Erwerbs aufgehen, sie sollten sich eine nach allem Schönen und Guten verlangende Seele bewahren und jene edle Gleichheit des Gemütes mit dem intelligenten Willen, daraus die Gnade eines harmonischen Daseins fließt. Die Stärke des Matthäus Säemann war also seine Lehrkunst, seine Methode. Das beste seiner Methode hinwiederum war seine Persönlichkeit. Solche Pädagogen erschließen sich nicht aus ihren Schriften. Sie wollen vielmehr am Werke gesehen sein. Die ganze Würdigung freilich ist auch da nur der kongenialen Natur möglich, nicht dem kalten Beobachter, der sich die Augen aus dem Kopf sieht und rein kritisch das Geschehene abschätzt. Erst die lebendige Mitempfindung gibt die volle Wahrheit.

Wie Schönheit und Güte durch ihr bloßes Gegenwärtigsein auf Erden für die höhere Menschheit ein Glück sind, so stimmt auch das Schauspiel eines Erziehers wie Matthäus Säemann zur Andacht, und die ärmlichste Schulstube wird zum Tempel und die einfachste Lektion zum Gottesdienst. Da ist so viel reines Maß und geklärte Form in der geringfügigsten Unterweisung im Anschauen, Sprechen, Schreiben, Zeichnen, Rechnen, Bilden jeder Art, so viel kindliche Tiefsinnigkeit im Alltäglichen, daß ein Drillmeister in alle Ewigkeit nicht dahinter kommen, ein Abrichtungsvirtuose niemals diese erzieherische Wirkung erreichen wird. — Und das Wunderbare ist, wie wenig dieser Erzieher selbst sagt und tut, wie er die Kinder durch seelischen Zwang, durch unerklärliche Magie dahin bringt, selbst zu finden, selbst zu unternehmen, selbst zu wagen, so daß sich der jugendliche Geist zu allen Kühnheiten willig macht und eine erstaunliche Selbständigkeit erwirbt. Und dabei in verhältnismäßiger Stille. Während in der Schule des Drillmeisters ein lauter, grober Ton herrscht, wie auf einem Exerzierfeld und dazu das dumpfe Fieber und Unbehagen der Kaserne, ist in der Schule des Matthäus Säemann nicht mehr Lärm und Aufregung, als in einem gesunden Bienenstock bei gutem Ernte-

wetter. Und naiver Menschenduft, nicht der Angstschweißgeruch der Drillklasse."

Selbstverständlich ist das Thema über diesen fränkischen Dorfroman: „Der Herrgott am Grenzstein" nicht auch nur annähernd erschöpft, wenn ich vom Standpunkt des Lehrers aus auf seine Vorzüge hinweise. Erwähnt werden müßten vor allen Dingen seine köstliche Lebenswahrheit, seine treue Charakteristik der fränkischen Bauern, seine temperamentvolle Darstellung, seine reiche Fülle von geistkündenden Einzelbemerkungen und nicht zuletzt sein Humor, seine Schalkhaftigkeit.

Dem so ideal gezeichneten Professor Sandberger legt Conrad ein Wort über die neuere Literatur in den Mund. Er läßt ihn zu dem jungen Lehrer Reinhart sagen: „Dieses Flunkern mit Ideen und all den schön beleuchteten Nebeln, das taugt nicht. Das grenzt an die modische Afterkunst mit ihrem armseligen Mystizismus, ihrer ungesunden Erotik, ihrer Verschiebung der echten Menschheitsprobleme und anderen Schwindeleien."

Wie ist Conrad dieser modischen Afterkunst gegenüber eine kernige, markige, urwüchsige, urgesunde Gestalt! Unvergeßlich ist mir der hellstrahlende Frühlingsmorgen von 1900, als ich Conrad ins kunstgeschmückte Heim des Marschendichters Hermann Allmers in Rechtenfleth a. d. Unterweser führte, und als die beiden Recken nun einander gegenüberstanden, der eine allerdings schon wie ein entlaubter Stamm, der andere im rüstigsten Mannesalter, beide in gar manchen Dingen verschiedenen Kunstanschauungen huldigend, beide so verschieden wie Nord und Süd überhaupt, aber beide, aus bäuerlichem Blute gar hochgeboren, kernige Prachtgestalten, wuchtige Männer, wert, Gottes Boden zu treten.

Möge auch Conrad nach langer, langer Frist einst wie der alte friesische Recke singen und sagen können:

Welch sonniger Abend, nach so sonnigem Leben!

Zur Aussprache des Schriftdeutschen.[1])

Aus einem Vortrag, gehalten im Deutschen Sprachverein Stuttgart.

Von Prof. **J. Ackerknecht.**

Bis in die neueste Zeit war die Pflege der Aussprache in unseren Schulen unstreitig das Aschenbrödel des Sprachunterrichtes, und zwar nicht nur im Deutschen, sondern auch im fremdsprachlichen Unterricht. Im letzteren hat nun allerdings die Verwertung der Ergebnisse der Lautforschung, der Phonetik, bereits in manchen Schulen schöne Früchte gezeitigt, während sich der Aussprache der uns schon von Haus aus geläufigen und darum als minder wichtig angesehenen Muttersprache das Interesse, selbst der Fachleute, bis jetzt nur in verhältnismäßig geringem Grade zugewendet hat. Ein Grund dafür ist auch darin zu suchen, daß es bis jetzt der Aussprache des Schriftdeutschen, selbst der Kunstaussprache der deutschen Bühnen, an Einheitlichkeit gefehlt hat. Woher kommt nun aber dieser Mangel an einer einheitlichen deutschen Aussprache, während es für andere lebende Sprachen, z. B. fürs Französische, eine im Vergleich zum Deutschen doch ziemlich einheitliche Aussprache gibt? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir uns klar machen, daß wir eben in unserem jahrhundertelang zersplitterten, politisch ohnmächtigen und nicht von einem gemeinsamen Nationalgefühl getragenen Deutschland niemals jene politische und gesellschaftliche Einheit hatten und wohl auch nie haben werden, wie sie in Frankreich schon seit Jahrhunderten besteht. Während bei uns die

1) Mein Ziel bei Behandlung der Musteraussprache-Frage geht dahin, daß eine Musteraussprache festgestellt werde, die zunächst in allen unseren württembergischen Schulen praktisch durchgeführt werden könnte und sollte (indem etwa im amtlichen Wörterverzeichnis für die zweifelhaften Fälle eine Aussprachebezeichnung beigefügt würde, wie dies Professor Viëtor an der Universität Marburg für das preußische Wörterverzeichnis durchgeführt hat), also eine Musteraussprache zunächst für Württemberg. Denn im Verfolg dieser Arbeit wird von mir später dargelegt werden, daß und warum die Aussprache im allgemeinen — bei größerem Stammesunterschied natürlich weniger — der politischen Zugehörigkeit folgt. Diese meine Ansicht wird auch durch die Dialektforschung bestätigt, z. B. von Professor Dr. Haag hier, der die Mundarten der württembergischen Baar durchforscht und die gefundenen mundartlichen Unterschiede samt den früheren politischen Grenzen in jenem Gebiet auf einer seiner Schrift beigegebenen Karte auch graphisch festgelegt hat. — Es ließen sich vielleicht vorläufig in den Gebieten deutscher Zunge (nach den Bereichen der bedeutenderen unter den betreffenden Unterrichtsverwaltungen) etwa zehn „Schul-Musteraussprachen" feststellen — entsprechend den (vor der Vereinheitlichung von 1902) verschiedenen deutschen Schul-Rechtschreibungen —, aus denen sich dann vielleicht mit der Zeit infolge einer etwaigen engeren politischen Verschmelzung dieser Gebiete und einer damit Hand in Hand gehenden größeren Stämmemischung auch eine an-

einzelnen Mundarten (wie die einzelnen Staaten) einander als gleichberechtigt gegenüberstanden, hat in Frankreich schon in früher Zeit der Sprachgebrauch des Hofes, der Hofgesellschaft und der „Salons" — die in einer Zeit, wo bei uns infolge des Dreißigjährigen Krieges alles danieder lag, sich die Pflege, Reinheit und Verfeinerung ihrer Sprache angelegen sein ließen — auf die Sprechweise der Gebildeten von Paris, dem tonangebenden Mittelpunkt des geistigen Lebens der Nation, und damit auf die Sprache des ganzen Landes seinen mächtigen Einfluß ausgeübt. So wurde allmählich der nordfranzösischen Mundart der Isle de France und der Hauptstadt selbst zur Alleinherrschaft verholfen, zunächst bei allen denen, die als fein und vornehm oder wenigstens nicht als ungebildet gelten wollten; denn auf dem Gebiet der Sprache wie auf manchen anderen Gebieten des Kulturlebens ist die Sitte stärker als das Gesetz. Doch hat es dem französischen Volke, abgesehen von der Einheitlichkeit seiner Unterrichtsverwaltung, für die Sprache auch am einheitlichen Gesetz — wenigstens an Gesetzen im weiteren Sinne, an sprachlichen Festsetzungen — nicht gefehlt, indem seit mehr als zweiundeinhalb Jahrhunderten, seit Beginn der klassischen Zeit des französischen Schrifttums im Jahrhundert Ludwigs XIV., die hochangesehene Académie Française bemüht war, den französischen Sprachgebrauch sorgfältig festzustellen, wodurch sie, allerdings nicht als eigentliche Gesetzgeberin, in ihrem Teile ebenfalls zur Vereinheitlichung der französischen Aussprache beigetragen hat.

Von alldem konnte in unserem politisch zerrissenen Deutschland natürlich nicht die Rede sein. Auch die Kunstsprache unserer Bühnen, die sich aus Schönheitsrücksichten und um allgemein verstanden zu werden, von mundartlichen Einflüssen möglichst freimachen mußte und deshalb, indem sie sich möglichst an die Schreibung unserer Schriftsprache hielt, schon längst eine wenigstens verhältnismäßige Einheitlichkeit erreichte[1]) — auch diese „Bühnen-

nähernd einheitliche deutsche Schulaussprache entwickeln könnte. Ich denke hier an Musteraussprachen für vier oberdeutsche Aussprachekreise — einen württembergisch-hohenzollerschen, einen bayrischen, einen badisch-pfälzisch-reichsländischen (-deutschschweizerischen) und einen österreichischen — ferner für drei mitteldeutsche und drei niederdeutsche Kreise. — Über die (zunächst norddeutsche) Aussprache, die in einigen der im Auftrag des Königl. Württembergischen Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens herausgegebenen (mit den preußischen wörtlich gleichlautenden) „Regeln für die deutsche Rechtschreibung" von 1902 — teils unmittelbar, teils mittelbar — nunmehr als Musteraussprache auch für uns amtlich anerkannt wird, werde ich mich vielleicht später besonders äußern.

1) Eine Einheitlichkeit, die noch begünstigt wurde durch den ausgleichenden Einfluß einiger bedeutenden als Muster angesehenen Bühnen (z. B. des Burgtheaters in Wien), sowie durch den fortwährenden Wechsel der aus den verschiedensten Gegenden stammenden Künstler an einer Bühne.

sprache" hat bis jetzt nur einen geringen einigenden Einfluß auf die Aussprache der Gebildeten auszuüben vermocht, da es ihr bisher noch nicht gelungen ist, den viel wirksameren und umfassenderen Einfluß der Schule (und weiterhin der Kirche) sich zum Bundesgenossen zu machen. Vergleichen wir übrigens die geschriebene Sprache[1]) in den verschiedenen Gebieten deutscher Zunge, so finden wir, daß auch sie nicht vollkommen einheitlich ist, sondern bezüglich der Formenlehre (z. B. in Fall- und Zeitabwandlung), sowie bezüglich der Wort- und Satzfügung manche Verschiedenheiten aufweist und wohl stets aufweisen wird. Da aber von der Schriftsprache wiederum die landschaftlichen Mundarten im Deutschen im allgemeinen sehr stark abweichen, wohl mehr als in anderen Kultursprachen, so fragt es sich, ob eine einheitliche Aussprache des Schriftdeutschen überhaupt möglich, notwendig oder auch nur wünschenswert ist.

Über die Möglichkeit einer Einheitsaussprache können wir uns erst bei Behandlung der Einzelheiten der Aussprache Klarheit verschaffen. Daß aber eine einheitliche Aussprache wünschenswert wäre, erhellt schon aus der Tatsache, daß der persönliche Verkehr zwischen den verschiedenen deutschen Stämmen in den letzten Jahrzehnten in ungeahnter Weise zugenommen hat. Man denke nur an den Fernsprechverkehr, z. B. auf der direkten Linie Stuttgart-Berlin[2]); ferner an die teilweise Vermischung der deutschen Stämme infolge der deutschen Einheitskämpfe, der Errichtung des Deutschen Reiches und infolge der Freizügigkeit im bürgerlichen Leben wie im

---

1) Die gesprochene Sprache, soweit sie in der öffentlichen Rede zum Ausdruck kommt, hat ja in Deutschland außerhalb der Kirche und dem Hörsaal noch bis zum Jahr 1848 eine ganz untergeordnete Rolle gespielt, da bei uns fast ausschließlich die Buchsprache das geistige und politische Leben des Volkes beherrschte. Bei unseren redefreudigen französischen Nachbarn dagegen waren schon seit dem klassischen Jahrhundert Ludwigs XIV. Männer aufgetreten, die — wie der große Kanzelredner Bossuet und namentlich die Männer der französischen Revolution — durch die Gewalt ihrer Rede die Geister beeinflußten.

2) Die beim Fernsprechverkehr Stuttgart-Berlin gleich von Anfang an laut gewordenen Klagen über Mangel an Verständlichkeit sind wohl zum Teil auf die Verschiedenheit der Aussprache zurückzuführen. Denn beim Hören zusammenhängender Rede wird ja unser Ohr in der Regel nicht die einzelnen Laute der Worte unterscheiden, sondern nur das Lautbild eines Wortes oder einer Wortgruppe als Ganzes in sich aufnehmen (ähnlich wie unser Auge das Schriftbild eines Wortes auch stets als Ganzes in sich aufnimmt). Auf diese Weise wird für uns aber begreiflicherweise das Verstehen der gehörten Lautgruppen, wenn sie norddeutsch ausgesprochen, also für uns von fremdartigem Klange sind, viel schwieriger sein, da uns in diesem Fall oft sogar bloß einzelne Bruchstücke der Wortgruppen zum deutlichen Bewußtsein kommen und von uns erst zu ganzen Sätzen ergänzt werden müssen, eine Erfahrung, die wohl schon mancher beim Anhören von Vorträgen aus norddeutschem Munde gemacht haben wird.

Militärdienst, wo ja nicht nur ein beständiger Austausch zwischen preußischen Offizieren und den unseren stattfindet und viele Süddeutsche ihre Dienstzeit in norddeutschen Standorten zubringen und umgekehrt, sondern durch den auch viele norddeutsche Militäranwärter Anstellung und Heimat bei uns finden und sich mit Einheimischen verschwägern. Auch die Stämmemischung im Reichstag, im Reichspostdienst usw. könnte hier noch erwähnt werden. Wohl am weitesten vorgeschritten ist diese Stämmemischung in den Reichslanden, wo manche Schulen ein buntes Gemisch von Angehörigen verschiedener deutscher Stämme darstellen, so daß sich für die betreffenden Lehrer vielfach ein wirkliches Bedürfnis nach einer einheitlichen Aussprache geltend macht. Nicht minder wünschenswert wäre die Einheitlichkeit unserer Aussprache für Ausländer, die Deutsch lernen wollen, sowie für die Verfasser von deutschen Sprachlehren und von Wörterbüchern, welche die Aussprache der deutschen Wörter angeben.

Wenn wir nun eine Einheitsaussprache als wünschenswert anerkennen, so wäre es das Nächstliegende, einfach nach dem Vorgang von Professor Dr. Viëtor an der Universität Marburg, der bereits im Jahre 1884 die deutsche Aussprache literarisch behandelt hat[1]), die schon einigermaßen ausgeglichene Bühnensprache auch als für Schule und Kirche verbindlich anzunehmen[2]). So haben sich denn auch die Leitsätze, die von dem Germanisten Prof. Dr. Siebs an der Universität Greifswald aufgestellt und von der 44. Deutschen Philologenversammlung in Dresden im September 1897 angenommen wurden, im wesentlichen dahin ausgesprochen, daß für Bühnen- und Schulzwecke die Aussprache zunächst einheitlich geregelt werden solle, „sei es nach Maßgabe der Sprache der Gebildeten (größerer Städte), sei es nach historischen oder ästhetischen Gesichtspunkten", und daß auf der so geregelten Aussprache „dereinst auch etwaige Verbesserungen der Rechtschreibung werden fußen müssen." Auf Siebs' Anregung hin wählte nun der Deutsche Bühnenverein einen Ausschuß von sechs Bühnenleitern, denen sich noch fünf akademische Vertreter der germanistischen Wissenschaft bei-

1) „Die Aussprache des Schriftdeutschen", Leipzig bei O. R. Reisland.

2) Ebenso hatte Prof. Dr. Dunger in Dresden auf der dritten Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins zu München im Jahre 1890 die Forderung aufgestellt, daß sich die Schulaussprache „im ganzen" „möglichst" an die der Bühne anschließen soll. Auch der auf der zehnten Hauptversammlung in Stuttgart im Jahre 1897 gestellte Antrag Erbe hatte in seinem ursprünglichen Wortlaut „den Anschluß an die Sprache der Bühne" empfohlen. Erbe beurteilt übrigens (in seinen „Leichtfaßlichen Regeln für die Aussprache des Deutschen" — Stuttgart bei P. Neff, 1893 — Seite 8) „das Deutsch des gebildeten Schwaben" meines Erachtens etwas zu günstig, wenn er sagt, dessen Redeweise stimme, sobald er sich entschließe, die ihm deutlich bewußten Mängel seiner Mundart abzulegen, im wesentlichen mit der Bühnensprache überein.

gesellen sollten, nämlich zwei Österreicher, Luick-Graz und Seemüller-Innsbruck, ferner Sievers-Leipzig, Siebs selbst und Viëtor-Marburg, welch letzterer aber an den Beratungen der Konferenz nur durch ein vorher eingesandtes Gutachten teilnehmen konnte. Gleich zu Anfang der Verhandlungen, die im April 1898 unter dem Vorsitz des Generalintendanten Graf von Hochberg in Berlin stattfanden, wurde festgesetzt, daß keine neuen Ausspracheregeln für die Bühne aufgestellt, sondern nur die Unterschiede in der an den verschiedenen Bühnen bereits üblichen Aussprache beseitigt werden sollen. Bei den Besprechungen im einzelnen gab jedesmal Prof. Dr. Sievers die nötigen phonetischen (lautwissenschaftlichen) Erläuterungen. Die Ergebnisse jener Berliner Konferenzverhandlungen hat Siebs, dessen Vorschläge den Beratungen zugrunde gelegt waren, in einem Buche[1]) veröffentlicht, das gewissermaßen ein Handbuch der deutschen Musteraussprache darstellen soll und auf dessen Inhalt ich später bei Besprechung der Einzelheiten der Aussprache noch mehrfach zurückkommen werde.

Sollen und können aber Schule und Kirche, Lehrer, Kanzelredner, Volksvertreter und öffentliche Redner überhaupt unter den gegenwärtigen Verhältnissen sich diese von der Berliner Konferenz geregelte Bühnensprache zum Muster nehmen? — Die Bühnensprache, wie sie als verfeinertste Sprechweise im ernsten Schauspiel (namentlich im Versdrama), im feierlichen, künstlerischen Vortrag von Gedichten und im Kunstgesang üblich ist (von sog. Konversationsstücken, gewissen Lustspielen, Lokalstücken u. dgl. müssen wir natürlich hier ganz absehen), diese Bühnensprache, die zur mündlichen, meist durch Gebärden unterstützten Darstellung dichterischer Kunstwerke dient, ist naturgemäß eine hauptsächlich durch Schönheitsrücksichten bedingte Kunstsprache, also etwas Künstlerisches und (für unser Ohr) Künstliches.[2]) Da sie im allgemeinen nicht unsere sozusagen alltägliche, einfache Gefühlswelt auszudrücken hat, sondern in erster Linie die menschlichen Leidenschaften und die ideale Gefühlswelt, die Gefühle höherer Art, zur mündlichen Darstellung bringt, so erscheint es auch ganz angemessen, daß die Sprache der Bühne, der Welt des Idealen, sich durch eine gewisse vornehme Besonderheit der Form, auch der Lautform, sowie durch ein gewisses

---

1) Deutsche Bühnensprache, Leipzig bei A. Ahn, 1898.

2) Die Bühnensprache muß auch, beiläufig gesagt, in ihrer Lautgebung darauf berechnet sein, auf größere Entfernungen hin noch in allen Einzelheiten deutlich vernehmbar zu bleiben, weshalb z. B. auf die Aussprache von tönenden (stimmhaften) **b**, **d**, **g** und **s**, von behauchten **p**, **t**, **k** auch im In- und Auslaut, auf die Aussprache der Endsilben usw. in der Bühnensprache viel größere Sorgfalt zu verwenden ist als sonst in der Aussprache des Schriftdeutschen.

Pathos, d. h. durch Feierlichkeit und Erhabenheit im Ausdruck, auszeichnet und gewissermaßen auf dem Kothurn, auf Theaterstelzen, einherschreitet.[1]) In der Schule aber wenden wir uns (abgesehen von unserer erzieherischen Tätigkeit im engeren Sinn) in erster Linie an den Verstand der Schüler, weniger an ihr Gefühl, und suchen ihnen, indem wir unsere Worte sorgfältig wählen, dies oder jenes möglichst klar zu machen, wobei wir uns jüngeren Schülern gegenüber, um leichter verstanden zu werden, in gewissen Fällen geradezu der Mundart des Schülers, seiner eigentlichen Muttersprache, bedienen müssen.

Der Kanzelredner hingegen sucht allerdings hauptsächlich auf unser sittliches und religiöses Gefühl einzuwirken. Wenn er aber seinen Worten allgemeines Verständnis und, durch schlichten, einfachen und natürlichen Ausdruck, eine unmittelbar zu Herzen gehende Wirkung sichern will, so darf auch er sich meiner Ansicht nach nicht zu weit von der mundartlich gefärbten Aussprache des Schriftdeutschen entfernen und kann sich daher unter den gegebenen Verhältnissen keinesfalls der Kunstsprache der Bühne, d. h. einer von jeder landschaftlichen Färbung freien Aussprache bedienen. (So könnte ich mir z. B. die häufig geradezu im Gesprächsstil abgefaßten und deshalb um so unmittelbarer wirkenden Predigten gewisser Geistlichen gar nicht in der Bühnensprache vorgetragen denken.)

Aus ähnlichen Gründen werden auch unsere Volksvertreter, die Vertreter der meist materiellen, wirtschaftlichen Interessen des Volkes, sowie unsere sonstigen öffentlichen Redner es unterlassen, sich der — bezüglich der Lautbildung doch vorwiegend norddeutschen — Bühnenaussprache zu bedienen, die jedenfalls steif und ungemütlich, aus manchem Munde sogar geziert, unnatürlich und gespreizt, also lächerlich klingen würde. Und gewiß hat es schon mancher selbst empfunden, daß — sogar beim Gedichtvortrag — die Kunstsprache, sobald sie aus ihrem künstlerischen Rahmen heraustritt und von der Bühne etwa in den Gesellschafts- oder Schulsaal herabsteigt, uns hier, namentlich aus dem Munde von Nichtkünstlern, fremdartig anmutet, ja sogar komisch oder lächerlich wirken kann.

Als Lehrer müßte ich es also unter den gegenwärtigen sprachlichen Verhältnissen entschieden ablehnen, in der Schule — selbst beim Lesen und beim Gedichtvortrag — die reine Kunstaussprache der Bühnen zu gebrauchen und mich dadurch in den Augen der Schüler lächerlich zu machen — ganz abgesehen von der weitergehenden Forderung, auch von den Schülern beim Gedichtvortrag oder gar beim Lesen von Prosastücken diese Bühnenaussprache zu verlangen, die — entgegen der Erbeschen Ansicht — betreffs

1) Bei der neueren naturalistischen Kunstrichtung verschwindet allerdings das Pathos der Bühnensprache immer mehr.

der stimmhaften Verschlußlaute b, d, g für süddeutsche Schüler äußerst schwierig, wenn nicht — wenigstens für einen großen Teil derselben — unmöglich wäre. Damit möchte ich aber nicht gesagt haben, daß wir die Schulaussprache des Schriftdeutschen in hergebrachter Weise ganz dem Geschmack oder der Gewohnheit der einzelnen Lehrer überlassen und vielleicht gar allerlei örtliche Eigentümlichkeiten dulden sollen. Freilich erträgt eine lebende und daher in beständiger Entwickelung, in stetem Fluß befindliche Sprache kaum einen eigentlichen Zwang, ein gewaltsames Eingreifen in den natürlichen Entwickelungsgang, und im allgemeinen wird die Aussprache, die doch zugleich eine Sache des Gehörs und des persönlichen Gefühls ist, sich nicht — wie schon von einigen gefordert wurde — durch Abstimmung (etwa in den Zweigvereinen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins), d. h. durch Entscheidung einer vielleicht zufälligen Mehrheit aufzwingen lassen.[1]) Dennoch dürften wir es meines Erachtens als eine Aufgabe der Schule anerkennen, daß wir Lehrer durch Bekämpfung einzelner rein mundartlichen Eigenheiten der Aussprache — unbeschadet der Natürlichkeit der Sprache — wenigstens auf die Schulaussprache der heranwachsenden Geschlechter im Sinne einer Vereinheitlichung bis zu einem gewissen Grad künstlich einzuwirken suchen. Vorher jedoch müssen wir uns nach meiner Ansicht zunächst für die Schulen unseres Landes über eine Musteraussprache des Schriftdeutschen einigen, welche zwar der heimischen Lautbildung Rechnung trägt, nicht aber jede landschaftliche Eigenheit duldet. Dadurch wollen wir wenigstens einen Schritt tun auf dem Wege, der in späteren Zeiten, wenn die Stämmemischung und möglicherweise auch die politische Einheit im Deutschen Reiche noch weiter fortgeschritten sein wird, vielleicht einmal zu einer mehr oder weniger vollkommenen Einheitlichkeit der Aussprache führen kann.[2])

1) Prof. Dr. Paul an der Universität München, der berühmte Verfasser der Prinzipien der Sprachgeschichte, meint, die Vereinheitlichung der Aussprache sei genügend, wenn die Besonderheiten der landschaftlichen Aussprachen auf ein solches Maß eingeschränkt seien, daß das gegenseitige Verständnis (zwischen den verschiedenen deutschen Stämmen) nicht mehr behindert sei.

2) Prof. Dr. Paul-München spricht sich in seinem Gutachten über die Siebssche Schrift folgendermaßen aus: „Will man für die Schulsprache bestimmte Regeln aufstellen, deren Durchführung wirklich möglich und wünschenswert ist, so muß man diesen Regeln für jede Landschaft eine besondere Fassung geben. Die Umgangssprache wird sich immer eine größere Freiheit wahren, wird aber durch den Einfluß der Schule gleichfalls der Schriftsprache angenähert werden, ohne daß dazu Gewaltmaßregeln notwendig sind." — Auch Geh. Hofrat Prof. Dr. Behaghel-Gießen ist der Ansicht, daß die Verschiedenheiten in der Aussprache des Schriftdeutschen heute noch viel zu groß seien, um schon jetzt eine allgemeine Ausgleichung zuzulassen. — Ferner hat schon auf der Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins in Stutigart im Jahr 1897 Prof. Dr. Brenner an der Universität Würzburg sich dahin ausgesprochen, daß vorläufig das Ideal der Aus-

Dieser Schritt, den unsere Schulaussprache auf dem Wege zur Einheitsaussprache der Zukunft zu machen hätte, müßte meines Erachtens allerdings in der Richtung nach der Bühnenaussprache hin geschehen, der auch Viëtor und nach ihm Erbe — in seiner verdienstlichen Schrift: Fünfmal sechs Sätze über die Aussprache des Deutschen[1]) — zugestrebt haben und noch zustreben. An der Hand der Erbeschen Sätze will ich nun — unter Berücksichtigung der von der Berliner Konferenz angenommenen Bühnenaussprache von Siebs — die wichtigsten Punkte unserer Aussprache des Schriftdeutschen im einzelnen besprechen.

Genäselte Selbstlaute in der Aussprache des Schriftdeutschen.

Erbes Satz 1 erklärt das Näseln der Selbstlaute für tadelnswert, selbst vor den genäselten Mitlauten **m**, **n**, **ng** (η), wie in den — hier nach unserer schwäbischen Aussprache aufgeführten — Wörtern: Nãme[2]), kãm, gãnz lãhm, ãn der Bãhn, Fãhne, Lãnd, die ãnsicht, klãng, ãngst, Bãnk, Sõhn, Sõnne, Laune (u = õ), nẽin u. dgl. Vom Standpunkt der Phonetik aus sehe ich in dem getadelten Näseln, wie in „kãm, Fãhne, ãngst", nur eine Vorausnahme der unmittelbar darauf zur Bildung des genäselten Mitlauts **m**, **n**, η (**ng**) gleichfalls notwendig werdenden Senkung des Gaumensegels, des weichen Hintergaumens mit dem Zäpfchen[3]), also eine Art nasale Angleichung („Nasenton-Angleichung"), folglich, da das Angleichungsgesetz

sprache für jede Landschaft ein anderes sein müsse. Diese Forderung dürfte auch den Ansichten des berühmten Germanisten Prof. Dr. Kluge an der Universität Freiburg i. Br. (Verfasser des Deutschen etymologischen Wörterbuchs) entsprechen, der in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung vom 18. Oktober 1897 schrieb: „Nur durch einen andauernden Ausgleichungsprozeß (also wohl auf dem von Brenner vorgeschlagenen Umweg über landschaftliche Musteraussprachen) werden wir schließlich zu einer Einheitsaussprache gelangen, aber künstlich läßt sich das nicht erzielen." — Im Anschluß an diese Urteile anerkannter bedeutender Sachkenner möchte ich als überzeugter Anhänger des von Brenner vorgeschlagenen Weges noch auf die Tatsache hinweisen, daß die nunmehr erreichte Vereinheitlichung der deutschen (Schul-) Rechtschreibung ebenfalls einen ähnlichen Weg gegangen ist.

1) Von Erbe der 10. Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins in Stuttgart 1897 gewidmet und vorgelegt. (Stuttgart bei P. Neff, 1897.)

2) ~ bezeichnet den Nasenton der Selbstlaute.

3) Bei nicht genäselten Lauten schließt bekanntlich das an die Rachenwand angelegte Zäpfchen die (hintere) Mundhöhle nach oben, gegen die Nasenhöhle hin, ab (z. B. wenn bei Halsuntersuchungen das tiefe **a** ausgesprochen wird). Bei genäselten Lauten aber senkt es sich gegen die Zunge herab (bei η [ng] legt es sich sogar an die emporgewölbte Hinterzunge an) und läßt den lauterzeugenden, aus der Luftröhre bzw. Lunge kommenden Luftstrom teilweise oder — bei **m**, **n**, η — ganz durch die Nasenhöhle als Schallraum entweichen, wodurch der Nasenton (das „Näseln") entsteht, d. h. jenen Lauten die eigentümliche Klangfarbe von „Nasenlauten" verliehen wird.

wie für andere Sprachen, so auch für die deutsche gilt, eine ganz gesetzmäßige Erscheinung. Außerdem fragt es sich, ob das Näseln in solchen Fällen unschön und deshalb zu tadeln ist.

Jeder Phonetiker oder Lautkenner des Französischen ist wohl mit mir der Ansicht, daß z. B. die französischen Nasalvokale — die allerdings tiefer und voller, mehr hinter dem (tiefer gesenkten) Gaumensegel erklingen und daher auch einen volleren, stärkeren Nasenton haben als unsere schwäbischen Nasenlaute —, daß gerade diese Nasenselbstlaute der französischen Sprache einen besonderen Wohllaut verleihen. Übrigens näseln die meisten Norddeutschen die Selbstlaute, vor Nasenmitlauten ebenfalls (besonders die kurzen), wie z. B. in ãm, Lãnd, ãngst, seĩn u. dgl., aber auch lange **a**, wie in kãm, Bãhn usw.; ja in einzelnen Gegenden, wie mir dies der bekannte Phonetiker Klinghardt aus Rendsburg seinerzeit in Paris von seinen Holsteinern versicherte, näseln sie (vor Nasenmitlauten) auch, wie wir Schwaben, fast alle Selbstlaute. Ob die Norddeutschen im allgemeinen das Näseln von Selbstlauten unschön finden, weiß ich nicht. Daß aber die Aussprache **ȧ**:nsicht, wie Erbe will[1]), — also mit hohem, hellem (dem **ä** sich näherndem) **ȧ**, und zwar lang! — viel schöner oder auch nur deutlicher klingen würde als unsere Aussprache ã:nsicht, oder künftig vielleicht besser kurz (oder höchstens halblang) ãnsicht, möchte ich bezweifeln.[2])

Von Fällen weniger berechtigten Näselns bei Selbstlauten nach **m** und **n**, wie in unserem heutzutage wohl nur noch mundartlich gebrauchten mãg, Nãse, nẽseln [im letzteren Fall zugleich klangnachahmend], fränkisch (hohenlohisch) auch in meĩstens, Meĩster u. dgl.[3]) — von derartigen Fällen will ich hier ganz absehen; denn eine solche [auf dem Trägheitsgesetz, dem „Beharrungsvermögen" beruhende] Angleichung an einen vorausgehenden (hier gleichfalls genäselten) Laut, die ich „Rückangleichung" nennen möchte, ist der Angleichung an einen nachfolgenden Laut, der „Vorangleichung", im allgemeinen nicht für gleichwertig zu erachten. (Dies gilt, nebenbei gesagt, auch für die französische Aussprache.) In den zuerst erwähnten Fällen der Vorangleichung aber brauchen wir uns meines Erachtens das Näseln

1) Vgl. „Maître phonétique" 1896, S. 153.

2) Wo vor dem Nasenmitlaut ein **e** ausgefallen ist, ist natürlich auch in unserer Aussprache von einem Näseln des vorhergehenden Selbstlauts keine Rede, z. B. in Ausdrücken wie: sich nah'n oder einen fah'n = fangen (vgl. die Fãhn), von nah'm (vgl. er nãhm), verleih'n (vgl. der Leĩn), schrei'n (vgl. Schreĩn), sei'n Sie (vgl. sẽin), mit Grau'n (vgl. braũn) u. dgl.

3) Das schwäbische Näseln in Wörtern wie lãẽse — anstatt laése wie in der Bühnensprache (oder sprachgeschichtlich eigentlich richtiger ləise wie bei uns im Fränkischen) — hat überhaupt keinen Sinn.

der Selbstlaute im allgemeinen und insbesondere das Näseln des **a**[1]) nicht abzugewöhnen, sondern dürfen wenigstens in diesem Punkte unsere Schüler in der Hauptsache — jedenfalls beim Lesen von Prosastücken — auch fernerhin so aussprechen lassen, wie ihnen „der Schnabel gewachsen ist". Es heißt in dieser Redensart nicht umsonst „gewachsen"; denn die Sprachwerkzeuge der Norddeutschen und Süddeutschen, in diesem Fall das Gaumensegel, verhalten sich in ihrer Tätigkeit im allgemeinen zweifellos nicht ganz gleich. — Die nasale Angleichung steht also nach meiner Ansicht mit unserem ganzen süddeutschen Sprachcharakter im engsten, ja buchstäblich „organischen" Zusammenhang, so daß die Weglassung des Nasentons in den besprochenen Fällen, namentlich bei **a** für uns aus süddeutschem Munde äußerst fremdartig, unnatürlich und gekünstelt klingen würde und ich mir die von Erbe an unsere Schüler gestellte Forderung, keinen Selbstlaut zu näseln, höchstens für die gewählteste Form (die Kunstform) der Rede, nämlich für den ernsten, feierlichen Gedichtvortrag — einer Annäherung an die Bühnensprache zuliebe — gefallen lassen möchte. Die Bühnensprache, d. h. das Siebssche Buch, kennt ja allerdings kein Näseln von Selbstlauten und erwähnt überhaupt nichts davon (vgl. Siebs' Beispiele: Wahn, wem, Lohn u. dgl.). Professor Gartner (an der Universität Graz), ein geborener Wiener, hält dieses Näseln zwar für tadelnswert, aber vor den Nasenmitlauten für „unausrottbar". In der Tat habe ich bei unseren öffentlichen Rednern, z. B. auch bei Erbe, eine Abgewöhnung des erwähnten Näselns von Selbstlauten noch nie wahrgenommen, und ich selbst habe sie, außer im Gedichtvortrag, bis heute noch nicht versucht.

Zu der vorliegenden Frage möchte ich mir zum Schluß noch eine statistische Bemerkung gestatten. Süddeutsche rechne ich in Österreich-Ungarn, Bayern, Württemberg, Baden, Elsaß und der Schweiz zusammen mindestens 24 Millionen und hierzu noch mehrere Millionen Süddeutsche in Amerika usw. Diese alle, sowie sämtliche mitteldeutschen und selbst norddeutsche Volks-

1) Der Nasenton tritt mehr oder weniger (wenn nicht ganz) zurück in unserer Aussprache von Wörtern wie ihm, in, Biene; Bühne, Scheune (əü); nun; Sohn, Baum; Söhne, Bäume; nehmen, ähnlich, Scheine u. dgl., und zwar werden am schwächsten (oder vielleicht von den meisten Personen gar nicht) genäselt die Wörter mit **i** und **ü**, so daß der Nasenton von **i** (**ü**) zu **u**, **o**, **é** (**ö**) und **a** — je vor m und n — stetig zunimmt. In derselben Reihenfolge nimmt nämlich bei der Bildung der ungenäselten Laute **i** (**ü**), **u**, **o**, é (**ö**), **a** die Spannung des zum Abschluß der Nasenhöhle an die Rachenwand angelegten Gaumensegels unwillkürlich immer mehr ab, so daß bei **a** das Zäpfchen die Nasenhöhle am wenigsten fest und dicht abschließt, weshalb gerade das **a** am leichtesten und daher in Angleichungsfällen fast allgemein genäselt wird. Bei uns verhält sich überdies das Gaumensegel viel schlaffer als bei den meisten Norddeutschen (und auch, wie ich hier beifügen möchte, schlaffer als bei den Franzosen).

genossen haben genäselte Selbstlaute, weshalb es mir nicht zweifelhaft erscheint, daß die selbstlautenäselnden Stämme deutscher Zunge sogar bedeutend in der Mehrheit sind.

Zur Aussprache des y.

Nach Erbes Satz 4 soll y in allen Wörtern griechischen Ursprungs wie ü lauten.[1]) Diese Regel beobachtet im allgemeinen auch Siebs. Doch spricht er bzw. die Konferenz y wie i in folgenden eingebürgerten Fremdwörtern oder Lehnwörtern: Myrte, Cylinder (od. Zylinder — 1902), Ägypten, Ysop; also gerade so wie das geschriebene i in den Lehnwörtern Gips, Kristall, Silbe, Zimbel, die ja bei uns früher auch, wie im Griechischen, mit y geschrieben wurden (vgl. auch Silvester, Sirup). Für die Lehnwörter hatte Erbe noch in der Septembernummer 1896 des in Paris erscheinenden Maître phonétique ebenfalls die Aussprache mit i gefordert. In seinen im darauffolgenden Frühjahr aufgestellten Fünfmal sechs Sätzen hat er jedoch auf die gesonderte Behandlung der noch mit y geschriebenen Lehnwörter zugunsten der gleichmäßigen Aussprache mit ü verzichtet. Auch ich möchte nun eine besondere Aussprache dieser Lehnwörter verwerfen. Denn ich sehe nicht ein, warum nicht Cypresse (od. Zypresse — 1902), Hyazinthe und Hyäne ebensogut zu eingebürgerten Lehnwörtern geworden sein sollen wie Myrte und Ysop, oder Pyramide wie Zylinder, Syrien wie Ägypten usw. — desgleichen Dynamit ebensogut wie Gips; Hydrant wie Kristall; Asyl, symmetrisch, Sympathie, Synagoge, Syringe, System, Tyrann, Lydia, Gymnasium ebensogut wie Zimbel — ferner anonym, Typhus, Hypothek u. a., Wörter, die gewiß (bedauerlicherweise!) im Sprachgebrauch aller Schichten unseres Volkes völlig eingebürgert sind. Jedenfalls ist zwischen eingebürgerten und nicht eingebürgerten Fremdwörtern keine auch nur einigermaßen deutliche Grenze möglich.[2])

---

1) Nichtgriechische Wörter mit y wie Pony (Ponys o. Ponies — 1902), lynchen, Tilly, Kyffhäuser, Pyrmont, Schwyz (Tyrol, jetzt Tirol geschrieben) u. a. können logischerweise nur mit i gesprochen werden. — Nach den neuen amtlichen Rechtschreibregeln von 1902 (§ 1) gilt jedoch unterschiedslos „y für ü", während nach den früheren Rechtschreibregeln für Württemberg (1883—1901) „y den Laut ü (i)" hatte. Vgl. hierzu die Schreibungen (von 1902): Baryton oder Bariton (wie 1883), Klistier (Klystier), Kristall (Krystall), Zephir (Zephyr) — Jockei (Jockey).

2) Die Franzosen z. B. betrachten Wörter wie asile, Denis (Dionysius) als eingebürgerte Lehnwörter und schreiben sie mit i, wir aber immer noch mit y. Umgekehrt schreiben wir Gips, Silbe, Zimbel als Lehnwörter mit i, die Franzosen gypse, syllabe, cymbale noch als Fremdwörter mit y.

Während nun aber Erbe alle diese Wörter nach griechischer Weise mit **ü** ausgesprochen wissen möchte, würde ich lieber alle in gleicher Weise wie die vollkommen eingebürgerten mit **i** sprechen lassen[1]). Denn einerseits muß auch Erbe zugeben, daß bei uns kein Einheimischer (wenn er nicht Fachgelehrter ist) diese Fremdwörter anders spricht oder liest als mit **i**[2]), und anderseits ist nicht einzusehen, warum wir Deutschen in unserer bekannten Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit unter dem Einflusse der Philologie den ursprünglichen griechischen **ü**-Laut des **y** beibehalten sollen, während andere vielleicht weniger sprachgelehrte oder weniger schulmeisterlich beeinflußte Völker, wie die Engländer, Franzosen, Spanier und Italiener, den griechischen Laut des **y** einfach überall durch **i** ersetzt haben, die Spanier und Italiener sogar durchweg auch in der Schreibung. Auch wir könnten meines Erachtens alle diese Fremdwörter ebensogut mit **i** schreiben wie Gips, Kristall, Silbe, Zimbel; Bariton, Klistier, Zephir (Jockei, Ponies).

Aussprache der (geschriebenen) e und ä.

Nach Erbes Satz 6 sollen diejenigen langen (geschriebenen) **e**, die gotischem **ai** entsprechen, durchweg als geschlossene **é** gesprochen werden[3]), so daß künftig bei uns auszusprechen wäre: bekéhren[4]) (wie kéhren, umkéhren u. dgl.), méhr (wie Meer; ebenso méhren u. dgl.), séhr[5]) (vgl. unverséhrt), Éhre (éhrlich u. dgl.), léhren, Léhrer [aber: leeren mit **ä** gesprochen], Sééle, Féhde (wie Rede, Reede), fléhen (wie gehen, stehen, eher, ehern, Ehe, Schlehe, Zehe), ērst u. a. Die Aussprache der übrigen langen **e**, die nicht aus **ai** sich entwickelt haben,

1) Auch von Viëtor wird die i-Aussprache als „ziemlich gleichberechtigt" anerkannt.

2) Auch Grimm sagt (Deutsche Grammatik, I. Band, S. 222), **y** werde „selbst in fremden Wörtern wie i gesprochen".

3) Wie man jetzt noch im bäuerischen Schwäbisch mit **ai** ausspricht: omkaira = umkehren, nō mai = noch mehr, wai = weh, Sai = See u. dgl.

4) Die meisten der hier angeführten Wörter werden bei uns besonders im nördlichen (fränkischen) Teil Württembergs, sowie im katholischen Teil Oberschwabens von jeher mit geschlossenem é gesprochen.

5) Prof. Viëtor-Marburg befolgt (wie Prof. Gartner-Graz) die einfache **e**-Regel: Langes (geschriebenes) **e** = geschlossenes é, kurzes **e** = offenes è (**ä**). Trotzdem gibt Viëtor selbst zu (im Neuphilologischen Zentralblatt vom September 1896), daß entgegen seiner Regel mehr und sehr z. B. auch in Schleswig-Holstein offen laute wegen des folgenden **r**, während Gartner (in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht vom März 1897) bemerkt, daß fast alle Österreicher und viele Deutsche vor **r** überhaupt kein geschlossenes é sprechen. (Auch im Französischen wird **e** vor **r** (und **l**) vorwiegend ganz offen gesprochen.)

sowie die Aussprache der kurzen **e** läßt hier Erbe dahingestellt, erklärt sich aber in einer Anmerkung „mit Rücksicht auf den Wohllaut und die Deutlichkeit der Sprache" gegen die Viëtorsche **e**-Regel. In den seinen 30 Sätzen angehängten Bemerkungen erklärt Erbe es für sehr wünschenswert, den (in der Regel mit **ä** geschriebenen) Umlaut von langem und kurzem **a** mit geschlossenem **é** zu sprechen [z. B. in Mächte, mäßig, wäre, Sätze wie sétze u. dgl.], das in Wechselbeziehung zu **i** stehende (geschriebene) **e** aber mit offenem **è** [z. B. in sèhen, vgl. Sicht; hèlfen, Hilfe; Erde, irdisch]. Aus alldem ergibt sich, daß Erbe bei Beurteilung von Aussprachefragen die Sprachgeschichte nicht etwa nur als Beraterin — als die sie jeder gerne anerkennen wird — angesehen wissen will, sondern geradezu als Richterin[1]). Es ist dies ein Standpunkt, den ich nicht teilen kann und der die Lösung der schwierigen **e**-Frage meines Erachtens für den Nichtfachgelehrten noch mehr erschwert. Denn Erbe gelangt damit zu Forderungen wie den folgenden[2]): armsélig, feindsélig, holdsélig, trübsélig je mit geschlossenem **é**, aber sèlig, Sèligkeit, unsèlig, gottsèlig, leutsèlig, glücksèlig, redsèlig mit offenem **è** (**ä**); behélligen, aber erhèllen; beléhnen, aber anlèhnen, Lèhne; das Méſſer, aber der Mèſſer, mèſſen; Dégen (= Waffe), aber Dègen = Haudègen (= guter Fechter); Ébenholz, aber èben-

1) In seinen Leichtfaßlichen Regeln für die Aussprache des Deutschen schreibt Erbe:

1. Seite 8: „Die letzte Entscheidung, auch in Sachen der Aussprache, muß der Sprachgeschichte zukommen; nur mit ihrer Hilfe ist es möglich, die Einfachheit und Folgerichtigkeit, den Wohllaut und die Deutlichkeit unserer Muttersprache zu retten."

2. Im „Schlußwort": „Rückkehr zum Mittelhochdeutschen! das müssen wir Deutschen uns zum Grundsatz machen, wenn wir unsere Sprach- und Schreibweise endgültig regeln wollen." — „Man sage nicht, daß sich so eine künstliche, allen Deutschen fremdartige und schwer erlernbare Aussprache ergäbe. Millionen von Deutschen sind schon an eine ähnliche Aussprache gewöhnt; viele andere brauchen, um zu ihr zu gelangen, bloß ihre Mundart nach bestimmten Regeln umzugestalten, was viel leichter ist als die Erlernung der bis jetzt so widerspruchsvollen Schriftsprache. Das Mittelhochdeutsche aber, auf das wir zurückgehen, wird hoffentlich bald keinem gebildeten Deutschen mehr fremd sein und wird sogar in den Mittelklassen Aufnahme finden." —

3. Seite 19: „Daß im Mittelhochdeutschen die angeführten Laute scharf voneinander geschieden waren (**ai** von **ei**, **äu** von **eu**, **au** von **ou**, wie auch Erbe verlangt), wird man allerdings nicht als zwingenden Grund für die Verallgemeinerung dieser Eigentümlichkeit (diese Laute wie im Schwäbischen jetzt noch auseinanderzuhalten) gelten lassen; wir haben manches andere Stück unseres alten Sprachguts verloren, ohne seine Wiedergewinnung hoffen zu können." (In der Tat läßt auch Erbe, Seite 14, die mittelhochdeutsche Aussprache von Grab, Bad, Tag, jung — wie Gräp, Bät, Täk, jungk — mit Recht nicht gelten.)

2) Vgl. Leichtfaßliche Regeln S. 36, 58 und Wörterverzeichnis.

bürtig, èben = 1. gerade (z. B. èbenderselbe, soèben), = 2. flach (z. B. Èbene, èbnen); — ferner mit geschlossenem é: Ság e (aber Sègel), erkléren, Schlége (wie Schlégel), schwébisch, féhig, néher, règelméßig (statt régelmäßig); — dagegen mit è (ä): Blutègel, Pègel, Sègel, Sèhne, bèben, lèdig, bequèm, Lèhm, Fèhme, nèhmen, genèhm, genèhmigen, Mèt, jèner, dènen (aber die Dénen), dèn, dèm (z. B. trotzdèm), wèm, wèn usw.

Es sind dies lauter Aussprachen und Unterscheidungen, die ich für durchaus unannehmbar halte, da sie nicht nur meist für uns gänzlich fremd sind, sondern auch dem Nichtfachgelehrten völlig willkürlich und unverständlich erscheinen müssen. — Von der Konferenz konnte in der Frage, ob geschriebenes e in langen Silben (in Übereinstimmung mit der Viëtorschen e-Regel) durchweg wie geschlossenes é, oder wo es etwa wie offenes è auszusprechen sei[1]), „einstweilen“ — wie Siebs bemerkt — „aus Mangel an genügendem Material“ (d. h. wohl hauptsächlich wegen der auf diesem Gebiete herrschenden Verwirrung!) „noch keine Entscheidung getroffen werden.“ Langes (geschriebenes) e wird übrigens in der Bühnensprache wohl (wie im Norddeutschen) vorwiegend mit geschlossenem é gesprochen. — Im übrigen verlangt die Konferenz, daß zum mindesten alle mit ä geschriebenen Wörter auch mit offenem è (ä) ausgesprochen werden sollen[2]) und daß geschriebenes e in kurzen (betonten) Silben[3]) ebenfalls wie è (ä) lauten soll [z. B. in Hèld, erhèllt wie in erhält u. dgl.].

Was meinen Standpunkt in dieser Frage betrifft, so bin ich überzeugt, daß bei der heutigen Verbreitung der Schulbildung, bei der allgemeinen Kenntnis des Lesens und Schreibens, schließlich — aller Sprachgeschichte zum Trotz — der Einfluß der Schreibung in schwankenden Fällen siegreich bleibt[4]). Ich möchte daher für unsere künftige Musteraussprache zur Lösung der e-Frage in Annäherung an die von der Schreibung aus-

1) Wie dies nach Erbe z. B. in den Wörtern hèr, schwèr, schèren, Règen, gelègen, wèhen, Lèben, gèben, strèben, èben, sèlig, lèsen usw. geschichtlich begründet ist.

2) Die Konferenz warnt aber davor, die ä übertrieben breit (gewissermaßen „plärrend“) auszusprechen; sie verlangt vielmehr anstatt solcher „allzu offenen,“ „sehr häßlich klingenden“ ä nur halboffene è. Auf diese Forderung möchte ich für unsere künftige Musteraussprache keinen Wert legen, da bei uns im allgemeinen keine allzu offenen, dem hellen à sich nähernden ä gesprochen werden.

3) Das kurze (geschriebene) e in den (unbetonten) Vor- und Nachsilben wird in einem späteren Abschnitt besonders behandelt.

4) Zu dieser Überzeugung bin ich seinerzeit auch bei meinen französischen Ausspracheforschungen gekommen. (Vgl. meine Method. Anleitung zur französischen Aussprache, Lehrerausgabe. — Stuttgart bei J. B. Metzler.)

gehende Bühnenaussprache einen Vermittelungsvorschlag machen, indem ich folgende **e=Regeln** aufstelle:

Regel I.

a) Jedes lange (geschriebene) **ä** lautet wie mindestens halboffenes **ä** (è); z. B. [bisher bei uns in der Regel je mit geschlossenem é gesprochen]: nähren, Zähren (vgl. zéhren), fährt, wählt, Gräber, Räder, schlägt; nämlich, zähmen, erwähnen, Tränen, Dänen (vgl. dénen); näseln u. a.

b) Jedes lange (geschriebene) **e** lautet wie mindestens halbgeschlossenes **e** (é)[1], wie ja schon bisher manche unserer Geistlichen in Wörtern wie „Seele", „Leben" u. dgl. statt des sonst üblichen è (ä) ein halbgeschlossenes **e** (= ė) in der Stammsilbe sprechen; z. B. [bei uns je mit è]: bekehren, ehren, lehren, leeren, sehr, mehr, her, Scheren (vgl. Schären = Felseninseln), schwer; wērt (vgl. währt), Beschwērde, Pfērd, Hērd; selig, fehlen, Hehler, eben, geben, beten, segnen, Segen (vgl. Sägen), Regen (vgl. sich régen), Wēg (vgl. wäg; wĕg), Ekel, lesen (vgl. läsen), sehen (vgl. säen), wehen, stets (vgl. stéht's), stetig (od. stätig — 1902) u. a.

Regel II.

Jedes kurze (geschriebene) **ä** und **e** [abgesehen von kurzem **e** in unbetonten Nebensilben] lautet wie mindestens halboffenes **ä** (è); z. B. [bei uns je mit é]:

a) März (früher Merz), Ärmel (früher Ermel), ärger, Stärke (vgl. Sterke = junge Kuh, Erbe: Mutterkalb), älter (vgl. Eltern), hält (hellt, Held), fälle (Fälle, Felle), fällt (Feld); Schwämme (Schwemme), Stämme (stemme), Hände (behende), Kränze (Grenze); Dächer, Bäcker (= Beck), Wäsche (wäschen auch bei uns mit è), Blässe (Blesse = weißer Stirnfleck), Ägypten (früher Egypten) u. a.

---

1) Es werden hierbei freilich — was ich mit Erbe vom sprachgeschichtlichen Standpunkt aus bedauere — Unterschiede, die sich bisher in unserer Aussprache erhalten haben, mit der Zeit verwischt werden und gänzlich verschwinden, z. B. die Unterscheidung zwischen den beiden langen **e** der Stammsilben in abschèren und beschéren, hèr und héhr, Règen und régen, überlègen (Mittelwort) und überlégen (Grundform), wèhen und Wéhen, wèrt und wéhrt (vgl. währt); — ferner zwischen den kurzen **e** in fést und Fèst, erschrécken (transitiv) und erschrècken (intransitiv), schmélzen und schmèlzen, schwéllen und schwèllen, stécken und stècken, verdérben und verdèrben, schnéllen und schnèll.

b) Erbe, nergeln (od. nörgeln — 1902), Eltern (wie älter), stelle (vgl. Ställe), behende (Hände), élènd, strenge (Stränge); setze (Sätze), sechs, Heft, fest (das Fest), besser, erschrecken, Lazarett (1902; 1883 und 1902: Pakēt, mit lg. é), Bukett (od. Bouquet — 1902), Büfett (od. Buffet — 1902), Billett (od. Billet — 1902), Kabinett, Kadett, Parkett usw.

Woher hat Schiller den Stoff zu seinem „Taucher“ genommen?

Von **H. Braune** in Posen.

Die Frage, aus welcher Quelle ein Dichter seinen Stoff geschöpft habe, hält Goethe allerdings für müßige Neugier und tadelt Herder, der sie in bezug auf den Taucher aufgeworfen hatte, mit den Worten: „Wenn unser alter Freund bei einer solchen Bearbeitung sich der Chronik erinnern kann, die die Geschichte erzählt, wie soll man's dem übrigen Publikum verdenken, wenn es sich bei Romanen erkundigt, ob denn alles fein wahr sei.“ (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805, Bd. 1, S. 305.) Trotzdem ist die Frage berechtigt; Schiller fordert gewissermaßen selbst zu ihr auf, wenn er in seiner bekannten Rezension „über Bürgers Gedichte“ sagt: „Eine notwendige Operation des Dichters ist Idealisierung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröberen, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben.“ Daraus folgt, wie wichtig es ist, daß wir den Stoff kennen, den der Dichter benutzt hat. Dann vergleichen wir die prosaische Darstellung und ihre dichterische Gestaltung, sehen zu, welche störenden Züge weggelassen sind, was hinzugefügt ist, erwägen, welche Gründe den Dichter dazu bestimmt haben mögen, und kommen so oft erst zum vollen Genusse der Dichtung als Kunstwerk.

Woher Schiller den Stoff zu seinem „Taucher“ genommen hat, ist nicht bekannt. Wir wissen freilich, auf was die Ballade im Grunde zurückgeht, nämlich auf eine Erzählung Kirchers († 1680) in seinem „mundus subterraneus“. Eine Vergleichung der Dichtung mit diesem Bericht zeigt

solche Ähnlichkeiten, daß man es als ganz gewiß hinstellen möchte, Schiller habe ihm seinen Stoff entnommen. Und doch ist das nicht der Fall, wie aus dem Briefwechsel Schillers mit Goethe hervorgeht. Er schrieb am 7. August 1797 an ihn: „Herder hat mir nun auch unsere Balladen, die ich ihm kommuniziert hatte, zurückgeschickt; was für Eindruck sie aber gemacht haben, kann ich aus seinem Briefe nicht erfahren. Dagegen erfahre ich daraus, daß ich in dem Taucher bloß einen gewissen Nikolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe. Kennen Sie etwa diesen Nikolaus Pesce, mit dem ich so unvermutet in Konkurrenz gesetzt werde?" Schiller hatte Herder mißverstanden, er hielt Pesce nicht für den Helden der Geschichte, sondern für ihren Sänger. Dieses Mißverständnis wäre unmöglich gewesen, wenn er Kirchers Werk benutzt hätte, in dem der Name Pesce genannt wird. Anderseits ist aber die Ähnlichkeit zwischen der Ballade und Kirchers Erzählung so groß, daß man irgendeine Abhängigkeit Schillers annehmen muß. So ergibt sich also: Schiller muß eine Erzählung benutzt haben, welche sich auf Kirchers mundus subterraneus zurückführen läßt, die aber den Namen Pesce nicht enthält.

Eine solche Erzählung nun, die beiden Forderungen entspricht, findet sich in den „Monatlichen Unterredungen Einiger Guten Freunde Von Allerhand Büchern und andren annemlichen Geschichten; Allen Liebhabern der Curiositäten zur Ergetzlichkeit und Nachsinnen Herausgegeben Von A. B."[1]) im Jahrgange 1689, S. 72 ff. Dort heißt es:

„Wie mir denn eine sonderliche Historie beyfället von einem solchen Täucher in Sicilien / der den abscheulichen Meeres-Schlund in Charibdim erforschet hat / welche ich bey dem Kirchero mit Verwunderung gelesen / und daran gar nicht zweifele / weil sie aus denen actis publicis vom Archiosecretario dem Kirchero mitgeteilet worden. Herr Leonhard bat / er möchte ihm diese Geschicht erzählen / .... Herr Antoni bezeugete / er wolte ihm gern den Gefallen thun / und sich hierunter der deutschen Über-

1) Der Herausgeber der Zeitschrift, die von 1689—1698 in Leipzig erschien, ist Wilhelm Ernst Tentzel, geboren am 11. Juli 1659 in Greußen (Thüringen). Er studierte in Wittenberg, wurde 1685 Lehrer am Gymnasium in Gotha und Inspektor am herzoglichen Münzkabinett, 1696 Historiograph der Herzöge zu Sachsen, 1702 königlicher und kursächsischer Rat in Dresden, 1703 wurde er entlassen; er starb am 24. November 1707 im größten Elend.

Die Besprechungen in der Zeitschrift folgen nicht in der jetzt gebräuchlichen Art; es ist gewissermaßen dadurch ein inneres Band hergestellt, daß zwei oder mehrere Personen bei Besuchen oder Spaziergängen ihre Ansichten über neu erschienene Bücher und geschichtliche Vorgänge austauschen. Benutzt ist von mir das Exemplar der Zeitschrift, das sich in der an Literatur jener Zeit recht reichen Schloßbibliothek zu Altdöbern N.-L. befindet.

setzung Adam Olearii in der Gottorffischen Kunst-Kammer pag. 45 bedienen: Ohngefähr vor 500 Jahren zu Zeiten König Friedrichs des II. in Sizilien / ist ein Perlen- und Corallen-Fischer Nahmens Nikolaus gewesen / welcher von Jugend auf sich zum Wasser gehalten / im Schwimmen und untertauchen sich geübet / und seine Nahrung mit Corallen- und Perlen-fischen gesuchet / offt 4 oder fünff Tage in der See geblieben / und sich von rohen Fischen erhalten. Das vornehmste aber ist / daß er so wol inn- als außerhalb des Wassers offt einen gantzen Tag ohne Athem-Holen leben können. Nachdem nun einsmahls der Sicilianische König Friedrich zu Messina gewesen / und viel von diesem Nicolao gehöret / ihn auch für sich kommen / und von allerley seltsamen Dingen / so im Wasser befindlich / Erzehlung thun lassen / wurde er begierig / die Beschaffenheit des nahe gelegenen Charybdis zu erfahren / da sich das Meer versenket / und gleich dabey wieder hervor broddelt / mit schrecklichem Wüten und grosser Gefahr der fürüber schiffenden. Selbigen gefährlichen Ort zu erforschen / befahl der König dem Nicolao sich hinunter zu lassen / und Bericht einzuholen. Und damit er desto williger seyn möchte / ließ der König einen güldenen Pocal hineinwerffen / mit dem Versprechen / wenn er ihn wieder herausbringen würde / solte er ihm verehret sein. Nikolaus läßt es ihm belieben / verspricht seyn bestes darbey zu thun / macht sich freudig in den Strudel / und komt nach 3 Viertel-Stunden wieder empor / den Pokal in der Hand haltend. Darauf wird er in des Königs Pallast geführet / und nachdem er als von Arbeit ziemlich abgemattet / mit einer guten Mahlzeit erquicket worden / vor den König gestellet / den er also angeredet: Gnädigster König / was von Ew. Majest. mir anbefohlen worden / habe ich verrichtet. Aber nimmermehr hätte ich eurem Befehl nachkommen wollen / wenn ich zuvor gewußt hätte / was ich nun erfahren habe / und wenn ihr mir auch eur halb Königreich hättet verehren wollen. Denn es sind vier Dinge / so diesen Ort nicht alleine mir / sondern auch den Fischen selbst höchstgefährlich machen: Erstlich / die große Gewalt des aus dem tieffen Schlund herauff-fahrenden Wassers / welchem auch der stärkste zu widerstehen sich nicht unterstehen darf. Also habe ich auch nicht vermocht hindurch zu dringen / habe dahero durch Neben-Wege mich zum Grund machen müssen. Hernach seynd Allenthalben sehr viel spitzige und scharffe Stein-Klippen / durch welche ich nicht ohne Lebensgefahr und Zerfetzung meiner Haut den Grund erlangen mußte. Zum dritten ist ein starker Strom der Unter-Erdischen Wasser / so durch die Felsen dringen / und denen aus dem Schlund steigenden Wassern entgegenarbeiten / auch so grausam / daß einer für Furcht erstarret / sterben möchte. Zum vierdten waren viel große ungeheure Polypi oder vielfüßige Fische / deren Leib den grösten Mann übertreffen kunte / selbige

hingen an den Seiten der Klippen / mit langen ausgestreckten Füssen / so dem Ansehen nach 10 Fuß-Länge übertraffen. Wenn deren einer mich ertappt hätte / wäre ich durch das Umfangen todt gedrücket worden. Zwischen den nähesten Klippen hielten sich auff viele ungeheure Meer-Hunde / mit dreyfachen Zähnen im Munde / so nicht viel kleiner als die Delphine / für denenselben kann niemand sicher seyn / denn wen ein solcher erschnappet / darf ihm keine Rechnung eines längeren Lebens machen. Als nun Nikolaus dieses ordentlich erzehlet hatte / fragte der König / wie er denn den Becher so bald hätte finden können? Darauff antwortete Nikolaus: Der Becher hätte wegen des hin und wieder lauffenden und streitenden Wasser-Stromes nicht perpendicular oder gerade können zu Grunde gehen / sondern wäre hin und wieder zur Seiten geworffen worden / biß er in flache und etwas ausgehölete Klippen gefallen / da hätte er ihn liegen sehen / und herauff geholet. Denn wenn der Becher recht in den Schlund gefallen wäre / hätte er ihn unmöglich erlangen können. Es wäre auch daselbst eine solche Tieffe / daß es den Augen als die finstere Nacht vorgekommen. Der König fraget ihn / ob er sich noch einmal hinunter wagen wolte / da er zwar mit nein antwortet / allein als ein solcher Becher an einen Beutel voll Dukaten gebunden / wiederum hinunter geworffen / hat er sich dessen belieben lassen / ist wieder hinunter gefahren / aber nicht wieder herauf kommen / und vielleicht von einem Polypo oder See-Hunde erwischet worden."

Bei dieser Erzählung aus den „Monatlichen Mitteilungen" trifft beides zu, was oben gesagt wurde: sie schließt sich eng an Kircher an, hat aber den Namen Pesce nicht. Olearius[1]) oder Tentzel haben eben Kirchers Bericht kritisch behandelt und alles Phantastische ausgeschieden, wir hören nichts davon, daß Nikolaus Schwimmhäute gehabt habe, daß er einmal mitten im stürmischen Meere angetroffen und mit einem Seeungeheuer verwechselt worden sei, wie uns Kircher erzählt, und so ist auch der Name Pesce gefallen. Vielleicht könnte man auch darauf hinweisen, daß bei Tentzel nicht eine Schale, sondern ein Becher als Lohn genannt wird. Wichtiger aber ist der Nachweis, daß die „Monatlichen Mitteilungen" Schiller zur Verfügung und Benutzung standen; mehr wird sich nicht erreichen lassen, da der Dichter uns keine Andeutung über seine Quelle macht. Gerade bei dieser seiner ersten Ballade hat er größere Vorstudien gemacht. Er befand sich damals in Jena und konnte die dortige Universitätsbibliothek benutzen, in der sich die „Monatlichen Mitteilungen" befinden. Vielleicht ist es möglich, daß er in ihnen den Stoff zu seiner Ballade gefunden hat.

---

1) Der Führer der bekannten Gesandtschaft des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein nach Persien (1635), an der auch Paul Fleming teilnahm.

Anzeigen aus der Schillerliteratur 1904/1905.

Von Professor Dr. **Hermann Unbescheid** in Dresden.

Schillerpredigten von Julius Burggraf, Pastor an der Ansgariikirche in Bremen. Jena, Hermann Costenoble, 1905. 396 Seiten. Preis 4 M.

Burggrafs Schillerpredigten sind nicht aus Anlaß der Zentenarfeier entstanden, zu welcher Annahme des Verfassers wissenschaftliche Beschäftigung mit Schiller verleiten könnte; wohl aber fügte es ein glücklicher Zufall, daß diese Predigten in das Festjahr fielen. Sie danken vielmehr ihr Entstehen folgendem Vorgange: An das Bett eines schwerkranken Kindes nach Weimar berufen, sah er auf „oft beschrittenem Wege" mit kummervollem Blick der unruhig bewegten Seele zu der leuchtenden Statue Schillers empor. Als der Dichter da so stand mit den Augen des Sehers hingewandt zu „den heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen", wo „des Jammers trüber Sturm nicht rauscht", wo Schmerz die Seele nicht mehr durchschneiden darf — da war die Qual verscheucht, frohe Hoffnung beseelte die Brust. Das Kind genas. „Allen Dank, allen Jubel, alles Glück trug meine feiernde Seele innen, zu dem Schillerbilde, dem Seherbilde, dem Gottesboden, meinem Christusbeleber und Herzensverjünger." In jener Stunde reifte der Entschluß: „Dies Bild willst du und mußt du deiner Gemeinde und dem deutschen Volke malen! So stand's mir fest, wie durch einen Gottesruf." Es war zu erwarten, daß die kirchliche Orthodoxie und zum Teil auch der freisinnige Protestantismus Protest gegen diese Schillerpredigten erheben würde; daß ihm ferner von weltlicher Seite vorgehalten werden würde, diese Predigten seien nichts anderes als der Versuch eines lebendig Begrabenen, sich der Gruftatmosphäre der Theologie und des kirchlichen Lebens zu entwinden, als Huldigung eines von der Kanzel Übertretenden vor dem Herrscher der neuen Zeit, dem ästhetischen Geiste, dem fortan die Führung im geistigen Leben Deutschlands gehören werde. Gegen diese Stimmen halte ich mich verpflichtet, energischen Protest zu erheben. Ich gestehe, daß ich, als ich von dem Unternehmen Burggrafs hörte, den Kirchenzettel mit dem Programm der Schillerpredigten las, von der Besorgnis erfüllt wurde, der Verfasser von Schillers Frauengestalten sei mit seiner Absicht, Schiller auf die Kanzel zu bringen, von seiner ursprünglichen Mission abgewichen. Eins freilich stand mir von vornherein fest: der Verfasser, der sich in seinen einzigschönen Werken mir als ein mit dem Geiste unserer Klassiker Getaufter erwiesen, kann auch bei diesem Werke

nur von den edelsten Beweggründen geleitet werden, nur hohen Zielen zustreben und wird auf jeden Fall literarisch Wertvolles, echten Schillergeist bieten. Dann habe ich das Buch gelesen, wieder gelesen mit größter Andacht und es aus der Hand gelegt, aber nur, um mich, wenn ich mich erbauen will, immer wieder in dasselbe zu vertiefen. Das bitterste Unrecht begeht derjenige, der gegen die Tendenz und den Geist dieser Schillerpredigten Einspruch erhebt, oder den Verfasser bedauert, weil dieser, wie aus dem Werke ersichtlich sei, seine Kraft im Pfarramt gebunden sehe, diesem „verlorenen Posten ohne Resonanzboden". Solcher, wie ich urteile, oberflächlichen Kritik, solchen von beschränkter Auffassung zeugenden Reden gegenüber möchte ich meine Eindrücke aus der Lektüre dieses Buches entgegenhalten: Burggraf ist „ein Kirchenmann vom Scheitel bis zur Sohle". Nicht nur, daß er sich selbst hierzu ausdrücklich bekennt; jede Seite seines Buches lehrt, daß er mit allen Fasern seines Interesses in der Kirche wurzelt und seinem Pfarramt mit ganzer Liebe und Begeisterung zugetan ist. Das eigene „Glaubenserleben" war, wie oben erwähnt, die erste Triebfeder zu dem Werke. Aber dieses allein würde den Geistlichen noch nicht berechtigen, vor seiner Gemeinde, vor dem deutschen Volke diese Predigten zu halten. Die Erkenntnis vielmehr treibt ihn, daß Tausende und aber Tausende unter uns sind, die sich von den Dogmen- und Bekenntnisfesseln und der Bibelenge der Kirche unbefriedigt und abgeschreckt fühlen — und sie sind doch redliche Gottsucher, Männer und Frauen mit ernstem Streben, denkende Menschen aus allen Schichten des Volkes. Sie wollen und müssen an ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis festhalten, möchten aber doch von Herzen wieder Christen sein. Dieser Notstand unserer Zeit kann nie von der Orthodoxie beseitigt werden, ebensowenig kann jenen Gottsuchern der kirchliche Radikalismus helfen, vielmehr gilt es andere Quellen, die das religiöse Leben wieder erwecken, zu erschließen: „Da lehnt sich die jüngere Schwester, die Kunst, in der Maienwonne ihrer unsterblichen Jugend an die würdige Schwester, blickt der Religion in die großen, tiefen Augen und spricht zu ihr: „Ja, wir sind doch Kinder Eines Geistes und Kinder Eines Vaters. Ich will, Schwester, an deinem heiligen Herzen meine Seele nähren und vertiefen, und dann verfüge du über meine Melodien und über meines Herzens selige Harmonien."" Die Kunst ist Burggraf wie Herder, mit dem er Geistesverwandtschaft hat, etwas Geoffenbartes. Wohl gemerkt! Der Verfasser ist weit davon entfernt, zur Erneuerung der kirchlichen Auffassung in der Gegenwart gleichsam die Kunst als Grundlage zu empfehlen. Das wäre eine große Verirrung: „Alle intellektuelle, alle ethische und alle ästhetische Kultur, sofern sie von der Kirche abführt, wohl gar Religion und Kirche ersetzen will, ist eine schwere Verirrung, die sich durch Verflachung der

Volksseele rächt. Auch die Kunst, soviel Christliches sie enthalten mag, kann in ihren Tempeln nie die innigen und erhebenden Herzenssegnungen bieten, die der Mensch braucht zu seinem Heil und zum Aufbau seiner Persönlichkeit, der Höchststehende und der Allergebildetste gerade ebenso sehr wie der geringe Mann. Die Kirche ist für die innere Gesundheit unseres Volkes etwas Notwendiges. Ihre Gottesdienste sind eine Einrichtung, die nie an Wert verlieren darf, und in ihrer Bedeutung für die Vergeistigung des Lebens überragt die Predigt alle anderen idealen Mächte ausnahmslos. Das ist ein der Kirche Jesu Christi unbedingt zustehender Anspruch, vor dem sich die Bildung der Zeit zu beugen hat! Weil Christum lieb haben viel besser ist, denn alles Wissen, so ist die Kirche, wo diese Liebe gepflegt und wirksam wird, etwas Größeres und Höheres als Schule, Wissenschaft, Kunst, Theater — auch als Schillergeist und Schillerdichtung!" Was Burggraf für sich in Anspruch nimmt, ist Geistesfreiheit auf biblischem Grunde. Aber zu dieser Geistesfreiheit gehört es unbedingt, daß die Predigt, wenn die Kirche dem Leben dienen soll, aus denjenigen Lebensbächen schöpft, die dem Glauben Tatendrang, Tat- und Siegeskraft spenden können. Solches Leben quillt aus dem Schillergeiste. Aber weil ästhetische Kultur niemals Religion ersetzen kann, zeichnet Burggraf in seinen Predigten einen Schiller, der zwar mit dem Schiller der Geschichte stimmt, aber sich nicht mit ihm deckt. Aus jedem der vier Hauptabschnitte (I. Im Tempel der Schönheit, II. Unter dem Kreuze, III. Verklärung, IV. Die Zukunft der Kirche) leuchtet der verklärte Schiller. Dieser Schiller kann uns eine Hinleitung zu Christus sein, ein Glaubenserwecker an ihn, nie ein Heiland und Erlöser („Worte des Wahnes", Neujahrsfeier). Die Kunst ist zwar ein Fühlen und Erleben des Höchsten, ein Ahnen und Schauen innerster Lebenskraft, ein Stück vom wahren Menschentume; aber keine ästhetische Kultur kann die Religion ersetzen („Die Künstler" am ersten Sonntag nach Epiphanias). Selbst die „Räuber" (dritter Sonntag nach Epiphanias), wenn man an dieses Drama mit dem Pauluswort: „Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig" herantritt, atmen echten Schillergeist. Dieses aus leidenschaftlich erregter Jünglingsseele, unter Donnern und Wettern hervorgebrochene dramatische Erstlingswerk ist das gewaltige Lied von den oculi truces, die Tacitus als charakteristisches Merkmal des Germanen erwähnt, der hohe Sang von den heiligen Zornaugen des deutschen Jugendidealismus. Belebender Odem — weltliche Freude und doch Glaubensfreude — dringt aus des Dichters Gesellschaftslied im frohen Freundeskreise: „Brüder, überm Sternenzelt muß ein guter Vater wohnen" („An die Freude", fünfter Sonntag nach Epiphanias). Religiöse Grundstimmung atmen ebenfalls die Gedichte „Die vier Weltalter", „Die Götter Griechen-

lands" (Sonntag Septuagesimä); letzteres Gedicht, von orthodoxer Seite bekanntlich als Rückfall des Dichters ins Heidentum verurteilt, läßt im Gegenteil erkennen, daß Schillers Seele nach Gott dürstet, wenn man nämlich zur Erklärung an seine persönlichen Verhältnisse herantritt: „Da steht vor ihm der Spezial Zilling, der richtige Kirchenmann im üblen Sinne des Wortes, in seinen Anschauungen der verknöcherte Dogmatiker, in seiner Empfindungsweise der weltabgewandte Pietist, in seinem ganzen Wesen, der herrschsüchtige Hierarch mit strengster Kirchenzucht; nicht ein hochsinniger, geistvoller Vertreter der Liebesreligion des Christentums mit ihrem edlen Ernst, sondern die Verkörperung eines alles niedergeißelnden, die menschliche Natur nicht erhebenden, läuternden und verklärenden, sondern unbarmherzig ertötenden Christus der Satzung." „Finstrer Ernst und trauriges Entsagen" — so trat ihm die christliche Kirche entgegen! Ein Notschrei wie die Götter Griechenlands ist auch der Don Carlos (am Sonntag Sexagesimä); durch das ganze Stück weht wie ein frischer Himmelsodem deutscher Freiheitswille. Die letzte Predigt des ersten Hauptabschnittes über die Jungfrau von Orleans (am Sonntag Estomihi) — eine besonders hervorragende Leistung — gibt Burggraf Gelegenheit, seine Stellung und die Schillers zur Person Christi eingehend zu beleuchten: „Das bestimmte Selbstbewußtsein von seiner (nämlich Christi) alles Menschliche überragenden Bedeutung ist nur das entschieden geschichtlich Wahre in dem dogmatischen Christusbild." Johanna zeigt Züge von Jesus, von dem der Dichter, wie seine Schwester Karoline erzählt, bis an sein Lebensende mit Worten hoher, ja schließlich sogar inniger Verehrung gesprochen hat. Durch die Johannageschichte schimmern von Anfang bis Ende Umrisse der Jesusgeschichte; auch die Reden der Jungfrau bewegen sich oft in der Sprache des Herren. Den zweiten Abschnitt „Unter dem Kreuze" eröffnen die drei der Jugend gewidmeten Predigten über den Kampf mit dem Drachen — Kreuzesritterschaft Christi — (am Sonntag vor der Konfirmation) — ferner über Wallenstein — Lebensglück durch Lebenspreisgabe (am Einsegnungstage) und über die Johanniter — Liebesdemut im Bunde mit Heldenkraft (Abendmahlsfeier der Konfirmanden). Wer diese Rede andächtig liest, wird in Zweifel sein, wer mehr zu bewundern ist: der Seelsorger, der Pädagog oder der Redner. Über die Via mala des Menschenlebens, wie sie sich zwischen Schillers beiden Gedichten „Die Ideale" und der in ihren Klagelauten dem Jeremias verwandten „Kassandra" auftut, führt die Predigt am Sonntag Lätare; aber sie zeigt uns auch, wie wir unsere Schickungen angreifen und niederringen müssen, uns an ihnen emporschwingen können, um auf der Höhe zu stehen hoch über der Via mala und auszurufen: Lätare! Zur Erörterung ernster psychologischer Fragen, ferner zur Beantwortung

des Satzes: „Was ist die Seelenprägung, die Seelenstimmung, die Persönlichkeitsforderung, die des Dichters Geist nach dem Willen Gottes lenkt, der ihn gesandt hat?“, führen die beiden Passionspredigten über die „Braut von Messina“ — Sonnenfinsternis der Schuld — und über „Maria Stuart“. Dritter Abschnitt: Verklärung. In Osterstimmung versetzt uns die Predigt über die Gedichte „Der Genius“ und „Kolumbus“; aber „der Mittelpunkt aller Osterfreude ist nicht irgendwelcher wunderbarer Vorgang mit dem Leibe Christi, sondern die ganz unleugbare Tatsache der unverwüstlichen Lebenskraft Christi“. Der Zentenarfeier (Sonntag Misericordia Domini) ist Schillers bestes philosophisches Gedicht „Das Ideal und das Leben“ und das diesem Gedicht entnommene Thema „die letzte Wahrheit ist das Reine“ zugrunde gelegt. Treffend charakterisiert Burggraf bei dieser Gelegenheit den Gegensatz zwischen den beiden Schillergedenktagen 1859—1905: „die Schillerstimmung des Jahres 1905 überragt die seiner einstigen hundertjährigen Geburtstagsfeier bei weitem an sittlicher Innerlichkeit! Damals galt sie in erster Linie dem großen Dichter und in diesem einmal seinem politischen Freiheitsruf, dem demokratisch-republikanischen Wesen seines jugendlichen Sturmes und Dranges, anderseits seinem nationalen Aufruf zur Treue gegen das Vaterland und zur Einigkeit der deutschen Stämme. Diesmal steht im Vordergrunde aller Empfindungen der große Mensch und das Seelenschöpferische an ihm, die reine, edle Germanenkraft mit ihrem hohen Menschheitsstreben, mit ihrer Offenbarung echten Menschentums; der Geist, der das Siegel Allvaters auf seiner Stirn trägt und in seiner Brust des gewaltigen Willens ideales Vermögen. Der in der ganzen Zentenarfeier das deutsche Volk jetzt beherrschende Gedanke ist die Freude an dem in seinem sittlich so lauteren Leben und Wesen vom Glanz des Göttlichen umleuchteten Idealisten!“ In schönen, dem Seeleben entnommenen Bildern zeichnet die letzte Predigt dieser Serie (Sonntag Kantate) den Hafen der ewigen Seligkeit („Resignation“ und „Hoffnung“ — „Hafenlicht und Hafensperre“). Der vierte Abschnitt (Die Zukunft der Kirche) bot dem Verfasser Gelegenheit, seinen Standpunkt innerhalb der evangelischen Kirche nochmals zu beleuchten und die ihm vorschwebenden Ziele genauer zu bezeichnen. Mit Herders Ausspruch: „Die Theologie ist ein liberales Studium und will keine Sklavenseele“ kann man Burggrafs Stellung zu seiner Wissenschaft im allgemeinen charakterisieren. In der Predigt am Himmelfahrtsfest („Sehnsucht“, „Die Worte des Wahnsinns“) heißt es: „Die Behauptung, daß man nur dann wahren Glauben habe, wenn man genau so denke, wie Luther und die Bibel, ist ganz und gar unprotestantisch und ein Geistesabfall vom innersten Wesen der evangelischen Kirche. Denn Protestantismus ist der Glaube an das Leben, an das sich weiter bewegende

Leben, der Glaube an den heiligen Geist, der uns in fortschreitender Entwickelung in alle Wahrheit leiten will." Von der wahren Bedeutung der Bibel ist in der achtzehnten Predigt (An die Freunde, Mein Glaube, Licht und Wärme; am Sonntag Exaudi) folgendes gesagt: „Die Heilige Schrift ist keineswegs anzusehen als ein vom Himmel stammendes Glaubensgesetz und Lehrbuch, und sie fordert keine Unterwerfung. Was sie fordert, ist vielmehr des Herzens demütiges und verehrungsvolles Sichversenken in ihre reiche, große Herzenswelt, die wir zu betrachten haben als den Ahnensaal unseres religiösen Lebens. Das ist die Betrachtungsweise der Bibel, die sich aus der ganzen Sinnesrichtung Schillers ergibt, mit der Luthers sich verträgt und die auch vollständig den Bedürfnissen der Kirche und des christlichen Volkes gerecht wird." Vom Gottesgnadentum der Predigt handelt die neunzehnte Predigt am ersten Pfingstfeiertag („Die Macht des Gesanges"). Er bekämpft die Auffassung der Kirche als Lehrkirche, „wie sie in der Reformationszeit, wo es galt, die Gemeinden aus katholischer Unwissenheit ins Evangelium hinüberzuführen, sich von selbst ergab, wie sie aber heute nicht mehr am Platze ist und unsere Kirche an der Hervorbringung und Entfaltung des eigentlichen gottesdienstlichen Sinnes hindert. Das ist ja der große Schaden der evangelischen Kirche, es fehlt ihr noch so sehr der Geist der Anbetung. Bei aller Fülle der Predigten, weil diese, sei es in dogmatischem oder moralischem Sinne zumeist als Lehrpredigten gesucht und dargeboten werden, haben wir noch keinen rechten Gottesdienst, jene echten Feierstunden der Erhebung, der Himmelseinkehr, des Gottschauens. Wie wenige Predigten führen dazu!" Der Kirche der Gegenwart fehlt der erfrischende Odem, wie er durch Schillers Glocke und sein Schweizerdrama weht (zwanzigste Predigt am Trinitatissonntag). Die Kirche kann erst dann wieder eine Lebensmacht werden, wenn sie sich unserem Volkstum in seinen edelsten Erscheinungen anpaßt; sie muß im deutschen Volksleben eine liberale Größe sein, aber eine liberale Größe mit konservativer Hand — „unser Ziel eine Luther-Schillerkirche!"

Rühmenswert ist auch die Form; Altarstück, Lied und Predigt sind in kunstvoller Komposition zu einem organischen Ganzen verbunden. Der Tiefe der Auffassung, mit der der Stoff behandelt ist, entspricht die kernige, herzerwärmende Sprache. Diese Predigten sind ein machtvoller Appell an das Gewissen der religiös Gleichgültigen; den Suchenden aber werden sie den Weg zeigen, auf dem eine Versöhnung der Werturteile des Glaubens mit den Seinsurteilen der Wissenschaft möglich ist. Schiller wollte gern die Kanzel besteigen, er hat von einer anderen als der der Kirche zu seinem Volke gesprochen. Freuen wir uns, daß in Deutschland ein Prediger sich gefunden hat, der, weil er aus dem Vollen zu schöpfen imstande ist, seiner

Gemeinde und allen, die in Nähe und Ferne sich dazu rechnen, echten Schillergeist verkündigt.

Friedrich Schiller und die Frauen. Von Dr. Adolph Kohut. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei, Rudolf Schwartz, 1905. 311 S. Preis 2 M.

An literarischem Wert vermag Kohuts Buch den Vergleich mit Burgrafs Frauengestalten nicht auszuhalten. Immerhin bedeuten die Abschnitte, die die Beziehungen Schillers zu weniger bekannten Frauen erörtern, weil sie zerstreutes Material in guten Einzelbildern zusammenfassen, eine willkommene Bereicherung der Literatur über diesen Gegenstand. Zum ersten Male ist das Thema von Kohut nicht behandelt worden (vgl. Kneschke, F. G., Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt. Nürnberg 1818).

Frauenleben. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Hanns v. Zobeltitz. VI. Band. Charlotte v. Schiller. Von Jacob Wychgram. Mit fünf Kunstdrucken. Geschenkband 3 M. 156 S. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing, 1904.

Die biographische Darstellungskunst Wychgrams, dessen „Schiller, dem deutschen Volke dargestellt" seit 1895 in vier vollständigen Auflagen und einer gekürzten Volksausgabe erschienen ist, bewährt sich auch auf das glänzendste in dem Lebensbilde der Charlotte v. Schiller. In welch fesselnder Weise versteht der Verfasser an den kleinen Ereignissen in diesem Frauenleben die Stimmungswelt zu schildern und Kulturbilder vergangener Zeiten durch Vergleiche mit solchen aus der Gegenwart anschaulich zu machen. Treffend heißt es z. B. S. 11 von dem Unterrichtswesen jener Zeit: „Der Jugendunterricht war dürftig, während er heute eine gewisse Übersättigung mit positivem Wissen selbst dem weiblichen Geschlecht bringt; man empfand damals deutlicher, wie groß die Welt des „Wissens- und Denkenswerten" ist, und der Begriff der abgeschlossenen Schulbildung übte nicht seinen banausisch machenden Einfluß. Die Frauen lasen gedankenschwere Bücher; sie scheuten nicht Lektüre als Arbeit, um innerlich zu wachsen und Werte für die Ausgestaltung der Persönlichkeit in sich aufzunehmen." Von dem veränderten Zeitgeist in bezug auf die Auffassung der Vaterlandsliebe sagt Wychgram S. 109: „Charlotte hatte ein stark vaterländisch deutsches Gefühl, wie bekanntlich Schiller auch. Aber jener Patriotismus war weit entfernt und stark unterschieden von dem heutigen. Wir sind gleich den übrigen europäischen Völkern, ob es nun Slawen oder Romanen oder Angelsachsen sein mögen, zum Chauvinismus geneigt. „Deutschland in der Welt voran!" Und so rufen die anderen Völker von ihrem Lande. Das war

nicht die Meinung unserer klassischen Zeit. Jedes Volk vielmehr sollte in sich die möglichst vollkommene Menschlichkeit darstellen, so dachte Lessing, Goethe, Herder, und so war auch die Meinung, die Schiller in seinem bekannten Entwurfe ausgedrückt hat, wenn er auch hier dem deutschen Volke eine besonders hohe Sendung, eine besonders starke Fähigkeit zur Darstellung der Menschlichkeit zugesprochen hat."

Die Verwertung der Briefstellen, insbesondere der Tagebuchblätter mit ihren feinsinnigen Bemerkungen über Herder und Goethe, gibt den Rahmen um das Bild der Gattin Schillers, über welche der Verfasser S. 68 folgendes Urteil fällt: „Die Frau, die ihm dieses Glück bot, verdient den Dank des deutschen Volkes; denn nur auf dem Grund dieser Ehe konnten die großen Schöpfungen erwachsen, die Kleinode unserer Bildung. Alle anderen Einflüsse, selbst der Goethes, reichen nicht heran an das stille tägliche Walten dieser Frau, die in feinem Verständnis sich ihm anschloß, wenn er Mitteilung begehrte, und mit zartem Sinne zurücktrat, wenn die großen Gedanken sich zum Licht emporrangen; die ihn hegte und pflegte in den bangen Tagen der Krankheit, und die uns dieses Leben bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit erhalten hat."

Helene Lange. Schillers philosophische Gedichte. Eine Einführung in ihre Grundgedanken. 2. durchgearbeitete Auflage. 143 S. Preis 1,60 M., geb. 2,50 M. Berlin, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius), 1904.

Nicht philosophische Zwecke, d. h. nicht Deutung sprachlicher und stofflicher Einzelheiten, sondern, wie bereits der Titel der vorliegenden Schrift andeutet, Einführung in die Probleme von Schillers Gedankenlyrik, seine Weltanschauung klarzulegen ist die Absicht der Verfasserin. Programmatisch für diese Weltanschauung ist das Gedicht: Die Künstler. Eine neue Epoche der Geistesentwickelung Schillers zeigen die Abhandlungen: „über Anmut und Würde" und „über das Erhabene", an deren Gedankenkreis sich die Gedichte: Der Genius, Der Tanz, Würde der Frauen, Das verschleierte Bild zu Sais und Der Spaziergang anschließen. Ihren Höhepunkt erreicht die idealistische Weltanschauung Schillers in dem Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen, dessen Gedankenwelt sich in den Gedichten Die Ideale, Der Pilgrim, Sehnsucht, Das Ideal und das Leben widerspiegeln. Eigene gediegene philosophische Schulung, die dieser Führer in die Welt der Schillerschen Ideale auf jeder Seite erkennen läßt, vollständiges Eingelebtsein in die Sphäre des Philosophen und Dichters, selbständiges Urteil, das besonders bei der Erläuterung des Gedichts „Würde der Frauen" zur Geltung kommen mußte, eine fesselnde Sprache, die für schwere Bilder des Dichters neue sinnige Bilder, für die Ausdrücke der philosophischen Schul-

sprache eine verständliche Bezeichnung zu finden weiß — das sind die Vorzüge der Schrift, deren zweite Auflage ebenso freudig begrüßt werden soll, wie vor 18 Jahren die erste Auflage (s. Anzeigen aus der Schillerliteratur 1886. 1. Jahrgang von Lyons Zeitschrift S. 79 flg.).

Schillers Jugendfreunde. Von Julius Hartmann. Mit zahlreichen Abbildungen. 368 S. Preis 4 M. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1904.

Das ursprünglich in gemeinsamer Arbeit mit Otto Rommel geplante Denkmal für Schillers Jugendfreunde gibt eine größere Anzahl Kabinettstücke biographischer Porträtkunst; besonders die umfangreichen, die Skizzen von Abel (1751—1829), dessen eigene, im Kloster Schönthal gemachten Aufzeichnungen der Darstellung zugrunde liegen, von Georg Scharffenstein (1760—1817), in dessen Lebensabriß seine „Erinnerungen aus akademischen und Jugendjahren, vorzüglich in bezug auf Schiller" vollständig aus der Urschrift eingereiht sind, und von Albrecht Klemm (1763—1819) bringen neues wertvolles literarhistorisches, zeit- und landesgeschichtliches Material. Der Biographie von Petersen sind dessen zusammenhängende vollständige Mitteilungen beigegeben. Läßt man die ganze Porträtgalerie der Eleven an sich vorüberziehen und verfolgt man die weitere Lebensgeschichte der ehemaligen Karlsschüler, ihre fast ausnahmslos gesegnete Wirksamkeit in Amt und Beruf, berücksichtigt man ferner das von J. Hartmann hervorgehobene herzliche Verhältnis der Lernenden zu denjenigen Lehrern, die, Humanisten und Realisten zugleich, mit den ältesten Zöglingen in fast gleichem Alter standen, so wird man dem Verfasser beistimmen, daß die Karlsschule trotz abfälliger älterer und neuerer Kritik doch auch entschieden günstigen Einfluß auf die Charakterbildung der Zöglinge geübt hat, namentlich aber, was schon die Zeitgenossen rühmten, denkende Menschen erzogen hat.

Schiller. Sein Leben und seine Werke von Karl Berger. In zwei Bänden. Erster Band mit einer Photogravüre (Schiller im 27. Lebensjahre nach dem Gemälde von Anton Graff). Erste und zweite Auflage (1.—6. Tausend). München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), 1905. 630 S. Geb. 6 M.

Daß von allen Werken Schillers sein Leben das schönste Werk ist, hat bisher noch keine Biographie des Dichters mit solch meisterlicher Kunst wiedergegeben als die von Karl Berger, deren erster Band bis zu Schillers Berufung nach Jena reicht. Die gründliche Forscherarbeit, die doch vorangegangen sein muß, scheint spielend überwunden; „frei und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen", erheben sich aus den gedrängten und doch so überzeugend und klaren Analysen der Gedichte und Jugenddramen die Voll-

bilder von der Entwickelungsgeschichte dieses einzigartigen Menschenlebens; und alles dies geschieht ohne Phrasen und Schönrednerei, mit unerschütterlicher Wahrheitsliebe. Dem hohen, erzieherischen Einfluß, den das Buch auf weite Kreise der Gebildeten zu üben vermag, entspricht der wissenschaftliche Wert, höchstens daß in Einzelheiten durch spätere Forschung noch Berichtigung erfolgen kann, z. B. ist meines Wissens nicht entschieden, daß Petersen der Verfasser des Konradin gewesen ist. Ferner ist nicht zu befürchten, daß Berger, der Verfasser von Schillers Ästhetik, dort mit seiner Arbeit stecken bleibt, wo die Biographien von Minor, Brahm und Weltrich versanden, an Schillers Beschäftigung mit der Philosophie. Dieses Kapitel setzt mehr als umfassende literarische Kenntnisse voraus, nämlich gründliche philosophische Studien.

Schillers Seelenlehre. Aus seinen philosophischen Schriften. Zusammengestellt von H. Draheim. 34 S. Preis 60 Pf. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904.

Die Zusammenstellung von Aussprüchen aus Schillers philosophischen Schriften, die sich um die Begriffe Wille, Sittlichkeit und Sinnlichkeit, Erkenntnis, Anmut, Tugend, Würde, Vergnügen, Kunst gruppiert, wäre für Unterrichtszwecke erst dann recht brauchbar, wenn Draheim es unternommen hätte, jede dieser Stellen mit erläuternden, und zwar gemeinverständlichen Anmerkungen zu versehen.

Schillers sittliche Weltanschauung von Prof. Dr. Sigall. Programm des zweiten Staatsgymnasiums in Czernowitz, 1905.

Der schon frühzeitig selbständige Geist Schillers verrät sich dadurch, daß er das eudämonistische Prinzip durch Aufnahme eines zweiten Prinzips der Liebe, d. h. Neigung poetisch verklärt. Von der Annahme ausgehend, daß der Mensch eine natürliche Neigung habe, das zu tun, was zur Glückseligkeit, d. i. zur Begründung der eigenen und fremden Vollkommenheit beiträgt, nennt er diese Neigung Liebe. Die Vernunft muß als oberster Richter jedesmal entscheiden, ob die verschiedenen Neigungen wirklich zur Begründung der Vollkommenheit führen oder nicht, und in dieser Hinsicht nennt er die Vernunft Weisheit. Und so findet er naturgemäß in der harmonischen Vereinigung von Liebe und Weisheit die Tugend. Seit dem Umgang mit Körner nähert sich Schiller Kant. In seinen seit 1791 erschienenen Schriftwerken finden sich mehrere Stellen, die bereits den Anschluß an das Kantische Moralprinzip bezeichnen. Aber Schiller verleugnet auch jetzt nicht die Selbständigkeit seines Denkens. Er wird nicht Schüler, sondern Jünger Kants. Schillers ethisches Ideal geht nämlich nicht wie das Kantische von der Oberhoheit der vernünftigen, moralischen

Seite des Menschen, sondern von der Gleichberechtigung der beiden den menschlichen Willen bestimmenden Prinzipien, der sinnlichen und geistigen Seite, aus. Und hierin eben besteht das ethische Ideal: daß die Seele so gestimmt sei, daß beide Prinzipien in ihr, der sinnliche und der vernünftige Teil, miteinander in Harmonie stehen, daß ihre Neigungen der Pflicht nicht widersprechen. Eine solche Seele nennt Schiller eine schöne, und das sittliche Handeln mit Einverständnis der Neigungen bezeichnet er als sittlich schön. Dieser Zustand der Seelenschönheit, dieses moralisch schöne Handeln, oder wie man es nach Schiller auch nennen könnte, diese sittliche Anmut, ist aber ein Ideal, welches nicht ganz erreicht werden kann. Je seltener aber das ethische Ideal der Seelenschönheit angetroffen wird, desto mehr ist Schiller darauf bedacht, ein näher liegendes Ideal aufzustellen, welches nicht vom Glück und der Gunst des Schicksals, sondern bloß von des Menschen Willenskraft abhängt, und dies ist die sittliche Erhabenheit oder die moralische Größe. „Schiller wollte aber (S. 13) auch den schwierigen Weg, zum ethischen Ideale zu gelangen, erleichtern und zur Erziehung ein Mittel benützen, welches, weil in der Natur selbst begründet, dieselbe ebenso sicher als leicht zuwege brächte. Dieses Mittel sind ihm die schönen Künste, voran die Dichtung und ganz besonders das Drama. Der größte deutsche Dramatiker hat so dem Schauspiele neben der hohen ethischen Bedeutung, die schon früher, seit Aristoteles, erkannt war, auch eine erziehliche Bedeutung gegeben. Hier ist der Vereinigungspunkt der Ethik mit der Ästhetik, die bei Schiller einander sehr nahe stehen." Dieses schwierige Thema einmal in einer gedrängten Übersicht behandelt zu haben, muß als eine dankenswerte Leistung anerkannt werden.

Schiller und Herder (I. Teil). Vom wirkl. Gymnasiallehrer Ad. Jungbauer. Programm des Staats-Gymnasiums in Prachatitz.

Das in Biographien, Kommentaren und Zeitschriften verstreute Material über die Einwirkung Herders auf Schiller wird in der Jungbauerschen Abhandlung zum erstenmal in ein selbständiges Gesamtbild zusammengefaßt. In dem vorliegenden ersten Teile werden die persönlichen Beziehungen zwischen beiden Männern nach den von ihnen gewechselten Briefen und nach den Briefen an ihre Freunde erörtert. In den ersten Monaten seines Weimarer Aufenthaltes stand Schiller ganz auf seiten Herders; doch beklagte er an dem älteren Freunde das zurückhaltende Wesen und den Mangel offener rückhaltsloser Teilnahme. Das Freundschaftsverhältnis erlitt eine Trübung seit Schillers Annäherung an Wieland und der Volkstädter Idylle, gestaltete sich aber durch die Mitarbeiterschaft Herders an den Horen und dem Musenalmanach wieder inniger und erlebte in der zweiten Hälfte des Jahres 1795 seinen Höhepunkt. Äußere und innere Gründe —

Goethes und Schillers Freundschaftspunkt, Herders absprechendes Urteil über die Briefe über ästhetische Erziehung, die er als Kantische Sünden bezeichnete — führten zu einem vollständigen Bruche, und zur Zeit des Xenienkampfes war Herder der erbitterte Gegner der Dioskuren. Am Schluß gibt Jungbauer eine Vervollständigung der Schüddekopfschen Zusammenstellung des Herder-Schillerschen Briefwechsels. In Verbindung mit den weiteren Teilen, die Schillers Lyrik, seine Geschichtsschreibung und Geschichtsphilosophie, Ästhetik und Poetik mit Bezugnahme auf Herders Werke zum Gegenstand haben werden, wird Jungbauers Arbeit ein höchst dankenswerter Beitrag zur Erforschung des Verhältnisses der beiden Weimarer Größen bilden und sicherlich dann mehr als eine Vorarbeit über diesen interessanten Gegenstand bedeuten.

Schiller von Otto Harnack. Mit 10 Bildnissen und einer Handschrift. 2. verbesserte Auflage. Berlin, Ernst Hofmann u. Komp., 1905. 4,50 M., geb. 6,40 M.

Nicht auf Entwickelung der dichterischen Stoffwelt, noch auf Erzählung von Einzelheiten, anekdotenhaften Zügen aus dem Leben Schillers legt Harnacks Biographie das Gewicht, sondern sie zeigt Schiller als das unübertroffene Vorbild eines Menschen, der jenes „Stirb und Werde" Goethes vergegenwärtigt. Darin liegt die besondere Bedeutung, die Harnacks Schiller vor den übrigen großen Biographien voraus hat. Wir begleiten den Dichter in seiner fortwährenden Umwandlung nach dem Ziele harmonischer Vervollkommnung. Ohne in Verhimmelung zu verfallen, zeigt Harnack, wie Schiller „jeden Tag ein anderer größerer" gewesen ist. Besonders eingehend ist Schillers Verhältnis zur Freundschaft behandelt, besonders das zu Goethe. Über die Rolle, welche das weibliche Geschlecht im Leben Schillers spielt, sagt Harnack im allgemeinen Zutreffendes: S. 98. „Viel mehr als bei Goethe spielen äußere Rücksichten bei seinen Neigungen mit, und eben darum wird es ihm meist nicht schwer, sie auch wieder zu unterdrücken. Es ist mehr der Wunsch bei ihm durchschlagend, überhaupt ein weibliches Wesen zur Ergänzung seiner Persönlichkeit und zur Festigung seines Lebens für sich zu gewinnen, als das Wohlgefallen an einer bestimmten Person. Es erinnert an die Empfindungsweise des klassischen Altertums, daß der Sinn für Freundschaft bei Schiller sich weit leidenschaftlicher äußert als der für Frauenliebe." Den Satz S. 35 über die Jungfrau von Orleans möchte ich dagegen nicht unterschreiben. „Jeder wird gern einmal diese „romantische Tragödie" über die Bretter gehen sehen; aber wenige werden ein Verlangen haben, sie zum zweitenmal zu sehen." Das Pathos der leidenden Menschheit im Jesuscharakter der Johanna ist in keinem anderen Stücke so ergreifend dargestellt wie in der Jungfrau von Orleans.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Mit Einführung von Houston Stewart Chamberlain. 2 Bände. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena 1905. Preis broschiert 6 M., geb. 9 M.

In der Tat eine „Einführung" in dieses wichtigste Denkmal der deutschen Literaturgeschichte, die diese Bezeichnung im vollsten Sinne des Wortes verdient! Chamberlain nimmt die erste Begegnung Goethes und Schillers unter die Lupe, indem er die Entwickelung der beiden Dichter mit größter historischer Genauigkeit und den Eindruck im Augenblick ihres ersten Zusammentreffens meisterhaft psychologisch analysiert. Wenn man annimmt — und diese Annahme hat viel für sich —, daß in erster Linie ernster Lebenskampf und Begabung zu abstraktem Denken, Reflexion über das eigene Ich die innerliche Reife der Menschen bewirkt, so wird man Chamberlains Behauptung, der junge Schiller sei dem älteren Goethe im Jahre 1788 der ersten Begegnung bereits voraus gewesen, Zustimmung nicht versagen können. Zu dieser ersten Begegnung hätte als psychologisches Moment vielleicht noch angeführt werden können, daß Schiller begierig jedes Wort, das der Große sprach, erhaschte, wovon der Bericht an Körner über die belangloseste Einzelheit Zeugnis ablegt. Über die Eigenart der beiden Dichter, insbesondere zur Vorgeschichte des gegenseitigen Eindringens eines jeden der beiden in das Wesen des anderen, gibt es keine trefflichere Ausführung, als sie diese Einführung Chamberlains in das wichtigste Dokument über die Verständigung Goethes und Schillers enthält.

Die Philosophie Schillers und der Deutschunterricht in den Oberklassen des Gymnasiums von Dr. Karl Furtmüller. Separatabdruck aus dem Jahresbericht des deutschen Staats-Obergymnasiums in Kaaden a. d. Eger, 1905.

Mit anerkennenswertem pädagogischem Geschick, sofern er nirgends über die Fassungskraft der Schüler hinausgeht, erörtert Furtmüller, was in den Oberklassen aus der Philosophie, insbesondere aus dem Verhältnisse Schillers zu Kant zum Verständnis von des Dichters Ideendichtung zu wissen notwendig ist. Verdienstvoller noch würde die Abhandlung gewesen sein, wenn Furtmüller selbst Beispiele, deren Auswahl nicht leicht ist, in reichlicherer Anzahl geboten hätte.

Ausschnitt aus einer Lateinstunde in Septima. Von Dr. Karl Klement. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums im XIX. Bezirk von Wien.

Der Verfasser nahm in der Schillerwoche Veranlassung in der VII. Klasse gelegentlich der Lektüre Vergils das Verhältnis dieses Dichters zu Schiller als Übersetzer von zwei Gesängen der Äneide zu erörtern und bietet nun

die Ergebnisse seiner Erörterung vervollständigt und erweitert in der vorliegenden Abhandlung. Dieselbe fußt auf den Arbeiten von Oesterlen, Brosin, Hauff, Heinze, Klaiber, Lehmann und Minor. Die Abhandlungen von Neuhöffer (Schiller als Übersetzer Vergils) und von Boltenstern (Schillers Vergilübersetzung) scheinen dem Verfasser nicht bekannt geworden zu sein. Er bringt über diesen Gegenstand manches Neue, besonders in dem Abschnitt „Worin ist das tiefe Interesse Schillers für Vergil begründet?". — Voran geht der Abhandlung ein schwungvoller Festprolog zur Schillerfeier am 9. Mai 1905 von Karl Ludwig. (Schluß folgt.)

Sprechzimmer.

1.

Zu Ztschr. XIX, 788.

Behaghel meint, ich habe meinen „Rüffel" gegen die „Sprachentwickelung" gerichtet. Das ist genau genommen ein Irrtum. Mein Ausdruck „Sprachlässigkeitsseuche" richtet sich doch deutlich genug zunächst gegen die Übergriffe, die sich Schauspieler durch Vertauschung von „als" mit „wie" gegen den Wortlaut unserer Dichtwerke erlauben. Und darf man es denn nicht als Sprachlässigkeit bezeichnen, wenn das Vorbild der Gevatter Schneider und Handschuhmacher, das schon unseren Backfischen und Zeitungsschreibern allzusehr in den Gliedern steckt, sich nun auch gar noch auf der Bühne breit macht und uns unsere Klassiker verballhornt, ja sogar eine Künstlerin veranlaßt, ein „wie" zu singen, wo der ihr und allen Zuhörern vorliegende Text deutlich „als" vorschreibt, wie ich das erst kürzlich beobachtet habe? Ich vermag es nicht schon als „Sprachentwickelung" anzusehen, wenn sich nur in diesen Kreisen ein Fehler der Nachlässigkeit breit macht, während die Schreiber eines mustergültigen Schriftdeutsch die alte feine Unterscheidungsregel mit verschwindenden Einzelausnahmen zu Recht bestehen lassen. Was Behaghel als „ergötzliche Rache" der Sprachentwickelung bezeichnet, läßt mich daher kalt in dem Verfechten der bestehenden Regel. Denn diese tatsächliche, frühere Entwickelung, das lange Ringen zwischen den verschiedenen Vergleichungswörtchen, das sich durch vier Jahrhunderte hingezogen hat und uns als Ergebnis den freien und schönen Unterschied zwischen andersstellendem „als" und gleichstellendem „wie" beschert hat, eine Entwickelung, die mir natürlich ebensogut bekannt ist wie allen anderen Mitarbeitern und Lesern der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", ist eine abgeschlossene Tatsache. Behaghel scheint aber wirklich anzunehmen, ich sei jeder Sprachentwickelung abhold, und er verkennt meinen „Standpunkt" gänzlich, wenn er meint, ich müßte von ihm aus auch gegen das andersstellende „als" zu Felde ziehen, weil es früher der Gleichstellung gedient habe und erst später dem andersstellenden „denn" ins Gehege gekommen sei. Habe ich mich denn nicht deutlich genug ausgedrückt? Ich hätte wohl die „Sprachentwickelung" und den „Zug

der Zeit" auch noch in Gänsefüßchen setzen lassen müssen, um noch deutlicher anzuzeigen, daß sie eben aus dem Munde anderer stammen, während ich in diesem Falle das Eindrängen — ich sage ausdrücklich nicht Eindringen, sondern Eindrängen — des einen Wortes in das Gebiet des anderen nur als eine Oberflächlichkeit bezeichnen kann, die sich hoffentlich nie zu einer Regel „entwickelt", und sich auch kaum dazu entwickeln kann und wird, wenn unsere Schulen ihre Pflicht tun und jeden Verstoß gegen die alte Regel als Fehler ankreiden. Unklug und zwecklos wäre es aber, eine abgeschlossene ältere Entwickelung, selbst wenn auch ihr — was wohl kaum nachzuweisen wäre — Sprachlässigkeit zugrunde gelegen haben sollte, jetzt noch tadeln zu wollen, zumal wenn ihr endliches Ergebnis durchaus erfreulich war. Die gewordene Sprache wollen wir doch alle „lassen stahn", wie sie uns gegeben ist; wer wollte daran rütteln? Aber die werdende und wachsende wollen und sollen wir hegen und pflegen und sie vor Mißwachs und vor allem auch vor Rückschritten zu schützen suchen, während wir uns ihrer gesunden „Entwickelung" jederzeit freuen. Ein Rückschritt aber wäre es doch, nicht nur in einem Sinne, wenn das „wie", der „alte böse Feind" des „als", dieses in öder Gleichmacherei ganz „verschlingen" wollte, ohne für einen ordentlichen Ersatz zu sorgen; und daher dürfen wir getrost von Sprachlässigkeit sprechen, brauchen uns nicht von den Schreibern und Sprechern eines minderwertigen Deutsch einen Fehler aufdrängen zu lassen, dürfen vielmehr solche „Entwickelung" als einseitige Mißentwickelung bekämpfen; wäre sie es nicht, so könnten wir uns ja die Mühe sparen. Da aber auch Behaghel solchen Kampf gegen die Abstumpfung des feinen Sprachgefühls für „durchaus in der Ordnung" hält, so ist es mir Ehre und Freude zugleich, ihn darin als Bundesgenossen zu haben.

Bonn. **J. Ernst Wülfing.**

2.

Rubet.

In dem Briefe an seine Tischgenossen in Wittenberg, geschrieben auf der Feste Koburg am 28. April 1530, berichtet Luther folgendes: „Es ist ein Rubet gleich vor unserem Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt." In der bei C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig erschienenen Ausgabe von Luthers Werken 8. Bd. S. 406 wie in der Auswahl aus Luthers Werken von Kromayer (Leipzig, G. Freytag) wird Rubet durch Gehölz erklärt. Schöppa in seiner Auswahl kleinerer Prosaschriften von M. Luther (Velhagen & Klasing), Anm. z. S. 28, vermutet, daß Rubet aus „ruhen" und „Beet" entstanden sei, wonach es bedeuten könnte: ein nicht bebautes Stück Land. Offenbar ist aber das Wort nicht ursprünglich deutsch, sondern aus dem lateinischen rubetum, Brombeergesträuch gebildet und hat hier die allgemeine Bedeutung „Gestrüpp, Gebüsch" angenommen. Es ist als Lehnwort aus dem Lateinischen auf der zweiten Silbe zu betonen.

Northeim. **R. Sprenger.**

3.

Anfrage.

Zu einer bald erscheinenden vollständigen Ausgabe von Wilhelm Müllers Gedichten fehlt die Angabe der Quellen zu folgenden sechs Nummern, sämtlich nach M. Müllers Ausgabe (Leipzig 1868) zitiert:

Die Freiheit in der Tinte (Wo mag die edle Freiheit sein?) 2, 46; A bis M des Trinkers (Also, Brüder, laßt uns trinken) 2, 60; Was sich reimt (Wer nicht lacht und singt beim Wein) 2, 78; Der Birkenhain bei Endermay (Der Frühlingshauch, der Morgenschein) 1, 142; Sehnsucht nach Italien (Wenn ich seh' ein Vöglein fliegen) 1, 143; Altitalienisches Volkslied (O Tod, du mitleidloser) 1, 131.

Die zwei ersten wurden von Schwab im zweiten Bande von Müllers Vermischten Schriften (1830), die übrigen von A. Müller in Modernen Reliquien (1845) gedruckt. Zweifelsohne sind die Quellen in literarischen Zeitschriften oder Taschenbüchern aus den Jahren 1817—1827 zu finden. Für daraufbezügliche Mitteilungen wäre ich zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

J. T. Hatfield,
Adresse B. Behrs Verlag in Berlin W. 35,
Steglitzerstr. 4.

4.

Zu Claudius' Rheinweinlied.

Er kommt nicht her aus Ungarn noch aus Polen,
Noch wo man franzmänn'sch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen!
Wir holen ihn da nicht.

Neuerdings ist wieder u. a. im Briefkasten des „Daheim" die Frage aufgeworfen worden, wer unter Sankt Veit zu verstehen sei. Man hat dabei an den Teufel gedacht. Ich glaube mit Unrecht; meiner Ansicht nach entspricht es vielmehr dem Zusammenhange, wenn wir uns Sankt Veit, den Ritter, als Repräsentanten des französische Sprache und französische Gewohnheiten liebenden Adels denken, während der Dichter sein Lied für deutschdenkende bürgerliche Kreise bestimmt hat. Vielleicht hat Claudius dabei an eine bestimmte Persönlichkeit gedacht, wie ja adelige Familiennamen wie St. Thomas, St. Villiers und andere häufig sind.

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

Zu Heinrich Uhles Bemerkungen zur Anakoluthie.

Auf eine besondere Art von Unregelmäßigkeit in der griechischen Sprache hat Heinrich Uhle in dem Programm der hiesigen Kreuzschule (Ostern 1905) aufmerksam gemacht. Er behandelt die Doppelsetzung eines Satzteiles oder Begriffes, die wir sonst wohl Pleonasmus nennen. Doppeltsetzung, wie Uhle schreibt, ist der Wortbildungslehre entgegen; denn wir lassen in Zusammensetzungen das Unorganische immer weg. Wie wir selbständig für richtig halten und Heynes Schlußfolgerung in Grimms Wörterbuche (10, I. Sp. 493) nicht zustimmen können, so sagen wir doppelsinnig, doppeldeutig. So veröffentlichte Josef von

Hammer in seinen Fundgruben des Orientes ein doppelgereimtes Gedicht eines persischen Dichters. Höchst lehrreich ist Uhles Hinweis auf die Fingerfertigkeit einiger weisen Thebaner, die den Text ändern, anstatt daß sie suchen, ihn zu verstehen. Auch unsere Sprache zieht er zum Vergleiche heran. Ist es doch vorgekommen, daß ein Herausgeber der „Emilia Galotti" (E. R. Gast, Gotha, Perthes 1886) die Stelle im zweiten Akte: „Wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich nicht ohne Mißfallen gesehen" trotz ausdrücklicher Hinzufügung, Lessing hätte wirklich so geschrieben, schlankweg änderte in: nicht ohne Wohlgefallen. Das heißt doch zu sehr in Wustmanns Bahn einlenken, der in der neuesten Auflage seiner „Sprachdummheiten" es zu komisch findet, dem Worte Gelände in den Manöverberichten zu begegnen, einfach weil er es für ausschließlich poetisch hält. Und doch hatte schon der alte Schmeller im Jahre 1828 in seinem Bayrischen Wörterbuche das Wort Gelände für Terrain empfohlen, nachdem er es aus Rechtsurkunden belegt hatte. Persönliches Belieben darf man ebensowenig wie übelangebrachten Scharfsinn walten lassen; es gilt vielmehr die geschichtliche Entwickelung der Sprache zu verfolgen, dann werden wir manches aus dem Streben nach Verständlichkeit erklären und ganz gerechtfertigt finden.

Aber mit einer Anmerkung hat H. Uhle vorbeigeschossen. Er sagt nämlich S. 7: „Wenn sich im Deutschen einmal ein überflüssig wiederholtes mich oder sich u. ä. in einem Satze eingeschlichen hat, wird es als Versehen getilgt; anerkannt wird eine solche Wiederholung von unserer Schriftsprache nicht." Freilich drucken einige Ausgaben im „Grafen von Habsburg" (V. 101 f.):

So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort . . .

Das ist aber durchaus nicht die richtige Lesart; Schiller hat auch in der ersten Zeile geschrieben:

So mög' e u c h Gott, der . . .

Und in den „Kranichen des Ibykus" (V. 133 f.) singt der Chor:

So jagen wir i h n, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu,
I h n fort und fort bis zu den Schatten . . .

Und in der „Klage der Ceres" (V. 89 f.) sagt der Dichter:

Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus' reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
M i r des Samens goldnes Korn . . .

Und in der „Jungfrau von Orleans" (Prolog, 4. Auftr.):

Doch werd' ich d i c h mit kriegerischen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen d i c h verklären.

Liegt auch in „Hermann und Dorothea" IX, 232

Und laßt nur m i c h ins Glück, das neu mir gegönnte, m i c h finden

der Fall insofern etwas anders, als das erste mich zu l a s s e n Objekt und zu

finden Subjekt, das zweite zu finden reflexives Objekt ist, so sagt doch niemand in der gewöhnlichen Redeweise: laßt mich mich setzen!

Bei Hans Sachs habe ich eine sehr große Menge solcher Wiederholungen gefunden. Und wenn ich auch Karl Drescher zustimme, der meint (Nürnberger Festschrift 1894, S. 243), daß an vielen Stellen Hans Sachs selbst dies als eine Flüchtigkeit der ersten Niederschrift für seine gedruckte Ausgabe geändert hat, so bleiben doch noch genug übrig, bei denen wir sagen müssen, daß das Streben nach Deutlichkeit, das zuerst jene Wiederholung eingegeben hatte, auch später lebendig geblieben ist. Aber sogar bei Dichtern, denen wir wegen der Schönheit ihrer Verse bewundernd lauschen, bei Platen und Lenau begegnen Wiederholungen zwar nicht von Formwörtern, aber von Adverbien, so daß wir Uhles Anmerkung keinesfalls gelten lassen können; es müßte denn sein, daß er sich auf den Zusatz überflüssig versteifte. Das wird er aber selbst nicht wollen.

Dresden. **Edm. Goetze.**

6.

Manch.

Es ist ein arger, leider in Norddeutschland stark verbreiteter Mißbrauch, auch vor dem Maskulinum die verkürzte Form manch anzuwenden, die doch einzig und allein vor dem Neutrum zu gestatten ist: „Manch Schild ward da zerbrochen.“ „Manch Knabe ward erschlagen.“ — Der Mißbrauch ist zunächst noch in der Hauptsache auf die gesprochene Sprache beschränkt, beginnt aber auch schon in die Schriftsprache einzudringen, denn Beispiele wie die angeführten finden sich in einer Übersetzung des Nibelungenliedes, die in ein vielgebrauchtes Lesebuch aufgenommen ist.

Solingen. **Hans Hofmann.**

7.

Poetisch und „poietisch“.

In einem Aufsatze von mir über den großen Erforscher des klassischen Altertums, K. Fr. Hermann, weiland Professor in Göttingen, den der „Hann. Courier“, die angesehenste der im Hannoverschen erscheinenden Zeitungen, zum 100sten Geburtstage K. Fr. Hermanns, 4. August 1904 gebracht hat, hatte ich ein Urteil über K. Fr. Hermann im Verhältnis zu E. Curtius und Th. Mommsen so formuliert: „Zwar wäre K. Fr. Hermann nie der Mann gewesen, die von Th. Mommsen und E. Curtius genial inaugurierte Umformung der Altertumswissenschaft in schöpferische, „poietische“, aufbauende Darstellung — also zu deutsch in Wahrheit und Dichtung — für ein größeres Publikum mitzumachen. Dazu stand diesem Gelehrten alten Schlages doch die Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst zu fest. Aber . . . in seiner Art bleibt sein Lehrbuch der griechischen Antiquitäten doch ein Werk ersten Ranges.“

Da mein Wunsch einer mir vorher einzuschickenden Korrektur leider nicht erfüllt war, so hat der Setzer natürlich statt des ihm unbekannten „poietisch“: „poetisch“, und auch dieses in Anführungszeichen, gesetzt und der Korrektor das stehen lassen. Die Anführungszeichen wären bei „poetisch“ natürlich ungerecht-

fertigt gewesen, da sie sich auf ein anderweitig gefälltes Urteil dieses Inhaltes beziehen würden, während doch die geschichtliche Gesamtauffassung und -darstellung jener beiden Meister schwerlich jemand mit diesem Prädikat bedacht hat, wenn dieses auch für einzelne Partien ihrer griechischen bzw. römischen Geschichte zutreffend sein würde und für solche ohne involvierten Tadel hier und da ausgesprochen sein mag. Poetisch kann man die Gesamtdarstellung von Mommsen und Curtius deshalb nicht nennen, weil beiden sicherlich als Ziel vorschwebte die Nachbildung der Sache, wie sie wirklich gewesen ist. Eine poetische Darstellung aber will dem freien Spiel der Phantasie folgen und deren Bedürfnisse befriedigen, sie will die Ideale relativer und konkreter Vollkommenheit in dem, was sie als wirklich erzählt, ausgestalten und gegenständlich werden lassen. Sie ist natürlich kein Trug, sondern höhere Wahrheit, wo man sie voraussetzt und erwartet; wo man aber von dem wirklich Seienden oder Gewesenen hören will, würde sie allerdings eine nicht zu rechtfertigende Täuschung sein.

„Poetisch" in dem eben umschriebenen Sinne ist diejenige Bedeutung, die von dem ursprünglich weiteren Sinne des *ποιητικός* so bestimmt in den allgemeinen Gebrauch dieses Lehnwortes der modernen Sprachen übergegangen ist, daß niemand sich mehr mittels der Anführungszeichen auf fremde Anwendung dieses Wortes zu berufen braucht. Es kann aber vorkommen, daß man in weiterem Sinne von einer schaffenden Tätigkeit sprechen will, die dennoch nicht nach einem Vorbilde schafft, das in der Selbstherrlichkeit der Phantasie und des Wunsches — was ja der naiv treffende mittelalterliche Ausdruck für das vornehme „Ideal" war — seinen Ursprung hat, sondern das in Zuständen, Ereignissen und Handlungen der Gegenwart oder einer Vergangenheit besteht. In dieser Lage, so schaffen zu wollen, befanden sich Mommsen und Curtius bei der Abfassung ihrer Geschichtswerke. Zwei Wege sind da möglich. Entweder man hält sich an die weit zerstreuten Einzelheiten der Überlieferung und baut aus ihnen allmählich das Ganze auf, so weit es sich noch aus den ja nicht ausdrücklich für es abgegebenen, sondern zufälligen und von uns zu kombinierenden Zeugnissen rekonstruieren läßt. Oder man hat in intuitiver Einfühlung, ohne gerade sämtliche Zeugnisse zu benutzen, schon ein Bild des Ganzen in sich herausgebildet und läßt nun aus diesem die Darstellung für andere entströmen, ohne sich Schritt für Schritt an die Stützpunkte der Überlieferung zu halten. Ersteres war das Verfahren der alten Wissenschaft, die natürlich auch neben der Neuerung so bestehen bleibt und für die K. Fr. Hermann ein klassischer Meister ist; letzteres ist das Neue, was der Genius Th. Mommsens und E. Curtius' in der Altertumswissenschaft eingeführt hat. Doch ist zu bemerken, daß auch die Methode K. Fr. Hermanns nicht bis zur Vollendung der Analysis der Überlieferung immer erst so weit ist, wie die Mitteilung der Noten im Lehrbuch jedesmal reicht, sondern, daß auch hier die Reihenfolge der Zitate und der Folgerung aus ihnen schon aus dem Überblick über das Ganze angeordnet ist. Doch bleibt die Darstellung

die analytische. Im Gegensatze zu ihr haftet aber an der anderen in höherem Grade etwas Schaffendes, und dieses ist es, welches ich als, wenn auch nicht poetisch in dem gewordenen Spezialsinn dieses Wortes, so doch als „poietisch“ in weiterem Sinne der dabei geübten Seelentätigkeit ausdrücken wollte. In der θεωρία richtet sich nach Aristoteles' vollkommen zutreffender — und nur etwa gegen gewisse Spielarten der modernen Erkenntnistheorie zu rechtfertigenden — Unterscheidung die Seele nach den Dingen, in der τέχνη die erst zu schaffenden Dinge nach der Seele, genauer nach der Vorstellung, die diese einem Stoffe aufprägen will; eine gewisse mittlere Stellung nimmt die ποίησις ein in dem Falle, daß eine geistige Darstellung halb von einer vorausgängigen θεωρία abhängig ist, das Ergebnis der θεωρία aber zuvor von der Seele zu einem halb ihr eigenen Bilde umgeformt ist. Daß das Wort „poietisch“ nur in der Gattung einer lehrhaften, die Kenntnis des Griechischen bei dem Leser voraussetzenden Darstellung anwendbar ist, versteht sich von selbst. Der beliebte Ausdruck „schöpferisch“ ist mir zu vornehm; ich möchte ihn der Gottheit allein oder von Menschenwerk höchstens der reinen Poesie und Kunst vorbehalten.

Hameln. **Max Schneidewin.**

8.

Zu Schillers Kassandra.

Zu Str. 3 schrieb Düntzer: „Das stille Wandeln paßt nicht wohl zu V. 5 f. („in des Waldes tiefste Gründe flüchtete die Seherin“), wenn wir nicht, was kaum möglich, hierin eine neue Handlung als Folge eines plötzlichen Entschlusses sehen wollen.“ Ein dem Wandeln vorhergegangenes Flüchten könne schon deshalb nicht angenommen werden, weil „warf“ als gleichzeitig damit verbunden werde.

Daß dem Wandeln das Flüchten nicht vorangeht, ist wohl selbstverständlich. Im übrigen ist das Gebaren der Kassandra wohl so vorzustellen: Erst wandelt sie, versunken in ihren Schmerz, still vor sich hin. Sie sucht ihren Schmerz zu bekämpfen. Eine Zeitlang gelingt ihr dies. Dann bricht jener mit elementarer Gewalt hervor. Wie von Furien der Angst gepeitscht, flüchtet die Seherin tiefer in den Wald hinein, „in des Waldes tiefste Gründe“, und wirft dabei die Priesterbinde zur Erde. Dann leiht sie ihrem Schmerze Worte.

Zu Str. 13. — „Doch es tritt ein styg'scher Schatten nächtlich zwischen mich und ihn.“ Schattenbild ihres Verlobten. — Leimbach. Eine Wolke vom Styx. — Düntzer.

Keines von beiden befriedigt. Nach Leimbach würde das Schattenbild ihres Verlobten zwischen sie und ihren Verlobten treten, dieser also zweimal vorhanden sein, einmal tatsächlich, außerdem als Schattenbild. Als letzteres könnte er doch erst erscheinen, wenn er schon tot war. Oder was soll Schattenbild anderes bedeuten?

Und was soll man sich unter einer Wolke vom Styx denken?

Meiner Meinung nach ist von Str. 14 auszugehen. Nach dieser drängen sich Geister in der Jugend frohe Spiele. Es sind die bleichen Larven, die Proserpina ihr zusendet. Diese müssen sich also schon in der Unterwelt befunden

haben, müssen abgeschiedene Geister sein. Sodann ist zu beachten: Sie drängen sich unter die fröhlich spielenden jungen Trojaner und Trojanerinnen. Wenigstens bemerkt das Seherauge der Kassandra sie dort. Drängen sie sich aber unter die spielenden, somit noch lebenden Trojaner, so müssen sie von diesen verschieden sein. Die Larven befinden sich aber darum unter den noch Lebenden, weil diese dem Totenreiche schon verfallen sind.

So ist auch der stygische Schatten eine Geistererscheinung aus der Unterwelt und tritt trennend zwischen sie und ihren Geliebten, weil beide, oder wahrscheinlicher zunächst der letztere, schon dem nahen Tode verfallen sind.

Wann tritt der Schatten auf? Am Tage oder nachts im Traum? Nach Str. 14 kann man getrost annehmen, Kassandra sieht auch diesen stygischen Schatten wie jene Larven am Tage. „Nächtlich" braucht nicht auf die Zeit zu gehen, kann auch die Art bezeichnen, „düster, finster"; kommt doch der Schatten aus der Nacht der Unterwelt.

Zu vgl. sind Theklas Worte in Wallensteins Tod 10, 11, 61—65: „Es füllen sich mir alle Räume dieses Hauses mit bleichen, hohlen Geisterbildern an — ich habe keinen Platz mehr — Immer neue! Es drängt mich das entsetzliche Gewimmel aus diesen Wänden fort, die Lebende!"

Kassel. Prof. **W. Kohlschmidt.**

9.

Goethe und die Marseillaise.

Die Schlußverse des Trauergesangs im 3. Akt des 2. Teils von „Faust"

— Denn der Boden zeugt sie wieder
Wie von je er sie gezeugt —

erinnern an die Verse der Marseillaise:

S'ils tombent, nos jeunes héros,
La terre en produit de nouveaux — (Str. 4).

Es bleibe dahingestellt, ob Beeinflussung Goethes vorliegt, was ja nicht gerade unwahrscheinlich ist, oder ob eine zufällige, jedenfalls aber merkwürdige Übereinstimmung anzunehmen ist.

Solingen. **Hans Hofmann.**

Bücherbesprechungen.

Albert Ludwig. Das Urteil über Schiller im neunzehnten Jahrhundert. Bonn, Friedrich Cohen, 1905.

Unter den schier zahllosen Schriften, die das Schillerjahr gezeitigt hat, ist eine der reizvollsten und lehrreichsten die von der Bonner Gesellschaft für Literatur und Kunst gekrönte Preisschrift Albert Ludwigs, die uns in sehr übersichtlicher, alle weitschweifige Breite angenehm vermeidender Weise vorführt, welche Wandlungen das Urteil über Schiller im vorigen Jahrhundert von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erfahren hat. In fünf Abschnitten behandelt der Verfasser sein Thema: der erste gilt der Zeit von Schillers Tode bis 1830, der

zweite behandelt die dreißiger, der dritte die vierziger, der vierte die fünfziger Jahre, der fünfte endlich faßt die Zeit von 1860 bis zur Gegenwart zusammen. Es wäre wohl sachlich richtiger gewesen, die achtziger und neunziger Jahre — die letzten acht Seiten der Schrift — als selbständigen sechsten Abschnitt abzutrennen.

Ludwig zeigt zunächst, wie zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Neuhumanismus noch eine Sache von wenigen war, wie der alte Rationalismus sich zwar anschickte, mit Schiller seinen Frieden zu machen, wie weit jedoch des Dichters Anerkennung durch ihn noch von wirklichem Verständnis entfernt war, während die Tendenz der dritten geistigen Zeitströmung, der Romantik, Schiller entschieden feindlich genannt werden muß; ja Wilhelm Schlegels Berliner Vorlesungen über schöne Literatur (gehalten 1801—1803) schwiegen des Dichters Namen geflissentlich tot, und seine Wiener Vorlesungen über dramatische Kunst (1808), in denen Schiller unmöglich übergangen werden konnte, laufen in ein Lob des Menschen, nicht des Dichters aus. Die Abwendung der Romantik von Schiller beruhte auf dem sachlichen Gegensatze ihrer Kunstanschauungen, der durch persönliche Einflüsse verschärft wurde. In den Zeiten des Freiheitskampfes zwar ging weiten Kreisen des Volkes die Überzeugung auf, daß Schiller ein nationaler Dichter war, und Jean Paul war der erste, der ihm gegenüber den Strömungen des Tages den gebührenden Platz anwies; aber nach dem Kriege trat der Einfluß der romantischen Theorien immer stärker hervor, und für die Fehler seiner Nachahmer verantwortlich gemacht, wurde Schiller angeklagt, die deutsche Dramatik auf einen falschen Weg geführt zu haben. Die allgemeine Stimmung spiegelte sich in Tiecks Kritik, und besonders bezeichnend für das Urteil jener Zeit über Schiller können die Wandlungen genannt werden, die Platens Meinung von ihm durchmachte.

Gegen Ende der zwanziger Jahre ward Schillers Dichtung wieder zeitgemäß und die Begeisterung für ihn von den romantischen Fesseln befreit: Schiller ward der Lieblingsdichter der Kreise des mittleren deutschen Bürgerstandes, deren Ideale und Tendenzen seit etwa 1830 im deutschen Leben maßgebend wurden. Doch lag darin auch eine Gefahr für die Schätzung des Dichters: wenn seines Ruhmes Gebäude nur auf der Übereinstimmung mit einer Parteidoktrin ruhte — und die Vorkämpferschaft Menzels und Börnes bezeugte das —, so konnte ein neuer Wechsel der politischen Ideen es bald stürzen. Zwar wurden eben damals für eine spätere wirkliche Würdigung Schillers die Vorbedingungen geschaffen: 1828 gab Goethe seinen Briefwechsel mit dem verstorbenen Freunde heraus, das gleiche tat 1830 Wilhelm v. Humboldt, und seine gedankenschwere Vorrede bedeutet den ersten Versuch, Schillers gewaltige geistige Persönlichkeit zu begreifen und darzustellen; in demselben Jahre veröffentlichte des Dichters Schwägerin Karoline v. Wolzogen die erste Beschreibung seines Lebens. Aber die im Jahre 1837 unter dem Titel „Schillers Album" erschienene Zusammenstellung von Urteilen, Gedichten und Aussprüchen über Schiller, deren Urheber fast durchaus der liberalen Partei angehörten,

ließ die Gefahr, daß der große Dichter des deutschen Volkes zum Gegenstand einseitiger Parteiverehrung werde, deutlich genug erkennen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich dagegen von anderer Seite gleich parteiischer Widerspruch erhob, dessen Mittelpunkt Hengstenbergs „Evangelische Kirchenzeitung" bildete, und selbst die Begeisterung des „Jungen Deutschland" erfuhr durch Wienbargs „Ästhetische Feldzüge", in denen dieses den maßgebenden Ausdruck seiner Überzeugungen sah, eine beträchtliche Einschränkung. Doch das waren die Anschauungen von Parteigruppen, nicht die der Allgemeinheit, bei der sich vielmehr Schillers Volkstümlichkeit damals ihrem Gipfel näherte.

Die Zeit der vierziger Jahre war von der Politik beherrscht, literarische Interessen traten entschieden in den Hintergrund; diese Zeit sah in dem Schöpfer des Posa und des Tell den Dichter der politischen Tat. Die Schillerverehrung fand in Sachsen eine Organisation: in jährlichen Geburtstagsfesten feierte man den Dichter als den Begleiter des lebenden Geschlechts in seinen politischen und nationalen Kämpfen, geradezu als den Vertreter der Nation. Indessen zeigt sich doch eben damals ein Fortschritt in der Würdigung Schillers: man bemühte sich nun mehr, wirklich in sein dichterisches Schaffen einzudringen; das beweist besonders Gutzkows Rede von 1851. Eigentlich literarische Gesichtspunkte freilich waren in dem Urteil über Schiller noch immer nicht zur Herrschaft gelangt. Dazu hätte Hoffmeisters 1842 vollendetes Werk „Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang" verhelfen können, wenn es in weitere Kreise gedrungen wäre. Dagegen spielt eine bedeutsame Rolle in der Geschichte des Urteils über Schiller Gervinus, dessen „Geschichte der National-Literatur der Deutschen" die Grundlage der literarhistorischen Fachwissenschaft werden sollte. Das Charakterisieren wurde bei ihm leider zum Kritisieren, und zwar zum vorwiegend absprechenden: über dem Aufsuchen von Schwächen und Fehlern im einzelnen kommt er nicht zum Genuß des Ganzen und vergißt dabei völlig die höchste Aufgabe des Kritikers, die Absichten des Dichters zu ergründen. Gervinus' Werk zwar wurde nicht volkstümlich, aber für die Verbreitung seiner Anschauungen sorgte Vilmar, der, ganz auf Gervinus' Schultern stehend, einen noch bedeutend schärferen Ton anschlug. Er ist der Vater der bemitleidenswerten Torheit, daß Schiller zwar ein Dichter für die Jugend sei, daß aber der gereifte Mann seine Poesie überlebt habe. Zu einer gerechteren Würdigung Schillers kamen auch in dieser Zeit einige vereinzelte Dichter, deren Urteil freilich auf die Zeitströmung keinen Einfluß zu üben vermochte: Grillparzer besonders erkannte in Schiller das Vorbild für das deutsche Drama und wies zuerst darauf hin, daß er die charakteristische Form für unsere Tragödie geschaffen hat. Eine Entwickelung durch verschiedene Perioden zu einer Würdigung Schillerscher Kunst zeigt das Verhältnis Hebbels zu Schiller, jenes großen Dichters, dessen dramatisches Schaffen in Bahnen wandelte, die mit denen Schillers in vielen Beziehungen parallel gehen.

In den angedeuteten Bahnen bewegte sich das Urteil über Schiller auch in den fünfziger Jahren: die Verehrung für Shakespeare trübte wie bei

Gervinus auch Hettners Blick für die Leistungen des deutschen Dramatikers derart, daß auch seine Kritik hauptsächlich negativ blieb. Wie sehr die volkstümliche Literaturgeschichte auf Hettners Spuren ging, zeigt besonders deutlich Julian Schmidt, und selbst der gelehrte und feinsinnige Theodor Vischer beurteilte unter dem Einfluß seiner philosophischen Theorien Schiller nicht wie er war, sondern wie er danach hätte sein sollen. Dann aber kam das Schillerfest von 1859, ein begeisterter Preis des Dichters der Freiheit, des Vaterlandes und des Ideals, ein Bekenntnis des weitaus größten Teiles der Nation zum Idealismus, eine wahre Volksfeier in allen deutschen Gauen, kein bloß literarisches Jubiläum: der Name Schiller war das Symbol für alles, was man von einer besseren Zukunft für Volk und Vaterland hoffte. Das bezeugte das 1860 erschienene „Schiller-Denkmal", eine Sammlung von 340 Festgaben des Gedenkjahres, und dazu stimmten gleichmäßig Emil Palleskes Lebensbeschreibung und Johannes Scherrs volkstümliches Buch „Schiller und seine Zeit".

In den sechziger Jahren trat in der Schiller-Literatur ein gewisser Stillstand ein: der Flut von 1859 folgte die Ebbe. Daß deshalb das Interesse für den großen Dichter nicht geringer geworden war, bewiesen die Träger der deutschen Nationalliteratur, die durchweg Verehrer von Schillers Kunst waren, voran Keller und Freytag. Als aber durch die Siege von 1866 und 1870 die politische Einheit und Freiheit errungen war, da verlor das Bürgertum allmählich das Verständnis dafür, wie es in Schiller den Künder innerster Herzenssehnsucht hatte sehen können; nun trug die nörgelnde Kritik von Gervinus und Hettner unbeabsichtigte Früchte: brauchte man Schiller nicht mehr als Sänger der Freiheit, was war sonst an ihm? Da wirkten segensreich die Schulen als die Stätten, wo man sich ernsthaft um sein und seiner Dichtung Verständnis mühte, und der Erfolg war augenscheinlich in der Verbreitung der Bekanntschaft mit Schiller. Freilich lag darin die Gefahr, daß der Dichter nun nur als Schuldichter betrachtet, von den Erwachsenen aber als überwundener Standpunkt angesehen werde. Das Höchste, was an Verständnislosigkeit für Schiller geleistet werden konnte, fand sich damals (1871) in Otto Ludwigs „Shakespearestudien"; hier waren alle die Angriffe der romantischen Schillerfeinde und gelehrten Shakespeareverehrer zu einer vernichtenden Anklage zusammengefaßt. Und wie Ludwig durch seine Begeisterung für Shakespeare, war Hermann Grimm durch seine ebenso einstige Vergötterung Goethes für jeden anders gearteten Geist blind geworden, so daß er gegen Schiller Anklagen schleuderte, die sich nicht nur gegen den Dichter, sondern auch gegen den Menschen richteten und in denen sich Torheit und Bosheit zu einer höchst betrüblichen Schmähung des edlen Namens Grimm verbanden. Das auffallende Stocken der literarischen Beschäftigung mit Schiller ist aber nicht allein auf den Einfluß dieser Männer und die in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre entstandene Goethe-Philologie zurückzuführen, für die Schätzung Schillers wirkten ebenso ungünstig das Eindringen des Franzosentums in unsere Literatur, die

Philosophie Schopenhauers, die wachsende Bedeutung der sozialen Frage und die durch die naturwissenschaftlichen Theorien bewirkte Veränderung des Weltbildes. In Nietzsche entartete die Schillerentfremdung zur Schillerverachtung, und das realistische Geschlecht der achtziger Jahre hielt Schiller für bloß historisch, also tot; das lehrte Heinrich von Treitschke so gut wie Adolf Bartels.

Und doch haben all diese Angriffe der Schätzung Schillers nicht dauernd gefährlich werden können. In aller Stille wurde durch die literarhistorische Wissenschaft die Grundlage geschaffen für eine gerechte Würdigung seiner Kunst. Die Werke von Fielitz, Scherer, Weltrich, Brahm, Minor, Bellermann, Wychgram, Harnack, Weitbrecht, Bulthaupt u. a. beweisen, daß eine Wandlung zum Besseren eingetreten ist: sie lehrten den Ewigkeitsgehalt von Schillers großer Dichtung erfassen. In vollendeter Weise legte Rudolf Eucken dar, was uns an Schiller bindet: das universale Reich seelischer Innerlichkeit. Gerade heute brauchen wir unsere Klassiker als Lehrer und Erzieher; möge Schiller, dieser mannhafteste deutsche Dichter, auch in Zukunft der hütende Genius unseres Volkes sein!

Dresden. **Edmund Bassenge.**

Wilhelm von Scholz, Hebbel. Verlag Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig.

Von der Monographien-Sammlung „Die Dichtung", herausgegeben von Paul Remer, ist der 28. Band erschienen, in welchem Wilhelm von Scholz Hebbel charakterisiert. Die tiefe und feine Studie wird der Hebbel-Gemeinde, welche erfreulicherweise in stetem Wachsen begriffen ist, eine willkommene, wertvolle Gabe sein. Eine Reihe wohlgelungener Bilder des Dichters und solche von Darstellern seiner Gedanken beleben das von Heinrich Vogeler mit geschmackvollem Buchschmuck versehene Büchlein.

Dresden. Lic. Dr. **Warmuth.**

Lehrplan für Sprachübungen von Dr. R. Michel und Dr. G. Stephan. 120 S. gr. 8. Leipzig, B. G. Teubner, 1904.

Ein Buch mit einem verfehlten Titel. Unter einem Lehrplan versteht man doch sonst in der Regel ein Buch, dessen Aufgabe in der Verteilung des Unterrichtsstoffes auf gewisse Abschnitte der Schulzeit besteht. Hier aber handelt sich's nicht um die Verteilung, sondern um den Stoff selbst und seine methodische Verwertung, ja im letzten Grunde um nichts Geringeres als um eine völlige Neugestaltung des ganzen grammatischen und orthographischen Unterrichts. Man merkt es dem Buche an, daß es aus einer genauen Vertrautheit mit den Bedürfnissen der Schule herausgewachsen ist und zugleich auf selbständiger und gründlicher Fachkenntnis beruht. Es beginnt mit einer Darstellung der Art, wie die Schüler aus mundartlicher Befangenheit zu befreien und zum richtigen mündlichen Gebrauche der Schriftsprache zu führen sind. Daß es, besonders in Schulen mit geringer Stundenzahl, nicht möglich ist, dies Ziel auf dem

Wege einer allmählichen unbewußten Aneignung des Richtigen zu erreichen, selbst wenn der Lehrer alles Dialektische mit Haß und Strenge verfolgt, weiß jeder, der in solchen Dingen ein Urteil hat. Die Verfasser achten die Mundart, wollen aber, daß der Schüler die Unterschiede zwischen Mundart und Schriftsprache durch stete Vergleichung klar erkennen lerne, damit er gerade dadurch vor einer unzulässigen Vermischung beider Sprachformen bewahrt werde. Also eine Art vergleichender Sprachwissenschaft schon in der Volksschule, — ein Gedanke, der wahrscheinlich später einmal für ebenso selbstverständlich gelten wird, wie etwa heute der Gedanke der vergleichenden Erdkunde. Wiederholt wird darauf aufmerksam gemacht, daß der Hauptzweck der Sprachübungen keineswegs darin bestehe, den Sprachschatz der Schüler zu bereichern; diese Aufgabe wird dem Sachunterricht und dem Leseunterricht zugewiesen. Die Schüler sollen nicht äußerlich anwenden, was sie innerlich vielleicht noch nicht mit Sicherheit beherrschen; denn es lasse sich für die Sprachentwickelung nichts Gefährlicheres denken, als wenn man die Schüler gewöhne mit Worten und Gedanken zu hantieren, deren völliges Verständnis ihnen noch nicht aufgegangen sei. Man sieht, die Anschauungen der Verfasser begegnen sich mit Forderungen, die schon der Begründer dieser Zeitschrift erhoben hat, die aber, soviel man auch Hildebrands Namen im Munde führt, doch in der Praxis auch heute noch wenig Beachtung gefunden haben. Auf etymologische Erklärungen, die das Sprachverständnis vertiefen und die synonymische Gewandtheit fördern, wird großer Wert gelegt, doch alles fern gehalten, was der Schüler nicht selber finden und verwenden kann. Jede Sprachübung soll dem Stil- und Aufsatzunterrichte dienen. Der Schüler soll geübt werden, über jeden Gegenstand eigene Gedanken zu sammeln und diesen Gedanken einen selbständigen Ausdruck zu geben, leblose Dinge zu beleben, jeden Satz fragend so lange auszugestalten, bis er selbständig, vollständig und verständlich ist, vielumfassende Begriffe und allgemein bezeichnete Vorgänge in anschauliche Einzelheiten zu zerlegen und diese in richtiger Folge darzustellen, abstrakte, unvolkstümliche, veraltete Ausdrücke mit volkstümlichen zu vertauschen, einen bestimmten Gedanken in den verschiedensten syntaktischen Formen auszudrücken usw. Wie das zu machen ist, wird an Beispielen aus dem Sprichwortschatze gezeigt. Von der Grammatik, wie sie in den meisten Schulen betrieben wird, halten die Verfasser nicht viel, insbesondere wenden sie sich gegen den Gebrauch unnötiger und außerhalb der Schule nicht üblicher Kunstausdrücke, in deren Erklärung, Einprägung und Anwendung vielfach das Wesen und die Aufgabe der Schulgrammatik gesucht wird.

Neu und recht beachtlich ist der Vorschlag, die Besprechung und Verbesserung der sogenannten Sprachfehler, d. h. der Erscheinungen, die im heutigen guten Schriftdeutsch nicht mehr zulässig oder üblich sind, statt an willkürlich gebildete Sätze aus der Umgangssprache oder an Beispiele aus Schülerarbeiten, an ausgewählte und den Schülern bekannte literarische Beispiele aus dem Frühneuhochdeutschen anzuschließen. Der hierfür gebrauchte Ausdruck Übersetzungs-

aufgaben trifft zwar die Sache, wird aber manchem zunächst befremdlich erscheinen.

Der „Lehrplan“ muß als ein bedeutsamer Beitrag zur Reform des deutschen Unterrichts bezeichnet werden und verdient weitgehende Beachtung. Im gleichen Verlage ist dazu als Schülerheft erschienen: Sprachübungen. Stoffsammlung zu Übungen in Aussprache, Grammatik, Orthographie und Schönschreiben. Mit einem Anhang allgemeiner Stilregeln von Dr. Michel. Preis brosch. 20 Pf.

Leipzig. Dr. **Tetzner.**

Wilhelm Münch, Gestalten vom Wege. Band 42 der Deutschen Bücherei. 105 S. Berlin, Verlag von H. Neelmeyer.

Daß Münch ein Menschenkenner ist, wußten wir aus seinen pädagogischen Schriften längst; in diesem liebenswürdigen Büchlein zeigt er gewissermaßen, wie man's wird: durch liebevolle Menschenbeobachtung. Es sind schlichte und merkwürdige, gebildete und strebende, stille und laute Leute, die er am Lebenswege getroffen, genau angesehen hat und nun plastisch schildert; kein eigentlich minderwertiger Mensch ist darunter; der milde Glanz eines weisen Humors bedeckt gütig alle Schwächen, Ecken und Kanten. Abgeschlossene Geschichten, etwa in Novellenform, gibt Verfasser bis auf eine nicht — aber die Tragik liegt eben oft im Leben nicht in der Katastrophe, sondern in der ganzen Existenz. Ein Büchlein, in stillen Stunden zu lesen, auch im Familienkreise vorzulesen, wenn die Lampe freundlich brennt. — Wie billig man doch heute gute Lektüre haben kann! 25 Pfennig (hübsch gebunden 50 Pf.) kostet ein Bändchen von über 100 Seiten, und es sind in der vortreffliche Werke der Literatur und Wissenschaft enthaltenden „Deutschen Bücherei“ solche von über 180 Seiten Text. Münchs Werkchen ist ja freilich mehr für gereifte, beschauliche Alte, aber sonst sind die Bändchen sehr geeignet, Schülern, besonders der obersten Klassen, in die Hand gegeben zu werden.

Berlin. **E. Grünwald.**

Cläre Greverus Mjörn, Auf Gottes Wegen. Roman von Björnstjerne Björnson. Aus dem Norwegischen übersetzt. München, Verlag von Albert Langen, 1903.

Die Übersetzung des bereits vor 15 Jahren erschienenen Romans, welcher eine gewisse Verwandtschaft mit dem Drama „Über unsere Kraft“ hat, verdient hauptsächlich deswegen Anerkennung, weil sie den eigentümlichen Stil Björnsons stets wieder erkennen läßt, ohne in eine künstliche deutsche Sprechweise zu verfallen. Die Schlußworte der Erzählung „Wo gute Menschen gehen, da sind Gottes Wege“ geben ihre Tendenz an, nämlich die Darstellung der Umkehr des Dogmenmenschen Ole Tuft zum wahren Menschentum. Die in dem Roman auftretenden Figuren zeigen größtenteils eine gewisse geistige Beschränktheit, mit der sie sich, wenn ein wahrhaft echtes Liebeswerk von ihnen verlangt wird, hinter ihren Glauben verschanzen, so der fanatische Pastor und seine

Frau Josefine, die mit ihrer Selbstgerechtigkeit das Glück eines reinen Menschenkindes Ragni und ihres Gatten Kallem, des Bruders Josefines, vernichten. Wenn auch erstere eine geschiedene Frau von großer Dogmenfeindschaft ist, so ist dagegen ihre Herzensreinheit geradezu rührend. Ole Tuft verschließt sich gegen Kallem hauptsächlich aus Eifersucht auf die Liebe seiner Frau zu ihrem Bruder, weniger wegen der Verschiedenheit der beiderseitigen Anschauungen, ebenso Josefine gegen Ragni. Es handelt sich also im Roman vorwiegend um Konflikte der Liebe, weniger des Glaubens, und gerade dieser Umstand erhöht den Wert der an und für sich schon sehr bedeutenden Arbeit wesentlich.

Hettstedt. Dr. **Karl Löschhorn.**

1. Voß' Luise und die Entwickelung der deutschen Idylle bis auf Heinrich Seidel. Von Prof. Dr. W. Knögel. — Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Lessing-Gymnasiums zu Frankfurt a. M. Ostern 1904. 45 S.
2. Dr. Alfred Schmidt. Zur Entwickelung des rhythmischen Gefühls bei Uhland. Zugleich ein Beitrag zur Theorie der neuhochdeutschen Strophenformen. Theodor Ungers Verlag, Altenburg S.-A. 1904. — 124 S. nebst vier tabellarischen Übersichten.
3. Richard Eduard Ottmann. Ein Büchlein vom deutschen Vers. Gießen 1900. Verlag von Emil Roth. Brosch. 2,40 M., geb. 3 M. VI, 178 S.
4. Neue Studien über Heinrich von Kleist. Von Dr. Berthold Schulze, Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1904. 92 S.

Die erste der genannten Schriften von Knögel verdient wegen ihres gediegenen Inhalts und ihrer ansprechenden Darstellung die volle Beachtung jedes Literaturfreundes. Der Verfasser setzt in seiner Darstellung mit der Würdigung der bekannten Vossischen Dichtung ein. Ohne blind zu sein gegen die bekannten in den Literaturgeschichten genügend hervorgehobenen inhaltlichen Mängel der Plattheit, mit der z. B. ausführlich das Essen und Trinken geschildert wird, der Breite, des losen Zusammenhangs der Teile, weiß er doch die Verdienste des niederdeutschen Dichters, die besonders in der von ihm für seine Nachfolger auf dem Gebiet der Idylle gegebenen Anregung bestehen, gebührend hervorzuheben. Knögel betont namentlich, daß Voß, beeinflußt durch seine Homerstudien, abweichend von dem klassischen Muster, das Theokrit in dieser Dichtungsart gegeben, in der Luise den entscheidenden Schritt zur epischen Idylle getan hat (S. 17), und daß Goethe in seinem „Hermann und Dorothea", so hoch er sonst über ihm stehen mag, nach dieser Hinsicht von seinem niederdeutschen Vorgänger gelernt hat. Vor allem ist anzuerkennen, daß der Verfasser dieser Abhandlung aus dem Vollen einer gründlichen literarhistorischen Bildung schöpft, die weit über das hinausgeht, was im allgemeinen über die Idylle und ihre Entwickelung in Deutschlands Dichtung zu sagen wäre. Hier gilt so recht das Wort Ciceros: Ex rerum copia redeat atque abundet

oratio. Der Verfasser weiß ebensosehr Bescheid in der antiken wie in der modernen Literatur, in den Werken eines Horaz, Vergil und Kallimachus, wie in den Schriften Erwin Rhodes, Viktor Hehns und Jakob Burkhardts Kultur der Renaissance in Italien.

Was nun die Aufgabe betrifft, die sich Knögel gestellt hat, so sind hierfür die Worte maßgebend auf S. 6: „Für die folgende Untersuchung ergeben sich die Grenzlinien daraus, daß die Vossische Luise nicht bloß den Ausgangspunkt, sondern auch — in einem gewissen Sinne — den Mittelpunkt der Erörterung bildet. Es werden demgemäß nur idyllische Erzählungen größeren Umfangs in poetischer, aber auch in prosaischer Form herangezogen, soweit ihre Sprache die hochdeutsche ist." Auch die Humoristen will Knögel von seiner Abhandlung ausschließen, da nach seiner Ansicht Humor und idyllisches Empfinden sich keineswegs decken. Offenbar waren hier Rücksichten auf die enggesteckten Grenzen eines Schulprogramms maßgebend, und so ist es denn bedauerlicherweise geschehen, daß Hebels Idyllen, die schon unser Goethe so hochschätzte, gar nicht besprochen sind, und daß auch, um von andern zu schweigen, Jean Paul mit seinem Schulmeisterlein Maria Wuz gar nicht erwähnt sind, die doch so ganz und rein den Charakter der Idylle darstellen, so wie ihn Schiller in der nie veraltenden Abhandlung: Über naive und sentimentalische Dichtung kundgibt, nämlich „die Menschen im Stand der Unschuld, d. h. in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen darzustellen". Für die Darlegung der Entwickelung der idyllischen Dichtung innerhalb der deutschen Literatur hätte jedoch der Verfasser recht wohl Raum gewinnen können, wenn er die Vossische Dichtung zwar als Ausgangs-, nicht aber zugleich als Mittelpunkt seiner Abhandlung hätte nehmen wollen. Doch soll durch diese Bemerkungen der Wert der trefflichen Arbeit keineswegs herabgesetzt werden, die auch durch die Vergleiche am Schlusse zwischen der modernen Idylle und dem modernen sozialen Drama, wie durch den Ausblick auf die Idylle der Zukunft sehr anregend auf den Literaturforscher wirkt. Von Druckfehlern habe ich bemerkt auf S. 28, wo die Idyllen Vossens und Hebbels (Mutter und Kind) mit den Dramen des Sophokles und Shakespeare verglichen werden: si magna licet componere parvis für: si parva licet componere magnis. So lautet wenigstens der Vers bei Vergil, Georgica IV, 176. Statt Horaz, Carm. II, 1600, 13 ff. muß es heißen II, 16, 13 ff. Der Druck ist deutlich, die auf den Inhalt sich beziehenden Randnoten erhöhen die Brauchbarkeit. Wünschen wir, daß der Verfasser bald Gelegenheit nehmen möge, in einem ausführlicheren Werke vom geschichtlichen und künstlerischen Standpunkte das Wesen der Idylle in unserer deutschen Literatur darzulegen.

Wenn die eben besprochene Abhandlung bei all ihrer Gründlichkeit einen mühelosen Genuß für jeden literarisch gebildeten Leser gewährt, so kann man dies von dem an zweiter Stelle erwähnten Werke Schmidts: Zur Entwickelung des rhythmischen Gefühls bei Uhland, durchaus nicht sagen. Es will langsam und in kleinen Portionen studiert sein. Der seinerzeit hoch-

angesehene Altphilologe Ritschl machte sich einmal in seinem Kolleg über Metrik über diejenigen lustig, die behaupteten, zum Studium dieses Teiles der Philologie gehöre Anlage. Nun hat zwar Ritschl nur von antiker Metrik gesprochen, aber so viel ist sicher trotz des Spottes, daß nicht jeder Philologe, mag er nun die altklassischen oder die neueren Sprachen als sein Arbeitsfeld erwählt haben, für Lösung metrischer Fragen und Aufgaben geeignet erscheint. Das beweist deutlich der geringe Umfang der metrischen Abhandlungen und Doktorarbeiten gegenüber denen aus den übrigen Gebieten der Philologie. Auch ich fühle mich nicht berufen, dem gelehrten und von peinlichster Sorgfalt hinsichtlich des statistischen Materials bei seinen Untersuchungen geleiteten Verfasser auf seinen oft dunklen und schwierigen Pfaden allenthalben zu folgen. Dies zu tun muß ich einer speziell germanistischen Zeitschrift überlassen, die für metrische und rhythmische Untersuchungen über einen eigenen Referenten verfügt. Ich beschränke mich aus diesen Gründen auf eine Inhaltsangabe des Buches, die die in ihm gegebene durch Angabe der Seitenzahlen ergänzt, und einige Bemerkungen.

Nach einem kurzen Vorwort, aus dem hervorgeht, daß dieses Werk den Vorlesungen und metrischen Übungen im germanistischen Seminar von Prof. Köster in Leipzig sein Entstehen verdankt, wenn auch nicht seine jetzige Fassung, behandelt Schmidt in der Einleitung S. 5—14: Wesen einer gesunden metrischen Betrachtungsweise, Überblick über den gegenwärtigen Stand der metrischen Untersuchungen zu Uhlands Gedichten, Entwickelung der speziellen psychologisch-musikalischen Gesichtspunkte für die folgende Untersuchung. Als Textgrundlage hat dem Verfasser die Kritische Ausgabe der Uhlandschen Gedichte von E. Schmidt und Hartmann gedient. Der erste sehr umfangreiche Teil zerfällt in 2 Abschnitte. Die Überschrift des ganzen Teiles lautet: Der Rhythmus als sinnlicher Eindruck (ohne Beziehung auf den Wortsinn). Der 1. Abschnitt ist betitelt: Durchsichtigkeit und organische Geschlossenheit der Strophenformen in Uhlands Gedichten und reicht von S. 15—55; der 2. überschrieben: Formenreichtum und -wechsel innerhalb der Strophen von S. 55—86. So umfaßt also dieser 1. Teil weit über die Hälfte des aus 124 Seiten bestehenden Werkes. Teil 2 handelt vom Rhythmus als sinnlichem Eindruck in seinem Verhältnisse zum Inhalt, und zwar im 3. Abschnitt vom Auftakt bei Uhland S. 87—101. Erst im 4. und letzten S. 101—124, der überschrieben ist: R h y t h m i s c h e r u n d l o g i s c h s y n t a k t i s c h e r B a u i n U h l a n d s D i c h t u n g e n i n i h r e m V e r h ä l t n i s z u e i n a n d e r, finden sich Bemerkungen und Gedanken, die für den U n t e r r i c h t i n d e r S c h u l e nutzbar gemacht werden können. Alles Vorhergehende ist lediglich für die Wissenschaft von Bedeutung. Ich verweise hier auf das klare Schema, das über den Wechsel der Stimmungen in dem Gedichte: Der blinde König gegeben ist, S. 103. Besonders glücklich hat Schmidt S. 111 die vielfachen und feinen Beziehungen, die im T a i l l e f e r Inhalt und Rhythmus zueinander haben, durch ein sehr übersichtliches Schema wiedergegeben. Man kann nur sehr bedauern, daß dies

nicht öfter geschehen ist. Vielleicht entschließt sich der gelehrte Verfasser einmal dazu, in einer für die Schule geeigneten Form die Gedichte Uhlands in ähnlicher Weise zu zergliedern. Am Schlusse seines Werkes sucht Schmidt die Frage zu beantworten, auf deren genaue Beantwortung er aber verzichten muß: „Bis zu welchem Grade werden die metrischen Kunstmittel von Uhland bewußt angewandt?“ Vier Tabellen, welche die sechs Strophentypen A—F der Gedichte Uhlands statistisch darstellen sollen, schließen das Ganze ab.

Einen anderen Charakter als die eben erwähnte Schrift trägt die von Ortmann, die über den deutschen Vers überhaupt spricht, nicht bloß über den Uhlands. Der 1. Hauptteil S. 1—81 ist überschrieben: Der deutsche Volksvers, der 2.: Der deutsche Kunstvers S. 82—140. Metrische Kenntnisse werden nicht vorausgesetzt, vielmehr stellt sich der Verfasser auf den Standpunkt des Schülers, nicht des akademisch Gebildeten. Ortmann beginnt gleich mit Eichendorffs Ballade: Die stille Gemeinde, deren Rhythmen am Rande rechts und links vom Texte bezeichnet sind, und zwar ist links bloß eine Bezeichnung der Hebungen:

– – / – / – / – / Von Bretagnes Hügeln, die das Meer
/ – / – / – Blühend hell umsäumen,
/ – – / – / – / Schaute ein Kirchlein trostreich her
– – // – / – Zwischen uralten Bäumen,

während rechts zwischen Tonstellen 1. und 2. Grades: / und \ geschieden wird. Zwei senkrechte Striche deuten auf eine Pause des Tones hin.

— — ‖ / — | / — | \ — | /
/ — | \ — | / —
\ — — | / — | / — | /
— — ‖ / | \ — | / —.

Hierauf spricht Ortmann über Vers und Strophe, Reim und Assonanz, dann über Versbau und Senkung, und zwar sehr ausführlich S. 13—40. Immer wieder kommt er zur Erläuterung seiner Theorie auf das genannte Gedicht zurück. So weit geht der Elementarkursus A, an dessen Schlusse eine metrische Aufgabe angefügt ist. Es soll nämlich Schillers Bürgschaft nach den hier gegebenen Regeln rhythmisch gegliedert werden. Auf S. 40 beginnt unter der Bezeichnung B der Ergänzungskursus. Ihm ist Goethes Erlkönig zugrunde gelegt, auf den der Verfasser immer wieder zurückkommt in seinen Auseinandersetzungen. Der Verfasser behandelt jetzt erst die Strophenform, und zwar vom geschichtlichen Standpunkte, sodann in derselben Weise den Reim S. 45—53, endlich die Alliteration S. 53—72. Der 2. Abschnitt des 1. Hauptteils führt die etwas seltsame Überschrift: Der volkstümliche Vers mit Entwertung der zweitgradigen Tonstellen. Ihm liegt zugrunde Simrocks poetische Erzählung: Die Eichelsaat und das Gedicht von Kopisch: Der Trompeter. Von diesem Abschnitt kann man sagen, er sei sehr esoterisch gehalten.

Im 2. Hauptteil wird der deutsche Kunstvers behandelt. Über ihn sagt der Verfasser folgendes: Durch regelmäßige Ausgleichung eines volkstümlichen

Versmusters entsteht der (streng schematisch geregelte) Kunstvers. Freilich ist hier zu wenig unterschieden zwischen solchen Vers- und Strophenformen, die entschieden auf deutschem Boden entstanden sind, und ausländischen. So folgt auf Hoffmann von Fallerslebens Morgenlied: Es taget in dem Osten, Es taget überall. Erweckt ist schon die Lerche, Erwacht die Nachtigall, und auf Freiligraths Auswanderer ohne allen Übergang das Sonett an das Sonett von A. W. von Schlegel, dann Alexandriner, und zwar von Rückert: Angereihte Perlen, von Dingelstedt: Hessische Sage, und dann wieder das kecke, echt deutsche Frühlingslied Julius Mosens: Was ist das für ein Ahnen so heimlich süß in mir? Was ist das für ein Mahnen? Heraus, heraus mit dir, du Träumer aus der Wintergruft, Heraus, heraus zur Frühlingsluft, heraus! Eine kurze Auseinandersetzung über den Hexameter und Pentameter S. 134—140 schließt den Text des Werkes ab, dem dann ein ausführliches Register S. 141—178 beigegeben ist. — Auch diese Schrift dürfte ebenso wie die vorige nicht für einen größeren Leserkreis sich eignen, wenn sie auch faßlicher geschrieben ist als die von Schmidt. In der deutschen Poetik, von der die Metrik einen Unterteil bildet, ist trotz Minor, Sievers und Meumann[1]) noch viel zu tun. Wichtiger aber als die rein rhythmischen Erörterungen über Auftakt, Verhältnis der Hebungen und Senkungen, Hochton und Tiefton, synkopierte Senkungen, schwebende Betonung u. dgl. mehr, wie sie die beiden eben besprochenen Werke ausfüllen, so wertvoll, ja unentbehrlich sie auch sein mögen, scheint es mir zu sein, einmal und zwar mit entschiedener Betonung des Inhalts einer Dichtung die verschiedenen Formen der Dichtung geschichtlich zu betrachten, und zwar auf dem Gebiete der deutschen Literatur. An solchen geschichtlich-ästhetischen Betrachtungen fehlt es noch sehr. Welti hat im Jahre 1882 eine Schrift unter dem Titel: Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung, erscheinen lassen, dabei aber leider diese Strophenform, die ja doch erst nach Goethe häufiger in unserer Literatur auftritt, in ihren neueren Erscheinungen sehr summarisch behandelt.

Was nun die Neuen Studien über Heinrich von Kleist von Dr. Berthold Schulze betrifft, so scheint sich hier der alte Satz zu bewähren, daß an Heinrich von Kleist noch mancher seine Sporen als Kritiker verdienen will. Es ist merkwürdig, daß über Leben, Charakter, Schriften dieses Dichters, der nur ein Alter von 35 Jahren erreichte, so viel und zum Teil so Abweichendes berichtet worden ist, daß neben Verurteilungen des Menschen Kleist es doch auch an Ehrenrettungen für ihn nicht gefehlt hat, zu denen die obige Schrift gehört. Selbst über den Geburtstag des Dichters schwankte man lange Zeit. Nach L. Tiecks Vorgange nahm man den 10. Oktober 1776 an, bis durch die Nachforschungen Karl Siegens im Garnisonkirchenbuch zu Frankfurt a. O. der 18. Oktober festgestellt wurde.[2]) Die 1. Gesamtausgabe der Werke Heinrich

1) Meumann, Untersuchungen zur Psychologie und Ästhetik des Rhythmus. Bei Wundt, Philosophische Studien, X. 2. Heft. 1894.

2) Vgl. den Artikel Heinrich von Kleist in der Allgem. Deutschen Biographie, Bd. 16, von Felix Bamberg.

von Kleists durch L. Tieck im Jahre 1826 scheint ziemlich unbeachtet vorübergegangen zu sein; das Verdienst, auf Heinrich von Kleists Bedeutung nachdrücklich hingewiesen zu haben, gebührt Julian Schmidt, der die Tiecksche Ausgabe revidiert, ergänzt und mit Einleitung versehen in 3 Bänden in Berlin 1859 bei Reimer herausgab, und der auch in seinem Werke: Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert Kleists Verdienste warm geschildert hat. Nächst diesen Werken sind zu nennen die Ausgabe von Adolf Wilbrandt in 2 Bänden in Hempels Klassikerausgaben, von Karl Siegen, der sich um die Erforschung des Lebens und die Erklärung der Dichtungen Kleists verdient gemacht, in 4 Bänden, Leipzig bei Hesse, dann die von Kurz, die ich weiter unten nochmals zu erwähnen habe, im Bibliographischen Institut, sodann die verdienstvolle kritische in der Kürschnerschen Sammlung von Th. Zolling, die auch über das Leben des Dichters ausführlich spricht (1885). Wer diese Ausgabe studiert, sollte denken, es wäre nun zur richtigen Herstellung des Textes und zur Aufklärung über Kleists Leben genug geschehen. Weit gefehlt! Nachher erschienen noch außer der Ausgabe von R. Genée, 2 Bände Leipzig 1888 bei Grisebach, die Ausgabe von Franz Muncker in 4 Bänden 1893—1895 bei Cotta, sodann die Ausgabe der sämtlichen Werke von B. Jagow, Leipzig bei Grumbach 1903, endlich die zweibändige von Knaur, Berlin 1898. Von den größeren Werken über Heinrich von Kleist will ich hier nur erwähnen: Otto Brahm, Heinrich von Kleist, 3. Aufl. 1892.

Einen Umschwung in der Beurteilung des Menschen Heinrich von Kleist, namentlich über dessen letzte Lebensjahre 1810 und 1811, brachten hervor die Schriften von Reinhold Steig: Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe, Berlin und Stuttgart 1901, und dessen Neue Kunde zu Heinrich von Kleist, Berlin 1902, sowie S. Rahmers Werk: Das Kleist-Problem, Berlin 1903, G. Reimers Verlag, welches vom Standpunkt des Arztes aus die Kleistfrage behandelt. Auf diesen Forschungen beruht nun die allerneueste Ausgabe der Werke des Dichters, eine Neubearbeitung der Ausgabe von Heinrich Kurz, die im Bibliographischen Institut zu Leipzig begonnen hat zu erscheinen, und die nun auf Grund von handschriftlichen Unterlagen der Königl. Bibliothek zu Berlin alles, was über das Leben und die Schriften des unglücklichen, viel umhergetriebenen Dichters unklar sein könnte, berichtigen soll. Diese Ausgabe führt den Titel: Heinrich von Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. Kritisch durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe. Leipzig 1904. 1. Band. Bearbeitet von Erich Schmidt. Die Schrift von Berthold Schulze ist nun mit den Ergebnissen des obengenannten Werkes von Steig nicht einverstanden, wenn er, Schulze, auch dessen Verdienste im übrigen voll anerkennt. „Den Kleist der Jahre 1810 und 1811 kennt nicht, wer nicht Steigs Buch: Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe, gelesen hat.“ „Aber“, so fährt Schulze fort, „das eine steht zu hoffen: daß Steigs Urteil über Kleists politische und geistige Richtung überhaupt in diesen letzten Lebens-

jahren noch eine scharfe Nachprüfung von berufener Seite erfahre; denn bei aller Anerkennung der hohen Bedeutung des Steigschen Buches wird es mir schwer, den freien Geist des Dichters in das Joch dieser engherzigen, zum Teil selbstsüchtigen Kaste eingezwängt zu denken, wie ihn Steig erscheinen läßt." Freilich auf eine Widerlegung Steigs läßt sich Schulze nicht ein. Er beschränkt sich vielmehr in seinen Studien auf die Entwickelungsstufen Kleists, die jenen Berliner Kämpfen voranliegen. Die Schrift Schulzes zerfällt in 5 Stücke. Das 1. ist überschrieben: Die Ehrung der Erbprinzessin von Oranien und sucht den Dichter gegen den Vorwurf des Mangels an geschichtlicher Vorarbeit in Schutz zu nehmen, wenn er Moritz von Oranien († 1625), den Sohn Wilhelms des Schweigers, in die Zeit der Fehrbelliner Schlacht versetzt. Das 2. Stück ist betitelt: Kleist, der Sänger der Königin Luise. In ihm leugnet Schulze Kleists Urheberschaft an dem Rosensonett, das zum Preise der Königin mit einem Rosenbukett an ihrem letzten Geburtstage den 10. März 1810 überreicht wurde. Höchst interessant, namentlich für den klassischen Philologen, ist das 3. Stück: Kleist, ein Wissender. Hier weist der Verfasser nach, daß Kleist sich durch das Studium der Naturlehre Kants, sowie insbesondere der Dichtungen Vergils und Lukans der Seelenwanderungstheorie zugeneigt habe. Die gleiche genaue Kenntnis dieser Dichter, die der Verfasser schon in einem Aufsatze: Euphorion, 2. Jahrgang S. 359 f. gezeigt hatte, offenbart sich auch hier. Das 4. Stück: Dichterische Anfänge, handelt in ausführlicher Weise von der Entstehung der „Familie Schroffenstein", wie das Drama auf Ludwig Wielands Rat statt: Familie Ghonorez genannt wurde (S. 69). Wie in dieser Zeit Kleist von Schillers Wallenstein und von Kants Kritik der praktischen Vernunft beeinflußt wurde, zeigt dieser Abschnitt deutlich. Das 5. und letzte Stück: Zum Prinzen von Homburg, zerfällt in 2 Teile, deren erster mit der Frage nach der Zeit der Entstehung dieses Schauspiels sich beschäftigt. Auf Grund des bis jetzt vorhandenen Materials ist der Verfasser der Neuen Studien noch nicht zu einer bestimmten Datierung der Anfänge dieser Dichtung gekommen. Doch ist er überzeugt, daß sie bereits über den Anfang des Jahres 1810 zurückreichen müssen. Der letzte Abschnitt, der über den Charakter des Kurfürsten im „Prinzen von Homburg" handelt, wendet sich mit berechtigter Polemik gegen Adalbert Matkowskys Aufsatz: Kleists Prinz von Hessen-Homburg[1]), der das Stück beinahe zur Posse stempelt. Matkowsky sagt nämlich von des Kurfürsten Charakter, er sei ein pedantischer Autokrat, der in der Ausführung seiner innersten Absichten und Neigungen nur dadurch gehemmt sei, daß Ziel und Umstände sich ihm nicht eigneten, offen und frei Tyrann zu sein. Solchen höchst willkürlichen Behauptungen begegnet Schulze, der schon im 14. Jahrgang (1900) dieser unserer Zeitschrift über die Frage: Was bringt den Umschwung in der Seele des Kurfürsten dem Prinzen von Homburg gegenüber hervor? ausführlich gehandelt hat, in gründlicher und durchaus

---

1) Erschienen in der Pfingstbeilage der Nationalzeitung (56. Jahrgang) Nr. 318 vom 31. Mai 1903.

sachlicher Weise. Wir können die gediegene und interessante Schrift sehr empfehlen.

Freiberg i. Sachsen. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Dr. A. Dreyer, Karl Stieler, der bayerische Hochlandsdichter. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co., 1905.

Diese Stieler-Biographie bietet ein mit Liebe und Wärme gezeichnetes Bild des prächtigen Hochlandsdichters Karl Stieler, dessen „Winteridyll“ sich längst einen Platz in der Bibliothek des deutschen Hauses erobert hat. A. Dreyer hat seine Schrift auf Grund sorgfältigen Studiums der Werke des Dichters und unter Anregung zahlreicher ungedruckter Briefe von und an Stieler sowie wertvoller Mitteilungen von Verwandten und Freunden des Poeten verfaßt und so von „innen heraus“ ein Werkchen geschaffen, an dem jeder Verehrer der gesunden, herzensheiteren und frischen Kunst des Dichters seine helle Freude haben wird. Des Dichters Bild schmückt das Bändchen. Anhangsweise werden eine Bibliographie der Schriften und einige bisher ungedruckte Gedichte oder Briefe Stielers geboten.

Dresden. Lic. Dr. **Warmuth.**

Kleine Mitteilungen.

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Heinrich von Kleist in Frankfurt a. Oder.

Er war ein Dichter und ein Mann wie einer,
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub' ich, keiner.

Friedrich Hebbel, 1840.

Nur wenige Jahre trennen uns noch von der hundertsten Wiederkehr des Tages, an welchem Heinrich von Kleist aus einem Leben schied, das voll von bitterer Entsagung und Enttäuschung war. Die Anerkennung, nach der er rang, den Ruhm, nach dem er sich in glühender Sehnsucht verzehrte, er fand sie nicht bei seinen Zeitgenossen, die ihn nicht verstanden. Spät erst ist ihm Gerechtigkeit geworden, doch unbestritten steht jetzt sein Name ebenbürtig neben den Großen unserer Literatur, und mit wachsendem Eifer und lohnendem Erfolge bemüht sich wissenschaftliche Forschung, das Bild seiner Persönlichkeit zu vertiefen, den reichen Schatz zu heben, der auf dem Grunde seiner Werke ruht.

Doch eine Schuld ist noch zu tilgen. Die Stadt, die zweimal ihn werden sah, deren Hochschule er bildungsdürstend gesucht, bevor er sich aufschwang zu hohem Fluge, die Stadt, die auch das Liebste barg, was er besaß, sein treues Schwesterherz — Frankfurt a. O. harrt noch heute des Besitzes eines Gedenkzeichens, das würdig wäre ihres größten Sohnes.

Das oft Ersehnte soll jetzt Wirklichkeit werden. Ein entscheidender Schritt ist getan. Als Ertrag einer Schrift über die ehemaligen Abiturienten des Frankfurter Friedrichs-Gymnasiums ist aus den Kreisen dieser eine Summe aufgebracht, die, wenn auch noch bescheiden, doch geeignet erscheint, den Grundstock zu bilden zur Ansammlung eines Kapitals für die Errichtung eines Denkmals Heinrich von Kleists in seiner Vaterstadt. Auf dieser Grundlage gilt es weiter zu bauen.

Wir stehen noch unter dem frischen Eindruck der Ehrung Schillers im Säkularjahre seines Todes — ringsum in allen deutschen Landen hat es machtvoll sich geregt, das Gedächtnis dieses Unsterblichen zu festigen — da flamme denn auch das Gedenken auf an den großen Sohn der Mark, an Heinrich von Kleist! Es erwache und erstarke der Wille, ein Bild von ihm zu schaffen, das herniederschaue auf kommende Geschlechter, sie mahnend, so treu und deutsch zu sein wie er!

Der Ruf ist ergangen, möge er Widerhall wecken in deutschen Herzen!

Beiträge werden erbeten an das Bankhaus L. Mende, Frankfurt a. O., Jüdenstraße 16. Auch sind die unterzeichneten Komiteemitglieder, sowie die Geschäftsstelle der Frankfurter Oder-Zeitung zur Annahme und Übermittelung bereit. — Zahlstelle für Berlin: Verlagsbuchhandlung von Ernst Hofmann & Co., W. 35, Derfflingerstr. 16 oder deren Girokonto: Deutsche Bank, Depositenkasse M, Berlin W. 62.

Zuschriften zu richten an Prof. Dr. Bachmann, Frankfurt a. O., Stiftsplatz 10. Quittung erfolgt in der Frankfurter Oder-Zeitung.

Frankfurt a. O., im Februar 1906. Das Kleist-Komitee.

Aufruf zur Errichtung eines Stifter-Denkmals in Wien.

Das Andenken eines der größten Meister deutscher Sprachkunst in Österreich wurde seit seinem Hinscheiden von den dankbaren Söhnen des Vaterlandes in mannigfacher Weise verherrlicht. Die schönsten, bedeutungsvollsten Zeichen der sich von Jahr zu Jahr steigernden Verehrung für den unerreichten Naturschilderer sind der granitene Obelisk auf der Seewandkuppe des Blöckensteines, welcher seinen Namen trägt, und das überlebensgroße Stifter-Denkmal in Linz. Wie sehr die Begeisterung für die Werke des edlen, von den lautersten Idealen erfüllten Verkünders höchster Sittlichkeit und Reinheit allerorts lebendig und wirksam ist, beweisen die neuen Stifterausgaben, deren Zahl in den letzten sieben Jahren auf 20 gestiegen ist. Heute fehlen Stifters Werke in keinem Verzeichnisse der deutschen Klassiker, und in ganz Deutschland wird der glänzende Schilderer der edlen Menschlichkeit und der ernsten Naturgewalten als einer der hervorragendsten Meister der ungebundenen Rede allgemein anerkannt. Die steigende Volkstümlichkeit seines Namens hat sich bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier seiner Geburt am 23. Oktober 1905 wieder überzeugend erwiesen in Hunderten von begeisterungsvollen, den unverminderten Dichterruhm Stifters kündenden Aufsätzen. Die meisten derselben erschienen in Deutschland, sehr viele aber auch in Wien, wo die eigentliche geistige Heimat des Dichters war, wo er seine beliebtesten, am eifrigsten gelesenen Werke schrieb und wo er allzulange ein Halbvergessener geblieben ist. Die Stadt Wien hat an die Manen des Dichters eine alte Ehrenschuld abzutragen; noch fehlt ihr das Standbild des großen Meisters, dessen herrliche Werke heute mehr als je einen segensreichen, erhebenden, erziehlichen Einfluß auf die Jugend und auf einen stetig wachsenden Kreis der Lesewelt ausüben. Neben den monumentalen Erinnerungszeichen für Grillparzer, Anzengruber, Lenau, Grün, Raimund und Hamerling darf in Wien ein würdiges Denkmal für Stifter nicht fehlen.

Zur Erreichung dieses edlen Zieles ergeht hiermit an alle Verehrer des Dichters die Bitte, an der Errichtung seines Standbildes nach Kräften mitzuwirken. Jede, auch die kleinste Gabe, wird willkommen sein. Spenden sind zu richten an den Kassaverwalter des Denkmalausschusses Herrn Karl Ad. Bachofen von Echt senior, Wien XIX, Hackhofergasse 18, „Für den Wiener Stifter-Denkmalfonds an das Postsparkassen-Scheck-Konto Nr. 85912", an die Becksche k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung Alfred Hölder in Wien I, Rotenturmstr. 13, oder an C. F. Amelangs Verlag in Leipzig, Hospitalstr. 10.

Wien, im Jänner 1906.

Der Ausschuß für die Errichtung eines Adalbert Stifter-Denkmals in Wien.

Zeitschriften.

Alemannia, Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Band 6. Heft 3. Inhalt: Die volkstümlichen Personennamen einer oberbadischen Stadt. Vorwort, Einleitung, Zur Geschichte von Möhringen, Allgemeines über Entstehung der Ruf- und Schimpfnamen, Allgemeine phonetische und grammatische Vorbemerkungen, Rufnamen, Schimpfnamen. Von Dr. Karl Bertsche in Karlsruhe. — Noch einmal der Name Achalm. Von Oberlehrer Dr. Julius Miedel in Memmingen. — Sprachliches aus den Senatsprotokollen der Universität Freiburg (Filz, Beifils). Von Prof. Dr. Hermann Mayer in Freiburg i. B. — Die Pflege der Volkskunde in Baden. (Fortsetzung.) Von Dr. O. Haffner in Freiburg i. B.

Neue Bahnen, Zeitschrift für Erziehung und Unterricht. 17. Jahrg. 1905/1906. Heft 4. Inhalt: Die Mimik der Kinder beim künstlerischen Genießen. Von Rudolf Schulze in Leipzig. — Entwickelung und Bedeutung der experimentellen Psychologie. Von Privatdozent Dr. Max Brahn. — Lessing für die Jugend.

Das literarische Echo, Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. 8. Jahrg. Nr. 6. Zweites Dezember-Heft. Inhalt: Karl Heine, Der Aktschluß. — Frieda v. Bülow, O. Franke, Neues von Wildenbruch. — Ferdinand Gregori, Lyrische Wanderungen. — Karl Federn, Der deutsche Balzac. — Rosa Mayreder, Familienliteratur.

—— Nr. 7. Erstes Januar-Heft. Inhalt: Fritz Lienhard, Vom literarischen Messias. — Camill Hoffmann, Immoralisten als Romanhelden. — Julius Norden, Novellistisches. — Albert Geiger, Schnee. — Julius Hart, Elisabeth v. Heyking.

Pädagogische Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1905. Heft 12. Inhalt: Fürstenau, Das Seminar und die zweite Lehrerprüfung.

Die Deutsche Schule. IX. Jahrg. 12. Heft. Inhalt: Über die psychologischen Voraussetzungen des ästhetischen Bildungsideals. Von Karl Beier in Leipzig-Lindenau. — Eine neue Bearbeitung Pestalozzis. Von Prof. Dr. P. Natorp in Marburg. — Die geschichtliche Entwickelung der Kindersprachforschung. Von Heinrich Dreßler, Rektor in Freiwaldau.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 26. Jahrg. Nr. 11. Inhalt: Heldmann, Die Rolandsbilder Deutschlands, bespr. von Keutgen. — Traumann, „Wald und Höhle". Eine Fauststudie, bespr. von Collin. — Fischer, Zu den Kunstformen des mittelalterlichen Epos, bespr. von Bülbring.

Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins. 20. Jahrg. Nr. 12. Inhalt: „übersee". Von Oberlehrer Dr. Karl Scheffler. — Welcher: der. Von Prof. Albert Heintze. — „Einzeller". Von Dr. med. Friedrich Große. — Neue Errungenschaften. Von Dr. J. Ernst Wülfing. — „Aber man sagt doch so!" Von Oberlehrer Richard Palleske. — Fremde Vornamen in Braunschweig vom 14.—17. Jahrhundert. Von Oberlehrer Dr. Otto Schütte. — Liebeslied oder Liebelied? Von Dr. F. Friedrich. — Mine, contremine. Von Dr. Alfred Weyhmann. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Annaberger Wochenblatt. 98. Jahrg. Nr. 290, 293. Inhalt: Ein Gedenkblatt zum 70. Geburtstage Geheimrat Prof. Dr. Max Heinzes. Von Dr. Max Wünschmann.

Monatschrift für höhere Schulen. IV. Jahrg. 12. Heft, Dezember. Inhalt: Zwei Jahre griechischer Unterricht in Prima mit Benutzung des Lesebuchs von Wilamowitz-Moellendorff. Von Oberlehrer Dr. W. Olsen in Greifswald. — Tacitus' Germania in der Prima. Von Direktor Dr. Fr. Cramer in Eschweiler. — Die Placierung der Schüler. Von Direktor Dr. K. Koppin in Stettin. —

über Neuauflagen von Schulbüchern. Von Oberlehrer Dr. O. Fürsen in Sonderburg.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 8. Jahrg. 1905. XV. und XVI. Bandes 10. Heft. Inhalt: Der lateinische, griechische und deutsche Thesaurus. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Hermann Diels in Berlin. — Dänischer Volksglaube in Holbergs Schriften. Von Prof. Dr. Bernhard Kahle in Heidelberg. — Gedächtnisrede auf Hermann Usener. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Franz Bücheler in Bonn. (Mit einem Bildnis Useners.)

Der Kulturkämpfer. Zeitschrift gegen Naturalismus und Atheismus. 1905. Nr. 2: Stimmen aus dem Publikum über den „Kulturkämpfer". — „Bremen in Deutschland voran!"

Neuphilologische Mitteilungen. 1905. Nr. 7/8: J. Uschakoff, Die Einteilung der neuhochdeutschen starken Verben.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 17. Jahrg. 2. Heft. Inhalt: Schulpolitik und Pädagogik. Vortrag, gehalten auf der 9. Hauptversammlung des Vereins zur Förderung des lateinlosen höheren Schulwesens zu Frankfurt a. M. Von Oberstudiendirektor Dr. Ziehen in Berlin. — Gleichberechtigung der Reifezeugnisse der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen für die Großherzogl. badischen Staatsprüfungen. Von Prof. A. Holzmann in Karlsruhe.

—— 3. u. 4. (Doppel-)Heft. Inhalt: Bericht über die 9. Hauptversammlung des Vereins zur Förderung des lateinlosen höheren Schulwesens zu Frankfurt vom 6. bis 9. Oktober 1905. Berichterstatter: Prof. Presler in Hannover. — Naturwissenschaften und philosophische Propädeutik. Von Oberlehrer Dr. B. Schmid in Zwickau.

Archiv für Kulturgeschichte. IV. Band. Heft 1. Inhalt: Rostocker Studentenleben vom 15. bis ins 19. Jahrhundert. I. Von Universitätsbibliothekar Dr. Adolph Hofmeister (†) in Rostock. — Die Reformation und die Wittenberger Universitätsboten. Von Alfred Karll in Aachen.

Neu erschienene Bücher.

Paul Cauer, Von deutscher Spracherziehung. Berlin, Weidmann, 1906. 272 S.

Spanier, Zur Kunst. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1905. 148 S.

B. Schmid, Philosophisches Lesebuch. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 166 S.

Otto Schroeder, Vom papiernen Stil. 6. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 102 S.

Dr. Karl Kraepelin, Naturstudien in der Sommerfrische. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 176 S.

Otto Jespersen, Growth and structure of the english language. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 260 S.

Heinrich Wolgast, Das Elend unsrer Jugendliteratur. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 225 S.

Joh. Peter Hebels sämtliche poetische Werke, herausgegeben von Ernst Keller. 6 Bände. Leipzig, Max Hesse.

Goethes Iphigenie auf Tauris. Edited with introduction and notes by Max Winkler. New York, Henri Holt and Company, 1905. 211 S.

Karl Euling, Das Priamel bis Hans Rosenplüt (Weinholds Germanist. Abhandl. 25. Heft). Breslau, M. & H. Marcus, 1905. 583 S.

Paul Wendland, Schlußrede der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner nebst einem Zukunftsprogramm. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 20 S.

F. Piquet, L'originalité de Gottfried de Strasbourg. Lille, Au siège de l'université, 1905. 375 S.

Dr. Alfred Puls, Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands. 4. Teil: Prosalesebuch für Untertertia, Ausg. B. 352 S. — 7. Teil: Gedichtsammlung. Ausg. B. 576 S. Gotha, E. F. Thienemann, 1905.

E. Lemp, Schillers Welt- und Lebensanschauung. 2. Aufl. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1906. 300 S.

Verhandlungen des VII. Deutschen Kongresses für Volks- und Jugendspiele. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 106 S.

Dr. Albert Bielschowsky, Friederike und Lili. Fünf Goethe-Aufsätze. München, C. H. Beck, 1906. 210 S.

W. Jordans, Nibelungen (Sigfriedsage). Schulausgabe, herausgeg. von Dr. Ed. Prigge. Frankfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag. 1906. 197 S.

Wilhelm Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung Lessing — Goethe — Novalis — Hölderlin. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 405 S.

Eduard Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 125 S.

O. Weise, Deutsche Sprach- und Stillehre. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 211 S.

Homers Ilias nach Joh. Heinr. Voß, bearbeitet von Dr. Edmund Weißenborn. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 164 S.

Otto Oertel, Henze Heintzen. Ein Stück niederdeutsches Bauernleben in vier Aufzügen. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1905. 87 S.

A. Hermann, Handbuch der Bewegungsspiele für Mädchen. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 181 S.

Prof. Heinrich Fechner, ABC-Bücher des 15. 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 1. Ausg. A. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1906.

G. E. Meyer und W. Hardt, Zur Geburtstagsfeier Sr. Maj. des Kaisers Wilhelm II., Ihrer Maj. der Deutschen Kaiserin und zur Feier der Silberhochzeit des Kaiserpaares in der Schule. 3. Band. Danzig, A. W. Kafemann. 1906. 88 S.

Dr. F. A. Schmidt, Anleitung zu Wettkämpfen, Spielen und turnerischen Vorführungen. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 124 S.

Oskar Wiener, Das deutsche Studentenlied. Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Nr. 329. 1906. 52 S.

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 14. Band, Novellenbuch (Adolf Schmitthenner, J. J. David, Wilhelm Hauff). 246 S. — 15. Band, Seegeschichten (Joachim Nettelbeck, Wilhelm Hauff, Hans Hoffmann, Wilhelm Jensen, Wilhelm Poeck, Johannes Wilda). 179 S. Hamburg-Großborstel, Verlag der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1905.

Dr. Ernst Gnerich, Andreas Gryphius und seine Herodes-Epen. Leipzig, Max Hesse. 1906. 229 S.

Dr Karl Menne, Goethes „Werther" in der niederländischen Literatur. Leipzig, Max Hesse. 1905. 94 S.

Dr. Alfred Lowack, Die Mundarten im hochdeutschen Drama bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Max Hesse. 1905. 171 S.

Hermann Meyer, Die Kriege Friedrichs des Großen. 2. Teil: Der Siebenjährige Krieg. Berlin, Hermann Paetel. 1905. 264 S.

Graf Hans von Koenigsmarck, Japan und die Japaner. Berlin, Hermann Paetel. 1905. 166 S.

Reinhold von Werner, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben. Berlin, Hermann Paetel. 1905. 182 S.

Georg Wegener, Nach Martinique. Berlin, Hermann Paetel. 1905. 96 S.

Wessely, Zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 169 S.

Lampe, Zur Erdkunde. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 151 S.

Dr. Karl Knabe, Geschichte des deutschen Schulwesens. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 154 S.

A. von Portugall, Friedrich Fröbel, sein Leben und Wirken. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 154 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 31.

Otto Ludwig als Dramatiker.[1])

Von **Franz Clement** in Kaundorf, Großherzogtum Luxemburg.

Von den vielen problematischen Erscheinungen der deutschen Literatur ist Otto Ludwig eine der problematischsten. Schon über die Art seiner Begabung gehen die Urteile auseinander. Wenn heute die meisten Kritiker den Thüringer Dichter höher als Epiker, denn als Dramatiker einschätzen, haben sie scheinbar recht, denn in dem Behagen, mit welchem Ludwig sich selbst in seinem schwungvollsten Bühnenwerke an das Detail des Lebens verliert, muß man eine Qualität des geborenen Epikers sehen, des Epikers, der nur durch Anstrengungen zum Drama gekommen ist. In diesen und ähnlichen Erörterungen liegt nach meiner Ansicht jedoch zu viel System, denn wenn auch einerseits Ludwig durchweg als spezifisch epische Natur genommen werden muß, so kann man nicht verkennen, daß die beiden Hauptwerke, welche er der deutschen Bühne gegeben hat, die ganze glorreiche Kunstrichtung des poetischen Realismus im Drama mit begründen halfen und, an sich genommen, lebensvolle und bühnenwirksame Schöpfungen sind, die, voll dramatischer Leidenschaft in der Kunst der Charakterisierung und Milieudarstellung, in tiefem menschlichen Gehalt dem Besten, was uns das 19. Jahrhundert an Bühnendichtungen gegeben, an die Seite zu stellen sind. Der frische Thüringer ist zu Hebbel eine natürliche Ergänzung. Nachdem er in vielen Ansätzen und vier Dramen, die nicht viel mehr als Genieproben sind, gelernt hatte, die gründlichen Beobachtungen, die er in seinem engen Kreise gesammelt, in treffliche, dem Leben mit Notwendigkeit entsteigende dramatische Dichtungen zu fassen, hätte er, der liebenswürdige Phantasiemensch, ohne die zerstörenden Kräfte, die langsam, aber sicher seine Dichterader unterbanden, der Lieblingsdramatiker derjenigen werden können, die für Hebbel nicht genug geistige Kraft und Weltanschauung mitzubringen vermögen.

---

1) Literatur: Adolf Stern: Otto Ludwig, ein Dichterleben, Leipzig 1891; Gustav Freytag: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2, Leipzig 1888; Heinrich von Treitschke: Historische und politische Aufsätze, Bd. 1, Leipzig 1871; H. Bulthaupt: Dramaturgie des Schauspiels, Bd. 3, Oldenburg 1890; Rudolf von Gottschall: Porträts und Studien, Bd. 5, Leipzig 1876; Alfred Frhr. von Berger: Studien und Kritiken, Leipzig 1898.

Die Reflexion war bei dem Dithmarschen nicht zerstörend, aber beengend, seine dramatische Dichtung ist eher Ergründung als Erhöhung des Lebens und daher nur den Bevorzugten, die Tag für Tag aufs neue mit den gewaltigsten Problemen gerungen, eine Labe. Anders liegen die Dinge bei Ludwig! Er hat sich nie Mühe gegeben, die beängstigenden Antinomien, die der nachdenkliche Geist — immerhin war er mehr als ein mittelmäßiger Denker — auf dem Grunde des Lebens findet, dichterisch zu lösen; er war wohl von vornherein ein ernster Mensch, aber ein naiver Dichter, den das Spiel und die einfache Darstellung der Leidenschaften vollauf befriedigten. Psychologisch kann man sich das Verhältnis dieser beiden Großen wohl erklären: Hebbel vereinte in sich deduktive metaphysische Begabung mit konstruktiver Phantasie, während Ludwig plastische Phantasie und damit zugleich stark entwickelten experimentell-psychologischen Scharfsinn besaß. Der Thüringer und der Nordmann sind zwei Naturen, deren Eigentümlichkeiten sich in Kleist begegnen und die nur als fortgeschrittenste Realisten friedlich zusammenzustellen sind.

Zu diesen Charaktermomenten, die wir aus der Parallele mit Hebbel gewannen, kommt ein zweites hinzu, das bei dem spezifisch dramatischen Dichter der „Nibelungen" nicht zu finden ist und als empfindlicher Riß durch Ludwigs Leben geht: die Zwiespältigkeit seiner Begabung, die stetig zwischen Epik und Bühne hin- und herschwankt. So wie Ludwig ein Mensch von feinst entwickeltem sittlichen Sinn gewesen und in allen, auch in den heikelsten Lebenslagen sich als überlegenen Mann und Charakter zeigte, ohne je über seine Weltanschauung klar geworden zu sein, so findet er in fast allen seinen Kunstwerken den richtigen Weg, ohne daß er seine überlegenen ästhetischen Fähigkeiten in den Dienst seines künstlerischen Schaffens stellte. Eine geniale Unsicherheit ist das Kennzeichen seines ganzen Lebens und Wirkens und als er endlich einmal in Shakespeare seine Sicherheit gefunden zu haben meint, verliert er sein Bestes, seine einzigartige Naivität und muß, trotz großer Ansätze, seine dramatische Laufbahn enden. Alles Unglück und jedes Manko im Leben und Schaffen unseres Dichters setze ich auf das Danaergeschenk einer zwiespältigen Begabung, auf das Pendeln zwischen seiner epischen Natur und seinen hochfliegenden dramatischen Plänen. Das muß für diesen rastlosen Selbstkritiker etwas Schmerzliches gewesen sein: sich immer klarer darüber zu werden, daß er trotz der größten Fähigkeiten, trotz der Reife seines Geistes und trotz der wirklichen Meisterwerke, die er bereits geschaffen, aus dieser Halbheit nicht herauskommen könne! Von den Stellen seiner Shakespeare-Studien, die darauf hinweisen, könnte ich jetzt einige geben; der interessierte Leser mag sie selbst aufsuchen.

Im einzelnen mag man nun über Otto Ludwig und seine Kunst denken, was man will; er ist ein Großer, seine Kunst ist Höhenkunst. Mit ihm trat neben Hebbel ein deutscher Mann in unsere Literatur, einer, der in jeder Beziehung reif und ernst war, eine ursprüngliche Persönlichkeit, die dem Leben und seinen mannigfaltigen Erscheinungen im heißen Kampfe Ewigkeitswerte abgerungen und diese gestaltet hat. Es ist etwas Priesterliches in dem Thüringer Dichter und doch nichts, was man Unnahbarkeit nennen könnte; seine Überlegenheit ist nichts weiter als reine, gehobene Menschlichkeit; keine Spur von Pose befleckt seine mannhafte Erscheinung. Die dichterischen Qualitäten waren bei ihm so rein entfaltet, standen so im Vordergrunde, daß er zeitlebens ein Feind der Philosophie blieb und erst gegen Ende seiner Laufbahn über die Probleme nachdachte, an denen ein Menschengestalter wie er nicht vorbeikommen kann; die Ergebnisse dieses Nachdenkens sind für den Kenner Ludwigs keine unerwarteten: das, was er in ein System brachte, hatte ihm sein ganzes Leben hindurch klar gelegen. So steht z. B. sein gesamtes Kunstschaffen als lebendiger Protest gegen jegliche Sentimentalität vor uns, und die begeisterten Worte, mit denen er für eine hohe, sittliche, starke, das Leben kühn ins Auge fassende Kunst eintritt, haben in den zwei dramatischen und in den zwei epischen Meisterwerken, die Ludwig dem deutschen Volke geschenkt, eine herrliche Verwirklichung gefunden. Unser Dichter war in seiner Kunst so gewissenhaft, daß er die handwerkliche Seite derselben so liebevoll studierte, wie nur einer, daß er in der Beziehung unsern Geniemännern als stetes Muster dienen kann. Eben diese Aufrichtigkeit hinderte ihn daran, sich als schaffender Künstler ganz und gar einem bestimmten Einflusse hinzugeben; als er bei seinen Shakespeare-Studien wahrnimmt, daß der große Brite nach und nach die Selbständigkeit und Unmittelbarkeit in ihm ertöten wird, will er stets über ihn hinaus. In diesem schmerzlichen Ringen verzehrt er sich und muß als eines der sympathischsten Opfer germanischer Wahrheitsliebe untergehen.

Ein ausgesprochener Willensmensch ist Otto Ludwig nie gewesen; seine Natur ist mehr passiv und nicht das Ringen mit der feindlichen Zeit, sondern vielmehr das Leiden — das in den letzten Jahren der Krankheit zum wirklichen Dulden wird — gaben seinem Leben Inhalt. Schon deshalb ist es unstatthaft, mit Gottschall Ludwig schlechtweg unter die Kraftdramatiker zu zählen. Wie sein Leben sich zwischen Träumen und Denken, Lieben und Leiden, sinniger Naturbetrachtung und freudiger Arbeit hinzieht, hat Bartels so trefflich nach der meisterhaften Ludwig-Biographie von Adolf Stern wiedergegeben, daß ich mir es nicht versagen kann, die Stelle dem Leser vorzulegen:

„Otto Ludwig der Einsame! Aber es ist nicht die gräßliche, vom Schicksal aufgezwungene, ungewollte Einsamkeit, die Hebbel während seines Lebens wiederholt kennen gelernt hat, die Einsamkeit Ludwigs ist vom Dichter gewollt, ja, von seiner Natur gefordert, ist sein Glück. Da zieht sich der Ludwigsche Berggarten mit seinem stattlichen Gartenhause und reichen Busch- und Baumgruppen von der Höhe hernieder, zu seinen Füßen liegt die alte Stadt Eisfeld mit Schloß und Turm im grünen Wiesental der Werra, ringsum Waldungen, ferne der Bergzug des Thüringer Waldes und die Kuppen des Rhön — das ist Ludwigs Jugendparadies, hier verbringt er lesend, träumend, musizierend, dichtend, die schönsten Jahre des menschlichen Lebens, vor Not, wenn auch nicht ganz vor der Sorge geschützt — und er ist nicht immer einsam, er hat Freunde, er kann in das Volksleben der Kleinstadt, der thüringischen Heimat, das er liebt, nach Gefallen hinabsteigen. Dann finden wir ihn in der Buschmühle des lieblichen Triebischtales bei Meißen wieder, in der nämlichen, innigen Gemeinschaft mit der Natur und hier und da auch mit dem Volke, und hier läuft ihm sein späteres Lebensglück wirklich über den Weg, und er hält es an: seine künftige Frau. Gibt das nicht Idyll auf Idyll — wo fände sich in Hebbels Leben Ähnliches? Freilich, dann kommt die Sorge immer näher und näher, aber doch führt der Dichter das gewohnte Dasein fort, in den Weinbergen von Loschwitz, den schönen Gärten der Vorstädte Dresdens — das Leben eines mitten in den Kämpfen der Zeit stehenden Dramatikers oder gar eines modernen Tragikers ist es unzweifelhaft nicht. Aber wohl das eines Epikers, der die Fülle der Bilder sammelt! Ludwigs Frühwerke beweisen denn auch schon sein intimes Verhältnis zur Natur und zum Volke, das er sein Leben lang nicht verlor, und das doch wohl das Beste seiner Poesie ist." (Bartels Geschichte der deutschen Literatur, Bd. II, 510.)

Nachdem wir uns so über den Mann Rechenschaft gegeben, müssen wir voranschreiten zu der Seite seines künstlerischen Schaffens, die in unser Thema einschlägt: seine Eigenart als Dramatiker und das, was er in der Entwickelung des deutschen Dramas bedeutet, erörtern. Seine epischen Leistungen lassen wir selbstverständlich abseits liegen, und wenn es manchem scheinen mag, der Dramatiker sei ohne Berücksichtigung des Epikers nicht leicht zu ergründen, so glaube ich, in obigen Zeilen ein Gesamtbild Ludwigs entworfen zu haben, in dem die wichtigsten Voraussetzungen gegeben sind. Ich beschäftige mich zuerst mit den einzelnen Werken, um hernach meine Beobachtungen zusammenzufassen.

Die dramatische Produktion Otto Ludwigs beginnt mit dem Verslustspiel „Hanns Frei", das 1843 vollendet wurde, mithin aus der Jugendzeit des Dichters stammt und trotz der romantischen Überschwenglichkeiten

und der sorglosen Handhabung der Bühnentechnik den Realisten Ludwig im Keime zeigt. Den technischen Mangel hat Tieck, dem Ludwig das Jugendwerk zur Prüfung übersandt hatte, mit den kurzen Worten hervorgehoben: „Ihr Lustspiel ist ein Schwank von der Art des Hans Sachs. Sprache, Einfälle, Situationen sehr zu loben. Aber — in fünf langen Akten! Höchstens ist der Stoff zu zweien ausreichend. Auch ist gar viele fast steife Symmetrie in der Anordnung der Szenen." Wir sind sogar der Überzeugung, daß der Stoff an sich nicht viel mehr als einen trefflichen Einakter abgegeben hätte; es ist zu verwundern, daß uns das Lustspiel noch heute gefällt, und nicht nur Ludwigenthusiasten bedauern, daß diese, als Lustspiel so einsam dastehende Schöpfung unseres Dichters mit ihrem gesunden Humor, ihrer kecken Gestaltung und ihrem vaterländischen Gehalt der Bühne noch nicht zugänglich geworden ist. Für uns, die wir tiefer sehen müssen, bedeutet die Jugendarbeit eine beachtenswerte Etappe in der Entwickelung des Dichters: die Neigung zur Romantik und die heitere, märchenhafte Weltauffassung, die, wie Stern richtig bemerkt, auch Ludwig durchmachen mußte, um zu der durch die verschiedensten Einflüsse umgestalteten Poesie zu gelangen, die seinerzeit allein genügen konnte, zum lebenspendenden Realismus.

Ziemlich gleichzeitig (1845—1846) entstanden das bürgerliche Schauspiel „Die Pfarrose" und das Polendrama „Die Rechte des Herzens". Mit der Pfarrose wandte er sich dem Trauerspiel zu und zeigte schon unumwunden das, was er an einer Stelle der Shakespeare-Studien seinen „naturalistischen Tick" nennt, d. h. „den Fehler, durch zu große Stetigkeit und sinnliche Wahrheit die Phantasie seiner Zuhörer oder Leser zu binden und unmittelbar an den Sinn und das Gemüt zu sprechen". Das Detail behandelt er hier noch idyllischer als im „Erbförster" und gelangt trotz raffiniertester Theatralik und höchster Szenenkunst nicht zum wirklichen Drama: kein tragischer Charakter ist aufzuspüren, und die Heldin unterliegt nicht den Ausbrüchen ihrer und der anderen Leidenschaft, sondern einer Reihe von artigen Zufällen, die außerdem höchst unwahrscheinlich und kompliziert dargestellt sind; zudem treibt Ludwig in der Charakterisierung die Natur so auf die Spitze, daß er unnatürlich wird. Aber welch' eine Talentprobe! Wenn nicht der ganze Ludwig, so liegt jedenfalls der ganze „Erbförster" in der ursprünglichen Dichtung, die sich, wie Bartels es unbegreiflicherweise tut, mit Iffland nicht im fernsten vergleichen läßt.

„Die Rechte des Herzens" werden auch unter den enthusiastischsten Verehrern Ludwigs wenige Freunde besitzen, denn es liegt in dem Stücke doch zu viel Willkür und Forciertheit, und eine Idealisierung des Helden, die bei einem in den Dreißigern stehenden Dichter verwundert. Freilich ist dies

zugleich ein Zeichen von der unbeschreiblichen dramatischen Naivität Otto Ludwigs, von der Unverbrauchtheit seines Herzens und der langen Nachwirkung verschiedener romantischer Jugendüberschwenglichkeiten. Der „Pfarrrose“ gegenüber sind „Die Rechte des Herzens“ ohne Zweifel ein bedeutender Abfall und das auch in bühnentechnischer Hinsicht. Was trotzdem in diesem Stücke so angenehm berührt, das ist die Wärme, mit welcher Ludwig seine Charaktere gestaltet hat, und die neben dem allerrüdesten Konventionalismus (Templer, Verwechslung, Flüchtlinge, alter Diener) und der breitesten Verwendung von allerlei unmöglichen romantischen Requisiten sich Bahn brechende Feinheit in der Beobachtung liebender Herzen.

Einen entschiedenen Fortschritt über diese Jugendarbeiten hinaus bedeutet „Das Fräulein von Scuderi“, eine Dramatisierung der bekannten E. T. A. Hoffmannschen Novelle, die in der Stimmung und in der Wiedergabe des Milieus ungleich eindringlicher wirkt als das Ludwigsche Stück. Es ist das einzige Mal, wo Ludwig einen durchaus pathologischen Charakter behandelt, und die Absonderlichkeit dieses Charakters bewirkt, daß wir an dem Stücke nie rechte Freude haben können, abgesehen davon, daß Ludwigs Quelle, nämlich Hoffmann, die krankhafte Anlage des Goldschmieds, den Determinismus, der hier wirkt, viel überzeugender zur Darstellung gebracht hat als unser Dichter. Die Liebesszenen, überhaupt diese ganze Episode, zeigen aber schon den selbständig, überlegen gestaltenden Poeten; sie sind in ihrer selbstverständlichen Natürlichkeit das Beste, was Ludwig je in dieser Art geleistet hat. Aber auch sonst ist die sonderbare Schöpfung ein merkwürdiges Zeugnis des Talents unseres Dichters; die Art und Weise allein, wie er die dämonische Gestalt Cardaillacs nachgestaltet und nicht nachgebildet hat, die Energie, welche das Stück in seinen kleinsten Teilen beseelt, die kunstvolle Szenenführung und die prächtige Behandlung des Dialogs können uns doch schließlich vergessen machen, daß wir es hier nur mit der Manifestation einer genialen Laune zu tun haben. Ludwig hat in seinem späteren Leben getreulich vieles verbrannt, was er früher angebetet hatte; auch dieses Drama weckte in seiner reifen Periode in ihm manchmal Abscheu. Und doch ist es bereits mehr als ein tollromantisches Schauerstück; es ist der würdige Vorläufer des ersten großen Wurfes unseres Dichters, des „Erbförsters“.

Es gibt noch heute Kritiker, die dem „Erbförster“ die Tragik absprechen und somit die Gelungenheit der Komposition gänzlich in Frage stellen. Denen kann man mit Recht Volkelts gescheite Bemerkung in seiner „Ästhetik des Tragischen“ vorhalten, daß es kleinlich ist, Kunstwerken, die ohne Zweifel tragisch wirken, das Prädikat tragisch abzusprechen, weil eine enge Schulmeinung nicht mit ihnen fertig wird. Was man auch sagen

mag, der „Erbförster“ ist eine Tragödie, weil sein Held ein tragischer Held ist, d. h. trotz seiner großen Eigenschaften im Kampfe gegen die Welt zugrunde geht und das mit Notwendigkeit und sieghafter Kraft. Die alte Schuldtheorie — der übrigens auch Ludwig anhing — reicht freilich hier nicht aus, wie sie auch einem Shakespeare, Kleist und Hebbel gegenüber nicht ausreicht. Man muß höher hinaufsteigen, viel höher als z. B. Weitbrecht, der unter die schwer annehmbaren Voraussetzungen des tragischen Konfliktes „die Unfähigkeit des Försters Ulrich, den Unterschied zwischen den Rechtsverhältnissen eines Privatförsters und eines Staatsförsters zu begreifen[1]), und überhaupt die Blindheit gegen das Tatsächliche und Naheliegende, die wie ein Fatum über der ganzen dramatischen Handlung liegt“, zählt. Die eigentliche Voraussetzung des Tragischen ist nicht das und das, sondern einfach die einseitig angelegte, von Haus aus gefährliche Natur des Erbförsters und aus dieser Charakteranlage entwickelt sich teils durch bestmotivierte Handlung, teils durch höheren Zufall die Katastrophe. Man kann zur Aufklärung der tragischen Absichten keinen besseren reden lassen, als den Dichter selbst, der trotz der strengen Widerlegung kleinlicher Ausstellungen, wie überall so auch hier Selbstkritik genug zeigt, daß wir ihm ruhig trauen dürfen.

Er schreibt an Julian Schmidt: „In dem „Erbförster“ habe ich die Gefahr darstellen wollen, in der der Instinktmensch schwebt, dem die Reflexion nur um so schlimmere Dienste tut, wenn er meint, sie los zu sein. Daß, wer bewußt den Verstand verachtet und vertreiben will, unbewußt der Sophisterei verfällt, daß das Herz nicht allein der Führer durch das Leben sein kann, daß, wo der Mensch am selbständigsten auf seiner

---

1) Das Rechtsbewußtsein des Försters ist nicht so sonderbar, als man verschiedentlich annimmt. Für einen naiven Menschen wie Ulrich fällt das Naturrecht mit dem positiven Recht zusammen, und wenn die gesetzgebende Macht sich nicht nach diesen Gefühlen richtet, begeht sie eine unverzeihliche Torheit. Es hängt dies dann mit einer Rechtsverletzung zusammen, und man darf die Worte anwenden, welche Rudolf Jhering im „Zweck im Recht“ in bezug auf Kleists Kohlhaas spricht: „Kein Unrecht, das der Mensch zu erdulden hat, und wiege es noch so schwer, reicht — wenigstens für das unbefangene sittliche Gefühl — von weitem an das heran, welches die von Gott gesetzte Obrigkeit verübt, indem sie selber das Recht bricht. Das Opfer einer käuflichen oder parteiischen Justiz wird fast gewaltsam aus der Bahn des Rechtes herausgestoßen, wird Rächer und Vollstrecker seines Rechtes auf eigene Hand und nicht selten, indem es über das nächste Ziel hinausschießt, ein geschworener Feind der Gesellschaft, Räuber und Mörder. Aber auch derjenige, den seine edle, sittliche Natur gegen diesen Abweg schützt, wird Verbrecher, und indem er die Strafe desselben erleidet, Märtyrer seines Rechtsgefühls.“ Es ist überhaupt von größtem Interesse, das Rechtsgefühl des Erbförsters und des Kohlhaas einander gegenüberzustellen.

Einseitigkeit zu stehen glaubt, er in Wirklichkeit am unselbständigsten ist. Denken Sie sich ihn etwa als eine Umkehrung und Ergänzung des Hamletproblems. Wie Hamlet ein Warnungsbild für das Übergewicht der Reflexion, so ist der „Erbförster" eins für das Übergewicht des Instinkts; wo der eine den klarsten Beweisen nicht traut, weil er halb unwillkürlich einen Vorwand für seine Tatflucht sucht, glaubt der andere den ungewissesten, unwahrscheinlichsten Gerüchten und läßt sich von einem Bibelspruch bestimmen, weil dieser, wie jene dem aufgeweckten Tiere in ihm, der Rachsucht, entgegenkommen." So und nicht anders haben wir den Erbförster zu nehmen; wer in dem ebenso klar entworfenen als kraftvoll gestalteten Problem den hohen menschlichen Wert vermißt, geht eben zu weit in seinem Wunsche nach Weltanschauungsdramen.

Dann muß man einmal aufhören, den „Erbförster" ein Schicksalsdrama zu nennen; im höchsten Falle ist er ein Zufallsdrama. Es gibt eben einen höheren und niederen Zufall, und daß hier ausschließlich höherer Zufall verwandt wird, muß jedem einleuchten, der über das Geschwätz vom ominösen gelben Gewehrriemen hinweg ist. Von Schicksal im Sinne der Müllnerschen Auffassung kann nicht einmal die Rede sein; Ludwig, der eher sich selbst anklagt als seine Intentionen und deren Gelingen verteidigt, hat selbst die beschränkten Einwürfe glänzend widerlegt.

Also nicht Mangel an Tragik und Schicksalsmäßigkeit hat man dem „Erbförster" vorzuwerfen; vielmehr liegen die Mängel der Tragödie ganz und gar anderswo. Anstatt dem Kampf zwischen Naturrecht und positivem Recht, der sich tatsächlich abspielt, reine Gestalt zu verleihen, anstatt so ein wirksames Für- und Gegenspiel zu schaffen, hat Ludwig sich in den Grenzen des Monodramas gefallen und die Auslösung des tragischen Konflikts einzig und allein in Ulrichs Person verlegt. Aus diesem Grunde mußte er die Mariatragödie einfügen und zu Gewaltsamkeiten seine Zuflucht nehmen, die den an sich schon herben Schluß noch herber und niederdrückender gestalten und wie ein Alp wirken. Der „Erbförster" ist deshalb weniger ein dramatischer Organismus als eine Charaktertragödie: er spiegelt den Lauf der Welt nicht deutlich und überzeugend genug und ist stark in der Einseitigkeit. Diese Einseitigkeit liegt nach der Seite der Komposition hin, die allzu streng auf einen Punkt hinzielt; die Selbstverdammung des Titelhelden. Reicheres Leben würde in der Tragödie wogen, wenn der Dichter z. B. die im Dunkeln bleibende Gestalt der als Nebenheldin wohl zu verwendenden Maria samt ihrem Anhang, der Mutter, Robert und seinem Vater kräftig herausgearbeitet und dem alten Murrkopf als Gegenspieler gegenübergestellt hätte. Er hätte dazu nicht nötig gehabt, den Inhalt und die Stellung seines Problems irgendwie zu verändern; ich glaube, daß er

dann den Verwöhntesten gerecht geworden wäre und die, auch in der vorliegenden Form, hinreißende Kraft der Wirkung nicht beeinträchtigt hätte.

Doch was wandelt mich an, mit dem Dichter um die Schwächen seines Werkes zu rechten, wo er demselben so viel Feuer, so viel Leben mitgegeben und sich in der Erzielung tragischer Wirkungen so als Meister gezeigt, daß manche Aussetzungen, die er immer wieder gegen das Kind seiner Muse vorgebracht, den Betrachtungen des gerechten Kritikers nicht standhalten? So gefällt ihm z. B. die Stimmung nicht. Er habe das Stück als Lustspiel begonnen und als Trauerspiel enden lassen? Sein großes Vorbild, ein Vorbild, in das er so vieles hinein gedacht, was er in demselben sehen wollte und selbst nicht konnte, hätte ihn hier eines Besseren belehren müssen. Wie wenn die Stimmung des „Hamlet“ oder „König Lear“ eine einheitliche wäre! Von jeher hat man es als Lebenssinn empfunden, wenn in dichterischen Schöpfungen Tragik mit Komik abwechselt und Düsteres und Heiteres einander streifen. Zudem wird wohl jedermann zugeben, daß diese „Waldtragödie“ mit thüringischer Berg- und Waldluft geschwängert ist und die eigenartige, tief poetische Landschaft sowohl in den Personen, wie auch in den Situationen wundervoll durchleuchtet. Das darf wohl auch als Einheit in der Stimmung betrachtet werden, wenn denn in einem Drama solche durchaus herrschen muß.

Eine zweite Ausstellung Ludwigs betrifft die Behandlung des Details: er sei, in seinem Bestreben nach größter Anschaulichkeit, zu weit gegangen, so daß er das Typische über dem Besonderen, das Idealistische über dem Realistischen, das Gesetzmäßige über dem Eigenartigen zu sehr in den Hintergrund gedrängt habe. Wir Neueren sehen gerade in diesem Bestreben das Bahnbrechende in Ludwigs „Erbförster“ und können uns an der frischen, beinahe naiven Detailbehandlung nicht genug freuen; dabei sind wir keine Gegner der idealistischen Tragödie, sondern erkennen bereitwilligst an, daß Ludwig beides: Weltsinn und genaue Wiedergabe der Einzelheiten verschmelzen mußte. Seine Beobachtungen erstreckten sich auf den Menschen im allgemeinen und den Menschen im besonderen, und gerade hierdurch war er befähigt, uns eine Milieutragödie zu geben, wie sie Jahrzehnte nachher keinem unserer gewissenhaften Naturalisten gelungen ist und gelingen konnte. Er hat die Gattung geschaffen und zugleich deren Grenzen so hoch gesteckt, daß an ein Bessermachen nicht gut zu denken ist. Der Milieudramatiker der Gegenwart kann und soll seine Stoffe anderswo nehmen; er wird nicht viel ausrichten, wenn er nicht in den Bahnen Otto Ludwigs wandelt, d. h. sich bestrebt, trotz genauester Wiedergabe des Milieus eine Handlung zu schaffen, die sich nicht im Detail erschöpft, sondern, rein menschlich genommen, fesselt und erfreut.

Freilich verstehe ich den Ausdruck von Bartels, Hebbel habe das „realistisch-psychologische“ und Ludwig das „realistisch-pragmatische“ Detail ins deutsche Drama eingeführt, nicht im geringsten. Ich fasse das einfach so: Ludwig wendet sich mit aller Liebe dem Detail zu; aber er kommt über einen Lebensausschnitt hinaus zu einem Lebensbild, weil er sich der äußersten Konzentration befleißigt und das Detail einfachhin typisiert.

Erwägen wir also die dramatischen Eroberungen, die im „Erbförster“ liegen, so finden wir, daß erstens Ludwig in einem Zeitalter, wo auf den Bühnen die Birch-Pfeiffer herrschte, ein wirkliches Lebensbild und ein unzweifelhaft tragisches Bühnenwerk gegeben und mit Hebbel das bürgerliche Drama zum Kunstwerke erhoben hat; zweitens ist er in der Charakteristik, in der Stellung und Durchführung seiner Probleme nach Kleist und neben Hebbel der ersten einer unter den unerbittlichen Realisten; drittens schafft er die neuerdings zur Mode gewordene Form des Milieudramas, nur gibt er typisches Detail und mithin mehr als ein einfaches Stück Leben; sein „Erbförster“ bleibt also noch immer frisch nach all den Exzessen der Milieudramatiker, mit welchen Exzessen sie sich übrigens selbst überwanden und in kurzer Zeit als Tote die Toten begraben werden.

Abgesehen von diesen großen Errungenschaften, die in der Entwickelung des deutschen Dramas jedenfalls hätten eine Rolle spielen müssen, waren im übrigen die menschlichen und dichterischen Werte der Waldtragödie so groß, daß es uns heute schier unbegreiflich ist, wie ein solches Werk nur notdürftig Beachtung erringen konnte. Wie gerne stimmen wir Adolf Stern bei, wenn er schreibt: „Es blieb denn doch nur der hohlsten Gewöhnung an die Tendenzphrase und der völligen Unfähigkeit, den Atem des Lebens in der Dichtung zu verspüren, möglich, auf die Länge die Lebensfülle und die dramatische Kraft in dem bürgerlichen Trauerspiel Ludwigs zu verkennen. Zunächst war gar nicht die Frage, ob das Stück den letzten und höchsten Kunstforderungen gerecht würde, sondern ob in dem Dichter ein bedeutendes und vielverheißendes Talent, eine ursprüngliche Phantasie, gepaart mit dem Tiefblick für die Wahrheit des Lebens, für den Grund und Kern aller menschlichen Dinge vorhanden wäre, lauter Eigenschaften, deren die deutsche Dichtung im allgemeinen, die dramatische im besonderen dringend bedurften. Die Gewißheit dieser Eigenschaften mußte zuerst und muß auch zuletzt stärker ins Gewicht fallen, als die unversöhnliche Herbheit des Schlusses und die Undeutlichkeit des Opfertodes der Förstertochter, durch die dem Trauerspiel „Der Erbförster“ der Anschein einer Rückwendung zur Schicksalstragödie gegeben wurde.“

Man hätte sogar noch mehr finden können: ein hinreißendes dramatisches Temperament, das leider nicht zur Entwickelung kam, wie es hätte

kommen können, ein feiner Sinn für die Gestaltung intimster Seelenregungen; daß endlich Ludwig in mancher Beziehung die Sprache des Dramas umgewandelt hat und noch mehr der Volkssprache nahekommt, noch mehr sich von der Buchsprache weg entwickelt hat, als Goethe und Kleist und auch als Hebbel, verdient ebenfalls nicht gering angeschlagen zu werden. Ludwig ist also in allem eine Schöpfergestalt und der „Erbförster" eine Schöpfung, deren Bedeutung nie abfallen wird.

Im „Erbförster" sah Ludwig Überwucherung des Details; seine Sehnsucht nach großen reinen Linien war so stark, daß er sich mit der gleichwohl bestgelungenen Milieutragödie nicht befreunden konnte und mit dem kühnen Drama „Die Makkabäer" zur Höhenkunst hinarbeitete, wie er sie verstand. Er hatte ja inzwischen mit Shakespeare gelebt und war sich selbst und seiner Kunst gegenüber wahrer geworden; kein Wort seiner Studien paßt nach seinem Inhalt besser in die Zeit zwischen „Erbförster" und „Makkabäer" als das prächtige Selbstbekenntnis: „Ich male zu sehr mit gedämpften Farben; Haltung ist, was mir am nötigsten tut, gedämpfte Kraft. Nichts also mehr kleinpsychologisch gedacht, noch weniger so gegliedert; einfach große Umrisse, Stil. Den Ernst der Kunst nicht bis zur Prosa getrieben. Ich bin bis an die äußerste Grenze gegangen, ich muß umkehren." Das ist, wie bei allen Selbstkritiken Ludwigs, gewiß stark übertrieben; daß ihm aber sein größter Wurf gelang, zeigt uns, daß der Dichter den rechten Weg sicher erfaßt hatte. Daß in dem historischen Drama das Detail der Handlung gegenüber mehr zurückgedrängt wurde als in der bürgerlichen Tragödie, ist nicht zu leugnen.

Alle und auch die enthusiastischsten Kritiker finden in den „Makkabäern" zwei bedeutende Fehler im Aufbau: erstens, „der zweite Akt treibt einen theatralischen Höhepunkt hervor, über den der eigentlich dramatische Höhepunkt im dritten an Wirkung nicht hinaufkommt, so daß für die beiden letzten Akte mit ihren Schönheiten und dramatischen Wirkungen das halbverlorene Interesse erst wieder erobert werden muß" (Weitbrecht); zweitens, „die Gestalt der Lea, bis zum Schlusse des zweiten Aktes noch entschieden überragt durch die Gestalt des heroischen Sohnes, überwächst in den späteren Akten der Tragödie diesen Sohn und gefährdet damit die tragische Einheit und die ungeteilte, ungebrochene Wirkung" (Adolf Stern). Welch große Vorzüge muß die Dichtung haben, daß diese bedeutenden dramaturgischen Fehler dem unbefangenen Leser und Zuschauer als unwesentlich erscheinen; sämtliche Personen fesseln ihn so, daß er die Aufhebung der Einheit nicht peinlich verspürt. Ludwigs schöpferische Phantasie zwingt uns unwiderstehlich in ihren Bann und befriedigt in den plastischen Situationen die Ansprüche des größten Kenners.

„Die Makkabäer" sind ein historisches Drama, eine historische Milieu-tragödie, bei der das Geschichtliche mehr ist als Hintergrund und mit Personen und Handlung ein einheitlich wirkendes Ganze bildet. Von jener „couleur locale", welche Viktor Hugo und die französischen Romantiker um ihn für das historische Drama verlangten, ist freilich nichts zu spüren, denn all die Ausstattungs-Sucht, das systematische Veräußerlichen war dem innerlichen Ludwig bis auf den Grund seiner Seele verhaßt. Mehr als die Lokalfarbe bedeutet die tadellose Objektivität, die auf einem Einfühlen des Dichters in die Epoche und ihren Geist beruhende Sicherheit im Gestalten von Charakteren und Handlung, die nur auf diese Weise in dem Lande möglich waren. Es werden wenige sein, die Ludwigs „Makkabäern" in der Beziehung die Eigenschaft einer lebensvollen und charakteristischen historischen Tragödie absprechen. Adolf Bartels glaubt, die „Makkabäer" haben eine Art von „Volksdrama" eingeleitet, in welchem der Volkskörper tragischer Mittelpunkt sei; er behauptet, ein solches Volksdrama sei überhaupt kein Drama. Ich kann für meinen Teil die „Makkabäer" nicht als Volksdrama betrachten, denn das Volk ist bei Ludwig doch wenig mehr als Nebensache: Judah, der Held, und die übrigen Figuren repräsentieren das ganz und gar im Hintergrunde tobende Volk mehr als genügend. In einem Falle nur tritt das Volk selbständig und als solches auf: da, wo es als tragische Gegenmacht den Helden vernichten soll; wie sehr dient es dann auch hier noch als Mittel, in dem lakonischen Helden Judah das Schicksal der welthistorischen Größe echt tragisch darzustellen. Richtige Volksdramen wie Hauptmanns „Weber" haben mit dem Ludwigschen Werke nichts zu tun.

Was noch schwerer wiegt als die dichterische Wiedergabe des jüdischen Volkstums, das ist die viel kräftigere Gestaltung der Leidenschaften. Im „Erbförster" wächst allein der Titelheld zur tragischen Größe heran. In den „Makkabäern" geht die Charakterisierung einzig auf die Entwickelung der Leidenschaften hin, sowohl bei Judah wie bei Lea, bei Matathias wie bei Eleazar. Nicht Leidenschaftlichkeit, die sich in Worten ergeht, sondern heftige Leidenschaft, die bis zu Taten kommt, pulsiert durch die mit feinster Künstlerhand geschmiedeten Verse. Es ist poetischer Realismus im höchsten Sinne, poetisch, weil die psychologisch klare und dem Leben abgelauschte Darstellung durch den hohen Stil gemäßigt und veredelt erscheint. Dieses wundervolle Gemisch von hohem Stil und kühnem Realismus, ungeschminkter aber veredelter und typisierter Wiedergabe des Naturlautes war für Ludwig das Ziel gewesen, nur daß er jetzt, wo er es erreicht hatte, vom naiven, fröhlichen Schaffen abkam. Welch ein Bedauern liegt in den Worten, die er zu einem seiner besten Freunde spricht: „Ich hätte den Weg fest im

Auge behalten sollen, den ich in den „Makkabäern“ — hier und da strauchelnd, im ganzen sicher — betreten hatte. Ich ließ mich zu weit nach der bloß realistischen Darstellung hinüberdrängen — die zum historischen Drama nicht ausreicht.“ Und trotz dieses Reichtums der dargestellten Leidenschaften sind die „Makkabäer“ nicht viel mehr als ein Monodrama. Judah kämpft allein mit sich, denn er leistet seiner Mutter nur insofern Widerstand, als er unbeirrt von ihren Invektiven seinen Weg geht, sein Volk ist als Gegenspieler nicht wirksam genug, und der Kampf zwischen ihm und den Römlingen wird nicht gleichmäßig stark genug von beiden Seiten geführt, um imponierend zu wirken. Die Makkabäermutter stößt endlich bei ihrer Schwiegertochter auf keinen Widerstand — diese verhält sich für ein Drama übrigens zu passiv — und findet in Judah keinen Gegner, sondern einen stillen Dulder. So wirkt das Stück mit seinen mächtigen Volksszenen, die nicht, wie manche Kritiker behaupten, zu breit angelegt sind, um dramatisch zu wirken, mit seinen das höchste Leben und die reinste Harmonie anstrebenden Charakteren ähnlich einer großen, mit einem lieblichen Andante ausklingenden Symphonie, die alle Gemütskräfte annähernd gleichmäßig anregt. Überall und immer Bewegung in der Ruhe, größte Fülle und immerhin mehr Sinnlichkeit, mehr Anschaulichkeit als bei Hebbel. Mag auch der letztere in allen seinen Dramen einen viel sichereren theatralischen Instinkt bewiesen haben und mehr spezifischer Dramatiker sein, mehr Organismen geschaffen haben, vergessen dürfen wir nicht, daß Ludwig uns in den „Makkabäern“ die vollgültige historische Milieutragödie, wie sie dem nicht genug episch-objektiven Hebbel nie gelungen ist, geschenkt hat, daß trotz schwerwiegender Fehler dieses Schauspiel ein lebendig wirkendes, von leidenschaftlicher Kraft erfülltes Bühnenwerk ist und in der ruhigen, plastischen Gestaltung der Einzelszenen seinesgleichen sucht.

Mit den „Makkabäern“ hatte Ludwig die Höhe seiner dramatischen Laufbahn erstiegen; es sollte dem unglücklichen Dichter versagt sein, auf dieser Höhe zu verharren und das deutsche Volk mit einer Reihe von dramatischen Meisterwerken zu beschenken. Es beginnt jetzt die Zeit der Shakespearestudien und der großen, aber unausgeführten Pläne und Entwürfe. Die Werkstatt Ludwigs ist uns nach und nach erschlossen worden, und wir müssen staunen über die Energie, die trotz der immer wachsenden, schmerzlichen Krankheit und trotz der ästhetischen Grübeleien, welche Shakespeare in ihm weckte, noch immer in ihm war. Alle die Fragmente, welche uns erhalten blieben, sind von großer Schönheit und legen Zeugnis ab von dem ungeschwächten, in manchen Beziehungen sogar überverfeinerten dramatischen Instinkt; alle Voraussetzungen zu vollendeten Schöpfungen waren gegeben mit Ausnahme einer einzigen: das Selbstbewußtsein, die Selbstsicherheit

waren durch die bedingungslose Hingabe an einen Größeren geschwunden; alle gewonnenen Erkenntnisse, und zwar Erkenntnisse von größter Bedeutung, konnten die fehlende Naivität und Unmittelbarkeit, den schöpferischen Flug der ungeschwächten Phantasie nicht ersetzen. Die Selbstkritik war bei Ludwig immer stark entwickelt gewesen — ein wahrhaft Großer kann übrigens ohne sie nie bestehen —, sie erreichte eine solche Höhe, daß alles Eigene dem Dichter nicht genügte, wenn es auch dem Fremden oft weit überlegen war, daß die Hypertrophie der Selbstkritik viel zerstörender wirkte als jeglicher Mangel derselben.

Und doch ist die Ausbeute der ästhetischen Arbeiten Ludwigs so bedeutend und für die Vorbereitung und Begründung einer realistischen Kunst so aktuell und zukunftsschwer, daß man für die Lähmung der schöpferischen Tätigkeit bei Ludwig, wenn auch keinen vollwertigen, so doch einen teilweisen Ersatz hat. In der Anerkennung zeitgenössischer Größen ist Ludwig etwas langsam und die bezaubernde Voraussetzungslosigkeit Friedrich Hebbels kann uns, dem sonst viel sympathischeren Ludwig gegenüber, mit dem spröden Nordlandsdichter versöhnen. Die Verbohrung in Shakespeare — die es bei Ludwig zu einem eigenen System eigentlich nie kommen läßt — hat einen gewissen Doktrinarismus im Gefolge; dann ist Hebbel auch der bei weitem größere Kunstdenker, Ludwig der bessere Theaterpraktiker. Das alles jedoch darf uns nicht hindern die Worte Adolf Sterns anzuerkennen: „Die schlichte Größe, der gewaltige Wahrheitsdrang, die Reinheit der künstlerischen Absichten, die den Dichter Otto Ludwig auszeichneten, hat auch der Kritiker nirgends vermissen lassen. Und in dem Kampfe zwischen dem echten, von falscher Romantik, hohler Phrasenpoesie und ungesunder Geistreichigkeit erlösenden poetischen Realismus und der neuesten, vergeblich naturalistischen, in Wahrheit naturlosen Tendenzliteratur geben Ludwigs kritische Arbeiten unzerbrechliche Waffen ab."

Was haben wir nun im allgemeinen am Ludwigschen Drama? Welches ist die Eigenart der Ludwigschen Bühnendichtungen? Da drängt sich jedem Kritiker zuerst die widerspruchsvolle Fassung des Begriffes der Tragik bei Ludwig auf; zweitens muß ich konstatieren, daß Ludwig sich in der Praxis um diese seine Theorie vom Tragischen blutwenig gekümmert hat. In den Shakespearestudien hält er es bald mit der alten Schuldtheorie, bald mit der Deutung des Tragischen, die Hebbel in unsere kritische Literatur eingeführt hat. Wer möchte leugnen, daß Ludwig sich widerspricht, wenn er an einem Ende sagt: „Sie (die Shakespearischen Helden) unternehmen ein Wagnis, zu dessen Durchführung ihre Natur nicht geeignet, ja, die der entgegengesetzt ist, der das Wagnis gelingen könnte. Daraus folgt das tragische Leiden", und an einer anderen: „Die Mischung von Freiheit und

Unfreiheit, die in unserem Denken, Begehren und Handeln ist, bleibt auch in unserem Schicksal. Und der beste Teil des poetischen Eindrucks, des tragischen, liegt im Gefühle dieser unauflöslichen Mischung." In einem Briefe — ich glaube, er ist an Gustav Freytag gerichtet — stoßen wir wieder auf eine ganz andere Auffassung. Ludwig schreibt dort: „Mein Begriff vom Tragischen ist der, den ich in einer alten Bearbeitung der Agnes (Bernauer) folgendermaßen ausgesprochen:

> Ihr wagte nicht der Erde Lust zu nahen,
> Drum trat der Schmerz, der heil'ger ist, zu ihr,
> Um ihr zu dienen, um sie zu verklären.

Ich meine: das Edle muß untergehen, nicht, weil das Leben sein Feind ist, sondern weil das Leben sein nicht wert ist."

Was haben wir diesen widersprechenden Äußerungen gegenüber zu tun? Ich glaube das, was Johannes Volkelt in seinen überzeugenden Studien zur „Ästhetik des Tragischen" getan: auf rein induktivem Wege die Tragik der Ludwigschen Schöpfungen auszulösen. Dann aber finden wir, daß sowohl im „Erbförster" wie in den „Makkabäern", in der „Pfarrose" und in den „Rechten des Herzens" wie im „Fräulein von Scuderi" die Tragik sich zurückführen läßt auf den l a n g s a m e n, n o t w e n d i g e n F a l l m e n s c h l i c h e r o d e r s i t t l i c h e r G r ö ß e u n d E i g e n a r t; die Tragik Ludwigs ist mithin im Grunde keine andere als die der älteren und neueren großen Tragiker.

An einer bemerkenswerten Stelle seiner Shakespearestudien faßt Ludwig die Elemente des Dramas folgendermaßen zusammen: „1. der ideale Zusammenhang — das tragische Problem, der Zusammenhang von Charakter, Leidenschaft, Schuld und Leiden; 2. die pragmatische Motivierung, Kausalnexus; 3. das Handlungsdetail, zur Belebung besonders des Leidens." Die Theorie des realistischen Dramas kann man nicht kürzer geben. Das erste dieser Elemente, das tragische Problem, haben wir bereits in Beziehung auf die Ludwigsche Tragödie erörtert. Wie steht es bei ihm um den Zusammenhang von Charakter und Leidenschaft? Die Großzügigkeit der Ludwigschen Charakterisierkunst liegt in seiner tiefen Auffassung der Leidenschaft, die er theoretisch und praktisch wohl vom Affekte zu unterscheiden weiß. Bei seinen Helden kommt daher ein „Außer Rand- und Band-Geraten" niemals vor; sie sind von vornherein mit Leidenschaften begabt, die sie zum Triumph oder zum Untergange treiben. Das ist nicht so zu verstehen, als ob der Affekt kein menschliches Moment wäre oder Ludwig ihn nicht als solches betrachten würde; er sieht ganz einfach ein, daß die Rolle, die der Affekt in der Lebensgestaltung spielt, sich jeder Berechnung entzieht und nur insofern vom dramatischen Dichter berücksichtigt

und gestaltet werden kann, als er den berechenbaren Höhepunkt einer Leidenschaft bildet. Die Leidenschaft an und für sich steht nach der Auffassung und Praxis unseres Dichters jenseits von gut und böse; sie ist ihm eine tief in die Lebensgestaltung, tief in das Schicksal des Individuums einschneidende Tatsache; der Affekt jedoch wirkt immer zerstörend und ist als negatives Agens für eine positive Kunst, wie die dramatische gänzlich unbrauchbar. In dieser Beziehung ist Ludwig mit Hebbel der direkteste und konsequenteste Fortsetzer Heinrich von Kleists und stellt sich in erster Linie in Gegensatz zur idealistischen Tragödie Schillers, die oft und gerne mit ursprünglich leidenschaftslosen Helden (Tell, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans) arbeitet und dieselben plötzlich so vom Affekte beherrscht sein läßt, daß sie nicht mehr Persönlichkeiten, sondern Werkzeuge sind. Das Wesen solcher Helden ist dann Rhetorik — freilich herrliche, überwältigende Rhetorik — ihr Pathos ist mehr ein gekünsteltes, forciertes, als das edle, sittliche Pathos der Leidenschaft, wie es z. B. die „Makkabäer" durchzieht. Andererseits stellt sich Ludwig auch in Gegensatz zu seinen großen Nebenbuhler Hebbel, in dessen Drama die Leidenschaft an und für sich als Vereinzelung, als Kampf des Individuums gegen die Gesamtheit erscheint und notwendigerweise zum Untergange führen muß. Ich habe bereits oben ausgeführt, daß mir diese Hebbelsche Fassung des Leidenschaftsproblems ungleich tiefer und wirklichkeitsfreudiger erscheint als die Ludwigsche; daneben kann man nicht bestreiten, daß der gemäßigte Optimismus des Thüringer Dichters neben dem unbewußten Pessimismus Kleists und dem systematischen, einseitigen und unerbittlichen Pessimismus des Dithmarschen in der deutschen Kunst ein unverlierbares Heimatrecht besitzt. Hebbel ist der größere Metaphysiker und hat den meisten Menschheitsgehalt, Kleist ist der größere Dichter, der größere Beleber; und insofern Ludwig einen Teil von der Wärme besitzt, mit der Kleist sich dem Spiel seiner dichterischen Kräfte hingab, tritt er dem nüchternen Reflexionsdichter Hebbel, dessen Kälte er immer wieder hervorhebt, gegenüber nicht in den Hintergrund. Alle drei vereinigt haben uns über die idealistische Tragödie hinausgeholfen.

Was die von Ludwig so genannte „pragmatische Motivierung", den „Kausalnexus" d. h. das zur festgeschlossenen wohlbegründeten Handlung gefügte Zusammenspiel der Personen anbetrifft, so können wir feststellen, daß die Ablösung des Geschöpfes vom Schöpfer bei Ludwig weit gediehen ist; er ist in höchstem Grade objektiv. Nicht, wie wenn er den Zuhörer oder Leser nicht überwältigen wollte. Im Gegenteil; er sagt: „Mein dramatisches Streben war im Anfange: Erweckung möglichst vieler und starker Gefühle, die in eine Hauptstimmung fortgeleitet, mählich zu einem gewaltigsten überwältigenden erwachsen sollten. Also ein reicher ergreifender

Stoff. Tiefe Absicht und möglichste Absichtslosigkeit." Das ist sicher nicht die Hebbelsche Objektivität, die sich in der Stellung und Lösung von Zeitproblemen genug tut. Ludwig ist im Grunde ein zeitloser Dichter und ich finde für meinen Teil, daß man ihm darum keinen zu strengen Tadel zu geben hat. Bei den „Makkabäern" wäre ein Hineinzaubern moderner Motive und Probleme nicht nur eine historische, sondern auch eine ästhetische Sünde gewesen, bei den Waldmenschen des „Erbförsters" gefällt uns eben der Mangel eines Kulturhintergrundes; wir müssen uns damit begnügen, daß das grundlegende Motiv ein tief menschliches ist. Hebbel freilich hat die imponierende Fähigkeit, alles überzeugend zu typisieren, und so typisiert er auch das Milieu dermaßen stark und eindringlich, daß immer eine Beziehung auf seine Zeit entsteht: „Herodes und Mariamne" spiegelt nicht eine Dekadence, sondern gibt die Dekadence.

Ludwig war kein Problemdichter, es gingen ihm alle die Eigenschaften ab, welche zum Problemdichter gehören. Ob er in dieser Hinsicht so zukunftsschwer ist wie sein Antipode Hebbel, kann man bezweifeln, denn es ist vorauszusehen, daß die Entwickelung des deutschen Dramas auf die Weltanschauungsdichtung hingeht, nachdem es vorher die Zwischenstufe Problemdrama erlebt hat. Gewiß, die dichterischen Qualitäten des Ludwigschen Dramas sind außerordentlich stark, so stark, daß er ihretwegen und wegen der Begründung des Milieudramas eine hochbedeutende Vorläufererscheinung genannt werden muß. Aber genügen für unsere Zeit, für unser Streben nach größter Vertiefung technische Fähigkeiten? Was man auch sagen und wiederholen mag: Die Verehrung Hebbel gegenüber, der Kultus, der mit seinem Tiefsinn getrieben wird — ein gewiß nicht unberechtigter Kultus, in dem die Besten der deutschen Nation vorangehen und wenigstens mitmachen — zeigt zur Genüge, wohin die Entwickelung geht. Man muß Ludwigs prächtige Dichtererscheinung gewiß nach Recht würdigen, man muß aber auch andererseits betonen, daß er, wenn nicht als Bühnendichter und Bühnentechniker, so doch nach der Seite des tieferen und allseitigeren Verständnisses des Dramatikers für die wichtigsten Probleme der Zeit hin einer Ergänzung unbedingt bedarf. So sicher auch seine Dichtung über den hochgespannten Idealismus Schillers hinausgeht, so sicher die Wirkung seiner besten Schöpfungen nie erlahmen wird, so sicher auch ist seine Erscheinung eine reine Dichtererscheinung wie die Grillparzers. Auf die Ähnlichkeiten, die zwischen dem gedämpften Realismus und der reinen Linie des Grillparzerschen Dramas und der letzten Ludwigschen Bühnendichtung bestehen, ist meines Erachtens noch nicht genug hingewiesen worden. Nicht nur auf eine Verwandtschaft der Werke, sondern auch auf eine tiefe Geistes- und Gemütsverwandtschaft muß hingewiesen werden. Ludwig und

Grillparzer, zwei Dichter, wie unsere harte Zeit sie nicht mehr leiden, nicht mehr tragen kann; vielmehr liebt sie es, sich mit einer Kämpfernatur wie Hebbel zu identifizieren.

Aber nicht nur Größe der Komposition lernen wir von Ludwig und bewundern wir an ihm, sondern noch etwas mehr. Er ist trotz seines Leidens eine gesunde Natur. Und was die Gesundheit in der „Periode der Reizsamkeit" bedeutet, das verspüren alle, die nach den pathologischen Experimenten der neuesten Dichter und Schulen zum reinen Quell der naiven Kunst des Thüringers zurückkehren. Es hat größere Dichter und Dramatiker gegeben als ihn; ich bestrebte mich sicherlich, seine Schwächen, sein metaphysisches Manko in die rechte Beleuchtung zu stellen. Viele ehrlichere und ernstere Künstler jedoch, viele reinere Dichter, die nur Dichter sein wollen, hat es nicht gegeben. Wir können von seiner männlichen Erscheinung keinen besseren Abschied nehmen, als zu wünschen, daß nie Zeiten kommen mögen, wo Deutschland seinen Ludwig, dessen Geistes-, Sinnes- und Künstlerart vergißt.

Humor auf der Kanzel.

Von Professor Dr. **A. Denecke** in Dresden.

K. F. Meyer erzählt in seiner Novelle „Der Schuß von der Kanzel", wie ein vornehmer Herr einen Pfarrer, der großer Liebhaber von allerhand Schießgewehr ist, durch listiges Verwechseln einer schwer und einer leicht abzudrückenden Pistole verleitet, auf der Kanzel während der Predigt unversehens in der Tasche einen blinden Schuß abzufeuern und dadurch natürlich seine Zuhörerschaft zu erschrecken, aber auch zugleich zu erheitern.

Daß der geistliche Stand besonders im späteren Mittelalter sehr oft in ähnlicher Weise zur Zielscheibe des Spottes gemacht wurde und dadurch oft selbst an heiliger Stätte unfreiwillig Anlaß zur Heiterkeit gab, ist ebenso bekannt wie die Tatsache, daß zu diesem Verhalten der anderen Volksschichten gerade dem der höchsten Achtung bedürfenden Stande gegenüber durchaus nicht immer reformatorische Absichten bewogen, sondern teils größere Vertraulichkeit durch engere Berührung im Leben, teils sinnlichere Auffassung des Gottesdienstes, teils offen zugestandene Feindschaft zwischen Laien und Priestern, teils endlich manches Anstößige in der damaligen Lebensauffassung der Geistlichen.

Doch nicht nur von solchem durch äußere Veranlassung abgezwungenen Humor, auch von anderem, aus dem Innern der Persönlichkeit stammenden freiwilligen wie unfreiwilligen wußten die vergangenen Zeiten schon viel zu erzählen.

Zu den letzteren sind wohl vor allem die „Entgleisungen" zu rechnen, die auch damals schon selbst dem besten Redner widerfahren konnten, wobei er im Eifer Dinge sagt, die er bei ruhiger Überlegung nicht behauptet haben würde. Es wird z. B. erzählt: Ein Priester hatte am Karfreitag von den Leiden des Heilandes so ergreifend gepredigt, daß viele Zuhörer weinten. Da wollte er sie aus Mitleid trösten und fuhr fort: Weint nicht, liebe Kinder, es ist ja schon 1500 Jahre her, daß es geschehen sein soll.[1])

Ein Versehen anderer Art wird dagegen in folgender, mehrfach mitgeteilter Erzählung vorgeführt: Ein junger Mönch war auf seine schöne Singstimme stolz und benutzte jede Gelegenheit, sich damit in der Kirche hören zu lassen. Einst sang er wieder und bemerkte dabei mit Befriedigung, daß eine auf der vordersten Bank sitzende Frau heftig zu weinen begann. Sogleich nach der Feier trat er daher zu ihr heran und fragte teilnahmsvoll, ob er sie wohl durch seinen Gesang so sehr gerührt habe. „Ach ja, entgegnete die arme Frau, ich hatte nämlich noch vor wenig Wochen einen hübschen kleinen Esel. Jetzt ist er aber tot, und da mußte ich immer an ihn denken, als Ihr sangt, denn wenn er schrie, da klang es gerade so."[2])

Hierher gehört auch die schöne Geschichte aus Wickrams Rollwagenbüchlein (S. 289): Ein Pfarrer in einem Dorfe predigte auf eine Zeit seinen Bauern gar heftig wider ihr unzüchtig Leben, daß sie sich also voll soffen, „denn aus dem Zutrinken kommt dann, daß ihr einander heißet lügen, danach so schlaget ihr einander und gerät etwan zu einem Totschlag. Das kommt dann also aus dem, daß ihr einander also freventlich heißet lügen. Darum will ich euch gewarnet und gebeten haben, ihr wollet euch um euer Seelenheil willen davor hüten und abstehn, wenn aber also sich etwan begibt, daß etwan einer eine Unwahrheit sagt, so mag der nächste bei ihm etwa mit dem Maul pfeifen, auf daß der andre merke, daß er daneben geredet hat, und davon abstehn, das wäre fein und brüderlich. Wie er nun der Predigt so viel machte, fingen die Bauern sich an zu bessern. Und nicht lange danach kam dem Pfarrer die Materie zu predigen, wie Gott im Anfang alle Dinge hätte geschaffen. Also bedachte er sich auch nicht weiter (denn er vielleicht die Nacht davor auch nicht fast darauf studiert hatte), hub an und sagte, wie Gott der Herr den Adam anfänglich, da noch kein Mensch noch Kreatur auf Erden wäre gewesen, aus einem Lehmkloß geschaffen hätte und ihn an einen Zaun gelehnt, bis er die Eva aus seiner Rippe gemacht hätte. Also hub der nächste Bauer, so bei ihm stand, an und pfiff. Das merkte der Pfaff und sah ihn an und sprach: „Wie, ich meine, du meinst, ich lüge?" Der Bauer sagte: „Nein, mein

1) Pauli, Schimpf und Ernst. 2) Boner, Edelstein.

Herr, ich wollte aber gern wissen, wer den Zaun gemacht hätte." Der Pfaff sprach: „Da laß ich ihn um sorgen, vielleicht ist er also behend und schnell gewachsen." Demnach lag dem Pfaffen nichts mehr daran, die Bauern lögen oder nicht, dieweil sie ihm auch konnten pfeifen.

Unfreiwillige Scherze der zuerst erwähnten Gattung sind stets vorgekommen und sind jetzt noch ebensogut möglich wie früher. Anders steht es dagegen mit den freiwilligen, den absichtlichen Späßen. Diese erachten wir mit Recht als der Würde des geistlichen Standes und der Weihe des kirchlichen Schauplatzes widersprechend. Frühere Zeiten dachten darin nicht so streng. Die geistlichen Schauspiele, die lange Zeit in den Kirchen aufgeführt wurden, brachten manche sehr weltliche und derbe Äußerung, an den hohen Festen wurden nicht selten Gelage in den Kirchen veranstaltet, das Mitbringen von Hunden, Falken u. dgl. in den Gottesdienst wurde erst allmählich durch die Sitte, nicht durch die Kirchenzucht beseitigt; kurz, man stand auch der Kirche, wie dem Priester, vertraulicher, zwangloser gegenüber. So erklärt es sich wohl, wenn man allerhand erheiternde Äußerungen und Handlungen des Geistlichen innerhalb wie außerhalb der Kirche als nicht anstößig betrachtete, ja sie sogar in manchen Gegenden wünschte. War es doch, wie bekannt, Brauch, daß der Pfarrer am Ostertage durch Erzählen lustiger Schwänke (Ostermärlein, Osterneu) das sogenannte Ostergelächter der Gemeinde hervorrief.

Als Beispiel eines solchen Schwankes sei folgender (in mehreren Schriften[1]) mitgeteilter) Witz eines Pfarrers angeführt: „Ein Bürger stand in dem Rufe, eine sehr herrische Frau zu haben. Um nun den Beweis vom Gegenteil zu erbringen, schickt er ihr einst vom Wirtshause aus den Befehl zu, von ihrem Bett einen Zipfel abzuschneiden und ihm zu senden. Sie gehorcht. Nun war, wie gesagt, zu Ostern Brauch, daß der Pfarrer in der Kirche nach der Predigt einen Schwank erzählte Diesmal berichtet er den eben erzählten Vorgang, rühmt dann den Bürger, weil er wirklich Herr im Hause sei, und fordert ihn schließlich auf, zur Belohnung vor allen anderen den Lobgesang anzustimmen. Der Bürger aber schimpft laut auf den Pfarrer und läuft fort. Alles lacht, und kein Mann fängt an zu singen. Darauf beginnt der Pfarrer von neuem: Da habe er nun den Männern vergeblich die Ehre erweisen wollen, daß sie sich als Herren im Hause zeigten. So möge denn nun eine der Frauen, die sich Meister im Hause dünke, zu singen anfangen. Er kann kaum ausreden, denn sämtliche Frauen stimmen sofort mit großem Eifer den Gesang an."

Es konnte nicht fehlen, daß man auch auf diesem Gebiete bald alle möglichen scherzhaften Geschichten auf einzelne Namen zusammenhäufte. Wie

1) Z. B. in der Zimmerischen Chronik.

schon in dem zur Dietrichsage gehörigen Gedicht „Der große Rosengarten“ uns mit dem Bruder Hildebrands, dem Mönch Ilsan, das volkstümliche Ideal eines riesenstarken, rauflustigen, ungehobelten Bettelmönchs vorgeführt wird, so erhalten wir in den Schwanksammlungen vom Pfaffen Amis, vom Pfaffen vom Kalenberge und von Peter Leu durch Übertragung von allerhand früheren und neueren Eulenspiegeleien auf einzelne wirkliche oder erdichtete Helden Bilder von listigen Priestern, die ihre Stellung und ihre Verschlagenheit nur benutzt hätten, um sich durch Betrügereien persönliche Vorteile zu verschaffen. Für unseren Geschmack und für den hier zu verfolgenden Zweck findet sich in diesen Sammlungen nicht viel. Erwähnt sei nur folgendes: Bald nach seinem Amtsantritt will der Pfarrherr vom Kalenberge seine Bauern veranlassen, das Kirchendach zu erneuern. Nachdem er ihnen eingeschärft hat, daß sie durch Opfer und milde Gaben an die Kirche dem höllischen Feuer entgehen könnten, fordert er sie auf, zu wählen, ob sie auf ihre Kosten das kleine Dach des Kirchenchores oder das große des Kirchenschiffes neu decken wollten, das andere werde er übernehmen. Natürlich wählen die Bauern das kleine Dach. Da aber der Pfarrer sich während des Kirchendienstes im Chore aufhält, so befindet er sich nun nach der Herstellung des Chordaches im Trocknen und verhöhnt die Gemeinde, die bei Regenwetter unter dem durchlöcherten Dache des Kirchenschiffes naß wird, bis die Bauern wohl oder übel nochmals den Beutel ziehen. — Mehr unserem Geschmack entspricht folgende Geschichte von Peter Leu. Dieser mit Mutterwitz reichlich, aber mit Bildung sehr kärglich ausgestattete Pfarrer soll einst in Vertretung auswärts predigen. Unglücklicherweise verliert aber der Schüler Peters Meßbuch, ohne das er nicht predigen kann, im tiefen Schnee. Als er nun in seiner Rede bis zur Ankündigung des Themas gekommen ist, bleibt er stecken. Aber er hilft sich, indem er plötzlich anfängt zu weinen und dabei erklärt, er hätte von Judas' Verrat und Christi Leiden reden wollen, aber der Gegenstand rühre ihn so, daß er vor Rührung und Mitleid kein Wort mehr herausbrächte. Die Bauern sind sehr erbaut davon. In einem anderen Falle, bei einer Kirchweih, spricht er, daß er über die „Historie von Zacheo“ in drei Teilen reden wolle. Doch würde er dabei so „tief in die Schrift gehn“, daß bei der Kürze der Zeit den ersten Teil die Zuhörer, den zweiten er selbst und den dritten beide nicht verstehen würden. Deshalb möchte die Gemeinde lieber nächstes Jahr etwas zeitiger wiederkommen und für diesmal nach Hause gehen.

Sehen wir in diesen letzten, jedenfalls frei erfundenen Geschichten samt ihren vielen Nachahmungen bis zum „Pfarrer von Ohnewitz, der nur eine Predigt hat in Besitz“ den Witz als Deckmantel der Unfähigkeit, so haben

ihn bekanntlich gerade sehr bedeutende Kanzelredner zweifellos oft als Mittel gebraucht, dadurch ihre Lehren eindringlicher zu machen. In manchen Fällen mag aber auch das Komische nur erst für unser feineres Gefühl vorhanden sein, nicht aber für die Zeit der Entstehung dieser Reden.

Schon bei dem wohl durchaus ernst zu nehmenden, berühmten Bruder Berthold von Regensburg († 1272) wirkt es auf uns erheiternd, wenn er in echt volkstümlicher Sprache und Auffassung den Leuten ins Gewissen redet, z. B. den Schneidern, den Schuhmachern, den Weinhändlern usw. die bei ihrer Hantierung üblichen Sünden einzeln vorhält (Ausg. von Pfeiffer, I, 16 ff.), den furchtsamen Mann zum Kampfe gegen die Putzsucht der Frau ermutigt, den Greis verspottet, der sein Alter vergißt, oder die Quälerei des armen Kindes schildert, das von sämtlichen Angehörigen überfüttert wird.

In weitaus höherem Maße aber würde ein ebenfalls berühmter Geistlicher des 15. Jahrhunderts unsere Heiterkeit erregen, und doch ist auch bei ihm meist kaum anzunehmen, daß er die Absicht gehabt hat, auch die seiner Zuhörer hervorzurufen. Es ist dies Geiler von Kaisersberg, Prediger in Straßburg (1445—1510).[1]) Schon die Wahl seiner Stoffe setzt uns in Verwunderung: wenn er z. B. einmal, nachdem in Straßburg auf der Messe ein wilder Löwe gezeigt worden war, längere Zeit über den „Höllischen Löwen" predigte, ein andermal einem Vortrage die Eigenschaften, Jagd und Zubereitung des Hasen zugrunde legte, oder endlich nach dem bekannten Buche seines Freundes Sebastian Brant „Das Narrenschiff" über jede einzelne darin enthaltene Narrengattung eine Predigt hielt. Ebenso sonderbar, wenn auch nicht gerade erheiternd, würde uns bei den meisten seiner Kanzelreden die Ausführung im allgemeinen berühren, da er in der Erklärung wie Anordnung gewöhnlich nach damaliger Sitte ganz willkürlich, ja gewaltsam verfährt. So entnimmt er einmal dem Text vom Palmsonntag folgendes Thema: „Sie führten Jesum mit Ehren und mit der Prozeß (Prozession) gen Jerusalem in und täten ihm sieben Ehr an, die wir geistlich dem Herrn sollen antun: 1. daß sie dem Herrn den alten und den jungen Esel darbrachten. Dein Leib ist der alt Esel, und dein Seel, das ist der jung Esel usw. 2. daß sie ihre Hudeln, ihre Kleider, Röcke und Mäntel dem Herrn auf die Esel legten und sattelten ihm den Esel. Also dein Leib und dein Seel sattel Gott dem Herrn, daß er darauf mög sitzen" usw. usw. In der oben genannten Predigt vom „Hasen im Pfeffer" werden die eigentümlichsten Vorgänge beim Hasen mit größter Genauigkeit auf den Christenmenschen bezogen, z. B. „Das Häslein bewegt allzeit die Lefzen und

1) Vgl. Ign. Hub, Komische und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten des 16. Jahrhunderts. Nürnberg 1856.

muffelt allweg damit; so tut auch ein rechter andächtiger Christen- und Klostermensch, dem stehn sein Lefzen nimmer still, er förcht Gott, seinen Schöpfer und Herrn. — Man muß das Häslein spicken; so hast du auch keine Feiste (Fett) in dir und mußt gespickt und beträuft werden mit der Feiste der Andacht und Liebe und mit dem Speck der Gnad Gottes, damit du nit verbrennest bei der Hitz des Feuers der Widerwärtigkeit durch Ungeduld. Man muß lugen, ob das Häslein genug gebraten sei, es muß sich lassen pfetzen (ritzen), nit mehr bluten, das Fleisch muß sich von den Beinen schälen. So muß auch ein jeglicher Christenmensch sich lassen pfetzen, wenn man ihm sein Gebresten sagt, er muß versuchen, ob er geduldig sei, wenn man ihn strafet. So muß ein rechter Christen- und Klostermensch, wenn man ihn aufschneidet, kein Blut mehr geben, sondern abgetrocknet und Gott ein lustiges Essen sein; ein rechter Christenmensch muß auch das Fleisch schälen von dem Bein; er muß begehren, daß der Leib sich scheid von der edlen Seel und (sie) bei Gott dem Herrn sei."

Man sieht schon aus diesen wenigen Stellen, daß es nicht sowohl der zugrunde liegende Gedanke als die Wahl der Bilder dafür ist, was unserem Geschmacke nicht mehr entspricht. Doch hängt diese Wahl mit dem Wesen Geilers aufs engste zusammen. Er will durch sein Predigen die Menschen vor allem sittlich bessern, und dazu hält er es für nötig, besonders auf ihren Verstand zu wirken, sie zu überzeugen. Zu diesem Zwecke ist aber die fortwährende Heranziehung des gewöhnlichen Lebens das beste Mittel. Wie sehr er Religion und Kirche zum Nutzen der Menschen verwendet wissen wollte, lehrt z. B. die Stelle aus der Predigt über die „Brosämlein": „Gehst du am Abend nieder oder erwachst in der Nacht und kannst nit schlafen, so will ich dir ein Rat geben, daß dir der Schlaf kommt. Bist du ein Mann, so bet den 10 000 Rittern jeglichem ein Vaterunser, und die Frauen den 11 000 Mägden jeder ein Ave Maria, was gilt es, du wirst davon entschlafen."

Ebenso ernst gemeint und nur für unsere Anschauung erheiternd sind viele einzelne Aussprüche und Erklärungen. Folgende Beispiele seien angeführt. Einmal vergleicht er ergötzlich verschiedene Obrigkeiten mit dem Hirtenstande: „Darum aber, daß mancherlei Hirten sind, als Kuhhirten, Schafhirten, Sauhirten, Geißhirten, Gänshirten, wäre es auch nicht außer Wege, etwas von denen zu schreiben mit kurzem Begriff. Die Kuhhirten sind, die das große Vieh hüten, und der Geistlichen die Bischöfe. Schafhirten sind die Pfarrer und Leutepriester, die sollten Untertanen haben als die Schaffe (Schafe), die geduldig und gehorsam; so verlieren sie die drei ersten Buchstaben und werden Affenhirten. Die Sauhirten sind die weltlichen Richter, die da besitzen Gericht und Recht und genug zu schaffen haben, wie sie die

wilden Schweine zähmen mögen. Geißhirten sind die Doktoren auf hohen Schulen, die wahrlich losspringende, feige und geile Studenten ziehen, auf alle Büberei geneigt, nicht auf die Liberey. Aber Gänshirten das sind die armen Schulmeister der jungen Knaben, die erst lehren pfeifen, wie die Gans, und den Kragen hervorstrecken; aber sonst ist es ein nützliches Tier." In einer anderen Predigt führt er folgendes Gleichnis durch: „Es war ein Bauer, der hätt' gern einen Baum gegen dem Erdreich gebogen; er sammlet viel seiner Gesellen zusammen und stieg auf den Baum und erwischt den Tolden (Wipfel) und hing mit den Händen daran, der ander stieg auch hinauf und hanget dem an seine Füß. Der dritt dem an seine Füß. Der erst, der die Bürde trug, der wollt an die Händ speien, da er also die Händ von dem Baum tät und daran speiet, so fallen sie all herab. Geistlich der Baum bedeut das Kreuz Christi, das ist ein Christenleben und ein ehrsam frumm Leben. Der erst Bauer ist der Prälat, der sollt den Tolden erwischen, er sollt vollkommen sein und also mit Werken hangen an dem Leben, so sollten seine Untertan ihm nachsteigen und an ihm hangen. Aber wie geht es? Der Baum des Lebens ist scharpf, und die Bürde der Untertan ist schwer, so tut der närrisch Prälat die Hand ab von dem Werk und verläßt sein ehrbar Leben und sucht das Sein, das ist Geld, Trost usw. und will an die Händ speien, und also fällt das Volk alles von dem ehrbaren Leben . . ." Selbstverständlich spricht sich ein Prediger wie Geiler gleich vielen anderen Geistlichen auch aufs kräftigste über die Mißbräuche in der Tracht aus, z. B. sagt er über die gelben Schleier der Frauen: Diese müßten alle Wochen gewaschen und wieder gelb gefärbt werden. Darum sei der Safran so teuer. Gelb sei ohne Zweifel Gott mißfällig an Frauen, Männern und Engeln. Der Leib Christi wurde nicht in ein gelbes Tuch gewickelt, sondern in ein weißes; an ein faules Fleisch macht man eine gelbe Brühe, man macht keinen gelben Pfeffer an ein frisches Fleisch, aber an Brosämlein, die gestern überblieben. Die alten Weiber mit den gelben Schleiern sehen heraus wie ein geräuchertes Stück Fleisch aus einer gelben Brühe. Auf die Frauen ist er, wie die meisten Sittenprediger des Mittelalters, überhaupt nicht gut zu sprechen: „Nimm ein Weib, sie sei wie sie wolle, so redet sie wider dich, denn es ist ihre Weise, daß sie seien wider die Männer, sie haben es von ihrem Ursprung: Sie sind gemacht von einer krummen Rippe, darum so krümmen sie sich zu allen Dingen." — Ebensowenig, wie hier die Frauen, schont er seinesgleichen, die Geistlichen und Gelehrten. So schilt er einmal: „Also heißen wir alle Doctores, wir sind aber nur halbe Doctores; wir haben nur einen Teil von dem „Doctores", das mittlere Teil „Tor", Doc,

tor, res, den Anfang und das Ende haben wir nicht, aber das Mittlere: Tor", und kurz vorher bemerkt er: „Wir werden gelehrt, wie die Gänse trinken. Eine Gans, wenn sie trinken will, so nimmt sie hier ein wenig Wasser und dort ein wenig und da ein wenig. Wir tun auch also; wir nehmen aus dem Buche ein wenig und aus dem Buche ein wenig und machen es überall zusammen, und ist unsere Sache nichts."

Auch die höchsten geistlichen Würdenträger läßt er nicht ungestraft, z. B. erzählt er in einer der Predigten über das „Narrenschiff": „Es ritt ein Bischof einmal über Feld mit vierzig Pferden und mit seinem reisigen Zeug. Da ließ ein Bauer den Pflug stehn und sah dem Zug zu und hatte das Maul offen und die Hände in die Seiten gestellt. Der Bischof, der sah es, ritt zu ihm und sprach: „Meier (= Schaffner), was denkst du, daß du uns also zulugst?" Der Bauer sprach: „Herr, ich hab gedacht, ob St. Martin auch also mit einem reisigen Zug geritten sei, der auch ein Bischof war." Der Bischof ward rot im Antlitz, schämte sich und sprach: „Ich bin nicht allein ein Bischof, ich bin auch ein weltlicher Fürst: jetzt bin ich ein Fürst; willst du aber einen Bischof sehen, so komm auf den Tag in die Kirchen, so werde ich das Fronamt haben." Der Bauer fing an zu lachen, daß er ineinander hotzelt (= sich krümmte). Der Herr fragte ihn, was er lachte? Der Bauer sprach: „Herr, da lach ich, da Gott vor sei, wann der Teufel den Fürsten zuletzt nimmt, was tut dann der Bischof dazu?" Also fuhr der Bischof davon und hatte eine Antwort weg."

Wie man bei derlei Aussprüchen annehmen muß, daß der Redner mit seiner Ausdrucksweise nur dem Geschmack seiner Zuhörer entgegengekommen sei und nicht ihre Heiterkeit erregt habe, so ist dies letztere wohl nicht mehr denkbar, wenn er heitere Geschichten in seine Predigten einflicht wie die folgenden: Ein Junker will nach Rom reiten, um seine Sünden zu beichten. Er verabredet mit seinem Knechte Kunz, daß sie immer früh und abends reiten und während der Hitze des Tages ruhen wollen. In einer Herberge bekommen sie eine Schlafkammer mit Fensterläden ohne Öffnung. Als nun am Morgen der Junker den Knecht ruft, aufzustehen, öffnet dieser im Finstern eine Schranktür, die er für den Fensterladen hält, sieht hinein und antwortet seinem Herrn, es wäre noch ganz dunkel, sie könnten noch länger schlafen. So schlafen sie weit in den Tag hinein, kehren aber dann um, weil der Junker verzweifelt, auf diese Weise nach Rom zu kommen. — Zwei Freunde waren zu Weine gewesen und beide davon stark mitgenommen worden. Spät abends ziehen sie heim, aber aus Liebe gibt immer einer dem anderen das Geleite, so lange, bis beide unterwegs im Schmutz einschlafen. Am Morgen erwacht der eine, und da er zunächst glaubt, in seinem Bett zu liegen, ist er verwundert, jemanden

neben sich zu fühlen. Er ruft: Wer da? Dann aber sieht er ihn genauer an und sagt: Sieh, Herr Zunftmeister, seid ihr das? — Ein Mann beklagt sich, er habe fortwährend Durst. Jedesmal, wenn er im Bad gewesen sei, dürste ihn acht Tage lang. Und alle acht Tage gehe er einmal baden. — Eine arme Witwe kann bei einer Rechtssache nichts erreichen. Da rät ihr eine Freundin, doch dem Richter die Hand zu schmieren (d. h. etwas zu schenken). Die Frau nimmt dies aber wörtlich und salbt die Hand des Richters mit Butter. Der Richter schämt sich und erledigt die Angelegenheit nunmehr schnell. — Ein Abt lädt einst einen vornehmen Herrn ein, der eine sehr große Nase hat. Der Narr des Abends wundert sich über diese, endlich ruft er bei Tische: Was du für eine große Nase hast! Natürlich wird er unter Scheltworten hinausgeworfen. Draußen überlegt er sich: das war dumm, das mußt du wieder gut machen. Als er nun meinte, die Sache wäre vergessen, ging er wieder hinein, legte dem vornehmen Gaste gegenüber die Arme auf den Tisch und sagte: Was hast du doch für ein kleines Näslein! Der Gast ist hierüber noch mehr beleidigt, und der Narr wird wieder hinausgeprügelt. Endlich kommt er nach langer Zeit wiederum herein, will es nun auf alle Fälle ganz gut machen und ruft: Meinethalben habe eine Nase, wie du willst, mir ist es ganz gleich! Nun bekommt er erst recht Prügel. — In der Erklärung des Gleichnisses von den Gästen, die der Einladung nicht Folge leisten wollen, bemerkt Geiler: „Man spricht gewöhnlich, wann einer nicht gern scheidet, so sagt er: Es ist eine Gans vor dem Tor, die will mich beißen.“ Und darauf bezeichnet er drei Leidenschaften als die drei Gänse, die uns im Leben beißen, d. h. hindern am frommen Lebenswandel. Dabei erzählt er folgende Geschichte: „Ein Einsiedler hatte einen Jüngling in der Wüste erzogen, so daß er nie eine Frau sah. Danach ging er mit ihm heraus, da sah er Frauen zum Grasmähen gehen. Der Jüngling fragte, was das für Tiere wären. Der Einsiedler antwortete: Es sind Gänse. Als der Jüngling nun wieder nach Hause kam, fing er auf einmal an zu weinen. Der Einsiedler fragte ihn: Sag', Junge, was fehlt dir? Er antwortete: Ich möchte gern eine Gans haben.“[1]) — Feiner ist endlich folgende kurze Erzählung: Ein Edelmann kommt zu einem Wirt geritten und will übernachten. Da er aber zu stolz ist, wirklich um Nachtlager zu bitten, braucht er die Redensart: Ich möchte dich bitten, daß du mich über Nacht behieltest. Der Wirt aber antwortete: Nun, so bittet mich nur, Junker![2])

Wie oben erwähnt, ist es kaum denkbar, daß die Zuhörer bei derartigen Erzählungen immer ernst geblieben sind, wohl aber müssen wir auch hier annehmen, daß es Geiler persönlich immer sehr ernst um die

1) Evangelibuch, CXIX, a) 2. 2) Evangelibuch, CXXII, b) 2.

Sache zu tun war, die er mit diesen Erzählungen deutlich machen wollte. Wir dürfen es also wohl glauben, daß er es sehr übel aufgenommen hat, als ein Zeitgenosse eine Sammlung von allerhand witzigen, meist aber sehr derben Aussprüchen von ihm veröffentlichte.

Wenig Witz findet sich in den Schriften der protestantischen Teufelsprediger, die alle möglichen Unsitten ihrer Zeit mit dem Namen besonderer Teufel brandmarkten, wie „Hofteufel, Hosenteufel, Saufteufel, Gesindeteufel" u. dgl. m. Eine der hübschesten satirischen Erzählungen noch findet sich in Westphals „Hoffartsteufel" (S. 250): „Darum denn jener Maler, der dem Türkischen Kaiser alle Nationes mit ihrer Tracht und Kleidung abmalen sollte, nicht unbillig der deutschen Unbeständigkeit, wiewohl sehr höflich, gespottet und gestrafet hat, indem da er alle Völker auf des Kaisers Befehl in und mit ihrer Kleidung wirklich malet, den deutschen Mann aber malete er gar nackend und bloß, allein ein Stück Tuch oder Gewand malet er ihm unter den Arm. Und als er gefragt ward, warum er solches getan, sintemal ja die Deutschen nicht nackend gingen, antwortet er, er hätte es darum getan, daß er's nicht wüßte, was für eine Art der Kleidung, oder welche Manier und Muster er ihnen zueignen und sie darin malen sollte, ursache (= weil) sie wollten's allen andern Völkern nach tun, blieben bei keinem, sondern hätten schier alle Jahr oder Monat was Neues, gleich wie das Meer alle vier Wochen neue Gattung von Fischen gibt . . . Darum hätte er ihm, sagte er, ein Stück Gewand unter den Arm gegeben, damit möchte er zum Schneider gehen, und es machen lassen wie er wollte . . ."

Eine wirklich witzige Natur mit dem vollen Bewußtsein dieser Eigenschaft war dagegen Johann Balthasar Schupp, seit 1649 Pastor zu St. Jakob in Hamburg. Ob er es freilich als Geistlicher auf der Kanzel war, wollen wir später sehen. Aber als Schriftsteller, in seinen Satiren und weltlich-ermahnenden Schriften zeigte er diese Eigenschaft jedenfalls aufs glänzendste. Vor allem bringt er eine große Anzahl von alten und neuen Schwänken. Alt sind z. B. die Geschichte vom „Abt von St. Gallen", von der schönen Bühnendarstellung des Löwen in der Geschichte von Pyramus und Thisbe. Von weniger bekannten Geschichten seien folgende mitgeteilt.[1]) In der Schrift „Salomo oder Regenten-Spiegel" erzählt er u. a. (I, 9): Ein Schäfer ward einst zu einer Taufe gebeten. Als er aber, wie üblich, nach dem Katechismus auch gefragt wurde, ob er dem Teufel widersage, antwortete er zu aller Überraschung: „Nein" und erklärte dies dann: Er sei ein armer Schelm, und der Teufel könnte ihm einen Possen tun, wenn er ihm laut die Freundschaft kündigte. Heimlich wollte er ja wohl sein Feind sein,

1) Schuppen, Lehrreiche Schriften. Frankfurt 1701.

aber nicht öffentlich. — Ein geiziger Graf versieht in seinem Sprengel aus Geiz die Gerichtsbarkeit selbst. Einst kommt ein Kläger, der seiner Klage vorsichtigerweise einen Goldgulden beifügt. Der Graf verspricht, ihn den Handel gewinnen zu lassen. Bei der Verhandlung aber bringt auch der Angeklagte einen Dukaten mit. Und der Graf entscheidet: „Ihr Schelme, ihr habt alle beide recht. Vertragt euch miteinander" (I, 24). — In der Schrift „Freund in der Noth" (I, 226) steht z. B.: Ein alter hessischer Amtmann verkündigt seiner Gemeinde: „Ihr Nachbarn, es ist ein Schreiben von Darmstadt kommen, daß ein fürstlich Fräulein gestorben sei, und soll innerhalb drei Monaten alles Saitenspiel eingestellt werden. Ob aber die Mauldrummel auch unter das Saitenspiel gehören, das weiß ich nicht." — Weiter findet sich in derselben Schrift (I, 235) der Vorläufer von Gleims bekannter Fabel „Die Milchfrau", nur daß statt dieser ein Mönch, der Honig gefunden und in einen Topf getan hat, die Luftschlösser baut. Ebenso steht in einer späteren Streitschrift (I, 749) die Geschichte von dem Schwaben, der ein Stück Panzer in sein Kleid zum Schutze des Herzens genäht haben will; der Schneider aber bringt es auf der Hinterseite des Körpers an. In derselben Schrift lesen wir (I, 743) auch folgende Erzählung: Ein holländischer Schiffer kam einst zu König Christian IV. von Dänemark und sagte: „Wohl, mein Herr, seid Ihr der König?" Der König antwortete: „So sagen sie." Der Holländer darauf: „Wohl, mein Herr, so tretet zurück, tretet zurück, auf daß ich meine Reverenz vor Euch tun kann."

Doch nicht nur solche heitere Tatsachen bietet Schupp, sondern auch schon vielfach eigene oder fremde Wortwitze. So erzählt er in dem Aufsatz „Lob und Würde des Wörtlein Nichts" (I, 391): Ein Lehrer erklärt, daß Verbum ein Wort sei, wozu man „ich, du, er usw." setzen könne, bei einem Nomen dagegen sei dies nicht möglich. Darauf fragt ein Schüler, ob Stultus, Narr, ein Verbum sei, man könne doch sagen: Ich Narr, du Narr usw." — Im „Salomo" steht (I, 74): Ein junger Edelmann sieht in der Kirche Bildsäulen der 12 Apostel mit Namen und fragt: „Ist Jacobus Soldat gewesen?" „Warum?" „Es steht doch darunter Jacobus Major. Da ist er ja höher gekommen als ich, der ich nur Rittmeister gewesen bin." — In den Schriften „De lana caprina" (I, 400) und „Von der Einbildung" (I, 504) macht Schupp die Bemerkungen: „Manche fürstliche consiliarii (Räte) sollte man „recht teutsch" fünftes Rad am Wagen nennen", und „Die besten Richter werden zu Hof in der Küchen gefunden, da wird jedem sein jus (lat. 1. Recht, 2. Brühe), verstehe das Frühestück, wohl und genau abgemessen und zugeteilet." Im „Eilfertigen Sendschreiben" (I, 568) übersetzt ein Schulmeister die ersten Worte der 1. Horazode: Mae-

cenas, atavis edite regibus: At aber avis du Vogel me cenas wiltu mich fressen? edite regibus fresset von den Königen.

Viel mehr aber noch als durch derartige eingestreute Geschichten und Witze wirkt Schupp an vielen Stellen erheiternd durch seine ganze Ausdrucksweise. So erzählt er im „Freund in der Noth“ (I, 232) das anfängliche Verhältnis des Herodes und Johannes folgendermaßen: „Vielleicht wird Herodes, wann er aus der Predigt kommen, zu seinem Marschall gesagt haben: Johannes sey ein extraordinari guter Prediger. Ob der Marschall gehört und in acht genommen habe, wie er den beyden stoltzen Pfaffen, dem Hannas und Kaiphas so artige Stich gegeben habe? Da wird denn der Marschall vielleicht eine Reverentz gemacht, und gesagt haben: Ja, haben E. Fürstl. Gn. nicht in acht genommen, was Pontius Pilatus für einen bekam? usw.“ — Besonders der „Ninivitische Buß-Spiegel“ erinnert in dieser kapuzinerhaften Art oft lebhaft an den nachher zu besprechenden Abraham a S. Clara. Äußerst eindringlich wird z. B. immer und immer wieder (II, 118 u. ä.) dargestellt, wie unangenehm für den Propheten Jonas der Aufenthalt im Walfischbauche gewesen sei, „zwischen Lung und Leber, in dem Gestank und Finsternuß. Wie offt werden ihn Lung und Leber geschlagen haben, wenn sich der Fisch gewendet, daß er über Hals über Kopff dahin gepurtzelt.“ Jeremias habe allerdings im Schlamm, Athanasius im Grabe, andere Heilige in Klüften, Löchern, Gefängnissen mit Kröten und Schlangen zugebracht, Jonas aber in einem Walfischbauch. Und als er nun heraus war (II, 196) „Mich dünckt, ich sehe wie der Jonas seinen Priester Rock, der kaum an der Sonne getrucknet und wieder ausgebutzet war, wieder angezogen hab . . .“ — Auch im Gegenstand erinnert an Abraham eine Stelle im „Hauptmann zu Kapernaum“ (II, 186): „Hätte Johannes am Soldaten-Wesen einen Mißfallen gehabt, hätte er darvor gehalten, daß der Kriegs-Stand Gott dem Herrn nicht gefalle, so würde der ehrliche Sanct Johannes das Maul nicht in den Hosensack gestecket, sondern redlich herauß gesaget haben: Ihr Soldaten, ihr müsset von Euerm Stand abtreten, oder der Teufel wird euch holen mit Leib und Seele.“ — Am bekanntesten von diesen heiteren Stellen in Schupps Schriften ist wohl die aus dem „Teutschen Lehrmeister“ (II, 58 ff.), wo er sich, als Mann von Geschmack und Erfahrung, ebenso gegen die übertriebene Sprachreinigung mancher Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft wie gegen die damals ebenfalls beliebte Versüßlichung und Verzierlichung der Ausdrucksweise erklärt: „Der tapffere Kriegs-Held, der von N., hat seinen esprit genugsam an Tag gegeben in Versetzung des verfolgten Davids und anderer Schrifften. Allein, daß er alle frembde Wörter, welche die Bauern nicht mehr vor fremd halten, hat wollen Teutsch

geben, darüber hab ich offtmals unter dem Lesen den Kopff geschüttelt. Unter andern nennet er sich an einem Ort (wo ich mich recht erinnere) Obergebietiger in Rostock. Wan ich damals alle Bauern in gantz Mechlenburg gefragt hätte: „Wer ist Obergebietiger in Rostock?“ so würde es mir ergangen sein, wie jenem Superintendenten, der einen einfältigen Schulmeister fragte, wer der Kinder Noa, Sem, Cham und Japhets Vater gewesen sey? Da erschrak der Schulmeister und konte nicht ein Wort antworten. Deß Abends kam er zu seiner Frauen und sagte: „Hör, liebes Weib, was mich doch der hoffärtige Pfaff fragte. Er fragte mich, wer der Kinder Noa, Sem, Cham und Japhets Vater gewesen sey: wer wil mir das Ding sagen? Meynet er, daß ich zehen Jahre auff Universitäten gewesen seye, daß ich habe können Doctor werden, wie er? Ich diene hier für keinen Doctor, für keinen Superintendenten, sondern für einen Schulmeister.“ Die Frau hörte ihm zu und sagte: „Lieber Mann, seyd ihr denn so einfältig, daß ihr auf diese Frage nicht habt antworten können? Unser Müller hat drey Söhne; der erste heisset Jochim, der zweite Hanß, der dritte Peter. Wer ist nun Lauxen des Müllers Kinder, Jochim, Hansen und Petern ihr Vater?“ Da antwortete der Schulmeister: „Wer wil mir das sagen?“ Die Frau antwortete: „Lieber Mann, Laux der Müller ist es!“ Deß andern Tages kam der Schulmeister wieder zum Superintendenten und sagte: „Herr Superintendent, er fragte mich gestern etwas von den Kindern Noa; er frage mich jetzo, so wil ich ihm antwort darauff geben.“ Der Superintendent fragte: „Wer ist denn nun der Kinder Noa, Sem, Cham und Japhets Vater?“ Da antwortete er: „Laux der Müller.“ Eben also würde es mir ergangen seyn, wenn ich die Bauern in Mechelnburg gefragt hätte, wer Obergebietiger zu Rostock sey? Da würden sie sich verwundert und gesagt haben: „Obergebietiger? Obergebietiger? was ist das vor ein Ding?“ Allein wenn ich gefragt hätte: „Wer ist Commendant in Rostock?“, so würde jedermann geantwortet haben: „N. von N., der ehrliche, tapffere Cavallir, ist Commendant.“ — Hierzu fügt er, wie erwähnt, Beispiele der gezierten Sprache: „Im Hessenland ist ein Procurator gewesen, genannt der dicke Lorentz, welcher sich der Zierlichkeit im Teutschen Reden sonderlich hat befleissigen wollen. Einsmals hatte er zu seinem Jungen sagen wollen: „Jung, hole mir mein Messer!“ Damit er nun kund mache, daß ein Unterscheid sey zwischen ihm und einem gemeinen Hessischen Bauren, hatte er gesagt: „Page, bringe mir mein Brodschneidendes Instrument!“ Einsmals hatte er zu seiner Frauen sagen wollen: „Frau, es hat neun geschlagen; gehe zu Bett, ich habe noch etwas zu thun.“ Damit nun die Frau wisse, daß er ein Hessischer Cicero sey, hatte er gesagt: „Du Helffte meiner Seelen, du mein ander Ich, meine Gehülffin, meine Augenlust!

das gegossene Ertz hat den neundten Ton von sich gegeben; erhebe dich auff die Seulen deines Körpers, und verfüge dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide! usw." Jener Phantast wolte zu seinem Jungen sagen, daß er ihm die Stieffeln außziehen solte; da sagte er: „Du, der du geringer bist, als ich, entledige meinen Untertheil deß Leibes von der übergezogenen anatomierten Haut!" Ich muß solcher Phantasten offt von Hertzen lachen."

Ebenso wie diese wird auch folgende Betrachtung von Schupp bisweilen angeführt. Er gesteht in der Schrift „Freund in der Noth" (I, 228), er sei viermal in seinem Leben „extraordinari" hoffärtig gewesen. Erstens, als er „aus dem Pennal-Jahr" kam und ein Student wurde, wo er sich auf seine Kenntnis der lateinischen Grammatik sehr viel einbildete. „Ich meynete alle Weißheit seye an die Lateinische Sprach gebunden, und wer den Syntaxin nicht verstehe, der könne nicht in Himmel kommen." . . . „Zum andern bin ich extraordinari hoffärtig gewesen, da ich zu Rostock Magister wurde, und primum locum hatte. Wenn ich damals einen hoffärtigen Kerl auf der Strassen sahe, da dachte ich, du magst dir einbilden was du wilt, so bist du dennoch kein Magister. O wie spitzte ich die Ohren, wann nach der promotion, bey dem angestellten convivio, mein promotor und grosser Freund, der Edle petrus Lauremberg, ein Glaß mit Wein nahme, und sagte: Salus Herr Magister. Da dachte ich alsbald, das gilt mir. Der Mann bin Ich. Zwey gantzer Tag übte ich mich, biß ich ein schönes M. mahlen konte. Mein Pitschafft muste alsbald geändert werden, und bey meinem Namen ein M. stehen. Wann mein Jung, der mich zuvor philander genannt hatte, hernach nicht sagte, Herr M. Philander, so bekam er Ohrfeigen. Wann ich hernach an einen vornehmen Mann schriebe, so wolte ich nicht heissen M. philander, sondern philander M. Dann ich dachte, ich seye keine geringe Sau[1]), sondern ich sey primus in der promotion gewesen." Drittens sei er bei der Geburt seines Sohnes hoffärtig gewesen. „Zum vierdten, bin ich extraordinari hoffärtig gewesen, als ich in diese grosse Stadt kam, und die Leute einen Narren an mir gefressen hatten und thäten, als wann sie einen Abgott aus mir machen wolten. Die Kirche nahm an Zuhörern gewaltig zu." . . . „Ich gieng einsmals über einen vornehmen Platz, da standen etzliche Leute, welche ihre Hüte abzohen, und sehr tieffe Reverentz gegen mir machten. Einer unter ihnen sagte: Da gehet ein Mann, der ist so viel Rosenobel werth, so viel Haar er auff seinem Kopffe hat. Das ist ein Mann, der einem die Thränen aus den Augen predigen kan."

(Schluß folgt.)

1) Ist in solchem Zusammenhang damals ohne anstößige Bedeutung: vgl. unser „großes Tier". — Sonst setzt Schupp vor „Schwein" u. dgl. meist ein entschuldigendes „rev." oder „(mit Ehren zu melden)".

Herder und Goethes Tasso.

Von Dr. **Martin Mechau** in Barmen.

Goethe wurde nicht bloß durch die Ähnlichkeit seines äußeren Lebensganges mit dem Tassos dazu veranlaßt, die Geschichte des italienischen Dichters dramatisch zu gestalten, sondern es führte ihn, wie er einmal selbst bekannt hat, ein Reiz zu diesem Gegenstande, der aus dem Innersten seiner Natur stammte. Er sah in Tassos Leben die Leidensgeschichte eines jungen genialen Dichters, eines Dichters, dessen reizbare Empfindung, dessen überschwellendes warmes Gefühl seine Glückseligkeit und zugleich die Quelle seines Elends ist. Diesem Manne mußte sich der Dichter der Leiden des jungen Werthers verwandt fühlen.

Und doch auch wieder fand Goethe, je mehr er sich in das Bild Tassos versenkte, in ihm Züge, für deren Schilderung er bei sich keine Anknüpfungspunkte hatte. Einer seiner genauesten Freunde bot ihm hier eine ganz seltsame Ergänzung. Da war einer, der ein ganzer Tasso war, während doch das Tasso-Verwandte in Goethe nur ein Stück seines Wesens bildete. Es ist mir kein Zweifel, daß manche charakteristischen Züge des Goetheschen Tasso vom Dichter nach dem Bilde Herders modelliert sind.

Die „Disproportion des Talents mit dem Leben", die Goethe als das Grundmotiv seines Schauspiels „Torquato Tasso" bezeichnet hat, ist auch der auffälligste Zug im Charakterbilde Herders. Wohl gab's auch in Goethes Leben Augenblicke, wo er keine rechte Stellung zum Leben finden konnte, wo er sich der Welt gegenüber fremd fühlte; doch er, der sich seiner Frohnatur als eines mütterlichen Erbteils rühmte, unser größter Lebenskünstler, kannte solche Tassostimmungen, besonders seit seinem Aufenthalte in Italien, nur als kleine Wolken, die flüchtig über den Horizont seiner Seele dahingingen. Herder aber, mit dem Goethe gerade in den Entstehungsjahren seines Tasso durch eine so enge, brüderliche Freundschaft verbunden war, wie mit niemandem sonst weder vorher noch nachher, war ihm eine lebendige Darstellung Tassos.

Hatte doch Herder eine ganz ähnliche Entwickelung durchgemacht, wie der italienische Dichter. Auch hier ein herrlicher, glänzender Geist, ein tiefes zartes Gemüt von frühster Jugend an gestellt unter den niederbeugenden Druck von Not, Entbehrung und Unfreiheit. Die schweren Jugenderfahrungen Herders hatten auch in ihm schon früh einen Hang zur Einsamkeit genährt; gerne hatte er, wie Tasso, von „der goldenen Zeit" geträumt und wie jener, die schnöde Welt der Wirklichkeit fliehend, in

seinem Inneren eine bessere und schönere sich aufgebaut. Doch „inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes erkennen; denn er mißt nach eigenem Wert sich bald zu klein und leider oft zu groß". In dieser einsamen, gedrückten Lage war ein äußerst starkes Selbstbewußtsein, ein hoher Stolz in ihm herangewachsen, oft gepaart mit kleinlicher Eifersucht, Untugenden, die er auch da noch an sich trug, als er Ruhm, Ansehen und eine Stellung in der Welt erworben hatte. „Die Spuren des Kampfes gegen Not und Entbehrung haben Herder sein Leben lang angehaftet", sagt einer seiner Biographen; „er glaubte beständig seine Würde und Stellung verteidigen zu müssen. Er lechzte nach Anerkennung und immer wiederholter Bestätigung seiner Bedeutung und hüllte sich in Stolz und Hochmut, wo man ihm zu widersprechen wagte." Alles Tassosche Züge.

Was Herder auch immer im Leben erreichte, beständig blieb in ihm eine starke Empfindlichkeit und fast krankhafte Reizbarkeit, unter der alle, die mit ihm in persönliche Berührung kamen, zu leiden hatten. „Er vergällte", so erzählte Goethe von ihm, „sich und anderen die schönsten Tage, da er jenen Unmut, der ihn in der Jugend ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Geisteskraft nicht zu mäßigen wußte." Vultu mutabilis albus et ater wird Herder von Jacobi in einem Briefe aus dem Jahre 1788 genannt, der das „Disproportionierte" in seinem Wesen treffend schildert. Der von Natur zartfühlende, weichherzige Mann, an dessen Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit man sich erfreute und erwärmte, konnte im nächsten Augenblick rücksichtslos und verletzend sein selbst gegen die, die ihm am nächsten standen.

Merkwürdig ähnlich der Goethesche Tasso! Auch in seinem Herzen ist ein finsterer Abgrund, und er findet es reizend, sich hinabzustürzen. Auch er ist ganz beherrscht von seinen Stimmungen und Launen und „hegt Verdruß und Sorge wie ein geliebtes Kind an seiner Brust"; auch er „kann in vielen Jahren kaum in einen Freund sich finden und hält alles über alle sich erlaubt". Und dabei glauben solche Naturen ein Recht zu haben, sich ihrer Mißstimmung hinzugeben; ist ihnen das Los doch schwerer gefallen als anderen Sterblichen! Mit seinem Geschicke grollend, klagt Herder oft in seinen Briefen „mit bitter verbissenen Tränen", daß der „Dämon des bösen Schicksals" ihn verfolge. So hält Goethes Tasso sich für einen Atlas, auf dessen Schultern das „bittere Schicksal" alles Weh gehäuft hat; seine Qualentafel, so seufzt er, ist bis an den ehernen Rand vollgeschrieben. Unzufrieden mit sich selbst und den großen Gaben, die ihnen verliehen sind, trachten beide vergeblich nach Gütern, die ihnen versagt sind, Herder nach dem Lorbeer des Dichters und Goethes Tasso nach dem des Helden.

Am auffälligsten aber hat das Bild Herders die Szenen beeinflußt, wo sich die nervöse Überreiztheit Tassos in unberechtigtem Argwohn und häßlichem Mißtrauen gegen seine Freunde äußert. Als Goethe am Schluß seines Tasso arbeitete, war Herder eine Professur in Göttingen angeboten worden, und der Mißgestimmte, der sich verkannt und verletzt glaubte, sehnte sich ebenso heftig von Weimar weg, wie der erregte Tasso von Ferrara, und Goethe gab sich nicht weniger Mühe, den eigensinnigen, leicht erregten Stimmungsmenschen zu beruhigen und von einem übereilten Entschluß zurückzuhalten, wie Antonio im Drama. Damals schrieb Goethe an Herders Frau: „Glaubt nicht, daß Herder in Göttingen frei von Verdruß und Ärger sein wird; er wird überall Neider und Heuchler und wie sie heißen finden. Sein Gemüt bringt er ja überall mit." Goethe wußte sehr wohl, daß Herder an Verfolgungswahn litt und hat in den Szenen seines Dramas, in denen er Tassos Verfolgungswahn schildert, zweifellos das Bild des Freundes vor Augen gehabt. „Wohin er blickt", heißt es vom Goetheschen Tasso, „glaubt er von Feinden sich umgeben. Sein Talent kann niemand sehen, der ihn nicht neidet, der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt; er dichtet ein seltenes Gewebe, sich selbst zu kränken." Und wie Herder, so kann auch Goethes Tasso „so wenig seinen Mund als seine Brust beherrschen". Herders Briefe zeigen uns heute noch, wie leicht er in der Erregung bereit war, nicht nur seinen Nächsten Böses und Niedriges zuzutrauen, sondern auch seinem Groll gegen sie in bitteren, verletzenden Worten Luft zu machen. Hat er doch selbst von Goethe, dem er seine Erlösung aus dem „Bückeburger Elend" verdankte und der dem unpraktischen, unbehilflichen Manne auch später stets mit Rat und Tat zur Seite stand, ausgesprochen, er sei ihm „ein feindlicher und hindernder Dämon" gewesen. So schmäht und lästert Tasso im Augenblick der Leidenschaft selbst die Besten und Edelsten seiner Freunde.

An der hier gegebenen Auffassung von der Entstehung der Gestalt des Goetheschen Tasso mag man es auf den ersten Blick vielleicht als unnatürlich empfinden, daß der Dichter diese Figur zugleich nach seinem eigenen Bilde und nach dem Herders gearbeitet haben soll. Aber sind nicht viele Goethesche Gestalten nach zwei Modellen gebildet? Trägt Antonio nicht Züge von Goethe so gut, wie vom Grafen Görtz; sind nicht der Prinzessin Leonore, die der Frau von Stein nachgeschaffen ist, wie Bielschowsky sich ausdrückt, einige Blutstropfen der Herzogin Luise beigemischt; und erkennen wir in Werthers Lotte nicht Züge von Charlotte Buff sowohl wie von Maximiliane Brentano? Auch haben wir einen Ausspruch von Goethe selbst, der bezeugt, daß er die Gestalt Tassos nicht nur nach seinem eigenen Bilde geschaffen habe. Karoline Herder schrieb

ihrem Manne nach Italien in einem Briefe, in dem sie berichtet, daß sie mit Goethe ausführlich über die Entstehung seines Tasso gesprochen habe: „Die Kalbin nimmt Tasso gar zu speziell auf Goethe... Das will Goethe durchaus nicht so gedeutet haben. Der Dichter schildert einen ganzen Charakter, wie er ihm in seiner Seele erschienen ist; einen solchen Charakter besitzt aber ein einzelner Mensch nicht allein; er nimmt daher auch Züge von seinen Freunden, von den Lebenden um sich her. Dadurch werden seine Menschen wahr." Welcher seiner Freunde aber konnte dem Dichter des Tasso eine bessere Darstellung jener „Disproportion des Talents mit dem Leben" sein, von der Goethe zu Karoline gesagt hatte, daß sie „den eigentlichen Sinn" seines Tasso ausmache, als Herder?

Anzeigen aus der Schillerliteratur 1904/1905.

Von Professor Dr. **Hermann Unbescheid** in Dresden.

(Schluß.)

Jubiläumsliteratur 1905.

Schillers sämtliche Werke, Säkularausgabe in 16 Bänden. In Verbindung mit Richard Fester, Gustav Kettner, Albert Küster, Jacob Minor, Julius Petersen, Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weißenfels herausgegeben von Eduard von der Hellen. Preis geb. 19,20 M., in Leinwand 22 M., in Halbfranzband 48 M.

Das hervorragendste Interesse unter den literarischen Darbietungen, die anläßlich der Feier von Schillers hundertstem Todestag erschienen sind, beansprucht die Säkularausgabe von Schillers Werken. Die Cottasche Buchhandlung, deren unbestrittenes Verdienst es ist, den Dichter aus dem Zustande der chronischen Geldnot und der ewigen Unsicherheit des materiellen Ausreichens befreit zu haben, betrachtet diese Gabe an die Schillergemeinde als eine Ehrenpflicht gegen den großen Toten. Der erste Band enthält die Gedichte, herausgegeben von Eduard von der Hellen, unter dessen Oberleitung diese Jubiläumsausgabe erscheint. Die Gruppierung der Gedichte erscheint nicht nach der gewöhnlichen, von Körner herrührenden Anordnung in drei Perioden, auch nicht wie in der Bellermannschen Schillerausgabe in rein chronologischer Reihenfolge, sondern, und zwar erstmalig, nach dem von Schiller selbst in seinen letzten Lebensjahren für die beabsichtigte Prachtausgabe seiner Gedichte entworfenen Plan, bei welchem in erster Linie inhaltliche ästhetische Gesichtspunkte maßgebend gewesen sind.

Nach dieser Anordnung enthält das erste Buch „Lieder". Eingangsgedicht für die ganze Sammlung bildet „Das Mädchen aus der Fremde", das Schlußgedicht „Das Lied von der Glocke". Das zweite Buch umfaßt die Balladen, die nach Stoffgebieten gruppiert sind (Stoffe aus dem Altertum, Mittelalter), eine Einteilung, durch die allerdings inhaltlich Zusammengehöriges auseinandergerissen wird. Das dritte und vierte Buch bringt die Gedankenlyrik. Der zweite Band enthält erstens diejenigen Gedichte, die Schiller selbst in keine der von ihm veranstalteten oder vorbereiteten Sammlungen aufnahm, und zweitens die von Richard Weißenfels kommentierten sechs prosaischen Erzählungen; besonders die kulturgeschichtliche Bedeutung des Geistersehers hat von Weißenfels ausgezeichnete Würdigung erfahren. Band 3—8 enthält die Dramen und den dramatischen Nachlaß. In den Einleitungen zu den Jugenddramen Schillers (3. Bd.) zeigt Erich Schmidt mit außerordentlicher Gründlichkeit den Zusammenhang der Schillerschen Sturm- und Drangprodukte mit den Strömungen des Zeitgeistes. Richard Weißenfels gibt in der Einleitung zu Don Carlos (4. Bd.), Jacob Minor in der zu Wallenstein (5. Bd.), Julius Petersen in der zu Maria Stuart, Jungfrau von Orleans (6. Bd.) die Geschichte des Stoffes und der Entstehung sowie ästhetische Würdigung der Dramen. Petersen vermutet (Bd. 6 S. 13), daß dem Dichter nur die Maria Stuart von Spieß, von anderen Vorläufern vielleicht der Engländer Banks, aber schwerlich Lope de Vega, Vondel und dessen deutsche Nachahmer im 17. Jahrhundert bekannt waren. Dagegen erwähnt Petersen nicht, daß der Lausitzer Dichter A. A. v. Haugwitz (* 1647, † 1706) ein Trauerspiel geschrieben hat, welches den Titel führte: „Schuldige Unschuld oder Maria Stuarda, Königin von Schottland". Dieses Trauerspiel — gedruckte Exemplare sind sehr selten — soll in der Anlage und den Personen eine bedeutende Ähnlichkeit mit dem von Schiller haben. Im 7. Band (Braut von Messina, Wilhelm Tell, Huldigung der Künste, Semele, Menschenfeind) kann die Einreihung des in den jüngeren Jahren des Dichters entstandenen Stückes „Semele" nicht als glücklich bezeichnet werden. Den dramatischen Nachlaß (8. Bd.) hat der durch seine Spezialstudien auf diesem Gebiete bekannte Schillerforscher Gustav Kettner kommentiert. Die Übersetzungen (9. und 10. Bd.) hat Albert Köster mit sorgfältigen, orientierenden Anmerkungen und das Verständnis des Textes fördernden Nachweisen begleitet. Die Erläuterungen zu den philosophischen Schriften (11. und 12. Bd.) von Oskar Walzel enthalten einen hochinteressanten Beitrag zur Geschichte der Schillerschen Geistesentwickelung. 13., 14., 15. Band, historische Schriften, mit Einleitung und Anmerkungen von Richard Fester (13. Bd. L—LX). Die Urteile über Schillers Geschichtsschreibung sind größeren Schwankungen unterworfen als die über seine Philosophie, für welche

die Basis einer wissenschaftlichen Verständigung vorhanden ist. Mit Wärme und überzeugenden Gründen tritt Fester den Verurteilungen Meusels und Niebuhrs, sowie denjenigen entgegen, die wie Gervinus den wissenschaftlichen Wert der historischen Arbeiten Schillers ganz ausschalten wollen. Er verteidigt die Ansicht, daß nur in bezug auf die Ausdehnung seiner historischen Schriftstellerei Schiller sich in einer Zwangslage befunden, daß er dagegen dem Studium der Geschichte sich mit heiligem Ernst gewidmet habe, dasselbe daher nicht als nebensächlich aufgefaßt werden dürfe, sondern ganz so wie seine Philosophie als aus dem Postulat seines Genius erwachsen betrachtet werden müsse. Sein Platz unter den Historikern ist nicht neben Niebuhr, Mommsen, Ranke, Treitschke, sondern neben Herder, Schlozer, Johannes v. Müller, Justus Möser. Einzig steht er da in der Menschen- und Massenschilderung. Außerordentlich ist der technische Nutzen der historischen Lehrjahre für den Dramatiker, neuere Dichter mögen ihn an historischer Echtheit übertreffen, keiner aber hat es in der Weise verstanden, der Historie ihre politischen Geheimnisse abzulauschen wie Schiller. Der letzte, der 16. Bd., Vermischte Schriften, von Julius Petersen bearbeitet, bringt eine Fülle von kleinen Prosaschriften, die bisher überhaupt noch nicht gedruckt waren, oder nur in verschiedenen Ausgaben sich zerstreut fanden.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe mit reich illustrierter Biographie von Prof. Dr. H. Kraeger. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Lieferung 30 Pf.

Der bekannten Prachtausgabe läßt die Deutsche Verlagsanstalt im Gedenkjahre eine illustrierte Volksausgabe von Schillers Werken folgen, die nach der vorliegenden ersten Lieferung allen berechtigten Forderungen entsprechen wird. Sorgfältige Redaktion (Prof. Dr. H. Kraeger), Augen und Geist erfreuende Form, wohlfeile Preisberechnung.

Schiller. Intimes aus seinem Leben, nebst einer Einleitung über seine Bedeutung als Dichter und einer Geschichte der Schillerverehrung. Von Ernst Müller, ehem. Archivar des Schillermuseums zu Marbach a. N. Mit 65 Bildern und 8 faksimilierten Schriftstücken und Briefen. Berlin, A. Hofmann u. Komp., 1905. 270 S. Preis im Originalband 6 M.

Das vorliegende Buch verdankt, wie das Vorwort meldet, seine Entstehung der Aufforderung der Verlagshandlung. In der Tat durfte unter der Jubiläumsliteratur ein Werk aus der Feder Ernst Müllers nicht als Erinnerungszeichen fehlen; denn er ist einer der wenigen Schillerforscher, die in ihren Schriften wissenschaftliche Durchbildung des Stoffes mit volkstümlicher Darstellung glücklich zu vereinigen wissen. Dies Buch ist, be-

sonders in seinem zweiten Teile, der Schrift von Fritz Jonas „Schillers Seelenadel" ebenbürtig. Durch die Fülle zum Teil unbekannten Materials gewinnt der äußere Rahmen zu der Persönlichkeit des Dichters außerordentlich an Lebenswärme. Während in Müllers „Schillerbüchlein", das bereits in zweiter Auflage erschienen ist, der Dichter und seine Werke aus dem voranstehenden biographischen Teil herauswachsen, stellt unser Verfasser in dieser neuesten Arbeit den Dichter und seine Werke voran, um dann im zweiten Teile Schillers Menschentum daraus abzuleiten. Aus des Verfassers besonderer Rüstkammer ist der dritte Teil „Geschichte der Schillerverehrung" hervorgegangen. Freude bereitet auch der reiche Bilderschmuck, namentlich das schöne Titelbild „Schiller im 35. Lebensjahre" und die bisher unbekannten Bilder Schillers und seiner Gemahlin.

Die Schillerfeier der Bühnen im Jahre 1905. Herausgegeben von Dr. Werner Deetjen. Mit zwei Tafeln. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher), 1905. Preis 3 M.

Nach der Säkularfeier von 1859 gab der Theaterdirektor Otto Aug. Seyffert in seinem Schilleralbum eine übersicht über die festlichen Veranstaltungen zu Ehren des Dichters. Deetjen hat die historische Urkunde geschaffen, wie bei der hundertsten Wiederkehr des Todestages in den Theatern das Andenken des größten deutschen Bühnendichters geehrt worden ist. Der statistische Bericht betrifft 141 Orte des Deutschen Reiches, 19 in Österreich und 15 Orte im Ausland, wo Aufführungen Schillerscher Werke und solcher Stücke, die der Schillerfeier dienen, veranstaltet wurden. Der Anhang bringt die wichtigsten Zettel der großen und theatergeschichtlich bedeutenden Bühnen. Ferner sind Prologe und Epiloge verzeichnet, und geschmückt ist das vortrefflich ausgestattete Buch mit der Schillerplakette von Karl Seffner. Neue Festspiele sind nur in geringer Anzahl entstanden. Die Direktionen griffen nach alten bewährten Stücken zurück: zu Gottschalls Erdenwallen und Apotheose, zu Henzens Lustspiel Schiller und Lotte, zu Auerbachs Schiller auf der Solitüde und Schlesingers Gustel von Blasewitz. Neu sind Schillers Totenfeier von Henzen und Schillers letzte Stunden von Bewer. Außerdem sind mir bekannt geworden: Unter der Schillerlinde von Paul Risch (Schillergedenkbuch, Berlin 1905, Verlag von Paul Kittel, 104 S. Preis 1 M.); Schiller-Festspiel von Fr. Speyer, 380 S., E. Piersons Verlag, Dresden 1905; Fürst und Künstler von K. Grugnagel, Leipzig, Schäfer und Schönfelder; Hugendubel, Schiller als Heiliger. Volksschauspiel. München, H. Hugendubel, 1905. 1 M.; Reinhardt, Schillers Flucht. Hist. Stück. Dresden, O. Damm, 1905. 80 Pf. (nicht ungeschickt in der Komposition, dagegen ist die metrische Form vernachlässigt); Däberitz P., Eine Schillerlektion. Deklamatorium. Dresden, E. Zacharias.

Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785. Neu herausgegeben von Dr. Hans Hofmann. Berlin W 35, B. Behrs Verlag, 1905. 160 S. Preis geh. 3 M., geb. 3,80 M.

Andreas Streichers Bericht über des Dichters Hedschra, dieses köstliche Denkmal aufopfernder Freundschaft, durfte unter der Jubiläumsliteratur nicht fehlen. Streicher hatte im Jahre 1828 seine Schrift als Teil einer geplanten größeren Arbeit abgeschlossen. Zu dieser größeren Publikation kam es nicht. 1836 gaben die Hinterbliebenen das nachgelassene Werk bei Cotta heraus und widmeten den Erlös dem Stuttgarter Schillerdenkmal. Hofmann gibt einen diplomatisch treuen Abdruck der Urausgabe und verbessert nur offenbare Druckfehler und sinnstörende Verschreibung der Vorlagen.

Die Dichtung. Herausgegeben von Paul Remer. Band XXVI: Schiller von Fritz Lienhard. 84 S. Verlag von Schuster u. Loeffler, Berlin SW 11. Preis 1,50 M.

Zweifellos einer der schönsten Bände in der von Paul Remer herausgegebenen Sammlung von Monographien ist dieser 26. Band „Schiller“ von Max Lienhard! Selbst ein feinsinniger Dichter weiß der Verfasser ein Charakterbild des Lieblingsdichters des deutschen Volkes zu entwerfen, das in diesem engen Rahmen noch kein anderer in so vergeistigter Form gezeichnet hat. Er faßt Schillers Dichtungen als Stationen des Lebensbildes und versteht namentlich das Eigenartige des Schillerdramas, den „Festspielton“, wie er es nennt, nachzuempfinden und in gewählter Sprache zu schildern. Aus dem Schluß mögen folgende Worte hier Platz finden: „Es ist ein nicht eben erfreuliches, ein fast tragisches Schauspiel, wenn bedeutende, aber unausgereifte Naturen wie Ludwig und auch der größere Hebbel, die all ihr Leben lang nicht durch das Fragen hindurchgedrungen sind in das tatfrohe Glauben, über Schiller verstandesmäßig Gericht halten. Sie sind mit allen Fasern abhängig von dem Werk, das ihnen Schiller vorgeschaffen hat, können sich aber, die Zeitgenossen Hegels, zu der sieghaften Geistigkeit und Willenseinheit der Zeitgenossen Kants nicht mehr emporschwingen. Denn das 19. Jahrhundert hat eingesetzt mit seiner materiellen Wucht, mit seinem Zertreten der Persönlichkeit, seiner Förderung der Massen und Methoden, seinem seelischen Tüfteln, seiner schließlichen Müdigkeitsphilosophie des Materialismus. Wer am knifflichsten Fragen aufwarf und ratlos abbrach mit einem Fragezeichen, bis herab auf die Dramatiker des Naturalismus — der galt als zeitgemäß und tief, als „modern“. Aber Festspielton? Vertrauende Gedanken, tatenstarke Liebe?“

Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Otto Günther. I. Marbacher Schillerbuch. Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag herausgegeben vom Schwäbischen Schillerverein. 380 S. Preis geb. 7,50 M. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1905.

Wenn auch an ungedruckten Schriftstücken Schillers diese erstmalige Gabe aus dem neuen Schillermuseum wider Erwarten nicht gerade reichhaltig ist, so bieten doch die Aufsätze eine Fülle wertvollen, belehrenden Materials über Schiller und seine gleichzeitigen Stammesgenossen Hölderlin, Schubart, Wieland. Der letzte Nachkomme des Dichters, Alexander Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, gibt einen stimmungsvollen Bericht von dem Museum auf Schloß Greifenstein ob Bonnland, welches von Schillers Tochter Emilie begründet und von ihren Nachkommen zu einem Mittelpunkt für das äußere und innere Leben des Dichters gemacht worden ist. 31 Spezialisten der deutschen Literaturforschung, unter ihnen solche aus dem schillerbegeisterten Amerika, haben durch ihre biographischen und ästhetischen Arbeiten, die Cottasche Verlagshandlung durch die glänzende Ausstattung das Marbacher Schillerbuch, das 78 zum Teil erstmalig zugänglich gemachte Abbildungen enthält, zu einem Ehrendenkmal von hervorragendem Werte erhoben.

Schiller-Anekdoten. Charakterzüge und Anekdoten, ernste und heitere Bilder aus dem Leben Friedrich Schillers. Herausgegeben von Theodor Mauch. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz, 1905. 308 S. Preis 2,50 M.

Wenn auch für die wissenschaftliche Schillerbiographie kaum etwas Neues in Mauchs anekdotischer Lebenserzählung geboten wird, so dürften doch weitere Kreise der Gebildeten vielen interessanten Einzelheiten aus dem äußeren und inneren Leben des Dichters begegnen, die ihnen bisher gänzlich unbekannt gewesen sind. Freilich hat der Anekdotenbegriff in Mauchs Buch eine Erweiterung erfahren, da das Leben eines Schiller selbstverständlich nicht umrahmt sein kann von Anekdoten im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Im Literaturverzeichnis findet sich ein Druckfehler, wo es S. 308 Zeile 25 Portig statt Portik heißen muß.

Spruchsammlungen, Gedenkbücher und Festausgaben.

1. E. Lemp, Schillers Welt- und Lebensanschauung. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M., 1905. 300 S. Preis geh. 3 M., geb. 4 M.

Dem Buche liegt, wie B. Wychgram in seinem Geleitwort sagt, der Gedanke zugrunde, daß es ein viel erwünschtes Unternehmen sei, die Stellung

Schillers zu den Hauptfragen seines und damit des Lebens überhaupt in der zuverlässigsten Weise zu kennzeichnen. Wenn aber Wychgram der Meinung ist, das Buch hätte, vielleicht sogar zu seinem Vorteil, auf das Doppelte und Dreifache seines Umfanges angeschwellt werden können, so bin ich im Gegenteil der Ansicht, daß das Buch einen vorteilhafteren Eindruck machen würde, wenn ein gutes Teil der Äußerungen Schillers, z. B. gewisse Briefstellen fortgelassen worden wären. Welcher innere Zusammenhang besteht zwischen Schillers Welt- und Lebensanschauung und Aussprüchen wie: „Karolinchen ist sehr vergnügt und lobt mich in einem fort, daß ich sein höfliches Hofrätchen sei. Auch Ernstchen ist wohlauf und meint aber, die Mama könne wohl auch wiederkommen.“? — Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich.

2. Schillerworte zum 9. Mai 1905, dem Tage der 100. Wiederkehr des Todestages des großen Dichters, aus Schillers Dramen der deutschen Jugend und dem deutschen Volke dargeboten von Friedrich Schläger. Verlag von Emil Roth in Gießen. 156 S. Preis fein geb. 2 M., feine Ausgabe geh. 1 M., einfache Ausgabe geb. 1,20 M., geh. 60 Pf.

Nicht ein Zitatenschatz aus den gesammelten Werken ist dieses Buch, sondern aus dem eigensten poetischen Felde des Dichters, aus den Dramen, aus den Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Stücke hat Schläger seine Auswahl getroffen. Verdienstlich ist die genaue Angabe des Fundortes und der Hinweis auf Parallelstellen (aus Schillers Gedichten, aus Lessing, Goethe, Kleist, Körner, Grillparzer, Freytag, Shakespeare). Aus den beigefügten Ziffern läßt sich auch erkennen, ob die Worte in Verbindung stehen (Stichomythien). Das Buch ist gediegen und sehr geschmackvoll ausgestattet, nur das Bild von Schiller ist häßlich.

3. Schiller-Spruchbüchlein. 63 S. Preis 60 Pf. Druck und Verlag von Friedrich Gutsch, Karlsruhe.

Das zierlich ausgestattete Buch enthält ein in mangelhaftem Deutsch geschriebenes Vorwort und eine dürftige Auswahl von Sprüchen Schillers; es fehlt eine ganze Anzahl spruchartiger Sentenzen des Dichters. Der Verfasser dieser Sammlung ist auf dem Titel nicht genannt.

4. Schiller-Gedenkbuch, herausgegeben von Eleonore v. Bojanowski. Mit einem Bildnis Schillers. 383 S. Preis geb. 3,60 M. Hermann Böhlaus Nachfolger.

Unter den kalenderartigen Veröffentlichungen verdient besondere Erwähnung das Schillergedenkbuch von Eleonore v. Bojanowski, das durch seine Ausstattung und sinnige Anlage würdig erscheint, den Namen des Dichters als Titel zu führen.

5. Durch Einfachheit und Eleganz zeichnet sich aus die Pantheon-Ausgabe (S. Fischer, Verlag, Berlin). Band 13/14 Schillers Gedichte.

Der schmiegsame Ledereinband, der sorgfältige, klare Druck, die Kunstblätter erregen die Freude des Bücherliebhabers.

6. Die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker Band I. Schillers dramatische Dichtungen. Leipzig, Inselverlag. Preis 4,50 M.

Auf feinstem Papier werden in großem klarem Antiquadruck 5 Dramen geboten: Die Räuber, mit dem Vorwort der 1. Ausgabe, die noch nicht Schillers Namen trug, die Verschwörung des Fiesko mit der Widmung von Prof. Abel, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wilhelm Tell, alles in einem nur $1^1/_4$ cm starken Hochoktavband nach englischem Vorbild in Ausstattung und Einband.

7. Schillers historische Schriften, herausgegeben von J. E. Freiherr v. Grotthuß, 1.—5. Tausend. 2 Bände à 2,50 M. Druck und Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

Die Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit", in der diese beiden Bände erschienen sind, zeichnet sich, wie alle Veröffentlichungen des genannten Verlags, durch künstlerische Ausstattung aus.

8. Eckardt, R., Schiller im Munde des Volkes. Leipzig, A. Resimples Verlag, 1905.

9. Gedichte von Friedrich von Schiller. In Original-Pappband aus dem Jahre 1800. Weimar, H. Große.

Ausgaben für die Jugend.

1. „Heranwachsende Kinder, die sich sehnen, Schillers Dramen kennen zu lernen, sollen nicht erst warten, bis sie völlig aufnahmefähig geworden sind." Deshalb hat es Dähnhardt — im Auftrage der Leipziger Schulbehörde — unternommen, ein Schillerbuch (Friedrich Schiller, Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 402 S. Großoktav, Preis geb. 2,50 M.) herauszugeben, das den wörtlichen Text nur insoweit vorlegt, als er leicht begriffen wird, alles andere aber einer ausführlichen Inhaltsangabe überweist, die zugleich den Grundgedanken des Stückes, die Eigenheit der Charaktere und den verwickelten Gang der Handlung erläutern soll. Mit diesen im Vorwort ausgesprochenen Ansichten kann man sich nicht recht befreunden; die heranwachsenden Kinder mögen warten, bis sie auf-

nahmefähig geworden sind: ihnen die Dramen Schillers in dieser Gestalt vorzuführen, halte ich für wenig ersprießlich. Bis zu einem gewissen Alter mag die Jugend durch Schillers Balladen dem Alltagsleben entrückt werden, durch diese Dichtungen sich stärken zu allem Besten menschlicher Tat. Die zwingende Rücksicht auf den Umfang des Buches, das eine gewisse Preislage nicht überschreiten durfte, scheint bei der ganzen Anlage und Abfassung dieser Festgabe maßgebend gewesen zu sein. Auch wünschte man an Stelle der kleinen Plakette von Seffner als Schmuck für ein solches Buch ein Schillerbildnis.

2. Nicht warm genug kann als passend für die reife Jugend empfohlen werden: Schiller von Jacob Wychgram, Volksausgabe, 1.—10. Tausend. 399 S. Preis geb. 3 M. Velhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1905. Die von der großen illustrierten Biographie des Dichters gerühmten Vorzüge (s. die Anzeigen aus der Schillerliteratur, 9. Jahrgang, 1895, S. 611 f.) zeigt auch diese im Text um etwa ein Viertel gekürzte Ausgabe. Diese Kürzungen sind mit großem Geschick durchgeführt, denn manche Partien haben an plastischer Lebendigkeit und stilvoller Abrundung sogar gewonnen.

3. Schiller und die Seinen. Berlin 1905, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius). 159 S. Preis 80 Pf. Den großen Dichter in seinen menschlichen Beziehungen in Familie und Freundeskreise (von Prof. Dr. Wychgram), sein Verhältnis zu den beiden Frauen, die ihm im Leben am nächsten gestanden, zu seiner Schwester Christophine (von Helene Lange) und seiner Gattin (von Dr. Gertrud Bäumer) schildern diese Einzeldarstellungen mit innerer, den Leser wohltuend berührender Wärme.

4. Der Verfasser des Lebens- und Charakterbildes „Charlotte von Schiller" hat im Auftrage des Württembergischen evangelischen Lehrerunterstützungsvereins eine Festschrift herausgegeben, die besonders zur Verteilung an Schüler gehobener Volksschulen geeignet ist: Friedrich Schiller. Zur 100. Wiederkehr seines Todestages, 9. Mai 1905. Von Dr. Hermann Mosapp, Schulrat in Stuttgart. Mit 7 Bildern. 1.—30. Tausend. 184 S. Preis 25 Pf. Stuttgart, Verlag von Adolf Bong u. Komp., 1905.

5. Friedrich Schiller. Sein Leben und Wirken von Dr. Leo Smolle. Festschrift zur Feier des 100. Todestages des Dichters. Wien, Theodor Daberkows Verlag, 1905. 311 S. Preis 80 Pf.

6. Unser Lieblingsdichter Friedrich Schiller von Dr. Richard Siegemund. Dresden und Leipzig, Verlag von Alexander Köhler. 176 S. Preis 1 M.

7. Schillergabe für Deutschlands Jugend. Herausgegeben von der literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins, mit biographischer

Einleitung von Schulrat Dr. Jonas. Mit Federzeichnungen und Buchschmuck von Fr. Steffen. Verlag von Fischer u. Franke, Düsseldorf. 116 S.

8. Unser Schiller. Festgabe zur 100. Wiederkehr des Todestages, dem Volke dargeboten von K. Brunner. 6.—15. Tausend. Pforzheim, Otto Rieckers Verlag, 1905.

9. Ein Schillerbuch, herausgegeben von der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Wien, Gerlach und Wiedling, 1905. Der ästhetischen Bewegung unserer Tage, die insbesondere der heranwachsenden Jugend zugute kommen soll, trägt die Wiener Ausgabe am besten Rechnung. Gleich vorzüglich sind der illustrative Schmuck von Lefler und Urban und die übrige Ausstattung.

10. Polack, Friedr., Unser Schiller. Liegnitz, K. Seyffarth, 1905.

11. Lomberg, August, Friedrich Schiller in seinem Leben und Wirken. Der deutschen Jugend dargestellt. Langensalza, H. Beyer u. S., 1905.

12. Petrich, H., Friedrich von Schiller. Mit zahlreichen Abbildungen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

13. Brechenmacher, S. K., Friedrich Schiller. Ravensburg, Fr. Albes, 1905.

14. Erley, Otto, Die Schillerfeier in der Volksschule. Verlag O. Erley, Gahlen.

Bilder.

1. Den Manen Schillers. Des Dichters Leben, seine Ruhestätte und Denkmäler im deutschen Sprachgebiete. Zum hundertsten Todestage dem deutschen Volk in Wort und Bild vorgeführt von Dr. Otto Weddigen. Mit 20 Abbildungen. 44 S. 60 Pf. Halle a. S., Verlag von Hermann Gesenius, 1905.

Die vorliegende Arbeit Weddigens ist ein Sonderabdruck aus des Verfassers größerem Werke „Die Ruhestätten und Denkmäler unsrer deutschen Dichter". Hinzugefügt ist eine biographische Vorbemerkung und eine Anzahl weiterer Abbildungen nebst Text. Besonderes Interesse erregt das für Stuttgart geplante zweite Schillerdenkmal von Prof. Theodor Bausch, das vor dem neuerbauten Rathause aufgestellt werden soll. Unter den Standbildern, die den jugendlichen Schiller darstellen, reicht keins, wie ich aus eigener Anschauung behaupten kann, an künstlerischer Größe an Goethes Denkmal in Straßburg heran. Beherzigenswert sind die im Nachwort Weddigens an die Gemeinden gerichteten Worte, die von den Vorfahren errichteten Standbilder und Ehrenzeichen zu behüten und zu bewahren.

2. Eine Biographie in Bildern. Festschrift zur Erinnerung an die hundertste Wiederkehr seines Todestages am 9. Mai 1905. Von Dr. Gustav Könnecke. Preis fein kart. 2,50 M. Marburg in Hessen, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1905.

Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur ist ein wegen seiner bedeutenden Materialsammlung in Fachkreisen und bei Literaturfreunden hochgeschätztes Werk. Die vorliegende Schillerbiographie in Bildern ist ein Sonderabdruck aus dem Atlas; aber unter etwa 180 Abbildungen findet sich eine beträchtliche Anzahl neuer Aufnahmen. Gleichwohl bildet nicht die Reichhaltigkeit, sondern die nach kritischer Methode erfolgte Sichtung und Anordnung des Stoffes den Hauptvorzug, der dem eigenartigen Werke einen bleibenden Wert und ehrenvollen Platz in der Schillerliteratur verleihen wird.

3. Schiller-Porträt. Photogravüre-Neuheit (Kupferätzung, Kupferdruck auf Chinapapier), Kabinettformat 1 M., Folio 3 M. (gerahmt 7 M.), Imperial 10 M. Halensee-Berlin W, G. Heuer u. Kirmse, Großherzogl. S.-Weimarische Hofkunstverleger, 1905.

Aus den alten Bildern Schillers hat Meister Wilhelm Rubach die charakteristischen Züge in einem Brustbildgemälde, das den Dichter in einem Alter von etwa 25 Jahren darstellt, in vollendet künstlerischer Weise zusammengefaßt. Jeder, der sich mit Schiller beschäftigte und ihn liebgewann, hat sich unwillkürlich ein Bild von dessen leiblicher und geistiger Erscheinung gemacht; bei der Betrachtung der sogenannten authentischen Bildnisse schütteln wir oft den Kopf, weil diese nicht ganz unserer Vorstellung von Schillers Persönlichkeit entsprechen. Mir will es scheinen, als ob R. mit seinem Bilde die rechte Mitte gewonnen hätte zwischen einer zu idealistischen und allzu nüchternen Auffassung. Jedenfalls hinterläßt die Betrachtung dieses Bildes einen sehr sympathischen Eindruck. Gerade dieses Porträt, das mit seinem plastischen Ausdruck den Beschauer fesselt, dürfte als Wandschmuck für das Schulzimmer geeignet sein.

Schillerfeier an höheren Schulen Österreichs.

Verzeichnis der in den Programmen der österreichischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen über das Schuljahr 1904/1905 veröffentlichten Abhandlungen. In 31 Programmen finden sich Nachrichten über die hundertjährige Todesfeier Schillers. In den meisten der gehaltenen Ansprachen überwiegt, dem „Bedürfnis der Hörer“ entsprechend, das biographische Element. Sie können in dieser gedrängten Übersicht füglich unerwähnt bleiben. Dagegen hat eine Anzahl Reden, die sich mit Schillers Individualität und Geistesrichtung beschäftigen

und die Entwickelung des Dichters und Philosophen in eigenartige, interessante Beleuchtung rücken, Anspruch auf bleibenden Wert. Folgende Verfasser kommen hierbei in Betracht: Barewicz (5. Gymn. Lemberg), Gaigg v. Bergheim (Unterrealschule Wien III), Castle (F. Jos.-Gymnasium Wien), Geiger (Realschule Kremsier), Haehnel (Gymn. Landskron), Ilg (Gymn. Urfahr), Rump (Gymn. Czernowitz), Stanger (beigefügt ist „Zur Sagengeschichte der Kraniche des Ibykus, Realschule Trautenau), Stern (Realschule Wien I), Thannenbauer (Realschule Triest), Tragl (Gymn. Leipa), Weyde (2. Realschule Prag). Ferner Prologe von Egger (Gymn. Wien III), Herold (Gymn. Wien I), Abdruck in der Gymn. Zeitschrift 5, Ludwig (Gymn. Wien XVII).

Schillerreden.

a) 1859 im Neudruck 1904/1905.

Es war eine glückliche Idee, aus der Jubiläumsliteratur des Jahres 1859 diejenigen Reden, die wegen ihres Inhalts, ihrer Formvollendung und nicht zum geringsten wegen der literarischen Bedeutung des betreffenden Verfassers bleibenden Wert besitzen, durch Neudrucke einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen. Dr. Ernst Schulzes Gutenberg-Verlag in Hamburg bringt die feinste und mächtigste dieser Schillerreden, die eine Parallele zwischen Schiller und Goethe ziehende Rede Jacob Grimms. 30 S. 1904. 50 Pf. Mit Bildnis Schillers von Gerhard v. Kügelgen. Heinrich Kerler (Verlagskonto, Ulm 1905, 152 S. Preis 2 M.) gibt in seiner Sammlung außer diesem Grimmschen Vortrag noch 13 andere Reden: Ludwig Doederlein, der noch persönlich mit Schiller verkehrt hat, spricht über allgemein Menschliches und individuell Deutsches bei Schiller, Friedrich Theodor Vischer über den Freiheitsgedanken Schillers in seiner Entwickelung und Vollendung, August Stoeber über Schillers Beziehungen zum Elsaß, Carl Grunert über Schiller und die soziale Stellung des Schauspielers, Karl Gutzkow schildert Schiller als Herold und Hort der Freiheit, Karl S. Schwarz als den Dichter des Ideals, Ernst Curtius feiert Schillers Geburtstag als ein Siegesfest des Geistes, Ernst Guhl behandelt Schillers Verhältnis zu den bildenden Künsten, Moritz Carrière rühmt die Versöhnung von Ideal und Wirklichkeit bei Schiller, Wilhelm Mangold zeichnet Schillers äußeren Lebensgang, Georg Zimmermann feiert Schiller als den Liebling des deutschen Volkes, Rudolf Gottschall, der einzige von den genannten Verfassern, der noch den hundertjährigen Todestag mitfeiern kann, ist in dieser Sammlung mit zwei Reden vertreten; in seiner ersten Rede begeistert er für Schillers Ideale als die Ideale des deutschen Volkes, in seiner zweiten Rede, die eine Fülle von feinsinnigen Beobachtungen über

den Zeitgeist enthält, beklagt er die Abwendung von Schiller in der Gegenwart — eine Klage, der wir bei L. Fulda „Schiller und die neue Generation 1904" auch in unserer Zeit begegnen. Auch die Begründung dieser Abkehr ist schon bei Gottschall gleich vortrefflich ausgeführt. Selbstverständlich klingt aus sämtlichen 14 Reden edelste Begeisterung für den Dichter; aber jeder der Verfasser weiß Schiller von einer anderen Seite zu fassen, der Theologe, der Philosoph, der Ästhetiker, der Philolog, der Historiker, der Schriftsteller und der Schauspieler.

A. Zimmers Verlag (Ernst Mohrmann), Stuttgart, bringt in der Ausgabe von Dr. Hans Hofmann J. G. Fischers Schillerreden 1849—1893 (144 S. Preis kart. 1,50 M., geb. 2 M.). Fischer (geb. 1816, † 1897) ist nicht müde geworden, das Verständnis für Schiller zu wecken und durch seine zündenden Ansprachen und Reden zu fördern; er verdient es wie kaum ein anderer der Schillerforscher Schwabens mit Auszeichnung genannt zu werden.

C. Krabbes Verlag, Stuttgart 1905. Palleske, Schillerrede. 39 S. Neudruck 1905. 40 Pf. Der Meister der Vortragskunst fesselt nicht nur durch den bedeutsamen Inhalt seiner bei der 50jährigen Gedenkfeier der Leipziger Schlacht 1863 gehaltenen Rede, sondern auch durch die künstlerische Form, den Bau des Ganzen und seiner Teile. Diese beiden Vorzüge sichern dem Festwort Palleskes einen bleibenden Wert unter den Schillerreden.

b) Zur Zentenarfeier 1905.

Achelis, Chr. Schillerpredigt. Am 7. Mai 1905 in der Universitätskirche zu Marburg gehalten. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1905. Preis 25 Pf.

Wie am Geburtstag des Kaisers der Name Wilhelms II. auch im Gottesdienst genannt wird, so geziemt es sich an solchen besonderen Tagen wie der Zentenarfeier Schillers, dieses mächtigen, glanzvollen Fürsten im Reiche des Geistes, vor Gottes Angesicht dankend zu gedenken; doch sollen wir uns fern halten von kopfloser Begeisterung und unser Gewissen mit Menschenvergötterung nicht beflecken.

Alt, Karl. Schiller. Rede gehalten zur 100. Wiederkehr seines Todestages beim akademischen Festakt zu Darmstadt. Darmstadt, Verlag von Ludwig Saeng. Preis 40 Pf.

Wie Goethes Leben ist auch das Schillers ein Kunstwerk, freilich von anderer Art und anderem Stil, namentlich hat er an sich selbst erfahren müssen, was er in seinem Gedichte „Das Ideal und das Leben" ausspricht: „Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl!" Sein ganzes Leben hindurch hat ihm dieser leidvolle Zwiespalt in der menschlichen Natur praktisch und theoretisch zu schaffen gemacht.

Bärwinkel. Des Christen Stellung zur Schillerfeier. Predigt in der Reglerkirche zu Erfurt gehalten 7. Mai 1905. Erfurt, C. Villaret.

Wir dürfen uns Schillers freuen als eines Wegweisers zum Heiland, doch wollen wir uns hüten, in ihm etwas anderes zu sehen als ein Rüstzeug der göttlichen Vorsehung. Der Predigt liegt zugrunde 1. Kor. 3, 21—23.

Bassenge, Edmund. Schiller unser Erzieher zur geistigen Einheit der deutschen Nation. Rede gehalten bei der städtischen Schillerfeier der Dresdner Bürgerschaft im Linckeschen Bade am 8. Mai 1905. Dresden, Holze u. Pahl, 1905. Preis 30 Pf.

Der äußeren, seit 1871 erlangten Einheit entspricht noch nicht in vollem Maße die geistige Einheit des deutschen Volkes. Wir können diesen Mangel nur durch den echten Schillergeist überwinden, wenn wir mit der allerernstesten Willensanstrengung den selbstischen Materialismus, die unmännliche Charakterlosigkeit und schwunglose Lauheit auszurotten suchen. Die treffliche, Begeisterung weckende Rede sei namentlich der deutschen Jugend empfohlen.

Berger, Karl. Schiller der Lebendige. Festrede zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag. Frankenthal, Louis Göring u. Co., 1905. Preis 60 Pf.

Seit einem Jahrhundert weckt Schiller fort und fort Lebenskräfte und lebt als prophetisch mahnende, zu hohen Zielen treibende Stimme im deutschen Volke. Rat, Hilfe, Trost und Begeisterung zu edlem Tun, Mut und Selbstvertrauen können wir jederzeit uns bei ihm holen; der Mensch, der Tragiker, der Denker Schiller trifft heute wie je die Sehnsucht und das Bedürfnis des einzelnen wie des Volkes.

Birt, Theodor. Ansprache, gehalten bei der allgemeinen Schillergedenkfeier am 9. Mai 1905 in Marburg. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1905. Preis 60 Pf.

Hinter seinen Werken, die er unter Qual und Jubel seinem Herzen abgerungen, steht immer Schillers Persönlichkeit, der Mann der Energie und des Kampfes, der Willensfreiheit und Selbstbestimmung.

Bojunka, Claudius. Ansprache zum Gedächtnis der hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag, gehalten am 9. Mai 1905 auf der Morgenfeier der Stadt Magdeburg. Magdeburg, Verlag von E. C. Klotz, 1905. Preis 30 Pf.

Die Helden der Dramen Schillers, in dem sich die Hochziele des deutschen Volkes verkörpern, sprechen häufig Seherworte und Weissagungen aus, die durch die folgenden Zeitverhältnisse, besonders auch durch die Geschicke Deutschlands volle Bestätigung erhalten.

Bornemann, Karl. Vortrag zur Feier von Schillers hundertstem Todestage am 9. Mai 1905 in Znaim. Znaim, Verlag von Fournier u. Haberler. Preis 50 Pf.

Der Verfasser legt seinem Vortrag eine denkwürdige Tellaufführung zugrunde, der er am 18. Juli 1870 im Leipziger Stadttheater gelegentlich eines Gastspieles von Friedrich Haase beiwohnte und die angesichts der Zeitereignisse zündend wirkte. Der Vortrag enthält auch die Anweisung zu einer Vorlesung des Tell in gekürzter Form.

Burdach, Konrad. Schiller-Rede. Gehalten bei der Gedächtnisfeier in der Philharmonie zu Berlin am 8. Mai 1905. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905. Preis 60 Pf.

Seit dem Jahre 1806 war Schiller der mächtige Herold der Sehnsucht nach einem geeinten Vaterland. Wie ein königlicher Priester schritt er im weiten Purpurmantel seiner glanzvoll rauschenden Rede durch die in Hoffnung bangende Zeit. Die Schillerfeier 1859 war die Morgenröte des neuen deutschen Reiches. Seit 1871 ist dann aus dem Volke der Dichter und Denker allmählich ein handelndes Volk geworden: „Unser Leben, unsere politisch-sozialen, unsere wissenschaftlich-künstlerischen Anschauungen haben uns weit von Schiller entfernt. Und dennoch unseren Herzen bleibt er nahe wie kein zweiter unter allen deutschen Dichtern. Liegt das nun daran, daß wir innerlich unzufrieden sind mit der Entwickelung der letzten 50 Jahre? Daß wir uns heimlich auf seinen Standpunkt zurücksehnen? Oder ist in seiner Person und in seinem Können etwas so Großes, daß es alle Mängel, alles Verblaßte und Verblassende seiner Person überstrahlt?" Burdach glaubt dies bejahen zu müssen und führt dafür folgendes an: „Die Sehnsucht nach menschlicher Größe und Reinheit, nach einfachen, klaren Naturen, nach Heldenbildern wohnt unausrottbar in uns. Schiller gibt uns dies alles in den Gestalten seiner Dramen. Über den modernen Wirrwarr psychologischer Analysen, über all den nervösen oder gar perversen dramatischen Seelenbildern wächst und wächst in uns wieder der Wunsch nach den geraden Grundlinien menschlicher Charaktere und menschlicher Leidenschaft. Und die gibt uns Schiller in seinem Karl Moor, in seinem Marquis Posa, in seinem Wallenstein, seinem Tell und so vielen anderen. Und weiter. Der natürliche Mensch hat ein scharfes Gehör für die persönliche Echtheit des Kunstwerks, er spürt, ob der Dichter mit seinem Herzblut zahlt, ob hinter den erschütternden Tragödien auch ein Mensch steht, der selbst tragischer Erlebnisse fähig ist. Niemals lebte ein Dichter, bei dem dies so zutraf wie bei Schiller. Die erschütterndste Tragödie, die er ge-

dichtet, das war sein eigenes Leben. Der tragische Kampf gegen Not und Krankheit, der im Unterliegen über das zermalmende Schicksal sich erhebt"!

Curti, Theodor. Schillers Freiheitsdichtung Wilhelm Tell. Festvortrag, gehalten bei der Schillerfeier des Frankfurter demokratischen Vereins den 6. Mai 1905. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. Preis 50 Pf.

Nach einem Überblick über die sagenhaften und geschichtlichen Elemente in der Telldichtung und einer vergleichenden Charakteristik von Harald-Geßler, Toko-Tell erörtert der Verfasser den Einfluß von Schillers Freiheitsgedanken und namentlich seiner Freiheitsdichtung Wilhelm Tell auf den Geist der Zeitgenossen.

Elster, Ernst. Schillerrede, gehalten bei der Gedenkfeier der Universität Marburg am 9. Mai 1905. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1905. Preis 60 Pf.

Nach der Periode des Einreißens und Zweifels vollziehen sich infolge des ernsten Strebens nach Vervollkommnung und unter dem klärenden Einflusse des Studiums der Geschichte und Philosophie große Wandlungen des Schillerschen Geistes, die sich in seinem Schaffen, seiner Sprache und seinem Stil widerspiegeln und zu einer festgegründeten Lebensanschauung führen.

Ermatinger, Emil. Friedrich Schiller. Vortrag zur Jahrhundertfeier seines Todestages. Zürich, Druck und Verlag von Schultheß u. Co., 1905.

Auf Grund von Schillers eigenen Bekenntnissen in den Briefen entwirft der Verfasser ein Bild von der Entwickelung der geistigen Persönlichkeit des Dichters, zu der wir, wenn uns im Kampfe des Lebens die Kräfte zu versagen drohen, emporschauen sollen, da sie uns den Glauben stärken kann an die heilige Macht des Menschenwillens.

Geffcken, Heinrich. Schiller und das deutsche Nationalbewußtsein. Rede gehalten bei der Schillerfeier des Vereins der Nationalliberalen Jugend zu Köln a. Rh. am 3. Mai 1905. Köln a. Rh., Verlag von Paul Neubner, 1905. Preis 60 Pf.

Problematische Naturen sind nach Goethes Ausspruch Menschen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug tut. Wenn man diese Bezeichnung nicht bloß auf einzelne Individuen, sondern auch auf Menschengenerationen anwendet, so ist man berechtigt, unserem Zeitalter, weil in ihm die Gegensätze ins Ungemessene wachsen, einen problematischen Charakter beizulegen. Heilung ist nur zu erwarten durch Selbstbeschränkung, vor allem in der Richtung vom Internationalen

zum Nationalen. Und der Leitstern kann bei diesem Bemühen Schiller sein, der um die Entwickelung des deutschtümlichen Geistes und Gemütes größere Verdienste hat als die anderen Heroen.

Kammerer, O. Schillers Bedeutung für das Maschinen-Zeitalter. Festrede bei der Schillerfeier der Technischen Hochschule zu Berlin gehalten in der Aula am 8. Mai 1905. Berlin und München, Verlag von R. Oldenbourg, 1905.

Ein Vergleich des Kulturbildes zur Zeit unserer Klassiker läßt deutlich erkennen, was das Maschinen-Zeitalter aus Schillers Leben und Schriften und aus der Kultur seiner Zeit lernen kann.

Köster, Albert. Gedächtnisrede zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Todestag am 9. Mai 1905. Leipzig, Verlag von Karl Ernst Poeschel, 1905. Preis 80 Pf.

An die im ersten Teile gezeigte Entwickelung Schillers reiht sich im zweiten Teile der Rede der Nachweis, wie dieses reiche Leben bis heute fortwirkt. Selbst das Problem der ästhetischen Briefe lebt wieder auf in der gegenwärtig oft gehörten Forderung „Erziehung der Menschheit durch die Kunst", wobei sich allerdings mancher Übereifer geltend macht, namentlich ein mit dem echten Schillergeiste in Widerspruch stehendes, unterschiedsloses Popularisieren.

Kühnemann, Eugen. Schiller und die Deutschen der Gegenwart. Posen, Merzbachsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt, 1905. Pr. 50 Pf.

Die Feier des Todestages großer Männer hat in gewisser Beziehung noch einen besseren Sinn als die des Geburtstages; denn nicht das ist uns wichtig, daß der Mensch uns gegeben wurde, sondern, was er uns geleistet hat. So blickt auch am hundertsten Todestage Schillers das vollendete Lebenswerk auf ein Jahrhundert der ununterbrochenen Wirkung zurück — seine Totenfeier wird zu einem Fest des Lebens. Aber nicht in Schillers Sinne wäre es, wenn man ihn den Bewegungen unserer Tage als das absolute Vorbild gegenüberstellen wollte; ebensowenig dürfen wir ihn zum Vorredner machen für vorübergehende Zeitströmungen, von denen er nichts wissen konnte. Es heißt Fetzen aus seinem Königsmantel reißen, wenn man ihn heute für Sozialismus und Übermenschentum in Anspruch nähme. Es ist ferner nicht minder verkehrt, die einzelnen Seiten im Wesen und Wirken eines großen Mannes ins Auge zu fassen, wie das die Anbeter und Nachahmer tun, die durch ihren Übereifer nur den Widerspruch reizen. Wir sollen vielmehr ein Verhältnis gewinnen zu der Ganzheit seines Wesens, zu seiner Persönlichkeit als der wahren Quelle des Lebens. Die meisten Dichter leben in ihren Versen oder in ihren Gestalten fort —

Schiller lebt in der Ganzheit seines persönlichen Lebens. Die deutsche Kultur wird eine Kultur reicher Persönlichkeiten sein, oder es ist um ihre Wichtigkeit für die Welt getan. Sie ist in ihrer Grundidee die Aristokratie des schöpferischen Lebens. Der Prophet dieser Idee ist Schiller. Darum bleibt der große, heldenhaft ringende Schiller der prophetische Mund unserer nationalen Sendung für Jahrhunderte.

Lippelt, E. Schiller als Erzieher. Festrede bei der Landeslehrerversammlung zu Jever am 13. Juni 1905. Oldenburg, Verlag von Hinrich Nonne, 1905. Preis 25 Pf.

Nach einem geschichtlichen Überblick über die Philosophie seit Kants Tode kommt Lippelt zu dem Ergebnis, daß gegenwärtig unter dem Einfluß Schillers, des großen Erziehers zur Schönheit, Wahrheit und Freiheit, eine Rückkehr zur idealistischen Weltanschauung stattfindet.

Matthaei, Adelbert. Schillers Ringen um eine Weltanschauung. Hochschul-Festrede. Danzig, Verlag und Druck von A. W. Kafemann, 1905. Preis 50 Pf.

Schillers Ringen um eine Weltanschauung ist auch heute noch für uns von Bedeutung, und die Ergebnisse, zu denen er gelangt ist, werden auch künftig noch als Sterne leuchten. Jeder Denkende des zwanzigsten Jahrhunderts wird sich entscheiden müssen, ob er gewisse geistige Werte für ewig hält — dann wird ihm Schiller der geistige Führer bleiben —, oder ob sie ihm nur als zufällige Folge erscheinen und gelten — dann wird ihm nichts übrigbleiben, als sich in die Gefolgschaft eines Friedrich Nietzsche zu begeben.

Mittendorf, Fr. Schillers Lebensideale und die Gegenwart. Vortrag gehalten im Braunschweiger Lehrerverein. Braunschweig, Druck von E. Appelhans u. Co., 1905. Preis 30 Pf.

Schillers Lebensideale auf dem Gebiete des Staatslebens, der Sittlichkeit, der Kunst und Wissenschaft sind das Ergebnis schwerer und langer Bildungsgänge, des geistigen Ringens mit Rousseau, Kant und Goethe. Trotz gewisser feindseliger Zeitströmungen wird Schillers sittlich-ästhetisches Kulturideal, das er aus tiefstem Menschheitsgrunde herausgearbeitet hat, niemals von unserem Volke als überwundener Standpunkt aufgefaßt werden.

Nithack-Stahn, W. Schillerpredigt, gehalten am Sonntag, den 30. April 1905, in der Lutherkirche zu Görlitz. Halle a. S., J. Frickes Verlag (J. Nithack-Stahn), 1905. Preis 15 Pf.

Auch jenseits der Kirchengrenzen gibt es gute Christen. Und eines der leuchtendsten Beispiele dafür ist Friedrich Schiller. Mit Wort und

Tat war er ein Prediger ewiger Güte. Auch aus dem rauschenden Strom Schillerscher Poesie ist die Stimme Gottes zu vernehmen.

Nolting, B. Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschen. Vortrag gehalten zur Erinnerung an Schillers hundertjährigen Todestag. 31 S. Riga, Verlag Jonck u. Poliewsky, 1905. Preis 80 Pf.

Die Grundgedanken des Werkes „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", das an der Spitze der philosophischen Erkenntnisse Schillers steht und von dem er Cotta gegenüber das stolze Wort aussprach, daß er mit diesen Briefen zur Unsterblichkeit zu gehen hoffe, werden in ausdrucksvoller Sprache wiedergegeben und insbesondere die Begriffe Stofftrieb, Formtrieb, Spieltrieb in gemeinverständlicher Weise und durch passende Beispiele erläutert. Das Gedicht: „Das Ideal und das Leben", das seinem Ideengehalte nach der obengenannten Schrift verwandt ist, wird in den Vortrag geschickt verwoben und bildet den Rahmen für die Schilderung der reinen, edlen Persönlichkeit des Dichters.

Pernerstorfer, Engelbert. Friedrich Schiller. Gedenkrede zur hundertsten Wiederkehr des Todestages Schillers. Wien, Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Gumpendorferstraße 18. Preis 70 Pf.

Die besonders in der zweiten Hälfte stark sozialistisch gefärbte Rede verkennt Schillers Weltanschauung insofern vollständig, als sie sich auf seine Ideen als die Wegweiser für die Ziele des Sozialismus beruft.

v. Ruckteschell, N. Schiller der Prophet des deutschen Geistes und deutschen Ideals. Festrede gehalten bei der öffentlichen nationalen Schillerfeier. Hamburg, Heroldsche Buchhandlung, 1905. Preis 30 Pf.

Zwei Perioden in Schillers Leben und Dichtung lassen sich unterscheiden, die revolutionäre und die reformatorische; als ein Grundproblem durchklingt die eine wie die andere die Spannung zwischen Wahrheit und Wirklichkeit, zwischen Ideal und Leben. In dem Willen zur großen Tat liegt die Verbindung zwischen der rauhen Wirklichkeit und der ewigen Wahrheit

Schmitthenner, Adolf. Schillers Stellung zur Religion. Vortrag bei der 41. Jahresversammlung des wissenschaftlichen Predigervereins im Großherzogtum Baden gehalten. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn, Schöneberger Ufer 43, 1905.

Wenn auch das Ergebnis, zu dem Schmitthenner in seinem Vortrag „Schillers Stellung zur Religion" gekommen ist, längst feststeht, so ist

doch die Begründung mit viel neuen Gesichtspunkten ausgestattet, die zusammengenommen einen wertvollen Beitrag zur Geistesgeschichte des Dichters bieten. Ebenso geistreich wie die Ausführung, so verständig sind die vorgetragenen Meinungen. So verurteilt S. 29 Schmitthenner diejenigen, die sich Mühe geben, Schiller für den christlichen Glauben zu retten, da sie dem letzteren dadurch einen schlechten Dienst erweisen: „Wenn sie recht haben, dann ist das unkirchliche Christentum, ja ein Christentum ohne Christus so glänzend vertreten, dem deutschen Volke in so hinreißender Schönheit vor die Augen gestellt, daß es Schule machen müßte, weil das kirchliche Christentum in keinem einzigen Charakter- und Lebensbild aus der Zahl seiner Vertreter neben Schiller aufkommen könnte. Wenn wir dagegen anerkennen, daß Schillers Gesinnung weder religiös im allgemeinen, noch christlich-religiös im besonderen gewesen ist, daß sein Glaube dem christlichen zwar verwandt, aber doch etwas ganz anderes gewesen ist, dann ist zwischen dem Schillerschen Idealismus und der christlichen Religion jedes fruchtbare Verhältnis möglich: Streit, Versöhnung, Verbindung, Austausch." Um das Verhältnis zu erklären, das zwischen dem Schillerschen Idealismus und der Religion stattfindet, legt Schmitthenner folgendes ans Herz: „Wir müssen bedenken, daß es drei Wege gibt, die aus der sinnlichen und endlichen Welt in das Überweltliche führen, der eine ist das Erlebnis der Religion, der zweite ist das Erlebnis der sittlichen Freiheit und der dritte ist das Erlebnis des Kunstwerkes. Jedes von diesen drei Mitteln, sich über die Welt zu erheben, ist durchaus selbständig. Keins kann ein anderes ersetzen. Aber jedes kann mit einem der anderen ein Bündnis eingehen. Die Religion mit der Kunst, die Sittlichkeit mit der Religion und die Kunst mit der Sittlichkeit. Haben sich zwei miteinander verbündet, so treten sie in einen gewissen Gegensatz zu der isolierten dritten Schwester. Wenn Kunst und Religion ineinander fließen wie bei den Romantikern, dann kommt die Sittlichkeit schlecht weg. Wenn Religion und Sittlichkeit übereins gekommen sind wie im ursprünglichen Christentum, dann ist die Kunst entbehrlich. Haben aber bei Schiller Freiheit und Schönheit sich die Hände gereicht, so schauen sie auf die Religion von oben herab. Jedoch wir wissen ja, es ist nicht die eigentliche Religion, die diese Geringschätzung trifft, sondern die religiöse Erscheinung der Geschichte, die religiösen Vorstellungen und Begriffe, alles dasjenige, was vom Namen getragen wird und das Ergebnis von Reflexionen ist. Schillers Urteile über all diese Dinge sind herb und abfällig." Das Verhältnis von Kunst, Sittlichkeit und Religion wird S. 31 in trefflicher Weise charakterisiert und ihr Zusammenwirken als das Ideal der Zukunft hingestellt.

Schwering, Julius. Schiller. Eine Gedächtnisrede. Münster i. W., Druck und Verlag der Achendorffschen Buchhandlung, 1905. Preis 80 Pf.

In formvollendeter, edler Sprache lehrt uns Schwering den Dichter aus seiner eigenen großartigen geschichtlichen Voraussetzung begreifen, und unternimmt es, ihn als Typus persönlicher und nationaler Selbstläuterung zu erklären. Darum wird Schiller in der Erzeugung neuen geistigen Lebens ewig fortleben, während die von ihm ausgehenden Ströme des Empfindens und Denkens, solange es empfindende Seelen, solange es denkende Geister gibt, nie versiegen werden.

Strauch, Philipp. Schiller. Rede zur Feier des hundertjährigen Todestages Schillers. Gehalten in der Aula der Universität Halle-Wittenberg. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer, 1905. Preis 80 Pf.

Von Anfang an hat Schiller seine ganze volle Persönlichkeit für seinen Dichterberuf eingesetzt und in dieser Verknüpfung von Mensch und Dichter seinen hohen Idealismus bekundet; in diesem Umstande liegt das Geheimnis seiner Volkstümlichkeit.

Walzel, Oskar. Friedrich Schiller. Rede zum Schillertage. Bern, Verlag von R. Franke (vormals Schmid u. Franke), 1905. Preis 60 Pf.

Wie Michelangelo zu Raffael, so verhält sich Schiller zu Goethe. Schiller war nicht nur ein Vertreter des Typus Michelangelo im Gegensatz zu Goethe, dieser höchsten Entwickelungsstufe des Typus Raffael; Schiller ist sich auch seiner typischen Eigenheiten vollauf bewußt gewesen. Der Denker Schiller hat den Dichter Schiller selbst bis ins kleinste zu zergliedern und theoretisch zu ergründen verstanden. Das Wesen dieses typischen Gegensatzes, die Vorzüge und Nachteile der Gegenstands- und Ideenkunst behandelt in erster Linie die Schrift über naive und sentimentale Dichtung.

Windelband, Wilhelm. Schiller und die Gegenwart. Rede zur Gedächtnisfeier bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages an der Universität Heidelberg. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1905. Preis 60 Pf.

Die Einmütigkeit und die Erhebung, mit der heute den Manen Schillers gehuldigt wird, ist der deutliche Beweis für die lebendige Erkenntnis, daß das deutsche Volk in seinem Schiller den hauptsächlichsten Schöpfer der geistigen Einheit sieht, die erreicht wurde, ehe wir politisch geeint waren. Solche Wirkung des Dichters auf seine Zeit und die nach

ihm kommenden Geschlechter ist nur dadurch zu erklären, daß sein ganzes Leben die ernsteste Arbeit an sich selbst und an der bewußten Selbstverständigung seiner eigenen Natur gewesen ist, und daß seine Überzeugung von der hohen Mission der Kunst ihren Urgrund hat in den eigensten persönlichen und durchgekämpften Erlebnissen.

Ziegler, Theodor. Schiller. 74. Bändchen. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. Preis 1 M.

Der Schiller von Ziegler ist teils aus Volksvorträgen, die der Verfasser im Schillerjahre in Mühlhausen und in Straßburg gehalten hat, teils aus Vorlesungen an der Universität Straßburg hervorgegangen. Doch bietet die Buchausgabe inhaltlich mehr als die genannten Vorträge und ist volkstümlicher gehalten als die akademischen Vorlesungen. Ein Beweis, daß das Lied an die Freude, wie Ziegler behauptet, in Dresden entstanden ist, ist bisher nicht erbracht worden. Geschmückt ist das Büchlein mit dem Schillerbild von Kügelgen.

Ausgaben, Erläuterungsschriften; neue Auflagen u. a.

Dürrs Deutsche Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren. Schiller. Auswahl aus seinen Gedichten und Prosaschriften, herausgegeben von Dr. Paul Richter, Seminardirektor in Burgsteinfurt i. W. 180 S. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1904. Preis 1,80 M.

Wenn es auch gerechtfertigt erscheint, daß in das alphabetische Wörterverzeichnis (Abschnitt D) Namen allgemein bekannter Persönlichkeiten nicht aufgenommen worden sind, so vermißt man doch die Erklärung einer ganzen Anzahl literarhistorischer Bezeichnungen, besonders zu der Schrift „Über naive und sentimentale Dichtung". Druckfehler sind S. 171 Ophrodite statt Aphrodite, S. 176 Octokratie statt Ochlokratie.

Schillers Wallenstein. Drittes und viertes Heft, erläutert und gewürdigt von M. Evers, Professor und Direktor des Gymnasiums zu Barmen. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von Heinrich Bredt, 1905.

Schillers Wilhelm Tell. Berlin, H. Hillger, 1905. Preis 30 Pf.

Schillers Werke. Auswahl. Paderborn, F. Schöningh, 1905. Preis 3 M.

Festgabe aus Schillers Werken. Zum 9. Mai 1905. Berlin, H. Hillger. Preis 30 Pf.

Mosapp, H. Charlotte von Schiller. 3. Aufl. Stuttgart, M. Beilmann.

Müller, Ernst, Schillers Bedeutung für die Gegenwart. Prag, S. S. V. Nr. 320, 1905.

Marbacher Schillerverein. Schiller. Gedichte und Dramen. Volksausgabe zur Jahrhundertfeier 1905.

Schiller-Ausstellung in Marbach 1905. Schwäb. Schillerverein.

Schillertage in Marbach. Ludwigsburg, Stuttgart, Schwäb. Schillerverein, 1905.

Maak, F., Beitrag zum Schillerjahre 1905. Das Goethetheater in Lauchstädt, nebst einem Auszuge aus der alten Badeliste 1721—1842. Verlag von D. Häcker, Lauchstädt, 1905. Preis 1 M.

Sprechzimmer.

1.

Zu Voß' „Siebzigstem Geburtstag". V. 108 ff.

(Zeitschr. f. d. d. Unterr. 19. Jahrg. 2. Heft, S. 134.)

Der bereits auch von anderer Seite vorgeschlagenen Umstellung von V. 109 — wie ich sehe, noch mit der Variante „dicht an der Platte der Wand usw." — vermag ich nicht zuzustimmen. In meinem „Paulsiek für Tertia" vom Jahre 1881 (10. Aufl.) finde ich zu Vers 108 — allerdings mit einem Fragezeichen — angemerkt: „statt Komma hinter 'Rücken' Ausrufungszeichen, statt Ausrufungszeichen hinter 'Kaffee' Komma", — so daß also zu lesen:

108. Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken!
Daß ich frisch — denn er schmeckt viel kräftiger — brenne den Kaffee,
Heize mit Kien dann wieder und Torf und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater!
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr!
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruh'n und am wärmenden Ofen im Winter
usw.

Und in meinem „Muff für Obertertia" vom Jahre 1893 finde ich bereits gedruckt:

Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken:
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee,
Heize mit Kien dann wieder
usw.

Durch diese Interpunktion, dünkt mich, ist alle Schwierigkeit der Stelle gehoben worden. Wenn ich weiter notiert finde, daß V. 109 in der ersten Ausgabe,

Hamburg 1785, fehlt, in der Königsberger Ausgabe „Sämtlicher Gedichte" vom Jahre 1802 sich an dieser Stelle vorfindet, so erscheint mir diese spätere Einfügung des Dichters nur eine Bestätigung für meine Auffassung. Denn erstens zeigt der eingefügte Vers, daß es nicht die „lebendigen Kohlen", die „Marie aus dem Ofen scharren" soll, — „die funkelnden Kohlen", die sie V. 124 „dem Ofen entscharret" sind, über denen der Kaffee gebrannt werden soll, sondern die aus der frischen „Heizung mit Kien und Torf und büchenem Stammholz" (111), die aus der „Feuerung mit dem Blasebalg geweckte Glut" (125) es ist, über der „das Mütterchen brannte den Kaffee" (126); — daß die glühenden Kohlen im Küchenofen zurück an die Stubenwand gescharrt, an die er stößt, diese Wand noch besonders wärmen sollen. Zweitens läßt der eingefügte V. 109 erkennen, daß nicht zwischen Ofen (108, 124) in der Stube und Herd (127) in der Küche zu unterscheiden ist, wie diejenigen wollen, die — wie ich in meinen alten Notizen finde — in dem Ofen den „sogenannten Beileger" finden und ihn also beschreiben: „Ein viereckiger aus fünf eisernen Platten zusammengesetzter Kasten, etwa 70 cm hoch resp. tief und 50 cm breit, mit offener Hinterseite in die Wand eingelassen, daß er sich ungefähr $1/2$ m über dem Fußboden befindet. Die freien unteren Vorderecken sind durch Beine gestützt. Nach der Stube hin keine Tür noch sonstige Öffnung; hinten durch die Mauer ein viereckiges Loch nach der Küche gebrochen, das, unmittelbar über der Oberfläche des aus Steinen aufgemauerten, mit einem mächtigen Rauchfang versehenen Herdes befindlich, durch eine etwa 25 cm hohe und breite Schiebeplatte oder Tür verschließbar ist und zum Einführen der Feuerung wie zum Ausnehmen der Asche sowie der Kohlen, wenn sie anderweit gebraucht werden, dient. Oberhalb dieser Tür ist eine Öffnung, das sogenannte „Mundloch", durch welches aus dem Ofen kommender Rauch durch die Mauer nach dem Küchenschornstein Abzug hat."

Danzig-Langfuhr. **Ernst Bonstedt.**

2.

Zu Heinrich v. Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug".

7. Auftritt.

Adam: So nimm, Gerechtigkeit, denn deinen Lauf! Klägere trete vor.
Frau Marthe: Hier, Herr Dorfrichter!

An Stelle des von Kleist geschriebenen Klägere hatte Tieck willkürlich Kläger gesetzt, und Julian Schmidt hatte in der zweiten Ausgabe von Heinrich v. Kleists gesammelten Schriften, Berlin, Georg Reimer 1863 2. Teil S. 40 diese Änderung angenommen. Seit Reinhold Köhler in seiner Schrift „Zu H. v. Kleists Werken" S. 44 die echte Lesart wiederhergestellt hat, findet sie sich wieder in den meisten Ausgaben. Aber selbst Gelehrte wie Rudolf Hildebrand wissen sich die „wunderliche Form" nicht zu erklären. Letzterer vermutet daher in dem von ihm bearbeiteten fünften Bande des „Deutschen Wörterbuches" von Jacob und Wilhelm Grimm Sp. 926, daß doch ein Druckfehler vorliege und vielleicht Klägern (zusammengezogen aus Klägerin) zu setzen sei. Wenn nun aber die Form des Femininums auf -e schon durch niederdeutsche Formen wie die Müllersche, die Schmidtsche gestützt wird, so wird

sie völlig gesichert durch eine Stelle der Dorfgeschichte „Im Hirtenhaus" des oberfränkischen Volksschriftstellers Heinrich Schaumberger, wo es von Hansnikel, dem Totengräber, im 5. Abschnitt S. 41 (Reclam) heißt: „Von seinen vielen Kindern — er war schon lange Witwer — waren ihm nur zwei Mädchen geblieben, die zusammen den kleinen Haushalt führten und dabei sich und dem Vater das Leben blutsauer machten. Die Älteste, eine kurze, runde, kinderlose Person, obgleich schon lange über die Jugendblüte hinaus doch noch immer „das Mädle" genannt, fand als Totenfrau (Anziehere sagen sie in Bergheim) reichlichen Verdienst, war gewissermaßen die Kollegin des Vaters und darum sein Liebling." Durch das oberfränkische Femininum Anziehere wird das Kleistsche Klägere gegen alle Änderungsversuche unumstößlich gesichert. Finden sich ähnliche Formen auch in anderen Mundarten?

Northeim. **R. Sprenger.**

3.

Die Inversion nach „und".

Otto Gildemeister, der als ein Achtzigjähriger 1902 in seiner Vaterstadt Bremen starb, gehört nicht nur zu unseren besten Übersetzern — wir erinnern an seine klassische Übersetzung der Werke Lord Byrons, an seine Shakespeare-Dramen, seinen Ariost und Dante —, sondern er ist auch einer unserer feinsinnigsten Essaisten und geradezu ein Meister der stilistischen Kunst. Dr. Theodor Barth, der ihm im Leben nahe stand, veröffentlichte vor einiger Zeit in der von ihm herausgegebenen „Nation" Auszüge aus Briefen, die Gildemeister an einen Neffen gerichtet hat, und er charakterisierte den Stilisten Gildemeister mit folgenden Worten: „Ein wundervolles Gleichmaß beherrschte alles, was aus Gildemeisters Feder hervorging. Er präsentierte sich nie im Harnisch, aber auch nie im Schlafrock. Gedanken und Ausdruck waren sauber wie seine Handschrift. Dabei nichts Steifes in der Korrektheit, nichts Pedantisches in der Genauigkeit, nichts Geziertes in der Eleganz des Ausdruckes. Seine Sprache zeigt nicht die übertriebene Biegsamkeit der Reitgerte, aber die kraftvolle Biegsamkeit der Weinrebe. Das höchste Ziel des Schriftstellers bleibt es stets, einen Ausdruck zu finden, der sich mit dem Gedanken völlig deckt. Diesem Ziele ist Otto Gildemeister so nahe gekommen, wie nur wenige der Allergrößten, die seit Jahrhunderten das wundervolle Instrument der deutschen Sprache gehandhabt haben."

Einen solchen Meister über den Stil selbst sprechen zu hören, hat einen eigenartigen Reiz. Über die leidige Inversion nach „und" ist sicher schon vieles geschrieben worden; allein ich wüßte nichts, was so geistreich und lehrreich zugleich wäre, wie die Bemerkungen, die Gildemeister darüber in einem Briefe an seinen Neffen gelegentlich macht, und ich möchte sie deshalb den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten:

„Du schreibst von Paul Heyse: 'Ich habe ihn ein paarmal allein getroffen, und hat er sehr interessant gesprochen.' So schreiben Kommis und schlechte Journalisten, aber kein edler deutscher Jüngling. Diese Inversion 'und hat er' statt 'er hat' ist so schlimm wie mit dem Messer essen. Tu es nicht wieder. Das Verbum hat im Deutschen (einige Fälle abgerechnet) immer die

zweite Stelle: also 'er hat gesprochen' oder 'gestern hat er gesprochen', Konjunktionen wie 'und' oder 'aber' werden nicht mitgezählt. Die gerügte Inversion ist freilich sehr gebräuchlich, bei Kaufleuten stehender Gebrauch. Aber sie ist — verzeih das harte Wort — vulgär. Ein Kaufmann würde mir antworten: 'Ihre geehrte Rüge ist uns zugegangen und werden wir uns dieselbe zur Nachachtung dienen lassen.' Empfindest Du die Scheußlichkeit? Ich glaube, Dein Sprachgefühl ist noch nicht recht entwickelt, Du müßtest noch einmal einen Prosaiker mit mir lesen, und Du würdest, glaube ich, doch lernen, daß Manzoni ein großer Künstler war (freilich leider nicht durchaus Künstler, sondern auch Moralist und Historiker, was seinem Roman schadet). Dein Urteil über Goldoni ist auch meines; als Knabe mußte ich diese Pastellkomödie mit meinem Vater lesen, ich goutierte sie auch nicht. Indes ist die Lektüre der modernen Sprache wegen nützlich. Sehr gute Stilstudien könnte ich mit Dir machen, wenn Du bei mir wärest, an einem noch moderneren italienischen Schriftsteller (Mantegazza), dessen Name jetzt auch diesseits der Berge an zu tönen fängt und von dessen fisiologia dell' amore auch Du schreibst, daß man Dir gesagt habe, es sei ein höchst merkwürdiges Buch und mit hinreißender Beredsamkeit geschrieben. Der Mann hat ein vierbändiges Werk über die 'Liebe' geschrieben, unter drei Titeln, jene Physiologie nämlich, eine Hygiene der Liebe und eine ethnologische Studie über den Gegenstand: gli amori degli uomini. In Italien sind davon schon zahlreiche Auflagen erschienen, das große Publikum hat angebissen. Ich habe mir die vier Bände kommen lassen und mit steigendem Widerwillen gelesen. Sie sind mit jener Beredsamkeit geschrieben, die ich nicht ausstehen kann. Wo ein Wort genügt, stehen zehn, statt der klaren, sachlichen Sätze stehen Girlanden von Phrasen, und obwohl viel Interessantes, Richtiges und auch für mich Belehrendes darin vorkommt, habe ich doch immer das Gefühl gehabt, als ob ich in einem Parfümerieladen atmete. Faustdick sind hier die Beispiele, wie man nicht schreiben soll, zumal über ein Thema, wie dieses, das die strengste, keuscheste Sprache fordert, Nacktheit, ohne alle dekorative Zutat. Das würdest Du sicher sofort verstehen, wenn wir ein Kapitel zusammen läsen."

Kann man in der Tat über ein so trockenes grammatisches Thema geistvoller, unterhaltender und belehrender plaudern, als es hier Gildemeister tut? Leider aber irrt er, wenn er meint, „nur Kommis und schlechte Journalisten schrieben so". In wieviel Gerichtsurteilen, in wieviel wissenschaftlichen Aufsätzen, in wieviel Parlamentsberichten (der parlamentarische Stil ist überhaupt ein Kapitel für sich) habe ich diese Inversion nach „und" schon gefunden! Und selbst in einem berühmt gewordenen Schreiben lesen wir den Satz: „Es ist eben bei Delitzsch der Theologe mit dem Historiker auf und davon gegangen, und dient der letztere nur noch als Folie für den ersteren."

Um so mehr ist es die Pflicht aller Lehrer des Deutschen, diese und andere sprachliche Ungezogenheiten schon bei der Jugend auszumerzen, damit unsere deutsche Sprache in ihrer schlichten und gesunden Schönheit nicht immer mehr verkümmert werde.

Remscheid. **Richard Eickhoff.**

Bücherbesprechungen.

Gräsers Schulausgaben klassischer Werke. Im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

1. Friedrich von Schiller. Kabale und Liebe. Herausgegeben von A. Lichtenfeld. Heft 35.
2. Heinrich von Kleist. Prinz von Homburg. Herausgegeben von A. Lichtenfeld. Heft 37.
3. William Shakespeare. Macbeth. Herausgegeben von Dr. Viktor Langhans. Heft 15.
4. Friedrich von Schiller. Wilhelm Tell. Herausgegeben von Dr. Franz Prosch. Heft 12.

Die Gräserschen Schulausgaben, von denen ich eine: Lessings Nathan den Weisen, herausgegeben von Dr. Franz Prosch, bereits im Aprilheft dieses Jahrgangs besprochen, zeichnen sich sämtlich außer durch klaren Druck und billigen Preis vor allem durch wertvolle Einleitungen aus, die das Interesse des Schülers anregen, ohne deshalb ihm und dem Lehrer den Genuß der gemeinsam errungenen Einsicht in das Kunstwerk zu rauben. A. Lichtenfeld, der unermüdliche Bearbeiter von Schulausgaben klassischer Werke, der schon vor vielen Jahren im Cottaischen Verlage solche Ausgaben, namentlich der Dramen Grillparzers, mit ausführlichen Einleitungen veröffentlichte, hat hier zu Schillers Kabale und Liebe eine nur knappe gegeben. Sie enthält folgende Abschnitte: Entstehung der Dichtung, die literarischen und sonstigen Voraussetzungen, die Behandlung. Der Stil und Satzbau könnte flüssiger sein, wie die folgende Probe auf S. 5 beweist: Wenn die Annahme eines ausgesprochenen Racheaktes an dem Herzog Karl Eugen für die vermeintlichen und wirklichen Bedrückungen und Unbilden, die er (?) von ihm erlitten, der mit dem Stücke bezweckt sein soll, auch wohl zurückzuweisen ist, so ist es doch menschlich, daß der Grimm über jene Behandlung nicht ohne Einfluß darauf blieb, daß die Lichter und Töne hie und da, vielleicht sogar im ganzen so grell ausfielen, wozu kam, daß gerade sein engeres Vaterland Württemberg in dem Jugendleben des Herzogs, in seinem Verhältnis zur Gräfin Franziska von Hohenheim und deren Persönlichkeit und verschiedene besondere Vorkommnisse (Schubart z. B.) ihm Motive gaben, die für das beabsichtigte Gemälde nicht passender erfunden und gefunden werden konnten. — Daß das: er sich auf Schiller, ebenso wie weiter unten: sein Vaterland und ihm beziehen soll, kann man nur erraten, da Schillers Name in den letzten 20 Zeilen gar nicht genannt ist, sondern nur von seinem Stück die Rede ist. Statt der relativen Anknüpfung durch: wozu kam mußte hier ein neuer Satz beginnen. Am stärksten ist aber ein solcher Verstoß zu tadeln: besondere Vorkommnisse, Schubart z. B. Ist denn Schubart ein Vorkommnis? Ist überhaupt vom Schüler zu verlangen, daß er den Sinn solcher Worte verstehen soll? Auch solche Redewendungen waren zu meiden, wie S. 6 am Ende: so daß die Wirkung weniger eine wie gesagt allgemein menschliche als spezifiziert bedingte war. Auch Druckfehler im

nächsten Satze: Dem Publikum, besonders dem durch seine Vertrautheit mit der damaligen Literatur maßgebenden Teil derselben statt: desselben, sind zu meiden. Hoffentlich fallen bei einer neuen Auflage die angedeuteten Mängel hinweg. Der derbe Ausdruck des alten Miller am Schlusse der 1. Szene des 1. Akts: zu Dero Herrn Sohnes Hure ist meine Tochter zu kostbar, ist in der Ausgabe allzusehr abgeschwächt: zu D. H. S. Geliebten. Dieser Ausdruck entspricht gar nicht der Sinnesart des derb-ehrlichen Musikus. In den Anmerkungen S. 74—82 sind ausreichende Worterklärungen neben solchen gegeben, die sich auf die Entwickelung des Dramas beziehen. Daß am Schlusse der Ausgabe einige Fremdwörter und französische Ausdrücke erklärt sind, verdient Anerkennung.

In der Ausgabe des Prinzen von Homburg (2) gibt Lichtenfeld in der Einleitung, die gleich der zu dem vorigen Drama knapp gefaßt ist, zunächst einen Bericht über die Entstehung des Dramas, dann über die geschichtliche Grundlage, hierauf über die Behandlung des Stoffs. In diesem Abschnitt zieht der Herausgeber hinsichtlich des Verhaltens der Prinzessin Natalie zu ihrem Geliebten andere Gestalten der Kleistschen Dramen in glücklicher Weise zum Vergleiche heran; dann spricht Lichtenfeld noch kurz über die letzte Szene des Stücks, die geeignet sei, das Peinliche der früheren Akte zu verwischen. Den letzten Teil: Vers und Sprache, hätte man gern noch ausführlicher behandelt gesehen.[1]) Der Ausdruck: antilabische Verse in dem Satze: Anapäste finden sich in antilabischen Versen, S. 10, bedurfte der Erläuterung. Störend ist der lapsus memoriae auf derselben Seite: Und doch ist es nicht, wie etwa beim Ritter Delorges im Kampf mit dem Drachen, ein Sieg, den die Pflicht des Gehorsams über das durch den Erfolg gehobene und dem Trotz offene Selbstbewußtsein davonträgt. Auch in dieser Einleitung könnte wie in der zum vorigen Drama der Satzbau gefügiger sein. Die Anmerkungen am Schlusse der Ausgabe beziehen sich zumeist auf den Inhalt des Stücks. Hinweise wie die unter Nr. 17 Akt 3 auf den Höhepunkt des Schauspiels könnten durch den Druck deutlicher hervorgehoben sein. Eine Kartenskizze (vgl. die Ausgabe von Heuwes Verlag von Schöning in Paderborn, S. 156) wäre erwünscht.

Die Ausgabe von Shakespeares Macbeth, das Werk des Dr. Viktor Langhans (3), ist sehr gründlich. Hie und da geht die Einleitung über den Standpunkt des Schülers hinaus und ist mehr für den Studenten der englischen Philologie geeignet. Indessen bei der von Tag zu Tag wachsenden Bedeutung der englischen Sprache und Literatur für unsere deutschen Schulen ist es kein großer Schaden, wenn der Schüler auch etwas über die Quellen erfährt, die Shakespeare für seine Stücke benutzte. Der Herausgeber spricht zuerst ausführlich über den Stoff und seine Behandlung durch den Dichter, dann über

---

1) Hier gibt Dr. Reinhard Kade wertvolles Material: Heinrich von Kleist und seine Sprache in unserer Zeitschrift 1888, II. S. 193—208, derselbe in Goedekes Grundriß², VI. S. 96 f. und Nachtrag dazu. Auch Minde-Pouet, Heinrich von Kleist, seine Sprache und sein Stil, Dissertation 1896, ist hier zu nennen.

den Aufbau des Dramas, ein Abschnitt, der vielleicht hätte wegfallen können, da er im Unterricht selbst behandelt werden kann, ferner kurz und bündig über die Bedeutung und Entstehung, schließlich bietet er einiges aus der Geschichte des Dramas. Hier findet sich S. 11 ein Druckfehler: es mußte das Komma zwischen Tycho und Mommsen wegfallen. Der Gelehrte heißt Tycho Mommsen. Die schönen und auch für Schüler passenden Vorlesungen Friedrich Theodor Vischers über Shakespeares Macbeth, von seinem Sohne Robert herausgegeben, konnten erwähnt werden; eine Angabe über die Aussprache der Personennamen des Stücks wird vielleicht eine neue Bearbeitung bringen. Wir empfehlen das sorgfältige Schriftchen allen Lehrenden und Lernenden.

Geradezu als ein Muster einer Schulausgabe kann die von Schillers Wilhelm Tell (4) von Dr. Franz Prosch gelten. Knapper, klarer Stil, hohe Begeisterung für den Gegenstand, Vermeidung alles Unwesentlichen, um dafür das Wesentliche desto fester einzuprägen, sind die Vorzüge, die dieser Schrift sicher recht viele Freunde verschaffen werden. Die Einleitung enthält folgende Abschnitte: 1. Entstehung des Dramas. 2. Aufnahme des Stücks. 3. Der Stoff des Dramas und seine Behandlung durch den Dichter. 4. Zeit und Ort der Handlung. 5. Die Einheit der Handlung und die Komposition des Dramas. Hier kommen auch die den Dichter tadelnden Urteile zur Sprache. Den Schluß der Einleitung bildet der herrliche Abschnitt: Bedeutung des Dramas in der Entwickelung des Dichters. Ich kann mir nicht versagen, eine kurze Probe aus diesem Abschnitt mitzuteilen; ich wähle das aus, was Prosch über den nationalen Gehalt des Dramas sagt S. 12: „Der nationale Gehalt in Schillers Tell ist unverkennbar. Gegen die Herrschaft der Fremden auf deutschem Boden hatte Goethes Hermann und Dorothea protestiert. — — Die Beziehungen waren für die Zeitgenossen sehr verständlich. Sie sind aber völlig allgemeiner Natur. Das Stück wirkte daher auch späterhin ungeschwächt. Denn es lag nicht in Schillers Absicht, ein tendenziöses Werk zu schreiben. Darum haben die durch des Dichters vaterländische Gesinnung veranlaßten, leicht verhüllten Anspielungen auf die Zeitgeschichte in das Drama zwar manchen kräftigen Zug hineingebracht, in ihrer allgemeinen Fassung stellen sie aber bloß das typische Verhältnis zwischen Unterdrücker und Unterdrückten dar und äußern daher ihre Wirkung zu allen Zeiten und an allen Orten. Für das gute Alte, für die heimische Freiheit streitet also Schiller im „Tell", wie Goethe in „Hermann und Dorothea". Die beiden unsterblichen Werke stehen ihrem Ideengehalte nach dicht nebeneinander; an beiden hat der Geist der homerischen Poesie mitgearbeitet; beide sind in der Verehrung natürlich unschuldiger Menschen entstanden Daß sich der Herausgeber um die umfangreiche Literatur zu Schillers Tell gekümmert, bezeugen die Fußnoten zur Einleitung deutlich. — Vor den Anmerkungen am Ende des Werkes ist S. 84—86 ein Abschnitt aus Tschudis Chronicon Helveticum eingefügt. Zwei hübsche Kärtchen schließen die Schrift ab Das erste stellt den Schauplatz der Handlung, das zweite die Urkantone und deren Umgebung dar.

Freiberg i. Sachsen. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

v. Werner, Reinhold, Vizeadmiral, Bilder aus der deutschen See-Kriegsgeschichte von Germanikus bis Kaiser Wilhelm II. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1903. gr 8⁰. 618 S. mit 165 Abbildungen. Preis elegant geb. 10 M.

Das sehr beachtenswerte Werk, welches die erste zusammenhängende Geschichte der Entwickelung der deutschen Flotte von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage bildet, zeigen wir in unserer Zeitschrift deswegen an, weil ein großer Teil der Arbeit von der Entstehung der deutschen Hansa, ihrer Ausgestaltung zu einer Weltmacht und ihrem durch Zwietracht herbeigeführten Verfalle handelt. Die Bemühungen des Großen Kurfürsten, der mit weitschauendem Blick die Bedeutung einer Flotte und eines Kolonialreiches für seinen sich kräftig entwickelnden Staat erkannt hatte, werden vom Verfasser gebührend gewürdigt. Sehr eingehend und mit anerkennenswertem erzählenden Talent schildert v. Werner im Laufe seiner geschichtlichen Darstellung weiterhin die Gründung der Flotte im Jahre 1848 und namentlich die der norddeutschen und vor allem der neuen deutschen Reichsflotte.

Das Buch ist im deutschen und geschichtlichen Unterricht wohl verwendbar, wenigstens wird der Lehrer gut tun, es zu Hause zu benutzen und seine Stunden durch gelegentliche Hinweise auf den reichen Inhalt desselben und die ihm beigegebenen Illustrationen kräftig zu beleben.

Hettstedt. Dr. **Karl Löschhorn.**

Neu erschienene Bücher.

M. Evers und H. Walz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 7. Teil: Obersekunda. Ausg. A. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 361 S.

Dr. A. Ploch, Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1905. 224 S.

O. Meßmer, Kritik der Lehre von der Unterrichtsmethode. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 179 S.

O. Meßmer, Grundlinien zur Lehre von den Unterrichtsmethoden. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 238 S.

Prof. Fr. Lexen, Italienische Reisebriefe. Kronstadt (Siebenbürgen), Wilh. Hiemesch. 1905. 72 S.

Verhandlungen des 7. Deutschen Kongresses für Volks- und Jugendspiele (Sept. 1905). Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 106 S.

Dr. Karl Kräpelin, Naturstudien im Hause. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 181 S.

Theodor Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Auswahl von Herm. Berdrow. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1906. 228 S.

K. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz. 2. Teil (Untertertia bis Untersekunda). 6. Aufl. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1905. 445 S.

Franz Freiherr von Lipperheide, Spruchwörterbuch. 2. Lieferung. Berlin W. 35, Verlag des Spruchwörterbuches. 1906.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33I.

Zu Goethes Maskenzug vom 18. Dezember 1818.

Von Geh. Rat D. Dr. **Theodor Vogel** in Dresden.

Gehört ein Aufsatz, der dieses Thema behandelt, nicht eher in das Goethe-Jahrbuch als in eine Zeitschrift für den deutschen Unterricht? Verwunderlich wäre es nicht, wenn diese Zweifelsfrage zunächst aufgeworfen würde. Hoffentlich gewinnt man bei Durchnahme des Nachstehenden die Überzeugung, daß der Aufsatz nicht am unrechten Orte steht.

Selbstverständlich hat der deutsche Unterricht der Oberstufe, soweit er sich mit Goethes Leben und Werken befaßt, bei der Überfülle wertvollsten Stoffes keine Zeit, bei den aus äußeren Anlässen entstandenen, zumeist eiligst hingeworfenen Festspielen und Theaterreden zu verweilen. Kein gründlicher Lehrer wird aber versäumen, für seine Person auch diese Seite von Goethes reicher Tätigkeit zu beachten, und es grundsätzlich ablehnen, gelegentlich dies und das aus jenem Gebiete in den Unterricht einzuweben. Ganz besonders geeignet für den letzteren Zweck ist unseres Erachtens der näher zu besprechende Maskenzug von 1818.

Ehe ich mich diesem zuwende, seien einige Bemerkungen über Goethes Festspieldichtung im allgemeinen vorausgeschickt.

Manche der Zeitgenossen, aber auch der Nachlebenden haben in dieser Betätigung des Dichters eine Vergeudung seiner geistigen Kraft und darum scheel auf diese Allotria gesehen. Öfters hat ja Goethe selbst über die notgedrungene Beschäftigung mit Narreteidingen dieser Art, bei der Zeit und Kraft von ihm vertan worden sei, geklagt und es als leidige Zugabe zu seiner Stellung als Hofmann und später als Theaterleiter angesehen, so häufig im Dienste der Torheit und Eitelkeit mit Einfällen und hastig hingeworfenen Versen einspringen zu müssen. Von einem tiefgehenden Widerstreben seiner Natur gegen die Übernahme derartiger Aufträge kann aber nicht die Rede sein, vielmehr neigte diese stark nach dieser Seite.

Verkleidungen, bei denen Personen der nächsten Umgebung ihm in völlig überraschender Erscheinung entgegentreten, lebende Bilder, Festaufzüge mit mehr oder weniger dekorativer Zutat hatten für ihn etwas absonderlich Anziehendes. Man erinnere sich nur aus Dichtung und Wahrheit, wie gern der Knabe, der Jüngling Mummenschanzartiges mit ansah oder selbst veranstaltete. Und zu der Freude der Künstlernatur an reizvoll-interessanter

Augenweide gesellt sich bei ihm nur zu gern und zu leicht die von der Mutter ererbte Frohnatur und Lust zu fabulieren.

Daß der Dichter einen entschiedenen Zug zu Darbietungen der bezeichneten Art hatte[1]), beweisen schlagend die freiwillig von ihm beliebten Einlagen in den Faust, die Walpurgisnacht nebst Walpurgistraum in Teil I (von 1797), der lang ausgesponnene Mummenschanz (von 1825—27) und die mit der Haupthandlung ganz lose zusammenhängenden Stücke der klassischen Walpurgisnacht (von 1827—30) in Teil II. Ein Unterschied besteht ja zwischen den Farcen aus der ersten Weimarischen Zeit und jenen späteren Dichtungen. Hatten ihm in jungen Jahren bei der Lösung derartiger Aufgaben vornehmlich Hans Sachs, die deutschen Fastnachts- und Schönbartstücke vorgeschwebt, so neigte er seit der Jahrhundertwende stark dazu, sich an die allegorisch-gedankenreichen Maskenspiele eines Ariost und Machiavelli, an Vorbilder somit aus der Renaissancezeit, anzulehnen, indem er alle Freiheiten der eben aufgekommenen romantischen Schule sich dabei mit Behagen verstattete. Im Grunde blieb es aber doch die alte Lust am Mummenschanz, wenn auch in veränderter Form.

Die Ausgaben der Werke bieten 14 sogenannte Theaterreden (Prologe, Epiloge, am bedeutendsten der berühmte Epilog zum Essex), 12 kürzere oder längere Texte zu Maskenzügen und 4 umfänglichere Festspiele, nämlich 1. Paläophron und Neoterpe zur Säkularfeier 1800 (sic!), 2. Was wir bringen zur Eröffnung des Lauchstädter Hauses 1802, 3. Vorspiel zur Feier der Rückkehr der herzoglichen Familie 1807, 4. Des Epimenides Erwachen zur Verherrlichung des Sieges von Leipzig, in Berlin aufgeführt am 30. März 1815.[2])

Aus dem letztgenannten Festspiele sind jedenfalls meines unmaßgeblichen Erachtens verschiedene Stellen der Jugend mitzuteilen, schon damit sie erfährt, daß der Bewunderer Napoleons Goethe der Erhebung Deutschlands von 1813 nicht so teilnahmslos gegenübergestanden hat, wie man es ihm schuld gibt. Abgesehen hiervon kann der Unterricht wohl unbedenklich an den Festspielen vorübergehen, um darüber nicht Zeit für Wertvolleres zu verlieren.

---

1) Er gesteht das selbst ein. So schreibt er z. B. unter dem 18. Mai 1814 an Kirms: Wie gern ich Gelegenheitsgedichte bearbeite, habe ich oft gestanden und wie geschwind ich mich zu einem solchen Unternehmen entschließe, davon mag zeugen, daß ich mich soeben mit einem kleinen Vorspiele (für die in Halle gastierende Weimarische Truppe) beschäftige." Und das geschah, als der Dichter gerade in der Vorbereitung eines großen patriotischen Festspieles für Berlin (Des Epimenides Erwachen) begriffen war.

2) Die 1807—09 entstandene Pandora gehört nicht in diese Reihe, obschon sie sich auch Festspiel nennt. Sie war nicht bestimmt für die Aufführung bei einem bestimmten festlichen Anlaß.

Von den Maskenzügen können für den Unterricht überhaupt wohl nur die von 1810 und 1818 in Betracht kommen, die insofern allgemeinere Bedeutung haben, als beide das Weimarsche Ländchen und die Verdienste seiner Fürsten verherrlichen. Das erstere führt, an den Wartburgkrieg anknüpfend, das Epos und den Minnegesang der ersten Blüteperiode vor. Natürlich mit manchen bedeutenden Bemerkungen. Für uns Nachlebende macht sich aber doch bemerklich, daß die Forschung auf jenen Gebieten damals noch in den Anfängen lag. Anders steht es um den Maskenzug von 1818, der Weimars Blütezeit unter der Führung der 1807 heimgegangenen Herzoginmutter Amalia[1]) behandelt. Diesem möchte unbedingt wenigstens eine Stunde gewidmet werden.

Von vornherein mache man sich klar, wie vielfach gebunden des Dichters Muse bei dieser Arbeit war. Es sollte auf Wunsch der Großherzogin deren hoher Mutter, der russischen Kaiserinwitwe Marie Feodorowna, bei ihrer für den Dezember zu erwartenden Anwesenheit in Weimar ein Aufzug größten Stils dargeboten werden, der wechselnde Bilder der verschiedensten Art biete und dabei ihr, die 5 Jahre Kaiserin des mächtigen Russenreiches gewesen war, eindringlich naheführe, wieviel von hohem, bleibendem Wert innerhalb weniger Jahrzehnte im kleinen, armen Ländchen Weimar geschaffen worden sei. Empfänglichkeit für eine solche Darbietung durfte die Tochter bei ihrer geistig gerichteten Mutter, einer württembergischen Prinzessin von Geburt, durchaus voraussetzen.

Der Natur der Sache nach hatte der Dichter dafür zu sorgen, daß ein farbenprächtiger, abwechselungsreicher Aufzug zustande kam, in dem über 100 Männlein und Weiblein vorteilhaft für das Ganze und dabei ihrer Eitelkeit, ihren persönlichen Wünschen entsprechend sich präsentieren konnten. Dazu durften der Sprecher nur ganz wenige sein, da zu mühsamem Einlernen und Einüben keine Zeit blieb; die Hauptmasse des Textes mußte daher bereits bewährten deklamatorischen Kräften zugewiesen werden. Danach hatte der Festdichter seinen Plan zu entwerfen und auszugestalten.

Den Kern seines Planes bildete die Vorführung ausgewählter Dichtwerke von Wieland, Herder, Goethe und Schiller durch charakteristische Personengruppen; den einleitenden und verbindenden Text beschloß der Dichter allegorischen Figuren (dem Flüßlein Ilm, der Tragödie, dem Epos, dem Tage und der Nacht usw.) in den Mund zu legen. In einem Epilog

---

1) Pedantisch hat Goethe das Vorhaben in dieser Begrenzung, die noch dazu nicht bestimmt ausgesprochen wird, nicht durchgeführt. So war z. B. Wielands Musarion schon vor dessen Übersiedelung nach Weimar (nämlich 1768) erschienen. Es paßte dem Dichter aber für seinen Zweck jenes Gedicht besser als die in Weimar entstandenen Abderiten.

sollten die übrigen Künste und Wissenschaften, vornehmlich die der Natur, die Reihe schließen. Nach vielfachen Erwägungen wurde schließlich beliebt, von Wieland Musarion (1768) und Oberon (1780), von Herder Terpsichore und Adrastea (1796—1801), Aeon und Aeonis (1800), Cid (seit 1805), von Goethe Götz (1773), Mahometübersetzung (1799) und Faust (1808), von Schiller Wallenstein (1800), Turandot (1802), Braut von Messina (1803), Tell (1804), Demetrius (1805) vorzuführen.

Warum gerade diese Werke? Darüber wird man wohl tun nicht viel zu grübeln. Eine große Rolle hat sicher bei der Auswahl abgesehen von besonderen Wünschen der Darsteller die Fürsorge dafür gespielt, daß des Charakteristischen, Farben- und Abwechselungsreichen möglichst viel geboten werden möchte. Aus den Tagebüchern ersehen wir, wie viele Besprechungen über den „Redoutenaufzug" Goethe in den Wochen vom 17. Oktober bis zum 17. Dezember mit Dekorateur, Maler und Darstellern zu erdulden hatte, auch wie viele kleine Abänderungen das ursprünglich Geplante nach und nach, sogar noch unmittelbar vor der Aufführung erlitt.

Unter den Darstellern (Schauspieler waren ausgeschlossen) war, wie wir wissen, die Geburts- und Geistesaristokratie von halb Thüringen vertreten, darunter 3 Angehörige von Schiller, 2 von Herder, aus des Dichters eigenem Hause der Sohn nebst Frau und Schwägerin, ferner Schwager Vulpius mit Frau und Sohn, als Anhang dazu Riemer mit Frau und die Tochter des ehemaligen Dieners Seidel. Wie viel „Menschliches, nur allzu Menschliches" mag dem Dichter aus diesen Kreisen, seine Absichten durchkreuzend, entgegengetreten sein, sein gütiges Herz bestürmt haben!

Die Poesie zu „kommandieren", wie es der Schauspieldirektor im Faust-Vorspiel von dem Poeten verlangt, war Schillers Stärke, nicht die Goethes. Niemand wird daher erwarten, daß dieses in wenigen Wochen unter so vielen Hemmnissen und Störungen von außen her hingeworfene und partienweise eiligst abgeschriebene Festspiel in allen Teilen gleich gelungen sei. Manche Partien sind augenscheinlich stehen geblieben, wie sie in Hast flüchtig skizziert worden waren. Hier stößt man auf Aktenstil (anheut, für jetzt und alle Folgezeit, was dieser Zug beweist, das möchte ganz natürlich sein u. dgl.), anderswo auf Feierlichkeiten und sprachliche Grilligkeiten des Altersstils (der Welt Bedeutnisse, zum schmalen Himmelsklar, ein Rausch reich überdrängter Stunden, ein überdrängt Gewimmel, überzähligmal, das Fest ergrünt lebensfroh, ein Reich an Flüssen rasch, an grünen Ebnen klar usw.), gelegentlich laufen auch prosaische Wendungen aus der Alltagssprache mit unter. Nicht zu verlangen ist, daß man derartiges schön finde. Charakteristisch ist es jedenfalls für Goethes dichterische Art, die auch da ungezwungen-natürlich blieb, wo andere gemeint haben

würden, gleichmäßig pathetisch sein zu müssen. Von seiner Fähigkeit, Dichtwerke stilvollster Klassizität zu liefern, hat er sattsam Proben abgelegt. Ein Festspiel im Stile von Schillers „Huldigung der Künste“ zu liefern, wäre aber gegen seine Natur gewesen. Von einer eigentlichen Handlung, die pathetisch hätte stimmen können, war bei solchen ja nicht die Rede. Die Zuschauer erwarteten, wünschten alles andere mehr als eine tiefergehende Erbauung durch das gestaltenreiche Spiel; dazu war im vorliegenden Falle zu berücksichtigen, daß im Munde mancher der ungeübten Darsteller rein pathetische Verse sich abgeschmackt ausgenommen haben würden. Danach hat man meines Erachtens keinen Anlaß, den Wechsel von Kothurn und Soccus im Festspiele nur auf Rechnung der Eilfertigkeit zu setzen.

Um so wirksamer heben sich von der großen Masse des Aufzugs die Stellen ab, in denen der Dichter seinen heimgegangenen Genossen Wieland, Herder und Schiller Ehrendenkmale gesetzt hat. Das über Wieland, über Herders Aeon und Cid, über Schillers Braut von Messina, Wallenstein und Demetrius Gesagte ist so bedeutend an sich und als Kundgebung Goethes, daß kein Literaturlehrer es unbeachet lassen darf. Und wie bescheiden-schön führt der Dichter sich selbst ein mit den vielbesprochenen Versen:

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unsres Pyramidenlebens
Viel umher und nicht vergebens!“

Nach meinem Gefühl wird auch die Wirkung des Aufzuges nicht beeinträchtigt durch höfische Schmeicheleien, an denen man Anstoß nehmen müßte. Berücksichtigt man, daß die kaiserliche Mutter der Erbgroßherzogin dem Dichter von früher her bekannt war und auch von anderer Seite als eine hochgesinnte Fürstin von „hohem Verstand, klarer Weltübersicht“[1]) und warmem Interesse für Kunst und Wissenschaft gerühmt wird, so wird man die Huldigung maßvoll finden, die in einzelnen Wendungen des Festspiels ihr dargebracht wird[2]), wie auch das kleine Elogium Rußlands und der Romanow im Anschluß an den Demetrius kaum Anstoß erregen kann. Was aber zu Ehren Weimars und seines Fürstenhauses gesagt wird (ge-

---

1) Goethe an C. F. v. Reinhard d. 20. Dez. 1818.

2) Daß sie, die in demselben Jahre wie ihr Landsmann Schiller Geborene, die Mutter der beiden russischen Kaiser Alexander I. und Nikolaus I., die Großmutter der Kaiserin Augusta und des 1901 heimgegangenen Großherzogs Karl Alexander gewesen ist, sei beiläufig erwähnt.

legentliches Lob der Herzoginmutter Amalia, Anspielung auf die 1816 dem Lande gegebene Verfassung, auf die im Juli 1818 erfolgte Geburt des Enkelkindes Karl Alexander u. dgl.), wird als wahr empfunden gelten dürfen bei dem Freunde Karl Augusts, der seit 42 Jahren einen beträchtlichen Teil seiner Kraft in den Dienst des Herzogtums Weimar gestellt hatte und mit allen Gliedern des herzoglichen Hauses innerlichst verbunden war.

Daß dem im 69. Lebensjahre stehenden Dichter bei der Beschäftigung mit diesem Redoutenaufzuge, der nichts weniger sein sollte als „eine Weimarische Poetik und leicht gezeichnete Kunstchronik", „gar wunderbare Gedanken entgegengetreten sein mögen, als er so manche Jahre im Gedächtnis wieder aufnahm" (an M. v. Klinger d. 20. Dez. 1818), würde jeder sich selbst sagen, auch wenn es der Dichter nicht ausdrücklich bezeugte. Die Aufführung am Abend des 19. Dezember belohnte alle Beteiligte für den großen Aufwand von „Zeit, Kräften und Geld" reichlichst mit Beifall; nicht zum wenigsten erntete der Dichter warmen Dank von seiten der großherzoglichen Familie, s. den Brief von Goethe an die Großherzogin vom 29. Dezember. Bei diesem reifte aber doch, nachdem die alte Ehre von Weimar durch ihn wieder gerettet worden war, in jenen Wochen der Vorsatz, „von solchen Eitelkeiten, will's Gott, nunmehr für immer Abschied zu nehmen", wie er dem alten Freunde v. Knebel am 26. Dezember schreibt. Die Verhältnisse haben ihn nicht genötigt, von diesem Vorsatze je wieder abzugehen.

Indem wir zum Schluß es jedem überlassen, wie hoch er den besprochenen Maskenaufzug als Urkunde zur deutschen Literatur wie als Literaturwerk einschätzen will, fügen wir noch bei, was Schillers Witwe am 23. Dezember 1818 über den Aufzug an Karl v. Knebel schreibt: „Es ist ein Kunstwerk, als Poesie schön und ergreifend. Die Charakteristik der Dichter, die hier lebten, hat mein Gemüt innig bewegt. — Über sich selbst ist er eigentlich zu leise hinweggegangen; doch weiß ich es zu verstehen, da ich seine Bescheidenheit kenne."

Zwei Prima-Aufsätze.

Von Dr. **Theodor Matthias** in Plauen i. V.

Abgedruckt aus Schulz-Matthias, Meditationen. Heft 12.
Bearbeitet von Dr. Theodor Matthias.

Erfüllt Lessing in „Emilia Galotti“ die Forderung, die er selbst betreffs der poetischen Gerechtigkeit im 34. Stück der Hamburgischen Dramaturgie an den großen Dichter stellt?

A. Einleitung.

Lessing hat es in seiner ehrlichen Bescheidenheit immer zurückgewiesen, wenn man ihn einen Dichter nannte, so in den vier Schlußstücken der Hamburgischen Dramaturgie. Sicher ist er auch mehr Kritiker als Dichter, unser größter Kritiker, und in seinem Wirken im allgemeinen am erfolgreichsten gewesen durch seine tiefbohrende und zugleich aufbauende Kritik. Aber seine Abhandlungen über die Fabel haben ihre Krönung doch erst gefunden durch die von ihm selbst gedichteten, fein geschliffenen Fabeln, wie die theologischen Streitschriften durch „Nathan den Weisen“. Für unsere dramatische Dichtung haben sogar die Muster, die er in „Minna von Barnhelm“, „Emilia Galotti“ und dem „Nathan“ für die drei Gattungen des Lustspiels, des Trauerspiels und der ernsten dramatischen Lehrdichtung geschaffen hat, vielleicht unmittelbarere Wirkung und Nachfolge gezeitigt als seine grundlegende theoretische Schrift, die „Dramaturgie“. Er hat also sehr recht, wenn er überzeugt war, „durch die Gläser der Kunst“, d. h. durch sorgsames abwägendes Betrachten und Beurteilen fremder Meisterwerke oder, wie er auch sagt, „von der Kritik etwas erhalten zu haben, was dem Genie sehr nahe kommt“. Wir werden also einen Blick in Lessings bewußtes Schaffen tun, wenn wir verfolgen, wie er an älteren Meistern beobachtete Grundsätze und aus ihren Werken abgeleitete Forderungen selbst befolgt hat. Sehen wir uns z. B. einmal das ausgesprochene Probebeispiel zu seiner Hamburgischen Dramaturgie, „Emilia Galotti“, darauf an, ob und wie er darin die Forderung erfüllt hat, die er in der dramaturgischen Lehrschrift betreffs der poetischen Gerechtigkeit an das Genie oder, wie er sagt, an den großen Dichter stellt.

B. Ausführung.

I. Vorerörterung.

1. Der Inhalt der Forderung: Neben anderen Forderungen an den großen Dichter, wie Folgerichtigkeit der Charaktere, Geschlossenheit

im Aufbau seines Werkes, die uns jetzt nicht beschäftigen, stellt er betreffs der poetischen Gerechtigkeit die folgende: er soll mit Gestaltung von Fabel und Charakteren die größere und weitere Absicht — im 79. Stück sagt er: seine edelste Bestimmung — verfolgen, „uns mit den eigentlichen Merkmalen des Guten und Bösen, des Anständigen und Lächerlichen bekannt zu machen, uns jenes in allen seinen Verbindungen und Folgen als schön und als glücklich selbst im Unglück, dieses hingegen als häßlich und unglücklich selbst im Glücke zu zeigen".

2. Die Bestimmung der Begriffe Glück, Unglück, glücklich. In den Zustandsbestimmungen „im Glück", „im Unglück" bezeichnet Glück so viel wie Erfolg, Unglück Leiden des Menschen, soweit er sinnlich fühlt und empfindet. Wenn also von Glück im Leiden, von Unglück im Erfolg die Rede ist, so müssen da die Begriffe Glück und Unglück einen anderen Sinn haben, gegenüber dem äußerlichen in jenen Verbindungen einen innerlichen, und zwar bedeutet hier Glück den Frieden des Herzens, des guten Gewissens, das beglückende Bewußtsein, das Wahre und Gute redlich gewollt zu haben, Unglück den Unfrieden des Herzens, die Nichtbefriedigung der zum Bösen treibenden Triebe und Leidenschaften, die Enttäuschungen bei allem Erfolge. Eben indem der Gute zwar leidet, weil er dem kälter rechnenden, gewalttätiger handelnden Gegner durch Unvorsichtigkeit oder sonst eine Schwäche eine Blöße geboten hat, aber doch nur auf dem niederen, sinnlichen Gebiete leidet, der Böse vor dem höheren Richterstuhl der Sittlichkeit überhaupt nicht besteht und auch auf dem niederen Gebiete keine dauernde Befriedigung findet, wird das Werk des Dichters zu einer Widerspiegelung einer höheren Rechtsordnung, „des ewigen unendlichen Zusammenhanges aller Dinge, in welchem Weisheit und Güte ist". (79. Stück.)

3. Die Zeugnisse für die Gefühle des Glücks und Unglücks sind mittelbare oder unmittelbare, am beweiskräftigsten sind natürlich die Selbstbeurteilungen der Träger dieser Gefühle, aber auch die mittelbaren eingeweihter und berufener anderer Personen sind wichtig.

II. Untersuchung.

I. Der Unfriede der Personen, die das Böse verkörpern oder nicht entschieden genug zurückgewiesen haben. Es sind das der Kammerherr Marinelli, der Bediente Pirro und der Bravo Angelo, der Fürst Hettore Gonzaga, Gräfin Orsina, Claudia Galotti.

1. Marinelli hat nur ein Ziel, sich um jeden Preis an der Seite des Fürsten in Einfluß zu erhalten. Er hat es ehedem verfolgt, indem

er der Vertraute der früheren Maitresse des Fürsten, der Gräfin Orsina, wurde. Das Mittel ist so wenig sicher gewesen, wie die Leidenschaften und Launen seines Herrn beständig sind, und auch nicht immer leicht, so daß er es verreden will, wieder eine solche undankbare Rolle zu spielen (I, 6). Jetzt, wo er diese Geliebte vom Fürsten fernhalten muß, hört er erst, wie gering diese ihn schätzt: sie redet spöttisch von dem „Gehirnchen" des verstandskalten Strebers, von der Hilflosigkeit der armseligen Herren der Schöpfung und der Heuchelei dieses verlogenen Hofgeschmeißes, dem Spießgesellen von Mördern und Teufel von einem Verführer, und sie sieht auch in einem Meineid, einer Sünde mehr oder weniger nichts so Schlimmes bei einem, der doch verdammt ist (IV, 3—5). Immer bedacht, alle Wünsche und Launen des Fürsten zu erspähen, kann er sich doch seines vollen Vertrauens noch immer nicht gewürdigt fühlen (I, 6) und ist daher zu jedem Streich bereit, um es zu erzwingen. Sein — nicht ernst gemeinter — Versuch, für die Gewinnung Emilias Zeit zu gewinnen, indem er ihren Bräutigam Appiani zur sofortigen Übernahme einer fürstlichen Gesandtschaft drängt, trägt ihm freilich von diesem für seine Aufdringlichkeit und niedrige Denkart nicht bloß die Erklärung ein, er dünke sich zu gut, um mit einem solchen Menschen Freund zu sein und scherzen zu mögen, sondern auch die entehrendste Beleidigung (Affe). Er fordert darauf den Grafen, aber nun foltert ihn trotz des bewährten Bündnisses mit dem gefühllosen Bravo die Angst vor dessen tapferem Arm, bis ihn die Gewißheit von seinem Tode der Angst entledigt, jenem wirklich vor die Klinge zu müssen (III, 2 und 8). Er zittert ebenso vor dem Augenblicke, wo er vom Fürsten selbst und von Orsina von dessen Begegnung mit Emilia in der Kirche hört, daß nun doch das öffentliche Urteil den Urhebern des Überfalles auf die Spur kommen wird, und gerade sein Besuch bei Appiani im Galottischen Hause, der davon abführen sollte, gibt (III, 8) denn Claudia auch so volle Gewißheit von der Schuld Marinellis, daß sie ihm mit den Worten: „Ha, Mörder! feiger, elender Mörder! Nicht tapfer genug, mit eigner Hand zu morden, aber nichtswürdig genug, zur Befriedigung eines fremden Kitzels zu morden! — morden zu lassen! — Abschaum aller Mörder! — Was ehrliche Mörder sind, werden dich unter sich nicht dulden! dich! dich" alle ihre Galle, allen ihren Geifer — ungestraft ins Gesicht speien darf. Doch noch bleibt ihm die Möglichkeit, dem Urteil der Welt zu trotzen, wenn er sich nur durch die Meisterschaft, die Launen des Herrn zu befriedigen, bei diesem behauptet. Als dieser ratlos Vater und Tochter ziehen lassen will, leitet er die

Komödie von der Untersuchung ein, um derentwillen Emilia von ihren Eltern getrennt und im Grimaldischen „Hause der Freude" abgeschlossen werden soll, und schon freut er sich, wie sein Herr auf das Spiel eingeht, da sieht er das Opfer, das er eben mit seinem Herrn aus der Hand des Vaters entgegennehmen will, durch dessen Dolch ihrem Anschlage entrückt. Sein Ausruf: „Wehe mir!" (V, 8) enthält das Geständnis, daß alle seine Lügen und Frevel umsonst gewesen sind, und der Fürst, der zu spät selber seinen Teufel in ihm erkennt, verurteilt ihn, der um höfische Gunst jeder Gemeinheit fähig war, zu der für ihn schwersten Strafe, sich fern vom Hofe ewig zu verbergen.

2. Der Fürst. Feingebildet und im Grunde gutmütig, aber ohne Kraft, fremdem Willen und eigener Leidenschaft zu widerstehen, und wirklich, wie Odoardo urteilt, ein Wollüstling, der begehrt, was er bewundert, ist er nach anderen nun auch der geistvollen und leidenschaftlichen Gräfin Orsina überdrüssig geworden. Während er seine Vermählung mit einer benachbarten Prinzessin vorbereitet, glüht er in verzehrender, alle Herrscherpflicht ertötender Leidenschaft für Emilia, die keusche einzige Tochter des sittenstrengen Galottischen Hauses. Noch an dem Tage, wo diese die Frau des Grafen Appiani werden soll, stört er den Frieden ihres Herzens durch Zudringlichkeit angesichts des Allerheiligsten und gibt seinem Werkzeuge fast bedingungslose Vollmacht, sich ihrer zu bemächtigen. Und doch ist er nicht so schlecht, nicht so zynisch wie der Marchese Marinelli (III, 1). Er gesteht selbst, gezittert zu haben über den Eindruck, den seine Zudringlichkeit in der Kirche auf die Verschüchterte gemacht hat (III, 3), und er schämt sich, als er auf Dosalo den Dank der Ahnungslosen für ihre Rettung entgegennehmen soll (III, 5). Auch als er sie nun doch, kühner hoffend, den „Entzückungen" seiner Gemächer entgegengeführt hat, scheuchen ihn ihren Reden entnommene Ahnungen vom Tode Appianis von ihrer Seite. Aber während er Marinelli darüber Vorwürfe zu machen geht, muß er sich überzeugen lassen, daß er schuld sei, wenn der Überfall kein kleines, stilles Verbrechen geblieben ist, und schließlich, als die Störung durch Orsina abgewandt und auch Odoardo ruhiger und nachgiebiger scheint, als die beiden gefürchtet hatten, da dünkt er sich durch Marinellis letzten Schachzug schon am Ziel: indes statt die Entführte, wie er gehofft, im Triumphe nach der Stadt in das Grimaldische Haus führen zu können, sieht er sich plötzlich, als er die Geliebte aus den Händen des getäuschten Vaters empfangen will, vor ihrer Leiche. Nun wird erst recht eintreten, was Odoardo wünschte, als er noch hoffte, seine Tochter heimnehmen zu

können: „Wenn nun bald ihn Sättigung und Ekel von Lüsten zu Lüsten treiben, so vergälle die Erinnerung, diese eine Lust nicht gebüßt zu haben, ihm den Genuß aller! In jedem Traume führe der blutige Bräutigam ihm die Braut an das Bett, und wenn er dennoch den wollüstigen Arm nach ihr ausstreckt, so höre er plötzlich das Hohngelächter der Hölle und erwache“ (V, 2). Oder aus ihrem Blut, das „gegen ihn um Rache schreit“, geht ihm wohl auch ein ähnliches Gesicht auf, wie es Orsina sah (IV, 7): sie und Emilia und dann wieder eine und wieder alle auf einmal in Furien verwandelt, wie sie ihn zerreißen, zerfleischen, seine Eingeweide durchwühlen, um das Herz zu finden, das der Verräter einer jeden versprach und keiner gab!“ In bitterer Einsicht bekennt er selbst, wie schwer er als Mensch gefehlt hat, wie teuflisch er als Fürst beraten worden ist.

3. Pirro und Angelo. Selbst die Bravi fühlen das Unrecht ihres dunkeln Gewerbes. Der verwegene Angelo hat den Ring aus der Beute des letzten gemeinsamen Raubmordes lange nicht versilbern mögen aus Furcht vor Entdeckung, und Pirro, jetzt bei ehrlichen Leuten bedienstet, zittert zugleich vor der Entdeckung seiner Vergangenheit und der Rache seiner Mordgesellen, wenn er ihnen nicht zu Willen ist, so daß er verzweifelt seufzt: „Ha, laß dich den Teufel bei einem Haare fassen, und du bist sein auf ewig! Ich Unglücklicher!“
4. Die Gräfin Orsina hat einst ihren Stolz daran gegeben, um in Lust und Laune, mit Witz und Geist, stets „von Liebe und Entzücken erwartet“ (IV, 3), als die Geliebte des Fürsten am Hofe die erste Stimme, eine nicht immer bequeme Herrschaft zu führen. Nun das Opfer ihrer Ehre hinfällig geworden und Leidenschaft und Ehrgeiz keine Nahrung mehr finden, hat deren verzehrende Glut sie in eine Furie verwandelt. Mit Odoardo, dessen Unglück sie groß genug dünkt, ihn um den Verstand zu bringen, fühlt sie sich durch gleiches Unglück zusammengekettet (IV, 7), und dem Fürsten ehedem nie in Liebe, sondern nur in Leidenschaft hingegeben, rast sie nun in einer Eifersucht, in der sie sich gegen sich selbst mit Gift, gegen den Fürsten mit dem Rachedolche gerüstet hat, und sie wartet nur deshalb die Gelegenheit zum tödlichen Stoße nicht ab, weil sie den stärkeren Arm des Obersten Galotti damit bewaffnen kann.
5. Claudia Galotti. Selbst Emilias Mutter ist die Löwin, die um ihr Junges kämpft (III, 8), nicht ohne ein peinigendes Schuldgefühl geworden, das sich gerade durch die erregte Art verrät, in der sie es ableugnen möchte: „Aber wir sind unschuldig. Ich bin unschuldig. Deine Tochter ist unschuldig. Unschuldig, in allem unschuldig“ (IV, 8).

Sie hatte einst dem Gatten die Einwilligung zur Übersiedelung nach Guastalla abgenötigt, sie hat diesem noch am Morgen mit entzückter Selbstgefälligkeit von der Auszeichnung erzählt, die vor Wochen der Tochter durch den Fürsten in einer Abendgesellschaft zuteil geworden ist, und sie vermag die Tochter dazu, das Begegnis mit dem Prinzen bei der Messe wie eine leichte Galanterie mit Stillschweigen zu übergehen. So verdient sie nicht bloß des Gatten Urteil, „eine eitle, törichte Mutter" zu sein (II, 4), sondern auch das geringschätzigere Marinellis, wenn er die Mutter recht kenne, werde es auch ihr schmeicheln, so etwas von einer Schwiegermutter eines Prinzen zu sein (III, 6). In gar manch anderem weltfreudigeren Sinnes als der ernste Oberst, dessen Wesen sie sogar nicht als Tugend gelten lassen möchte (II, 3), verrät sie selbst ihre Schuld ebenso, wenn sie in Odoardos nicht erwartetem Erscheinen eine Äußerung seines Argwohns findet, als wenn sie bei dem Gedanken zittert, der Vater hätte bei Emilias verstörter Rückkehr vom Meßgange noch zugegen sein können, und am peinvollsten, als sie auf Dosalo den ganzen teuflischen Anschlag durchschaut und ihr das Gefühl ihrer Mitschuld die geängsteten Worte entpreßt: „Ich unglückselige Mutter! — Und ihr Vater! ihr Vater! — Er wird den Tag ihrer Geburt verfluchen. Er wird mich verfluchen" (III, 8).

Ergebnis: Es kann nach diesen Zeugnissen kein Zweifel sein, den einen Teil der zu erörternden Forderung, das Böse in allen seinen Verbindungen als häßlich und unglücklich selbst im Glücke zu zeigen, hat Lessing in seiner Tragödie im höchsten Maße erfüllt; denn in so verschiedenen Graden auch die bisher betrachteten Personen an äußerem, durch Schuld und Mitverschulden erreichten Erfolge sich berauscht haben: statt dauernden Glückes haben sie Unrast der Seele und zumeist überdies Vernichtung auch ihres äußeren Glückes geerntet.

II. Der Seelenfriede der Personen, die für das Gute kämpfen und sterben. Es sind der Graf Appiani, der Oberst Galotti und seine Tochter Emilia.

1. Der Graf Appiani ist ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, umworben vom Fürsten, der auch nachher seinen unschuldigen Tod nicht genug beklagen kann, und, um sich in einen guten Schein zu rücken, auch von Marinelli. Er geht eben der Vereinigung mit dem Hause Galotti entgegen, dessen Ehre er am Morgen noch ritterlich vertreten hat, in seinem Glück, einem Helden wie Odoardo so nahe treten zu dürfen, nur von der überirdischen Größe dieses Glückes beunruhigt. Als er so seinem Glücke entgegenbangend von dem

Mordstahl getroffen wird, trübt denn auch keine Ahnung von einer Gefährdung Emilias und ihres Hauses seine Seele, und friedlich ist er verschieden, ohne jede Verwünschung gegen seinen Mörder (III, 8), obwohl der Name Marinelli, Marinelli! auf seinen sterbenden Lippen verriet, daß er erkannte, durch wessen Feigheit und Bosheit sein Glück nicht von dieser Welt sein sollte.

2. Emilia folgt dem Grafen, wenn auch erst nach längerem, bitterem Kampfe, doch schließlich mit gleichem Seelenfrieden in den Tod. Fromm, sittsam und folgsam war sie immer, und wenn sie in ihrer schlichten Natürlichkeit, die bis in Kleidung und Haartracht sich äußert und ihr auch das Herz ihres Bräutigams gewonnen hat, etwas mehr dem soldatischen Vater als der ein wenig eitlen Mutter gleicht, so liebte sie doch beide Eltern gleich und hat auch lediglich deren Willen erfüllen wollen, als sie sich einem Manne verloben ließ, zu dem sie noch am Trauungstage mehr mit Ehrerbietung als Liebe emporschaut. Und doch pulst auch in ihren Adern südliches Blut, das zu heißem Aufwallen gebracht werden kann. Sie hat es bei ihrer ersten Einführung in die Hofgesellschaft im Grimaldischen „Hause der Freude" empfunden, nach der es wochenlang der strengsten Übungen der Religion bedurfte, die Stürme ihrer Seele wieder zu besänftigen (V, 7); und wieder an ihrem Hochzeitstage hat sie in der Kirche den Huldigungen des Fürsten gegenüber nicht die Verachtung zu zeigen vermocht, die die Mutter erwartet hätte, hat lieber, die Hand in der seinigen, standgehalten als durch entschiedene Abwehr die Vorübergehenden aufmerksam zu machen, hat aus ähnlicher Rücksicht auch in das Verlangen der Mutter gewilligt, dem Bräutigam den Vorfall zu verschweigen. Und nun findet sie sich nach dem Überfall auf dem Schlosse des Fürsten und hört, daß ihr Bräutigam dabei getötet worden ist. Da tagt es ihr fürchterlich: warum?! Er ist als Hindernis für die Absichten des Fürsten angesehen worden und sie hat ihn durch ihr Schweigen wehrlos zum Opfer fallen lassen! Alsbald ist aus dem träumerisch erregbaren, „ihrer ersten Eindrücke nie mächtigen" Mädchen „die Entschlossenste ihres Geschlechts" geworden. Jetzt hält sie den Prinzen in der Entfernung, spricht mit ihm in dem Tone (IV, 8), wie ihn die Mutter schon beim Meßgange von ihr gewünscht hätte, und als sie vom Vater hört, daß sie, von den Eltern getrennt, im Hause Grimaldis untergebracht werden soll, an dessen Eindrücke sie noch mit Schaudern denkt, ist sie entschlossen, lieber zu sterben als sich noch einmal und diesmal ernster sittlich gefährden zu lassen. Mit dem Dolche der Orsina, mit einer Haarnadel will sie sich selbst töten,

bis die Vorstellung, daß sonst der Vater, der sie nicht rettet, schuldig an ihrer Schande werden könne, und ihre Erinnerung an den römischen Vater, der lieber das Leben der Tochter opferte, den Obersten vermag sie zu töten. Keine Furcht, kein Zittern kennt sie jetzt mehr: sie küßt die väterliche Hand, „die ihr zum zweitenmal das Leben gab", und möchte auch die Tat noch auf sich nehmen, um den Vater aller Verantwortung zu entheben. Als der Vater drohte, den Mordstahl gegen den Fürsten und seine Kreatur Marinelli zu zücken, hat sie ihn beschworen, davon abzustehen, weil „dieses Leben alles sei, was die Lasterhaften haben". Sie weiß jetzt ihre Unschuld, um die sie mit der Einsicht in die Bosheit der Welt zu zittern begonnen, gerettet und sich „den Tausenden" gleich, die „nichts Schlimmeres zu vermeiden, in die Fluten sprangen und Heilige sind".

3. Odoardo. Der Oberst darf sich wohl ihren unglücklichen Vater nennen, wenn er daran denkt, welches Glück Emilia und Appiani eben an diesem Tage schon für diese Welt an der Seite der Eltern sich zu gründen gedachten. Und doch, „die Stelle, wo er sich am tödlichsten zu verwunden fühlt", wäre ihm ein Fehltritt der Tochter, eine Ansteckung von dem frivolen Geiste des Hofes, und unmenschliche Qualen steht er aus, als er Orsinas Darstellung von dem Anschlage anhören und die Befürchtungen, die er von Emilias Berührung mit dem Fürsten von Anfang gehegt, bestätigt sehen muß (IV, 7), als er gar unter Marinellis teuflischen Zuflüsterungen an der Tochter Wahrhaftigkeit irre werden, an die Möglichkeit ihres Einverständnisses mit dem Prinzen denken muß (V, 5 u. 6). Darum sein Aufatmen, als er Emilias freien und unerschütterlichen Entschluß hört, sich der Gewalt des Fürsten auf alle Fälle erwehren, entziehen zu wollen, sein Dank, daß sie ihm mit ihrer Entschlossenheit seine Ruhe wiedergegeben habe, daher sein wiederholtes „Laß dich umarmen, meine Tochter!" So tröstend Emilia des Vaters Selbstanklage, was er getan habe, mit den Worten beantwortete: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert", mit so eisiger Ruhe wiederholt er dann diese Antwort auf den vorwurfsvollen Vorhalt des Fürsten: „Grausamer Vater, was haben Sie getan!" Furchtlos bekennt er sich zu seiner Tat, und wir hören, es ist ihm wirklich so furchtlos ums Herz, wie er spricht: „Ich gehe und liefere mich selbst in das Gefängnis; ich gehe und erwarte Sie als meinen Richter. Und dann erwarte ich Sie dort vor dem Richter unser aller!"

Ergebnis: Ein starker Hauch römischer Seelengröße liegt unverkennbar über diesen Gestalten Odoardos und seiner Tochter, aber diese Größe wird wie

auch bei Appiani noch verinnerlicht, vergeistigt und verjenseitigt durch den Glauben an eine andere Welt, zu der Bewährung in irdischem Leid tröstend den Eingang erschließt. Damit ist auch die andere Hälfte der Forderung Lessings, der Dichter solle das Gute in allen seinen Verbindungen auch im Unglück als glücklich zeigen, aufs trefflichste erfüllt.

C. Schluß.

So ist es kein Zweifel, daß Lessing die Forderung, die er hinsichtlich der poetischen Gerechtigkeit im 34. Stück der Dramaturgie an den großen Dichter stellt, nach allen Seiten, in den mannigfachsten Charakterbildern erfüllt hat. Auch für die anderen an derselben Stelle erhobenen Forderungen wird aus unseren Ausführungen immerhin ein Seitenstrahl gefallen sein, der für sie dasselbe zeigt. Mehr Vergleiche zwischen dramaturgischen Vorschriften Lessings und Gestalten seiner Dichtung würden gewiß zum gleichen Ergebnis führen, und so dürfen wir wohl dem Urteile Goethes vertrauen, daß Lessings eigener Zweifel an seinem Dichterberufe sich durch die Wirkung seiner Dichtung selbst widerlege.

Arbeit und Erholung.

A. Einleitung.

„Sechs Tage sollst du arbeiten, aber am siebenten sollst du kein Werk tun", diese ehrwürdige heilsame Bibelsatzung hat der Volks- und Dichtermund gebilligt: „Nach getaner Arbeit ist gut ruhn", sagt jener; „Tages Arbeit, abends Gäste, Saure Wochen, frohe Feste Sei dein künftig Zauberwort", sang dieser. Immer haben denn auch so Arbeit und Ruhe in Wechselwirkung gestanden, nur aus dem letzten Jahrhundert höchster wirtschaftlicher Unrast klang es wie die Stimme des Goetheschen Prometheus:

> Was kündest du mir Feste?
> Sie lieb' ich nicht!
> Erholung reichet Müden jede Nacht genug.
> Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat.

Andere aber verhalten sich, als brauchten sie nichts zu tun denn andere für sich abzumühen und selbst nur zu genießen. Sind diese Extreme berechtigt oder kommen nicht Einseitigkeiten und Unseligkeiten unserer Zeit eben von diesen Übertreibungen her? Eine nähere Betrachtung der beiden Begriffe Arbeit und Erholung wird uns darüber Aufschluß geben.

B. Ausführung.

I. Arbeit.

1. Ihr Wesen.

a) Negativ. Von dem Dampfer, der mit den Wellen ringt, der Lokomotive, die einen Zug eine Steigung hinaufschleppt, sagen wir zwar auch: sie arbeiten schwer, wie wir von der genauen Arbeit der Maschine, vom Arbeiten des Darmes, des Herzmuskels reden. Auf solch unwillkürliche, der freien Willensentscheidung entrückte Leistung und Wirkung kann aber der Ausdruck Arbeit in der Verbindung „Arbeit und Erholung" nicht bezogen werden, da hier Erholung durch die Unwillkürlichkeit der Leistung gleichmäßig als Bedürfnis wie als Sache freier Wahl ausgeschlossen wird. Eben diese Beziehung zu Erholung verbietet hier auch, Arbeit als das Ergebnis der Tätigkeit zu fassen, wie es in Bezeichnungen: die nachgelassene letzte Arbeit des Künstlers, deutsche Arbeit u. ä. geschieht.

b) Positiv. Zu dem damit gewonnenen Bestandteile des Begriffs Arbeit: willkürliche Tätigkeit fügt der Aufschluß der Wortgeschichte den weiteren der Mühsal; wie in dem bekannten Psalm „Mühe und Arbeit" gleichbedeutend nebeneinander stehen, beweist auch die Verwandtschaft des Wortes mit dem slawischen Wort für Frondienst: robot, daß die Grundbedeutung Anstrengung, Anspannung der Kräfte ist. Und doch, mag einer noch so anstrengend nach selbstgewähltem Ziele spazieren gehen, nur auf Kräftigung seines Körpers und alle Schönheiten der Natur zu genießen bedacht, man wird sein Tun nicht Arbeiten nennen, während ein Bote, der eine kleine Strecke zurücklegt, um eine Bestellung auszurichten, sich mit Recht einer Arbeitsleistung bewußt ist und seinen Lohn dafür fordern darf. Das macht, er schafft einen wirtschaftlichen Wert. Damit kommen wir auf den Begriff der Arbeit, der in unserem von wirtschaftlich-gesellschaftlichen Fragen beherrschten Zeitalter gerade in Wechselwirkung mit Erholung der bedeutsamste ist. Arbeit ist also jede mit mehr oder minder Mühe und Anstrengung verbundene menschliche Tätigkeit, die auf die Erzeugung wirtschaftlicher Werte gerichtet ist. Der Kloakenräumer, der die glatte Entfernung der Fäkalien einer Stadtgemeinde sichert, arbeitet ebensogut aufopfernd wie der Staatsmann, der mit Anspannung aller Nerven die Unheilstifter beobachtet, die die Beziehungen zweier Völker vergiften, und ihrer Meute mit dem Bewußtsein entgegentritt, den Krieg zweier Völker verantworten zu müssen oder Millionen die Segnungen des Friedens erhalten zu können. Der Musiker, der seinem Flügel mit gleicher Gefälligkeit ein Säuseln wie von Sommerabendkühle und ein Sturmeswüten der Leidenschaften entlockt, arbeitet ebensogut — ja hat es beim Studium ver-

vielfältigt getan — wie der Maurer, der den Saal, den jetzt die herrlichen Klänge durchziehen, gefügt, und der Träger, der ihm dazu die Bausteine geschleppt hat.

2. Arten der Arbeit und ihre Entwickelung.

Man pflegt solche Arbeiterpaare, wie sie eben gekennzeichnet worden sind, einander als Geistes- und Handarbeiter entgegenzustellen, überhaupt geistige und körperliche Arbeit zu unterscheiden. Einerseits gewiß mit Recht; der Kuli Amerikas, der Lastenträger in unseren afrikanischen Kolonien wie der Kohlenschlepper unseres Erdteiles setzt in seinem Dienste seine ganze Körperkraft ein, der Forscher spannt alle Aufmerksamkeit seines Geistes an, um aus tausenderlei Einzelheiten der Überlieferung oder Beobachtung ein widerspruchsloses Nachbild ferner Zeit oder webender Entwickelung zu gewinnen. Aber schon um das Nachbild für eigene oder fremde Vorstellung festzuhalten, muß er Griffel oder Stift, Feder oder Schreibmaschine in Bewegung setzen, also körperlich mechanische Arbeit leisten, und der Träger muß mit der Beförderung der Last Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit verbinden, wenn sein Dienst den Auftraggeber nicht schädigen soll; der Schmied, der den Hammer schwingt, muß nicht bloß die Sicherheit des Treffens, sondern auch die rechte Abmessung zwischen Schlagkraft und Widerstand gelernt haben, kurz kaum eine körperliche Arbeit kann ohne Leitung durch Geist und Willen, kaum eine geistige ohne Hilfe des Körpers ausgeführt werden, und wenn man schlechthin von geistiger und körperlicher Arbeit spricht, wählt man die Benennung bloß nach der überwiegend beteiligten Seite.

Die Begriffe so verstanden, kann man sagen, daß die Arbeit im Fortschritt der Kultur stetig geistiger geworden ist. Die Zähmung und Abrichtung der Tiere für das Ziehen eines auf Räder gestellten Pfluges und Wagens entlastete den Körper und beschleunigte die Arbeit seinerzeit kaum weniger als die Erfindung vor einem reichlichen Jahrhundert, den Dampf, vor wenigen Jahrzehnten, die Elektrizität in den Dienst des Verkehrs, der Lastenbeförderung und Gütererzeugung zu stellen. Aber der Geist der Erfinder stellte schließlich die Erfindung, wenn nicht zu geistloser, so zu mechanischer Anwendung bereit, und so hat sich zwischen die Gegensätze der geistigen und der körperlichen Arbeit noch der Begriff der mechanischen gestellt, deren Kennzeichen das Genügen einseitiger Aufmerksamkeit oder Handfertigkeit zur Bedienung der Maschine oder Verwendung ihrer Erzeugnisse ist. Solche Arbeit bedeutet das gerade Gegenstück zu künstlerischer, die in roher Weise der Bauer pflegte, als er sich Haus und Hof, Gerät und Kleidung mit seinen Gutsinsassen selber schaffte, und die in höchster

Form der Künstler ausübt, mag er das in erhöhter Empfindung geschaute Stück Leben nun in Worte oder Töne und deren Buchstaben- oder Notenzeichen fassen, mag er es in Farbe oder Erz zu leibhaftigerem Anschauen vor uns stellen.

3. Gründe der Arbeit.

a) Die Mutter der Arbeit war die Not, und noch ist diese den meisten, einzelnen wie Völkern, die Erzieherin zur Arbeit. Sicherung gegen Untier und Unmensch hieß den Urmenschen seine Hütte in den See, in die Wipfel und aus den Stämmen der Bäume bauen, hieß ihn Wohnung und Nutzfläche umhegen, Waffen schnitzen und schmieden und auf Jagd und Kriegszug ausreiten. Rom verlor seine alte Kriegstüchtigkeit, seit seine drohende Nebenbuhlerin Karthago in Schutt gelegt war, und unser Volk hat sich jederzeit von der unwiderstehlichsten Kraft gezeigt, wenn es unter Feindesgewalt gebeugt werden sollte. Grôze arebeit nennt der Dichter des Nibelungenliedes die heißen Kämpfe, die er besingt, und alle Kräfte muß unser Volk heute zur Arbeit anspannen, um seine Wehr stark genug zu machen ihm drohenden Völkerbünden gegenüber.

b) Bedürfnis und Genuß sind nicht minder wirksame Sporne zur Arbeit. Das Bedürfnis, Hunger und Durst zu stillen, lehrte Quellen fassen und Brunnen graben, Tiere erlegen und zähmen, Naturerzeugnisse gewinnen und veredeln. Noch heute ist es bei vielen zunächst das Bedürfnis, das die Trägheit überwindet, um mit Diensten innerhalb der Gesellschaft die Mittel zum Unterhalt zu gewinnen. Aber nur einen Schritt über die Stillung der Notdurft hinaus, und das Bedürfnis wurde Genuß oder der Genuß Bedürfnis, und mit wachsendem Bedürfnis nach Genuß stieg der Reiz zur Arbeit um so mehr, als die Natur ihre Gaben nur in vereinzelten Landstrichen und nur sehr vereinzelt in unmittelbar genußfähigem Zustande darbietet. Welch große Anzahl von Handreichungen vieler Menschen ist nötig, bis aus der in die Erde gestreuten Weizensaat duftiges Weißbrot, aus den Rübenpflanzen der köstliche Zucker gewonnen ist! Welche Riesen-einrichtungen oder wie unzählige Betriebe mannigfachster Art sind erforderlich, oft nur um große Gemeinden mit gesundem Trinkwasser, vollends um Dorf und Stadt mit Getränken zum Genuß, mit Kleidung nicht nur zum Schutz, sondern zum Schmuck zu versorgen! Nichts als der Genuß, der von Besitz und Eigentum in alle Zukunft winkt, ist es ja auch, der zu arbeiten und durch Arbeiten zu erwerben anspornt hundert-, tausendfach über das Maß hinaus, innerhalb dessen Bedürfnisse fühlbar und Genüsse möglich sind.

c) Freude an der Arbeit selbst. Die Freude am Genuß und Besitz, die der Arbeit verdankt werden, erzeugt schließlich Freude an der

Arbeit selbst. Arbeit wird Selbstzweck. Der Beamte oder Lehrer, der Handwerker oder Unternehmer liegen oft noch lange, wenn sie weder Sorge für andere noch eigenes Bedürfnis mehr nötigen, mit alter Freude ihrem Berufe ob, weil er ihnen liebgewohnt geworden ist, weil er ihnen nach der Meisterung aller Schwierigkeiten die reinste Freude des Erfolges bietet, weil sie sich vor dem Nichtstun fürchten. Sie tun im kleinen, was gleich allen Willensgewaltigen auch ein Heros wie Bismarck begehrte, wenn es seinen ganzen Grimm entfesselte, nicht in den Sielen sterben zu sollen. Und gewiß durfte der größte Meister der Staatskunst so empfinden; denn vor allem beim Künstler ist Schaffen höchste Freude, dem inneren Drange Gestalt zu verleihen Lebensglück.

Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,

sagt Tasso,

So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt;
Das köstliche Geweb entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O geb ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerten Wurms,
Im neuen Sonnental die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten.

4. Wirkung und Wert der Arbeit.

Kann es anders sein, als daß jahrtausendlange Arbeit, an der in bescheidener Weise die Milliarden aller Durchschnittsmenschen teilgenommen und nach Tassos Art sich selbstverzehrend auch die Genien der Weltgeschichte beteiligt haben, gewaltige Wirkungen gehabt hat so gut für die gesamte Menschheit wie jedes ihrer Glieder? Ihre Wirkungen sind

a) im allgemeinen:

aa) die gesamte Zivilisation, d. i. der nach Überwindung der Barbarei jeweils erreichte Zustand gesellschaftlicher Ordnung und materieller Behaglichkeit, wie ihn dem Menschen seine Beherrschung und Ausnützung der Kräfte und Gaben der Natur ermöglicht und immer umfassender zugänglich gemacht hat.

bb) zu einem Teile auch die Kultur, d. i. die Geistesbildung, zumal soweit diese der jeweils erreichte Zustand der sittlichen und geistigen Anlagen und Fertigkeiten der Völker und ihrer Gesamtheit, der Menschheit, ist.

Es gibt dafür, daß diese gewaltigen Leistungen die Wirkung der Arbeit sind, keinen deutlicheren Beweis als die Tatsache, daß Zivilisation wie Kultur weder in den kältesten Erdstrichen, wo die Natur den Menschen

steif und stumpf macht, noch in den heißen und fruchtbarsten, wo die Natur die Bedürfnisse mühelos befriedigt, sondern in den mittleren Ländern am höchsten gediehen sind, deren Klima und Bodenbeschaffenheit zugleich größere Nötigung und Möglichkeit zur Tätigkeit boten. Das Mönchtum, das nahe dem Äquator aus Weltflucht entstand, wie denn der Weisheit Ende im Orient Abtötung oder Glückstraum erhitzter Sinne ist, mußte die Arbeit in seine Gelübde aufnehmen, als es auf europäischen Boden verpflanzt wurde. Zwar hatte schon der Psalmist, als seine Volksgenossen noch nicht ausschließlich schachernde Handelsleute, sondern geduldige Ackerbauer waren, von dem köstlichen Leben gesungen, das Mühe und Arbeit gewesen ist; auch mancher mittelalterliche Mönch lebte schon nach dem Spruche laborare est orare; aber zuerst hat doch der deutscheste aller Mönche, der Reformator Luther, das ganze Erdenleben als Gottesdienst würdigen gelehrt, wie der sprachgewaltige Prediger deutscher Art bei dem anderen schaffensernsten Germanenvolke, Englands Carlyle, das tiefe Wort geprägt hat: „Arbeit ist Religion.“ In Lessings „Nathan“, der ersten großen Bühnenpredigt über den gleichen Gedanken, sagt der Titelheld zu seiner Tochter: „Begreifst du aber, wieviel andächtig schwärmen leichter als gut handeln ist?“ Gewiß, es kann auch keinen frömmeren Gottesdienst geben, als die Arbeit, zu der uns das Mühen um die reiche Gottesnatur erzogen hat, nun wieder in den Dienst Gottes und seiner Kinder, unserer Mitmenschen, zu stellen. Solcher Wille, dem Nächsten zu dienen, adelt denn auch heute jede Arbeit. Einst, als sich nur Klerus und Adel in die Ehre der Welt teilten, konnten es Bauer- und Bürgerstand höchstens so weit im Selbstgefühl bringen, daß sie behaupteten: Arbeit ist keine Schande. Erst nach seinen gewaltigen Leistungen seit der Neuzeit konnte der bürgerliche Dichter singen:

> Arbeit ist des Bürgers Zierde,
> Segen ist der Mühe Preis;
> Ehrt den König seine Würde,
> Ehret uns der Hände Fleiß.

Es ist die schönste Anerkennung für solchen Arbeitsstolz des Bürgertums, daß heute auch jeder Tüchtige aus den Kreisen des Geburts- oder Geldadels handelt, wie Goethe von seinem fürstlichen Freunde Karl August urteilt, daß er

> . . . was ihm Geschick durch die Geburt geschenkt,
> Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.

b) auf den einzelnen: Individuen haben Zivilisation und Kultur auf ihre gegenwärtige Stufe gehoben, und nun macht umgekehrt der Einzelmensch abgekürzt noch einmal die Entwickelung der Gesamtheit durch in der Art, wie die Arbeit auf ihn wirkt:

aa) als Nötigung. Eltern, solche zumal, die sich selbst emporgearbeitet haben, nötigen zuerst die Kinder, von Spiel und Tändelei zu Arbeit, körperlicher, mechanischer und geistiger, fortzuschreiten; sollen diese doch auf Grund besserer Schulung Gleiches, ja mehr als sie leichter erreichen. Kinder armer Eltern lernen früh mit erwerben und, vollends wenn sie der Schule entwachsen sind, werden sie auf sich selbst und in den Dienst ihrer Familie gestellt, um diese mit durchbringen zu helfen. Wer in solchem Kampfe gegen Not und Elend nur einmal die Kraft der Glieder, die Schärfung der Sinne, den Willen zur Arbeit gewonnen, ist auch für immer vor äußerster Not geschützt.

bb) als wirtschaftliche Förderung. Wer mehr gelernt hat, erwirbt bald über die Notdurft hinaus wirtschaftliche Werte, davon das Leben behaglicher zu gestalten, sich und den Seinen die Zukunft zu sichern, neue, größere Unternehmungen zu gründen.

cc) als sittliche Förderung. Die Beobachtung, daß die Arbeit nur dann gut vonstatten ging, wenn Laune und Leidenschaft gezügelt, Geist und Sinn in Zucht genommen waren, machte die Arbeit zuerst zu einer Schule der Selbstzucht. „Müßiggang ist aller Laster Anfang", erkannte der Zögling solcher Schulung und fand in der Arbeit auch noch mehr: Trost gegen Leiden und Unglück. Das Selbstbewußtsein wuchs, wenn er sich so der inneren und äußeren Hindernisse Meister werden fühlte. Er wurde eine Persönlichkeit. Vielleicht ist diese zur Männlichkeit, zur Freude am Wirken, zur Persönlichkeit erziehende Kraft der Arbeit von keinem deutlicher anerkannt worden als von dem amerikanischen Milliardär Carnegie, der als Laufbursche angefangen und auf der Höhe seines Lebens seinen Söhnen nur einen winzigen Bruchteil seines Riesenvermögens hat zukommen lassen, um ihnen nicht den Sporn eigenen Wagens und Gewinnens zu nehmen. Große Willensmenschen, starke Charaktere bildet so die Arbeit, aber sie kann noch mehr: sie erzieht auch zu Edelmut. Carnegie verwendet seine Milliarden zu Stiftungen, die Hunderttausenden ein geistig erhöhtes Dasein ermöglichen, und tut so im großen, was im kleinen jeder Vater als den beglückendsten Segen seiner Arbeit empfindet, seinen Kindern von ihrem Ertrage eine bessere Bildung zu geben, eine höhere Lebensstellung zu schaffen. Was aber läßt so handeln auch über den Kreis der eigenen Familie hinaus? Die Abhängigkeit von der Arbeitswilligkeit der Gesamtheit, auf die der einzelne um so mehr angewiesen ist, je Größeres er schaffen will, für die der Erfolgreiche um so mehr Anerkennung und Dank zu bezeugen bereit ist: Riesenstiftungen, Wohltätigkeitseinrichtungen, Gewinnbeteiligungen, die großen Unternehmern verdankt werden, beweisen es. In unserer Nähe ist Prof. Abbe, der Leiter der Jenaer Zeiß-Werke, der hervorragendste Betätiger solches Edelmutes gewesen.

Die äußere Anerkennung, der objektive Wert der einzelnen Arbeitsleistung wächst mit der Seltenheit der Leistung und der Größe des Umkreises, den sie fördert, der innere rein sittliche Wert mit dem Grade der Freiheit von selbstischen Beweggründen dazu. Die wenigsten Arbeitsleistungen sind so bedeutend, daß sie besondere äußere Anerkennung eintragen, wie sie großen Staatsmännern, genialen Künstlern zuteil wird, und fast keine ist ganz selbstlos; für die einzelne Persönlichkeit hat dagegen jede Arbeit sittlichen Wert, die sie gern als den ihrer Eigenart angemessenen Anteil am Dienste aller für alle leistet. Lessings Wachtmeister Werner, der nichts anderes als ein ganzer Wachtmeister sein und werden will, ist ebenso ein sittlicher Charakter wie sein Herr, der Major von Tellheim. Dem Handarbeiter, der sich bewußt ist, zeitlebens seine Kunden redlich bedient, die Seinen seinen Kräften gemäß versorgt und der Gemeinschaft seines Heimatsortes und -landes alle billigen Dienste geleistet zu haben, steht vor seinem zuständigsten Richterstuhl hienieden, dem eigenen Gewissen, dasselbe Anrecht auf sittliche Achtung zu wie der genialen Persönlichkeit vor dem ihren, die schaffend Hunderttausende beglückt und zugleich selbst für sich und die Ihrigen gleißende Schätze und strahlenden Ruhm geerntet hat.

dd) als körperlich-geistige Abnützung. In den Reichen der Zivilisation und Kultur schreitet unaufhaltsam der Ausbau fort, dort zu erdumspannender Weite, hier zu immer individuellerer Tiefe und größerer Himmelsnähe, aber die Arbeiter an dem gewaltigen Bau, Völker und Einzelmenschen, gehen bei aller Freude und Heilsamkeit des Mitbauens doch physisch zugrunde oder verkümmern gar schon über der Mitarbeit selbst. Ja mit dem wachsenden Umfang aller Arbeit, dem gesteigerten Wettbewerb daran, vor allem mit der immer weitergehenden Mechanisierung der Arbeit ist gerade die letzte Gefahr — denn die erste ist Naturgesetz — immer drängender und drohender geworden. Bleich- und Fahlgesicht, Schmalbrüstigkeit und Brillennot, unbefriedigte Unrast und nervöse Kraftlosigkeit sind die deutlichsten Zeichen dafür. Man hat immer mehr vergessen, daß Arbeit Anstrengung ist, daß der Mensch, der arbeitet, daß die Seite seines Wesens, mit der er vor anderen arbeitet, gleich dem Rosse, das am Ende seines Weges wieder aus den Strängen kommt, nach der Anspannung einer Abspannung, einer Erholung bedarf.

II. Erholung.

1. Ihr Wesen.

a) Negativ. Von einem verpflanzten Baume, der erst einzugehen drohte und doch noch Wurzel schlug und gedeiht, von einer welken Blume, die im Wasser wieder erblüht, von einem Tier wie vom Menschen, der

nach einer Krankheit genest, sagt man gleichmäßig: sie erholen sich. Indes kann dieser der Willkür entrückte Vorgang in unserer Verbindung mit Arbeit, die ein willkürliches Verhalten ist, nicht gemeint sein.

b) Positiv. Der für die Verbindung „Arbeit und Erholung" damit gegebene Begriff eines willkürlichen, auf freiem Willen beruhenden Verhaltens liegt auch in dem zugrunde liegenden Zeitwort „(sich) erholen". Erholen bedeutet in der Verbindung: „Das hat er sich selbst erholt" so viel wie „verdient, verschuldet"; vollends die ältere Fügung „sich seines Schadens an etwas erholen" drückt den Willen aus, sich Ersatz zu verschaffen. Das in dieser letzten Bedeutung zu dem Reflexivum „sich erholen" gebildete Hauptwort „Erholung" bezeichnet also ein willkürliches Verhalten, durch das wir bedacht sind, uns für Zwang und Vergewaltigung zu entschädigen.

2. Arten der Erholung und ihre Entwickelung.

Wir sind Sinne und Geist oder vielmehr eine Einheit aus sinnlichem Leib und aus Geist. Es können also die Sinne oder der Geist oder der Einklang beider, unser gesamtes Menschentum vergewaltigt sein und Entschädigung fordern, und diese Entschädigung kann gesucht werden bei den Sinnen (sinnliche Erholung), im Geiste (geistige Erholung) oder im Ganzen unseres Menschenwesens (künstlerische Erholung). Eine sinnliche Erholung war es, wenn Moltke von der Arbeit an Karten und Kriegsplänen zu Pferde stieg, um auch der Kraft seiner Glieder und der Schönheit der Welt sich zu freuen, wie es eine solche ist, wenn sich der Handarbeiter des Abends zu anregendem Trank und rauchender Pfeife setzt. Nur einer anderen Art geistiger Betätigung freute sich Lessing in seiner Breslauer Zeit, wenn er sich von der Erledigung seiner Sekretariatsgeschäfte oder von seiner sammelnden Forscherarbeit abends an den Spieltisch setzte und die tausendfachen Kombinationen des Kartenfalles meisterte. Wie Künstlerfreude, nicht bloß ein einseitiger Federmensch zu sein, zieht es über das Gesicht des Schreibers, der in Feierstunden dem geliebten Kinde Spielzeug schnitzt oder im Bekanntenkreise, wenn auch dilettantisch, einer ganzen Menschengestalt Leben verleiht.

Auch die Erholung ist, wie die Arbeit, ursprünglich überwiegend sinnlicher Art gewesen; das veranschaulichen gleichmäßig die Naturvölker, die noch auf niedriger Entwickelungsstufe stehen, und die Völker der heißesten und kältesten Länder, die in Nichtstun oder höchstens Träumereien von einer Zukunft, die mehr als das plagenvolle Leben die Sinne befriedigen soll, ihre Erholung suchen. Auch heute noch suchen überwiegend handarbeitende Menschen sinnfällige Erholungen: Bewegung, Kraftäußerung, erregender Trank, Klang und Sang muß dabei sein. Man höre darüber

nur Justus Mösers schöne Schilderung in seinem Aufsatz „Über den Tanz als Volksbelustigung“ in den „Patriotischen Phantasien“, oder sehe Karl Bantzers glühend buntes Bild „Hessischer Bauerntanz“, das über hundert Jahre später noch aussieht wie eine Illustration zu jenem Aufsatze. Zeiten dann, in denen sich höhere geistige Angeregtheit noch mit körperlicher Leistungsfähigkeit, mit gesunder Volkskraft verbindet, sind die Höhepunkte künstlerischer Erholung, die der einzelne wie ein ganzes Volk sucht: im Perikleischen Zeitalter und den ersten Jahrzehnten danach blüht die attische Tragödie und Staatskomödie, in Roms großen Zeiten vor Beginn der Bürgerkriege das römische Trauer- und Lustspiel, unter den Einwirkungen der Kreuzzüge auf die Streit- wie Gestaltungskraft des deutschen Rittertums und während der gesammelten Behäbigkeit des Stillebens deutscher Politik um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die deutsche Dichtung. Mit der Abhetzung des einzelnen im Erwerbskampfe, mit dem Verbrauch oder Mißbrauch der Volkskraft wird geistige Erholung immer mehr eine Liebhaberei einzelner, über die laute Menge sich erhebender Personen oder Kreise; oder aber Freude am Sinnlichen, an Kraft und Geschicklichkeit, die man sich selbst versagt sieht und doch auch zum vollen Menschenwesen rechnet, werden lockendere Erholungsmittel. Erst mit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert zog die Darstellung der nackten Weiblichkeit in die griechische Malerei und Bildnerei und die Darstellung sittlicher Lockerheit in das attische Lustspiel ein; mit dem beginnenden römischen Sittenverfall liefen die Zuschauer aus den Komödien des Terenz hinweg zu Fechterspielen und Seiltänzern, bis Possenreißer, Fechterspiele und Tierhetzen, Kriegsbilder und Seestücke die einzigen Volksbelustigungen waren. Sokrates saß noch unter den Zuschauern der politischen Komödien eines Aristophanes, seit dem 4. Jahrhundert, seit die Philosophie mit Plato und Aristoteles ihre literarische Höhe erstiegen hatte, bis auf Seneka werden die Zweifel, ob der Denker die Belustigungen der Menge teilen dürfe, nicht mehr beschwichtigt. Auch heute halten viele ernste Männer nur Wissenschaft ihrer würdig, und Reiche und Gebildete halten sich von den Vergnügungen und Erholungen der Menge, halten sich am liebsten des Feiertags, wenn die Masse schwärmt, auch vom Gang in die Natur zurück.

3. Grund und Zweck der Erholung.

a) Das Bedürfnis des Lebens. Wie die Erde überall des Wechsels der Jahreszeiten, nicht bloß das Auge, sondern unser ganzer Organismus nach dem Lichte des Tages des Dunkels der Nacht bedürfen, so bedarf der angestrengte Teil einfach sinnlicher Ruhe, die abgespannte Seele sinnlicher Be-

wegung. Der Schöpfer schenkte uns selber den Wechsel von Tag und Nacht, aber ihn genießt auch Pflanze und Tier, und der Mensch, der so viel und so anstrengend arbeitet, daß von seiner Arbeit nicht mehr Zeit frei bleibt, als die bloße sinnliche Natur zum Essen und Schlafen sich einfordert, heißt mit Recht ein Lasttier der menschlichen Gesellschaft, gleichviel ob er geistig oder körperlich arbeitet.

b) Das Verlangen nach Freude am Leben. Zu einem würdigen Menschendasein gehört auch die Möglichkeit, sich seiner zu freuen. Dreimal Heil darum jenen allergrößten Wohltätern der Menschheit, die die Sonn- und Feiertage und damit der großen Mehrheit der Alltag für Alltag arbeitenden Menschen die Möglichkeit schufen, statt des Zwanges einseitig beanspruchender Geschäftsarbeit mehrere oder doch andere Seiten ihres Wesens zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Der Mensch mag an diesem Tage im dankbaren Gefühl leiblichen und geistigen Wohlseins und dadurch geförderten Schaffens seiner Dankbarkeit in den schönen Formen frommen Kirchenbrauches erhöhten Ausdruck verleihen, er mag den Schöpfer in seiner lieblichen oder gewaltigen Natur suchen, er mag hinter dem Buche oder vor der Bühne nach der Leibes- und einseitigen Berufsarbeit der Woche Nahrung für Geist und Gemüt, nach der bloßen Stillung der Notdurft auch einmal den Wohlgeschmack eines besseren Bissens und Trankes suchen: immer wird solche Erholung die Freude des Daseins erhöhen und in ihr neue Lust und Kraft zur Arbeit verleihen.

c) Der Drang nach Erhöhung des Daseins. Ja in Goethes Faust sagt so gut der nüchterne Verstand Wagners: „Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen", als Faustens titanisches Begehren: „Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, Will ich in meinem innern Selbst genießen." Aber weder kann der Forscher auf allen Wissensgebieten selbst Arbeiter sein noch ein Mensch wirkend erfahren, was alles der Mensch vermag. Doch die Richtung auf ein einheitliches umspannendes Wissen, die Anlage, alles Erdenweh und -glück mitzuempfinden, ist unabtötlich. Da ihr aber mit allem Ernst der Arbeit und des Lebens keiner genugtun kann, muß helfend, ergänzend der Mitgenuß am Schaffen anderer, die Heiterkeit der Kunst, die Freiheit des Spieles eingreifen. Freilich nicht „ein ungebundenes Spiel unserer physischen Kräfte", nicht „Geistesruhe mit sinnlicher Bewegung verbunden" (Schiller) kann dann das eigentliche Ideal der Erholung sein, sondern sofern „der natürliche Zustand des Vollmenschen ein unbegrenztes Vermögen zu jeder menschlichen Äußerung und die Fähigkeit ist, über alle unsere Kräfte in gleicher Freiheit zu verfügen", so ist das wahre Ideal der Erholung „die Wiederherstellung unseres Naturganzen nach einseitigen Spannungen".

Kurz, Erholung ist ein Mittel, ein Durchgangspunkt zu andersartiger Anspannung, kein Selbstzweck.

4. Der Wert der Erholung.

Der Wert der Erholung ist ein sehr verschiedener nach den Bedürfnissen des Individuums und nach dem Gebiete, auf dem sie gesucht wird.

a) Körperliche Erholung. Wer infolge körperlicher Anstrengung Feierabends und Feiertags nichts verlangt als Schlafen und behagliches Sitzen auf der Hausbank, unter schattigem Baum oder in trauter Stube, bleibt mit seiner Erholung ebenso im Animalischen stecken, wie der Kopfarbeiter mit Behagen darein zurückfällt, der von Berufspflichten freie Stunden und Tage zum „Ausspannen", zur Beschleunigung des Blutumlaufes bei Spiel und Sport, auf Turnplatz und Wanderfahrt benützt. Beide suchen gewiß nicht die höchste, aber die zuerst notwendige Erholung. Denn die Natur hier um ihr erstes, ihr auf Selbsterhaltung gerichtetes Bedürfnis zu betrügen, rächt sich, wie schon (I, 4b a. E.) angedeutet ist, am körperlich wie geistig arbeitenden Menschen durch verfrühten Verbrauch der Kräfte erst des einzelnen, dann, wenn recht viele gegen das erste Gesetz der Erholung gesündigt haben, nach dem Gesetz der Vererbung an immer breiteren Schichten der Nachkommen, an ganzen Zeitaltern und Völkern. Schlimm genug, daß so viel Erholungsurlaub, Erholungsreisen nötig sind. Kann solcher der Volksgesundheit förderlichen Erholung zumal bei unserem überhasteten Erwerbs- und Berufsleben also kaum zu viel nachgegangen werden, so vermischt sich damit doch nur zu leicht jene durchaus auch noch im Sinnlichen stecken bleibende Art der Lebensfreude, in der heute so viele die Erholung überwiegend suchen, daß ihr dienende Gesellschaften häufig geradezu „Erholung" heißen. Zwar warum soll sich der Bauer, der wochentags oft kaum vom Felde, der Fabrikarbeiter und Handwerksmeister, der mittags oft die ganze Woche kaum heimkommt, nicht Sonntags an einem reichlicheren, besseren Mahle für die Bescheidung und Entbehrung der Woche schadlos halten? Warum der Verwandten- und Bekanntenkreis, der sich so gern manchmal bei schlichter Alltagskost sähe, an einem alle vereinenden Familienfeste nicht einmal es hoch hergehen lassen? Warum eine Gesellschaft, deren Mitglieder sonst redlich schaffen, nicht auch nach dem Einerlei der Geschäftstage der Zunge ein köstlicheres Mahl und Naß, dem Körper die Gelegenheit zur rhythmisch gefälligen Bewegung des Tanzes, den Augen die Freude an reicher, von dessen Grazie noch erhöhter Schönheit gönnen? Christus, der das unverfälschte und köstliche Nardenwasser „um mehr denn dreihundert Groschen" nicht verschmähte, hat auch von den Schönheiten dieser Welt gesagt: „Siehe,

das alles ist euer!" Nur muß es auch so bleiben, daß all das genußreiche Schöne und Angenehme uns, wir nicht ihm gehören, daß wir nicht Sklaven der Sinne und ihrer Freuden werden, sondern ihre Herren bleiben. Denn wenn wir Ruhe und Behaglichkeit mehr pflegen, als Leib und Seele ihrer bedürfen oder im Alter verdienen, wenn Sinnengenuß Selbstzweck, Sinnenfreude eine Verführerin zu Unmäßigkeit wird, ist sie kein Übergang von einem gewaltsamen Zustande zu einem natürlichen, kein Ausspannen, das neues Anspannen erleichtert, sondern eine fortschreitende Abspannung, eine gesteigerte einseitige Abnutzung der Nervenkraft.

b) Geistige Erholung. Auch über der in maßvoller Sinnenfreude gefundenen Erholung steht die auf geistigem Gebiet gesuchte; ist doch steigende Vergeistigung Kennzeichen und Aufgabe des Menschen. Wir verstehen und heißen es gut, wenn der angestrengte Hand- und Kopfarbeiter auch einmal den Lohn seiner Mühe behaglich genießen will; aber wir achten und bewundern ihn, wenn er die ihm gegönnte Zeit der Erholung benützt, sich nicht bloß vom Bann des Geschäftes loszumachen, sondern auch den Sinn zu befreien und den Geist zu bilden. George Stephenson, der sich mit den bei der Überwachung der Kohlenfördermaschine verdienten Pence den Besuch der Sonntagsschule ermöglichte, ist der Typus von Tausenden strebsamer Arbeiter, denen die Nichtbefriedigung im mechanischen Einerlei Flügel wachsen ließ, sich dem Banne der einseitigen Herrschaft der Not und der Sinne zu entschwingen. „Wohlan, schaffet den in ihrer Gedankenwelt verkrümmten Leuten aus den Fabriken die gehörigen geistigen Turnplätze!" hat schon vor einem halben Jahrhundert Wilh. Heinrich Riehl Staat, Gemeinden und Fabrikherren zugerufen, und heute fordern die Arbeiter selbst kürzere Arbeitstage zum guten Teil, um mehr Zeit zu geistiger Erholung zu gewinnen. Auch über den Arbeiterstand hinauf finden viele Vereine, finden Vortragsreisende allerart namentlich deshalb ihren Zulauf, weil hier leibliches Ausruhen zugleich eine geistige Entschädigung für die einseitige Beschäftigung des Tages ermöglicht. Überhaupt wird die heilsame Wirkung, die sinnliche Ruhe oder sinnliche Bewegung, Erholungsaufenthalt oder rüstiges Ergehen in reiner lieblicher oder großer Natur haben, erst vollendet, vertieft und veredelt, wenn verständnisvolle Versenkung in die Natur und ihre Wunderwelt des kleinen Einzelnen und des großen Gewaltigen zugleich mit den Sinnen Geist und Gemüt erfaßt und die Seele aus des Berufes Last und Sorgen an das Herz des alliebenden Schöpfers emporhebt. Und wie Einblicke in das Weben der Natur um uns und über uns, so wirkt auch Einsicht in Völkergeschichte und Menschenschicksal befreiend von der einengenden Beziehung auf das liebe kleine Ich und macht zu geistigen Herren über das All.

c) **Künstlerische Erholung.** Gesammelter, mehr das ganze volle Menschentum packend als die dem physischen Menschen notwendigste körperliche, als die seinem Geistwesen würdigere geistige Erholung ist die künstlerische; ist doch Kunst durchgeistigte Sinnenfreude, sinnenfälliger Geist. Die Geburt der Kunst aus dem sinnlichen Behagen schildert Tibull (54—19 v. Chr.) besonders anschaulich in jenem ersten Gedicht des zweiten Buches seiner Elegien, ähnlich wie Schillers Eleusisches Fest, das den Ackerbau als Grundlage aller Kultur feiert:

Agricola adsiduo primum *satiatus* aratro
Cantavit certo rustica verba pede, . . .
Et *satur* arenti primumst modulatus avena
Carmen, ut ornatos diceret ante deos.

Aber die Schale der sinnlichen Herkunft, der sie entstiegen, darf die Kunst, soll sie wirklich mehr als bloß sinnliche Zerstreuung und Unterhaltung bieten, nicht dauernd mit sich schleppen. Die Kunst, die nichts ist als höchstens launige unterhaltende Wiedergabe der Wirklichkeit, die an der sinnlichen Oberfläche der Dinge haftet oder es gar auf sinnliche Erregung absieht, bleibt günstigenfalls auf dem Boden sinnlicher Erholung haften. Öfter bringt sie gar die schon (unter 4a) angedeuteten Schäden sinnlicher Überreizung mit sich und verursacht statt Erholung, d. h. einer Erhöhung der Arbeitskraft und -lust durch Beschäftigung über der Alltagsarbeit ruhender Seiten unserer Natur, vielmehr dauernde Abspannung, Täuschung über die Aufgabe des Lebens, Unlust zu ernstem Tun.

Die Richtung echter Kunst führt, wie Tibull schon mit den Worten ut ornatos diceret ante deos andeutet, aus dem Sinnlichen hinaus in das Übersinnliche, hinauf zu dem göttlichen Urquell alles Schönen, Guten und Wahren. Der Jurist, der Statistiker, der sich für den Zwang, den der Betätigung seines Geistes zufällige Tatsachen und ihre Unterordnung unter den Buchstaben von Gesetz und Regel antun, durch ein freieres, den Gegner zwingendes Spiel auf dem Schachbrett, durch die Lösung einer Aufgabe aus der jeder Zufälligkeit entrückten Geisteswissenschaft der Mathematik entschädigt; der Schulmann, der sich über die Nötigung, bei Unterricht und Erziehung anfangs ein gut Teil im Äußerlichen und Mechanischen stecken zu bleiben, öfter durch einen genußreicheren Gang über die Höhen seiner Wissenschaft oder durch stille Mitarbeit an ihrem Ausbau tröstet: sie alle bleiben doch mit solcher Erholung wieder in den Grenzen desselben kühlen Verstandes beschlossen, innerhalb deren auch ihre Berufstätigkeit liegt. Anders eine Erholung, die echter Kunst verdankt wird, schlichter Volks- wie höchster Meisterkunst. Welch leibliches Behagen und seelisches Getragensein hinweg über die Sorgen in dem Städtchen drunten,

wo sie hausen, atmen z. B. die beiden Sängerinnen, die auf Keller-Reutlingens Bild „Volkslied“ vom Hügelrain hinaus in den goldenen Abend singen. Schwärmerischer die jüngere, bedenksamer die ältere, sind sie ganz bei ihrem Gesange, dessen Inhalt zugleich ihr Vorstellen von Natur- und Weltlauf beschäftigt und ihre Mitfreude und ihr Mitleid erregt mit fremdem Menschenschicksal, während die spielend beherrschten Weisen sie ins heitere Reich des Schönen, der von aller Erdenschwere befreiten reinen Form entrücken. Auch ein Gemälde spricht durch unser Auge zugleich zu Kopf und Herzen, zu jenem, daß er den Vorwurf und die Mittel zu seiner Darstellung deute, zum Herzen, daß es sich des im schönen Farbenspiel festgehaltenen oder lieblichen Stückes Gottesnatur freue und niemand, wie so oft in der Wirklichkeit, die Mitfreude neide. In die reine Form seiner Marmor- und Erzgestalten gefaßt, stellt der Bildner so gut die Ideale sittlichen Strebens wie die Heroen geschichtlicher Wirklichkeit vor uns, und wenn wir uns sinnend davor niederlassen, mißt nicht nur unser kritischer Verstand die überwundenen Schwierigkeiten oder das Verhältnis des Meisterwerkes zu dem einen oder den vielen realen Vorbildern ab, deren in hundertfältiger Äußerung betätigter Geist frei in eine Form gesammelt ist, sondern stille hehre Begeisterung durchglüht uns für solche Größe, die über die Erde oder durch das Sehnen ihrer Bewohner ging und die uns so doch nur der Künstler konnte schauen lassen. Die Sehne auch strafft sich unwillkürlich und der Wille ist wie neu beschwingt zu neuem Mitwirken in einer Welt, die in solcher Schöne solche Größe offenbart. Vollends eigenes Können, das dem Meister verständnisvoller in die Werkstatt schaut, macht die Erholung an Werken der Kunst zugleich zu erhebender, erhöhender Tätigkeit. Am allgemeinsten ist daher solch erhebende Wirkung der Dichtkunst eigen; denn während die Gaben, die Sprache der Töne zu reden und zu verstehen, den Meißel, Griffel oder Pinsel zu führen, nur wenigen beschert sind, verfügen alle normalen Menschen über die Sprache und vermögen mit diesem geistigsten Ausdrucksmittel die rein innerlich geschauten Vorstellungen des Dichters in der bloßen geistigen Anschauung wiederzuschaffen. Ob dem Musiker nur die gelesenen Noten oder ihre Wiedergabe durch Bläser und Geiger die Welt der in den schwarzen Punkten eingefangenen Töne entfesselt, immer bleibt deren Belebung in der Empfindung beschlossen; und es verrät vielleicht gerade die heutige förmliche Vorherrschaft der Musik die Sehnsucht, der in unserer mechanisierten Welt verkürzten Empfindung Genugtuung zu verschaffen. Anders wenn den Tönen sich Worte gesellen. Dann übernimmt der Ton die dienende Rolle, den auch in der Dichtung ein Lebenselement bildenden Gefühlen noch erhöhten Ausdruck zu verleihen, aber diese Gefühle bleiben nicht mehr meine Gefühle,

nicht mehr Gefühle schlechthin, sondern werden die Gefühle einer festumrissenen Gestalt. Ob ich nun ihre Träger bloß vor meinem geistigen Auge schaue oder sie mir auf der Bühne leibhaftig entgegentreten, so baue ich mir zugleich eine ganze äußere und innere Welt auf, die äußere Welt ihrer Handlungen mit den Schauplätzen, wo diese spielen, den Helfern und Gegnern, die neben ihnen stehen, und werde doch noch viel mehr ergriffen von ihrem Denken und Wollen, das alle anderen Künste mich nur in Wirkungen, in Gebärde und Empfindungen fühlen lassen, die sprachlichen in allen feinsten Wendungen und abgründigsten Tiefen auch verstehen lehren. Welche Fülle von Empfindungen nicht nur, sondern auch von Bildern wie Erinnerungen, Vorstellungen und Erfahrungen weckt nur ein Lied wie Goethes „An den Mond" oder eines von solch Einzel- und Volksleben umspannender Weise wie sein „Faust", wie Schillers „Glocke" oder „Wallenstein". Welche Aufgabe ist es schon, das Bild „von sechzehn langen Kriegerjahren" nur als solches in seinem unerschöpflichen Reichtum an Bildern und Gestalten wirklich zu überschauen, und doch ist es viel mehr: im zeitlich gefärbten Kriegsbild ein typisches Weltbild, ein grandioser Ausschnitt aus der Doppelwelt äußerer Abhängigkeit und innerer Freiheit, mit fortreißendes Aufsteigen und erschütternde Selbstverstrickung gewaltigen Menschentums, von dessen Sturze wir mit erhöhtem Glauben an ein Reich der Sittlichkeit zu deren Betätigung im eigenen kleinen Kreise zurückkehren.

C. Schluß.

Unverkennbar will solche Erholung erarbeitet sein. Ja Schiller findet sie nur möglich bei Menschen, „die ohne (im gewöhnlichen Sinne) zu arbeiten, tätig (um ihretwillen) sind und alle Wirklichkeiten des Lebens mit wenigstmöglichen Schranken desselben in sich vereinigen und vom Strom der Begebenheiten getragen werden, ohne ein Raub desselben zu werden". Anderseits erhebt er selbst den Zweifel, ob die, welche wirklich unter solchen äußeren Verhältnissen existieren, diesem Begriffe auch im Inneren, d. h. wohl geistig und sittlich, entsprechen. Einen berufeneren Zeugen für die Wechselwirkung der beiden Zustände Arbeit und Erholung kann es nicht geben; und wieviel höher ist diese Auffassung, die selbst für die Erholung wieder Arbeit fordert, als jene zuerst aus dem romanischen Frankreich zu uns gebrachte Anschauung, die in unserem verführten Arbeiter das Verlangen nach einem Weltfeiertage, nach einem Freuden- und Schlaraffenleben erregt hat. Arbeit ist das erste, das Unerläßliche, und wo der sittliche Mensch in Anspruch genommen wird, wo Liebe waltet, kann das Leben sogar ganz Arbeit, ganz Aufopferung werden. Die Mutter, die aus Sorge für ihr darbendes oder krankes Kind sich fast auch der

notdürftigsten Pflege des eigenen Leibes und jeglicher Freude des Lebens entschlägt, der Soldat, der aus Liebe zu den Seinen daheim und seinem ganzen Volke verschmachtend und nachtwachend standhält und keiner Ermüdung freiwillig ein Recht über sich gönnt, begehrt selbst keine Schonung und möchte vielmehr durch sein Opfer den geliebten Familien- und Volksgenossen für kommende Friedensjahre die Erholung, auf die er verzichtete, den Segen der Kraftanspannung, die er geleistet, gewinnen und sichern. Ja den edelsten germanischen Naturen ist selbst das Jenseits nicht unbedingter Friede nach dem Kampfe hienieden, nicht bloße Ruhe nach der Mühsal und Unrast des Lebens, auch nicht, wie dem erkenntnisstolzen, schönheitstrunkenen Griechen, nur seliges, schauendes Erkennen, sondern in immer sittlicherer Betätigung erstrebte Vollendung. Lessing und Herder nahmen veredelnd den antiken Gedanken der Metempsychose (Seelenwanderung) wieder auf, Goethe kleidete den Gedanken der nach diesem Leben noch fortschreitenden sittlichen Weiterentwickelung in manch schönes Wort, wie: „Ich wüßte mit der ewigen Seligkeit nichts anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte" zu Kanzler Müller, oder: „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit usw." gegenüber Eckermann am 4. Februar 1829, und er veranschaulichte ihn sogut in der letzten im Himmel spielenden Szene seines „Faust" wie in Wilhelm Meisters Wanderjahren. Kant baute auf diesem sittlichen Grundgedanken das Gottesreich, das er vor dem Tribunal des Verstandes vernichtet hatte, von neuem als Reich sittlicher Gerechtigkeit und Vollendung wieder auf, und sein größter Schüler, der Dichterphilosoph Schiller, machte denselben Grundgedanken etwa seit 1790 zum Leitstern seiner hohen Kunst und diese zu seiner sinnfälligen Erscheinung (Ideal und Leben). Wilhelm Heinrich Riehl endlich in seinem schönen Buche „Die deutsche Arbeit" führte schlichter denselben Gedanken aus, daß sich der Deutsche seinen Himmel nicht als großen Feiertag, sondern als ein Fest neuer, edlerer Arbeit vorstelle.

Humor auf der Kanzel.

Von Professor Dr. **A. Denecke** in Dresden.

(Schluß.)

Es läßt sich erwarten, daß ein so zu Witzen und Schwankerzählungen geneigter Mann sich derartiger Dinge auch in seinen Predigten nicht habe enthalten können. Und in der Tat fanden sich später, wohl von Neid über Schupps Erfolge veranlaßt, Gegner, die ihm nach damaliger Weise in gedruckten Flugschriften außer anderen kleinlichen und lächerlichen Vorwürfen — z. B. daß er oft kaum 2 bis 3 Rtlr. im Hause habe, daß er Tabak rauche usw. — auch den machten, daß er in seinen Predigten viele Fabeln erzähle und unziemliche Ausdrücke gebrauche. Schupp verteidigte sich natürlich in entsprechend scharfen Gegenschriften und wir werden ihm wohl recht geben, wenn er sagt (in der Schrift „Von der Einbildung") (I, 503): „Diejenige Predigt, die mehr auß der Postill als auß rechtem Hertzen geschöpffet wird, ist nicht so warm und hitzig"; ebenso, wenn er darauf hinweist (I, 549), daß auch Luther, Matthesius, Valerius Herberger und andere berühmte Prediger Fabeln genug angewendet hätten. Auch bei den einzelnen Ausdrücken, die ihm der Hauptgegner Butyrolambius vorhält, werden wir Schupp glauben, daß sie stets erst verdreht worden sind, um für damalige Zeit als unziemlich zu gelten. Doch werden wir allerdings es ein wenig wunderlich finden, wenn er, wie er selbst mitteilt, einmal von der Kanzel herab der Gemeinde zugerufen hat (I, 564): „Ich wünsche euch allesamt, Grossen und Kleinen, daß ihr heute lebendig möget zur Höllen fahren", was er natürlich im geistlichen Sinne meint; oder wenn er in einer Neujahrrede, wieder nach eignem Zugeständnis (I, 628), den Studenten „eiserne Köpffe, güldene Beutel, bleyerne Hosen, und gelichte oder gewächste Stulküssen", den Knechten und Mägden aber gar Schweinsmaul, Eselsohren, Rehfüße und -Hände gewünscht hat. Dies scheinen aber auch die sonderbarsten Wendungen zu sein, da die Gegner keine anderen heranziehen. Leider können wir ihre Vorwürfe nicht genauer nachprüfen, sondern müssen uns auf die beiderseitigen Behauptungen verlassen, denn Schupp hat seine Predigten selten niedergeschrieben; er sagt selbst (in der Schrift „Unschuld des Antenors" II, 447): „Es wird selten ein Prediger sein, der mehr als die Disposition zu Papier setzet, deßwegen prediget er doch wol eine Stunde." Und so ist nur eine einzige seiner Predigten gedruckt worden: „Gedenke daran Hamburg." In dieser aber findet sich nichts Scherzhaftes außer folgender wieder an Abraham a S. Clara anklingenden Stelle (I, 203):

Schupp erklärt, daß nach altbairischem Landrecht jeder, der vor oder während des Gottesdienstes am Sonntag zu Wagen fuhr, das erste Mal von zwei Pferden das eine, wenn er aber zum zweiten Male ertappt wurde, seine rechte Faust verlor; darauf fährt er fort: In Hamburg stände es aber so mit der Heiligung des Feiertags, daß, wenn die Hamburger Kutscher auch wie der alte Fabelmensch hundert Hände hätten, sie doch nach diesem Bairischen Rechte wohl keine einzige mehr aufweisen könnten. Abgesehen von dieser Bemerkung ist die Predigt durchaus ernst und würdig.

Der Streit zwischen dem Hamburger Prediger Schupp und seinen neidischen Gegnern ist, so wenig gerechtfertigt er in diesem Falle war, doch für unsere Frage insofern von großer Bedeutung, als er zeigt, wie man doch um diese Zeit in Norddeutschland, wenigstens in den Städten, zu der Erkenntnis kam, daß auf der Kanzel eine möglichst ernste und würdige Ausdrucksweise anzuwenden sei, daß Witz und Scherz, ja, auch derbere Bezeichnungen aus der Volkssprache im allgemeinen davon ausgeschlossen bleiben müssen.

Ganz anderer Ansicht über die Art der Kanzelreden war man um dieselbe Zeit bekanntlich in einer großen katholischen Stadt Süddeutschlands. Abraham a S. Clara (1644 bis 1709), die bekannteste Erscheinung auf dem Gebiete witziger und erheiternder Beredsamkeit, sagt es wenigstens selbst, was die Wiener Zuhörerschaft von ihren Geistlichen verlangte (Judas d. Erzschelm I, 215)[1]): „So lang ein Prediger ein schöne, zierliche, wolberedte, ein auffgebutzte, mit Fabeln und sinnreichen Sprüchen underspickte Predig macht, da ist jedermann gut Freund. Vivat der Pater Prediger! ein wackerer Mann! ich hör' ihm mit Lust zu usw." Und Abraham, oder wie er ursprünglich heißt, Ulrich Megerle, war der Mann dazu, diesem Verlangen im ausgiebigsten Maße entgegenzukommen. Nicht als ob er sein Leben oder sein Amt leichtsinnig und sorglos geführt hätte. Er nahm es vielmehr mit den Pflichten seines Amtes als Geistlicher wie mit seiner Zugehörigkeit zum Augustinerorden sehr ernst.

Aber es ist schon an einer anderen Stelle dieser Zeitschrift[2]) geschildert worden, wie die Wiener Kirchgänger sich damals in der Kirche benahmen. Unachtsamkeit, rücksichtsloses Schwatzen und Lärmen galten durchaus nicht als anstößig. Einer solchen Zuhörerschaft konnte man natürlich nur durch eine ganz besonders auf sie berechnete, möglichst unterhaltende Vortragsweise beikommen. Nur wer es verstand, sie ohne Aufhören durch sinnreiche Einfälle, eingestreute Geschichten und Schwänke zu fesseln, konnte hoffen

1) Abraham a S. Clara, sämtl. Werke. Passau 1835 ff. (bis zum 9. Band benutzt, von den übrigen Schriften Einzelausgaben).

2) Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht. 18. Jahrg. 2. Heft, S. 104 ff.

aufmerksam angehört zu werden. Und Abraham verstand dies nicht nur, sondern — und dies ist die notwendige Ergänzung, wenn es gilt, die sonderbare Art seiner Reden zu erklären — es entsprach auch zugleich so ganz seinem Wesen, er war so sehr geschaffen zu witzigen oder geistreichen Vergleichen, er besaß eine solche Gewalt über die Sprache, daß es ihm kaum möglich war, sich anders auszudrücken, daß er unwillkürlich immer, auch wo er ernst ist, in Wortspielen redet und es vielleicht oft kaum mehr merkt, daß er dadurch — wenigstens nach unserem Geschmack — belustigend wirkt. So ist es zu begreifen, daß er auch in seinen Schriften ganz dieselbe Ausdrucksweise zeigt, wie in seinen Reden, daß sie sich sämtlich lesen wie seine Predigten. Dem Inhalte nach sind somit seine etwa 50 Schriften mit wenigen Ausnahmen Sittenpredigten: seine Zuhörer zu tätiger Befolgung aller Lehren der Kirche, aller Gesetze der schlichten bürgerlichen Sittlichkeit immer und immer wieder anzutreiben, ist sein mit allem Eifer angestrebter Zweck. Doch bedingen es die soeben angegebenen Umstände, daß er selbst dabei, wenigstens in den früheren Schriften, den Eindruck eines zwar eifrigen aber zugleich schalkhaften Schillerschen „Kapuziners" macht.

Aus der durchweg geistlichen Beschaffenheit seiner Schriften folgt, daß auch seine Schwänke und Einfälle vielfach an geistliche Lehren und Begriffe anknüpfen. Manchmal fühlte der gute Pater dabei doch einige Gewissensbisse; dann hält er es für nötig sich zu entschuldigen. So erzählt er einen Schwank über die Frage der Prädestination und fügt dann hinzu: „Lächerlich ist dieses, hab es aber nit allhier beigefügt, als soll hierdurch der h. Schrift der mindeste Schimpf geschehen, da behüt mich Gott." Aber den Schwank selbst erzählt er, wie gesagt, trotzdem. Es ging ihm wohl in dieser Hinsicht wie Liscow[1]), der auch einen witzigen Einfall unter keinen Umständen verschweigen konnte. Abrahams Erzählung lautet (Judas IV, 278): „Eine alte Mutter hat einsmal eine sehr lehrreiche Predigt gehört von der Prädestination und Vorsehung zu der ewigen Glorie, wessentwegen sie nit in geringer Sorg und Kummer gestanden, ob sie auch an ihr möcht haben ein Zeichen der ewigen Auserwählung; dahero, dessen Gewißheit einzuholen, ist sie zu dem Prediger gangen . . . Der gute Prediger entschuldigte sich auf alle Weis . . . Mein Alte wollte mit solcher Abfertigung nit befriediget sein, halt demnach noch inständiger an . . . Der gute Prediger wußte nit, wie er doch dieser möchte los werden . . . Damit er denn solcher verdrießlichen Audienz ein Ende mache, so schafft er, sie soll das Maul aufsperren . . . Da nun der bescheidte Pater wahrgenommen, daß sie weniger Zähne im Maul als ein Laubfrosch — „Allegro! sagte er, Mutter, ihr seid prädestiniert!" Warum? Aus was er solches erkenn?

1) Zeitgenosse Rabeners.

„Aus dem, gab er zur Antwort, weil ihr keine Zähne mehr im Maul habt, dann es steht geschrieben, daß in der Höll werde sein ein Heulen und Zähnklappern. Weil ihr aber die Zähne schon alle verloren, so ist es ein Zeichen, daß ihr dahin nit werdet kommen." Empfand Abraham dieser Geschichte gegenüber Beängstigungen, so deutet er dagegen die Bibelstellen ohne alle Bedenken manchmal in der merkwürdigsten Weise. Doch dies war ja von jeher in der Kirche Brauch gewesen, nur daß Abrahams Erklärungen noch etwas heiterer sind. So erzählt er (Judas I, 60): „Es hat Samson unterwegs solchen Courage gezeigt, daß sich höchst darüber zu verwundern, indem er einen wilden Löwen angetroffen und denselben glücklich erwürget hat. In der Rückkehr fand er den toten Löwen noch und unvermerkt in dessen totem Rachen einen Honigfladen, nach welchem er nit allein die Finger geschleckt, sondern auch davon eine ziemliche Portion seiner Liebsten Dalilä nach Haus getragen. Wo findt man jetzo solche Männer, die sich also manierlich gegen ihre Weiber zeigen? Das wohl, anstatt Honig tragen sie oft bittere Gall' nach Haus." So deutet er auch in seiner Art die Verkündigung der Engel (Judas IV, 224): „Es ist aber wohl zu glauben, daß die liebsten Engel derentwegen solche fröhliche Zeitung zu allererst den Hirten gebracht, weil dazumal derselbe Stall schon zu einer Kirche worden; also haben sie geforchten, es möchten die Hirten, als grobe und ungeschickte Kerl, in den Stall hinein platzen, alldorten sich ungeberdig niederlegen, schlafen, schnarchen und Breter schneiden . . ." Nicht minder geht folgende Erklärung lächerlich daneben (Judas IV, 232): „Dieser Säbel oder Schwert (mit dem Petrus dem Malchus das Ohr abschlug) wird in Paris gezeigt. Es hat aber der gute Peter dessenthalben gar ein schlechtes Lob davon getragen, ja sogar einen Verweis von unserm Herrn bekommen, der Ursach halber, weil kurz zuvor der Peter mit diesem Degen das Osterlamm abgestochen . . ., dahero es der Herr für ungereimt ja für sträflich gehalten, daß man ein Ding, so schon zu geistlichen Sachen gewidmet, solle zu weltlichen brauchen." Allzu gemütlich ist weiter folgende Auffassung (Judas VI, 413): „Der Esel stellte sich absonderlich freundlich gegen den neugebornen Messias, als den er mit dem steten Keuchen erwärmet und von der damaligen Kälte defendiert. Der kleine Jesus machte (also zu reden) dazumal einen Knopf[1]) an die Windlein, als woll' er des Esels nit vergessen." Auch über die Eselin beim Einzug in Jerusalem hat er seine besonderen Gedanken (Judas VII, 129): „Auf diese haben nit allein die Apostel ihre Kleider gelegt, sondern die anderen Leut haben auch ihre Oberkleider ausgezogen und selbige auf den Weg ausgebreit. So ist dann die Eselin unten und oben mit Kleidern bedient worden. Wer weiß, wann's ein Esel

1) Knoten.

wäre gewest, ob ihm diese Ehre wäre geschehen, aber was generis feminini, das will viele Kleider haben." Um seinen Zuhörern die Vortrefflichkeit des Mannabrotes deutlich zu machen, läßt er sich zu folgender Lobpreisung hinreißen (VIII, 470): „Und hatte solches Manna allen erwünschten Geschmack in sich: Ein westfälischer Schinken, eine österreichische Lerche, ein tirolischer Gemsenschlegel, ein schwäbischer Pfannenzelten, eine böhmische Gollatschen, ein baierischer Kirchtagbrein, ein schweizerischer Ziger, eine spanische Chokolade, ein türkischer Scherbet, eine welsche Stuffata, ja, alle geschmackbesten Speisen waren begriffen in diesem Manna oder Himmelbrot." Erheiternd wirken die Bedenken, die sich der Pater über den Verkehr zwischen Adam und Eva macht (IX, 431): „Und unter andern allda befindenden Diffikultäten ist mir auch diese eingefallen, wie der Adam . . . habe sein Weib tituliret. Ob er gesagt habe Weib, oder Everl, oder Schatz, oder Lieb, oder Närrin. Finde nichts Ausdrückliches und dessentwegen muß ich dasselbige nur anderswo erfahren." Weniger zart spricht er an anderer Stelle (Etwas für alle. 1711. S. 172): „Der Adam hat nur ein Weib gehabt, die hat ihn und uns alle ins Elend gestürzt. Wann er mehrere Weiber hätte gehabt, wie bei denen Türken in Brauch, wie wäre es nachmals erst hergangen!" Bei der Hochzeit zu Kana gedenkt er, wie auch sonst sehr oft, der Trunksucht der Deutschen (Wohl angefüllter Weinkeller. 1710. S. 69): „Wann Teutsche wären bei dieser Mahlzeit gewest, so hätten sie wie Bürstenbinder gesoffen, dann der Wein, welchen der Seligmacher aus Wasser gemacht, war vortrefflich." Scharfsinnig ist auch die Erklärung über Josephs Verkauf durch seine Brüder (Abrahamische Lauberhütt. 3 Bde. 1721 bis 1723. II, 183): „Wie sie (Josephs Brüder) aber wahr genommen, daß etliche Medianitische Kaufleut daher gereist, dero Kamel unterschiedliche wohlriechende Spezereien führten, da haben sie den Joseph diesen Kaufleuten verhandelt. Und solches ist zweifelsohne durch sondern göttlichen Willen geschehen; denn hätten die Kaufleut etwan Leder, Käs, Knoblauch oder andere stinkende Waren geführt, da hätt sich Joseph nit darunter geschickt, aber weil sie mit wohlriechenden Waren gehandlet, da schickt sich Joseph schon darunter . . ."

Wirkt bei den bisher angeführten Stellen in der Regel das Zusammentreffen der gewohnten Vorstellung des ernsten oder ehrwürdigen Gegenstandes mit der gemütlich-kleinlichen Ausmalung irgendeiner Nebensache erheiternd, so wird diese Wirkung bei anderen witzigen Bemerkungen Abrahams über Gegenstände und Vorgänge des gewöhnlichen Lebens mehr durch die Kühnheit der dabei verwendeten Bilder oder sonstige Übertreibungen erreicht. So sagt er in der bekanntlich auch von Schiller benutzten Stelle (VIII, 367): „Lebt man doch allerseits, als hätte der allmächtige Gott

das Chiragra und könnte nit mehr darein schlagen.“ So bringt er die seitdem in vollem Ernste oft wiederholte sinnige Betrachtung (Wohl angefüllter Weinkeller. 1710. S. 253): „Die Henne ist ein Sinnbild eines dankbaren Gemüts, dann so oft sie ein Tröpflein Wasser trinkt, so pflegt sie allemal den Kopf in die Höhe zu halten und den Himmel anzuschauen, als woll' sie derentwegen ihrem Erschöpfer danken.“ Aber gröberes Geschütz fährt er auf, wenn er ungefährliche Leiden oder auch manche Laster seiner Zeit verspottet (Gack, Gack, 1687. S. 128): So sagt er einem von der Gicht, einer von jeher der Verhöhnung ausgesetzten Krankheit, Geplagten nach, er hocke in einem weiten Sessel wie ein halb zusammengelegtes Taschenmesser, seine Hände und Füße seien in Lumpen gewickelt wie die Zigeunerkinder, „es liegen die Pölster und Kissen um ihn herum zerstreut, als sollten junge Federbetter wachsen“. Von einem etwas ausgiebigen Mundwerk heißt es (Judas II, 342): „Das Maul war so groß, daß der Kopf selbst in der Forcht gestanden, er möchte herausfallen.“ Den Mund einer alten Frau, oder, wie er sagt, einer alten Runkunkel vergleicht er (z. B. Gehab dich wohl, 1729. S. 267) mehr als einmal mit dem „rostigen Schlüsselloch an einer alten Kellertür“. Zarter drückt er sich über einen Kahlköpfigen aus (IX, 109), er hätte gemeint, „es sei der glatzkopfete Elisäus wiederum auferstanden, der sich vor der ganzen Welt, vor Gott und dem Teufel nit ein Haar fürchtete, denn er hatte kein Haar auf dem Kopf.“ Aber auch ernstere Krankheiten bedenkt er in dieser Art zeitweilig mit witzigen Vergleichen, wo uns die Empfänglichkeit dafür abgeht. Dagegen werden wir ihm wieder gern bei folgender Betrachtung folgen (Lauberhütt, 1723. III, 126): „Der heiligen Rosa hat ihre Nachbarin eine Henne gestohlen, und weil sie solches geleugnet, seind ihr alsobald auf der rechten Wang Hühnerfedern herausgewachsen. Wann denen Soldaten allezeit sollte etwas dergleichen wachsen, so wäre das Gesicht mit Hühnerfedern, Kuhhaar, Sauborsten, Lämmelwoll dergestalten besetzt, daß sie ärger aussäheten als die Wüsten Pachomii.“

Wie zu erwarten, hat Abraham, um seine Reden und Schriften möglichst anziehend zu machen, auch eine Masse teils schon bekannter, teils neuer ernster und heiterer Erzählungen, Schwänke und Fabeln eingeflochten, die er oft äußerst geschickt ausmalt. Der Raum gestattet es nicht, hiervon mehr als einige wenige Musterbeispiele anzuführen, da viele darunter ziemlich ausgedehnt sind. Zunächst treffen wir da ein paar alte bekannte in früherer Gestalt (Judas I, 377): „Eine vornehme Dame hatte eine abgerichtete Elster, welche sehr lächerlich schwätzen konnte. Unter anderen Bedienten befand sich auch eine Kammerjungfrau namens Midl, welcher die Frau Gräfin immerzu in Einsiedung der süßen Sachen und Einmachung

der schleckerischen Konfekt-Schalen zur Ersparung des Zuckers zuredete diese Wort: „Midl, nit zu viel! Midl, nit zu viel!" Der Elster, als einem gelernigen Vogel, war diese Lektion gar nit zu schwer . . .; und weilen die Jungfrau mehrmalen mit Löffelkraut unter der Haustür gehandlet[1]), also hat sie dieser gefiederte Spion allezeit verraten, sie mit großem Geschrei abgemahnet: „Midl, nit zu viel! Midl, nit zu viel!" Solches hat die Jungfrau also verschmäht, daß sie nachmals den Vogel aus Zorn mitten in den Kot geworfen. Die arme Gättl wicklet sich bestermaßen aus dem Unflat, sieht aber, daß auf ihrer Seite auch ein großes Mastschwein in diesem Wust sich wälzet, redet demnach diesen besudleten Kameraden also an: „Weilen es dir so schlecht geht wie mir, so hast vermutlich gewiß auch die Midl verraten." (IX, 402.) Auch von der folgenden lehrreichen Geschichte las man erst kürzlich eine Nachbildung in einem Witzblatte: Gonella gab einen verschmitzten und gescheiten Narren ab an dem Hof des Herzogs von Ferrara. Auf eine Zeit befragte ihn der Herzog: „Gonella, was vermeinst du, welches das größte Gewerb zu Ferrara in der Stadt? Ich vermeine, es sind die Kauf- und Handelsleut, und nach diesen die Meister Schneider, denn deren gibt es gar viel: es gibt Kleider-Schneider, Zelt-Schneider, Fleck-Schneider, ... Beutel-Schneider, Ehr-Abschneider, gar viel." „Ihr Durchlaucht, bitt alluntertänigst um Verzeihung; was mich anbelangt, vermeine ich, es seind die meisten Doctores allhier, und wollte bereits mit gnädigster Erlaubnis mit Euer Durchlaucht etwas wetten." Dem Herzog kam dieses ungleich vor, indem er doch wußte, daß nit mehr als zehn Doctores in Ferrara. „Ja, es gilt; ich will etliche hundert zusammen bringen." Geht deswegen des andern Tags von Hof, bedient sich dieser witzigen Arglist und verbindt seinen Kopf und Mund mit Tüchern, marschiert in der Stadt herum. Weil er allenthalben bekannt, so tät ihn ein jeder anreden: „Mein, Gonella, ich glaub, du bist krank?" „Ach ja, ich leid so große Schmerzen an Zähnen." Da ist niemand gewest, der ihm nit hätte ein Mittel gesagt: „Mein, sagt der erste, nimm Rautenblätter und Salvia, reib das Zahnfleisch damit, es ist fast gar ein bewährtes Mittel." Gonella schreibt ihn auf seine Tafel auf, zugleich den Namen desselbigen. Kommt weiter: „Ei, sagt einer, ich glaub, dir tun die Zähne wehe." „Ja!" „Tue eins, nimm ein weißes Wachs, steck's in den hohlen Zahn, es verzehrt die Würmel darinnen." Gut, der schreibt, usw. Weiter fragt er selbst einen andern, ob er nichts für's Zahnwehe wisse. „Ja, Hirschkirn muß man verbrennen und mit dessen Asche die Zähn reiben, es lindert den Schmerz." Gonella schreibt wiederholt auf. Ein anderer sagt: „Palmblätter mit etlichen Feigenblättern in Essig gesotten hilft auch für's Zahn-

1) Mit dem Geliebten geschwatzt.

wehe!" Endlich ist kein einziges Weib gewest, die ihm nit etwas geraten für die Zahnschmerzen; was alte Weiber, seind gar oft mit Aberglauben hervor kommen: er sollte dreimal in ein Totenbein beißen und dazu diese Worte sprechen: „Das Weh meiner Zähne gnädig von mir abwend" usw. Nachdem nun dieser Gonella ein ganzes Büchel und Register voll zusammen geschrieben, die ihm Medizinmittel gegeben, so geht er darüber auch nach Hof, stellt sich etwas weit vom Herzog. Dieser sieht ihn, daß er sein Angesicht also verdeckt, verbunden, eingefätscht trägt, befragt ihn selbst: „Gonella, was ist dir?" „Ihr Durchlaucht, es ist mir ein so starker Fluß in die Zähn gefallen." Der Herzog befiehlt alsobald einem seiner Bedienten, er soll aus dem Kasten ein Gläsel Medrithat[1]) bringen, das werde ihm etwan helfen, dem armen Teufel. Gut, Gonella ist da, schreibt halt den Herzog auch ein, alsdann reißt er die Fetzen vom Angesicht, zeigt Ihr Durchlaucht, daß die meisten Doctores ein Gewerb haben zu Ferrara, zumalen er etlich hundert aufgeschrieben, unter diesen auch den Herzog selbst, welche alle ein Mittel vorgeschrieben für die Zähne." Eine ebenfalls immer wieder auftauchende Geschichte ist folgende (Huy und Pfuy, 1710, S. 172): Einer, der sonst in allem ein ziemlicher Aufschneider gewesen, ging bei lustiger Maienzeit mit etlichen seinen Kameraden in aller Frühe spazieren, fragte unter anderm, was doch diese für kleine Tierl seien, welche den Tau, so auf den Blumen lieget, also emsig durchsuchen. Dem gaben sie zur Antwort: „Es seind Immen oder Bienen, so da Materie zu ihrem Honig aus dem Tau klauben." „Was, sagt er, Bienen seind diese? Ich bin in einem Lande gewesen, wo die Bienen so groß wie die Schaf bei uns." Als nun einer diesen groben Schnitt nit leiden konnte und ihn fragte, ob dann ihre Bienenkörb und dero Löcher um so viel desto größer wären als bei uns — „Nein, sagte er, sie seind nit größer als bei uns." Der andere fragte: „Wie können dann so große und dicke Bienen hinein kriechen?" Der Aufschneider war gefangen wie eine Meise auf dem Kloben und sagte nur dieses: „Da laß ich sie davor sorgen."

Noch schlimmer ist die Aufschneiderei in folgender mit einer gewissen Entrüstung von Abraham verzeichneten Geschichte (Lauberhütt, 1721, I, S. 322): „Ein Edelmann hat sich gerühmet, daß er in Einem Tag von Utrecht bis gegen Köln, so ungefähr 26 Meil, auf den Eisschuhen gefahren und geloffen sei.[2]) Da nun die Zuhörer hierüber lachten, sprach des Edel-

1) Mithridat, Latwerge, die als allgemeines Heilmittel galt.

2) Daß das Schlittschuhlaufen auch in Deutschland zu Abrahams Zeit schon gebräuchlich war, zeigen z. B. auch Bilder zu Abrahams „Huy! und Pfuy! der Welt" 1710, S. 294 und 300.

manns Lakai, man solle sich hierüber nit verwundern, „dann es ist in denen Hundstägen geschehen, wo der Tag lang ist“.

Schließlich sei noch ein schwieriger „Rechtsfall“ mitgeteilt (Judas V, 36): „Es wird erzählt von einem Bauern, welcher in der Stadt beim Wein sich also wohlbefunden, daß er im Wirtshaus unter (= in) dem offnen Fenster sanft eingeschlafen. Indem aber jäh ein Getümmel entstanden, von welchem der berauschte Bauer erwacht, und weilen der Kopf in gar zu schwerem Gewicht, ist er vom hohen Fenster hinabgefallen und gleich dazumalen einen vorüber gehenden Menschen zu Tod geschlagen. Wie solches der Freundschaft dieses Tropfens zu Ohren kommen, hat sie alsobald den unbehutsamen Bauern in starke Verhaft genommen und die Sach so weit durch einen Advokaten getrieben, daß er auch dieser verübten Tat halber sollte vom Leben zum Tod verurteilt werden. Wie solches der Bauer von dem Gericht vernommen, hat er um Erlaubnis zu reden gebeten, auch unschwer erhalten: „Ihr Herren, sprach er, ich bin ehrbietig auch zu sterben, weil ich dieses Menschen Tod eine Ursach bin gewesen, und begehr auch mit gleicher Münz gestraft zu werden. Wohlan denn, so tue sich dieser Advokat auch rauschig antrinken, schlaf unter dem hohen Fenster wie ich und falle gleichmäßig vom Fenster herab auf mich.“ Solches Anerbieten wollte dem Actori gar nit gefallen, ließe also den ungefähr erschlagenen Menschen ungerochner und nahm von dem gesamten Gericht nit ohne Gelächter den Abtritt.“

Das Höchste leistet aber Abraham, wie schon durch Schillers Kapuzinerpredigt bekannt, durch seine Gewandtheit in Wortspielen, die ganz besonders zeigt, wie er die Sprache zu meistern verstand, wenn dies auch bisweilen bis zu einem Grade geschieht, der von der Sprache wie von dem Leser nur mit einem gewissen Schmerzgefühl hingenommen wird. — Ganz annehmbar ist z. B. die Zusammenstellung in der von Schiller verwerteten Stelle (VIII, 364): „Von vielen Jahren her ist das römisch Reich schier römisch arm worden durch stete Krieg; von etlichen Jahren her ist Niederland noch niederer worden durch lauter Krieg, Elsaß ist ein Elendsaß worden durch lauter Krieg, der Rheinstrom ist ein Peinstrom worden durch lauter Krieg, und andere Länder in Elender verkehrt worden durch lauter Krieg.“ Noch erträglich finden wir es, wenn Abraham das lateinische Nosce te ipsum übersetzt (Judas III, 115): „Nimm dich selbst bei der Nase“, oder wenn er meint (Gemisch, Gemasch, 1704, S. 180): „Unser Herr hat ohne das die „Krüppel“ lieb, weil er in einem „Krippel“ geboren.“ Verhältnismäßig geistreich sind dann die beiden Bilderrätsel (Huy und Pfuy, 251): „Bei denen Teutschen lasset sich auch zuweilen also spielen. Als wie jener, welcher seinem allzu harten Herrn nit mehr wollte dienen und destwegen seine Fortune anderwärts begehrte zu suchen. Dieser hat dem Herrn eine

Uhr auf den Tisch geleget und dar zu ein Laub von einem Baum, wordurch er „Urlaub" begehret." (Geistlicher Kramerladen, 1710, S. 596.) „In Italien war einer, der liebt daselbst ein junges wohlgeschaffnes Mädel ganz inniglich. Weilen er aber von seinen Eltern einen scharfen Verbot hat mit gedachter Jungfrau zu reden, also hat er einen artigen Fund, zu dem die Lieb ohnedas voller Konzept, an Tag gebracht. Er heftete auf seinen überstulpten Hut eine schöne Perl samt einer nagelneuen Schuhsohlen von Leder. Weilen er nit reden dörfte, sollte dies seine Lieb ausdeuten, Eine Perl heißt auf lateinisch Margarita, und dies war der Nam seiner Liebsten. Eine Schuhsohlen von Leder heißt auf welsch: sola di coramo. kommet also sehr ingenios die Ausdeutung heraus: Margarita, sola di cor amo: Margarita, ich hab dich von Herzen lieb." Sehr sticht es aber von dieser verhältnismäßig gefälligen Wortspielerei ab, wenn Abraham einmal alles Ernstes sagt (Kramerladen, S. 587): „Anselmus, der geistreiche Abt, stirbt um 2 Uhr, der es allezeit „3" und redlich mit männiglich vermeinte." Und ebenso wendet sich unser Sprachgewissen bei Aussprüchen wie der folgende mit Grausen ab (Judas VII, 24): „Wenn bei dem Reichen das do[1]) ist, das do bleibt, das do gefunden wird, alsdann können sie für gewiß hoffen, daß am jüngsten Tag der göttliche Richter sie zu sich rufen wird: venite do her, wo die Auserwählten seind, do her, auf die rechte Hand, do her wo die Schafe stehen."

Diese Beispiele aus den heiteren und witzigen Aussprüchen und Erzählungen Abrahams a S. Clara mögen hier genügen. Nur eine Bemerkung muß noch hinzugefügt werden. Man könnte nach dem hier Angeführten glauben, daß sich in Abrahams Werken die Witze und Schwänke in größter Menge drängten. Dies ist indes keineswegs richtig. Nur in wenigen seiner früheren Schriften ist eine gewisse Häufigkeit der heiteren Bemerkungen zu beobachten, in der großen Mehrzahl dagegen überwiegt durchaus die ernste Stimmung.

Überblickt man aber die mitgeteilten Proben, so wird man zugeben müssen, daß Abraham es versteht, bei all seinen sonderbaren Einfällen seine eigene Person aus dem Spiele zu halten, er selbst wird und macht sich nie lächerlich, sondern nur seine Gedanken und Aussprüche sind es.

Ganz anders beschaffen ist die launige Art eines norddeutschen Zeitgenossen Abrahams, des evangelischen Pastors Jobst Sackmann in Limmer bei Hannover (1643—1718).[2]) Bei ihm liegt das Erheiternde seiner wenigen erhaltenen Reden nur in der Persönlichkeit des Sprechers selbst, der die ganze Schlauheit eines norddeutschen Bauern mit dem Selbstgefühl

1) do = ich gebe.

2) Jobst Sackmanns Plattdeutsche Predigten, 7. Aufl. Celle 1860.

eines ehrenfesten Seelenhirten einer Dorfgemeinde vereinigt. Verschiedene Anekdoten über ihn beweisen, daß er diese Verbindung von Eigenschaften mit Bewußtsein festhielt, da er nur hierdurch glaubte, auf seine Bauern einwirken zu können. Doch wußte er gelegentlich von seiner Schlauheit auch gegen Stadtbewohner einen für diese wenig angenehmen Gebrauch zu machen, wenn sie etwa des Zeitvertreibes wegen eine seiner Predigten besuchten: er wusch ihnen dann meist gehörig den Kopf, so daß er die Lacher auf seiner Seite hatte. Viel trägt zu der heiteren Wirkung noch bei, daß er sich oft der plattdeutschen Sprache bedient, wie dies zu jener Zeit und besonders auf dem Lande gewöhnlich war. Fast noch belustigender wirkt es dann, daß er mitten in seiner plattdeutschen Rede, wie um ihr ein würdigeres Ansehen zu geben, plötzlich ins Hochdeutsche verfällt. Alle Vorzüge seines Wesens sind vereinigt in seiner trefflichen „Leichen-Predigt auf Michel Wichmann, wohlverdienten Küster und Schulmeister zu Limmer" (S. 23 ff.), von der einige Abschnitte hier folgen mögen, da durch sie der ehrenwerte Pastor am allerbesten geschildert wird: „Gar sünderlikke un merkwürdige Woorde sünt et, myne andächtige, herzlich geliebte, zum Theil schmerzlich betrübte Zuhörer! welke wy by dem eersten under den veer groten Profeten, ek meene den heil. Profeten Esaias, upgeteknet finden, wenn he sek also verneemen let: „Es spricht eine Stimme: Predige! und er sprach: Was soll ich predigen? — Alles Fleisch ist Heu!" Düsse Woorde staat beschreven im veertigsten Kapittel, dasülves im sößden Vers. — Myne Andächtige! Ek will my nich wydlöftig inlaten, to ünnersöken, un ut düssen Woorden to bewysen trachten, dat et schon to Esaias Tyden in Gebruuk wesen, selig verstorvenen Personen eene kristlikke Lykenpreddigt, oder weinigstens eene Standrede to holen, un dat dat vellicht schon damals dem leven Profeten as en pars salarii met angeräknet worden, da jy anedem sacht denken könnt, dat ek von unsen sel. Schaulmester vör düsse Moie niks neemen were, sondern ek will man sau veel seggen: as ek am vörigen Frydage, da ek noch am Dische sat, un eben myn betken Stokkfisch mit grönen Arften to Lywe brocht hadde, und een Slükske Kümmel-Aquavit darup setten wolde, zu besserer Verdauung der lieben harten Speise, myne jüngste Dochter Anntrynken togelopen kam, un ut vullem Halse reip: Papa, de Schaulmester is dood! (Se hedde wol toiven mögt, bet dat ek de Maltyd sloten hedde, averst de Kinner verstaat dat so nich.) Asse myne Dochter, segge ek, my dat toreip, so düchte my dat eben so veel to syn, as wenn da steit: Es spricht eine Stimme: Predige! und er sprach: Was soll ich predigen? — Alles Fleisch ist Heu! Manch wysnäsigen Kumpan möchte hyr seggen: „Wat preddigt unse Pastor? Ist alles Fleisch Heu, so mot ook wol alles Heu Fleisch wesen! My dücht aber, he wold' eene kruse

Näse maken, wenn man em up der Köste, anstatt Fleisch, Heu vorsätte.“ Ja, dat hedde ek ook Vorsake, du grove Gesell! Solst du dynen Seelen-hirten ook wol vor eenen Heu-Ossen anseen? Daby sühst du eben, wo unentberlikke Lüde Lerer un Preddiger sünt, üm de Worde recht uttoleggen.“ Alle Menschen, fährt er fort, müßten sterben, auch die Herzöge drin in Hannover und Kaiser und Könige, und so sei auch der Schulmeister gestorben. „Unse sel. Schaulmester was en sehr nützlik Mann im ganzen Dörpe. Es sind zwar auch andere Hirten, also hat man Kauhirten, Schaap-hirten, Swynehirten; man het ook Gösehirten; wie man aber zu diesen letztern insgemein nur Jungen oder Mädchen nimmt, und sie also den andern Hirten nicht gleich hält, also dörf jy ook nich meenen, en Hirte is en Hirte, as jene Mann säe: en Ei is en Ei! und nöm' dat grote Ei vör sek. Nee! vörwaar! so groot de Underscheid is under Schaapen, Swynen, Ossen un Minschen, so groot is he ook under Seelenhirten un anderen Hirten. Een solke Seelenhirte was denn ook unser sel. Mitbruder, jedoch, wie schon gedacht, in einem niedrigeren Verstande, als ich, der ich summus episcopus, der Oberhirte dieser Limmerschen Heerde und Gemeinde bin. De gode selige Mann hadde de jungen, ek hebbe de olen Seelen under myner Upsicht; he weide de Lämmer, ek de Schaape.“ Dabei, heißt es weiter, hätte der Schulmeister seine besonderen Kunstgriffe zur Erziehung der lieben Jugend gehabt: erst Ohrfeigen, dann Handschmitze „oder Kniep-kens“, dann Stock, dann Rute. „De Rauden hadde he vorher in't Water leggt, dat se beter dörtrokken; un de Strafe is ook am besten; da beholet de Jungens heile Knoken by. He hadde eenen besondern Handgriff da-by . . .; da hadde he öhn in syner Gewalt, dat he keenen Spalks maken kunne, wenn he met der rechten Hand hauede. Dat hebbe ek ook noch van öhme leert un by mynen Kinnern ook so maakt; denn artifici in sua arte credendum est. Mannigmal mosten se sek ook wol met dem bloten Knee up Kirschensteene setten, un dat hulp by etlikken meer as Släge; na der Regul Pauli: Prüfet alles und das Gute behaltet!“ Dafür hätten die Kinder auch viel bei ihm gelernt, denn er wäre auf der hohen Schule in Hannover gewesen. Er, Sackmann, hätte diese auch besucht. Damals hätte man seinem Vater auch geraten, er sollte doch nach damaliger Art der Ge-lehrten seinen Namen ins Lateinische oder Griechische umsetzen, „he schull sek anstatt Sackmann Saccander, oder up Hebräisch Sackisch nennen, (denn jy möten weten, dat dat Woord Sack in allen Sprachen in der ganzen Welt einen Sack bedeutet)“, aber sein Vater wäre zum Glück nicht darauf eingegangen. Dort auf der Schule hätte er auch einen Freitisch gehabt: die Hausfrau wäre da sehr böse und herrisch gewesen. Seine Frau hätte das im Anfang auch so machen wollen: „wenn dat nich alles na öhrem

Koppe ging, so paue se my de Ohren so vull; se vorsoltede my de leive Goddesgave, oder leit se anbrennen! Wenn ek öhr wat befohlen hadde, so däde se grade dat Gegendeil un wull my herna bereden, ek hedde et sülvest so hebben wullt! Sull se my den Kragen ummaken, so bund se immer so en paar Nackhaare mit henin, da et my, wenn ek in Bewegung kam, en groot Knypen veroorsake!" Da habe er ihr den Herrn gezeigt und seitdem könnte er sie „um en Finger winnen". Sie tue ihm alles zu Liebe „un dat Harte lacht öhr im Lyve, wenn se süht, dat et my smekkt. Ja, vor düssem kunn ek ook wol mynen Mann staan; unse Supperndent un Amtmann hebbet sek mannigmal over my wunnert, wenn wy by Visitaschonen tosamen kämen, un to my seggt: Gott gebe es Ihm zu Gute, Herr Sackmann, wie kann Er essen! Averst by solken Gelagen deit man denn ook wol een betken meer, as wenn man alleen is; dat kummt nich alle Dage." Ja, seine Frau wäre ein Muster von einer Hausfrau, auch seine Töchter seien im Hauswesen schon tüchtig, „averst noch gar to unvorsichtig un bullerhaft sünt se". So hätte ihm die eine neulich ein Brillenglas zerbrochen, „un wenn ek de Brill mit eenem Glase up de Näse sette, dat let ook man so dull". Dort in Hannover hätte er den jetzt verstorbenen Schulmeister kennen gelernt. Der wäre dann in seinem Amte sehr tüchtig gewesen. Aber leider hätten ihm die Bauern eine jährliche Abgabe von Eiern verkümmern wollen. „Ek vergete et myn Dage nich; et was upen Sünndag Lätare des Abends, as ek myne leste Pype Tobak smökede un mynen Stummel even weglegen und mit meiner lieben Hausehre zu Bette gehen wollte, da woord en Geschricht im Huse: „De Schaulmester un Karsten Daksteen wullen einander im Kroge ümbringen." Ek smeet glyk mynen Priesterrokk over, damet se meer Respekt vör my hedden, un ging so as ek was, im Bostdook met der Mütze un up Tüffeln, na dem Kroge, hadde aber eenen davan ball unnerwegs im Drekke stekken laten, wyl et stark geregnet hadde." Im Kruge findet er die beiden Gegner in hitzigster Prügelei begriffen. „Ek sach dat so en Wylken an; endlich säe ek: Pax vobiscum. Averst se wusten vör Dullheit nich, dat ek es was, bet dat ek endlich säe: Schalom lecha. As de Schaulmester dat Hebräische hörede, so kunn he endlik wol denken, dat et keener anders, as de Herr Pastor syn künne, un leit gliks los." So hätte er den Kampf gestillt und dann auch dem Schulmeister die Eierlieferung wieder verschafft. „Unterdessen will ek nich davör sweren, dat düsse Sake dem seligen Manne nich en Nagel to synem Sark wesen is. Denn wenn öhme so wat begegnede, so säe he nich veel, aver he fratt et in sek; un dat is veel schädlikker, as wenn et eener herut bullern kann, wie mir Gott die Gnade gegeben hat, dafür ich ihm nicht genug danken kann; denn sonst läge ich längst auf dem

Rücken bei der vielen Sorge, die ich meiner Gemeinde wegen habe. — Nun, so schlafe sanft in deinem Grabe ..... Sollten auch gleich andre so undankbar sein und die Wohltaten, die du dieser Gemeinde erwiesen hast, nicht erkennen, so tröste dich damit, daß ich, dein Oberhirte, der es doch wohl am besten verstehen muß, das Zeugnis ablege: Michel Wichmann ist nächst dem Pastor der nützlichste Mann im Dorfe gewesen."

Sollten auch in dieser Rede, wie es bei einigen der wenigen anderen noch unter Sackmanns Namen überlieferten sicher der Fall ist, vielleicht noch verschönernde Zusätze von anderen gemacht worden sein, keinenfalls wird man in Abrede stellen können, daß das Bild, das uns von dem braven Seelenhirten daraus entgegentritt, durchaus einheitlich und echt anmutet.

Ebenfalls echt und einheitlich ist dann der Eindruck der hinterlassenen Schriften wieder eines süddeutschen, früher in seiner Heimat sehr beliebten Geistlichen, nur daß ihnen der bewußte oder unbewußte Witz größtenteils abgeht und lediglich ein sehr harmloser Humor übrig bleibt: Sebastian Sailer (1714—1777), Pfarrer in Dieterskirch in Württemberg und Kapitular im Prämonstratenser-Kloster zu Obermarchthal[1]), hat außer einer kurzen Bauernpredigt nur einige kleine dramatische Dichtungen in schwäbischer Mundart hinterlassen. In der Predigt erzählt er, daß Abraham und Lot ihre großen Herden zuerst hätten zusammen weiden lassen. Aber die Hirten hätten untereinander Schlägereien angefangen. „Löcher hau't sie oft ghett, wie d' Ofahäfa. Jetz denket, was Balbierer wearet kostet hau'! Darum schlägt Abraham vor, sie wollten sich trennen: Gôhschst du hott, gang i wischt. Gôhschst du wischt, gang i hott." O wenn doch die schwäbischen Bauern auch so wären! Die aber prügelten sich wegen jeder Kleinigkeit: „D Stuahlfüaß wissets am beschta, we' ma' mitana rumsäblet." Lot hätte auch gleich gehorcht und wäre in das Land von Sodom gezogen. Das hätte freilich anders ausgesehen, als die steinigen Felder in Schwaben: Birnen und Äpfel so groß wie Kürbisse. „Vom Wei' will i noitz saga, ma' hôt faschct itt gwißt, wô ma n hi'thua soll. Er ischt koi' so Rachaputzer gweâ, wia eusere Wiat foil hau't." Aber die Leute von Sodom wären große Sünder gewesen, und darunter hätte Lot mit leiden müssen, und am Ende wäre er auch beinahe noch mit verbrannt. Abraham hätte es gut gehabt und „der Lot hätts au hau' könna, wenn âr nu' wischt num wär". So ginge es, wenn man nur wolle, was den Augen wohl tue. Das sollten seine Zuhörer nicht. „Neahmet mei' Laihr wohl auf und seand koine so Narra, suscht holt ui der Tuifel; wölles eus verleiha Gott Vater Gott Soh' und Gott hoiliger Goischt. Amen." — Die Dichtungen Sailers behandeln zum größeren Teil heitere schwäbische

1) Sebastian Sailer, sämtliche Schriften, 4. Aufl.

Vorkommnisse, wie den „Schwäbischen Sonn- und Mondfang", „Die sieben Schwaben oder die Hasenjagd", zum kleineren Teil geistliche Stoffe: Die Schöpfungsgeschichte und den Sündenfall, den Sturz Luzifers, und den Besuch der heiligen drei Könige bei Herodes. In diesen beruht aber das Launige und Heitere nur auf der Versetzung der genannten Vorgänge in die äußerst gemütliche Vorstellungsweise und Ausdrucksform der schwäbischen Landbevölkerung. Dabei wirken ja Einzelheiten hie und da auch noch auf uns wegen ihrer allzu großen Kindlichkeit, wie wenn Adam nach seiner Erschaffung sagt: er hätte schon längst gewünscht erschaffen zu sein, oder wenn Eva einen langen Zorngesang darüber anstimmt, daß sie nach dem Sündenfall in Zukunft nicht Herrin im Haus, sondern dem Adam untertan sein soll. Im allgemeinen aber kann man einerseits beim Lesen dieser Zwiegespräche eine gewisse Unbehaglichkeit nicht unterdrücken wegen der allzu niedrigen Vertraulichkeit, mit der heilige und erhabene religiöse Vorstellungen behandelt werden, anderseits vermißt man, wie gesagt, bei den Verwandlungen den witzigen Zweck, denn auch von etwaiger Satire kann höchstens in der gelegentlichen Beleuchtung der mangelhaften kriegerischen Einrichtungen Schwabens die Rede sein. Was soll man z. B. damit anfangen, daß die heiligen drei Könige eben nur als die bekannten herumziehenden Gestalten auftreten, daß Herodes nur als Bauer geschildert wird, der die drei Gäste bewirten möchte, daß ihm aber seine geizige und zanksüchtige Frau dabei möglichst viel Schwierigkeiten macht, usw.? Anerkennenswert ist die genaue Durchführung der Mundart und der sorgfältige Bau der Verse. Im übrigen scheidet man von dem Buche mit dem Gefühl: wenig Witz und viel Behagen.

Dagegen erinnert in der derben Volkstümlichkeit seines Humors wieder an Sackmann der leider nur durch Mitteilungen anderer über ihn, nicht durch eigene hinterlassene Schriften im Gedächtnis erhaltene Erzdechant Wenzel Hocke (1732—1808) in Politz in Böhmen.[1]) Im Volksmunde hieß er Hockewanzel, und dies ist bezeichnend für ihn: „Er gehörte, wie der Sammler der von ihm erzählten Schwänke sagt, zu jenem jetzt ausgestorbenen Geschlechte von Landgeistlichen, die, noch nicht verbittert durch politischen und kirchlichen Streit, mit dem Volke in innigem Verkehr lebten, und war überdies mit einer sehr ausgiebigen Dosis von Derbheit und Mutterwitz ausgestattet." Genau wie Sackmann läßt auch er sich nichts gefallen, sondern wehrt sich gehörig seiner Haut und greift wohl auch seine Gegner selbst an. Sogar das Konsistorium ist vor seinen Streichen nicht sicher, ebensowenig wie unter Umständen seine Amtsbrüder. Diese Streiche bestehen freilich meist in Grobheiten, bei denen nur die Unerschrockenheit oder der Zwiespalt

1) Geschichten von Hockewanzel. Warnsdorf. 10. Aufl. 1890.

zwischen dem geistlichen Gewande und der leidenschaftlichen Kampflust erheiternd wirkt. Nur selten zeigt sich eigentlicher volkstümlicher, an Sackmann erinnernder Witz, wie z. B., wo er dem spürnasigen Sekretär des Bischofs auf die Klage, daß er den Fußboden der Kirche nicht sorgfältiger reinigen lasse, erwidert, daß er es absichtlich so halte, um seine Gemeinde nicht Lügen zu strafen, die ja singen müßte, daß sie „im Staube" ihre Sünden bekenne. Insofern freilich ist er von Sackmann verschieden, daß er nicht so viel Achtung vor sich selbst und seiner Würde hat wie dieser, sondern daß er sich, besonders wenn seine Einkünfte in Frage kommen, noch viel mehr der ländlichen Umgebung angleicht. Von seinen Kanzelreden sind leider nur sehr wenig Nachrichten erhalten. Nach der einen fühlt man sich sehr an frühere Vorbilder erinnert. Es heißt da, er habe einst vom ungetreuen Hirten gepredigt, da hätte sich der Dorfhirt beschwert, darauf habe er von der Hochzeit zu Kana gesprochen, da hätten die Bauern in der Schenke auch so volle Weinkrüge getrunken; endlich habe er deshalb ein ganzes Jahr lang immer nur die eine Predigt von der Seligpreisung wiederholt. Deswegen beim Bischof verklagt, hätte er den Ortsrichter und den Gemeindehirten mitgenommen, beide vor den Bischof geführt und sie plötzlich gefragt, ob sie wüßten, was er gepredigt habe. Natürlich waren diese so bestürzt, daß sie kein Wort sagen konnten, und so bewies Hockewanzel, daß er recht gehabt, ein und dieselbe Sache so oft zu wiederholen. — Ein anderer Versuch glückte ihm weniger. Einst wurde in einer Gesellschaft bezweifelt, ob er überhaupt noch in reinem Schriftdeutsch predigen könnte. Selbstbewußt wettet er ziemlich hoch, am nächsten Sonntag zu predigen, ohne im geringsten in die Mundart zu verfallen. Aber trotz aller Vorbereitung und Sorgfalt fährt es ihm doch gleich beim Vorlesen des Textes heraus „da saß ein Blinder on Wage und battelte". „Amen!" schrie er zu seinen Gegnern hinüber, klappte das Buch zu und stieg die Kanzelstufen herab. — Überhaupt belustigt er am meisten, wenn er trotz seiner Schlauheit doch Unglück hat. So hat er einst die Absicht, nach Teplitz zu fahren, wo eine russische Prinzessin mit großem Gefolge angekommen ist. Aber in der nächsten Schenke wird er zu einem Glückspiel eingeladen und verspielt in seiner Leidenschaft nicht nur das Reisegeld, sondern macht auch noch Schulden beim Wirt und kehrt sogleich wieder um. Ein andermal ist er zur Erholung ausgefahren, aber er schläft ein, der Kutscher auch, und der Wagen fällt in den Straßengraben. Der Erzdechant ist nicht verletzt, der Kutscher aber ruft jammernd: „O, du heilige Muttergottes, hilf uns nur noch das einzige Mal!" Da sprach Hockewanzel: „Dummer Kerl, greif nur selber zu; die wird sich mit uns jetzt nich auf der Straße da 'rumsiehl'n!" — Kein Wunder, daß sich an eine so volkstümliche Persönlichkeit

auch allerhand anderswoher stammende Geschichten ansetzten, z. B., daß er die bekannte Grabschrift angefertigt hätte: „Durch eines Ochsen Stoß — Kam er in Abrahams Schoß usw.“ Doch ist es überflüssig, hiervon mehr mitzuteilen.

So viel ist ja wohl unbestreitbar, daß eine Auffassung des geistlichen Standes und Berufes, wie sie mehrere der in vorstehenden Zeilen besprochenen Geistlichen zeigen, in der Gegenwart kaum mehr möglich ist. Und so wenig geleugnet werden kann, daß mit dem Aufgeben eines gewissermaßen vertraulichen Verhältnisses zwischen Geistlichem und Gemeinde die frühere Volkstümlichkeit der Kirche beeinträchtigt worden ist, so sehr muß man doch zugeben, daß nichts der Würde eines Ortes oder Gegenstandes leichter Eintrag tut, als, wenn auch noch so harmloses, Gelächter.

Entstehung, Bedeutung, Art und Wert der Sitte.

Von Prof. D. Dr. **H. Freybe** in Parchim.

I. Sitte und Gewissen.

Sitte ist im Gegensatz zur Gewohnheit nur da denkbar, wo Gemeinschaftsgefühl und Gemeinschaftsbewußtsein waltet. Die Gemeinschaft ist es, welche dem einzelnen Schranken setzt, die er zu wahren hat, und so wird sie immer von neuem tätig in der Selbstbeschränkung. Diese äußert sich vor allem in der Schamhaftigkeit, mit deren Übung die Sitte ins Dasein tritt. So zeigt es uns die göttliche Offenbarung, welche schließlich doch der einzige untrügliche Maßstab alles menschlichen Lebens und Erkennens ist. Hier wird uns auch der Ursprung der Sitte in einer Weise gezeigt, welche grundlegend, klarer und zuverlässiger ist als alle darüber aufgestellten Theorien. Es liegen aber in der Schamhaftigkeit drei Momente beschlossen, zunächst das wenn auch dunkle Bewußtsein oder Gefühl von der ursprünglichen göttlichen Ebenbildlichkeit, sodann das von dem Sündenfall, und endlich das von den Schranken, innerhalb deren allein der noch vorhandene Rest der göttlichen Lebens- und Gemeinschaftsgüter bewahrt werden kann. So lehrt uns Genes. III, 21 und IX, 20 flg., wo uns an Noahs Sohn Ham auch schon das Wesen des Abfalles von der Sitte, also die Unsitte, als eine Verneinung der Sitte dargelegt wird. Ham will mit schrankenlosem Auge des Vaters Blöße schauen. Eben das schrankenlose Schauen, dies nihil putare velandum, dies nihil sentire refrenandum

noch nach dem Sündenfall tritt uns hier zuerst als direkte Verneinung des Gesamtbewußtseins entgegen. Das Gesamtbewußtsein aber ist wie das Wesen der Sitte, so auch das des Gewissens. Ist das Gewissen nämlich das Bewußtsein von den Schranken, so die Sitte die Äußerung, die Verkörperung solches Gesamtbewußtseins von den Schranken in der Selbstbeschränkung. Aus dem Gesamtbewußtsein fließen Sitte wie Gewissen, wie denn dieses von den Römern ganz richtig conscientia, von den Griechen συνείδησις genannt wird. So erscheinen Sitte und Gewissen untrennbar. Unser deutsches Wort Gewissen bedeutet ebenfalls Mitwissenschaft, Gesamtbewußtsein, es ist abgeleitet vom althochdeutschen Wort giwizzanî, mittelhochdeutsch gewizzen. Der Grundbegriff des Wortes Gewissen wurde entweder fälschlich in dem Worte weisen bzw. verweisen gesucht, während doch das mittelhochdeutsche verwîz und verwîzen (= strafend tadeln) von unserem weisen ganz verschieden ist, wie schon die mittelhochdeutsche Schreibung mit z klar zeigt, oder aber ebenso irrig mit dem Worte gewis (certus) in Verbindung gebracht, welches doch mit dem Worte Gewissen (gewizzen), wie ebenfalls die mittelhochdeutsche Form zeigt, gar keine Gemeinschaft hat. So stellt z. B. selbst Wuttke noch den Begriff der Gewisheit als den des Gewißens auf. Der Grundbegriff ist vielmehr überall der des Wissens, des animo videre. In der Form Ge-wissen tritt nun gerade wie im lat. conscientia und griech. συν-είδησις die Intensität des Wissens, die Bestimmtheit, Klarheit desselben hervor. Diese Intensität des Wissens kann sich sowohl aus dem Zusammenwissen mit anderen Personen, die dasselbe wissen, als auch aus dem Zusammenwissen von mehreren Dingen, welche ich miteinander zusammenstelle (z. B. aus dem Zusammenstellen meines Handelns mit dem Gesetz), ergeben. Die Adverbien cum, σύν, ge in con-scientia, συν-είδησις, ge-wizzen bezeichnen als Wörter derselben Bedeutung gerade die Intensität, die Bestimmtheit des Wissens. In diesem sprach- und volksgeschichtlichen, mit der Heiligen Schrift übereinstimmenden Sinne hat vor allem Vilmar das Gewissen behandelt. So ergibt sich ihm aus der sprachgeschichtlichen Ermittelung des Wortes in allen drei Sprachen mit Bestimmtheit, daß es einen spezifisch ethischen Sinn an sich nicht besitzt. Alle drei Wortformen bedeuten Mitwissenschaft und Gesamtbewußtsein schlechthin, d. h. ein Objekt, ein Inhalt ist in allen drei Sprachen an sich nicht gesetzt; sie fordern an und für sich nicht ein auf Tun und Lassen, auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böse sich beziehendes oder diese Begriffe ausdrückendes Objekt. Die Verwendung des Gewissens, der conscientia, der συνείδησις für das ethische Gebiet gehört erst einer späteren Zeit an, und so besonders die Hinzunahme des Begriffes des Urteiles zu dem des Gesamtbewußtseins, der

sich mit dem Begriff der Intensität des Wissens verband.[1]) Die Gegenstände des Gewissens ändern sich. Das ist auch die unzweifelhafte und unangreifbare Lehre der Heiligen Schrift. Das Wort *συνείδησις*, welches im Neuen Testament zweiunddreißigmal erscheint, bedeutet hier übereinstimmend mit dem Sprachgebrauch der Profangräcität hinsichtlich des Wortes *σύνοιδα* an sich Kenntnis, sodann Bewußtsein, und diese Bedeutung bleibt dem Worte genau genommen in allen Stellen des Neuen Testamentes, wenngleich mit der Erweiterung, daß das Bewußtsein in mehreren Stellen als ein zeugnisgebendes, sodann auch in anderen zahlreichen Stellen als ein urteilendes Bewußtsein erscheint, mithin in diesen beiden Reihen von Stellen durch *συνείδησις* nicht sowohl das Bewußtsein im Ganzen, als vielmehr nur ein Akt, eine Tätigkeit desselben bezeichnet wird. Und insofern die *συνείδησις* als urteilendes Bewußtsein erscheint, entspricht ihr das Wort Gewissen in seiner jetzt bei uns ausschließlich zur Herrschaft gekommenen ethischen Bedeutung.

Soll nun die Schriftlehre vom Gewissen erschöpft werden, so genügt es keineswegs, sich bloß auf das christliche Gewissen einlassen zu wollen, wie dies die meisten theologischen Werke tun: es ist vielmehr erforderlich, auch das heidnische Gewissen mit in den Kreis der Erwägung zu ziehen, hierbei aber streng von dem durch Geschichte und Sprache gegebenen Gesichtspunkte auszugehen, daß das Gewissen keineswegs ein und dieselbe Urteilsbasis, geschweige denn einen eigentümlichen Inhalt oder gar gesetzgebende Kraft besitze, sondern daß die Grundlage seines Urteiles ihm anders in der Heidenwelt, anders in der Welt des Alten Bundes und wieder anders in der christlichen Welt gegeben sei.

Wenn wir oben sagten, daß das Gewissen in allen jenen drei Sprachen einen Inhalt, ein Objekt an sich nicht hat, daß es an und für sich eines auf Tun und Lassen, Recht und Unrecht sich beziehenden oder diese Begriffe ausdrückenden Objekts entbehre, so steht damit nicht im Widerspruch, sondern vielmehr in voller Übereinstimmung, daß es einen gegebenen Stoff, gegebene Lebens- und Gemeinschaftsgüter, event. auch eine bereits vorhandene Gesetzgebung voraussetzt. Es äußert sich das Gewissen dann als eine solche Tätigkeit, welche von dem ihr gegebenen ethischen Stoffe zur Abgabe eines Urteils bestimmt wird. Sofern dies Urteil ein ethisches ist, erscheint die Möglichkeit des Gewissens als identisch mit der Möglichkeit der Sünde, der Übertretung der gegebenen Schranken bzw. des Gesetzes. In dieser allgemeinen Beziehung läßt sich das Gewissen bezeichnen als das Bewußtsein von den Schranken des Menschen. Von hier aus können wir in die Gewissenswelt des Neuen und Alten Bundes, wie in

1) Vgl. Vilmars Moral I, 70.

die des Heidentums hineinschauen, wie es der Apostel im Römerbrief 2, 15 tut, eine Schriftstelle, welche zugleich unsere obige Ausführung insofern bestätigt, als sie zeigt, daß das Gesetz, welches den Heiden in das Herz geschrieben worden sei, nicht etwa aus ihrem eigenen Herzen oder vollends von ihrem Gewissen erzeugt sein kann. Hiermit stimmt nun das heidnische Bewußtsein ältester und alter Zeit und zwar in größter Allgemeinheit überein: die Gesetze sind dem heidnischen Bewußtsein selbst nicht Produkte des menschlichen Denkens, Wollens, Ordnens, sondern sie sind von den Göttern ausgegangen, die auch über ihre Beobachtung wachen. Es sind die ethischen Ordnungen im Bewußtsein der Heiden einer unbedingt über den Kreis des menschlichen Lebens erhabenen Gesetzgebung entstammt, wie es z. B. Homer und die Tragiker laut bezeugen. Damit aber gibt das Heidentum selbst ein unverwerfliches Zeugnis dafür, daß diese Ordnungen einer Offenbarung, einer historischen Tatsache entstammen, wenngleich von der Tatsache dieser Offenbarung nur dunkle Erinnerungen, gleichsam nur Trümmer erhalten sind.

Das Gewissen ist auch bei den Heiden das Gesamtbewußtsein von den Gesetzesschranken und das Urteil, ob ein Gesetz verletzt sei. Nicht darauf richtet es sich, ob ein positives Gebot erfüllt sei; es schließt die Negative und keineswegs die Positive in sich. Diese Schranken werden im heidnischen Bewußtsein anerkannt durch die Gesamtanschauung des Volkes von dem, was dem Menschen zukomme und was nicht, wie z. B. in alter Zeit das „alle Tage herrlich und in Freuden leben", jenes Lebensglück der Phäaken (Od. XV, 226 flg. XIII, 173), zu der Hybris, zum Überschreiten der Schranken des menschlichen Lebens gerechnet wurde. Die Hybris nach der einen, die Themis nach der anderen Seite waren die Grund- und Unterlagen des urteilenden ethischen Gesamtbewußtseins der Griechen. Ähnlich bei den Römern. Bei ihnen kann zwar nicht wie bei den Griechen von einem Volksbewußtsein im strengen Sinne die Rede sein, da nicht ein Blut in den verschiedenen zu einem Reiche vereinigten Völkern floß, aber doch von einem Gesamtbewußtsein, welches wesentlich ein politisches war. Der Stoff dieses Gesamtbewußtseins, durch welches das ethische Urteil des Römers über sich selbst bestimmt wurde, war für die frühere Zeit die Eigenschaft der gravitas, späterhin die der virtus et honos.

Jenes zeitliche Gesamtbewußtsein der älteren Zeit hat sich bei Griechen und Römern in der späteren Zeit umgewandelt in ein Individualbewußtsein mit seiner Willkür und „Ansicht" statt volksmäßiger Anschauung, wie dies bei den Griechen schon bei Euripides zutage tritt und in schnell wachsender Progression fortschritt bis zum Eintritt der geistigen Fäulnis und Verwesung des griechischen Volkskörpers — ähnlich wie in Deutschland

seit der Zeit Ludwigs XIV., dem Zeitalter der Autonomie, die Umwandlung des Gesamtbewußtseins in das Individualbewußtsein sich vollzog.

Das Urteil der Deutschen über sich selbst wurde in vorchristlicher Zeit vor allem bestimmt durch die Eigenschaft der Treue, die mit der Sitte als der ununterbrochenen gemeinsamen, alle Willkür ausschließenden Bewahrung der Lebens- und Gemeinschaftsgüter ja sofort gegeben ist. Denn was ist solche Bewahrung anders als „Treue" — in noch stärkerer und bestimmterer Weise als das Selbsturteil des Griechen durch die Hybris und Themis und als das Selbsturteil des Römers durch die gravitas, oder durch virtus et honos? Ein Selbsturteil, ein Gewissen hat der Grieche, der Römer, der Deutsche, aber die Grund- und Unterlage, das Substrat des Urteils ist ein anderes, mit anderen Worten: der Grieche hat ein anderes Gewissen als der Römer, und der Deutsche ein anderes als beide. Dies natürliche Gewissen hat, es gehöre einem Volk an, welchem es wolle, an und für sich das vollkommene Erfülltsein von den volksmäßigen Lebens- und Gemeinschaftsgütern zur Voraussetzung. Es verhält sich mit dem natürlichen Gewissen genau so wie mit dem christlichen Gewissen, nur die Substrate, die Lebensgrundlagen sind verschieden und darum erscheint das Gesamtbewußtsein der Heiden als ein anderes als das des Christen. Das ernste gedankenvolle Erwägen (*σύννοια*), sowie die Einsicht (*σύνεσις*), die ehrfurchtsvolle Scheu (*σέβεσθαι*) und die Scham (*αἰδεῖσθαι*) hier und dort erzeugen ein anderes Gesamtbewußtsein, welches als heidnisches oft losspricht, wo das christliche anklagt und verurteilt.

Derselbe Lebensinhalt aber, ob er nun ein heidnischer oder ein christlicher ist, derselbe Lebensinhalt, wie er dem Gewissen durch schon gegebene, volksmäßige Lebensgrundlagen vermittelt wird, ist auch der Lebensinhalt der Sitte, welche sich an denselben Faktoren bildet wie das Gewissen. Vor allem bildet sich aber die Gesamtvorstellung des Volkes von dem, was erlaubt oder nicht erlaubt ist, an und nach dem religiösen Glauben, der die Volksgemeinschaft und darum auch das Volksbewußtsein in Gewissen und Sitte erfüllt. Während nun ehedem das Gewissen wie die Sitte der Völker durch ihre Gesamtanschauungen, zumal die religiösen, auf Jahrhunderte hinaus bestimmt waren und Gewissen wie Sitte des einzelnen durch das Gesamtgewissen und die Gesamtsitte des Volkes gebunden war, ist es in unserer Zeit so weit gekommen, daß „Gewissen" und „Sittlichkeit", die man an Stelle der Sitte setzte, nichts anderes mehr bezeichnen sollen als willkürliche Selbstbestimmung, Autonomie, welche man jeder anderen gegenüber geltend macht und festhält. „Gewissenhaft verfahren" und „sittlich handeln" heißt heutzutage zumeist kaum mehr als „seine Meinung bei-

behalten, nach eigenem Ermessen, nach eigengewählten Maximen handeln", und ein heutiger „Gewissenskampf" bedeutet oft nichts mehr als den Zweifel, ob man die bisher gehegte Ansicht, etwa mit Nachteilen, beibehalten, oder gegen eine andere, etwa mit Vorteilen, annehmen soll.

So hat sich ganz ähnlich, wie einst bei dem griechischen Volk die Umwandlung des Volksbewußtseins in ein Individualbewußtsein mit seiner Willkür und „Ansicht" statt volksmäßigen Gesamtbewußtseins und einer ihm entsprechenden Gesamtanschauung, durch Philosophie und Theologie begünstigt, seit dem Zeitalter der Autonomie, dem Zeitalter der Willkür Ludwigs XIV., vollzogen.

Wie von da an der Lebensinhalt, die Lebens- und Gemeinschaftsgüter, an denen das Gewissen sich offenbart, andere wurden, so hiermit auch diejenigen, an denen die Sitte sich entfaltet, denn der Lebensinhalt, der dem Gewissen und der Sitte zugeführt wird, ist derselbe. Wie sich die Sitte auf die Lebensverhältnisse und Gemeinschaftsgüter bestimmter Völker, bestimmter Zeiten, bestimmter Lebenskreise bezieht, so auch das Gesamtbewußtsein, das Gewissen. Beide nehmen bei diesem Volke, in diesem Lebenskreise, in dieser Zeit diese Gestalt, bei einem anderen Volke, in einem anderen Lebenskreise, in einer anderen Zeit eine andere Gestalt an. So kann das Gewissen wie die Sitte religiös, kann christlich, kann heilig werden, aber an und für sich ist es weder etwas Religiöses, noch etwas Christliches, noch etwas Heiliges. So kann sich also ebenso wie das Gewissen auch die Sitte ändern, je nachdem die Lebens- und Gemeinschaftsgüter andere werden. Der Inhalt des Gewissens ist nach der übereinstimmenden Anschauung aller Völker nichts anderes als der allgemeine Wille und die allgemeine Gesinnung des Volkes, des Standes, der Zeit, welcher man angehört — das Zusammenstimmen mit dem Gleichen, das Sichzusammenwissen mit den äußerlich und innerlich Gleichstehenden. Das ist auch der Wortsinn des deutschen, wie des griechischen und lateinischen Wortes: das Sichwissen in der Gemeinschaft, das Bewußtsein von der Gemeinschaft — und eben aus diesem Gesamtbewußtsein entsteht auch die Sitte. Daß ein solches Zusammenstimmen mit dem Gleichen, daß eine, nicht bloß äußere sondern innere, lebhafte, volle Einstimmigkeit zumal mit dem Volke, dem Volksstamme und dessen Eigentümlichkeiten, ja mit dem Stand und dessen Besonderheiten nötig sei zum Menschenleben, das muß ernstlich behauptet und festgehalten werden: sonst gäbe es weder Volk noch Volksstamm, noch Stand, ja vor allem nicht einmal Familie und Haus. Ein Abweichen von dieser Einstimmigkeit, von diesem Gesamtbewußtsein kann sich der einzelne nicht erlauben, ohne wie eine entwurzelte und dem Verwelken preisgegebene Pflanze sich dem zeitlichen Untergange zuzuwenden, oder aus den Kreisen

eines Volkes, Stammes oder Standes völlig auszuscheiden[1]), wie es, abgesehen von der Gewalt der Tradition, welche der Volkssitte innewohnt, die Unbeugsamkeit und Unüberwindlichkeit derselben ja hinreichend bezeugt.

Soweit also ist die Berufung auf das Gewissen wie auf die Sitte in ihrem vollständigen Recht. Aber eine ganz andere Frage ist es, ob nun durch dies Gesamtbewußtsein, wie es im Gewissen und in der Sitte sich offenbart, das Recht an sich bestimmt werde, d. h. ob es nicht ein höheres Bewußtsein gebe als das Gewissen des Volkes, des Stammes, des Standes?

Das Gewissen selbst in dem ernsten und hohen Sinne, in welchem wir dasselbe seinem Ursprung und seiner ersten Bedeutung gemäß faßten, ist nicht einerlei mit dem göttlichen Willen und dessen Offenbarung. Eine Ausscheidung, ein Sichlostrennen von Volks-, Stammes- und Standesgemeinschaft kann und muß geschehen, wenn, wie es bei Abraham geschah, ein bestimmter Gotteswille es verlangt (Gen. 12, 1). Von ihm forderte Gott ein völliges Sichlostrennen von der alten, in Götzendienst verderbten unheilbaren Volks- und Lebensgemeinschaft, — nicht um ihn zu isolieren, sondern (wie es Gen. 12, 2 ausdrücklich heißt), um ihn zum Stammvater eines neuen Volkes mit höheren Lebens- und Gemeinschaftsgütern und einer neuen Glaubens- und Lebensgemeinschaft zu machen. Ähnlich ist's im Neuen Testament mit dem Apostel Paulus. So kann und muß Gewissen wie Sitte unter der angegebenen Bedingung sich ändern, wenn neue Lebens- und Gemeinschaftsgüter dargeboten werden. Solches Sichändern vollzieht sich freilich nicht plötzlich in radikaler Weise, sondern zumeist in einem langsam wachstümlich geschichtlichen Prozeß, in welchem die gottgegebenen Grundlagen und Keime bewahrt werden, wie wir es z. B. bei den Jüngern des Herrn sehen, die aus Israel zu Christo und damit zu höheren Lebens- und Gemeinschaftsgütern berufen werden. So änderte sich Gewissen und Sitte des deutschen Volkes während des achten und neunten Jahrhunderts im ganzen und großen durch die Annahme des Christentums, und im 16. Jahrhundert änderte sich Gewissen und Sitte der bis dahin allein durch den römischen Kirchenglauben Gebundenen, nunmehr zur evangelischen Kirche sich Sammelnden durch die höhere Autorität des auf die Heilige Schrift gegründeten Erlösungsglaubens von der Rechtfertigung durch das stellvertretende Verdienst Christi. Solche Umstimmungen des Gesamtbewußtseins pflegen nur unter großen inneren Kämpfen und äußeren Stürmen vor sich zu gehen, aber sie gehen vor sich, und was daraus folgt, ist dies: Gewissen und Sitte bestimmen nicht das Recht, sondern werden vielmehr selbst bestimmt wie von dem göttlichen Recht, so auch, gleichviel ob mit oder ohne Fug, von dem Inhalt der Volksanschauungen von den

1) Vgl. Vilmar, Kulturgeschichte Deutschlands II, 326—27.

Lebens- und Gemeinschaftsgütern. Darum sind weder das Gewissen noch die Sitte eines Volkes genau desselben Inhaltes wie Gewissen und Sitte eines anderen Volkes, ja Gewissen wie Sitte desselben Volkes sind nicht zu allen Zeiten von demselben Inhalt erfüllt. Je nach dem Werte dieser Stoffe gibt es sogar nicht nur einen Fortschritt, sondern auch einen Rückschritt. Wie ist es z. B. in der neueren Zeit? Von welchem Inhalt ist jetzt unser Gewissen und unsere Sitte erfüllt? Ja, gibt es heutzutage noch ein solches Gewissen und eine solche Sitte im strengen Verstande des Wortes, im festen Sinne der älteren Zeit?

Auch Gewissen und Sitte haben ihren Tribut an die neue Zeit, an die moderne Weltanschauung gezahlt. An die Stelle der alten traditionsmäßig festgehaltenen Gesamtanschauungen eines ganzen Volkes von den wahren Lebens- und Gemeinschaftsgütern sind einzelne Sätze, sog. Maximen, Philosopheme, an ihre Stelle ist die Reflexion, kurz an die Stelle des Gesamtbewußtseins das Individualbewußtsein getreten. An die Stelle der, wenn schon beschränkten, aber gemeinsam erlebten Wahrheit ist das rastlose individuelle Suchen nach Wahrheit getreten mit dem eingestandenen Resultat, daß die Wahrheit nicht gefunden werden könne, ja daß dies Suchen nach Wahrheit überhaupt höher stehe als die Wahrheit selbst. Daraus hat sich das große Gebiet der wechselnden Zeitansichten, daraus der schneidende Unterschied zwischen sog. Gebildeten und Ungebildeten in stets sich vervielfältigenden und stets sich verengernden Kreisen gebildet. Wurde Gewissen und Sitte, an und für sich nur eine Form des inneren Lebens, nicht dessen Inhalt, früher von großen, jahrhundertelang festgehaltenen Gesamtgedanken und Gesamtanschauungen erfüllt, so lassen sich jetzt Gewissen und Sitte in schnellerem Wechsel auch von Zeitstimmungen und zufälligen Strömungen der Meinungen bestimmen. Die Willkür ist für den einzelnen „das Gesetz", da man ja in fast allen inneren Dingen nur von sich selbst Gesetze annehmen will. Indem aber gerade die Autonomie, die Willkür, „das Recht der freien Persönlichkeit" geworden ist, tritt uns der scharfe Gegensatz der modernen Zeit zur alten sittenbildenden recht vor Augen. Weil aus dem Gesamtbewußtsein die Sitte erwächst, so daß diese recht eigentlich als eine Verkörperung desselben erscheint, wurde das Gesamtbewußtsein und Gesamtgewissen einer Gemeinschaft zur geistigen Gesamtherrschaft über jeden einzelnen, woher jene gewaltige, überwältigende und unbeugsame Macht der Sitte sich erklärt. Gerade die Zeiten des lebendigen Gesamtbewußtseins, in welchem alles autonome Individualbewußtsein, alles Sichlostrennen von Volks- und Stammesgemeinschaft ausgeschlossen war, sind zugleich die sittenschöpferischen

Zeiten, die bedeutender sind als die nachfolgenden. Und in diesen Zeiten des lebendigen Gesamtbewußtseins, des Bewußtseins der organischen Zugehörigkeit sind die einzelnen Menschen erst recht kraftvoll, groß und tief, weil eben getragen und mächtig beeinflußt durch den Geist der Gemeinschaft, der sie angehören, und durch das Bewußtsein von dem Werte altererbter Lebens- und Gemeinschaftsgüter. Die späteren Zeiten finden die Lebensform fertig vor. Dies wiederholt sich auf allen Gebieten für alle schöpferischen Zeiten der Geschichte. Es ist mit den schöpferischen Zeiten der Völker wie im Leben des einzelnen Menschen, wie es Prof. Lazarus in seiner Schrift über den Ursprung der Sitten (Antrittsrede zu Bern 1860) zutreffend also erläutert. Es ist, wie er sagt, nicht bloß die Eitelkeit der Eltern, welche fast allgemein von lauter klugen Kindern berichtet, so daß wir uns vergeblich nach dieser massenhaften Klugheit bei den Erwachsenen umsehen; sondern tatsächlich schreiten die geistigen Kräfte der Kinder während der ersten sieben Jahre in einem Maße fort, welches das Verhältnis der durchschnittlich höchsten Ausbildung des Geistes zu der gesamten Lebenszeit und vollends zu den gewöhnlichen Entwickelungsjahren bei weitem übertrifft. Es ist überhaupt erstaunlich, wie weit und breit das Gebiet dessen ist, was so ein Kind von sieben Jahren in seinem Geiste aufgenommen, wie mannigfaltig die Prozesse, die es vollzogen, wie groß die Summe der Vorstellungsmassen, die es erworben hat; aber das Wichtigste von allem ist, daß die geistige Erzeugung alles dessen, was nicht lehrbar ist, sondern aus der Seele des Menschen selber stammen muß, fast gänzlich vollendet erscheint. Ist so aber schon früh das Maß des Notwendigen für die Auffassung der Welt und die Bewegung in ihr erfüllt, dann widersetzt sich die Natur; die erlangten Formen sättigen nicht nur, sondern hemmen auch die Schöpfungskraft, bis stärkere Einflüsse von innen oder außen erst später den Bann wieder lösen. Aus gleichen psychologischen Gründen, obwohl unter Mitwirkung von physiologischen Ursachen, sehen wir bei allen niederen Völkern infolge ihrer engen, aber stabilen und scharfausgeprägten Kulturverhältnisse eine für uns erstaunliche Frühreife, welche die Jugend erreicht, oder richtiger erleidet. Verglichen mit einem unserer fünfzehnjährigen Knaben ist der gleichalterige Ägypter ein völliger Mann; zehn Jahre später aber ist bei diesem das Geistesleben schon gänzlich abgestanden, bei jenem aber in der Blüte seiner Entfaltung.

Auch bei ganzen Völkern richtet sich, wie hier bei den einzelnen, die Zeit und das Maß ihres Fortschrittes oder Stillstandes nach der in ihren Ursprüngen und Keimen gelegenen Fähigkeit und inneren Notwendigkeit zu weiterer Entwickelung.

Was so für alle Betrachtung des Lebens der Sitte, nicht bloß für die zergliedernde und geschichtliche, sondern sogar für die aufbauende Betrachtung von größtem Gewicht ist, nämlich das Gemeinschaftsgefühl und das Gesamtbewußtsein, das wird auch von Lazarus a. a. O., wenn auch erst am Ende seiner Darlegung betont, während wir es an die Spitze derselben bei der Frage nach dem Ursprung der Sitte stellten. Der Mensch muß nämlich, wie der Verfasser im Gegensatz zu Herbart sagt, unmittelbar als geselliger und nie ohne Hinblick auf diese seine Eigenschaft angesehen werden, während dagegen Herbart „die sittlichen Ideen“ der Gesellschaft aus denen des einzelnen erst abgeleitet sein läßt. Wir müßten dann also, wie diese Notwendigkeit schon von Leibniz erkannt wurde, „von der Philosophie des Ich zur Philosophie des Wir übergehen“. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß wir mit Prof. Lazarus auch in Fichtes höchster Maxime von der schrankenlosen Freiheit und Ausbreitung des Ich oder der Intelligenz weder die Gleichung, noch auch die Wurzel der mannigfachen ursprünglichen Antriebe zur Sitte, sondern vielmehr die Wurzel der „Mode“ (d. h. des Wechsels), also, wie die Geschichte der Sitte selbst zeigt, Verfall und Tod der Sitte entdecken können.

Den verschiedenen Formen des Gefühls der Ichheit und der daran geknüpften Triebe der Selbstheit gegenüber, sagt Lazarus, stehen andere Gefühle, welche man für ebenso ursprünglich halten muß, und welche zwar der einseitigen Ausschreitung widersprechen, die man Egoismus zu nennen pflegt, nicht aber den gemessenen Erfolgen des Selbstgefühls. Sowohl die Bestimmtheit dieser Gefühle, als die daraus entspringenden tatsächlichen Verhältnisse kann man allgemein bezeichnen als Erweiterung des einzelnen Ich. Der Mensch ist nur in dem Zustande einer über alle Grenzen des natürlichen Verhaltens hinaus gespannten Reflexion ein „Einziger“; im natürlichen Verhalten aber, wo nicht das Ich auf den Isolierschemel gesetzt wird, umfaßt die Ichheit alles, was Inhalt unseres Bewußtseins (Gesamtbewußtseins, Gewissens) ist.

Schon wenn jemand von sich aussagt: Ich bin ein Deutscher, ich bin ein Schweizer, sagt er von der Qualität und Gleichung nicht sowohl seine persönliche Einzelheit, als vielmehr den Inhalt der Gesamtheit aus, zu welcher er sich zählt. Im ursprünglichen Bewußtsein des Menschen nun, da er, wie immer zu wiederholen ist, von Haus aus in Gesellschaft lebt, ist gar vieles, was ihn mit anderen zusammenschließt; sein Ich erscheint in einem ganz anderen und milderen Lichte, indem er diese Mehrheit einschließt. Dies geschieht nun zunächst infolge des Naturzuges der Blutsverwandtschaft, dieses ursprünglichsten Lebens- und Gemeinschaftsgutes. Und diese weist mit dem eigentlichen Stamm-

vater zunächst auf die Mutter. Das Ich der Mutter erstreckt sich gänzlich auch auf ihre Kinder; ihr Selbstgefühl ist gar nicht mehr das Selbstgefühl eines einzelnen Menschen, sondern einer Gruppe von solchen. Verglichen mit den seelischen Beziehungen der Menschen zueinander, erscheint in allem Lebenslauf die Leiblichkeit mit ihren Bedürfnissen als das eigentlich Trennende; aber von der Mutter zum Kinde und vom Kinde zur Mutter spinnt der Gedanke, das Bewußtsein der einstmals völligen, vom heiligen Dunkel umwobenen seelischen und leiblichen Zusammengehörigkeit nimmer zerreißende Fäden. Das Verhältnis zum Vater ist kälter, aber kräftiger, idealer und darum erziehender.

Die zusammenbleibende Familie aber, die „Sippe" d. h. die Gesamtheit der Blutsverwandten, ist die Brunnenstube, der Ort des ursprünglichsten Gemeinschaftsbewußtseins, wo die reichsten und reinsten Quellen der Sitte entspringen, um sich als wechselnde Ströme durch Familie, Stamm und Volk gleichsam in den Ozean der Menschheit zu ergießen. Dies sozialgeschichtliche Thema ist weiter ausgeführt und behandelt in meiner Schrift „Das deutsche Haus und seine Sitte". Gütersloh 1892.

Man hat viel von dem Ursprung der Rechtsbegriffe gesprochen und an einen Krieg aller gegen alle gedacht, welcher ihnen vorangegangen sein soll, aber gewiß schon im Kreise der Familie hat das Rechtsgefühl, zugleich mit sanfteren Zügen gemildert (wie es in den Rechtssitten sich zeigt), den Anlaß zu seiner Offenbarung gefunden. Beruht doch z. B. das alte deutsche Erbrecht, eine der frühesten Rechtssitten, auf der Blutsverwandtschaft, der sog. Sippe, welche als ein leiblicher Organismus erschien. Denn der Strom des Blutes bestimmte den Gang des Erbes, und die nähere oder entferntere Abstufung der Sippe wurde durch die Gliederung des menschlichen Körpers bezeichnet. Mann und Frau bildeten das Haupt, sie sind Hauptverwandte (heafodmagas), Geschwister stehen im Halse (daher healsmäged), die Geschwisterkinder im Busen (ahd. buosam), sie heißen boso und basa; nur entfernte, im siebenten Grade Verwandte heißen Nagelmagen. Im siebenten Grade endet die Sippe. Im Ellenbogen steht die zweite Sippezahl, die dritte, die der Geschwisterenkel, im Handgliede; im ersten Glied des Mittelfingers die vierte, im zweiten die fünfte, im dritten die sechste, im vierten aber ist kein Glied mehr, sondern ein Nagel, „da endet die Magschaft und heißt Nagelmage". Statt des beliebigen Vergleiches unter streitenden Erben entschied hier ein für allemal der Gang des Blutes.

Auch die meisten religiösen Sitten knüpfen sich an die einfachen, immer gleichen Schicksale des Lebens der Familie, der

Sippe. Nicht bloß das äußere Bedürfnis, worauf von jeher so viel Gewicht gelegt ist, sondern auch inneres Bedürfnis verbindet Eltern und Kinder und die ganze Blutsverwandtschaft. Das Rätsel des Werdens beherrscht ihre Seelen mit mythenbildender Kraft. Geburt, Ehe und Tod bilden allenthalben den Gegenstand religiöser Sitten. Wie aber nicht bloß äußeres Bedürfnis, sondern vielmehr inneres die Familieneinheit und Familiengemeinschaft begründet, das zeigt das ganze Alte Testament und hier u. a. das kleine Buch Ruth, welches überhaupt für manche Gebiete des Lebens und der Sitte eine hohe Bedeutung hat. Hier ist es sogar eine dem Volke Israel zunächst fernstehende Frau, eine Moabitin, deren innerer Anschluß an Israel ihre Aufnahme nicht nur in das Volk im allgemeinen, sondern ihre Aufnahme sogar in dessen Kernfamilie vermittelt. Denn welcher Art ihre Anhänglichkeit an ihre Schwiegermutter Naemi, bzw. an ihren verstorbenen Ehemann Mahlon war, zeigen uns die Worte (1, 16. 17): „Rede mir nicht drein, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehren. Wo du hingehest, da will ich auch hingehen. Wo du bleibest, da bleibe ich auch, dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbest, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, der Tod muß mich und dich scheiden." Hier nennt uns Ruth die höchsten Lebens- und Gemeinschaftsgüter, welche sie bestimmen, selbst ihr Volk zu verlassen. Es ist das ein Ausdruck und Bekenntnis der Lebens- und Todestreue, wie es zwischen Menschen und Menschen keinen zweiten gibt. Während sonst die Edomiter von Doeg, dem Edomiter (I. Sam. 21, 7; 22, 9. 22. Ps. 52, 2), an bis auf die edomitischen Herodianer des Neuen Testamentes als die erbittertsten Feinde Israels erscheinen, also daß der Edomiterhaß sprichwörtlich ward, erscheint hier eine Hingebung an Israels Volks- und Gottesgemeinschaft, durch die die treue, in dem Gott Israels feststehende Seele des besonderen Segens teilhaftig wird, in diese Volks- und Gottesgemeinschaft eingefügt zu werden. Eine solche Einfügung einer Moabitin nicht nur in das Volk, sondern auch in das Kerngeschlecht und in die Kernfamilie, aus der Christus sollte geboren werden, war nur bei solcher ganz besonderen Hingebung möglich. Aus der von Boas (2, 12) anerkannten Treue: „Der Herr vergelte dir deine Tat und müsse dein Lohn vollkommen sein bei dem Herrn, dem Gott Israels, zu welchem du kommen bist, daß du unter seinen Flügeln Zuversicht hättest" — folgt nun seinerseits die Bereitwilligkeit, mit Ruth die sog. Leviratsehe einzugehen. Von diesen beiden Kardinalpunkten aus muß das Buch angesehen werden.

Dieser tatsächliche Beweis der Anerkennung der Anhänglichkeit an die israelitische Volks- und Gottesgemeinschaft, das Eingehen dieser Ehe,

beruhte nicht etwa auf dem göttlichen Gesetz; denn die Leviratsehe (vgl. Deut. 25, 5—10) erstreckte sich nach demselben nicht weiter als auf den Bruder bzw. den Brudersssohn; es war vielmehr eine Erweiterung, eine sittenmäßige Ausdehnung derselben, wie wir denn überhaupt und vor allem im Alten Testament einerseits solche Sitten finden, welche dem eigentlichen Gesetz und der Gesetzgebung voraufgehen und solche, die sich an das gegebene Gesetz in sittenmäßiger Erweiterung und Anwendung desselben anschließen.

Auch die Einlösung des Grundeigentums (4, 3, wo es heißt: Naemi hat das Stück Feld verkauft, nicht „bietet feil") war nicht Gesetz Gottes, sondern Sitte und ebenso war es nur Sitte, daß mit dieser Einlösung auch die Leviratsehe des Einlösenden mit der Erbin verbunden wurde. Demnach bestand auch in Israel ein Recht der Sitte, der Erlebnisse, der Erfahrung und Überlieferung. So tritt uns hier wie auch sonst (z. B. bei der Geschichte der Rechabiter Jerem. 35, II. Reg. 10, 15—17) die große Bedeutung der göttlicher Tradition folgenden Volkssitte entgegen, die schon darum nicht bloß geschont, sondern gepflegt und genährt werden sollte. Im Buche Ruth aber haben wir ein leuchtendes Beispiel des sittenmäßigen Zusammenhanges der Familienglieder, welchen Boas vertritt und zwar mit zarter Uneigennützigkeit, mit der Liebe dieses Zusammenhanges vertritt, sowie einer Blutsverwandtschaft (consanguinitas), welche vorbildlich auf die in der Kirche und ihrem königlichen Haupt sich vollziehende hinweist, die ja „der Leib des Herrn" ist. Übrigens beruhen auf der Bedeutung dieses Zusammenhanges des Familienlebens für die sittenmäßige Tradition vermöge des Stromes der Blutsverwandtschaft vor allem jene Geschlechtstafeln und vermeintlich „trockene" Geschlechtsregister der Heiligen Schrift. Diese dürfen schon darum nicht gering geachtet werden, weil sie vor allem dazu dienen, am Strome des Blutes das gesamte geistige Erbe der Väter, welches mit dem leiblichen unmittelbar verknüpft ist, also die notwendige und einst mit dem Strom des Blutes vorhandene Einheit und Stetigkeit der Lebensanschauung in Glauben und Sitte zu bezeugen. Das können wir auf alle Geschlechtstafeln der Heiligen Schrift anwenden. Außerhalb der Familie, der Geschlechter, gibt es keine Tradition; deshalb ist das Familienleben das notwendige Erfordernis und Zubehör der Offenbarung wie der Sitte. Außerhalb der Familie kennt das Alte Testament nichts was אֱמוּנָה, Treue, Festhalten an der Verheißung heißt, der Inbegriff alles dessen, was von den Volks- und Bundesgenossen gefordert wurde. Und weil diese Treue ein Vorbild des Glaubens im Neuen Bunde ist, so verhält es sich auch hier nicht anders. Von dem Vater, dem Großvater sollen wir

etwas gelernt haben, nicht bloß im schulmäßigen Sinne, sondern sollen an ihnen etwas geworden sein. Solche Genealogie ist, wie die überlieferte Sitte selbst, ein notwendiges Stück des geistlichen Lebens und es ist eine der allerrohesten Auffassungen zu sagen, es komme auf Abstammung und Familienzusammenhang und Sitte nichts an; es ist ein Zeichen der Barbarei, wenn es heißt: Was frage ich danach, was meine Eltern und Großeltern und Vorfahren gewesen sind? Danach muß ich fragen. Alle Ordnung des Lebens und darum auch alle Sitte — denn diese ist nichts anderes als die Lebensordnung, wie sie einer Gemeinschaft, einem Volke gemäß ist — ist gebunden an die Familie. Erlischt die Erinnerung meines Ichs, der Gemeinschaft, aus der ich hervorging und der ich zugehöre, so habe ich auch keine Zukunft. So vergegenwärtigen uns die Genealogien der Heiligen Schrift eine ganz andere Tradition als wir sie uns denken, indem wir uns immer nur hingegangene abgestorbene Geschlechter vorstellen; hier tritt uns ein kompaktes Familien-, Stammes-, Volks- und Gottesleben entgegen, an dem wir durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende hin geistig wachsen können, was für alles Familien-, Volks- und kirchliches Leben gilt. Hat doch auch die Kirche — und sie in ganz besonderer Weise — große Güter, das gesamte Heilsgut fortzupflanzen und für die spätesten Geschlechter zu bewahren. Alle ihre Lehren und Bekenntnisse — das ausdrucksvollste Bekenntnis aber ist die Sitte — sind nicht dazu da, sowenig als jene urältesten Genealogien, um als Antiquitäten und Reliquien im hintersten Kirchenschrein aufbewahrt und nur zu gewissen Zeiten den Neugierigen gezeigt zu werden: sie gehören zum innersten Leben und Beruf der Kirche, und es wird keine Kirche der Zukunft sein ohne eine Kirchenlehre der Vergangenheit, ohne eine Kirche der Geschichte, in welcher der Heilige Geist ohne Unterlaß regiert und gewaltet hat. Zum „Maße des vollkommenen Alters unseres Herrn Jesu Christi" wird nur der gelangen, welcher mit der Kirche, dem Leibe des Herrn, hat wachsen wollen und gewachsen ist, durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende. (Vilmar Bibl. Gen. V und Matth. I.)

Wie mächtig aber gerade die ursprünglichste Gemeinschaft, die Blutsverwandtschaft, die Sippe wirkt, zeigt auch die symbolische Blutmischung der Wahlbruderschaft der alten Zeit, wie sie übrigens nach Lazarus (S. 39) noch bis auf den heutigen Tag unter den Bauernburschen Oberdeutschlands geübt wird. Mag immerhin die edle Freundschaft hochgestimmter Seelen als ein feines und buntes Gebilde erscheinen, das aus idealem Aufzug und Einschlag gewebt wird: daß der einfache rote Faden des Blutes sich hindurchzieht, zeigt eben die Wahlbruderschaft, diese freie Schöpfung des mystischen Naturzuges mit ihrem Streben nach Zusammenschließung durch das Symbol der Blutmischung, durch welche dem Bunde

derer, welche nicht blutsverwandt sind, doch die Festigkeit der Blutsverwandtschaft gegeben werden soll.[1])

Eine ganz andere Art der Erweiterung des Selbstgefühls zum Gemeinschaftsgefühl und Gemeinschaftsbewußtsein liegt in dem Wesen der Ehre, welches nach Lazarus darin besteht, daß das sich selbst beurteilende Ich in anderen sich vervielfältigt sieht; daß ferner eben deshalb nur die gleichgeachteten Genossen wesentlich die Ehre geben können und diese desto stärker und wertvoller ist innerhalb einer Genossenschaft oder Gemeinschaft. Die Achtung vor den anderen, deren Achtung man sucht, und die darin gegebene Zusammenschließung mit ihnen ist das Ergebnis des völlig ursprünglichen und allgemeinen Ehrgefühls, welches sich aus dem einfachen Selbstgefühl nicht ableitet. Denn schon die Selbstbeurteilung, welche zu dem einfachen Selbstgefühl, wie es auch in Tieren vorhanden ist, hinzukommt, ist von diesem und sogar von dem bloßen Selbstbewußtsein (im engeren Sinne) verschieden; vollends aber die Rücksicht auf den Vorgang in der Seele eines anderen, das sorgfältige Beachten dessen, was der andere von uns denkt, entspringt nicht aus dem Selbstbewußtsein im engeren Sinne, sondern aus dem Gemeinschaftsbewußtsein.

Um den zumeist Geehrten aber und Ehrenwerten scharen sich die anderen, und sein Urteil kann wiederum die meiste Ehre verleihen; die Masse wird unter dem Führer zur. wetteifernden Kameradschaft. Aber nicht bloß die Ehre, auch nicht bloß äußere oder sonstige innere Bedürfnisse bilden das Band, welches die vielen zusammenhält, sondern wiederum ganz ursprünglich entsteht in den Menschen ein Wohlgefallen an dem Zusammenleben, an der seelischen Verbindung, an dem Einheitsgefühl mit anderen, an dem Gemeinschaftsbewußtsein, und dieses ist die treibende Kraft der Sitte auf allen Lebensgebieten.

Ist doch die Freude an dem Zusammenleben in dem Bewußtsein einer gottgegebenen, geschichtlich entfalteten, festen Gemeinschaft selbst auf dem Gebiete der Herrschaft und Dienerschaft unter gesunden Verhältnissen immer noch vorhanden. Wo immer die Herrschaft noch eine Ähnlichkeit hat mit der patriarchalischen, da ist, nicht bloß auf Seite des Dieners, sondern auch auf der des Herrn genossenschaftliche Teilnahme, Hingebung und Fürsorge das gegenseitige gemeinsame Band neben den verschiedenen Rechten und Pflichten, durch welche Herr und Diener sich unterscheiden. Der göttliche Sauhirt Eumäus ist Diener und zugleich der teilnehmende Freund des Odysseus; die Ehre und das Schicksal des Hauses ist zugleich sein Schicksal und seine Ehre: dafür wird er aber auch von dem künftigen Herrn wie ein

1) Eingehender behandelt in meiner Schrift: Das Leben in der Treue. 2. Auflage. S. 82 flg. Gütersloh 1889.

Verwandter geliebt und von dem Herrn wie ein Freund mit Vertrauen geehrt. Nur erst in der schwarzen Sklaverei der amerikanischen Pflanzungen und in der weißen der europäischen Großstädte und Fabrikplätze ist das Seelenband der Menschen zu einem mikroskopischen Faden geworden; nur leibliche Arbeit und leiblicher Lohn werden gegeneinander gewogen und bilden als Zacken und Räder ineinandergreifend das Getriebe der modernen Werkstatt und des Haushaltes, wo kein Gemeinschaftsbewußtsein, weil keine wahre Gemeinschaft an hohen Gemeinschaftsgütern und darum auch die Sitte nicht gedeihen kann. Es fehlt eben das Seelenband, die Gesinnung, in welcher der eine für alle und alle für einen einstehen wie in einer blutsverwandten Familie, dem Ur- und Vorbild jeder wahren Gemeinschaft, wie wir dies Ur- und Vorbild z. B. in dem germanischen Gefolgschaftswesen, aus dem so viele schöne Sitten erblüht sind, wiederfinden.

Die aus dem lebendigen Bewußtsein organischer Gemeinschaft hervorgehende Sitte ist in ihrem Wesen Selbstbeschränkung, und gerade von solcher Selbstbeschränkung zeugt jenes Gefolgswesen, von welchem Tacitus u. a. sagt, daß es Sitte der Gefolgsleute sei, selbst eigene Heldentaten dem Gefolgsherrn zuzurechnen. In solchem Gemeinschaftsbewußtsein tritt der einzelne in echter Selbstbeschränkung hinter der im Gefolgsherrn gipfelnden Gemeinschaft zurück, wie dieser wiederum in der Gemeinschaft aufgeht, — eine Selbstbeschränkung, wie sie genau so im deutschen Epos, zumal in unserem ältesten und trautesten, im Heliand sich offenbart.

(Schluß folgt.)

Sprechzimmer.

1.

Das Motto des Epilogs zu Schillers „Glocke"?

Manches wagt man kaum besonders zu erwähnen, weil man befürchtet, etwas lange Bekanntes vorzubringen. Und doch findet man an Stellen, wo man es durchaus nicht vermutet, Fehler, die endlich ausgemerzt werden sollten, so einen solchen in Karl Heinemanns Ausgabe von Goethes Werken (Bibliographisches Institut), Bd. 2, S. 293. Dort ist der Epilog zu Schillers „Glocke" abgedruckt. Bekanntlich steht unter der Überschrift:

„Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!"

Ganz richtig setzt der Herausgeber dazu die Anmerkung: Die Schlußworte von Schillers „Glocke"; ganz richtig eine weitere Anmerkung: Der „Epilog", der von einer Schauspielerin gesprochen wurde, schloß sich unmittelbar an die Aufführung der „Glocke" an. Und dennoch nennt er gleich daneben die Schlußworte von Schillers „Glocke" das Motto. So bezeichnet sie auch Friedrich

Zimmermann in seiner Auswahl von Goethes Gedichten. Gotha, F. A. Perthes. 1884, S. 94; so auch Bernhard Suphan in dem 20. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft. 1905, S. 27.

Ja, was bedeutet denn Motto? Das ist ein Denkspruch, ein Vorspruch nach Goethe, der den Geist des Folgenden in knapper, meist schon gemünzter Form angibt, der sagt, in welchem Sinne das Folgende ausgeführt ist und verstanden werden soll. Davon ist aber hier gar nicht die Rede. Geben denn die beiden Zeilen den Inhalt jenes herrlichsten Denkmals der Freundschaft und Hochschätzung wieder? Schon daß in der ersten Veröffentlichung, in dem Taschenbuche für Damen auf das Jahr 1806, das Gedicht durch die drei letzten Zeilen des Glockenliedes eingeleitet wird, gibt zu denken. Sie gehören voran, damit man den Anfang des Epilogs „Und so geschah's" auch ohne Anmerkung versteht.

Natürlich müssen die beiden Zeilen auch anders gestellt werden, als wie es so häufig geschehen ist. Sie müssen, wie sie der umsichtige und praktische K. Paulsiek in seinem Lesebuche für Sekunda und Prima gesetzt hat, in die Mitte, nicht an die Seite gerückt werden. Riemer, Goethes Sekretär, hat sie genau in die Mitte unter die Überschrift gestellt, und in der Sophien-Ausgabe stehen sie Band 16, S. 163 ebenso.

Dresden. **Edm. Goetze.**

2.

Zu Schlegels Arion.

In Schlegels Gedicht Arion hat der Schluß eine Verschiedenheit der Meinungen darüber aufkommen lassen, ob Str. 26 dem Arion oder dem Periander zuerkannt werden müsse. In dieser Zeitschrift (Bd. VI und VIII) hat May sich für jenen, E. Meyer für diesen entschieden. Ich möchte mich auch zu der Frage äußern.

Arion hat seinem Freunde erzählt, wie es ihm ergangen ist.

Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbenen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.

Man hört aus den drei letzten Zeilen, wie wenig den Sänger der Verlust seiner Schätze bekümmert, und in der weiteren Einzeldarstellung muß die Anschuldigung gegen die Räuber sehr zurückgetreten sein; nur so erklärt sich die leidenschaftliche Art des Ausdruckes bei dem Herrscher Periander:

Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt?

P. ist fest entschlossen, die Frevler streng zu strafen. Bei ihrer Ankunft werden sie beschieden, sie kommen, da plötzlich tritt Arion auf, sie sind wie vernichtet.

Hier setzt Str. 26 ein. Zweifellos ist in dem Hörer, wie Meyer betont, die Erwartung rege gemacht, daß P. die Übeltäter bestrafen wird, ja, muß man hinzufügen, daß er sie streng bestrafen wird. Unmöglich aber kann der Leser plötzlich aus P.'s Munde überrascht werden durch die Worte: Ich rufe nicht der Rache Geister. Schon diese Fassung erregt Anstoß; ein Macht-

haber wie P. spricht von der Rache nicht aus so respektvoller Entfernung. Und weiter fällt nicht nur, wie schon Viehoff hervorgehoben hat, auf, „daß er die Räuber mit einer so gelinden Strafe abfertige", sondern auch hier muß ein stilistischer Einwand erhoben werden: das „mögt ihr" steht nicht dem Herrscher an. Es wird wohl kaum einer bestreiten, daß sowohl die Zeile

Ich rufe nicht der Rache Geister

wie

Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte fahren

als sehr treffend bezeichnet werden müssen, wenn man sie dem Sänger zuweist. Es ergibt sich dann, daß A. nur einen Vorschlag zur Bestrafung der Räuber macht in Gegenwart P.'s; die Ausführung liegt natürlich dem Herrscher ob, und man wird annehmen können, daß P. sich nach dem Wunsche A.'s richtet. Daß die besondere Art der Bestrafung gut zu der Anschauung des Sängers paßt, ist verschiedentlich mit Recht betont worden.

E. Meyer hat für seine Ansicht namentlich auch die erste und letzte Zeile der Str. 26 geltend gemacht; A. könne sich nicht als der Töne Meister den Schiffern gegenüber einführen, und es liegt wohl in gleicher Richtung, wenn der Vers: „Nie labe Schönes euren Mut" eine „unerträgliche Anmaßung" bezeichnen soll. Ich kann das nicht zugeben, jedenfalls aber hier keinen Anstoß daran nehmen, wenn vorher unbeanstandet gesagt werden kann (Str. 21):

Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust . . .
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.

Wenn so Einzelheiten der Str. 26 mich veranlassen, diese dem P. abzusprechen, so muß ich nach dem Zusammenhang sie mit uneingeschränkter Bestimmtheit dem A. in den Mund legen. Allerdings hat ja P. das Verhör mit den Schiffern begonnen. Aber von der Zeile an „Da, siehe, tritt Arion her!" ist das Interesse des Lesers mit einem Schlage auf den Sänger gelenkt und wird bei ihm festgehalten. Arion, festlich geschmückt in prächtigem Gewande, so wie er einst die Schiffer vor ihrer Tat mit Staunen erfüllt hat (Str. 10 und 11), tritt jetzt vor das Auge der Räuber nach der Tat. Schlegel hat das Bild fast mit denselben Strichen und ebenso ausführlich erneuert, um die Identität der Erscheinung scharf hervortreten zu lassen. Und was ist die Folge des Anblicks? „Sie müssen ihm zu Füßen sinken" und zerknirscht gestehen sie ihre Schuld.

Gibt es etwas Natürlicheres, als daß in dieser Situation der zu ihnen spricht, dem sie zu Füßen gesunken sind? Und die Art des Einganges seiner Worte soll auffallend sein? Ich meine gerade, die Zeile „Er lebet noch, der Töne Meister" ist eben in dieser Form sehr an ihrem Platze, wenn sie von A. gilt; denn gerade ist ja A. im vollen Sängerschmuck vor ihr Antlitz getreten, und mit Hinweis darauf spricht er von sich in der 3. Person: er lebet noch, der Töne Meister, wie er sich noch unmittelbar vor eurer schändlichen Tat euch geoffenbaret hat.

Die Ankündigung der gelinden Strafe aus A.'s Munde, an und für sich nicht überraschend, stellt sich bei dieser Auffassung des Zusammenhangs um so

mehr als begründet dar, als die Sünder ihm reuig zu Füßen liegen; für P. könnte man dieses Motiv nicht in Anspruch nehmen, da die Worte „Arion will nicht euer Blut" auf eine frühere Abmachung der beiden zurückgehen müßten; daß eine solche mit keiner Silbe berührt würde, dürfte ebenfalls befremden.

Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß Arion die 26. Strophe spricht.

Groß-Lichterfelde. Oberlehrer Dr. **Bottermann.**

3.

Zu Schillers „Wallenstein".

Die an die griechische Sprache erinnernde Zwischenstellung eines Genitivs zwischen Eigenschaftswort und Hauptwort wird mit Recht von Sprenger in Schutz genommen, vgl. 19. Jahrg. S. 665 der Zeitschrift: „Er ist ein unmittelbarer und freier des Reiches Fürst, so gut wie der Bayer" (Wallensteins Lager 11. Auftr. 193 ff.). Sprenger hätte sich noch auf eine Stelle in Uhlands „Ernst von Schwaben" berufen können; dort sagt Bischof Warmann (516): „Im Namen sämtlicher des Reichs Bischöfe verbann' ich dich". usw. Die ungewöhnliche Wortstellung gehörte zweifelsohne dem amtlichen Stile des Mittelalters an.

Wurzen. Prof. Dr. **Wagler.**

4.

1. Wie erklärt sich das niederdeutsche Wort benaued (dän. benowed) = beklommen?

2. Das niederdeutsche Wort nietske = streng, als adv. = sehr?

Linz a. Rh. Direktor Dr. **Baar.**

5.

„Der gute alte Taler" und „der alte gute Taler."

Ist der Sinn bei beiderlei Stellung der Adjektive derselbe? Beide Attribute des Talers, als einer durch eine Reihe von Menschenaltern den Deutschen vertraut gewordenen Münze von selbständiger Namengebung des Systems — die er zum „Dreimarkstück" mediatisiert verloren hat — bekommt man jetzt oft zu hören und zu lesen, seitdem die Frage des Weiterbestehens des Talers ziemlich brennend geworden ist. Drücken beide dasselbe aus? Ich glaube, scharf genommen, nein. „Der gute alte Taler" betont die Güte, in dem Sinne, in welchem hier von ihr die Rede sein kann, also die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit im Verkehre und die Annehmlichkeit der Unterbringung eines Stückes von solchen Ausmessungen in der Geldtasche. Der „alte" ist der Taler bei dieser Wortstellung einfach im Sinne von vetus: der schon lange bestanden hat und im Handel und Wandel herumgerollt ist. In „der alte gute Taler" sind die beiden Adjektive weniger getrennt zu halten, so daß jedes seinen Sondersinn ausdrückte, bilden sie vielmehr eine Einheit, die ein Werturteil vom Standpunkte des Gemütes ausdrückt, während die umgekehrte Stellung ein Verhalten des praktischen Verstandes zu dem Gegenstande feststellt. „Alt" wird mit abgeblaßter Beziehung zu einer Zeitdauer im mündlichen Sprachgebrauch in doppelter Beziehung, zum Ausdruck ärger-

lichen Unwillens einerseits, einer freundlichen Gesinnung anderseits, angewendet. „Die alte Tür" ruft das Kind und auch der Erwachsene vorwurfsvoll aus, wenn sie von selbst heftig zugeschlagen ist oder man sich im Dunkeln an der versehentlich offen gelassenen gestoßen hat; „die alte Wespe", wenn sie gestochen hat usw. usw. Der Sprachgebrauch stammt offenbar von der ursprünglichen Hindeutung darauf, daß so etwas schon einmal vorgekommen ist oder daß es schon lange drohte. Ins Bewußtsein fällt das aber nicht mehr, und das Wort ist rein zur Bezeichnung des Tadelnswerten geworden. Umgekehrt liebkost man ein auch noch junges Kind mit „mein alter (guter) Junge", „mein altes (gutes) Mädchen". Als Seelenvorgang, der sich so erklärt, liegt dem Worte sicher zugrunde das Gefühl „der oder die mir schon so oft Freude gemacht hat", aber man vollzieht diese Vorstellung in dem solchermaßen sich aussprechenden Liebkosen nicht mehr mit ausdrücklichem Bewußtsein. Der entgegengesetzte Sinn des doppelten Sprachgebrauchs gibt sich nur in der Tonfärbung kund, mit der dort eine Unlust, hier eine Lust ausgesprochen wird. So ist denn auch in dem „alten guten Taler" nur das eine Gefühl enthalten, daß er einem durch langen Gebrauch, über seinen reellen Wert hinaus, zum Affektionswert geworden ist. In Grimms Wörterbuch fehlt dieser Doppelgebrauch von „alt".

Bei dieser Gelegenheit will ich mich als den geistigen Urheber der im Verlage des Buchhändlers Herrn R. Düngelmann (Berlin, Blücherstraße 14) erschienenen silbernen Ehrenmedaille „dem alten guten Thaler zu Ehren" bekennen. Ein sozusagen aufgeschnitten dem Leser sich bietendes Werk von nur vier Zeilen hat gewiß für den von Neuheiten überfluteten geistigen Arbeiter der Gegenwart den unschätzbaren Vorzug, in einem Augenblick verdaut werden zu können. Interesse unter dem Gesichtspunkt der deutschen Sprache dürfte an dieser meiner jüngsten Veröffentlichung immerhin der Sinnspruch der Schriftseite[1]) haben, der lautet:

Des Staates Vernunft
Bedroht deine Zunft.
Doch in Volkes Gemüt
Dir Anhänglichkeit blüht.

Die Ehrenmedaille ist namentlich für die großen Schichten des Volkes gedacht, die besonders in ihrer jugendlicheren Hälfte Sinn dafür haben, die Uhrkette mit schmückenden Anhängseln zu versehen. Diesen Elementen einmal in vier kurzen Zeilen den Gegensatz der so bedeutungsvollen Begriffe „Staat" und „Volk" und „Vernunft" und „Gemüt" gefühlsmäßig näher zu bringen, halte ich für eine ganz glückliche Seite meines anspruchslosen Einfalls. Die orthographische Inkonsequenz von „Thaler" und „Gemüt" ist beabsichtigt, weil der Taler sich selber stets „Thaler" genannt hat. Ich gebrauche da eben die unwillkürliche Personifikation, die der ganzen Idee, einer toten Sache eine

1) Die Bildseite bringt die Bildnisse der fünf preußischen Könige, von Friedrich dem Großen bis Wilhelm I., unter deren Regierung geprägte Taler im letzten Menschenalter bei uns im Umlauf waren.

Ehre zu erweisen, zugrunde liegt. Der Taler ist für das volkstümliche Empfinden eben kein toter Gegenstand, sondern ein alter Freund, der seit 200 Jahren dem deutschen Volke in allen Lebenslagen sehr wichtig geworden ist und dessen Untergang oder wenigstens höchst kritische Lage im Jahre 1904 von vielen mit Anteil wie an einem persönlichen Wesen empfunden wurde. Da auch ich diese Empfindungsweise ganz unreflektiert in mir vorfand, habe ich mich entschlossen, in der Umschrift die Stellung „dem alten guten Thaler zu Ehren" vorzuziehen, da das einfache gemütliche Gefühl in mir sprach und nicht das Urteil, daß er für den praktischen Gebrauch seine Sache gut gemacht habe.

Hameln. **Max Schneidewin.**

Bücherbesprechungen.

Otto Sarrazin, Verdeutschungs-Wörterbuch, 3. Aufl. Berlin, Wilh. Ernst und Sohn, 1906.

Der verdienstvolle Vorsitzende des so segensreich wirkenden Deutschen Sprachvereins bietet in seinem bewährten Verdeutschungswörterbuche eine Fülle von guten Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter. Denn nur diese, keineswegs alle Fremdwörter ohne Ausnahme, sollen nach dem umsichtigen und maßvollen Standpunkte des Sprachvereins durch deutsche Wörter ersetzt werden. Besonderes Lob verdient, daß Sarrazin für einzelne Fremdwörter oft eine ganze Fülle guter deutscher Ersatzwörter bietet und so jeder Schattierung des Fremdwortes gerecht zu werden sucht. Wer in diesem Buche nachschlägt, wird in den meisten Fällen auch einen wirklich guten Ersatz finden. Das ausgezeichnete Werk sei daher allen Freunden einer nationalen und künstlerischen Ausgestaltung unserer Muttersprache aufs nachdrücklichste empfohlen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Dr. Hugo Schladebach, Rektor der Dreikönigschule zu Dresden, Zriny, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Theodor Körner. Mit zwei Illustrationen und einem Faksimile der Originalhandschrift. (Deutsche Schulausgaben, herausgegeben von Dr. J. Ziehen, Nr. 36.) Verlag von L. Ehlermann, Leipzig, Dresden, Berlin 1905.

Die Frage, ob Körners Zriny heute noch in der Schule gelesen und behandelt werden soll, zeigt uns zwei schroff sich befehdende Parteien. Die einen stehen auf dem Standpunkte, daß der deutsche Unterricht und aller Lesestoff einzig und allein von dem rein ästhetischen Standpunkte zu betrachten und zu beurteilen sei, und lassen daher Körners Zriny, als ein ästhetisch unzulängliches Werk, für den Unterricht nicht mehr zu. Die anderen fordern die Zulassung aus patriotisch-religiösen und allgemein menschlichen Gründen. Auch Schladebach hat die Schwächen des Stückes keineswegs verschwiegen. Er führt in seiner vortrefflichen Einleitung S. 10—13 aus, daß Körner zwar verstehe, das Ganze mit wahrer inniger Poesie zu erfüllen, daß alles Empfinden

des Stückes aus des Dichters eigener, tiefinneren Überzeugung herausgewachsen sei, daß aber dem Drama jene seelische Erschütterung fehle, wie sie durch das Werden der Charaktere hervorgerufen werde. Es fehlen infolgedessen die tieferschütternden Konflikte, die den schuldlosen Helden Zriny zu dem einzigen, von Körner nicht überzeugend motivierten Auswege treiben, sich und die Seinen dem Untergange zu weihen. Zriny erscheint infolgedessen nicht als ein tragischer Held, und dem Stücke selbst fehlt daher der echt tragische Gehalt.

Trotz dieser richtigen Erkenntnis der Schwächen des Stückes empfiehlt Schladebach dennoch Körners Zriny als ein Drama, das für die Schullektüre in hohem Grade geeignet ist. Wir stimmen diesem Urteile durchaus zu. Es wäre eine bedauerliche Kleinheit und Einseitigkeit des Standpunktes, wenn man als Maßstab für die Schullektüre nur den ästhetischen Wert eines Werkes gelten lassen wollte. Freilich hat sich dieser Standpunkt ästhetischer Einseitigkeit in den letzten Jahren besonders nachdrücklich geltend gemacht, und auch mit einem gewissen Recht, weil er den früher alleinherrschenden Standpunkt der bloßen Belehrung und Moralisierung überwinden möchte. Als Kampfmittel gegen diesen bis vor kurzem auf weiten Gebieten unseres Jugendunterrichts herrschenden moralischen und belehrenden Zweck der Lesestücke ist die Betonung des ästhetischen Wertes alles mit der Jugend zu Lesenden durchaus berechtigt und verdient Anerkennung. Aber die bloße Herrschaft der ästhetischen Gesichtspunkte in der Lektüre ist genau so zu verwerfen wie die frühere einseitige Herrschaft des belehrenden oder moralischen Inhalts. Über allen diesen Forderungen steht die höchste Forderung: die Entfaltung einer gesunden und starken menschlichen Persönlichkeit, die in ihrer Gesamtheit, in ihrer vollen Ausgestaltung und Rundung jedem Erzieher vor Augen stehen muß. In unseren Kunsterziehungsbestrebungen haben wir daher einen notwendigen Durchgangspunkt unserer Entwickelung zu sehen, aber keineswegs das letzte und höchste Ziel und Ende aller Erziehung. Wir wollen nicht mehr wie bisher nur durch Religion und Wissenschaft die wahre Natur des Menschen wiederfinden und zu gesunder Entwickelung führen, sondern auch durch das zu beiden nunmehr gleichberechtigt hinzutretende Mittel der Kunst, das natürlich dadurch nicht etwa zur Alleinherrschaft gelangen, sondern sich mit Religion und Wissenschaft zu einem großartigen und wunderbaren Dreiklang echter Menschenbildung vereinigen soll.

Man wird es nun verstehen und billigen, wenn ich Körners Zriny um seines tiefen menschlichen Gehaltes, um seiner patriotisch-religiösen Idee, um seiner hinreißenden Verherrlichung aufopfernder Vaterlandsliebe, hingebender Pflichterfüllung und furchtloser Tapferkeit willen für eine hervorragend wichtige und wertvolle Jugendlektüre halte. Ich freue mich daher aufrichtig, daß in der vorliegenden Schulausgabe eine nach allen Seiten hin wissenschaftlich und schuldidaktisch mustergültige Darbietung des Körnerschen Dramas gegeben wird. Auch der ästhetische Fanatiker muß überdies zugestehen, daß Körners Zriny, wenn er auch als Gesamtwerk den höheren Forderungen der Ästhetik

nicht genügt, im einzelnen manche Szenen von großer dramatischer Lebendigkeit und hinreißender Schönheit aufweist, die für die episch-lyrische Breite und psychologische Unmöglichkeit schwächerer Partien des Stückes auch den ästhetisch Empfindenden entschädigen.

Nicht einverstanden kann ich mich damit erklären, daß der Herausgeber in der Einleitung auch ein Schema des Aufbaus des Dramas gibt. Wenn wir ein Drama verstehen wollen, so müssen wir uns in die Seele der Handelnden, vor allem des Helden vertiefen, nicht aber dem rein äußerlichen Aufbau der Handlung nachgehen, wie er heute noch in den meisten Schulausgaben und Lehrgängen nach Gustav Freytags gegenwärtig völlig veralteter und überwundener Technik des Dramas geboten wird. Der Schwerpunkt aller Erläuterung muß in der psychologischen Analyse, nicht in der theatralisch-technischen liegen. Es kann jemand ein Drama theatralisch-technisch nach Exposition, Schürzung des Knotens, Höhepunkt, Peripetie und Katastrophe tadellos aufbauen oder durchschauen und doch damit etwas ganz Wertloses tun, wenn ihm die Hauptsache: die psychologische Entwickelung und Vertiefung und die Einsicht in diese fehlt. Um daher den Schüler nicht von vornherein irrezuführen, auf etwas erst in vierter oder fünfter Linie stehendes Äußerliches abzulenken, möchte ich vorschlagen, künftighin in allen Schulausgaben und Literaturgeschichten eine schematische Darstellung des Aufbaus nach Freytagschem Vorbild streng zu meiden.

Ein vortrefflicher Abschnitt in Schladebachs knapper, aber gehaltreicher Einleitung ist der über die Quellen des Zriny, wie auch die geschichtlichen Bearbeitungen des Zriny und ihre dichterische Gestaltung in einem besonderen Abschnitte kurz und klar dargelegt sind.

Der Text des Dramas ist nach der im Körner-Museum zu Dresden befindlichen Originalhandschrift des Dichters gegeben, die aus 75 Blättern besteht und auf dem letzten Blatte die Bemerkung trägt: „geendet am 25. Juny 1812". Unter dem Texte gibt Schladebach eine Reihe kurzer, aber ausreichender Erklärungen.

Indem ich Schladebachs Schulausgabe von Körners Zriny als eine treffliche Leistung zur Benutzung in der Schule aufs wärmste empfehle, nehme ich zugleich die Gelegenheit wahr, auf die von Dr. Schiller und Valentin begründete, jetzt vom Oberstudiendirektor Dr. Ziehen herausgegebene Sammlung deutscher Schulausgaben, die im Verlage von L. Ehlermann in Dresden erscheint, die Fachgenossen nachdrücklich hinzuweisen. Besonders seien aus dieser gediegenen Sammlung noch die Dichtung der Befreiungskriege (von Ziehen herausgegeben, Nr. 19, 2. Aufl.), Goethes Gedankenlyrik (von Dr. Paul Lorentz, Nr. 35), Schillers Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung (von Prof. Dr. Geyer, Nr. 29), das Hebbelbuch, Auswahl aus Poesie und Prosa (von Dr. Lorentz, Nr. 37), das Herderbuch (von Loeber, Nr. 30), Lessings Philotas (von Zernial, Nr. 28) hervorgehoben.

Dresden. Otto Lyon.

Max Hoffmann, Geschichtsbilder aus Leopold von Rankes Werken. Leipzig, Duncker & Humblot, 1905. gr. 8°. VIII u. 399 S. Preis 6 M.

Sehr erfreulich ist es, daß das Bestreben, dem Volke die Klassiker unserer deutschen Literatur — und zwar nicht nur der dichterischen, sondern auch der wissenschaftlichen — durch Auswahlbände zugängig zu machen, immer weiter greift und immer schönere Erfolge erzielt. Da darf der Altmeister der deutschen Geschichtschreibung nicht fehlen, und Dr. Max Hoffmann, Gymnasialprofessor a. D. in Lübeck, hat sich das große Verdienst erworben, aus Leopold von Rankes Werken eine Auswahl von Geschichtsbildern zusammenzustellen, die besonders geeignet sind, die hohen Eigenschaften des größten deutschen Geschichtschreibers deutlich erkennen zu lassen: seine edle Gesinnung und warme Vaterlandsliebe, sein umfassendes und klares Urteil und seine geistvolle, fein durchgebildete Sprache. Mit Recht betont der Verfasser im Vorwort: „Ranke hat nicht bloß für die Gelehrten geschrieben, sondern für alle, die aus der Geschichte lernen, an ihr sich erheben und erfreuen wollen." Aber seine Werke „bieten sich dem wißbegierigen Leser nicht ohne weiteres zu mühelosem Genusse dar". Um so dankbarer wird man dem Herausgeber dieses geschichtlichen Lesebuches sein, daß er die gewaltige Mühe der Auswahl aus den Werken dieses Meisters auf sich genommen und uns so das Beste vom Besten in einem handlichen Bande vereinigt hat. Die Auswahl und die Behandlung der einzelnen Stücke beweist eine umfassende Belesenheit in Rankes Werken und großes Geschick in ihrer dem vorgesetzten Zwecke entsprechenden Ausnutzung. „Bei der Auswahl des Inhalts", sagt der Verfasser, „war Beschränkung geboten, um das Buch nicht zu überlasten." Es sind darum mit einer einzigen Ausnahme nur Stücke aus den Werken zur neuern Geschichte dargeboten, im ganzen 58, davon 25 aus der Zeit bis zum Westfälischen Frieden, die letzten 10 aus dem 19. Jahrhundert. Die „Weltgeschichte" des Meisters werde, so meint Hoffmann, am besten im Zusammenhange gelesen. Das ist gewiß richtig, und man kann auch mit dem eingeschlagenen Verfahren völlig einverstanden sein, doch aber ein Bedauern über die gänzliche Weglassung von Bildern aus dem Altertum und dem Mittelalter um so weniger unterdrücken, als es keineswegs sicher ist, daß viele Leute — d. h. nicht gelehrte — die „Weltgeschichte" Rankes wirklich im Zusammenhange lesen. Damit das Buch nicht zu dick wurde, hätte es ja vielleicht in zwei Teilen ausgegeben werden können. Wie die Auswahl jetzt ist, hieße der Titel jedenfalls richtiger: „Geschichtsbilder aus L. v. Rankes Werken zur neueren Geschichte."

Den Geschichtsbildern ist eine schöne und gründliche, 31 Seiten umfassende Darstellung von Rankes Leben und Schaffen sowie die Anführung einiger Grundsätze Rankescher Geschichtschreibung vorausgeschickt und am Schlusse ein Register angehängt. Daß bei jedem einzelnen Stücke der Überschrift eine genaue Quellenangabe beigefügt ist, versteht sich von selbst. Eine besondere Zierde des Buches, das sich durch seinen klaren Druck angenehm auszeichnet, ist eine vorn

eingeheftete Nachbildung des bekannten Ranke-Bildes von Julius Schrader, das sich in der Nationalgalerie zu Berlin befindet.

Das Buch sei jedem Freunde einer gediegenen geschichtlichen Bildung aufs wärmste empfohlen und besonders Schulbüchereien seine Anschaffung ans Herz gelegt.

Dresden. **Edmund Bassenge.**

Dr. Willy Scheel, Deutschlands Seegeltung. Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis von Deutschlands Flotte und ihrer Bedeutung in Krieg und Frieden. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1905. 341 S. Preis 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 80 Pf.

Unter den zahlreichen Büchern, die bestimmt sind, Aufklärung im deutschen Volke zu verbreiten über die Notwendigkeit einer starken Rüstung zur See, kennen wir kaum eines, das so geeignet sein dürfte, weiteste Kreise für alles, was mit unserer Flotte zusammenhängt, zu begeistern, wie das vorliegende Buch von W. Scheel. Ausgehend von dem inhaltschweren Worte: „Bitter not ist uns eine starke deutsche Flotte", das der Kaiser vor Jahren als mahnenden Weckruf in das deutsche Volk rief, führt der geschätzte Verfasser im Vorwort aus, daß Deutschland seinen Platz im Völkerrate Europas und seine Weltmachtstellung nur behaupten und den stetigen, ruhigen Gang in der Entwickelung des Welthandels nur weiterschreiten kann, wenn eine starke, kriegsfähige Flotte die Ehre der deutschen Flagge in heimischen und fremden Gewässern wahrt und die Millionen deutschen Kapitals, die auf dem Weltmarkt rollen, tatkräftig zu beschützen imstande ist. Aber nicht ein einzelner, seinen Zeitgenossen weit vorauseilender Geist, wie der Große Kurfürst oder Friedrich der Große, so wird weiter dargelegt, kann eine gewaltige Flotte ins Leben rufen, sondern ein ganzes Volk muß begeistert und opferfreudig hinter den Flottenplänen seines Herrschers stehen, wenn das hohe Ziel verwirklicht werden soll. Das ist ja die Lebensaufgabe, die sich unser tatkräftiger Kaiser gestellt hat, die er nicht müde wird zu vertreten und in die Tat umzusetzen, bei deren Erfüllung ihm aber nach besten Kräften zu helfen jeder Patriot als eine Ehrenpflicht ansehen muß.

Pflicht der Schule ist es nun vor allem, die deutsche Jugend für die kaiserlichen Ideale zu begeistern, verkörpert sich in ihr doch die Zukunft der Nation und soll sie doch dereinst mit berufen sein, die Ehre des deutschen Namens zu Wasser und zu Lande gegen jeden Angriff zu schützen. In den Dienst der deutschen Jugend will sich deshalb Scheels Buch stellen; es wendet sich, wie der Verfasser sagt, an die reiferen Schüler aller höheren Schulen, Fachschulen, Fortbildungsschulen und Seminare, insbesondere dann auch an die Zöglinge der militärischen, vorzüglich der seemännischen Bildungsanstalten, des Kadettenkorps, der Marineschule, der Deckoffizierschule usw. und soll auch in den Universitätsseminaren sowie Schüler- und Volksbibliotheken einen Platz erhalten.

Unter Heranziehung der besten Quellen und an der Hand namhafter fachmännischer Autoren — vgl. die Übersicht über die reiche Fülle der benutzten Vorarbeiten, S. 340/341 — sucht der Verfasser „ein Bild davon zu geben, mit welchen ungeheuren Schwierigkeiten auch die Flottenpläne einer vergangenen Zeit zu kämpfen hatten, und durch Vorführung alles dessen, was Deutschland seiner Flotte verdankt und in Zukunft von ihr verlangen muß, dem Flottengedanken immer breiteren Raum zu verschaffen".

In folgenden zwölf Kapiteln wird nun der gesamte Stoff des Lesebuches dargeboten: 1. Einleitung (Kundgebungen Sr. Majestät des Kaisers an und über die Flotte); 2. Entwickelung der deutschen Flotte bis 1888 (darunter Auszüge aus der interessanten Denkschrift des Prinzen Adalbert von Preußen); 3. Entwickelung der deutschen Flotte unter Wilhelm II.; 4. Betätigung der Flotte (darunter lehrreiche Aufsätze von Max Foß, Kapitän z. S., über die Einnahme der Taku-Forts und von Freiherrn von Richthofen über Kiautschou); 5. Deutschlands Seemacht — Deutschlands Zukunft; 6. Flotte und Handel; 7. Kriegführung zur See (darin der Aufsatz: See-Taktik von M. Plüddemann, Kontreadmiral z. D.); 8. Die Führung des Schiffes über See; 9. Organisation der deutschen Marine; 10. Schiffsbau und Schiffstypen; 11. Aphorismen über die Notwendigkeit einer starken Flotte (mit Auszügen aus Reden Sr. Majestät des Kaisers, Bismarcks, Bülows, Tirpitz', des Abgeordneten Dr. Spahn u. a.); 12. Anhang (Biographische Notizen zur Geschichte der Handelsmarine, Tabellen zur Geschichte der Kriegsmarine, Übersicht über Bestand und Entwickelung der Flotte, woran sich endlich kurze Anmerkungen anschließen, die verschiedene für das Verständnis notwendige Einzelheiten erläutern sollen).

Wir sehen also, daß hier nicht nur mit großem Fleiße aus einer überreichen Literatur eine Fülle wissenswerten Stoffes zusammengetragen ist, sondern daß auch dieser Stoff klar und lichtvoll angeordnet und mit echt pädagogischem Geschick für die Schule nutzbar gemacht worden ist. Wir tragen daher kein Bedenken, das treffliche Buch Scheels, das sich würdig den bisherigen Publikationen des verdienten Gelehrten und Schulmannes anreiht, aufs wärmste zu empfehlen und zwar der deutschen Schule nicht minder als dem deutschen Hause, will es doch nach des Verfassers eigenen Worten um das Interesse aller Flottenfreunde werben. Wenn aber die gesunden, von echt vaterländischem Geiste zeugenden Gedanken des Buches in immer weitere Kreise des Volkes dringen und immer fester Wurzel fassen, dann wird auch mit immer zwingenderer Notwendigkeit das ganze Volk auf die Flottenpläne des Kaisers eingehen, dann werden jene herrlichen Worte zur Wahrheit werden, die Wilhelm II. am 13. Februar 1900 in einer Rede anläßlich der Rückkehr des Prinzen Heinrich aus Ostasien gesprochen hat: „Das deutsche Volk ist mit seinen Fürsten und seinem Kaiser darüber willenseinig, daß es in seiner mächtigen Entwickelung einen neuen Markstein setzen will in der Schaffung einer großen, den Bedürfnissen entsprechenden Flotte. Wie Kaiser Wilhelm der Große uns die Waffe schuf, mit deren Hilfe wir wieder schwarz-weiß-rot geworden sind, so schickt

das deutsche Volk jetzt sich an, die Wehr sich zu schmieden, durch die es, so Gott will, in alle Ewigkeit schwarz-weiß-rot bleiben kann, im In- und Auslande.“ An diesem hehren, idealen Ziele mitzuarbeiten, ist gewiß eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen wert!

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Echtermeyer, Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen, 35. Auflage, herausgegeben von Alfred Rausch. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1905. Schulband: 4,30 M.

Die folgende Besprechung dient als Ergänzung der Geschichte des Echtermeyer im Februarheft dieser Zeitschrift.

Die 35. Auflage der Echtermeyerschen Gedichtsammlung erscheint gegenüber ihrer Vorgängerin so verändert, daß mit ihr ein neuer Abschnitt in der Entwickelung des Buches beginnt. Zunächst hat der Herausgeber nunmehr mit der langjährigen Überlieferung gebrochen, die Reihenfolge der Gedichte in der Sammlung selbst durch den Fortschritt vom Leichten zum Schweren zu bestimmen. Er gruppiert die Gedichte nach ihrer sachlichen Verwandtschaft und reiht die so entstandenen Gruppen, dem vorausgehenden Sachregister entsprechend, aneinander. Natur, Kultur, Sage und Geschichte sind die drei großen Abteilungen, denen sich die Gedichte in vielen Unterabteilungen eingliedern. Die Veränderungen im Sachregister gegenüber der 34. Auflage sind durchweg als Verbesserungen anzusehen. Statt „Gebirge und Steine“ würde mir die Überschrift „Gebirgswelt“ besser gefallen. Auch erscheint mir eine Umstellung der Abschnitte „Soldatenleben“ und „Handel und Verkehr“ am Platze. Selbst wer mit einer sachlichen Gruppierung von Gedichten in einem Schulbuche nicht ganz einverstanden ist, muß anerkennen, daß durch sie die praktische Verwendung der Sammlung sehr erleichtert wird. Besonders wird die Möglichkeit, sich schnell zurechtzufinden, dem vielseitigen Gebrauch des Buches im gesamten Unterricht der höheren Schule zugute kommen. Man muß gestehen, daß Geschmack und Sorgfalt hier alles erreicht haben, was sich bei einer sachlichen Gruppierung poetischer Stoffe überhaupt erzielen läßt.

Die neueste Auflage der Sammlung zeigt auch in der Auswahl der Gedichte einen erfreulichen Fortschritt. Bei dem löblichen Bestreben des Herausgebers, den Umfang des Werkes zu vermindern, haben gegen 145 Gedichte weichen müssen. Ein feines Urteil hat dabei auch hier den Wert des Buches erhöht. Fast durchweg ist nur Minderwertiges oder weniger Gutes ausgeschieden worden, so daß das Beste dem jetzigen Schülergeschlechte erhalten geblieben ist. Wer sich eingehend mit der Sammlung beschäftigt hat, weiß die Schwierigkeit der Ausscheidung zu schätzen und wird mit dem Herausgeber über einzelne Gedichte nicht rechten. Im Interesse der Unterklassen könnte man wünschen, daß der Humor, der einige der weggefallenen Gedichte durchweht, der Sammlung erhalten geblieben wäre. Auch die Gedichte sagen- und märchenhaften Inhalts hätten teilweise stehen bleiben können. Daß Hölderlin gar nicht mehr vertreten ist, wird jedem Freunde des Dichters leid tun. Wie gern

würde man zu seinen Gunsten etwa auf das Leandersche Gedicht „Huldigung" verzichten!

Hohe Anerkennung muß man dem Herausgeber zollen, wenn man die neu aufgenommenen Gedichte, an Zahl reichlich 90, ins Auge faßt. 15 Dichter, vor allem auch neuere Lyriker, treten zum ersten Male in der Sammlung auf. Wie frisch mutet es einen an, daß endlich auch Heinrich Seidel auf dem Plane erscheint! Für diese Gabe kann man dem Herausgeber herzlich danken, nicht minder dafür, daß andere hervorragende Dichter der Neuzeit viel mehr als bisher bedacht worden sind. Es gehören hierher Fontane, Greif und K. F. Meyer. Neues Blut ist dem alten Echtermeyer in die Adern gegossen worden, doch so, daß die Verjüngung ihn frei gehalten hat vom Übermodernen. Hier und da ist mir ein Gedicht aufgestoßen, das meiner Ansicht nach in künftigen Auflagen einem besseren Raum schaffen könnte, wie etwa „Maley und Malone" von Kopisch, das „Amen der Steine" von Kosegarten, „Die Füße im Feuer" von K. F. Meyer, „Johannes Kant" von Schwab und einige wenige andere. Teils ist es der Inhalt, teils die Form, woran ich Anstoß nehme. Auch Freiligrath gibt mir stets wieder zu denken. Seine Gedichte sind zum mindesten ungleich an Wert. Neben herrlichen Schöpfungen, wie den „Auswanderern", der „Trompete von Gravelotte", finden sich andere, die bei glänzender Sprache doch wenig poetisch sind. Sie kommen mir vor wie Raketen, die glänzend auffahren, die blenden, ohne zu erwärmen. Mag der „Löwenritt" auch noch so beliebt sein, er mutet mich an wie eine Zirkusszene. Ganz und gar keinen Geschmack kann ich dem Gedicht „Der Alexandriner" abgewinnen. Scheffel oder Reuter oder Kl. Groth oder manche andere könnten dafür guten Ersatz bieten. Die Dialektpoesie, über deren Wert und Notwendigkeit für die Jugendbildung wohl kein Zweifel mehr besteht, ist in der Sammlung etwas spärlich weggekommen. Vielleicht wäre es gut, wenn man den Schülern eine kleine Auswahl mundartlicher Dichtungen gesondert in die Hand geben könnte. Trotz dieser wenigen Bemerkungen erkläre ich nochmals die Auswahl des jetzigen Echtermeyer als vortrefflich.

Zum Schluß sei hervorgehoben, daß der Herausgeber eine Verteilung der Gedichte auf die einzelnen Klassenstufen des Gymnasiums in einem neuen Register vorgenommen hat, so daß der Grundsatz des Fortschritts vom Leichten zum Schweren hier zu seinem Rechte gekommen ist. Es macht keine Schwierigkeit, dem Gange, wie ihn der Herausgeber vorschlägt, auch in anders gegliederten Schulen zu folgen. Das Wörterverzeichnis zu den Dialektdichtungen ist jetzt durch Fußnoten zu den betreffenden Gedichten ersetzt. Die biographischen Notizen sind auf das Notwendigste beschränkt und dem 3. Register eingefügt.

Überblickt man alles, so muß man dem Herausgeber unbedingt zugestehen, daß er mit seltener Hingebung sich einem Werke gewidmet hat, das der nationalen Erziehung unserer Jugend ja schon 70 Jahre in unverwüstlicher Frische gedient hat. Wenn der Echtermeyer bisweilen in Gefahr war, auf Abwege zu geraten, so kann man nun der Zuversicht leben, daß er unter so kundiger Führung nicht wieder abirren wird.

Bautzen. Georg Grötzschel.

Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden gemeinfaßlich dargestellt. Ein Beitrag zur Heimatkunde von Prof. O. Heilig. — Karlsruhe, Fr. Gutsch, 1906. 8°. X u. 156 S. — Preis: geh. 3 M., eleg. geb. 3,60 M.

O. Heilig hat sich u. a. bereits durch seine Forschungen über badische Flur- und Ortsnamen vorteilhaft eingeführt, deren Ergebnisse er in den „Ortsnamen des Kaiserstuhls", Programm, Kenzingen 1898—99 und in der „Zeitschrift f. hochd. Mundarten" niedergelegt hat. Unser Werkchen behandelt in 3 Hauptteilen 1. Wesen und Ableitung der (keltischen, romanischen und deutschen) Ortsnamen, unter denen die deutschen natürlich den breitesten Raum (S. 9—88) einnehmen; 2. die sprachliche Entwickelung der Ortsnamen (a: die amtliche Schreibung, b: die mundartliche Gestalt) und 3. Volksetymologisches, Namensagen und Ortsneckereien.

Wie man sieht, schließt der Verfasser die Flurnamen aus. Diese Beschränkung ist nur zu billigen, denn hätte er sie hereingezogen, so wäre das Werk bedeutend umfangreicher geworden und sein Erscheinen hätte sich um etliche Jahre verzögert. Das wäre aber jammerschade gewesen, denn ein Buch wie dieses möchte man, je eher, desto lieber, in der Hand jedes deutschen Lehrers sehen, der in die Lage kommt, Namenkunde zu treiben. Wie kann z. B. der Lehrer des Deutschen seinen Unterricht beleben, wenn er darauf hinweist, daß uraltes Sprachgut, aus der Schriftsprache längst verschwunden und auch in der Mundart vielleicht schon im Aussterben, in den Ortsnamen noch in aller Munde ist, wie got. qaírnus, ahd. kurn, mhd. kürn(e) Mühle in den badischen Orten Kürnbach, Kürnberg[1]), Kirnach, Kirnhalden. Wie freudig überrascht werden die Schüler sein, wenn ihnen aus manchem heimischen Ortsnamen, der ihnen bisher nur ein leerer Schall war[2]), auf einmal ein voller Sinn entgegenklingt! Muß das nicht zu eigenem Nachdenken anspornen und den Forschungstrieb wecken? Wie wird ein Schüler aus Sandhofen (nördlich Mannheim) lauschen, wenn er, vielleicht in der Heimatkunde, hört, daß die Gründer seines Heimatsortes doch nicht auf dürren Sand gebaut haben, sondern daß der Ort ursprünglich (888) Sunthoven hieß! Führt ihn nun der Lehrer noch auf den Namen des südlichen Elsaß, Sundgau, so wird es ihm wie Schuppen von den Augen fallen: Sandhofen ist das südliche Hofen, im Gegensatz zum — am Ende läßt sich auch das noch herauslocken, wenn der Lehrer ein bißchen nachhilft — nördlichen Scharhof! Ähnlich in der Geschichte, wenn die Besiedelung des Landes besprochen wird. Wie werden selbst denkfaule Schüler suchen helfen, wenn es heißt: „Wir haben in Baden auch ein paar römische Ortsnamen. Wer bringt sie heraus?" Welche Befriedigung, wenn die paar Orte glücklich gefunden werden! Und für solche Hilfsmittel zur Belebung

1) Österreichischen Lesern wird hierbei gleich der bekannte Minnesänger einfallen, der sich nach einem der beiden österreichischen Kürnberg (bei Linz oder südlich Melk) nennt.

2) Dittwar (südwestlich Tauberbischofsheim, 1169 Dietebure) = Bur (Gehöft) des Dioto.

des Unterrichts ist Heiligs Buch geradezu eine Fundgrube. Aber doch wohl nur für badische Lehrer? Nein! Jeder Deutsche, der seine engere Heimat leidlich kennt, wird aus dem Buch eine Fülle der Belehrung schöpfen, er wird auf Schritt und Tritt zum Vergleichen angeregt werden und dabei das Dunkel weichen sehen, das bisher über manchem Ortsnamen seiner Heimat lag. Dabei ergeben sich verblüffende Übereinstimmungen. Nur dreierlei möchte ich herausgreifen. Der Westniederdeutsche wird in den badischen Ortsnamen auf tung (Gegend zwischen Oos und Bühl) zu seinem Erstaunen das heimische dunk, donk[1]) = flache Erhöhung, Sandbank, wiederfinden, und der Sachse aus der Zwickauer Gegend wird nicht minder überrascht sein, wenn er zu Tilgen = Sankt Egidien[2]) das Seitenstück findet: Sankt Ilgen südlich Heidelberg, 1341 ad sanctum Egidium, mundartlich Dilje. Also unter gleichen Bedingungen auf zwei weit auseinanderliegenden Gebieten das gleiche Ergebnis. Die Ortsnamen auf hurst (ahd. hurst, horst, mhd. hurst = Gebüsch, Dickicht), die in einem Teil des alemannischen Badens[3]) in Menge auftreten, erscheinen auf deutschem Boden meines Wissens nur noch im Niedersächsischen[4]): z. B. Delmen-, Deichhorst, westlich Bremen. Im fränkischen Baden sucht man sie also vergebens. Diesen gewiß nicht zufälligen Unterschied hebt Heilig richtig hervor, und auch sonst sagt er bei jedem einzelnen Grundwort deutlich, ob es nur dem alemannischen oder dem fränkischen Sprachgebiet eigen ist, oder ob es beiden gemeinsam angehört. Hätte es sich nun nicht empfohlen, am Schlusse zusammenzufassen, welche Grundwörter der eine Sprachstamm vor dem andern voraus hat? Dann wären die für die Mundartengeographie wichtigen Tatsachen greifbarer hervorgetreten als so. Vielleicht kommt der Verfasser in einer zweiten Auflage, die sich hoffentlich recht bald nötig macht, dieser bescheidenen Anregung nach.

Zum Schluß kann ich das Büchlein, in dem eine ganz gewaltige Arbeit steckt, allen Deutschen, die Sinn für ihre Heimat haben, nochmals aufs wärmste empfehlen, vor allem den Lehrern; den badischen besonders deshalb, weil es durch Betonung des Mundartlichen eine wertvolle Ergänzung zu Kriegers sonst so gründlichem Topographischen Wörterbuch des Großherzogtums Baden bildet.

Dresden. **Oskar Philipp.**

Prof. Dr. F. Oskar Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache. 3. Aufl. VI u. 190 S. gr. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. geh. 2,80 M., geb. 3,40 M.

Mit besonderer Freude und lebhafter Genugtuung über den schönen, wohlverdienten Erfolg begrüßen wir die Neuauflage eines Buches, das nicht nur

1) Vgl. z. B. Winnekendonk nördlich und Wachtendonk südlich Geldern.

2) Vgl. diese Zeitschrift 1906, S. 112 f.

3) Vereinzelt auch im (ebenfalls alemannischen) Elsaß: die Holderhurst b. Straßburg, urkundl. 1333—90, Straßb. Urkundenb. VII, 13, 29; 69, 8; 199, 12; 727, 26.

4) Außerdem, wieder in dichter Menge, in England, anscheinend nur im Süden, z. B. Lyndhurst in Hampshire, Fernhurst in Sussex, Sandhurst in Berkshire, Hawkhurst in Kent.

für die Hand des zünftigen Gelehrten bestimmt ist, sondern jedem Gebildeten, der sprachlichen Erscheinungen Interesse entgegenbringt, eine überraschende Fülle geistiger Anregung bietet: Prof. O. Weises Charakteristik der lateinischen Sprache, ein treffliches, gedankenvolles Buch, das zuerst 1891 erschien und jetzt in dritter Auflage vorliegt, außerdem auch schon — gewiß ein Beweis seiner außerordentlichen Verwendbarkeit — ins Französische[1]) und Neugriechische[2]) übersetzt worden ist.

Mit Recht sagt der geschätzte Verfasser schon im Vorwort zur ersten Auflage: „Die Kenntnis einer Sprache bleibt oberflächlich, solange sich der Lernende nicht über die Gründe für die verschiedenartige Gestaltung ihres Baues klar geworden ist. In dieser Hinsicht durchforscht man die Grammatiken meist vergeblich. Die Schulbücher weisen solche Erörterungen als ihrer Aufgabe fremd von sich, und die wissenschaftlichen Werke begnügen sich leider mit wenigen Andeutungen." Mit Fug und Recht fordert aber Weise, dem machtvollen Zuge des 19. Jahrhunderts folgend, auch hier den Dingen auf den Grund zu gehen, die historische Entwickelung zu verfolgen und immer mehr die Schablone des rein gedächtnismäßigen Einübens zu ersetzen durch eine auf streng philologischer Schulung beruhende, die Schüler zu eigenem Nachdenken zwingende Lehrmethode. Das sind in der Tat goldene Worte, die sich viele Lehrer immer noch mehr zu Herzen nehmen sollten; es wird auf allen unseren Schulen, so auch auf den lateintreibenden Anstalten, noch viel zu viel mechanisch „auswendig gelernt" anstatt verstandesmäßig entwickelt; manche Regel brauchte nicht mühsam „eingepaukt" zu werden, um ebenso rasch wieder vergessen zu werden, wenn ihr Inhalt als logisch zwingend, als unabweisbare Notwendigkeit, den Schülern in vollster Schärfe vorgeführt würde. Freilich muß in diesem Falle der Lehrer nicht bloß über ein tüchtiges wissenschaftliches Rüstzeug verfügen (u. a. auch über Kenntnisse in anderen, sowohl alten als auch modernen Sprachen), sondern auch mit liebevollster Hingebung sich sozusagen in die Psyche der Sprache versenken, die er lehrt, und von höherer Warte aus seinen Schülern das Verständnis für sprachliche Erscheinungen erschließen. Für den Unterricht im Lateinischen bietet nun in diesem Sinne das Buch von Weise den besten, zuverlässigsten Führer. Ausgestattet mit gründlichster philologischer Bildung, reich belesen in allen literarischen Quellen, begabt mit tiefdringendem Scharfblick, treffend in seinem Urteil und ein vielseitig gebildeter, erfahrener Sprachkenner, hat der Verfasser wirklich eine „Charakteristik der lateinischen Sprache" geboten, der sich kaum etwas anderes Derartiges an die Seite stellen läßt.

Das Buch zerfällt in sechs Abschnitte: 1. Sprache und Charakter (§§ 1 bis 33); 2. Stil und Kulturentwickelung (§§ 34—59); 3. Die Sprache der Dichter (§§ 60—88); 4. Die Sprache des Volkes (§§ 89—111); 5. Die

1) Les Caractères de la langue Latine par F. Oscar Weise traduit de l'Allemand par Ferd. Antoine. Paris, C. Klincksieck. 1896. Nouvelle collection à l'usage des classes XXII.

2) Durch Gymnasialdirektor G. Graziatos in Argostoli auf Kephallenia, erschienen in Athen (1905).

klassische Sprache Cäsars und Ciceros (§§ 112—130); 6. Anhang: Die römische Kultur im Spiegel des lateinischen Wortschatzes. Daran schließen sich (S. 167—188) sehr umfängliche, das Verständnis der vorausgehenden Kapitel erläuternde Anmerkungen mit reichen Quellennachweisen, endlich ein Sachregister.

Eine bewunderungswürdige Gelehrsamkeit und ein Niederschlag weitreichendster Belesenheit findet sich in dem äußerlich wenig umfänglichen Bändchen, und wohl jeder, auch der in seiner Wissenschaft bewanderte Philolog, wird in ihm noch allerlei Neues entdecken, ja vielleicht wird ihm manches Wort und mancher Begriff, die ihm bisher noch nicht zu vollem Verständnis in ihrer Entstehung und Entwickelung gekommen waren, jetzt erst in rechter Klarheit vor der Seele stehen. Knappe, scharf geprägte Aussprüche, wie S. 130: „Die Interjektionen sind Empfindungsblitze, die vom Herzen plötzlich aufstrahlen", geben dem Büchlein einen besonderen Reiz. Dazu werden in geistvoller Weise Seitenblicke auf Sprache und Sitte anderer Völker geworfen, wie z. B. S. 22, wo wir lesen: „Mit feierlichem Pathos sagt der fromme Israelite bei der Begrüßung: Friede sei mit dir!, der muntere, heiter gestimmte Grieche ruft dem Begegnenden ein χαῖρε, freue dich! zu, dem Römer ist Gesundheit und Stärke die Hauptsache: seine Grußformeln vale! und salve! bedeuten eigentlich: Bleib stark und bleib gesund!" Oder S. 180, wo es heißt: „Die Phantasiebegabung (der Römer) reichte meist nicht sehr weit . . . . Nur wenige konnten von sich sagen wie Ovid: quidquid tentabam dicere, versus erat, geschweige denn, daß sie sich zu der Höhe der Deutschen emporgeschwungen hätten, denen etwas, was sich nicht reimt, als „ungereimt" erscheint." An anderen Stellen wiederum werden interessante Schlüsse vom Volkscharakter auf die Sprachentwickelung gezogen, so z. B. S. 31: „Wie die Wortbedeutung trägt auch die Syntax den Stempel des Geistes, der im Volke waltet. Durch den Satzbau (des Römers) geht ein strenger energischer Zug, ein schneidiger Hauch logischer Konsequenz, der uns erklärt, warum sich die lateinische Sprache wohl zu Anklagereden und zur Darstellung von Kriegszügen eignete, aber weniger den weichen Tönen der Lyra anzupassen war."

Noch manch geistvolles Wort könnten wir anführen, doch wir müssen uns mit diesen Proben begnügen; unser Gesamturteil aber über Weises treffliches Büchlein fassen wir dahin zusammen, daß wir nicht anstehen, die eingehende Beschäftigung mit ihm den Fachgenossen nicht minder als allen Gebildeten ans Herz zu legen: reiche Belehrung und hoher Genuß werden die Früchte der Lektüre sein.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Kleine Mitteilungen.

Die **„Pädagogische Gesellschaft"**, bei Gelegenheit der Jenaer Ferienkurse im August 1901 von Prof. D. Dr. Zimmer-Zehlendorf und Prof. D. Dr. Rein-Jena ins Leben gerufen, hat sich als Ziel die theoretische und praktische Fortbildung der Erziehung gesteckt. Sie darf nicht in den Dienst einer einzelnen pädagogischen,

politischen, sozialen, religiösen oder sonstigen Richtung treten; sie bewahrt sich den freien, weitblickenden Standpunkt. Ihr gehören daher auch schon jetzt angesehene Gelehrte und Schulmänner verschiedener Richtungen an. Im ganzen zählt die „Pädagogische Gesellschaft" bis jetzt gegen 1800 Mitglieder.

Als erste Aufgabe hat sie sich vorgenommen, aus der Anzahl der erschienenen Schriften für Schule und Erziehung diejenigen zusammenzustellen und knapp zu charakterisieren, die zuverlässig, brauchbar und wissenschaftlich unanfechtbar sind.

Bisher erschienen zwei Hefte: Verzeichnis von empfehlenswerten Schriften für den evangelischen Religionsunterricht von Dr. Meltzer-Zwickau (2. Aufl. in Vorbereitung) und für den deutschen Unterricht von r. Matthias-Plauen i. V. In Vorbereitung befindet sich: Verzeichnis von empfehlenswerten Schriften für den Geschichtsunterricht.

Es ist für jedes Jahr ein Heft in Aussicht genommen; von Zeit zu Zeit werden Nachträge herausgegeben.

Der Jahresbeitrag beträgt 1 M. Dafür erhält jedes Mitglied die Drucksachen der Gesellschaft zugeschickt.

Schließen sich Vereine oder größere Kollegien der „Pädagogischen Gesellschaft" an, so ermäßigt sich der Jahresbeitrag je nach der Zahl der hinzutretenden Personen für die Person auf etwa 40 bis 60 Pf. Anmeldungen nimmt der Schriftführer, Rektor Winzer in Jena, entgegen. Dieser ist auch zu jeder weiteren Auskunft gern bereit.

Zeitschriften.

Die Deutsche Schule. 10. Jahrg. Heft 4. Inhalt: Paul Natorps Pestalozzi. Von Prof. Dr. A. Heubaum in Berlin. — Von sinnlichen Anschauungen zu deutlichen Begriffen. Eine Kritik. Von Dr. O. Meßmer in Rorschach. — Die Gedichtsbehandlung im Dienste der Kunsterziehung. Von Dr. Alfred M. Schmidt, Seminarlehrer in Altenburg, S.-A. (Schluß.)

Alemannia. 7. Band. Heft 1. Inhalt: Archivrat Dr. Peter P. Albert, Friedrich von Weech und seine Verdienste um die badische Geschichtsforschung. (Mit Bild.) — Prof. Dr. Othmar Meisinger, Volkslieder aus Baden.

Archiv für Kulturgeschichte. 4. Band. Heft 2. Inhalt: Zur Geschichte der mittelalterlichen Heilkunst im Bodenseegebiet. Von Universitätsprof. Dr. Karl Baas in Freiburg i. Br. — Burgtürme und Burghäuser auf bergischen Bauernhöfen und in bergischen Dörfern. Von Bibliothekar Otto Schell in Elberfeld. — Rostocker Studentenleben vom 15. bis ins 19. Jahrhundert. II. Von Universitätsbibliothekar Dr. Ad. Hofmeister (†) in Rostock.

Das literarische Echo. 8. Jahrg. Heft 14. Inhalt: Alfred Klaar, Persönlichkeit. — Artur Schurig, Richard Schaukal. — Hermann Ubell, Ein neuer Lyriker. — Richard Schaukal, Der Glaskasten. — Franz Karl Ginzkey, Gedichte.

—— 8. Jahrg. Heft 15. Inhalt: E. W. Fischer, Gustave Flauberts Nachlaß. — Ferdinand Gregori, Max Bewer. — Emil Peschkau, Neue Novellen. — Heinrich Goebel, Skandinavische Bücher.

Der Türmer. 8. Jahrg. April 1906. Inhalt: Sind die sittlichen Grundsätze der Bergpredigt für uns noch verbindlich? Von Hugo Heim. — Leibeigen. Eine Kolonialnovelle aus der Gegenwart. Von Hanna Christaller. — Ludwig Gurlitt. Von Rudolf Pannwitz. — Neuer Wein. Eine Legende von Hero Max. — Das Schwert des Hünen. Eine Island-Sage. Von Emil Lucka.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33I.

Ein neues Handbuch des deutschen Unterrichts.

Von Gymnasialoberlehrer Dr. **W. Scheel** in Steglitz.

Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Lehranstalten, herausgegeben von Dr. Adolf Matthias I 3, P. Goldscheider, Lesestücke und Schriftwerke im deutschen Unterricht XIV, 496 S. geb. 9 M.; I 2, P. Geyer, Der deutsche Aufsatz VII, 326 S. geb. 7 M., beide im Verlag von C. H. Beck (Oskar Beck), München 1906.

Gegenüber der Vielgestaltigkeit und den verschiedenen Zielen unserer Schulter an Schulter strebenden höheren Lehranstalten bietet der Unterricht im Deutschen auf der höheren Schule ein gewisses ruhiges Gegengewicht. Ihn betreiben alle, ihm stecken sämtliche höheren Schulen, wes Nam' und Art sie auch sein mögen, das Ziel, unsere Jugend in das Verständnis ihrer Muttersprache und ihrer Geschichte, ihrer Literatur und ihres Geisteslebens einzuführen. So wird der deutsche Unterricht mit Recht zum Rückgrat jeder Erziehung deutscher Knaben zu vaterländischer Gesinnung und zu höherer geistiger Bildung, an das die verschiedenen Schularten je nach ihrer ihnen eigentümlichen Ausbildung die Fächer anschließen können und sollen, die der betreffenden Schule ein eigenes Gepräge aufdrücken. Entsprechend dieser Wichtigkeit, die der deutsche Unterricht unleugbar hat, sind auch allenthalben von wissenschaftlicher wie von schulpädagogischer Seite Stoffmengen aufgehäuft worden, die zur Förderung und Verbreiterung dieses Unterrichts dienen sollen; sie sind aber oftmals durch die Art ihrer Publikation außerordentlich schwer erreichbar, und wenn auch das wissenschaftliche Streben auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts keineswegs unterbunden werden soll, so ist es doch von außerordentlicher Bedeutung, daß gerade jetzt ein großangelegtes Sammelwerk erscheint, das sich als „Handbuch des deutschen Unterrichts an den höheren Schulen" bezeichnet und aus der Hand berufener Arbeiter alles für den deutschen Unterricht Fruchtbare und fruchtbar zu Machende in wissenschaftlicher Weise zusammenträgt, so daß dies Werk von nun an als die Grundlage zu bezeichnen ist, auf der jeder weiter bauen muß, der sich mit Fragen des deutschen Unterrichts beschäftigt.

Das Handbuch wird im ersten Bande die geschichtliche Entwickelung des deutschen Unterrichts (A. Matthias), die Behandlung des deutschen

Lesestoffes (P. Goldscheider) und Aufsatzes (P. Geyer) enthalten. Der zweite Band bringt die Einführung in das Altdeutsche (F. v. d. Leyen) und eine Grammatik der neuhochdeutschen Sprache (L. Sütterlin) mit dem Anhange einer deutschen Aussprache auf phonetischer Grundlage (Th. Siebs). Der dritte Band umfaßt Stilistik (R. M. Meyer), Poetik (R. Lehmann), Verslehre (F. Saran). Der vierte Band bietet eine Geschichte der deutschen Sprache (V. Michels), Etymologie der nhd. Sprache (W. Streitberg), und Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und geflügelte Worte. Im fünften Bande finden deutsche Altertumskunde, Religion und Mythologie (F. Kauffmann), und deutsche Heldensage (F. Panzer) ihren Platz. Der sechste Band endlich wird die deutsche Literaturgeschichte enthalten, die „alles aus den ersten fünf Bänden gleichsam zusammenfaßt, was an literarischen Werten sich im Laufe der Geschichte abgeklärt und befestigt hat". So wie sich das Unternehmen nach seiner Ankündigung darstellt, ist es ein zurzeit einzig dastehendes, organisch geordnetes und gegliedertes Werk, das dem Lehrer des Deutschen ein auf wissenschaftlicher Grundlage ruhendes Material in allseitiger Betrachtung und allseitiger Ausstrahlung wird bieten können. Dem Herausgeber Adolf Matthias, der den Anforderungen und Bedürfnissen der höheren Schulen ein einsichtsvoller Fürsprech ist, werden die Unterrichtenden aufrichtigen Dank wissen, sein Name und die Auswahl der übrigen Mitarbeiter bürgt auch dafür, daß hier ein auf vornehmer wissenschaftlicher Höhe sich haltendes Werk begonnen und von ihm inauguriert wird, worin sich praktische Schulmänner und Gelehrte die Hand zu einem fruchtbaren Bunde reichen, um dem angehenden Lehrer des Deutschen ebenso wie demjenigen, der, von anderen Fakultäten kommend, mit diesem Fache betraut wird, freilich nicht Anleitung für eine Einzelstunde, sondern einen Überblick über den Gesamtumkreis des Gedankengebietes zu geben, der ihn dazu befähigt, sich über die Fragen des deutschen Unterrichts allseitig zu orientieren.

Der vorliegende Band (I, 3), aus der Feder eines praktischen Schulmannes (P. Goldscheider), behandelt „Lesestücke und Schriftwerke im deutschen Unterricht". Sein Werk will kein praktischer Lehrgang sein und unterscheidet sich daher im Prinzip von all den Hilfsmitteln, die in der Zusammenstellung von Erklärungen des einzelnen Schriftwerkes ihr Ziel sehen. Anderseits ist es aber auch keine trockene Methodik, sondern fügt den systematischen Betrachtungen eine beschränkte, aber in sich liebevoll ausgewählte und aus dem lebendigen Unterricht geborene Sammlung von praktischen Beispielen hinzu. Das Hauptverdienst des Buches sehe ich in der prinzipiellen Scheidung eines deutschen Unterrichts an höheren und nicht höheren Schulen, und in der richtigen Erkenntnis, daß die Herbartschen Formalstufen nicht bedingungslos bei der Durchnahme jedes Lese-

stückes in ihren sämtlichen Teilen ausgebreitet werden müssen. G. bezeichnet in seinem Eingangskapitel über die Eigenart der Erklärung sein Buch als eine neue Lesekunst und trifft damit gerade in der heutigen Zeit, wo das Lesen im wahren Sinne des Wortes d. h. verständnisvolles Lesen der jungen Generation erst gelehrt werden muß, unzweifelhaft das Richtige, wenn er von Goethes Wort ausgeht:

Liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamiert sich das Fremde.

Diese Lesekunst ist gerade so wie die Kunst des Briefschreibens der neueren Zeit verloren gegangen; Sache des Unterrichts ist es, auf wissenschaftlicher Grundlage die Kunst zu lehren, sich in ein Werk der Muttersprache so zu vertiefen, daß das Ganze als ein Kunstwerk auf den Leser eine Wirkung ausübt. Diese Wirkung soll auf Sextaner wie Primaner, auf schwachbegabte und fähige Köpfe erreicht werden; der Lehrer muß daher wie in keinem anderen Fache seine Schüler kennen und zu behandeln wissen; er darf besonders hier nicht über ihre Köpfe fortreden, er soll aber auch nicht das Handwerksmäßige des Unterrichts zu sehr hervortreten lassen. Er darf die Empfindung nicht zerstören, aber auch nicht unverstandene Brocken mitgehen heißen. Von keinem anderen Unterricht darf man so wie vom deutschen Unterricht als einer Kunst auf wissenschaftlicher Grundlage sprechen, aber nicht allein hinsichtlich der Eigenart der Erklärung, sondern auch in bezug auf den Inhalt und Wert des Gebotenen. Wie wir in unseren Museen eine Auswahl walten lassen und nur Kunstwerke aufnehmen, die wert sind, einem ganzen Volke gezeigt zu werden, so muß auch für die Lesebücher und die Schullektüre unserer Jugend ein Maßstab gefunden werden, nach dem der Zusammensteller aus dem schier unübersehbaren Material das für die Jugend der höheren Schule Wertvolle abmißt. Hierüber herrschen natürlich die abweichendsten Ansichten, wie ein gutes Lesebuch aussehen sollte; und das ist gar nicht zu beklagen: denn durch den Wettstreit der Meinungen ist schon manch Gutes erreicht worden, auch auf diesem Gebiete. Es ist natürlich hierbei, wie überhaupt in dieser ganzen Besprechung, unmöglich, alle die auftauchenden Fragen, denen Goldscheider seine Aufmerksamkeit widmet, ausführlich zu behandeln oder selbst zu streifen. Erwähnen möchte ich nur eine Bemerkung, die ich nicht zu billigen vermag. Er scheint es (S. 12) gut zu heißen, daß das moderne Schullesebuch zu einem gewissen weltenzyklopädischen Charakter zurückgekehrt sei. Ich halte dies nur insoweit für richtig, als das Lesebuch den Fächern zu dienen hat, die in ihren eigenen Lehrbüchern ausgebreitete Schilderungen aus Mangel an Raum entbehren müssen, wie z. B. Geschichte und Erd-

kunde. Ob es wirklich aber geraten scheint, die gleiche Forderung auf die physisch-technisch-naturkundlichen Gebiete auszudehnen, wie es allerdings meist geschieht, ist mindestens noch nicht spruchreif. Wollte man für alle diese Fächer das moderne Leben im Lesebuch fordern, wo bleibt da der Raum und die Übersicht? Zudem besitzen wir in der neueren Entwickelung der Lehrbücher für die realen Fächer darin ein gutes Äquivalent, so daß sich das Lesebuch damit wahrlich nicht zu belasten braucht, besonders da es ohne Abbildungen doch nur in gewisser Hinsicht mithelfen könnte. Anders liegt diese Frage bei Stücken zur Veranschaulichung der Geschichte und Erdkunde. Und auch hierfür haben die Lesebücher nur einen bestimmten Raum, so daß die neuere Entwickelung eine Schaffung von Sonderlesebüchern z. B. für Geschichte der Flotte, Kenntnis von dem geistigen Leben in Deutschland zu begünstigen scheint, die dann allerdings zum Teil als unoffizielle Schulbücher der Privatlektüre zu dienen bestimmt sind. Doch diese Fragen werden noch weiter unten zu behandeln sein. Hier möchte ich Goldscheiders Eingangskapitel mit dem Haupteindruck schließen, den ich aus seinen Darlegungen gewonnen habe: das ist die hohe Achtung vor dem, was man und wie man es den Schülern bietet. Wer im Lesebuch ohne zwingende Not eigene Aufsätze neben Mommsen, Ranke und Freytag, wer eigene Gedichte neben Goethe und Schiller setzt, der ist schlecht beraten. Der Lesestoff muß so hoch stehen, daß der Erklärer mit seiner ganzen Persönlichkeit daran hängt und dadurch beeinflußt wird. Auch die Statue wird in ihren Einzelteilen erklärt, im ganzen aus Nähe und Ferne betrachtet: das Letzte, Größte des Eindrucks ist aber ebenso unmeßbar, wie beim Lesestück oder Schriftwerk überhaupt.

Dies führt uns bereits zu den Gedanken des zweiten Kapitels der „Entfaltung des Lesestückes und Schriftwerkes". Gerade hierbei lockte es den Rezensenten, länger zu verweilen: hat doch Goldscheider aus der Fülle seiner Erfahrungen heraus eine vorbildliche Sammlung von Einzelbemerkungen gegeben, die durch ihren Standpunkt von höherer Warte, den wissenschaftlichen Ernst und die Kenntnis aller einschlägigen Materialien, geeignet ist, ein Führer durch die verwirrende Masse der Ansichten und der Einzelliteratur zu sein. Immer betont er seinen vornehmen Standpunkt, der für Sexta und Prima der gleiche sein muß, das Ganze des Schriftwerkes zu erschließen. Streng scheidet er Hauptinhalt und Nebeninhalt, Haupthandlung und Nebenhandlung, Vordergrund und Hintergrund der wissenschaftlichen oder dichterischen Stücke, um doch behutsam nach der Teilung das Gemeinsame herauszuführen. Energisch weist er jene Erklärung und Erklärer ab, die im Beibringen entlegenen Wissens, besonders aus sprachlichem und quellenkritischem Gebiete ihre Befriedigung finden und nicht sehen, daß sie sich

damit weit von wirklicher Übermittelung des Dichtwerkes entfernen. Freilich darf bei aller Achtung vor dem Gesamteindruck das einzelne der Gliederung und des Inhaltes nicht vergessen werden. Daß sich hierbei besonders der Dramenerklärer von „dramaturgischer Raserei“ (S. 43) fernzuhalten hat, ist eine gewiß beherzigenswerte Forderung; warum aber Goldscheider mit der sicherlich recht harmlos gemeinten Aufgabe der Lehrproben und Lehrgänge (1893; 36,55 ff.), aus dem Schillerschen Aufsatz „Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547“ als Schulübung einen Einakter anzufertigen, so streng ins Gericht geht, ist nicht recht verständlich; man darf selbstverständlich aus solchen Aufgaben keine Regel machen wollen! Ein einmaliger Versuch — vielleicht in einer Überstunde — hätte für mich kaum etwas Anstößiges.

Was Goldscheider über die lautliche Verkörperung des Schriftwerkes sagt, ist ebenfalls reich an trefflichen Winken. „Es ist zweifellos, daß es mit der Erziehung zum Sprechen der Schüler schlecht bestellt sein wird, solange auch sehr viele Lehrer auf diesem Gebiet nachlässig sind!“ Freilich ist ja neuerdings durch Vorträge von Lektoren der deutschen Sprache an den größeren Universitäten dafür gesorgt, daß es den angehenden Lehrern des Deutschen an einer lautlichen Unterweisung nicht mangelt. Mit dieser Kenntnis ausgerüstet, werden sie dem verständnisvollen Lesen von Sexta bis Prima ihre Aufmerksamkeit in größerem Maße zuwenden können, als es vielleicht bisher durchgängig geschehen ist. Weshalb freilich Rollenverteilung in der Unterrichtsstunde so prinzipiell abgelehnt wird (S. 46), ist nicht recht verständlich: sollten nicht die reizenden Stormschen Heinzelmännchen und Zwerge in dem Sextanerstück „Schneewittchen“ einen bleibenden Eindruck auf empfängliche Gemüter ausüben, wenn hier einmal — nicht regelmäßig — ausnahmsweise die Rollenverteilung in die Unterrichtsstunde verlegt wird? Sollten nicht kürzere Stücke, wie Wallensteins Lager, Questenberg und Wallenstein, die Traumszene des Orest, Hedwig und Gertrud, Elisabeth und Maria, durch ein verteiltes Vorlesen eher gewinnen? Natürlich wird niemand ein ganzes Drama lesen lassen, wie es früher wohl üblich gewesen sein soll! Schüleraufführungen als Ergänzung der Lektüre, nicht als Festlichkeit, verwirft Goldscheider mit Recht; lieber sollten sich die Schüler, wo dies möglich ist, eine gute Aufführung selbst ansehen als eine schlechte veranstalten, bei der das theatralische Beiwerk doch schließlich den eigentlich wertvollen Eindruck verwischen wird!

Der Vortrag des Schriftwerkes in der Schule darf eben gerade nicht theatralisch sein, soll nicht das einfache Verständnis des Ganzen durch prägnante Hervorhebung von Einzelheiten gestört werden. So lehrt uns schon Goethe im zehnten Buche von Dichtung und Wahrheit, als er über Herders

Vorlesung aus dem Landpriester von Wakefield berichtet. (G. S. 52.) — Wir finden die Wahrheit dieser Worte auch für die Schule jedesmal bestätigt, wenn Angehörige der Bühne oder Fachdeklamatoren vor Schülern Dichtwerke zum Vortrag bringen. Die hier sogar mustergültige Nachahmung von Stimmen und Personen (man denke an Goethes Erlkönig oder den Fischer) hat ebenso sicher den Eindruck auf den Schüler verfehlt und Lachen hervorgerufen, wie ein schlichter Vortrag ihm unauslöschlich sich einprägt. Der Dichter muß zu uns reden, nicht der Deklamator, das Ganze, nicht der äußerliche Kunstgriff für einzelne Stellen.

Was die literargeschichtliche Würdigung des Schriftwerkes angeht, so scheint mir Goldscheider durchaus recht zu haben, wenn er auf die Schriftsteller schon von früh an achten heißt; das aber ist wohl des Guten zu viel, daß in Sexta Lessing zeitlich unter Friedrich dem Großen fixiert oder Gellert näher herangezogen werden soll. Der sog. Geschichtserzählungsunterricht in Sexta und auch noch in Quinta beweist uns immer aufs neue, mit welch naiver Grausamkeit die Kinder mit der Chronologie umgehen. Derartiges erscheint sicher als verfrüht. Ein enger Rahmen, ein Hinweis auf ein zweites Stück desselben Dichters im Lesebuche o. ä. müßte hier wohl noch genügen.

Bei dieser Gelegenheit berührt Goldscheider die Frage nach der Einführung neuerer und neuester Dichter in die Schullektüre und die Ausmerzung älterer Werke. So sehr ich ihm darin zustimme, daß nicht leichtsinnig anerkannt Wertvolles preisgegeben werden darf, so kann ich doch nicht zugeben, daß jetzt damit in Automobilgeschwindigkeit verfahren würde. Ob gerade Seumes Kanadier — den ich übrigens selbst in mein Lesebuch aufgenommen habe — so wertvoll und unentbehrlich ist, wie Goldscheider meint, ist mindestens zweifelhaft. Er erinnert doch zu sehr an den gemachten Naturton, dem auch Nadowessiers Totenlied verfällt. Wenn dann anderseits Goldscheider die Pfeffel, Lichtwer und Genossen gern preisgibt und das alberne Gedicht „Die Katzen und der Hausherr“ verurteilt, das bekanntlich bisher zum eisernen Bestand unserer Lesebücher gehörte, so ist dies ein durchaus gesunder Standpunkt: über Einzelheiten des Geschmackes wird man immer streiten können. An Rosegger, Frida Schanz, Lohmeyer, besonders an Freytag, Keller, Storm, Bismarck wird er gewiß nichts auszusetzen haben, wenn diese als Ersatz für Veraltetes eingeführt werden. Was von diesen Dingen das Lesebuch nicht zu fassen vermag, hat man selbständig als Privatlektüre in Schülerbibliotheken zugelassen, die wiederum durch Lyons Sammlung „Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen“ — gefördert und angeregt werden kann. Daß Goldscheider für Joh. Peter Hebel noch besonders eintritt, ist rühmlich; daß er aber im Anschluß an dessen

Dialektgedichte die Einführung jeglichen, auch des harmlosesten Dialektscherzes verbietet, erscheint mir entschieden zu hart. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß — maßvoll geboten — die Lektüre (oder noch besser das Vorlesen, bei dem schon vieles vom Dialekt verloren geht) etwa eines Roseggerschen Stückes auch Quartanern eine bleibende Erinnerung sein wird. Persönliche Erfahrungen haben mir dies bestätigt. Der moderne Junge, der im Sommer nach Tirol oder selbst nur ins Riesengebirge kommt, hört so viel Dialekt, daß ihm ein Dialektlesestück sein Hochdeutsch sicher nicht trüben wird. Tritt doch gerade im Dialekt das herrlichste Gut deutscher Art uns entgegen, der Humor, der der Schule nicht fremd bleiben darf, der doch auch Kopischs Gedicht mit seinen sicher nicht ganz schriftsprachlichen Wortbildungen uns so wert macht.

Nach diesen sammelnden Bemerkungen kommt Goldscheider zur Aufstellung des sich daraus ergebenden Systems der Entfaltung des Lesestücks, das ich infolgedessen hier übergehen darf. In dies System setzt er absichtlich nicht die vielgeforderte und nach seiner Ansicht auch stark übertriebene sog. Erweckung der Stimmung. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß hier endlich einmal auch darin gegen die gleichmacherische Behandlung eines Lesestückes energisch Front gemacht und eine längere Anknüpfung nur bei wirklich neuen Vorstellungsreihen gefordert wird. Auch hier ist jedes Lesestück individuell, d. h. nach seinem Ideengehalt und besonders der Stellung, die eine Klasse im Gange des Unterrichts dazu hat, zu behandeln. Größerer Wert wäre meines Erachtens noch auf das Anschauungsbild als Mittel dazu zu legen.

Den Schluß dieses ganzen Teiles macht ein außerordentlich beherzigenswertes Kapitel: Vorbereitung des Lehrers auf seinen Unterricht und pädagogische Forderungen. Was hier über gute und schlechte Vorbereitung, über gute und schlechte Vorbereitungsmittel, über gute und schlechte Schulausgaben gesagt ist, darf der Billigung aller Fachgenossen gewiß sein. Goldscheiders Lehre gipfelt mit Recht in den Sätzen: Vertiefe dich in das Lesestück als Gelehrter und unterrichte als Lehrer; lies das Ganze, ehe du urteilst, betrachte Inhalt und Form und vergleiche sie miteinander, betrachte das Werk an sich und im Flusse der Erscheinungen! Du, Erklärer des Dichterwerkes, in dem Menschenwelt und Menschenleben in vollendeter Kunstform veranschaulicht werden, erkläre, rede aus der Tiefe deiner menschlichen Eigenart heraus und nicht bloß als gelehrte, durch Verfügungen geregelte Lehrmaschine! Sprich wie ein Mensch zu Menschen; zu Menschen, die allerdings noch unreif, täppisch, oberflächlich sind, . . . die aber sämtlich die Fähigkeit besitzen, mit dir und wie du von jener kunstvoll durchgeistigten Darstellung des Menschenlebens ergriffen und gepackt zu werden . . .; dazu aber zu

ergreifen, wie man ergriffen ist, gehört eben unumgänglich beides: tiefes eigenes Verständnis der Sache und die rechte Schulmeisterschaft! „Und kannst du nur den rechten Ausdruck finden, So wirst du schnell den rechten Eindruck machen!"

Den dritten und letzten Teil der systematischen Darstellung bildet die Betrachtung der Stufenfolge des Lehrganges. Ausführlich ist wiederum die Lesebuchfrage behandelt. Auch Goldscheider steht auf dem Standpunkte mäßig starker Lesebücher, die vorzüglich auf der Unterstufe vollständig durchgearbeitet werden können. Er verwirft mit Recht die Forderung der Abwechselung. Ich habe in meinem Lesebuche für Sexta bis Quarta (Berlin, Mittler) ähnliche Gesichtspunkte bereits durchzuführen versucht, ohne daß das Buch zu dick oder das Lesen zu einem Nippen nach Art der Anthologien geworden wäre. Goldscheider rät selbst Sexta- und Quinta-Teile in einem Bande zu vereinigen. Seine weiteren Forderungen nach einer Inhaltsübersicht usw. werden jetzt in den verbreiteten Lesebüchern zum großen Teil erfüllt. Daß für Sexta—Quinta die Märchen, Erzählungen, Sagen, Gedichte überwiegen sollen, für Quarta—Untertertia Natur- und Erdkunde hinzukommen und in Obertertia—Untersekunda das Geschichtlich-Biographische besonders hervortreten soll, ist durchaus zu billigen.

Die Frage der Anordnung ist trotz vielfacher Bemühungen wohl noch nicht endgültig spruchreif. Daneben kommen auf dieser letzten Abschlußstufe des Untergymnasiums auch Dramen u. a. in Betracht: für O III Zriny, Ernst von Schwaben, vielleicht auch Kolberg, für U II Tell und Jungfrau von Orleans, nicht zu empfehlen ist für diese Stufe Maria Stuart; recht passend ist Götz. Ob Wallensteins Lager als Teil der Trilogie angemessen ist, mag dahingestellt bleiben. Minna von Barnhelm und Hermann und Dorothea werden wohl oder übel noch in O II untergebracht werden müssen, denn in U II wird dafür die Zeit zu kurz werden.

Der eigentliche Stoff für O II ist die mittelhochdeutsche Literatur. Es ist richtig, daß das ganze Nibelungenlied — von der Gudrun ganz zu schweigen — nicht in extenso in der alten Sprache gelesen werden kann: dafür gibt es aber gute Auszüge, neuerdings auch Lesebücher, die den ganzen altdeutschen Stoff aus Lyrik, Epik und Sage in sich vereinigen. Daneben kann natürlich eine gute Übersetzung zur Orientierung über das Ganze, zu Vorträgen usw. gebraucht werden.

Damit sind wir an der Schwelle des Obergymnasiums angelangt. Aus den mannigfachen Fragen, die sich bei einer Auswahl aus den Werken Lessings, Goethes und Schillers ergeben, sei hier besonders auf Goldscheiders Behandlung des Laokoon und der Dramaturgie als mustergültig und in gutem Sinne vermittelnd hingewiesen. Auch den Kreis der Epigonen zieht

Goldscheider, wo nur irgend möglich, in die Schule hinein; freilich wird für die Behandlung z. B. Kleists, Hebbels, Grillparzers, Otto Ludwigs, und dann besonders der neueren erzählenden Literatur (Storm, Raabe, Alexis usw.) immer auch die Zeitfrage maßgebend sein.

Wir sind mit Goldscheider am Ende der Schulbeschäftigung angelangt: vieles wird den Schülern von den wahrhaft großen Schätzen unserer Literatur, unseres Volkstums geboten, manches ihnen vorenthalten, für manches werden sie erst in reiferem Alter wahres Verständnis finden müssen. Erziehen wir aber durch lange Gewöhnung den Geist unserer Jugend zur Betrachtung des Edlen, Schönen und Gehaltvollen, so haben wir mit eine Hauptaufgabe der Jugenderziehung gelöst, zu der der deutsche Unterricht besonders viel beizutragen imstande ist.

Der Systematik Goldscheiders folgt eine Reihe von Beispielen, die aus dem lebendigen Schatze der Tätigkeit des Verfassers entsprungen, uns ein Bild zu geben vermögen, was er in den Unterricht hineinlegen möchte, wie er ihn an Stoffen, die ihm besonders lieb geworden sind, sich denkt. Es fehlt hier der Raum, auf Einzelheiten einzugehen. Das eine aber ist klar: wird der deutsche Unterricht in dieser Weise vornehm und doch zu Herzen gehend, wissenschaftlich und dabei dem Schülerverständnis gerecht werdend, gegeben, dann werden wir eine Jugend erziehen können, die von vaterländischer Gesinnung durchdrungen fähig ist, den Ansprüchen ans Leben zu genügen, die im wechselvollen Drängen des Tages gern zu den Büchern der Jugend, zu den Werken der großen Dichter greift, um sich daraus Nahrung und Stärkung zu holen auch im späteren Leben.

Soll das Schriftwerk als Muster in stofflicher und stilistischer Beziehung auf den Schüler wirken, so verlangt der Aufsatz in größerem oder geringerem Maße eine Tätigkeit des Schülers. Den deutschen Aufsatzunterricht behandelt in I 3 des Handbuches Professor Paul Geyer.

Geyer wendet sich mit behaglichem Humor gegen die weitverbreiteten Klagen vom Aufsatzelend, die ja selbst den Weg auf die Bühne gefunden haben. In einem normalen Unterricht darf es kein solches Aufsatzelend geben und gibt es auch nicht. Trotz der unzähligen guten und noch mehr schlechten Hilfsmittel für den Aufsatz fehlt aber — und das ist das wertvolle, klare Ziel, das sich Geyer stellt — ein festes, allgemein anerkanntes und angewandtes Lehrverfahren, das stufenweise ansteigend, wie für andere Fächer, so auch für den deutschen Aufsatz vom Leichteren zum Schwereren, von reiner Reproduktion des Gehörten zur wenigstens teilweise eigenen Produktion auf der Oberstufe fortschritte. Geyer will also keine Reform des Aufsatzbetriebes, im Gegenteil, er schließt sich an längst bekannte und anerkannte Fachleute wie Hiecke, Laas, Klaucke, Horn und Hildebrand gern

an: sein Ziel ist es, das Beste des von ihnen Gebotenen in bezug auf die leitenden Gesichtspunkte (Theorie) und den planmäßigen Betrieb der Aufsatzübungen (Methode) einheitlich zusammenzustellen (S. 3), und dies ist ihm durchaus gelungen.

Auch Geyer wendet sich mit Recht gegen die Prinzipien des Kunsterziehungstages, der gerade auf dem Gebiete der Aufsatzlehre so manchen utopischen Gedanken gezeitigt hat, und mit scharfer Abwehr gegen die bekannten Ausführungen Berthold Litzmanns über die Berechtigung, Gedichte und vorzüglich Schillersche Gedichte in Aufsätzen zu behandeln. Gewiß gibt es unter unseren Schülern solche, die in naiver Genialität es auch ohne Anleitung verstehen, ihre Gedanken über ein gegebenes Thema in klarer Anordnung und verständlicher Sprache niederzuschreiben, aber das sind tatsächlich Ausnahmen, nicht die Regel. Die Aufsatzlehre wird zwar immer eine Kunst bleiben, aber eine Kunst, die lehrbar ist. Geyer vermittelt in dankenswerter Weise aus einem reichen Schatz von Erfahrungen heraus, zwischen dem mehr seminaristischen Verfahren eines logisch-stilistischen Aufsatzdrilles und einem allzu akademisch-freien Standpunkt, der von eigentlicher Unterweisung abzusehen beliebt. Stilistische Vorübungen will er schon in Sexta und von Sexta an betrieben wissen, der Oberstufe aber die Behandlung philosophischer (ästhetischer und ethischer) Grundbegriffe nicht entziehen.

Es kann hier nicht der Platz sein, auf alle vom Verfasser behandelten Fragen einzugehen; nur hindeuten möchte ich auf den reichen Inhalt seiner methodischen Vorfragen und Richtlinien, unter denen die Heranziehung der Aufsatz- und Themenbehandlung in Frankreich besonders lehrreich ist; lehrreich besonders deshalb, weil deutsche Schulen sich nun und nimmer zur Heranbildung jener phrasenhaften Rhetorik verstehen werden, die dort die Regel bildet. Vornehmlich wird man sich bei der Wahl des Abituriententhemas vor dergleichen Anlockungen zur Phrase fernzuhalten haben, das gewiß, wie Geyer meint, dann gut ausgewählt ist, wenn es mehrere Bearbeitungen und Betrachtungsarten zuläßt, das aber eben doch einen positiv-stofflichen Hintergrund nicht vermissen lassen darf, der mir für die Beurteilung des Ganzen unerläßlich erscheint. — Über den dritten Abschnitt, der die Ermittelung und Anordnung des Stoffes ausführlich behandelt, gehe ich um so eher fort, als hier allgemein anerkannte Dinge, freilich in übersichtlicher Weise zusammengestellt werden, die für jeden unerläßlich sind, der in irgendeiner Klasse Aufsatzlehre zu vertreten hat. Bemerkenswert ist, daß Geyer die alte gute Chrie ausführlich bespricht, allerdings nicht um ihrer selbst willen, oder um sie als vorbildliche Disposition zu empfehlen, sondern vernünftigerweise, um dabei alle Gesichtspunkte zu erörtern, die für die Bearbeitung allgemeiner Themen in Betracht kommen.

Besondere Hinneigung zeigt Geyer zu eigentlichen ethischen Themen allgemeiner Art, doch nicht so als ob er etwa literarisch-ästhetische Würdigungen ganz verdrängen wollte. Es handelt sich seiner Ansicht nach nur darum, wertvolle Gedankengänge herauszuarbeiten, die dem Schüler ein Verständnis allgemeiner Begriffe ermöglichen. Und in der Tat könnte eine Verwertung der Lektüre des Horaz, Cicero und auch Plato in diesem Sinne sich außerordentlich fruchtbar gestalten lassen, ohne daß der Schüler in allgemeine Phrasen zu verfallen braucht.

Von besonderer Wichtigkeit ist das vierte Kapitel des theoretischen Teiles, auf das ich ausdrücklich hinweise, die Vorbereitung des Aufsatzes. Hier wird das in kurzem Aufrisse verständlich gemacht und mit zahlreichen Beispielen aus der Praxis belegt, was Geyers Ideal ist, eine von Sexta bis Prima geordnet fortschreitende Aufsatzlehre, die von einer rein mechanischen Nachschreibübung ausgehend, sich zu einer Aufsatzvorschule in Quarta, dann auf der Mittelstufe zu einer Vorbereitung in Hinsicht auf Gedankenstoff und Gliederung erweitert, ohne anderweitige Behandlungen a priori zu unterdrücken und endlich auf der Oberstufe in eine Behandlung des Gedankenstoffes aus dem vollen durch den Lehrer ausläuft.

Hinweise und Winke für Korrektur und Aufsatzrückgabe, sowie auf freie Vorträge und Facharbeiten machen den Schluß des theoretischen Teiles; sehr dankenswert legt Geyer hierbei neben der Erziehung zu einem guten Stil auch auf die Erziehung zur freien Rede gebührendes Gewicht.

Der praktische Teil bietet Aufsatzstoffe für die einzelnen Klassenstufen. Der Referent kann es nur lobend hervorheben, daß Geyer hierbei nicht die landläufigen Aufsatz- und Dispositionssammlungen um eine neue vermehrt hat. Es sind keine fertigen Übersichten über die Themata, die wohl meist aus der eigenen Praxis des Verfassers geflossen sind, sondern klare und verständige Winke, wie solche zu behandeln sind. Dem Nachprüfenden fällt angenehm auf, daß hier die literarisch-ästhetischen Aufgaben wieder zu Ehren kommen. Der Sprung in die neuere Literatur erscheint mir als ein Versuch. Gewiß ist es ein gesunder Standpunkt, der unausbleiblichen Wiederholung von Themen aus der klassischen Zeit deutscher Literatur und wohlverstanden — Schulliteratur entgegenzuarbeiten! Gewiß kann auch Grillparzer, Kleist, F. W. Weber, Geibel und Hebbel mit Nutzen herangezogen werden; ob es aber ersprießlich ist, die Schüler zur Lektüre von G. Hauptmanns Armem Heinrich aufzufordern, der dann sicherlich dessen übrige Werke folgen dürften, die wir den Schülern sonst mit Grund fernhalten, ist zweifelhaft! Ebenso sollten Ibsen und Nietzsche dem reiferen Jüngling vorbehalten bleiben. Mit Freuden begrüße ich aber den trefflichen Martin Greif als Fundquelle für Aufgaben, deren sich bei diesem in Norddeutsch-

land leider noch viel zu wenig bekannten Dramatiker gewiß mehrere finden dürften. Durch seine historischen Stoffe (neben Ludwig dem Bayern kommen noch Prinz Eugen, Heinrich der Löwe, Die Pfalz im Rhein (Heinrich VI.), Konradin, Agnes Bernauer und Hans Sachs in Betracht) eignet er sich gerade ganz besonders zur Behandlung in der Schule, jedenfalls mindestens mit demselben Recht wie Heyse in seinem Kolberg oder gar Wildenbruch!

Am Schlusse veröffentlicht Geyer eine Reihe von Schüler=(Reife=prüfungs=)arbeiten, die neben anderem zeigen sollen, daß die Aufsatzleistungen unserer höheren Schulen in Hinsicht auf Logik, Stilistik und Sprachrichtigkeit keineswegs so minderwertig und reformbedürftig sind, wie man anzunehmen geneigt ist.

Beide bisher erschienenen Bände des neuen Handbuches stellen demnach wertvolle Hilfsmittel dar, die freilich nicht ausgeführte Unterrichtsrezepte enthalten, sondern die vielseitigen Interessengebiete des deutschen Unterrichts gerade im Hinblick auf Literatur und sprachlich=logische Schulung durchmessen und einem allseitig fruchtbaren, vornehm gestalteten und gehandhabten Betriebe dieses Faches gegen seminaristische Enge und kunsterzieherische Weite die Wege ebnen und zum Siege verhelfen wollen.

Schweizerkomposita.

Von Prof. Dr. **Richard M. Meyer** in Berlin.

In Wustmanns berühmter „Kleiner deutscher Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen“ fehlen unter den zahllosen „Sprachdummheiten“, die er mit Recht oder Unrecht tadelt, die „Shakespearedramen und Bismarckbeleidigungen“ (S. 209) nicht. Aber wie sehr er auch schilt und sich erbost — um was es sich eigentlich handelt, wo der logische und wo der sprachliche Fehler steckt, das macht er nicht klar. Er zeigt zwar zutreffend, worin sich „Schumannstiftung“ und „Schumannsche Stiftung“ unterscheiden, aber nicht, worin dieser Unterschied begründet ist. „Bei Wörtern wie Stiftung, Stipendium, Legat, Institut, Verein u. ähnl. beraubt man sich eines feinen Unterschiedes, indem man überall mechanisch Personennamen vorleimt. Eine Schumannstiftung kann nur eine Stiftung sein, die zu Ehren eines gewissen Schumann, etwa von seinen Freunden bei einer Geburtstags= oder Jubelfeier, durch eine Geldsammlung gegründet worden ist. Hat aber Schumann die Stiftung selbst gemacht durch eine Geldspende oder ein Vermächtnis, so kann sie nur Schumanns oder die Schumannsche Stiftung heißen“ (a. a. O. S. 205). Vollkommen zutreffend; aber weshalb? „Auch Personennamen [wie Ortsnamen: „Weimarlose

und Neapelmotive" S. 202] können schlechterdings nur dann das Bestimmungswort einer Zusammensetzung bilden, wenn sich der Begriff des zweiten Wortes (objektiv) auf die Person bezieht, aber nicht, wenn (subjektiv) das Eigentum der Person, die Herkunft von ihr oder dergl. bezeichnet werden soll; denn dies kann immer nur durch den Genitiv oder ein an dem Namen gebildetes Adjektivum geschehen. Die Schillerhäuser also läßt man sich gefallen, denn damit meint man nicht Schillers Häuser, die ihm etwa gehört hätten, sondern nur Häuser, in denen er einmal gewohnt, verkehrt, gedichtet hat" (S. 209). Die Erklärung ist so seltsam wie die Verwendung der Termini „subjektiv" und „objektiv". Eine Komposition bedeutet eine innige Verschmelzung zweier Begriffe; Wustmanns Theorie läuft also darauf hinaus, daß diese erlaubt ist, wenn die Person zu dem betreffenden Objekt in loser Beziehung stand, nicht aber, wenn die Verbindung eine intime war! Das Haus, das Goethe gebaut, für sich eingerichtet, in jahrzehntelangem Bewohnen mit seinem Geist erfüllt hat, dürften wir also nicht „Goethehaus" nennen, wohl aber etwa eine der verschiedenen Herbergen, in denen er in Karlsbad oder Marienbad „einmal gewohnt" hat, vielleicht ein Gasthaus, wo er einmal genächtigt hat! „Auch die Goetheforschung und die Goethegesellschaft sind leidliche Zusammensetzungen, sie bezeichnen die Forschung, die sich auf Goethe bezieht, die Gesellschaft, deren Tätigkeit sich auf Goethe erstreckt. Weniger schön sind schon die Goethedenkmäler, denn sie beziehen sich doch nicht bloß auf Goethe, sie stellen ihn wirklich dar." Nun, das heißt doch die Sache auf den Kopf stellen! Danach sollte die Goethegesellschaft doch lieber etwa Herdergesellschaft heißen, weil ihre Tätigkeit sich allerdings auch noch auf Herder bezieht, aber doch in loserer Weise als auf Goethe! Und weshalb darf man denn, wo kein Personennamen steht, etwa von einem „Reiterdenkmal" sprechen, das doch auch einen Reiter wirklich darstellt? So aber steht's bei Wustmann immer, mag er übrigens sich im Recht oder Unrecht befinden: stat pro ratione voluntas!

Es ist inzwischen auch alles eingetroffen, was 1891 noch undenkbar schien: „Sind die Goethedenkmäler richtig, dann sind es auch die Goethebildnisse, dann ist es auch der Cäsarkopf, die Bismarcklinde, die Goethebiographie" (a. a. O. S. 209). Und wer meidet heut diese Worte? „Cäsarkopf" sagt man freilich nicht; aber wenigstens „Tituskopf" und dies sagte man gerade hundert Jahre lang, als Wustmanns Bannstrahl erging (Naumann in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung 7, 260).

Aber gerade hier zeigt sich vielleicht der eigentliche Grund, weshalb wirklich gewisse „onomatophore Komposita" (um diese Analogie zu „theophoren

Namen“ zu wagen) erlaubt sind — und andere es wenigstens nicht sein sollten.

Für ein echtes Kompositum ist es wesentlich, daß die Zusammenrückung beider Teile (wie W. Wundt sich ausdrücken würde) eine „schöpferische Synthese“ ergibt: daß sie zusammen mehr ergeben, als nur die Summe ihrer Bestandteile. „Die Tür des Hauses“ ist die in irgendeinem Einzelfall tatsächlich vorhandene Tür eines speziellen Hauses; „die Haustür“ ist eine Tür, wie sie Häuser zu haben pflegen. „Das Wort des Königs“ kann „Guten Morgen“ oder „Schönes Wetter heut“ lauten; „ein Königswort“ ist ein Ausspruch, der an der Majestät der symbolischen Königswürde Anteil hat. „Der Kopf des Titus“ ist der Kopf, den irgendein Titus, von dem gerade die Rede ist, zufällig zwischen seinen Schultern sitzen hat; „ein Tituskopf“ ist ein Kopf, der die für den römischen Kaiser der französischen Tragödie als charakteristisch empfundene Haartracht trägt.

Ein Kompositum ist eigentlich nur möglich, wo zwei Begriffe zusammentreten — Äpfel und Birnen kann man nicht addieren; Einzelfälle und Abstraktionen vermischen sich eigentlich nicht. Dies nun aber ist ja der letzte Unterschied des Eigennamens vom Appellativum, daß jener eine Individualität bezeichnet — Eine Person, Einen Ort —, jenes einen Begriff. Freilich kann der Name appellativ werden; dann nimmt er aber teil an allen Rechten des Appellativismus. Alle Zusammensetzungen mit „Kaiser“ sind unbedingt zulässig, weil „Kaisertum“, Kaiserthron“, „Kaiserkrone“ nicht von Gaius Julius Cäsar, sondern von irgendeinem Inhaber seiner Würde oder vielmehr von dem Inhaber der nach ihm benannten Würde benannt sind.

Wo also der Eigenname zu allgemeinerer Bedeutung gesteigert ist, darf er in die Komposition eingehen. Wustmann stellt also (S. 203) die „Schweizreisenden“ mit den „Afrikareisenden“ mit Unrecht auf dieselbe Stufe. „Afrikareisender“ ist zulässig — nicht, weil „der Ortsname da nicht (subjektiv) den Ursprung, die Herkunft, sondern (objektiv) das Land, auf das sich die Tätigkeit der Reisenden bezieht“ bezeichnet, sondern weil das Reisen in Afrika eine ganz bestimmte Eigenart besitzt, so daß diese Entdeckungsreisenden eine eigene Kategorie bilden, so gut wie die Polarforscher oder wie die Mitglieder einer Tiefsee-Expedition. Ob man aber in der Schweiz reist oder in Tirol oder in Thüringen, das macht prinzipiell keinen Unterschied. Von „Italienreisenden“ darf man dementsprechend reden, wo nicht sowohl der „geographische Begriff“ gemeint ist, als vielmehr der Begriff „Italien“ überhaupt. Die Platen, Waiblinger, Heyse, die auf Goethes Spuren eine Reise jenseits der Alpen machten, die ihnen durch keine andere Fahrt hatte ersetzt werden können; oder die Archäologen, die nach Rom und Pompeji

pilgern; ja selbst die typischen Hochzeitsreisenden an den italienischen Seen — die mögen „Italienreisende" heißen. Und als Rousseau den Alpenenthusiasmus — auch eine wenn nicht schöne, doch zu verteidigende Bildung! — aufgebracht hatte, damals mochte man Goethe und die Stolberg und Haugwitz auch wohl „Schweizreisende" nennen — klänge es nicht gar so häßlich!

Allerdings aber liegen häufige Mißbräuche dieser Bildung vor. Wir wollen sie in ihrer Entwickelung kurz zu beleuchten suchen.

Ihren Anfang nimmt die Mode, Appellativa mit Eigennamen zu binden, von der Mittelform eines Kompositums mit einem vom Namen abgeleiteten Adjektiv. Vielleicht das einflußreichste Beispiel war J. v. Müllers berühmte „Schweizergeschichte". In der Schweiz waren diese Komposita immer besonders häufig, so daß z. B. Fabricius (Zeitschrift für deutsche Wortforschung 3, 91) für den helvetischen Ursprung des pseudonymen „Vollmann", Verfassers eines burschikosen Wörterbuchs, den Umstand anführt, daß er „Heidelbergerfaß" in einem Wort schreibt. Bonstetten schreibt in seinen Schriften (Zürich 1824 S. IV) „Genfersee", wie Jeremias Gotthelf „Bernerbiet", wie sich denn auch jene Schreibung fast nur für Rousseaus berühmten „Leman" durchgesetzt hat, während wir sonst wieder „Züricher See" schreiben.

Darf man für diese dialektische Vorliebe einen völkerpsychologischen Grund suchen, so liegt er wohl in dem charakteristischen Partikularismus des Schweizers. Dem Kantönligeist ist „Genfer" oder „Berner" ein Begriff, wie noch heut dem Altbayern der „Preuß" oder uns der „Schwabe", und deshalb schreibt er „Zugersee" wie „Teufelsstein" oder „Engelberg".

Der Einfluß des berühmtesten Historikers seiner Zeit, dessen „Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft" (seit 1780) fast immer nur „die Schweizergeschichte" genannt wird (ebenso z. B. bei Wegele ADB 22, 595 vgl. S. 610), ist z. B. bei dem Alemannen Rotteck unzweifelhaft. In dessen „Allgemeiner Geschichte am Anfang der französischen Revolution" (1827) finde ich nun einen sehr charakteristischen Unterschied. Er schreibt (S. 890) „der erste Pariser Friede", aber (S. 839) „die beiden Pariserfrieden". Dort also der nach dem zufälligen Ort des Vertrags genannte Friede, hier die Friedensschlüsse, für deren Art schon der Ort ihres Abschlusses bezeichnend ist.

Den Übergang vom abgeleiteten Adjektiv (bez. Gen. Plur.) zum eigentlichen Gebrauch des Eigennamens finde ich aber schon bei Boisserée, der einmal (ich kann die Stelle nicht mehr finden) „Derschausammlung" schreibt. Die vielen „Schweizerreisen" und ihre Familie haben angefangen den Sinn für die Unterscheidung von Eigennamen und Appellationen abzustumpfen. Und nun springe ich sofort in die Gegenwart.

1. Der herrschende Typus der „Schweizerkomposita“ ist heute der, daß an erster Stelle der Name eines Dichters steht und daß Begriffe mit einer aus seinem ganzen Wesen abgesogenen Vorstellung gebildet werden sollen. Dagegen ist nun prinzipiell nichts einzuwenden. „Maeterlinckworte“ (Poppenberg, „Nation“, 10. Nov. 1900 S. 91) sind Worte, wie nur er sie sprechen kann. „Erkenntnis des Novaliswesens“ (ebd. S. 90) ist gewiß nicht schön, weil das eigentümliche Wesen eben schon in dem „Novalis-begriff“ steckt und also „Erkenntnis des Novalis“ schon fast ebensoviel heißt; doch falsch ist es eigentlich nicht. Aber nun kann gerade dieser fein-sinnige Kritiker sich gar nicht genug tun in solchen Bildungen. Wir treffen in Einem Aufsatz („Nation“ 20, 281 f.) Ibsenlyrik, Ibsengedanken, Ibsen-Strophen (so geschrieben); und zumal im letzten Fall ist schlechterdings nichts gemeint als: Strophen von Ibsen. Auf Einer Seite (Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung, 14. Juli 1902 S. 20) lesen wir: Novalisanklänge, Novalis-Wort, Arndtsatz, Jean Paul Anklang, Arndt-Wesen (ich behalte wieder die originale Schreibung bei). Die „Anklänge“ sind logisch so wenig zu verteidigen wie dem Klang nach, denn es sind ja eben nicht Wesensähnlichkeiten gemeint, sondern Übereinstimmungen mit einzelnen Stellen. Der „Arndtsatz“ ist nicht besser, weil wieder nur ein beliebiger ihm gehörender Satz gemeint ist; es gibt nur Einen wirklichen „Arndtsatz“, nur Einen berühmten Ausspruch, der aus der ganzen Tiefe seines „Arndt-Wesens“ d. h. seiner Eigenart hervorgeht: „Der Rhein, Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Grenze.“

Das Schlimmste ist, daß dieser Gebrauch irreführend wirkt. Der Klassiker des Schweizerdichterkompositums schreibt „Mörikewelt“ (Poppenberg, Nationalzeitung, 13. Dez. 1903). Das müßte eine Welt sein, wie er sie dichtet, wie sie etwa den alten Turmhahn umgibt, gemeint aber ist die Welt, in der er zufällig lebte. Ebenso zweideutig gebraucht Roethe (Anz. f. d. Alt. 26, 18. Z.) den Ausdruck „Mörikeskizze“.

Die Amphibolie wird gesteigert, wenn der Dichter einen appellativischen Namen führt. „Alle Müllerpapiere“ — damit meint Seuffert („Maler Müller“ S. VI) nicht alle diesen löblichen Stand angehenden Dokumente, sondern den ganzen schriftlichen Nachlaß des Malers Müller. Von irgend-einem begrifflichen Inhalt des Namensteils ist hier gar nicht mehr die Rede, so daß gar kein Grund war, sich dem scherzhaften Mißverständnis aus-zusetzen.

Ebenso steht es, wo an erster Stelle nicht ein Dichter, sondern etwa ein Künstler genannt wird. Warum nicht „Marstrandschüler“ (Muther, Gesch. der Malerei 3, 231)? — es bedeutet einen Maler, dessen ganze Technik und Auffassung von der Eigenart seines Lehrers bedingt ist. Auch

„Menzelwerk“ geht noch allenfalls; aber „Menzelmappe“ wäre nur richtig, wenn in der Art der Mappe selbst etwas von der Eigenart des Meisters steckte, wie etwa in dem „Bismarckbleistift“ von der großartigen „Fraktur schreibenden“ Art des Mannes, der diese Schreibwerkzeuge symbolisch gemacht hat.

2. Der nächst häufige Typus ist die Komposition mit einem Werk des Dichters. Ist es charakteristisch, warum soll man dann nicht von dem „Faustdichter“ sprechen? Aber auch hier sind Appellative zu vermeiden, die so komische Bildungen herbeiführen wie der „Räuberpoet“ Schiller (Laube, Karlsschüler S. XX) oder „der Weberdichter“ G. Hauptmann (Jacobs „Nation“ 20, 297)!

Bloße Bequemlichkeit läßt etwa Wrede (Zeitschr. f. d. Alt. 44, 320) die Heimat des Heliand als „Heliandheimat“ bezeichnen. Denkt er doch nicht an Peschels „Zone der Religionsstifter“! Überhaupt geht die Mode von den Journalisten stark auf die Gelehrten über, nicht bloß Schweizerische wie Ischer in seinem Buch über Zimmermann; auch der sorgsame Österreicher Zwierzina redet (Deutsche Literaturzeitung 1. Dez. 1900 S. 3178f.) von „diesem Morungenmotiv“ und „einem Morungenton“, — freilich lehrt er an einer Schweizer Hochschule!

3. Die letzte Stufe ist die, daß an erster Stelle eine einzelne Gestalt aus dem Werk des Dichters steht. Mir fiel dies als eigene Stilform zuerst in Schlenthers Hauptmannbiographie auf, wo beständig die „Helenenseele“ mit der „Juliaseele“ konfrontiert wird; ebenso hat er dann später gern von der „Noraseele“ gesprochen. Er meint aber nicht eine Seele, wie Nora sie hat — wie wir von einer sanften Johannesseele oder einem feurigen Paulusgeist sprechen —, sondern einfach die Seele Noras. Immerhin hat diese an sich typische Bedeutung; nun aber schreibt ein noch ganz unbekannter junger Verfasser, Löffler, eine Erzählung „Madlene“ und spricht darin fortwährend von der „Madlenenseele“! In diesem Stil könnte es in den „Wahlverwandtschaften“ (Weim. Aug. 20, 169) etwa lauten: „Charlotte ergriff sogleich die Gelegenheit, die Ottilienabreise auf die nächsten Tage festzusetzen. Eduard schauderte; er hielt die liebevolle Charlottensprache für ausgedacht . . .“

Eine geschäftsmäßige Breviloquenz mag ruhig von Weimarlosen und Neapelmotiven reden. Wie aber darf die „höhere Literatur“ sich den Schein geben, als müsse sie durch unorganische Kompositionen die telegraphische Worttaxe sparen? Bei Künstlern und Dichtern oder ihren Werken und Gestalten, wo noch am ersten das Individuelle zum Typischen wird, bleibt man länger nicht stehen; Seyler spricht von „Drususverschanzungen“ wie von Maulwurfshaufen, Busse (Deutsche Literaturzeitung 1901 S. 974)

von einem „Lotzeband“ wie von einem Gedichtband — es ist die gleiche kunstwidrige Zusammenballung wie bei der berüchtigten „Blättermeldung“ oder wie in den „Schreiworten“ „erstklassig“, „erstrangig“, denen J. Stinde parodistisch „schlechtwettrig“ angeschlossen hat.

Wohin wir auf diesem Wege kommen, mögen zwei Prachtbeispiele zeigen. Der dritte Typus, Dichtergestalten als Begriffe, hat über den unentbehrlichen „Hamletmonolog“, über die „Fauststimmungen“ und die „Wertherkrankheit“, ja über die „Noraseele“ hinweg zu folgender Ersparung geführt: Wackernell (Anz. f. d. Alt. 27, 189) bespricht in Schillers „Räubern“ die „Franzhandlung“ und die „Karlhandlung“! Ja, bei einem modernen Massenfabrikanten, der mit Bösewichtern oder Abenteurern einen schwungvollen Handel treibt, wäre das wohl angebracht! Und nun gar: Platzhoff-Lejeune (Lit. Echo 4, 912): „außer der coquelinschen (ainé) Molière-Tournée“. Das muß man wirklich lesen, um es zu glauben!

Freilich kommt gerade dies sonst vortrefflich geleitete Organ solchen Mißgeburten durch eine seltsame Marotte entgegen: Ableitungen von Eigennamen werden im „Literarischen Echo“ grundsätzlich klein geschrieben. Also statt „Coquelinisch“ d. h. von dem Individuum Coquelin ausgehend, „coquelinisch“ d. h. in der Art eines gewissen Coquelin! Statt „Düsseldorfer Theater“, wie das Theater der Stadt Düsseldorf heißen muß, „düsseldorfer Theater“, als gäbe es ein Theater wie allerdings in der Malerei einen bestimmten Düsseldorfer Typus!

Auch hier also wird der Eigenname fälschlich mit dem Gattungsbegriff gleichgesetzt. Der gleiche logisch-sprachliche Fehler ist übrigens auch möglich, wo Individualitäten gemeint sind, die gerade einmal nicht mit den Namen gerufen werden. So nennt Bolin (L. Feuerbachs Briefe 1, 141) die von dem Philosophen geplante Lebensbeschreibung seines Vaters „die Vaterbiographie“. Nun, es gibt ja vitae patrum, vies des pères, nur aber sind es nicht Lebensläufe bestimmter Urheber einzelner Persönlichkeiten, sondern Biographien der geistlichen Väter ganzer Generationen.

Und damit kommen wir noch einmal zum Ausgangspunkt zurück. Wie steht es z. B. mit der „Goethebiographie“?

Mir scheint die Antwort klar. Wir forderten für jede Wortzusammensetzung eine gewisse Allgemeinheit in beiden Fällen und glauben diese Forderung nicht aus unserer Laune, sondern aus dem Wesen der Sache und der Sprache abgeleitet zu haben. Eine große stark empfundene Persönlichkeit zwingt nun aber auch denen, die sich mit ihr befassen (wenn sie wenigstens dazu nicht völlig ungeeignet sind!), einen gewissen Stil auf. Mayne hat soeben (Neue Jahrbücher 17, 46) einen lehrreichen Aufsatz „die deutsche Goethebiographie“ betitelt — mit vollem Recht: sie hat durch

alle sachlichen und persönlichen Abweichungen hindurch ihren festen Typus. In demselben Sinn dürfen wir von Goethe- oder Bismarckdenkmälern reden; wogegen Wustmanns Bedenken wider das Leipziger „Gellertdenkmal“ bestehen bleiben. Natürlich aber ist es schnöde, vom „Grillparzersarg“ zu reden. Zwischen „Schopenhauerregister“ (falsche Bindung) und „Böttgerperiode“ („Zeit Böttgers in der Geschichte des Porzellans“, Wustmann S. 205) bleibt ein Unterschied wie zwischen „Italienwaren“ (unberechtigt) und Japanwaren (ebd. S. 203), die einen eigenen Typus darstellen.

Und so ist immer von Fall zu Fall zu entscheiden. Einen Dieterich, der in alle Schlösser paßt, gibt es nicht. Es ist Sache des Taktes, zu beurteilen, ob dem Eigennamen eines Künstlers, eines Werks, einer Figur so viel allgemeine, im Goetheschen Sinn „symbolische“ Bedeutung innewohnt, daß er appellativische Ehrenrechte erhalten darf. Das gilt ja — wie wir z. B. an „Vaterbiographie“ sahen — auch für andere Neubildungen. Nicht alle Gedanken, die uns in der Nacht kommen, sind düstere „Nachtgedanken“; nicht jeder Rat, den ein Freund gibt, ist ein „Freundesrat“; so wenig wie jeder Berg, auf dem im Winter etwas Schnee liegt, ein Schneeberg ist. Eine dauernde, charakteristische und eben deshalb „schöpferische“ Synthese soll die neue Komposition sein; sonst bleibe man lieber bei der rein syntaktischen Zusammenfügung. Unsere Modernen aber würden ihre Gedichte überschreiben: „Der Thulekönig“ (nach Goethe), „Die Mogulsjagd“ (nach Strachwitz), „Das Blindenauge“ (nach C. F. Meyer). Soll denn auch in der Literatur der „Verkehrsfanatismus“ regieren, der nur Ein Ideal hat: schleunige Verbindungen?

Und natürlich gibt es außer der hier erörterten logisch-sprachlichen Seite noch eine andere, die in jedem Einzelfall Prüfung verlangt: die Frage des Wortklangs!

Julius Rifferts vaterländische Festspiele.

Von Prof. Dr. **Julius Sahr** in Gohrisch b. Königstein (Elbe).

Von den Dramen Julius Rifferts möchte ich drei als vaterländische Festspiele zusammenfassen „Das Spiel vom Fürsten Bismarck oder Michels Erwachen“[1]), „Huttens erste Tage“ und „Luthers Abschied von der Wartburg“[2]), obwohl der Dichter selbst auf dem Titel nur das erste als solches bezeichnet. Mit welchem Rechte darf ich dies tun? — Vor allem deshalb, weil alle drei Stücke ziemlich gleichartig sind, und daher die zwei andern billig den Namen des ersten verdienen. Gleichartig nicht nur in dem allgemeinen Sinne, daß sie die Sonderart des Dichters, seine persönliche Note offenbaren — das tun schließlich mehr oder minder alle unter sich noch so verschiedenen Werke eines Dichters —; nein, auch in dem engeren Sinne, daß sie in Haltung, Stoff und Form unter sich sehr ähnlich sind. Sie bilden gleichsam in Rifferts Schaffen eine Gruppe für sich.

Die drei Dramen beschäftigen sich mit Höhepunkten deutscher Geschichte, deutschen Lebens; ja, mit solchen, deren Gedächtnis wir alljährlich feiern. Seit Jahrhunderten begehen wir das Reformationsfest, seit bald einem Jahrhundert feiern wir das Gedenken der Freiheitskriege, seit einem Menschenalter die Einigung unserer Stämme zum Deutschen Reiche. Jene Zeiten, wo unter schweren Wehen ein freies Deutschland des Gewissens und der Gedanken, jene, wo ein politisch geeinigtes Reich geboren ward, sind uns teuer, ja heilig; sie sind es, die uns Rifferts Stücke zurückrufen, die sie uns aus weiter Vergangenheit wieder zur Gegenwart machen: sie helfen mit aufweisen, wie das geworden ist und hat werden können, was wir zu ewigem Gedächtnis an hohen Festtagen zu feiern begehren.

Was diese Dichtungen zu Festspielen im ernsteren Sinne besonders geeignet macht, ist dies: Nicht die äußeren Ereignisse, die Haupt- und Staatsaktionen jener Zeiten sucht der Dichter darzustellen, sondern das innere Geschehen, das tief innerliche Erleben der Volksseele und der führenden Männer um 1520 und im 19. Jahrhundert. Dabei behandelt Riffert in letzterem, von den Freiheitskriegen ausgehend, in großem Zuge

---

1) und 2) Das Spiel vom Fürsten Bismarck oder Michels Erwachen. Vaterländisches Festspiel in drei Abteilungen (Meyers Volksbücher Nr. 1348). Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 8°. o. J. 60 S. Preis M. —,10. Huttens erste Tage. Luthers Abschied von der Wartburg. Langensalza. Schulbuchhandlung von F. G. L. Greßler. 1905. 8°. 100 S. Preis M. 1,20; geb. mit Goldschnitt M. 1,90.

die Zeit von etwa 1830—1890 und vereinigt kühnen Griffes diese Jahrzehnte zu einem Festspiel.

Mit seiner Auffassung trifft er durchaus den Kern der Sache und den innersten Grund, warum wir noch heut jene Ereignisse feiern und zu feiern berechtigt sind: Die deutsche Reformation, die deutsche Einigung von 1870 leben und wirken noch heute fort. Wären sie nicht Taten aus dem Innersten unseres Volkes heraus gewesen, sie wären nicht zu einer Wiedergeburt, zu einem Jungbrunn deutschen Wesens geworden. Gewiß wirkten große und glückliche äußere Umstände mit, die uns begünstigten, aber ohne jenen inneren Trieb, jenen tiefsten Anteil der Volksseele hätten sie nimmer Bestand gehabt. Zu dauerndem Leben konnte ihnen nur ihre volle Innerlichkeit verhelfen. Die Geschichte zeigt genug Beispiele mächtigen Aufflackerns, aber wo ihm das gleichmäßig nährende Feuer der Innerlichkeit fehlte, sank es rasch wieder in sich zusammen, ohne nachhaltige Spuren zu hinterlassen. Indem also Riffert die Innerlichkeit des Umschwungs in Luthers und Huttens Laufbahn, sowie in seinem Bismarckspiel betont, hat er die geschichtlichen Vorgänge tief erfaßt; aber die Art, wie er sie in seinen Dramen vorführt, verrät zugleich den wichtigsten Charakterzug dieser Dichtungen: Riffert ist hier kein Szenen-Erschütterer; allem Rasen und Toben, jeglichem „Knalleffekt" auf der Bühne, allem Pomp und Prunk weicht er aus; damit aber auch dem Hohlen, Phrasenhaften, das mit der heutigen „Theatralik" und dem heutigen Festspielwesen leider nur zu oft verbunden ist. Nicht minder legt er sich in bezug auf die äußeren Mittel der Bühnentechnik und Ausstattung große Zurückhaltung auf und hält sich im Rahmen würdiger Schlichtheit. Wer aber Vertiefung in den Gegenstand sucht, wer zu lesen hofft in der Seele eines Hutten und Luther, in der Seele des deutschen Volkes und seines Helden Bismarck, der greife zu Rifferts beiden äußerlich so bescheidenen Büchlein; er wird sich belohnt finden. Das Festliche dieser Spiele liegt also im echt menschlichen Ergreifen großer geschichtlicher Momente — und im eigenen Ergriffensein; wird doch jeder tief angelegte Mensch zu Festeszeiten, seien es öffentliche draußen, seien es stille drinnen, nicht nur zur Freude bereit sein, sondern gern, leiseren Stimmen lauschend, ernste Einkehr in sich halten, wozu ja leider in der unseligen Hast heutigen Lebens sonst so selten Gelegenheit ist.

Das ist deutsche Art und gerade deshalb nenne ich diese drei Dramen, die abseits von dem üblichen Festestrubel eigene Wege wandeln, vaterländische Festspiele. Wir feiern heut viel Feste, zu viele — und doch auch wieder zu wenige! Nämlich zu viele öffentliche, rauschende, und zu wenig innerliche, stille. Und doch gehört eine gewisse Stille dazu, daß die feineren, tieferen Regungen der Seele vernommen werden. Wir sind hierin

von der rechten deutschen Art entschieden abgekommen. Kehren wir um, ehe es zu spät wird! Wenden wir uns vom Schein wieder mehr zum Sein: ein starkes Sehnen danach geht als deutliche Unterströmung durch unser heutiges Leben! Wie vieles drängt da nach Natur, nach Innerlichkeit, nach allem Hohen, Heiligen und Hehren! Dafür sprechen tausend Anzeichen. Verhelfen wir diesem, unserem besseren Wesen wieder zum Durchbruch durch den mancherlei Tand und Wust, der sich an der Oberfläche angehäuft hat! Feiern wir unsere Feste wieder anspruchslos und innerlich — dabei soll und wird die Freude wahrlich nicht zu kurz kommen; im Gegenteil, dabei wird sich in uns jene Schillersche Freude regen, die unsere Seele beschwingt zu Höherem, die uns Kraft gibt zum Überwinden irdischer Kümmernis und Unzulänglichkeit. Als Spiele für solche deutsche Feste, wie sie sein sollen, begrüße ich neben anderem Echten und Gediegenen, wie z. B. Greifschen Dramen, auch die vorliegenden drei Dichtungen Julius Rifferts.

Im Feiern solcher Feste kann und soll die Schule auf weite Kreise des Volkes vorbildlich wirken. Dadurch daß sie selbst Feste dieser Art feiert, muß sie im heranwachsenden Geschlecht Sinn und Verständnis dafür zu erwecken suchen. Aber — so wird man sagen — soll denn die Schule das Allerweltmittel für jegliches Übel sein? — Darauf möchte ich mit einer Gegenfrage antworten: Wer anders als die Schule kann derartige Anregungen ausstreuen? Ich weiß sehr wohl, daß von den unzähligen Saatkörnern, die die Schule ausstreut, viele, sehr viele verloren gehen — aber wenn auch nur ein kleiner Teil davon keimt und Frucht trägt, so ist die Schule reich belohnt. Es wird zwar viel — und besonders in solchen Kreisen, die die Schule und ihren heutigen Betrieb nicht kennen — auf die Schule gescholten; immerhin: ein Blick in die Vergangenheit unseres Volkes zeigt, was die Schule Großes geleistet hat. So wird es auch bleiben, allen Nörglern zum Trotz. Streuen wir also immerhin Saat aus, unbekümmert um den augenblicklichen Erfolg. Wer kann in die Seele des Kindes blicken? wer wissen, ob nicht das, was anscheinend spurlos am Kinde vorübergeht, doch im Grunde der Seele haftet und manchmal nach langem Schlummer noch im Manne zum Leben erwacht? So wahr die Schule das einzige Mittel ist, auf alle Schichten des Volkes zu wirken, weil sie der einzige sichere Zugang zu Herz, Gemüt und Geist der Jugend, des kommenden Geschlechts, bleibt, so wahr soll sie sich auch bemühen, in jeder Hinsicht mit gutem Beispiel voranzugehen — also auch im Feiern von Festen.

Und in der Schule ist es zunächst und besonders der deutsche Unterricht, dem die Ausgestaltung der Feste zufällt; darum ist auch in dieser Zeitschrift der Hinweis auf Stücke und Spiele, die sich bei solchen Gelegen-

heiten zu Schüleraufführungen eignen, angebracht. Zu ihnen gehören Rifferts drei Spiele.

* * *

Ihr allgemeiner Charakter war schon angedeutet; welches ist nun ihre Form?

Riffert wählt hier nicht den reimlosen fünffüßigen Jambus, den üblichen deutschen Bühnenvers; er schließt sich der Strömung an, die der Überschätzung dieses Verses entgegenarbeitet und einen mehr deutschen und volkstümlichen Bühnenvers erstrebt. Das ist sehr berechtigt, besonders, wo man auf weitere Volkskreise zu wirken sucht. Etwas Urdeutsches ist ja bekanntlich der fünfhebige reimlose Jambus, der Blankvers, nicht; er ist vom Shakespeareschen Drama übernommen — und auch erst seit etwa 150 Jahren! Nun ist ja Shakespeares Drama unserem Wesen sicher nahe verwandt und ist auch für unsere großen Bühnendichter Vorbild und von heilsamstem Einfluß gewesen. Aber es steht außer allem Zweifel, daß dieser fünfhebige Jambus, dieser längere und künstliche Vers, den dramatischen Kothurn liebt und ein gewisses hohes Pathos begünstigt, das nicht überall hinpaßt. Der Blankvers ist für die Bühnenperspektive großen Stils, für die große Tragödie sehr geeignet; nur glaube man nicht, daß ein anderer dramatischer Vers daneben undenkbar wäre. Man übersehe doch nicht, daß Goethe und Schiller selbst den unzweideutigsten Beweis gegeben haben im „Faust" und in „Wallensteins Lager". Hier greifen beide zur eingeborenen deutschen Art zurück, Schiller direkt zum vierhebigen Reimvers, Goethe zum noch freieren, indem er sich an keine bestimmte Hebungszahl bindet. Wer an diese beiden Dichtungen denkt, wer ferner in der älteren deutschen Literatur bewandert ist, besonders in dem so reichen 16. Jahrhundert und im deutschen Volkslied — dessen Vers, auch wo er nicht vierhebig ist, doch meist auf den vierhebigen rhythmischen Rahmen zurückgeht — wer sich die Goetheschen Gedichte „Hans Sachsens poetische Sendung", „Legende vom Hufeisen", „Johanna Sebus" u. a. vergegenwärtigt, der weiß, daß Kraft wie Innigkeit, höchstes Denken wie tiefstes Empfinden, Schalkheit, Humor, Spott, Ironie, Herbes wie Zartes — kurz, die ganze Stufenleiter menschlicher Gefühle und Gedanken in dem einfachen alten deutschen Verse unvergleichlich zur Geltung kommen kann.

Ich begrüße es daher mit Freuden, daß die einseitige Herrschaft des reimlosen fünffüßigen Jambus auf der Bühne mehr und mehr gebrochen wird und neben der natürlich bisher stets gleichberechtigten Prosa andere Formen auftreten, die sich unserer alten eingeborenen Versform wieder zu nähern suchen. So ist, um nur einiges zu nennen, Martin Greifs

vaterländisches Schauspiel Hans Sachs[1]) im freieren alten bald 4- und 5-, bald 3-hebigen jambischen Vers gedichtet und erzielt gerade hierdurch tiefe und wundervolle Wirkungen. Auch das derbere aber echt volkstümlich kraftvolle und schöne Lutherfestspiel Otto Devrients[2]) bewegt sich in gereimten Versen von 4 oder 5 Hebungen, auch 3-hebige kommen vor, und Ernst Eges dramatisches Stimmungsbild Luther auf Koburg ist in gereimten Jamben geschrieben.[3]) Julius Riffert wählt in seinen drei vorliegenden Festspielen die 4-hebigen Reimpaare. Das alles erscheint mir verheißungsvoll, und ich glaube, daß die Einbürgerung besonders des alten deutschen gereimten Vierhebers im Drama nur noch eine Frage der Zeit und eine Sache der Gewohnheit ist und daß er künftig gleichberechtigt neben dem bisher üblichen jambischen Quinar stehen wird. Jeder allerdings auf seinem Gebiet, wie schon die eben genannten Dramen andeuten; es wäre die lohnende Aufgabe einer besonderer Untersuchung, das Gebiet beider Verse im Drama gegeneinander näher abzugrenzen.

Sicher legt schon die Wahl des Verses dem Dichter gewisse stilistische Gesetze auf. Der 4-hebige Jambus Rifferts ist, wie gesagt, paarweise gereimt: schon das ist gegenüber dem Quinar sehr wichtig. Der Reim macht die Handhabung des Verses nicht leicht! Unsere Sprache gilt im allgemeinen als reimarm. Da ist nun ein passendes Reimwort nicht immer leicht zu finden — und um so weniger leicht, als bei der Kürze des Verses (4 Hebungen) die Wahl des Reimworts oft den Satzbau der ganzen Zeile beeinflußt. Ferner soll das Reimwort kein gleichgültiges, sondern ein möglichst bedeutungsvolles sein; es darf aber auch der bei kurzen Versen erst

1) Martin Greif, Hans Sachs. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig. 1894. 8°. 86 S., auch im III. Bande der Gesammelten Werke des Dichters. Leipzig. 1896. 8°. S. 475—558. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Martin Greif schon 1866 ein dramatisches Gedicht „Hans Sachs" veröffentlichte und 1874 ein Gedicht „Zu Hans Sachsens Ehrentag" (Gedichte 7. Auflage 1903 S. 368), letzteres ebenfalls in 4-hebigen Reimpaaren. Dies höchst bedeutsame innere Verhältnis Greifs zu unserem alten Volksdichter (ähnlich dem Goethes!) erhellt aus der „Widmung an den Leser" — einer der wichtigsten Dichterbeichten, die ich kenne —, die Greif 1894 seinem Hans Sachs-Drama mitgab. Das hier nur nebenbei — es hängt aber mit der Formfrage auch des Dramas aufs innigste zusammen.

2) Otto Devrient, Luther. Historisches Charakterbild in 7 Abteilungen. Ein Festspiel, erstmalig im Herbste 1883 zur vierhundertjährigen Geburtsfeier Luthers dargestellt von Bewohnern Jenas, mit Musik von L. Machts. 33. Auflage. Leipzig. 1905. Kl. 8°. VIII. 148 S.

3) Ernst Ege, Luther auf Koburg. Ein dramatisches Stimmungsbild. Leipzig. 1904. 58 S. Das Stück ist mir selbst nicht bekannt geworden, ich verweise deshalb auf die sehr anerkennende Besprechung desselben durch D. K. in der Wiss. Beil. der Leipziger Zeitung vom 8. Sept. 1904 (= Nr. 107) S. 427.

recht als Gleichklang ins Ohr fallende Reim den Gedanken des Verses nicht überwiegen; die Reimpaare dürfen einen längeren Gedankengang nicht zerhacken. Anderseits ist die ebenfalls naheliegende Gefahr des gleichmäßigen Klapperns der Verse zu vermeiden: sonst erhält der Vers leicht etwas ungewollt Humoristisches und sinkt zum sogenannten Knüttelvers herab. Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Frage nach der Reinheit des Reimes. Hier möchte ich mich durchaus auf den Standpunkt stellen, den Goethe in seinem bekannten Spruch einnimmt:

> Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
> Doch den Gedanken rein zu haben,
> Die edelste von allen Gaben,
> Das ist mir alle Reime wert.

Aber unsere alte Poesie, das Volkslied und die andere legt auch sonst in diesem Punkte Duldsamkeit nahe: im Gegenteil erhöht oft gerade die Ungleichheit im Reime seinen Reiz; man muß hier mehr vom Standpunkte der Musik und des Ohres urteilen als von dem des bisher üblichen Augenlesens.[1] Macht so, wie man sieht, schon die Technik des Reimes überhaupt Schwierigkeiten, so wachsen diese beim kurzen Vierheber und erfordern hier erst recht Macht über die Sprache und Beherrschung ihrer Ausdrucksmittel.

Denn natürlich erfordert schon der Vierheber an sich einen wesentlich anderen dichterischen Stil als der Quinar; er verlangt größere Knappheit, schärfere Zuspitzung der Gedanken, etwas Schlagendes, Frisches, Volkstümliches — also einen weniger abstrakten Stil. Er nötigt, zumal in Verbindung mit dem Reim, zu mehr gegenständlichem Denken, zu naheliegenden, häuslichen, natürlichen Bildern; mit einem Wort: er verlangt, daß der Dichter festen Stand auf dem sicheren Boden der Heimat und Wirklichkeit nehme, daß er mehr im Leben als außerhalb desselben oder darüber stehe. Das himmelansteigende oder über den Wolken schwebende Pathos, zu dem der jambische Quinar leicht verführt, ist im 4-hebigen Reimpaar nahezu unmöglich. Dies alles sieht man deutlich an Rifferts drei Festspielen;

---

1) Wie der Reim „recht eigentlich ins Musikalische einschlägt, wie denn alles metrische und rhythmische Wesen zuletzt unter den Gesichtspunkt der Musik fällt" hat Rudolf Hildebrand, mit dessen Worten ich hier rede, wiederholt, besonders in den „Beiträgen zum deutschen Unterricht", Leipzig. 1897. 8°. S. 172—224 herrlich ausgeführt. Man muß immer und immer wieder darauf verweisen, weil dieser einzig richtige Standpunkt, Metrisches zu beurteilen, noch viel zu wenig allgemein eingenommen wird. Wir stecken noch immer viel zu sehr in der ödesten, langweiligsten Ellenmetrik und in totem Augenlesen drin, anstatt eines der lehrreichsten und anziehendsten Gebiete unserer Sprache lebensvoll zu behandeln! Man vgl. auch meine Ausführungen Sammlung Göschen Nr. 25 „Das deutsche Volkslied", 2. Aufl. 1905. S. 16 f.

aber die kurzen Reimpaare scheinen der Eigenart dieses Dichters auch besonders günstig zu liegen.

Wesentlich anders stellt sich schon die Stilfrage bei einer Mischung von verschieden langen Versen, wie bei Goethes Faust, Greifs Hans Sachs und Devrients Luther. Hier scheint mir Gesetz und Maß des Stils einzig beim Dichter zu stehen, der hier ja auch über die Reimverbindung frei verfügt. Wird dadurch einerseits naturgemäß größere Freiheit verbürgt, so droht anderseits auch sicher größere Gefahr, einen einheitlichen Stil nicht mit solcher Bestimmtheit zu treffen.

Beim vierhebigen Reimpaare liegt nun noch eine Hauptschwierigkeit darin, die Strengigkeit der Form genügend zu mildern und das Ganze zu beleben. Auch in dieser Hinsicht muß ich Rifferts drei Festspielen lebhafte Anerkennung zollen. Ihm dienen dazu hauptsächlich drei Mittel: geschickte Handhabung der Zäsur, gelegentliches Umlegen des Rhythmus oder sonstige reichere rhythmische Abwechslung — so daß der Vers dann manchmal trochäisch, manchmal daktylisch oder anapästisch wirkt — und Hinüberspringen des Satzes und Gedankens in die nächste Zeile. So fehlt es, je nach der Stimmung, keineswegs an der nötigen Mannigfaltigkeit in der Bewegung des Verses, wenn auch im allgemeinen der wohlige, behagliche Fluß des alten Reimpaares vorherrscht, der uns sofort anspricht und uns ein nahes, trauliches Verhältnis zur Dichtung gewinnen läßt. Wenn das Huttenspiel mit den Worten Ulrichs anhebt:

Die Heimat wiederum! Wie traut,
Am Dache droben auferbaut,
Das Schwalbennest mich wieder grüßt . . .

oder das Bismarckspiel mit den Worten des Herolds:

Willkommen alle! Wir kamen her,
Euch zu verkünden alte Mär
Und neue auch. Denn was ist alt?
Was heute warm, ist morgen kalt . . .

so fühlt jedermann: hier ist deutsche Art und Blut von unserem Blute.

Indessen glaube man nicht, daß das Verständnis der Riffertschen Dichtungen sozusagen weiter nichts sei. Man findet manche anscheinend dunkle oder weniger dichterische Stelle, die einem anfangs aufstößt. Man lasse sich dadurch nicht abschrecken; im Gegenteil, man kehre immer wieder zu ihr zurück! Vor allem lasse man sich die Mühe nicht verdrießen, den Vers so lange zu studieren, bis man die Betonung gefunden hat, die seiner inneren Natur oder dem ihm zugrunde liegenden Bilde entspricht: es steckt erheblich mehr in den scheinbar anspruchslosen Versen, als man zunächst denkt. Erst dann gewinnt manche Stelle ein ander Ansehen oder volles

Leben, und es ist eine Freude, auf diese Weise mancher Feinheit und versteckten Schönheit nachzuspüren. Es ist mit einer gediegenen, tiefen Dichtung wie mit einem solchen Menschen; auch dieser erschließt sich nicht bei erster, flüchtiger Bekanntschaft; dazu gehört, wie der Volksmund schlagend sagt, daß man mit ihm erst einen Scheffel Salz gegessen habe, und dies ist bekanntlich nicht so schnell geschehen. Auch Dichtungen sind Persönlichkeiten, Individualitäten, die man sich erst durch längeres liebevolles Zusammenleben erschließt. Sie müssen in uns und wir in sie eingedrungen sein, ehe sich uns ihr ganzer Wert enthüllt. Diese ernste Erfahrung macht mich mißtrauisch gegen den Wert solcher Dichtungen — sagen wir gleich im allgemeinen: solcher Kunstwerke —, die bei ihrem Hervortreten sogleich allgemeinen Jubel und lauten Beifall erregen. Wie sagt doch gleich Schiller?

> Kannst du nicht allen gefallen durch deine Tat und dein Kunstwerk,
> Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.

Und Goethe läßt sich in demselben Sinne vernehmen:

> Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
> Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

* * *

Von den drei Dramen Rifferts, die hier zu besprechen sind, scheint das „Spiel vom Fürsten Bismarck" das älteste zu sein. Es wurde zuerst 1893 gedruckt. Es trägt auch unter ihnen am meisten das Gepräge des lose gefügten Spieles, während „Huttens erste Tage", 1895—96 entstanden, und „Luthers Abschied von der Wartburg", 1898 in Eisenach gedichtet, mehr, wenn auch nicht in gleichem Maße, den geschlossenen Charakter eines Dramas zeigen.

Dies liegt in der Natur ihres Stoffes: man kann die Entwickelung eines Volkes durch 60—80 Jahre hindurch nicht in den Rahmen eines wirklichen Kunstdramas pressen. Wir haben es also beim Bismarckspiel mit einer Reihe lose aneinander gefügter dramatischer Bilder in drei Abteilungen zu tun, die durch zwei Personen zusammengehalten und zu einem Ganzen vereinigt werden, durch die Gestalt des Herolds und die Bismarcks. Der Herold hat hier nicht die nur mehr oberflächliche Bedeutung des Prologus, wie im alten deutschen Drama, z. B. dem des Hans Sachs und wie auch in Rifferts Lutherstück. Er dient im Bismarckspiel zugleich als verbindende Person des Ganzen. Seine Bedeutung liegt aber noch tiefer; er scheint mir weiter die Verkörperung derjenigen guten Eigenschaften unseres Volkes, die nie ganz einschliefen, mit einem Wort, des deutschen Gewissens. Immer ist er rege, wach und zu allem Guten tüchtig; er tritt also nicht nur referierend auf, sondern bald tadelnd und verweisend, bald

lobend und anerkennend, bald mahnend, bald bittend, bald anspornend und aufrüttelnd. Ihm gegenüber ist Michel zunächst der Vertreter deutschen Behagens, deutscher Langmut und Gutmütigkeit; er ist der Bärenhäuter mit der Schlafmütze auf den Ohren, in dem freilich eine edle Natur, Kraft und Tüchtigkeit, ja Heldentum steckt — aber diese müssen erst mit Gewalt geweckt und aus ihm herausgeholt werden. Und dazu reicht nicht einmal die Kraft des Herolds; nein, entweder schwerer äußerer Druck gehört dazu oder eine so eiserne Natur wie Bismarck — dieser scheucht ihn durch seine Energie und den scharfen Stachel des Spottes aus seiner Ruhe und Trägheit auf und lehrt ihn die Tat. Und somit kommt die Dichtung zu ihrem eigentlichen hehren Helden. Um seine Entwickelung zu zeigen, führt ihn uns der Dichter in einer Wandelrolle von sechs Alterstufen vor: als jungen Wanderer, als Wanderer in den ersten Mannesjahren, als Grafen Bismarck, als Reichskanzler, als Fürsten Bismarck und als den Alten. Außer diesen drei sorgsam ausgeführten und gut individualisierten Gestalten treten fast nur noch Typen auf und auch sie nur vorübergehend, der Franzose und der Russe — beide stark karikiert — als die äußeren Feinde, der Scheltende, der Schimpfende, der Nörgelnde und der Philister als innere Hemmnisse, ferner als Vertreter der deutschen Jugend und der deutschen Zukunft Studenten; diese natürlich als Förderer des nationalen Gedankens, zumal in der Schlußszene im Sachsenwalde, wo sie durch frische und zugleich feine Einzelzüge glücklich auseinandergehalten sind.

Der Dichter arbeitet also mit den einfachsten Mitteln, aber in echt volkstümlichem Sinne. In hohem Grade ist es ihm geglückt, die Gestalt Bismarcks wahrheitsgetreu herauszuheben, schlicht und wuchtig, aber ohne dabei je der Phrase zu verfallen. Beträchtliche Schwierigkeiten bot auch der Herold, dem durch das ganze Stück hindurch die verbindende Rolle zufällt und in dessen Worten Riffert die Entwickelung des deutschen Volkes von den Freiheitskriegen bis gegen Ende des Jahrhunderts in markigen Worten schildert. Die Charakterzeichnung des deutschen Michels ist ebenfalls ausgezeichnet gelungen; eine der besten Szenen zeigt uns den Grafen Bismarck als Erzieher Michels: wie er ihm Waffenrock, Mütze, Seitengewehr anlegt und ihm militärisch stramme Zucht beibringt. Damit — Schluß der zweiten Abteilung — verschwindet „der deutsche Michel" aus dem Festspiel, denn nach seinem „Erwachen" aus dem Schlafzustand ist er eben nicht mehr der alte, sondern ein anderer: seine Rolle hat er also ausgespielt. Im losen Gefüge eines Festspiels ist dies eben möglich.

Das Spiel ist reich an Schönheiten und stimmungsvollen Bildern. Eine wohltuende meist innerlich verhaltene Wärme verbunden mit Humor durchströmt das Ganze. Im ersten Teil, wo die schlimmen Zeiten politischer

Unfähigkeit geschildert werden, nimmt der Humor mehr die Gestalt der Ironie, des Spottes, des Sarkasmus an; behaglich-wohligen Humor dagegen atmen die Szenen am Schlusse, wo wir im Sachsenwalde „den Alten" und die ihm huldigenden Studenten — beim Fasse Bier und der langen Pfeife Bismarcks — belauschen. Ja, so war er, unser Bismarck: ganz Er selbst, Heros und doch ganz Mensch! Er blieb dem Herzen seines Volkes teuer, auch als er nicht mehr allmächtiger Reichskanzler war: ein einzig schönes Beispiel feinsten Volksinstinktes, ein Bild deutscher Dankbarkeit und gegenseitiger Treue.

Als Höhepunkte der Dichtung erscheinen mir, abgesehen vom Schluß, besonders das Ende der zweiten und der Anfang der dritten Abteilung (S. 40—46). Es ist die Zeit um 1870 und hier findet Riffert ergreifende, der großen Zeit ebenbürtige Töne. (Anfang von III S. 41 f.):

Herold:

Musik, ihr hört sie, kernig, harsch,
Wie sie geblasen auf dem Marsch,
So einfach und so mannigfalt,
Mit unbezwingbarer Gewalt.
Mit Trommelschlag und Pfeifenklang,
So geht's den ganzen Weg entlang.
Wie viele haben es erlebt
Von euch, wie wir gezagt, gebebt
In jenen bangen, schweren Tagen,
Und wie die Herzen hoch geschlagen,
Und wie der Franzmann, frech, betört,
Was allen heilig war, versehrt.
Doch wie der Angriff, so der Turm.
Es hob sich, wie im Meer der Sturm,
Am Rhein die Wacht, allüberall
Sang man des einen Liedes Schall —
Es tönte fern, es tönte nah':
Das Lied, das Lied war plötzlich da.

(Musik: eine Strophe der „Wacht am Rhein".)

Der alten Helden große Zeit
Schien wieder Gegenwärtigkeit.
In Eisen und in Manneswehr,
In Blutesbrüderschaft Verkehr:
So zog hinaus der Völker Schwarm,
Norden und Süden Arm in Arm.
Und unter dieser Männer Faust,
Die schonungslos herniedersaust,
Zusammen brach des Korsen Thron,
Erbauet unter Spott und Hohn.
Der Franzmann zog sich stets zurück,
Doch nie zum Heile und zum Glück,
Bis in die Knie er stürzte bang,
Die Kehle eingeschnürt — Sedan!
So ging es Sieg und Schlag auf Schlag,
Bis endlich uns zu Füßen lag
Das stolze Babel, das so viel
Des Leids uns schuf in frechem Spiel
Und uns gar oft erträne ließ,
Wie eine Frucht geknickt — Paris!

(Musik: Pariser Einzugsmarsch.)

Und nicht genug! Was fremd uns ward,
Es wurde wieder deutsche Art.
Das alte Land, die alte Stadt,
Die nie uns ganz verloren hat,
Das letzte der verlornen Kinder,
Geliebt darum nicht weniger, minder,
Es wurde wieder heimgeführt,
Es kehrte wiederum, gerührt,
Das letzte losgesprengte Stück
Der Mutter in den Arm zurück.

(Musik: eine Strophe von „O Straßburg".)

Erst so der Sieg und mit Hurra,
Und dann die Feier, die geschah
Mit vollem, dankerfülltem Sinn
Und mit dem Blick zum Himmel hin
Und mit dem Liede ohne Spott
Und Stolz: Nun danket alle Gott!

(Musik: eine Strophe von „Nun danket alle Gott".)

* * *

Führt der Dichter uns im Bismarckfestspiel durch fast ein Jahrhundert deutscher Entwickelung, so stellt er dagegen in „Huttens ersten Tagen“[1]) ein aufs engste umgrenztes, in sich abgeschlossenes Bildchen vor uns hin, ein Stück deutschen Innen- und Familienlebens, das sich in die wenigen Stunden eines Frühlingsabends um 1520 hineinfügt. Aber dies Bildchen spiegelt den gewaltigen Geisterkampf der Reformationszeit wider.

Wir erleben hier die letzte entscheidende Wandlung in der Seele des Helden: wie aus dem noch schwankenden Hutten in schwerer Selbstüberwindung der stahlharte, unbeugsame Kämpfer wird, den wir aus der Geschichte kennen. Wir sehen in Rifferts Stück den werden, der sich hernach mit seinem „Ich hab's gewagt!“ jauchzend ins Getümmel der Geister- und Feldschlacht wirft, der unter Verzicht auf eigenes Lebensglück seinem hohen Ziele bis zum Tode getreu bleibt.

Wenn Riffert dabei eine Entwickelung, die sich zweifelsohne über eine längere Zeit erstreckt hat, straff zusammenfaßt und in den Rahmen weniger Stunden aneinanderdrängt, so ist das nicht nur sein gutes Recht als Dichter, sondern ein Verdienst; auf diese Weise kommt er zu der für ein Drama unbedingt nötigen Verdichtung und Kraft. Und wenn er seinem Rahmen dabei selbst zeitlich Fernerliegendes einfügt[2]), so wird kein billig Denkender ihm das verübeln, denn so gewinnt er sattere Lokalfarbe, lebhafteres Zeitkolorit, tieferen Stimmungsgehalt.

Klar hat der Dichter sein Drama gegliedert und aufgebaut. Etwa das erste Drittel (S. 1—19) macht uns mit Ort, Zeit, Personen und Verhältnissen bekannt — also vor allem mit der Steckelberger Burgwelt, und schließt symbolisch mit der Hindeutung auf das in der Familie und im Reich Kommende: Feuer, Gewitter, Frühling. Wie die Spannung sich entwickelt und zum Konflikte führt, zeigt uns das zweite Drittel (S. 20—38). In dem hübschen, bewegten Tischgespräch, wo auch Jobst seine Türmer-Philosophie zum besten gibt, tritt der Gegensatz der Anschauungen zuerst hervor: Ulrich vertritt das Selbstbestimmungsrecht der Jugend, der Vater leugnet es kraft der alten, väterlichen Autorität. Dann entwickeln sich vor uns die beiden kämpfenden Zeitmächte, die neue Lehre in Fusts begeistertem Bekenntnis, der alte Glaube in der gemütsinnigen Verherrlichung des Marienkultus durch die Mutter. Den Bruch führt der Zorn und Starrsinn des alten Hutten herbei: er verlangt vom Sohne unbedingten Gehor-

1) Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge S. 5—54.

2) z. B. Anspielungen auf und Entlehnungen aus Luthers Liedern „Eine feste Burg“ 1529 (S. 8 und 50), „Ein neues Lied wir heben an“ 1523 (S. 27), Hans Sachsens „Wittembergische Nachtigall“ 1523 (S. 25) und aus dem herrlichen Lied des Einsiedlers in Grimmelshausens „Simplizissimus“ 1669 (S. 16).

sam; er solle sich in sein, des Alten, Ideal vom Leben fügen („Bau eine Presse mir, o Sohn" S. 31) und als solches schwebt ihm das eng umgrenzte praktische Leben eines Landedelmanns und Ackerbauern vor. Daß er diesen Gehorsam beim Sohne nicht findet, ja daß Fust und sogar der Türmer Jobst sich jenem anschließen und ihm selbst Trutz zu bieten wagen, reizt die Leidenschaftlichkeit des Alten zur Gewalttat; er will Ulrich und Fust als Gefangene auf der Burg zurückhalten. — Im letzten Drittel (S. 39—54) wird die Lösung angebahnt und vollendet. Die herrliche Szene zwischen Mutter und Sohn gibt den seelischen Schlüssel zum Ganzen. Sie zeigt das innige, zarte Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, aber sie zeigt auch die Zerrissenheit im Gemüt Ulrichs, der zwischen Kindesliebe und Pflicht hin und her geworfen wird: jene zieht ihn zu den Eltern, diese treibt ihn hinaus in die Kämpfe der Zeit. Die Mutter, ohne den Sohn ganz zu verstehen, fühlt mit Gewißheit doch das Eine: es wäre Verrat am eigenen Ich, wenn er dem inneren Drange zum Kampfe nicht folgte! Für ihr untrügliches Empfinden steht jetzt fest: der Sohn muß so handeln und kann nicht anders. So schwer ihr dies bei ihrer religiösen Überzeugung aufs Herz fällt, die Mutterliebe siegt und für sie gibt es fortan nur noch eine Aufgabe: den starren Alten fürs Unvermeidliche fügsam zu machen; sie eilt hinaus. Aus diesem Gespräche mit der Mutter aber enthüllt sich für Ulrich erst die ganze Tiefe des Abgrunds. Was er nicht geahnt hatte: daß dieser Abgrund zwischen ihm und den Eltern unüberbrückbar sei — das leuchtet ihm jetzt mit blitzartiger Klarheit und Schnelligkeit auf. Es gilt, blutenden Herzens sich loszureißen: dort die alte Zeit und die Eltern, hier sein Seelenheil (S. 44):

Und ob meine fromme Mutter weint
Und ängstlich zu verzagen meint —
Und ob der Vater tobt und flucht
Und gänzlich zu vertilgen sucht
Was in mir ist — es ist ein Schwall
Von Flut, zerstörend fast das All —
Ich kann nicht helfen ihnen, muß!
Ich regne wie der Regenguß.
Ich hab's gewagt! Ich hab's gewagt!
Dem Frohsinn sei Valet gesagt!
Dies sei mein Wahlspruch für das Leben —
Kann's höheren und bessern geben?
Mein Wahlspruch, der mich los nicht läßt —
Wohl, ich bin fertig, stehe fest![1])

1) Wie treu geschichtlich dies alles ist, sieht man, wenn man Rifferts Huttendrama mit den Schriften Ulrichs von Hutten selbst vergleicht, besonders mit seinem „Gesprächbüchlin" 1521, der 1520—21 entstandenen Verdeutschung seiner vier lateinischen Dialoge von 1519. Hier kommt sein Wahlspruch „Ich hab's gewagt" wiederholt vor; hier finden sich auch in der dichterischen Vorrede die berühmt gewordenen Verse:

Wiewol mein fromme mutter weynt,
Do ich die sach hett gfangen an.
Gott wöll sye tröſten — es mußß gan . . .

Sein bekanntes Lied „Ich hab's gewagt" ließ er noch 1521 folgen. Vgl. Sahr, Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jhs. III. Von Brant bis Rollenhagen: Brant, Hutten,

Die Lösung erfolgt. Wenn auch zunächst ungern und ohne die Gründe des Sohnes zu verstehen, gibt der Vater seine Einwilligung, er erkennt doch schließlich im Sohne das harte Holz wieder, aus dem er selbst geschnitzt ist, und somit kann er des Sohnes Selbstbestimmungsrecht nicht länger leugnen (S. 47):

Ich sehe wohl, zu Unrecht nicht
Führen denselben Namen wir,
Ulrich — wir sind der Eine schier!
Ich, Vater Ulrich, und du, Sohn,
Und Kind und doch ein andrer schon.
Jäh, zornig sind wir alle beide:
Für Schadenfrohe eine Freude,
Die sehen, daß wir uns entzweit,
Wo wir doch sind zum Gruß bereit.
Und doch ist's wahr, wer Kinder zeugt,
Der muß auch sein gewärtig leicht,
Daß sie ihm gegenübertreten.
Sie sind ja selbst ein Selbst! Vonnöten
Da ist es, daß man sich bescheidet
Und nicht befehdet und beneidet,
Was doch ein Anrecht hat an sich —
So ist's im Leben, sicherlich!

Die herbe Aussprache auf beiden Seiten hat dem Alten wohl getan und in der weicheren Mondscheinstimmung, die nun folgt — unterdes hat auch in der Natur das Gewitter sich ausgetobt — entläßt er den Sohn und dessen Freund mit einem ehrlichen „Lebewohl!"

Menschlich trefflich erfaßt und fein herausgearbeitet sind vor allem die Gegensätze im Verhältnis zwischen Eltern und Sohn. Beim harten, polternden Vater herrscht durchaus der Verstandesstandpunkt vor. Er ist verbittert, weil nach seinen nur aufs Praktische gerichteten Begriffen von Tüchtigkeit der Sohn ein Tagedieb und nichts Rechtes geworden ist. Hier spricht eben der Land- und Ackersmann und das die volle Autorität beanspruchende Familienoberhaupt. Und wir können dem tüchtigen Alten in seiner Art gar nicht unrecht geben. Nach echt altdeutsch-herber Weise bleibt bei dem Verhältnis zwischen Vater und Sohn die Liebe ganz im Hintergrunde. Wer das Volk zu beobachten Gelegenheit hat, wird zugeben, daß dies vielfach heut noch so ist.

Dagegen ist das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn das denkbar innigste, zarteste Herzens- und Gemütsverhältnis. Das ist ja auch geschichtlich, und Ottilie von Hutten ist eine jener berühmten Dichter- und Heldenmütter, an denen unser Volk so reich ist. Hier tritt Rifferts Dichtertätigkeit ins schönste Licht: er hat die geschichtlichen Andeutungen über dieses Verhältnis zu einem Bilde echt deutscher Gemütstiefe ausgeführt und ihm eine Fülle individueller Züge geliehen. Nichts Rührenderes als wie diese Mutter den Sohn empfängt. Obwohl streng rechtgläubig und gegen die neue Lehre aufgebracht, der zu ihrem Schmerze auch ihr Ulrich anhängt, ist sie doch beim Wiedersehen nur Mutter — und ist voll beglückt; sieht

Fischart, sowie Tierepos und Fabel. Ausgewählt und erläutert. Sammlung Göschen Nr. 36. Leipzig. 1905. 8°. 155 S.

sie doch, daß ihr Ulrich trotz langer Trennung noch das alte goldene, treue Kinderherz besitzt. Weiter ist sie ein Muster von Gattin und Hausfrau, das milde, versöhnliche Element neben dem alten Hitzkopf, in jeder häuslichen Tugend ein leuchtendes Vorbild. Und wie fließt ihre Frömmigkeit aus der Tiefe ihres Herzens und Gemütes. Hier ist edelstes praktisches Christentum und hehre Weiblichkeit. Wie fein vom Dichter, daß er Fusts begeistertem Bekenntnis die innige Verherrlichung des Marienkultus aus dem Munde der Mutter entgegenstellt — jenes Kultus, der die deutsche Auffassung vom Weibe in der höchsten Verklärung zeigt.

Diesen Vertretern der alten Zeit stehen die der neuen gegenüber: Ulrich und sein Freund Just Fust, der Drucker.

Wie ein wegemüder, heimwehkranker Wanderer sucht Ulrich das Elternhaus auf, weicher, träumerischer Stimmung voll und sich nach dem Glück unschuldvoller Kindertage zurücksehnend — dabei freilich unerschütterlich fest zum Evangelium stehend. In ihm mischen sich die Leidenschaftlichkeit und Kraft des Vaters mit dem weichen Gemüt, der Herzenstiefe, dem zarten Empfinden der Mutter. Als erregendes Moment greift Ulrichs Freund, der im Leben gefestigte und geklärte Fust, in die Handlung ein. Beide sehen wir durch das Stück hindurch wachsen, beide gewinnen unser wärmstes Mitgefühl.

Ein Wort noch über den Türmer Jobst; er steht zwischen beiden Gruppen; dem Alter nach zu den Eltern, dem vertraulichen Verhältnis nach zu Ulrich gehörend, zu dessen Überzeugung er ja auch gelangt. Derb, verständig und dabei sinnig, ist er eine Gestalt in echt altdeutscher Holzschnittmanier, wie deren das damalige Leben gar manche aufzuweisen hatte. Er ist individualisiert und zugleich typisch; jenes insofern, als er ganz in die Luft der Steckelberger Burg gehört und von ihr nicht zu lösen ist — typisch insofern, als er das geistige Erwachen und die Anteilnahme des „kleinen Mannes" an der Reformation darstellt.

So wie in dieser Familie mag es damals in mancher Bürgerfamilie zugegangen sein; lebenswahre Bilder des Kampfes um die Reformation in den Bürgerkreisen entrollt uns Hans Sachs in seinen vier reformatorischen Dialogen.[1] Und so war es immer: Die großen nationalen Kämpfe dringen mit ihren Wellen bis in das Innerste des Volkskörpers, in den Kreis der Familie hinein. So war 1756 der junge Wolfgang wie der Vater Goethe „Fritzisch" gesinnt[2]), die andere Partei in der Familie aber kaiserlich, und

1) Siehe Keller-Goetze, Hans Sachs. Literarischer Verein zu Tübingen. 8⁰. Band 22. 1894. S. 6—84 oder Reinhold Köhler, Vier Dialoge von Hans Sachs. Weimar. 8⁰. 1858.

2) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 1. Teil 2. Buch (Hempel, 20,41 ff.).

wieder mehr als 100 Jahre später bezeugt Konrad Ferdinand Meyer[1]): „1870 war für mich das kritische Jahr. Der große Krieg, der bei uns in der Schweiz die Gemüter zwiespältig aufgeregt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, tat ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlasse das französische Wesen ab, und innerlich genötigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich 'Huttens letzte Tage'." — So gewinnt das Familienbild, das Riffert entrollt, mit dem Seelenkampfe des Helden als Mittelpunkt, gewissermaßen typische deutsche Bedeutung. Zu betonen ist bei dieser Dichtung Rifferts noch als wichtiger Charakterzug: auch hier fast nirgends ein volles Austönen und Ausströmen der Empfindungen und Stimmungen, dies muß in der Seele des Lesers oder Hörers geschehen — aber die Töne, die in der Brust des letzteren weiterklingen sollen, werden vom Dichter rein und sicher angeschlagen.

* * *

Wenden wir uns dem dritten Stück Rifferts zu „Luthers Abschied von der Wartburg". Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge (S. 57—100). Obwohl es dem Huttenspiel in Stoff und Zeitkolorit nahe steht, so walten doch zwischen beiden große Unterschiede. Was im „Hutten" Zukunft ist, ist hier Vergangenheit. Handelte es sich dort um die ersten schweren Kämpfe alter und neuer Lehre, so hier um die innere Gärung in der reformatorischen Bewegung selbst. Und wie dem Menschen in den Lüsten und Begierden der eignen Brust die bittersten Feinde entstehen, so dem Werke Luthers in den aus seinem eigenen Schoße erwachsenen Afterlehren der Schwärmer und Bilderstürmer. Vor diese Klippe, an der leicht die ganze Reformation scheitern konnte, führt uns Rifferts Lutherspiel, und es zeigt uns, wie da, wo auch Luthers beste Freunde und Mitarbeiter schwanken und zagen, die große geniale und doch so einfach-gesunde Natur Luthers das einzig Rechte zu finden weiß, um jener Schwierigkeiten Herr zu werden: ohne Zweifel wieder ein weltgeschichtlicher Moment, wohl wert, von des Dichters seelenkündender Kunst beleuchtet und erhellt zu werden.

Dieses Ziel hat Riffert vollkommen erreicht. Es ist anziehend, zu sehen, auf wie anderem Wege als beim Hutten! Wie beide Helden, so sind auch die anderen Voraussetzungen beider Dramen grundverschieden. Der Hutten Rifferts ist noch nicht der gefestete Mann, der bereits Großes geleistet hat, er wird es erst; seinen Taten geht er erst entgegen. Der Luther Rifferts hingegen war schon der Rufer im Ablaßstreit, der in Disputationen Bewährte, der moralische Sieger auf dem Reichstage zu Worms.

[1]) In seiner kurzen Autobiographie in Anton Reitlers „C. F. Meyer. Eine literarische Skizze zu des Dichters 60. Geburtstage". Leipzig. 1885. 8°. S. 6—8.

Die Aufgabe des Huttenspiels: Loslösung des Helden von der Familie, liegt weit, weit hinter Rifferts Luther: Dieser gehört schon seit Jahren der großen Welt, dem größten Leben, der Nation an; er ist von ihrem Geschick nicht mehr zu trennen. Billigerweise spielt sich daher der Vorgang des „Hutten“ im Schoße der Familie, innerhalb der vier Wände des Hauses ab, der des „Luther“ dagegen im Hofe der Wartburg, unter freiem Himmel. Und was hier die Menschenbrust bewegt und beschließt, dahinein rauscht das Wehen der Waldwipfel, aus denen die Wartburg wie ein Palladium der Deutschen emporragt — dahinein dringt mächtig der Wogenschlag der weiten Welt draußen. So weiß Riffert die äußeren Umstände den inneren Voraussetzungen anzupassen, und so weht auch, wie mir scheinen will, in den Versen des Lutherspiels ein gut Teil kräftig-würziger Höhen- und Waldluft. Ist doch die Dichtung September 1898 in Eisenach und an Ort und Stelle ihrer Handlung selbst entstanden. Eine weitere Folgerung aus alledem ist diese: Das Huttenspiel konnte, ja mußte ein straff gegliedertes, in sich fest gefügtes und abgeschlossenes Drama sein, das Lutherspiel brauchte, ja konnte es nicht: hier genügte ein loseres dramatisches Gefüge.

Wir sind auf dem Wartburghofe im März 1522, genauer gesagt, am Morgen des 1. März. Ein Herold (S. 57—59) eröffnet im Sinne des altdeutschen Spieles das Stück, stellt die Verbindung zwischen diesem und den Hörern her und skizziert kurz die ersten geschichtlichen Voraussetzungen zur nachfolgenden Handlung.

Ehe diese selbst einsetzt, schlägt der Dichter (S. 59—66) den mehr lyrisch gehaltenen stimmenden Akkord seiner Dichtung an: einerseits in dem Gespräch des Schloßhauptmanns Hans von Berlepsch mit Klaus Sturm, anderseits in dem Monologe des Junkers Jörg und seiner Zwiesprach mit Berlepsch. Sturm kommt als Sendling der Schwärmer, um Luther von der Wartburg abzurufen und an die Spitze ihrer Partei zu stellen. Für den von außen an ihn herantretenden Wunsch ist Luthers Stimmung gerade die rechte: Das tatendurstige Gemüt des Reformators findet schon lange am Weidwerk und dem stillen Studium hier kein Genügen mehr und strebt hinaus ins volle Leben.

Auf dieser Grundlage erhebt sich als zweite Stufe (S. 67—82) die beginnende Handlung: Im Gespräche zwischen Luther und Sturm entwickeln sich die beiden widerstreitenden Anschauungen hart nebeneinander, und dies endigt voller Bewegtheit natürlich damit, daß zwischen beiden das Tischtuch zerschnitten wird: Sturm, als Freund und Verehrer Luthers genaht, scheidet als sein unversöhnlicher Feind; unversöhnlich, weil er, der Fanatiker, vernünftigen Gründen nicht zugänglich ist und noch immer an den Sieg seiner Sache glaubt. In diesem lebhaft sich steigernden Streit,

in den gelegentlich auch Berlepsch mit eingreift, werden die Fragen der unmittelbaren göttlichen Offenbarung, der Kindertaufe und der Bilder in der Kirche berührt, wobei Luther zum Preise der Künste die goldenen Worte findet (S. 72 f.):

Was Ihr so denkt! Die edle Kunst
Hat Euch so ganz empört. Mit Gunst
Ist Euch genaht nicht Musika,
Die Frau. Und was der Dichter sah,
Der Maler lieblich Bilderschaffen,
Für Euch ist's alles Werk von Affen ...
Wer nie der Kunst sein Ohr erschlossen,
Der ist zum Beten auch verdrossen.
Der liebe Gott ist Schönheit ganz!
Wie wäre denn im Himmel Glanz? —
Fühlt wer das Schöne nicht in sich,
Der ist auch fromm nicht. Sicherlich!

Luthers letzte derbe Abfertigung — als Sturm mit dem Wunsche hervorgetreten war, Luther möge sich an ihre Spitze stellen — deutet schon die Wandlung in seinem Innern an: von dem Wunsche gelangt er bis dicht vor den Entschluß, die Wartburg zu verlassen und den Schwärmern selbst entgegenzutreten.

Eine weitere Steigerung folgt im dritten Teile (S. 83—89) der Dichtung. Durch den Bericht des Karsthans aus Wittenberg — wegen der nötigen Einheit der Handlung durfte es nur ein Bericht sein — wird gezeigt, wie die Schwärmer schon von Worten zur Tat übergegangen sind und durch Karlstadts Auftreten wildester Aufruhr und Bildersturm ausgebrochen ist. In der Wiege der Reformation selbst sieht Luther sein ganzes Werk bedroht und in Frage gestellt; nun kann ihn nichts mehr halten. Seine Stelle ist dort, in seiner lieben Stadt, mitten im Aufruhr.

Aber nun stößt er — und damit wird im vierten Abschnitt der Dichtung (S. 90—100) der Höhepunkt erklommen, dem rasch die Lösung folgt — nun stößt er mit dem ehernen Pflichtgefühl seines Schützers, des ritterlichen Berlepsch, zusammen. Im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit und dem Befehle seines weisen Herrn gemäß, will Berlepsch Luther mit Gewalt zurückhalten und übergibt ihn dem Gewahrsam des Landsknechthauptmanns Hans Rauhbein, einer prächtigen Gestalt. Vergebens versucht Luther mit aller Macht die Treue Rauhbeins; sie wankt und weicht nicht und Luther selbst muß sie loben, obwohl sie sich gegen ihn kehrt: ein herzerquickender Auftritt! Aber vor dem Gebot der inneren Pflicht Luthers, die Berlepsch schließlich anerkennen muß, weicht endlich der Schloßhauptmann und nimmt großherzig, auch auf die Gefahr hin, damit zu fehlen, Luthers Abreise auf seine Kappe. Da kommt das erlösende Wort vom Kurfürsten selbst. Dieser schickt, angesichts der Not, einen Boten und stellt Bleiben oder Gehen in das Ermessen Luthers. Berlepsch jauchzt auf (S. 99):

Ist er der Weise nicht? Ich frag's
Hier offen, unumwunden, sag's
Hier kecklich, blickend aus und ein:
Wie kann man gütiger, weiser sein?

Während sich Riffert sonst treu an die Geschichte hält, weicht er in diesem letzten Punkte von ihr ab. Denn bekanntlich schied Luther ohne Friedrichs des Weisen Erlaubnis, ja gegen dessen ausdrücklichen Wunsch von der Wartburg und schrieb dann unterwegs, von Borna aus, jenen berühmten, herrlichen Rechtfertigungsbrief, in dem es heißt: „Ich komme gen Wittenberg in gar einem höheren Schutz, denn des Kurfürsten . . .". Als Ende eines Dramas war dies natürlich nicht zu benutzen, und der Dichter hat kraft seines Rechtes als solcher den Abschluß gewählt, den er brauchte. —

Die Szenen reihen sich in wirksamer Steigerung aneinander: Spannung und Lösung ergeben sich ungesucht und natürlich. Indessen liegt das Schwergewicht des Stückes in der Charakterzeichnung. Wir haben es nur mit wenigen Personen zu tun: Luther, Berlepsch, Sturm, Rauhbein und dem Karsthans. Sie sind sämtlich klar umrissen, deutlich individualisiert und lebensvoll, so daß sie sich scharf voneinander abheben, und in jedem eigenes Blut kräftig pulsiert. Vor allem ist auf die Zeichnung Luthers reiche Kunst verwendet. Selbstverständlich ist er Mittelpunkt des Ganzen. Aber sein Wesen strahlt nicht nur von seinem eigenen Tun und Treiben aus, sondern tritt uns auch als Widerschein, als Spiegelbild aus den übrigen Charakteren entgegen. Indem jede der anderen Personen zu Luther in innige Beziehung gesetzt wird, wirft das Verhältnis einer jeden Züge seines Wesens um so deutlicher zurück.

Auf diese Weise kommen die wohlbekannten Züge in Luthers Wesen zur Geltung: sein Gottvertrauen, aber auch sein festes Wurzeln in der Erde, ja, im Volke. Jenes gibt ihm Kraft, Festigkeit und sieghafte Heiterkeit, ein Selbstvertrauen sondergleichen bei empfindlichem Verantwortlichkeitsgefühl und inniger Demut gegen Gott — dies verleiht ihm eine erstaunliche Menschenkenntnis, eine verblüffende Sicherheit im Ergreifen des rechten Mittels und in der Wahl des rechten Ausdrucks, der oft von erquickender Derbheit ist. Schonungslos gegen Böse, mild gegen Schwache, immer nur die Waffe des Wortes schwingend und jeder Gewalttat abhold, dabei voller Liebe zu Kunst und Natur, — so finden wir auch hier unseren Luther wieder, alles in allem eine gewaltige, geniale und doch auch kindlich innige Natur. Neben ihm stehen durchaus nicht unwürdig die anderen. Äußerst sympathisch ist uns das ritterlich feine, achtungsvolle Benehmen Hans von Berlepschs gegen Luther. Der klare, feste, erfahrene Weltmann und Soldat ist ein treuer, aber auch ein verständnisvoller Diener seines weisen Herrn, und weiß gegebenenfalls im Sinne desselben selbständig zu handeln. Im Gegensatze dazu ist Hans Rauhbein der biderbe, ehrenfeste Landsknechtshauptmann, der zwar nicht viel philosophiert und sich nicht in hohen Gedankenflügen bewegt, auf dessen

goldene Treue man aber bauen kann; ihn durchdringt ein deutliches Gefühl für Luthers Bedeutung, weshalb er den „frommen Doktor" aufs innigste verehrt. Karsthans ist der handfeste Bauer und Vertreter des „Volks" draußen auf dem Lande, voller Kraft und Leben, drastisch, packend in Ausdruck und Sprache. Was die Schwärmer wollen, faßt sein schlichter Verstand nicht, wohl aber, was Luther will. Neben ihnen steht der unklare Schwärmer und Fanatiker Hans Sturm, der immer nur für das nächste Ziel entbrennt, aber nicht abzusehen vermag, wohin das alles führen soll; der nicht merkt, wie er Falsches und Wahres mengt und wie er sich dabei von den Bahnen der Vernunft entfernt.

Behaglicher Humor kommt auch im Lutherspiel zu seinem Rechte, ebenso bewährt sich Rifferts unaufdringliche Kunst des Andeutens und Anregens. Es ist eine Freude, in die Gedanken- und Gefühlswelt, die uns hier geöffnet wird, weiter vorzudringen. Und diese Gedanken- und Gefühlswelt ist die deutsche des 16. Jahrhunderts. Riffert erweist sich als feiner Kenner dieser großen Zeit, deren Lokalfarbe er mit rühmlicher Treue und Sicherheit trifft. Sprachlich hält er glücklich die Mitte zwischen damaligem und heutigem Deutsch. Er scheut alte Wörter und Formen nicht, wird indes durch sie nirgends unverständlich und erspart uns durchgängig das Unbehagen, das wir überall da empfinden, wo Inhalt und Form sich nicht decken. Hier ist allenthalben voller und schöner Einklang auch für den, dessen Sinn durch geschichtliche Studien unserer Sprache geübt und geschärft ist.

* * *

Überblicken wir sämtliche drei vaterländische Festspiele Rifferts. Bei weitgehender Familienähnlichkeit weist jedes davon deutliche Sonderzüge auf. Wie Geschwister zeigen sie uns jedes ein ander Gesicht, ein ander Wesen und sind sich doch nahe verwandt. In bezug auf ihre dramatische Form stufen sie sich ab vom ganz lose gefügten Bismarckspiel zum straffer-dramatischen Luther und von da zum geschlossenen Hutten-Drama. Sie sind mit Bewußtsein deutsche Art und Kunst. Zu tieferem Eindringen, zu längerem Verweilen laden sie ein und lohnen es. Sie eignen sich trefflich zu Schul-Aufführungen an vaterländischen Festtagen. So hat das Bismarckfestspiel sich bereits am 2. September 1902 in Leipzig und bei der Enthüllung des Bismarckdenkmals in Posen bewährt, wo die Prima des Gymnasiums es darstellte. Rifferts „Hutten" blieb ebenfalls nicht unbeachtet. Was den „Luther" betrifft, so wäre der rechte Ort, ihn aufzuführen, der Wartburghof! Wie müßte er packen, von einer begeisterten Jugend am geweihten Orte der Handlung selbst ins Leben gerufen — das gäbe ein rechtes Festspiel im edelsten Sinne! Und es wäre auch ohne große Kosten zu ermöglichen, da es dann so gut wie keines Bühnenapparates

bedürfte. Wie würden die Wartburg-Erinnerungen die Seele der Spieler und Hörer beschwingen, und wie paßt Geist und Form von Rifferts Stück zu diesem Vorhaben. Das gäbe ein unverfälschtes Bild alten deutschen Lebens! Wenn man daran denkt, welchen Jubel die Aufführungen des Devrientschen Lutherfestspiels in Jena und neuerdings in Dresden hervorriefen, welche Begeisterung Martin Greifs „Ludwig der Bayer" in dem eigens dafür errichteten Volkstheater in Kraiburg entfesselte, wo es von den Kraiburgern bereits 50 Male gegeben wurde, so wird man einem ähnlichen Unternehmen für Rifferts Luther auf dem Hofe der Wartburg nur das Wort reden. Jede Gelegenheit, wo unser Geschlecht an unserer großen Vergangenheit sich aufrichten und festigen kann, ist zu ergreifen. Dann würde unser Geschmack nicht so vom Gesunden, Heimischen, Deutschen abirren. Und gerade Aufführungen durch Nichtschauspieler, also durch Kräfte aus Laienkreisen — natürlich unter kundiger Anleitung! — tun uns für vaterländische Festspiele not. Die Lust und Gabe zu „agieren", eine vom Dichter geschaffene Gestalt leibhaftig darzustellen, ist im Volke weiter verbreitet, als man annimmt. Man beobachte nur, wie überraschend viel Nachahmungstalent im Volke und in der Jugend steckt! Man stelle diese Gabe in den Dienst vaterländischer Kunst, man lenke den Drang, sie zu betätigen, in gesunde, künstlerische Bahnen zur Erhöhung der Festesfreude, und man wird in hohem Maße erziehlich wirken: erziehlich in bezug auf Selbstzucht, ernste Verfolgung eines Ziels, Ausbildung des Charakters und der verschiedensten Seelenkräfte, Verständnis für Kunst und Freude an ihr. Nicht nur, der spielt, auch der zuschaut, würde so emporgehoben; je allgemeiner derartige Festspiele würden, um so besser, denn ein Stück deutscher Vergangenheit, ein Stück Kunst mit beleben helfen, wirklich schaffend „selbst mit dabei zu sein" — das bleibt doch auf lange hinaus ein erhebendes Bewußtsein, eine teure Erinnerung.

Die Zahl der Dramen, die sich nach Geist und Form sowie bühnentechnisch zu solchen Jugend- oder Volksaufführungen eignen, ist nicht groß; Rifferts drei Spiele bilden daher einen wertvollen Zuwachs.

Woran liegt es, daß Rifferts Stücke bei längerer Bekanntschaft desto reiner wirken? — Sie blenden doch gar nicht, sie treten schlicht und anspruchslos auf. — Das wohl, aber sie sind dabei tief und echt. Wo ein Kunstwerk wirklich ist, was es scheint, und nichts anderes scheint als es ist, da wirkt es nachhaltig. Und nur da, wo es der Tiefe der Dichterbrust entströmt, geht es zu Herzen. Beides trifft hier zu. Und warum? — Weil ihr Schöpfer das ist, was man auch in der Dichtung nicht allzu häufig findet, was aber einzig auch in der Kunst uns fördern kann: eine Persönlichkeit.

Entstehung, Bedeutung, Art und Wert der Sitte.

Von Prof. D. Dr. **A. Freybe** in Parchim.

(Schluß.)

II. Volkssitte und Kunstsitte.

Nichts ist für die Erkenntnis des Wesens der Volkssitte so lehrreich als die Volksdichtung, die uns eine Fülle edler alter Volkssitte überlieferte, indem sich der Hauptsache nach alles was wir bisher über den Ursprung der Sitte beobachteten, hier wiederholt, denn auch die Volksdichtung will und bezweckt die gemeinsame Bewahrung leiblicher und geistiger Lebens- und Gemeinschaftsgüter in der dem Volk entsprechenden und darum gemeingültigen Form. Ebensowenig wie die Volkssitte geht die Volksdichtung von „Einfällen" einzelner aus. Wie aber neben und nach der Volkspoesie in ihrer reinen Gestalt im Gegensatz zu ihr die Kunstpoesie auftrat, so nach der Volkssitte auch eine gewisse Kunstsitte, mit dem Charakter des Ersonnenen und der Herübernahme fremdländischer Stoffe, so daß wir die Kunstsitte auch die erfundene Sitte im Gegensatz zu der altüberlieferten, mit dem Ursprung des Volkes verbundenen nennen können. Die Volkspoesie, oder Naturpoesie, sagt Vilmar[1]), der neben Uhland ihr Wesen wohl am tiefsten erfaßt hat, „entwickelt sich aus dem dichterischen Vermögen, welches nicht einem einzelnen, sondern einem ganzen Volke als köstliche Naturgabe verliehen ist, unbewußt und mit innerer Notwendigkeit", ganz der Sprache und der Sitte gleich. Die Volkspoesie setzt wie die Sitte einen Stoff voraus, welcher nicht erfunden noch ersonnen, überhaupt nicht erfindbar und ersinnbar, welcher vielmehr gegeben und ebenso wie die Sitte „mit den höchsten Gemeinschaftsgütern und den tiefsten Lebenskeimen des Volkes innigst verwachsen, welcher erlebt, von dem ganzen Volke erlebt und erfahren ist. Dieser Stoff, welcher eben nichts anderes ist als das volle, reiche, tiefempfundene Leben des Volkes selbst, wird in voller Wahrheit, und da alles Wahre einfach ist, in der größten Einfachheit dargestellt. Niemals und nirgends bedarf diese Darstellung fremder Hilfe, um sich selbst klar und verständlich zu sein, keiner ausländischen Stoffe und Formen, Pointen und Absichtlichkeiten, keines Effektes. Es ist die Freude und das Leid eines Volkes, welche sich selbst wie in der

1) Vgl. Vilmar L. G. 23. Aufl. S. 28 und Uhland, Schriften zur Geschichte der Sage und Dichtung, Band 1. Die Theorien beider sind von mir weiter beleuchtet und gewürdigt in meiner Schrift: „Klopstocks Abschiedsrede über die epische Poesie mit einer Darlegung der Theorie Uhlands." Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1868, S. 16—50.

Sitte mit innerer Notwendigkeit darstellen. Wie das Leben unergründlich ist, so auch die Poesie und Sitte des reinen und wahren Lebens; wie die Natur ewig frisch und jung ist, so auch ihre Darstellung". Die Naturpoesie ist, wie J. Grimm[1]) sagt, ein lebendiges Buch, wahrer Geschichte voll, das man auf jedem Blatte mag anfangen zu lesen und zu verstehen, nimmer aber auslieſt und durchversteht. Und ebenso ist die Volkssitte ein lebendiges Buch, wahrer Geschichte voll, das eine bessere Beachtung verdient, als ihm heutzutage geschenkt wird. Die Kunstpoesie dagegen ist wie die Kunstsitte das Resultat der Betrachtung, des Sinnens, der Arbeit einzelner; sie ist nicht wie die Volkspoesie und Volkssitte das Leben selbst, sondern der Widerschein des Lebens in dem Seelenspiegel einzelner, nicht das Erlebnis und die Erfahrung eines ganzen Volkes. Darum sind auch fremde Stoffe für die Kunstdichtung wie für die Kunstsitte die willkommensten, weil man an ihnen die eigene Selbstverherrlichung üben und in ihrer vollen Wirkung, in ihrem Glanze und in ihrem überraschenden Eindrucke zeigen kann.

Wird die Volkspoesie, wie die Volkssitte sich selbst überlassen, d. h. wenden sich die Besten der Nation mit einseitiger Begünstigung der Kunstpoesie und Kunstsitte von ihr ab, so geht sie in Roheit und Verwilderung über, während dann die Kunstpoesie und Kunstsitte, so oft sie in den verschiedensten Gestalten unter den verschiedensten Völkern auftritt, unruhig nach immer neuen Stoffen und Formen verlangt. Alles Ersonnene, auch das Reinste und Beste nützt sich ab und muß durch neue Kunstschöpfungen, welche die vorigen überbieten, ersetzt werden. Es folgt wie in der Kunstpoesie so in der Kunstsitte Überverfeinerung, Künstelei, Erstarrung und zuletzt ein unschöner Tod der dichterischen wie der sittenbildenden Kraft. Es muß so kommen, weil die lebendige Tradition, die Überlieferung immer mehr erlischt, während Volkspoesie und Volkssitte gerade durch lebendige Tradition von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt wird, so daß das Volk Freud und Leid der Gegenwart erst an der Freude und dem Leid vergangener Zeit empfindet. Das „Uns ist in alten Mären Wunders viel gesagt von ruhmeswerten Helden, von großer Kühnheit; von Freuden und von Festen, von Weinen und von Klagen" — dieser Anfang unseres Nibelungenliedes ist der Grundton unserer gesamten Volkspoesie, welcher durch alle ihre Lieder gleichmäßig durchklingt. Und ebenso ist's mit der Volkssitte, so daß wir auch sagen können: Uns ist in alten Sitten Wunders viel gesagt von Freuden und von Festen, von Weinen und von Klagen; von des Lebens Höhe- und Tiefpunkten, an die sich die Sitte besonders gern anschließt.

1) J. Grimm, über den altdeutschen Meistergesang, 1811, S. 6.

Wie die Kunstpoesie einst vorzüglich durch den Adel vertreten wurde, so auch die Kunstsitte. Der nächste Hörerkreis dieser Sänger aus dem Adel waren ihre Standesgenossen selbst und eben hier an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen der Ritter, wo die Sänger in glänzenden Versammlungen ihr Lied erklingen ließen, bildete sich auch die Kunstsitte, die dem Schmuck der Rede, der glänzenden zierlichen Darstellung, dem kunstreichen Vortrag neuer Erzählungen entspricht. Fesselt im Volksgesang wie in der Volkssitte die kunstlose Einfachheit, das treue Beharren bei den altüberlieferten Stoffen und Formen, so waltet hier die glänzende Mannigfaltigkeit, die neue Erfindung, der kunstreich bearbeitete fremde Stoff mit immer neuen Reizen.

Das Bestreben dieser Kunstpoesie wie der Kunstsitte war es, „ihre Stoffe mit allem Schmuck und allen Zierden, mit allen den lebhaften, oft glühenden Farben auszustatten, in welchen das heitere, fröhliche, reiche Leben der damaligen Ritterwelt strahlte, nachdem die bunte Pracht des französischen und spanischen Südens und die reiche Wunderwelt des Orients infolge der Kreuzzüge sich auch für Deutschland aufgeschlossen und den deutschen Herrenstand mit in ihre zauberischen Kreise verflochten hatte. Diese Kunstpoesie pflegt darum auch die ritterliche oder höfische Poesie genannt zu werden“ und ihr entsprechend nennen wir auch die Sitte dieser höfischen Kreise zutreffend die höfische Sitte. Diese höfische Poesie und höfische Sitte steht schon früh zu der Volkspoesie und Volkssitte in einem leicht begreiflichen Gegensatze, welcher, später fortgebildet, nicht versöhnt, der einen wie der anderen Dichtungsgattung, der einen wie der anderen Art der Sitte verderblich wurde.

Und wie Volks- und Kunstpoesie sich ihrem Wesen entsprechend auch in der Form äußern, so auch Volks- und Kunstsitte. Die Volkspoesie hat durchgängig zum Gesang bestimmte Strophen, zu deutsch Gesetze genannt, teils die sog. Nibelungenstrophe, welche aus vier Langzeilen von je sechs, oder — was die letzte derselben angeht — sieben Hebungen mit männlichem oder stumpfem Endreim besteht, teils den sog. Berner Ton (einen Namen, den sie davon führt, daß mehrere der abgesonderten Sagen von Dietrich von Bern in derselben gesungen sind), eine Strophe von dreizehn Zeilen. Die Form der Kunstpoesie unterscheidet sich bestimmt genug von der Form der Volkspoesie dadurch, daß sie für die kunstmäßige Erzählung die kurzen Reimpaare hat, d. h. paarweise gereimte, aber durch den Sinn getrennte Zeilen von je vier, oder bei klingendem, weiblichen Schlusse drei Hebungen, für die Lyrik den dreiteiligen Strophenbau. Ähnlich der Volkspoesie bewegt sich die Volkssitte bei aller Ordnung und Zucht doch in breiterem Flusse mit männlicher Kraft, während die Kunstsitte,

den paarweise gereimten Zeilen der Kunstdichtung entsprechend, sich auf eingeengtem Boden bewegt und, wie jene Zeilen durch den Sinn getrennt sind, auch von denen, welche in ihrem Sinne und Geist getrennt sind, geübt wird. So sehen wir schon hier, wie wichtig und bedeutungsvoll für eine Geschichte der Sitte, wie schon für jede Behandlung einzelner Sitten es ist, den so wesentlichen und dennoch kaum jemals gemachten Unterschied von Volks- und Kunstsitte fest im Auge zu behalten, statt ihn zum Schaden des Verständnisses beider Arten zu verwischen. Daß zur Kunstsitte nicht etwa die sog. Mode gehört, die ja überhaupt als Wechsel jeglicher Sitte direkt widerspricht, braucht kaum bemerkt zu werden. Wohl aber gehören zur Kunstsitte z. B. jene sog. höfischen Sitten, ebensogut wie die sog. höfischen Epen nicht zum Volks-, sondern eben zum Kunstepos gehören. Überhaupt werden wir alle diejenigen Sitten Kunstsitten nennen, welche nicht mit dem Wesen und Lebensbedingungen des Volkes verwachsen, nicht auf die Bewahrung der Lebens- und Gemeinschaftsgüter des ganzen Volkes gerichtet sind, also auch nicht auf seine origines zurückweisen und, was damit zusammenhängt, nicht derartig sind, daß sich an ihnen das ganze Volk beteiligen kann, — gerade so wie selbst die gelungensten Kunstdichtungen nicht derartig sind, daß sich das ganze Volk daran zu beteiligen vermag, ohne daß solche Kunstsitten damit zu sog. Kapricen würden, wie sie nur die Mode, d. h. der Wechsel in seiner Laune (die von luna abgeleitet, wiederum nur Wechsel bedeutet) erzeugt.

In der Volkspoesie selbst ist es vor allem das sog. Epos, der Gesang von den Taten, welches gleich der Volkssitte alles Hervortreten der Subjektivität und vollends die Einmischung der Individualität des Dichters ausschließt. „In der rechten epischen Poesie kommt das Ich auch nicht ein einziges Mal vor, wenn es nicht (wie im Hildebrandsliede) in der Einführungsformel erscheint: „Ich hörte singen und sagen", wodurch aber gerade die Ausschließung des Ich, wie es auch der Volkssitte ihrem Wesen nach entspricht, bezeichnet wird. Willkürlichkeiten sind wie im Epos so in der Volkssitte gänzlich ausgeschlossen. Ist doch das Epos nur der Hüter eines Schatzes, der dem ganzen gesamten Volke angehört, nicht der Besitzer." Und genau so ist auch die Volkssitte die Hüterin eines Volksschatzes, zumal der Volkstugenden, die Wächterin über die Reinerhaltung der Volksart.[1]) Darum ist es bei den echten Märchenerzählern wie bei der Übung der Volkssitte das stete, oft ängstliche Bestreben den Stoff der Sage bzw. der Sitte genau so wiederzugeben, wie man ihn überliefert erhalten hat.

1) Daß ihre prophylaktische Bedeutung eine eminente ist, wurde vom Verf. in der Neuen Kirchl. Ztschr. IX, 5, S. 403 flg. gezeigt.

Ebenso bleibt alle Absichtlichkeit, alles Hinarbeiten auf den Zweck, sei derselbe, welcher er wolle, aufs strengste ausgeschlossen. Der Volksgesang wie die Volkssitte will nicht rühren, nicht erschüttern, nicht überraschen, nicht belehren, — am allerwenigsten etwas Neues, etwas Fremdes bringen, was noch niemand gehört oder gesehen hat, sondern beide wollen eben alte Lebens- und Gemeinschaftsgüter bewahren, sie wollen das darbieten, was alle schon oft, schon seit ihrer Kindheit zu vielen Malen gehört, geschaut, erlebt haben; die Lust darzustellen, was alle gesehen, gehört, erlebt haben, also das Gemeinschaftsbewußtsein, die Freude an der treuen Bewahrung leiblicher und geistiger Lebens- und Gemeinschaftsgüter und Erfahrungen ist die Quelle des Epos wie der Sitte und in der Darstellung selbst finden beide ihren Zweck, ihr Ziel, und damit auch ihre Ruhe, und finden die, welche solche Darstellung miterleben, ihre Befriedigung. Ja, daß es eben alte, durch lange Überlieferung überkommene Geschichten und Sitten sind, die in mehrhundertjähriger Tradition ihre Weihe empfangen und im Feuer der Geschichte bewährt sind, das gibt dem Epos wie der Sitte einen großen Teil ihrer Kraft und ihres Zaubers. Das Allbekannte, allen Zugehörende wird dargestellt und die Handlung allein in ihrer reinen herzbewegenden Gestalt herrscht im Epos und in der Volkssitte und um so ausschließlicher, je mehr das Epos ungetrübte Natur- und Volkspoesie, je mehr die Sitte ungetrübte Volkssitte ist und alle Reflexion ausschließt, je näher beide dem Quell des wirklichen Lebens stehen, aus dem sie geflossen sind.

Die Tatsachen, welche das Volksepos wie die Sitte erfüllen, sind in eminentem Sinne Lebens- und Gesamtgut des Volkes und beziehen sich auf die ältesten Lebensgüter und Verhältnisse, auf die Ursprünge des Volkes als auf das wirklich und fast einzig Gemeinsame der Nation. Es werden im Volksepos und in der Volkssitte also „Zeiten, Handlungen und Gesinnungen dargestellt, in welchen noch alle die, in denen ein Blut fließt, in denen auch ein Sinn und ein Wille waltet, in denen alle, welche durch gleiche Abstammung und Sprache zusammengehören, auch noch zusammen handeln und leiden. Haben sich schon einzelne Kreise im Volke selbst gebildet und ausgeschieden, Stämme und Stammesinteressen abgeschlossen, oder gar Stände mit abgesonderten Lebenselementen und einseitig verfolgten Kultur- und Sozialzwecken gebildet, so geschieht dies zum Nachteil von Volksepos und Volkssitte. Oder warum hätten nur die Helden vor Troja ein Epos, warum nicht Marathon, Salamis und Thermopylä? Warum nicht Alexander der Große und Cäsar?“ Und warum haben die Römer, seitdem sie sich mit fremden Völkern vermischten, keine Volkssitte besessen?

Gewiß, es gehört Einheit des Blutes und die allein auf der Stammesverwandtschaft gegründete Einheit des Lebens dazu, um Volksepos und Volkssitte zu schaffen, und wenn diese Grundbedingungen nicht vorhanden oder im Laufe der Jahrhunderte verloren sind, so reicht keine menschliche Macht, so reicht der begabteste, erhabenste Genius nicht aus, das zu schaffen, was überhaupt nicht gemacht worden ist, noch gemacht werden kann, sondern sich selbst macht: ein Volksepos wie die Ilias oder der Nibelungen Not, und eine Volkssitte, wie sie in den ältesten Zeiten des Volkes und auch in dessen Epen sich darstellt. Aus dem Bewußtsein, dem Gesamtbewußtsein einer großen, breiten, gemeinsamen Basis der Existenz erblühen beide, Volksepos und Volkssitte, in denen die ursprünglichsten und unverwischbarsten Züge des Volkstums wie in einem treuen Spiegel zu schauen sind.

Wenn Uhland[1]) sagt: „Der Drang, der dem einzelnen Menschen innewohnt, ein geistiges Bild seines Wesens zu erzeugen, ist auch in ganzen Völkern als solchen schöpferisch wirksam und es ist nicht bloße Redeform, daß die Völker dichten" — so gilt dies auch von der Volkssitte. Darin eben, in dem gemeinsamen Hervorbringen, nicht in dem nur äußerlichen Merkmale der Verbreitung, haftet der Begriff der Volkssprache, der Volksdichtung und der Volkssitte und aus ihrem Ursprunge ergeben sich ihre Eigenschaften. Wohl kann jede dieser drei mittels einzelner Personen sich besonders äußern, aber die Persönlichkeit der einzelnen ist nicht, wie in der vornehmen Kunstsprache, Kunstdichtung und Kunstsitte späterer Zeit hochgesteigerter und überverfeinerter Kultur, vorwiegend, sondern verschwindet im allgemeinen Volkscharakter und im volksmäßigen Gesamtbewußtsein. Sind doch auch die Urheber der Volksgesänge meist unbekannt oder bestritten und die Genannten selbst, auch wo die Namen nicht ins Mythische sich verlieren, erscheinen überall nur als Vertreter der Gattung. So ist's auf dem Gebiete der Sprache, der Dichtung, der Sitte, der Volkssitte wie der kirchlichen Sitte: die einzelnen stören nicht die Gleichartigkeit der betreffenden Gemeinschaft, sie pflanzen das Überlieferte mit fort und reihen ihm das Ihrige nach Geist und Form übereinstimmend an; sie führen nicht abgesonderten Bau auf, sondern schaffen am gemeinsamen Bau, der niemals beschlossen ist. Darin besteht überhaupt die wahre Arbeit, das wahre „Bauen" auch für die Theologie, die heutzutage nur zu oft einen abgesonderten Bau aufzuführen sucht, während sie gleich der Volksdichtung und der Volkssitte vor allem darauf bedacht sein sollte, die gott-

1) Geschichte der Sage und Dichtung. I, 434 flg.

gegebenen Lebens- und Gemeinschaftsgüter der Kirche in der ihnen entsprechenden gemeingültigen und darum auch gemeinverständlichen Form zu bewahren, — während sie auf dem gerade entgegengesetzten Wege wandelt. Oder soll die Kirche nicht mehr die Hüterin und Bewahrerin der den Völkern teuer erworbenen Seligkeitsgüter sein? Einzelne sogenannte Originale hervorstechender, gänzlich ausschließlicher Eigentümlichkeit können hier schon darum nicht als dauernde Erscheinung gedacht werden, weil die mündliche Fortpflanzung der Sprache, der Dichtung, der Sitte das Eigenartige nach der allgemeinen Sinnesart, nach dem Gesamtbewußtsein zuschleift und nur ein allmähliches Wachstum gestattet.

Vornehmlich aber läßt, wie Uhland betont, noch ein anderer innerer Grund die Überlegenheit, vor allem aber die Willkür einzelner nicht aufkommen. Die allgemeine Teilnahme eines Volkes an den Lebens- und Gemeinschaftsgütern, wie sie zur Erzeugung blühender Volkssprache, Volksdichtung und Volkssitte erforderlich ist, findet notwendig dann statt, wenn diese drei noch ausschließlich Bewahrerinnen und Ausspenderinnen des gesamten geistigen Besitztumes sind. Eine bedeutende Abstufung und Ungleichheit der Geistesbildung ist aber in dem Jugendalter eines Volkes nicht denkbar; sie kann erst mit der vorgerückten künstlerischen und wissenschaftlichen Entwickelung, mit der sogenannten Kultur eintreten. Die geistigen Richtungen sind noch ungeschieden und darum der Willkür keine besonderen Bahnen geöffnet. Der Stoff selbst, im Gesamtleben des Volkes fest begründet, durch lange Überlieferung geheiligt, gibt keiner freieren Willkür Raum. Und so bleibt zwar die Tätigkeit der Begabteren unverloren — ähnlich etwa wie bei einem Zug von Wandervögeln die einzelnen abwechselnd an der Spitze fliegen —, aber diese ihre Tätigkeit mehrt und fördert nur die Gemeinschaft; die reichste Quelle, welche den Strom der Sprache, der Dichtung, der Sitte schwellt, ist doch in ihm nicht auszuscheiden.

Wenn wir mit Uhland sagen, daß Volkssprache, Volkslied und Volkssitte nur mündlich sich fortpflanzen, so könnte man erwidern: aus dem einfachen Grunde, weil solche Völker die Schrift noch gar nicht kennen oder nicht allgemeiner zu gebrauchen wissen. „Aber wessen der menschliche Geist bedarf, das erfindet oder erlernet er; reicht ihm mündliche Überlieferung nicht mehr aus, so erfindet er die Schreibkunst; bei gesteigertem Bedürfnis erfand er den Bücherdruck. Auf derjenigen Stufe nun, auf welcher Volkssprache, Volksgesang und Volkssitte gedeiht, wird der Buchstabe gar nicht vermißt. Hier und ganz besonders auf dem Gebiete der Sitte gilt einzig die große Bilderschrift des Lebens, der Gestalten des Natur- und des Menschenlebens. Die Betrachtung der Welt

und des Lebens geschieht nicht mit dem Meßnetze des Gedankens, sondern mit dem Spiegel des Auges, der Anschauung; was vor dieser in klarem Bilde steht, wird in Wort, Lied und Sitte weiter mitgeteilt. Wie sollte das volle, farbige Lebensbild in tote Schriftzüge zusammenschrumpfen! Die Rune, wenn sie auch bekannt ist, wird mit Scheu betrachtet, als ein bannender Zauber. So ist im Runenalphabet z. B. die Aesche zum A geworden; der Buchstabe erstarrte, aber noch grünt die Aesche."

Der Umstand nun, daß die Gebilde der Sprache, des Liedes, der Sitte mittels der Anschauung, des angeregten Gemütes, kurz des Erlebens durch Jahrhunderte und Jahrtausende getragen werden, bewährt dieselbe als probehaltig. Was nicht klar mit dem inneren Auge geschaut, was nicht mit regem Herzen empfunden, kurz was nicht erlebt und nacherlebt werden kann, woran sollte das sein Dasein knüpfen? Und je fester und lebensvoller jene Gebilde dastehen, je weniger kann das Scheinleben in ihrem Kreise aufkommen und geduldet werden. Daher selbst heutzutage im Volke noch gar oft die Scheu vor allem „Geschriebenen".

Worin liegt aber der Gehalt und die Kraft, vermöge deren Volkssprache, Volkslied und Volkssitte durch viele Geschlechter unvertilgbar fortbestehen? Ohne Zweifel, so sagen wir mit Uhland, darin, daß sie die Grundzüge des Volkscharakters, ja die Urformen naturkräftigen Volkslebens wahr und ausdrucksvoll vorzeichnen. Darum kann gerade den Zeiten, welche durch hochgradige Verfeinerung des Kulturlebens solchen ursprünglicheren Zuständen und den eigentlichen origines des Volkes am fernsten und fremdesten stehen, der Rückblick auf diese lehrreich und erquickend sein, — so ungefähr, wie der größte der römischen Geschichtsschreiber aus seinem welken Römerreich in die frischen germanischen Wälder, auf die markigen Gestalten, einfachen Sitten und gesunden Charakterzüge ihrer Bewohner, vorhaltend und weissagend hinüberwies.

Volkssprache, Volkslied und Volkssitte aber sind überall in dem Maße zurückgewichen, in welchem die sogenannte Kultur und die literarische Bildung und die mit ihr verbundene Herrschaft einzelner vorgeschritten ist; dieselben leben und blühen nur da noch, wo eine solche moderne Kultur und Literatur noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist. Gedeihen und Absterben der Volkssprache, Volksdichtung und Volkssitte hängen überall davon ab, ob die Grundbedingung derselben, Teilnahme des Volkes, lebendiges Gesamtbewußtsein, der Urquell aller Volkssitte, feststeht oder versagt; ziehen die edleren Kräfte sich von ihnen zurück, der Kultur und dem Schrifttum zugewendet, so versinken sie notwendig in Armut oder gar in Gemeinheit. Und so ist es bei uns in gleicher Weise der Volkssprache, dem Volksliede und der Volkssitte ergangen, diesen drei Elementen, in

welchen sich der wahre Geist eines Volkes weit mehr als in der pragmatischen Darstellung der Geschichte desselben verkündigt; es sind drei Blütenkronen, die, wie eigentümlich auch jede an sich ist, doch aus einem und demselben Boden erwachsen, die alle auf die origines, auf die ursprünglichen Gemeinschaftsgüter, auf die Wurzeln des Volkslebens zurückweisen. Man hat von der Volkssprache, wie vom Volksliede und von der Volkssitte alter Zeit wohl gesagt, daß sie roh seien. Was man aber roh nannte und nennt, ist in der Tat nur das, was eigenartig einfach und in großen Massen auftritt und sich seiner Größe und Kraft noch gar nicht bewußt ist, wie etwa der westfälische Dorfschulze in seinem Linnenkleid: die Erhabenheit bei aller Härte. Die Macht der Volkssprache, des Volksliedes und der Volkssitte alter Zeit kann doch nimmermehr durch das, was man Anmut und Feinheit nennt, ersetzt werden, so wenig wie ein Bergstrom durch ein rektifiziertes Flußbett. Freilich können diejenigen, welche überverfeinert von einem modernen Kulturleben, sich auch aus der Sprache, der Dichtung und der Sitte eine bestimmte Art herausgesucht haben und nur einen Ton und eine Weise aus ihrer vollstimmigen Harmonie hören wollen, wenig Gefallen an Volkssprache, Volkslied und Volkssitte finden. Und doch brechen selbst durch das roh gescholtene Leben, wie es in Sprache, Lied und Sitte der Vorzeit waltet, oft zarte Gedanken und Seelenstimmungen, wie durch Felsen die Sonnenstrahlen, zarte Gedanken und Seelenstimmungen, wie sie der Zeit des modernen Kulturlebens fremd sind. Was man roh nennt, ist meist das, was nur natürlich, einfach und voller Einfalt ist, zu unschuldig für den modernen Reiz der Abwechselung und der Lüsternheit, in der Einfalt zu rührend ungeschickt für die neue Manier einer Wasserkunst, die den lebendigen Strom, wie er in Sprache, Lied und Sitte des Volkes sich ergießt, durch dünne Röhren preßt und ihn Kunststücke springen läßt. Volkssprache, Volkslied, Volkssitte leben gleichsam in dem Stande der Unschuld, sie sind ohne Schmuck, das Abbild Gottes noch an sich tragend; die Kunst hat das Bewußtsein empfangen, sie hat den Mut nicht, ihren Gegenstand hinzustellen wie er ist, sie muß ihn schmücken.

Mit alledem ist auch die Frage nach der historischen Bedeutung von Volkssprache, Volkslied und Volkssitte erledigt. Die moderne Volksgeschichte wählt im besten Falle irgendeinen Punkt, von welchem aus sie das Volk betrachtet, und nun greift sie ängstlich in den Vorrat gesammelter Facta und sucht heraus, was sich darumreihe, während in die Volkssprache, Volksdichtung und Volkssitte der Geist des Lebens des Volkes übergegangen ist und darin waltet. Dieser Geist des Volkes hält ein strengeres Gericht: was in sich leer, als bloßes Ergebnis eines künstlichen Treibens, nicht aus dem Volk hervorgegangen ist und es also nicht berühren konnte, das ist

zusammengefallen und unbeachtet geblieben, aber allem Wahren, Echten, Großen, was die innere Lust vollbracht, hat er ein Wort, ein Bild verliehen, zwar ein einfaches, aber ein wahres. In dieser Wahrheit ruht unserer alten Sprache, Dichtung und Sitte höchster Wert. Und eben darum verdient wie unsere Volkssprache und unsere Volksdichtung auch unsere Volkssitte eine bessere Aufmerksamkeit als man ihr meist zu schenken pflegt, nicht nur weil sie jedem, der sie in der Kindheit mit erlebt und geübt hat, eine goldene Lehre und eine unvergeßliche Erinnerung daran durchs ganze Leben mit auf den Weg gibt, sondern auch weil sie mit zu unserem Nationalgut gehört, das schon Jahrhunderte überdauert hat und in jedem einzelnen das Gesamtbewußtsein, das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer großen Gemeinschaft wach und lebendig erhält. Darin gerade besteht der hervorragende Wert der Sitte, daß sie, die aus dem Gefühl und Bewußtsein der Gemeinschaft, sei es der Familien-, Volks- oder kirchlichen Gemeinschaft, geboren ist, der Familie, dem Volke wie der Kirche ihre Eigenart erhält und vor Zerstreuung ins allgemeine bewahrt. Nur die Fundamente bewahren die Familie, das Volk, die Kirche; werden diese zerstört, so erfolgt Zersplitterung der betr. Gemeinschaft. Für den einzelnen aber bedeutet die Loslösung von Familie, Volk und Kirche nichts Geringeres als sein ganzes durch Familien-, Volks- und kirchliche Sitte gebundenes Leben zersprengen.

Das hat vor allen anderen E. M. Arndt erkannt, der im Jahre 1814 die kleine bedeutsame Schrift „Über Sitte, Mode und Kleidertracht Ein Wort aus alter Zeit" schrieb.[1]) In seinem Rückblick auf das 18. Jahrhundert sagt er: „Von dem Schlosse bis zur Bettlerhütte, von dem Fürsten bis zum Tagelöhner erschien kaum noch etwas Altes, Festes, Herkömmliches, was an etwas Großes, Volkstümliches und Unvergängliches erinnerte; alle Arten, Sitten, Trachten und Moden, endlich alle Befehle, Gesetze und Verfassungen der Fremden nannte der unglückliche Deutsche sein und tändelte damit; er zersetzte und zerfetzte sich in dieser Buhlerei mit fremder Art und Eitelkeit zu einem wahren Lappen, der leicht und durchsichtig wie Luft, nirgends zu einem Segel aufgespannt werden konnte, sondern gleich einer Feder mit jedem Winde dahinflog; er äffte mit kindischer Gedankenlosigkeit alles Fremde und Ausländische nach und kannte die herrlichen Tugenden und Sitten seiner Väter nicht, oder verlachte und verhöhnte sie wie verlebte und unmodische Altertümer, die das mündige und vorgeschrittene Geschlecht allenfalls wissen könne, aber nicht nachahmen müsse. Endlich kam ein blutiger und wilder Tyrann und nahm den armen

1) Gedruckt zu Frankfurt a. M. 1814.

Affen und zergeißelte ihn so, daß er anfängt zu fühlen, sein Tun und Treiben, worauf er sich jüngst noch so viel einbildete, sei nicht recht geheuer gewesen; durch unsägliches Unglück belehrt, hat er rückwärts und vorwärts blicken müssen; . . . er fühlt, daß er, wie voll seine Großsprecher und Meister die Backen auch nehmen, seit anderthalb Jahrhunderten keine Geschichte mehr hatte. Gott gebe, daß diese Rückkehr zu ihm selbst und Einkehr in sich selbst die alte Gediegenheit und Stattlichkeit der deutschen Gemüter wieder hervortreibe, daß alle durch die große Zeit inne werden, daß von allen Sünden die Äfferei mit dem Fremden, das Aufgeben des Gottgegebenen die größte Sünde, die bewußte Lüge ist und setze die Sitte wieder in ihre Majestätsrechte ein, denn die Sitte ist keine zimperliche, prüde alte Jungfer, sondern die beherzte Frau mit solcher Majestät, daß alles Freche und Ausgelassene vor ihrer Hoheit in den Staub fallen muß." Zu dieser Wiedereinsetzung der Sitte in ihre Majestätsrechte kann auch die Schule zumal durch den deutschen Unterricht viel beitragen.[1])

Sprechzimmer.

1.

„Sich spielen."

Jahrg. 18 S. 806 dieser Zeitschrift fragt Herr Seminaroberlehrer Grötzschel, ob der reflexive Gebrauch von „spielen" auch sonst verbreitet sei. Die Antwort, und zugleich vielleicht ein Fingerzeig für seine Erklärung steht unter spielen I, 11 im Grimmschen Wörterbuch X. Bd. 13. Lfrg. Sp. 2352 und der dort zitierten Stelle Schmeller II, 663, wo seinerseits wieder auf Grimm IV, 35 verwiesen ist. Die bei Schmeller gegebenen Beispiele beziehen sich offenbar auf Bewegungsspiele, und das gleiche scheint in den von Grötzschel beobachteten Beispielen der Fall zu sein. An der angegebenen Stelle der Grimmschen Grammatik wird darauf hingewiesen, daß in früherer Zeit mehrere Zeitwörter reflexiv gebraucht wurden, die heute nur transitiv vorkommen, z. B. sich zürnen, sich klagen. Nun ist zwar die Etymologie des Wortes spielen, das im Germanischen allein zu stehen scheint, noch nicht aufgeklärt. Versucht worden ist sie unter anderem von Julius Zacher in der Ztschr. f. deutsche Ph. IV (Halle 1873) S. 467, der bei der Erklärung des Namens Fol im 2. Merseburger Spruch ihn mit griechisch *Ἀ-πόλ-λων* zusammenbringt, „dessen Erklärung und dessen Ableitung von √ skr. sphur Leo Meyer längst richtig gegeben hat (Bemerkungen

---

1) Es ist dies ausführlich gezeigt in meiner Schrift: Die Pflege der Volkssitte durch die Schule. Erweiterung des im Auftrage des 4. Deutschen Schulkongresses am 6. Oktober 1886 in Hannover gehaltenen Vortrags; 2. Abdr. Gütersloh 1887.

zur ältesten Geschichte der griechischen Mythologie, Göttingen 1857 S. 25)". Die Bedeutung der Sanskritwurzel sphur ist die einer zitternden, hüpfenden, zuckenden, zappelnden Bewegung, und von dieser Wurzel bildet sich nach Zacher das nhd. spielen, ahd. altſ. spilôn. Graff VI, 331.

F. Froehde, Bezzenbergers Beiträge XIX (Göttingen 1893), S. 243 stellt Ἀπόλλων zu germanisch spellan verkündigen, und es ist ihm altſ. spil das Schnellen, das schnelle Schwingen, spilôn sich schnell hin und her bewegen, spil Spiel Vergnügen verwandt mit griechisch ψάλλω berühren, zupfen, lateinisch pal-po berühren, streicheln, liebkosen.

Endlich vermutet Rudolf Kögel, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters, I. Band, 1. Teil (Straßburg 1894) S. 11 Anm., 'spil' sei verwandt mit angelsächsisch plega (englisch play) nebst plegan, ahd. spulgan neben phlegan. Im Sanskrit heißt glâhatê würfeln, glahas der Einsatz beim Spiel. Für damit verwandt hält Kögel lat. splendidus, das eigentlich bedeutet „schnell hin und her schießend".

Für den Bedeutungswandel ist darauf zu verweisen, daß got. laikan bedeutet hüpfen, springen, mhd. leich ein geistliches Lied gewisser Art, nordisch leikr das Spiel.

Für welche der vermuteten Etymologien des Wortes spielen wir uns auch entscheiden, überall liegt eine Verbalwurzel zugrunde mit der Bedeutung 'bewegen'. Sollte da nicht der reflexive Akkusativ sich in den Mundarten ein uraltes Überbleibsel einer Medialbildung sein, so daß also das hauptsächlich für Bewegungsspiele gebräuchliche „sich spielen" bedeutete „sich (spielend) bewegen", „sich tummeln", was mir offengestanden näher zu liegen scheint als eine Anlehnung an das moderne „sich amüsieren"?

Erlangen. **August Gebhardt.**

2.

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.
Erläutert von Otto v. Bismarck.

In dem Werke: „Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin", herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck, findet sich S. 67 folgende Auslegung der letzten Zeilen des Schillerschen Reiterliedes. Sie stammt aus dem Jahre 1847.

In dem Briefe vom 7. März heißt es: „Es ist ein trauriger Notbehelf das Schreiben, und der kalte schwarze Tintenfaden ist soviel Mißverständnissen und Deutungen ausgesetzt, ruft unnütze Angst und Sorge hervor, namentlich bei meiner lieben Johanna „die mit so rabulistischer Sorgfalt die Zeilen prüft, ob sie nicht Nahrung für ihren Schmerzenshunger darin findet". Glaubst Du nicht alles Mögliche, daß ich krank bin, dies und jenes übel genommen, Dich ernstlich gescholten habe u. s. w. Wenn Du doch sehn könntest, wie zufrieden ich lächle oder doch aussehe, wenn ich an Dich schreibe, ganz harmlos mit Dir plaudre, und wenn ich einen Feldzug gegen Deine Liebhaberei zu trauern

30*

mache, so ist es nur ein Manövergefecht, mit blinder Ladung ohne Absicht zu töten oder zu verwunden. Das vorausgeschickt sage ich Dir, daß dies Gedicht Oh do not look so bright and bless'd ein recht hübsches Gedicht ist; aber meines Erachtens wie fast alle Poesie nicht geeignet es aufs eigne Leben zu übertragen und seine own little perversities damit zu bedecken. Es ist ein feiges Gedicht, dem ich den Vers des Reiterliedes gegenüberstelle „und setzet Ihr nicht das Leben ein, so kann Euch das Leben gewonnen nicht sein", was ich mir so erläutre in meiner Art: In ergebnem Gottvertrauen setz die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit Dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf den Hals zu brechen, aber furchtlos, da Du doch einmal scheiden mußt von allem was Dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig. Wenn grief near ist, nun so let him come on, aber bis er da ist, look nicht bloß bright and blessed, sondern sei es auch, und wenn er da ist trag ihn mit Würde, d. h. mit Ergebung und Hoffnung. Vorher aber will ich mit Mr. Grief nichts zu tun haben, nichts weiter als was mit dem Ergebensein in Gottes Willen gesagt ist."

Lüneburg. **H. Kohrs.**

3.

Zu Schillers Klage der Ceres.

Zu den Ausführungen über V. 16 dieses Gedichtes im 19. Jahrg. dieser Zeitschrift (S. 529) gestatte ich mir eine kurze Bemerkung. Die dort angeführte Lesart (die sich in meinem Exemplar der von Bellermann herausgegebenen Werke nicht findet) steht weder im 1. Druck (Musenalmanach für 1797, S. 34) noch in den beiden zu Schillers Lebzeiten erschienenen Ausgaben der Gedichte. Wenn eine Änderung vorgenommen werden sollte, so müßten also zwingende Gründe vorliegen. Dies ist meiner Meinung nach jedoch nicht der Fall. Allerdings wäre es wohl nicht richtig, das Wort „teure" als Adjektiv zu Tochter aufzufassen. Deshalb braucht es aber noch nicht substantivisch gedacht zu werden. Was hindert uns, anzunehmen, daß der Dichter die Spur der geliebten Tochter als eine teure Spur bezeichnet? In diesem Falle wäre teure allerdings Adjektiv, aber nicht zu Tochter, sondern zu dem Worte Spur. So heißt es in der Glocke: kein teures Haupt = keines Teuren Haupt und im Eleusischen Fest V. 116: mit dem gerechten Stabe = Stab der gerechten Themis. Zweifellos ist also die Lesart der Säkular-Ausgabe aus äußeren und inneren Gründen als richtig anzusehen.

Kiel. **O. Strohmeyer.**

4.

Ewige Jugend.

Eines der schönsten Worte des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist das von der „ewigen Jugend". Schleiermacher ist es, der ihm in seiner Morgengabe für das anbrechende neue Jahrhundert, den „Monologen" (1800), Flügel gegeben hat. „Ungeschwächt" — schreibt er in dem letzten und zugleich schönsten Teil dieses Schriftchens („Jugend und Alter") — „will ich ihn (den Geist) in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmut mir vergehen;

was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie ... Ich will nicht sehen die gefürchteten Schwächen des Alters ... und ewige Jugend schwör' ich mir selbst." Lachend gedenkt er „der greisen Häupter, die keine Spur haben von der ewigen Jugend", der „Sklaven des Alters", die kein Verständnis haben für die Jugend, „deren Ewigkeit" er „anbetet". „Alles Handeln in mir und auf mich", schließt er, „trage ewig der Jugend Farbe, und gehe fort, nur dem innern Triebe folgend, in schöner, sorgloser Freude ... Denn dem Bewußtsein der innern Freiheit und ihres Handelns entsprießt ewige Jugend und Freude. Dies hab' ich ergriffen und lasse es nimmer, und so seh' ich lächelnd schwinden der Augen Licht, und keimen das weiße Haar zwischen den blonden Locken."

Der begeisterte, selbstbewußte Jugendsinn, der aus diesen Worten spricht, hat seine letzte Wurzel in dem „Neuhumanismus"[1]) der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der neu erwachenden Begeisterung für das klassische Altertum, für den griechischen Götterhimmel, wo „ewig klar und spiegelrein und eben" das Leben den Seligen dahinfloß. Die Götter des alten Hellas sind es ja, die jenes Ideal der „ewigen Jugend" am vollkommensten verkörpern: „ihrer Götterjugend Rosen blühen Wandellos im ewigen Ruin" („Götter Griechenlands" 1788).

Wir sehen schon: Schiller und die Geister, die am meisten von klassischen Idealen sich durchdringen ließen, werden es sein, bei denen wir vornehmlich jenem Wort von der „ewigen Jugend" begegnen werden.

Schiller selbst sagt von der idealen Frau:

> Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
> Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.
> („Das weibliche Ideal" 1796.)

Goethe sodann läßt in der XIII. Elegie „Schalk Amor" sich selbst zurufen:

> Wo sind die schönen Gestalten,
> Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
> Denkst du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
> Blieb noch offen, das Tor schlossen die Jahre nicht zu.
> Ich, der Lehrer, bin ewig jung, und liebe die Jungen.
> Altklug lieb' ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!

Noch in späten Jahren spricht Goethe (bei Eckermann 11. März 1828) von einer „Entelechie", die „bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organismus kräftigend und veredelnd einwirken", sondern auch „bei ihrer geistigen Übermacht ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen" wird.

Und wie könnte das Wort fehlen bei dem Dichter, dessen Griechensehnsucht zum verzehrenden Feuer wurde, der „umtanzt von Hellas' goldnen Stunden"

---

1) Zu dieser Bewegung vgl. „Der Neuhumanismus in der deutschen Literatur". Rektoratsrede von Hermann Fischer. Tübingen 1902.

und „unter Götterträumen" „der Jahre Flucht vergaß" — bei Hölderlin? „Ihr guten Götter!" singt er, „arm ist, wer euch nicht kennt, . . .

> Nur ihr, mit eurer ewigen Jugend, nährt
> In Herzen, die euch lieben, den Kindersinn,
> Und laßt in Sorgen und in Irren
> Nimmer den Genius sich vertrauern." („Die Götter".)

Derselben Zeit bzw. demselben Ideenkreis gehören zwei andere Stellen an. F. L. Graf zu Stolberg (1750—1819):

> Laß sie rollen, die Jahre des Himmels! mit Saaten der Schöpfung
> Und mit Ernten der Schöpfung ein jedes bereichert; wir werden
> Säen sehn und ernten, geschmückt mit ewiger Jugend!
> (Hellebeck, eine seeländische Gegend.)

J. B. Vermehren (1774—1803; geb. in Lübeck, Privatdozent in Jena):

> Es leben auf Arkadiens Nomaden,
> Frei sind die Welten wieder,
> In ewiger Jugend blühn die goldnen Zeiten,
> Die Mädchen sich in Silberströmen baden,
> Und bei der Flöte Lieder
> Zu Hymens Fest sie liebend sich bereiten.
> (Die Poesie. Kanzone.)

Persönlich gefaßt findet sich der Ausdruck „ewige Jugend" — auf Hebe angewendet — schon in Lessings Schilderung von Ilias IV 1—4:

> Die ratpflegenden trinkenden Götter. Ein goldener offener Palast, willkürliche Gruppen der schönsten und verehrungswürdigsten Gestalten, den Pokal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedient. (Laokoon XIII.)

Böblingen (Württ.) Dr. **Eugen Borst.**

Bücherbesprechungen.

Paul Cauer, Von deutscher Spracherziehung. Berlin, Weidmann, 1906. 8°. VII u. 272 S. geb. 4,80 M.

Ob es viele Lehrer des Deutschen gibt, welche die umfangreichen Lehr- und Handbücher der Pädagogik gewissenhaft durchstudiert haben, und ob bei denen, die das getan, der praktische Gewinn der aufgewandten Mühe völlig entsprochen hat, möchte vielleicht nicht über jeden Zweifel erhaben sein. Wer aber könnte den Wert eines Buches verkennen, das von einem hervorragenden Fachmann als Frucht vieljähriger Praxis niedergeschrieben, auf weniger als 300 Seiten den Lehrer des Deutschen, besonders in Prima, allseitig anregt, ihm erfahrenen Rat erteilt und mannigfaltige Wege weist und alle Seiten des Unterrichts in der Muttersprache mit ebenso gründlicher Gelehrsamkeit als freier Weite des Blicks behandelt? Solch ein Buch hat uns Paul Cauer, der uns in den letzten zwanzig Jahren mit mancher schönen Gabe beschenkt hat, unter dem Titel „Von deutscher Spracherziehung" geschrieben. Es zielt allerdings in ganz besonderem Maße auf den Unterricht in Prima ab, und wenn von diesem der Verfasser im Vorwort sagt: „Er ist nicht nur ein Abschluß, sondern

auch ein Anfang; der Gedanke, daß er den Übergang von der Schule zur Hochschule vorzubereiten hat, muß seinen Charakter mit bestimmen", so darf man eben diesen jetzt erfreulicherweise allgemein als richtig anerkannten Gedanken geradezu als den Vater dieses Buches bezeichnen. Ein deutscher Unterricht in Prima, der nach den hier vom Verfasser entwickelten Anschauungen und Grundsätzen gestaltet ist, kann nicht verfehlen, in den Schülern „selbständiges Interesse und freie Lust zur Arbeit" zu erwecken und sie zu „Mitarbeitern an gemeinsamen Aufgaben" zu machen; und ist es nicht das, was wir alle mit Eifer erstreben? Freilich leicht macht es Cauer weder dem Lehrer noch den Schülern, und man kann sich bei der Lektüre seines schönen Buches trotz der unverkennbaren Tatsache, daß der Verfasser überall von „Selbsterlebtem" berichtet, doch auch des Eindrucks nicht erwehren, daß die hier vorgezeichneten Leistungen nicht jedem Lehrer und vor allem nicht jeder normalen Klasse gelingen können. Aber wenn auch nicht allen alles, sondern den einen nur dies, den anderen nur jenes erreichbar sein wird, so bleibt doch in jedem Falle der Gewinn eines so gearteten Unterrichts im Deutschen auf der obersten Stufe so groß, daß man wünschen muß, er möchte überall so geartet sein.

In acht Kapiteln, die das „Zwanglose der Anlage" des Buches schon in den Überschriften erkennen lassen, behandelt der Verfasser seinen Stoff. Nach einer Einleitung über „Lesen und Schreiben" gibt das erste einige Winke für die Art, wie zur Lösung der „eigentlich wichtigen Aufgabe der Schule", ein Können zu wecken — nicht Kenntnisse zu übermitteln — die Literaturgeschichte nutzbar zu machen ist: es kommt darauf an, daß die Schüler die innere Entwickelung bedeutender Persönlichkeiten und deren Einfluß auf das Geistesleben ihrer Nation und ihres Zeitalters nicht aus dem Vortrag des Lehrers erschließen, sondern aus den Werken der Schriftsteller durch eigene Beobachtung erkennen. Am Schlusse des Kapitels finden sich sehr dankenswerte Ratschläge, wie die Vorträge der Schüler durch Einordnung in den Gang des Unterrichts besonders für die Literaturgeschichte fruchtbar gemacht werden können.

Weit umfang- und inhaltreicher ist das zweite Kapitel, das der Lektüre gewidmet ist. Der Verfasser ist, wie er eingangs darlegt, der Überzeugung, daß eine sprachliche und sachliche Erklärung des Gelesenen keineswegs entbehrlich ist, wie neuere Strömungen glauben machen möchten; und nach den höchst ergötzlichen Beispielen, die er anführt, muß man ihm darin durchaus beistimmen, daß der Verzicht auf Erklärung die Gefahr einschließt, zur Gedankenlosigkeit zu erziehen. Überaus reiche Anregung gibt Cauer zur Behandlung von Gedichten Goethes und Schillers und verstärkt in uns den lebhaften Wunsch, es möchte diesen mehr als meist geschieht ein Platz neben der Lektüre von Dramen gegönnt werden. Zu dieser ist sein Hinweis darauf beachtlich, daß außer dem Aufbau des Dramas auch Fragen nach der Hauptperson, nach Recht und Unrecht der Streitenden u. dergl. zu stellen seien. Endlich wird noch die klassische Prosa besprochen und auch hierbei mancher willkommene Wink gegeben.

Geradezu musterhaft für schulmäßige Behandlung eines schwierigen Stoffes scheint uns das dritte Kapitel: „Philosophische Propädeutik"; man müßte zu sehr ins einzelne gehen, um eine Vorstellung vom Inhalt und von der Art zu geben, wie der Verfasser hier steile Pfade ebnet. Aber bei der hohen Bedeutung, die diesem Unterrichtszweige innewohnt, mag eine nachdrückliche Empfehlung dieser Art nicht überflüssig sein.

Der erste Abschnitt des vierten Kapitels „Sprachgeschichte und Sprachrichtigkeit" bringt einige treffliche Bemerkungen über die Aussprache und die Mundarten; mit der Stellung jedoch, die der Verfasser in den folgenden Abschnitten zur Fremdwörterfrage einnimmt, vermögen wir nicht ganz übereinzustimmen. Hier scheint uns seine Achtung vor dem „Gewordenen" — im Gegensatze dazu tut er die Verdeutschungen von Fremdausdrücken mit der verächtlichen Bezeichnung „Gemachtes" ab — viel zu weit zu gehen. Es fragt sich doch, wie etwas geworden ist: ist nur sklavische Unterwürfigkeit und Ausländerei der Ursprung, so hat das Gewordene keinen Anspruch auf Achtung (Cauer sagt „Respekt"); wohl aber hat diesen die Muttersprache. Und wie oft war das „Gewordene", als es aufkam, auch ein „Gemachtes"! Cauer sagt: „Daß für einen Begriff, der durch ein deutsches Wort bereits bezeichnet ist, kein fremdes gebraucht werden soll, versteht sich von selbst"; aber ebenda schreibt er historisch, Vokabeln, Diskussion, Maxime usf. Haben wir nicht geschichtlich, Wörter, Erörterung, Grundsatz? Und dabei fährt er selbst fort: „wo eine Neigung dies doch zu tun hervortrittt, mag man die Ziererei mit Spott zurückweisen"! Bei Klopstock liest man:

> Jedes Wort, das ihr von dem Fremden, Deutsche, nehmt,
> Ist ein Glied in der Kette,
> Mit welcher ihr, die stolz sein dürften,
> Demütig euch zu Sklaven fesseln laßt;

aber freilich — der vaterländische Sänger überschrieb diese Verse: „Vergebliche Warnung."

Auch das an feinsinnigen Betrachtungen reiche fünfte Kapitel, „Stil" betitelt, spricht dem Lateinischen eine Rolle zu, die uns in einem Buche, das von „deutscher Spracherziehung" handelt, zu bedeutend erscheint. Wir wenigstens vermögen uns nicht davon zu überzeugen, daß die Abschaffung des lateinischen Aufsatzes „am empfindlichsten den deutschen Unterricht getroffen" habe, und erachten es für einen Gewinn, daß die Kunst, „ein logisches Verhältnis in syntaktische Gestalt zu bringen", jetzt in unserer Muttersprache ohne den Umweg über eine fremde Sprache und ohne Belastung mit Latinismen geübt wird.

Das kürzere sechste Kapitel von der „Interpunktion" führt den Verfasser dazu, acht in langer Praxis herausgebildete Regeln für dieses vielumstrittene Gebiet aufzustellen, die freilich weder von persönlicher Willkür frei sind, noch solche bei anderen ausschließen, auch keineswegs von dem Verfasser selbst überall in seinem Buche befolgt werden, jedenfalls aber den Vorzug größerer Einfachheit vor den gegenwärtig geltenden amtlichen Vorschriften haben. Der

Geist, dem diese Regeln entsprangen, erhellt am besten aus folgenden Sätzen: „Alle Regeln über Interpunktion sind nur Mittel zum Zweck; der Zweck ist: Erleichterung des Verständnisses. Daher ist es auch gestattet, jede der hier gegebenen Regeln zu verletzen, wenn im einzelnen Falle nachgewiesen werden kann, daß die Deutlichkeit es erforderte.“ Daß doch alle Gesetzgeber von diesem Geiste erfüllt wären!

Vielleicht den größten unmittelbaren Nutzen für den Unterricht bieten dem Lehrer des Deutschen in Prima die beiden letzten Kapitel: VII. „Disponieren von Aufsätzen“ und VIII. „Themata“. Auch der geübtere Lehrer wird hier noch manchen brauchbaren Gedanken, noch manche schätzbare Weisung finden. Die Ansprüche aber, die an die Schüler gestellt werden, scheinen in einzelnen Fällen doch zu hoch zu sein. Bei dem Thema: „Woher nahm Homer den Stoff zu seinen Gleichnissen?“ erklärt Cauer selbst die Masse für „so groß, daß man gut tut, sie einzuschränken, etwa nur die Odyssee oder von der Ilias die Hälfte in Betracht zu ziehen“. Uns will auch das noch viel zu umfassend dünken. Welcher Schüler hat die ganze Odyssee so gegenwärtig?! Oder soll der Schüler sie besonders für den deutschen Aufsatz nach Gleichnissen durchsuchen? Denn so, daß ihm der ganze Stoff einfach vom Lehrer gegeben werde, ist es offenbar vom Verfasser nicht gemeint. Ein andermal hat dieser wieder Schüler im Auge, die auf wunderlich niedriger Entwickelungsstufe stehen; denn da waren sie „ganz erstaunt“, als er sie „bedeutete, daß sie niemals bloß deshalb für eine Ansicht eintreten dürften, weil sie meinten, es sei die des Lehrers“.

Angefügt sind ein kurzes Schlußwort über „das Deutsche im Lehrplan“, zwölf Seiten Anmerkungen und endlich ein „Verzeichnis der besprochenen oder erwähnten Aufsatzthemata“. Man scheidet von dem Buche mit dem Gefühle gewaltiger Anregung und Bereicherung und mit warmer Dankbarkeit — oder besser: man scheidet nicht davon, sondern benutzt es zum Unterricht in der Prima fort und fort zu eigenem Gewinn und zum Vorteil und Segen der Schüler.

Anmerkung. Wir möchten diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Cauers schon 1887 erschienenes ganz vortreffliches „Deutsches Lesebuch für Prima“ von neuem zu empfehlen und den Wunsch auszusprechen, daß es an möglichst vielen Anstalten für den deutschen Unterricht in der obersten Klasse eingeführt werde.

Dresden. **Edmund Bassenge.**

Lyrische Andachten. Natur- und Liebesstimmungen deutscher Dichter, gesammelt von Ferdinand Gregori. Buchschmuck von Fidus. Leipzig, Max Hesses Verlag. XXXII u. 367 S. kart. 1,80 M., geb. 2 M.

Der Gedanke, Anthologien nach Stoffen und Stimmungen zu ordnen (anstatt, wie früher, nach dem Alphabet der Dichternamen oder anderen rein äußerlichen Gesichtspunkten, oder nach literaturgeschichtlichen Rücksichten), ist von Ferdinand Gregori ausgegangen, der ihn 1901 zuerst im „Kunstwart“ aus-

sprach. Seitdem gibt es verschiedene gute Anthologien, die Gregoris Anregung mit Glück und Gelingen befolgt haben: so Jakob Löwenbergs „Vom goldnen Überfluß", so Ferdinand Avenarius' wunderschön ausgestattetes und verdientermaßen bereits in sechs Auflagen verbreitetes „Hausbuch deutscher Lyrik". Nun tritt der Vater des fruchtbaren Gedankens selbst mit einer Anthologie auf den Plan. Gregori nennt sein Buch „Lyrische Andachten". So schön wie der Titel ist seine ganze Arbeit. In ihr hat er das hohe Feingefühl und die liebevolle, verinnerlichte Treue gegenüber den Dichtungen bewährt, wie wir uns ihrer längst an den zahlreichen Beiträgen Gregoris für den „Kunstwart" gefreut haben. Warme und herzliche Liebe zu unseren großen oder doch gehaltreichen Poeten, helle Freude an der Fülle und am Glanz ihrer Schöpfungen haben diese Anthologie geschaffen. Der rastlos wirkende Wiener Hofburgschauspieler war ebensosehr durch seine Urteilsfähigkeit als durch den hohen Ernst, der ihn durchdringt, zum Führer durch den Reichtum deutscher Lyrik berufen. Einem solchen Führer darf sich jeder getrost anvertrauen, der die Sehnsucht empfindet, dieses Reichtums teilhaftig zu werden. Über geringere Lücken, die ich persönlich an dem Buche fühle, kann ich rasch hinweggehen: Theodor Fontane ist allzu kärglich weggekommen — mit einem einzigen Gedichte nur ist er vertreten! —, von Heinrich v. Kleists wenigen, aber großen Gedichten hätte ich das machtvolle „An den König von Preußen" und das unendlich schöne, wehmutbebende und des großen Dramatikers eigenes Schicksal großartig aussprechende „Letzte Lied" unbedingt eingereiht. Friedrich Theodor Vischer ist ebenfalls sehr spärlich bedacht — seine „Lyrischen Gänge" enthalten manche Perle. Den oft feinen Lyriker Hans Hoffmann vermisse ich vollständig. Und, um noch das anzuführen: warum ist der Herausgeber, der doch sonst manchen halb oder ganz vergessenen, oder überhaupt niemals gebührend gewürdigten Schatz gehoben hat, an Paul de Lagarde und David Friedrich Strauß vorübergegangen? Es sind ja nicht große Poeten, überhaupt nur Lyriker „im Nebenamt" (wie ja auch Richard Leander, von dem Gregori einen hübschen Beitrag bringt). Allein doch ist ihnen zu guter Stunde Feines und Tiefes geglückt, eben weil sie das Versemachen nicht als Metier betrachteten, sondern zur Feder griffen, wenn das Herz ihnen überquoll von Gefühlen, denen sie poetischen Ausdruck zu geben sich gedrungen fühlten. In Lagardes Gedichten — von seiner treuen Witwe Anna de Lagarde nach des großen Orientalisten Hinscheiden gesammelt und bei L. Horstmann in Göttingen herausgegeben —, in Straußens „Poetischem Gedenkbuch" hätte unser Schriftsteller manch Gutes gefunden. Grosses unvergängliches Erinnerungslied

Einsam in alten Tagen
Lächelt Erinnerung . . .

fehlt. Hanns v. Gumppenberg ist nicht vertreten; freilich erschien seine erste wertvolle Gedichtsammlung („Aus meinem lyrischen Tagebuch") erst nach den „Lyrischen Andachten", aber einzelnes war erreichbar. Und auch von Adolf Stern hätte ich gern ein Gedicht in den „Lyrischen Andachten" gesehen:

etwa „Nur Mut, mein Herz!“ oder das von Freiligrath geliebte „Venezia“. Dingelstedt ist kein bedeutender Lyriker; aber es dürften meines Erachtens in einer deutschen Anthologie seine „Flüchtlinge“ nicht fehlen; man kennt das monumentale Gedicht zu wenig mit dem einfach-tiefen Wort des verstoßenen Deutschen:

Nein: wer mit deutscher Zunge spricht,
Ruft Deutschland niemals wehe.

Im übrigen mag ich mit Gregori nicht über verhältnismäßige Geringfügigkeiten rechten, sondern ich erkenne zum Schlusse noch einmal mit aufrichtigem Dank an, daß er uns in seinen „Lyrischen Andachten“ einen ganz vortrefflichen Wegweiser durch die deutsche Lyrik geschenkt hat, der deutlich macht, was wir noch an den Goethe, Hebbel, Mörike, Keller, Greif zu erwerben haben, um sie recht eigentlich zu besitzen. Mögen viele Jugenderzieher in die ihnen anvertrauten jungen Seelen mit Hilfe von Gregoris Arbeit Liebe an der Lyrik ihres Volkes säen!

Leipzig. **Friedrich Bernt.**

Th. Zielinski, Die Antike und wir. Autorisierte Übersetzung von E. Schoeler. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Th. Weicher), 1905. 8°. 126 S.

Zur Besprechung steht heute ein interessantes Buch des in wissenschaftlichen Kreisen bestens bekannten Professors der klassischen Philologie an der Universität St. Petersburg Th. Zielinski, der, wie er selbst im Vorwort sagt, im Frühling des Jahres 1903 auf die Aufforderung des Kuratoriums des St. Petersburger Lehrbezirks vor einem aus Gymnasial- und Realschulabiturienten bestehenden freiwilligen Publikum eine Reihe von Vorträgen hielt, in denen er die Stellung und Bedeutung der Antike in der modernen Kulturwelt darzustellen suchte. Diese Vorträge, denen die zahlreiche junge Zuhörerschaft mit Eifer und Ausdauer gefolgt ist, eine Erfahrung, deren der geschätzte Gelehrte, wie er selbst sagt, auch jetzt noch nicht ohne Rührung gedenkt, erschienen später im Druck und erlebten in Rußland schon mehrere Auflagen. Angespornt von Verleger und Übersetzer hat sie Zielinski nun aber auch in deutscher Fassung erscheinen lassen und so einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht. Er selbst war sich natürlich der hohen Schwierigkeit voll bewußt, wie diese durchaus auf russische Verhältnisse berechneten Vorträge, die den Stempel ihrer eigentümlichen Entstehung überall auf der Stirn trugen, dem deutschen Publikum mundgerecht zu machen waren; wir müssen aber gestehen, daß der Verfasser diese Schwierigkeit in glücklichster Weise überwunden hat, indem er „das autochthone Element nach Möglichkeit beizubehalten und es nur durch entsprechende Fassung allgemein verständlich zu machen suchte“.

In der originellen, geistsprühenden und zur Überzeugung zwingenden Art, die wir immer an den Arbeiten Zielinskis bewundern, legt er klar und weitesten Kreisen der Gebildeten verständlich dar, welch eminent wichtiger Faktor von geradezu unschätzbarer Bedeutung auch heute noch in unserer Bildung und

Kultur die Antike ist, ja, daß sie durchaus noch nicht, wie viele glauben, durch die Erfolge des modernen Gedankens überflügelt ist, sondern „daß unsere geistige und sittliche Kultur der Antike noch nie so nahe gestanden hat, daß wir sie noch nie so nötig gehabt haben, daß wir aber auch noch nie so gut vorbereitet gewesen sind, sie zu verstehen und in uns aufzunehmen, wie gerade jetzt". Dieser Gedanke zieht sich wie ein roter Faden durch alle Vorträge Zielinskis hindurch. Als gewandter Fechter, mit allem nötigen Rüstzeug gediegenster wissenschaftlicher Bildung wohl ausgerüstet, weist er all die zahlreichen böswilligen Angriffe, die von hämischen, verblendeten Gegnern gegen den pädagogisch-moralischen und pädagogisch-intellektuellen Bildungswert der Antike geschleudert werden, wie auch die Bedenken, die manchmal selbst von wohlwollender Seite aus erhoben werden, siegreich zurück, namentlich den Vorwurf, als ob die klassischen Philologen, der lebensvollen Gegenwart abgewandt, in unfruchtbarer Arbeit, in toten, längst abgeschiedenen und deshalb überwundenen Perioden ihr Ideal suchten. „Nein, meine Herren, so ruft er S. 66 aus, wir beabsichtigen nicht, Sie zum Gewesenen zurückzuführen; unsere Blicke sind vorwärts und nicht rückwärts gerichtet. Wenn die Eiche ihre Wurzeln tief ins Erdreich versenkt, auf dem sie wächst, so tut sie das nicht, weil sie zurück in die Erde wachsen will, sondern weil sie aus diesem Boden die Kraft schöpft, die es ihr ermöglicht, sich zum Himmel zu erheben und alle Sträucher und Gräser, die ihre Lebenskraft aus der Oberfläche erhalten, zu überwachsen. Die Antike soll nicht die Norm, sondern eine belebende Kraft der heutigen Kultur sein." Von diesem allein richtigen Standpunkt aus, den Zielinski immer wieder betont — einige Seiten später sagt er wieder: Die Antike soll für uns keine Norm, sondern ein Same sein —, entwickelt er in acht Vorlesungen sozusagen sein Glaubensbekenntnis, indem er seine Gedanken und Darlegungen um die drei festen Punkte: der Bildungswert der Antike, der Kulturwert der Antike, die Wissenschaft von der Antike gruppiert. Mag man nun irgendwelche Abschnitte herausgreifen und sich tiefer in ihren Gedankengang versenken — wir nennen beispielsweise nur die Kapitel: Die Antike in der öffentlichen Meinung; Die Methoden der Spracherlernung; Durchsichtigkeit der Etymologie; Die Sprache als Ausdruck der Volksseele; Die Syntax; Antike und moderne Poesie; Die Antike als unsere geistige Heimat; Philosophie, Ethik, Politik; Antike Kunst; Aufgaben der Vergangenheit und Aufgaben der Zukunft u. a. m. —, überall müssen wir nicht bloß größte Gelehrsamkeit und umfassende Bildung bewundern, sondern vor allem auch die überlegene, vornehm wirkende Ruhe der Beweisführung, die sine ira et studio allein in den Dienst der Erforschung objektiver Wahrheit sich stellt. Nur eine Probe Zielinskischer Darstellungskunst möchten wir als besonders charakteristisch unseren Lesern vorlegen, jene Stelle (S. 103), wo er vom Kunsthandwerk der Alten spricht und den Zug der „Beseelung" mit folgenden Worten rühmt: „Für den antiken Menschen sind die Gebrauchsgegenstände und Werkzeuge nicht einfach solche, sondern Verkörperungen oder Personifizierungen der in ihnen wirkenden Kräfte oder der durch sie ausgeübten

Funktionen. Als ich von der Säule sprach, sagte ich schon, daß sie dem antiken Menschen als die Verkörperung der von unten nach oben wirkenden und das Gebäude stützenden Kraft erschien; den Ausdruck dieser Kraft bildete eine leichte, aber sehr bemerkbare „Schwellung" (ἔντασις) der Säule, weshalb ihr Profil keine gerade, sondern eine leicht geschweifte Linie bildet. Dasselbe können wir überall verfolgen. Nehmen Sie den antiken Krug (hydria). Er wird aufgestellt, wächst gleichsam aus der Erde hervor, ihn schaffen aus dem Boden dringende Kräfte — er hat daher die Form einer von unten kräftig emporwachsenden Seifenblase, ist oben breiter als unten. Ein eisernes Gewicht dagegen ist zum Aufhängen bestimmt, die Kraft wirkt in ihm von oben nach unten — es hat daher die Form eines hängenden Sackes, der mit Wasser oder Sand gefüllt ist, es ist unten breiter als oben. Nehmen Sie das Schüreisen; es ist dazu bestimmt, in den Kohlen des Feuerbeckens zu wühlen — das Ende erhält die Form eines menschlichen Fingers. Nehmen Sie einen Tisch — seine Füße erhalten die Form von Tierfüßen mit Krallen. Nehmen Sie den Sturmwidder, der bei der Belagerung dazu diente, die Mauer zu zerstören; diese Tätigkeit machte den Eindruck, als wenn ein Tier mit dem Kopfe stieße — und so erhält denn das Ende desselben die Form eines Widderkopfes. Alles das sind natürlich Kleinigkeiten, doch spiegelt sich in diesen Kleinigkeiten eine erhabene metaphysische Idee, die Idee des Weltwillens, deren Entwickelung erst der Philosophie der jüngsten Zeit überlassen war." Wahrlich, einen vollen tiefen Blick in die Psyche der Alten eröffnet uns Zielinski mit diesen treffenden Worten.

Daß der russische Gelehrte überdies auf einem durchaus maßvollen Standpunkt steht und durchaus kein fanatischer Vertreter des starren altklassischen Dogmas ist, der etwa einzig und allein die humanistische Bildung gelten lassen will, beweist er deutlich auf S. 104, wo er sagt: „Es ist durchaus nicht nötig, daß alle Glieder der jeweiligen Gesellschaft eine klassische Erziehung genossen haben; es ist nur nötig, daß es in jeder Gesellschaft einen gewissen Prozentsatz von klassisch Gebildeten gibt, und unter diesen wieder eine verhältnismäßig kleine Anzahl von solchen, die ihr Leben dem Studium der Antike und ihrer Anpassung an die Forderungen der Gegenwart geweiht haben . . . Die Gesellschaft bedarf nicht nur des klassischen Gymnasiums, sondern auch anderer Typen der Mittelschule, wie sie der Kompliziertheit ihres Organismus und der Verschiedenheit der menschlichen Fähigkeiten entsprechen." Also keine gemeinsame Schablone in der Erziehung und Ausbildung unserer Jugend wird gefordert, sondern volle Bewegungsfreiheit für die einzelnen Schulgattungen, freilich auch für das so viel geschmähte humanistische Gymnasium. In diesem Zusammenhange möchten wir auch auf eine schwerwiegende Erfahrungstatsache hinweisen, die Professor Zielinski betont, dem wie wohl keinem anderen russischen Gelehrten ein Einblick in die Tätigkeit und Erfolge der höheren Schulen seines Landes offen steht. Er sagt S. 7: „Tatsache ist, daß bei uns in Rußland der Schlag, den die klassische Bildung durch die Reform der Gymnasien im Jahre 1890 erhielt, ein allgemeines Sinken des Bildungsniveaus der Abiturienten

zur Folge gehabt hat, was sogar durch das Zeugnis der Gegner des klassischen Systems bestätigt wird!" Ist das nicht ein warnendes Menetekel für alle diejenigen, die den klassischen Unterricht immer mehr beschneiden und verkürzen, wenn nicht gar ausrotten möchten? Sollte man angesichts dieser Erfolge im russischen Gymnasium nicht auch den verantwortlichen Stellen bei uns zu Lande ein bedeutungsvolles Videant consules! zurufen?

Doch wir müssen die Besprechung der so außerordentlich anziehenden Schrift hier abbrechen und die eigentliche Lektüre den Fachgenossen überlassen, die aus ihr gewiß reichste Anregung und Belehrung schöpfen werden. Mit großer Freude und lebhafter Spannung sehen wir aber dem umfassenderen Werke Zielinskis entgegen, das, wie er in dem Vorwort verheißt, in absehbarer Zeit das Licht der Welt erblicken wird, einem „Sammelwerk, dessen einzelne Abteilungen den einzelnen Gebieten der modernen Geisteskultur einigermaßen entsprechen sollen, das für jedes dieser Gebiete die Frage aufwerfen und beantworten wird, was ihm die Antike einst und jetzt gewesen ist". Zu diesem schönen, verdienstvollen, großzügig angelegten und aus der innigsten Liebe zu der ewig jugendfrischen Antike herausgeborenen Werke rufen wir dem trefflichen Gelehrten ein herzliches Quod bonum faustum felix fortunatumque sit! zu.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Zeitschriften.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1906. Heft 13 (Nr. 69—75). Inhalt: Eine neue Tristan-Dichtung. Von Eugen Kilian. — Zum hundertjährigen Geburtstag Karl Friedrich v. Nägelsbachs. (28. März 1806.) Von I. v. M. — Die Bedeutung eines Haustieres für unsere Sprache. Von L. J. — Entstehung und Entwickelung unserer Muttersprache. Von Wilhelm Streitberg (Münster). — Die 12. Hauptversammlung des Deutschen Neuphilologen-Verbandes. Von E. Sieper (München).

—— Jahrg. 1906. Heft 14 (Nr. 76—80). Inhalt: Mittelschulreform und Realgymnasium. (Ein Warnruf.) Von Anton Glock (München). — Universitätsfragen. Von F. Regelsberger (Göttingen).

—— Jahrg. 1906. Heft 15 (Nr. 81—86). Inhalt: Die Tat Yorks in neuem Lichte. Von Herman v. Petersdorff (Stettin). — Anastasius Grün. Ein Gedenkblatt von Hermann Kienzl (Berlin). — Eine Festschrift der kgl. Technischen Hochschule in München. Von R. Reverdy.

—— Jahrg. 1906. Heft 16 (Nr. 87—91). Inhalt: Der Krieg als schaffendes Weltprinzip. Von Klaus Wagner (Darmstadt). — Bibliothekswesen in Rußland. Von Schm. — Ein Brief über Erziehung. Von N. N. — Der deutsche Soldat bei Guy de Maupassant. Von Dr. A. Lohr. — Die zeichnerische Begabung des Kindes und die Entwickelung der Zeichnung im Mittelalter. Von E. W. Bredt (München). — Sechsklassige Mädchengymnasien? Von gr.

—— Jahrg. 1906. Heft 17 (Nr. 92—97). Inhalt: Hieronymus Lorms „Bekenntnisblätter". Von B. Münz. — Ahasver in der Dichtung. Von Dr. Arnulf Sonntag. — Shakespeare in Amerika. Von Dr. George B. Churchill. — Türkische Volksliteratur. Von Dr. phil. K. Süßheim. — Paracelsus in der Sage. Von Dr. Paul Schenk.

Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins. Nr. 3. März 1906: Allerlei Deutsches aus Dänemark. Von Pastor L. W. Voeltzel. — Zur deutschen Seemannssprache. Von Prof. Dr. Herm. Wunderlich. — Deutsche Pflanzennamen für die Blumenpflege der Schulkinder. Von Karl Krone. — Sprachreinheit

in technischen Schriften. Von Prof. Dr. Herm. Dunger. — Der moderne Kunstkenner. Von Oberlehrer Dr. J. G. Sprengel. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr. 4. April 1906: Vom Kaufmannsdeutsch. — Allerlei Deutsches aus Dänemark. Von Prof. Dr. Rudolf Much. — Sinfonia domestica. Eine deutschamerikanische Bemerkung zur Musiksprache. Von Robert Köhler. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Neu erschienene Bücher.

Karl Ernst Knodt, Theodor Storm als Lyriker. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906. 27 S.

Hermann Graef, Heinrich Heine. 2. Aufl. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906. 30 S.

E. v. Wildenbruch, Das deutsche Drama, seine Entwickelung und sein gegenwärtiger Stand. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906. 49 S.

Fr. Schleiermacher, Harmonie. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Mulert. Leipzig, Eugen Diederichs, 1906. 171 S.

Joh. Winckelmann, G. E. Lessing, Klassische Schönheit. Ausgewählt und eingeleitet von Alex. von Gleichen-Rußwurm. Leipzig, Eugen Diederichs, 1906. 200 S.

Dr. R. Zimmermann, Lessings Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" als Gegenstand des deutschen Unterrichts. Programm des Katharineums zu Lübeck. Ostern 1905.

Prof. Dr. W. Fielitz, Festrede, gehalten im Allgemeinen Deutschen Sprachverein zu Breslau. 7. Mai 1905. Programm des König Wilhelms-Gymnasiums zu Breslau. Ostern 1906.

Euripides' Hippolytos, in deutsche Verse gebracht von Otto Altendorf. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 48 S.

Luschin v. Ebengreuth, Die Münze. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1906. 124 S.

J. W. Nagl, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen. 2. Aufl. Wien, Karl Fromme, 1906. 250 S.

Dr. Ferd. Khull, Schillers Don Carlos. Schulausgabe. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 171 S.

Dr. B. Maydorn, Beiträge zur Deutung und Beurteilung der weiblichen Vornamen. (Festschrift zur 25 jährigen Jubelfeier des Städtischen Lehrerinnenseminars zu Thorn.) Thorn 1906.

Drei Schiller-Vorträge: 1. Demetrius. Von Prof. Dr. A. v. Weilen. 2. Die Jungfrau von Orleans und ihr Urbild. Von Dr. Valentin Pollak. 3. Wilhelm Tell. Von Josef Wörnhart. Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, 1906. Nr. 330—332.

Dr. Karl Reissenberger, Goethes Reineke Fuchs. Schulausgabe. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 105 S.

Dr. Edmund Bayer, Leopold Schefer. Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, 1906. Nr. 334.

Handbüchlein des Schulwandschmucks. Leipzig, R. Voigtländer, 1906.

Dr. G. Heine, Aus der silbernen Zeit unserer Literatur (Mörike, Ludwig, Hebbel, C. F. Meyer). Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1905. 94 S.

H. Pestalozzi, Lienhard und Gertrud. Im Auszuge herausgeg. von Dr. A. Thorbecke. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1905. 236 S.

K. Ernst, Proben deutscher Mundarten. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1904. 152 S.

Dr. Rieden, Hilfsbuch zum Unterricht in der Geschichte der Pädagogik. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1904. 140 S.

Dr. Th. Klaiber, Deutsche Briefe. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1906. 130 S.

Prof. Dr. E. von Sallwürk, Märchen und Novellen von Goethe. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1905. 177 S.

Wilhelm Münch, Gestalten vom Wege. Berlin S. 59, H. Neelmeyer. 105 S.

Justus Baltzer, Die wichtigsten Pädagogen des 19. Jahrhunderts. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1905. 179 S.

E. Lemp, Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. II. Zur deutschen Literaturgeschichte. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1904. 193 S.

Dr. G. Porger, Deutsche Prosa, 2., 3., 6. Bändchen. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1903—1906.

L. Bräutigam, Die neue Kunstkritik. Kassel, Georg Weiß, 1904. 52 S.

Dehlinger, Deutsche Scherflein zum Sprachschatze. Stuttgart, Max Kielmann, 1903. 246 S.

Nyrop-Vogt, Das Leben der Wörter. Leipzig, Ed. Avenarius, 1903. 263 S.

D. Rudolf Haage, Reden und Vorträge, herausgeg. von Dr. A. Kannengießer. Gelsenkirchen, E. Kannengießer, 1903. 183 S.

Friedrich Kauffmann, Deutsche Grammatik. 3. Aufl. Marburg, N. G. Elwert, 1902. 110 S.

Henry Thode, Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern? Heidelberg, Karl Winter, 1903. 30 S.

Henry Thode, Schauen und Glauben. Heidelberg, Karl Winter, 1903. 15 S.

Dr. B. Krembs, Dichter und Maler. Leipzig, Dürr, 1903. 127 S.

Paldamus, Deutsches Lesebuch. Ausg. C. 1. Teil: Septima, 19. Aufl. — 2. Teil: Sexta, 20. Aufl. — 7. Teil: Obersekunda. Herausgeg. von Prof. Dr. Franz Höfler. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1904, 1906.

C. H. Kaulfuß-Diesch, Die Inszenierung des deutschen Dramas an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig, R. Voigtländer, 1905. 236 S.

Max Drescher, Die Quellen zu Hauffs Lichtenstein. Leipzig, R. Voigtländer, 1905. 146 S.

Dr. A. Ploch, Grabbes Stellung in der deutschen Literatur. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1905. 224 S.

Dr. R. Sokolowsky, Der altdeutsche Minnesang im Zeitalter der deutschen Klassiker und Romantiker. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus, 1906. 169 S.

Fritz Gräntz, Lieder und Bilder. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand), 1905. 168 S.

Dr. J. Loewenberg, Deutsche Dichter-Abende. Hamburg, Gutenberg-Verlag, 1904. 198 S.

Jakob Grimm, Auswahl aus den Kleinen Schriften. Hamburg, Gutenberg-Verlag, 1904. 286 S.

Dr. Richard Hennig, Wunder und Wissenschaft. Hamburg, Gutenberg-Verlag, 1904. 247 S.

Dr. Richard Ausfeld, Deutsche Aufsätze für die höhere Mädchenschule. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 88 S.

Ernst Reclam, Johann Benjamin Michaelis. Leipzig, R. Voigtländer, 1904. 160 S.

Friedrich Panzer, Märchen, Sage und Dichtung. München, C. H. Beck, 1905. 56 S.

Dr. Karl Lang, Elemente der Phonetik. 2. Aufl. Berlin, Reuther und Richard, 1903.

Prof. Dr. Paul Goldscheider, Lesestücke und Schriftwerke im deutschen Unterricht. München, C. H. Beck, 1906. 496 S.

Wilhelm Büchner, Goethes Faust am Hofe des Kaisers. Darmstadt, G. Ottos Hofbuchdruckerei. Progr. Nr. 763, 1905. 15 S.

Rudolf Lehmann, Deutsches Lesebuch, 6. Teil (Obersekunda), 2. Halbband: Prosa. Leipzig, G. Freytag, 1906. 186 S.

Cordelia, Der Berg der Wunder und andere Märchen. Aus dem Italienischen übersetzt von G. Schürmann. Leipzig, Dürr, 1905. 94 S.

Mensing, Deutsche Grammatik. 3. Aufl. Dresden, L. Ehlermann, 1905. 75 S.

Max Beheim-Schwarzbach, Deutsche Volksreime. 2. Aufl. Posen, Joseph Jolowicz, 1904. 42 S.

Dr. F. Nowack, Deutsches Lesebuch für sächsische Gymnasien. Obertertia, 281 S. — Untersekunda, 290 S. Leipzig, Dürr, 1906.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 31 I.

Wege und Ziele der neuern deutschen Dichtung.

Von Dr. **Edmund Bassenge** in Dresden.

Wenn der Franzose recht hat mit dem Ausspruch „Le style c'est l'homme", so ist es vielleicht nicht zu kühn, diesen Satz psychologisch zu erweitern zu dem anderen: „Die Literatur ist das Volk." Und in der Tat läßt das ältere wie das neuere Schrifttum der führenden wie der kleineren europäischen Völker und besonders die sogenannte klassische Periode ihres geistigen Schaffens die Charaktere der einzelnen Volksindividualitäten mit wunderbarer Deutlichkeit erkennen. Wir brauchen, um uns dessen bewußt zu werden, nur an den Unterschied zwischen Molière und Lessing oder, um auch ältere Zeiten und andere Zweige der Dichtung zu erwähnen, an den zwischen den Romanzen vom Cid und dem Nibelungenliede, zwischen den Trouvères und Walter von der Vogelweide zu denken. Es müßte demnach äußerst reizvoll und, wenn auch schwierig, doch möglich sein, eine Psychologie der Völker auf Grund ihrer Literatur zu schreiben, und kleinere Teilstücke dieser Aufgabe haben auch schon ihre Meister gefunden.

Auch den Charakter des deutschen Volkes aus seiner Literatur zu spiegeln ist schon oft mit Glück unternommen worden. Aber so wenig der Charakter eines Menschen während seines ganzen Lebens unverändert bleibt — denn auch der Mensch ist wie alles in beständiger Entwickelung, und bei wem sie zu Ende ist, der ist tot —, so wenig bleibt der Charakter eines Volkes, zumal eines jungen wie des deutschen, wandellos gleich; und das Interesse an der Fortbildung unseres Volkscharakters rechtfertigt das Bedürfnis, diesen Lebensvorgang in der neuern deutschen Dichtung wie in einem Spiegel zu erkennen.

So leicht freilich wie der Blick in einen Spiegel dürfte die Befriedigung dieses Bedürfnisses nicht sein, denn die Einflüsse, die auf unser modernes Leben und damit auf unsere Literatur wirken, sind sehr zahlreich: nicht nur eilen in unserer Zeit aus den Quellen der Heimatwelt viel mehr Bäche und Flüsse dem Strome der Dichtung zu als ehedem, es rinnt auch eine Menge Gewässer verschiedenster Art aus näheren und ferneren Bergen teils leise rieselnd, teils tosend und wirbelnd in ihn hinein, so daß dem unkundigen Schiffer das Steuer entgleitet, sein Fahrzeug willenlos auf und nieder schaukelt und manchem in dem Chaos unseres zeitgenössischen Schrifttums der völlige Schiffbruch droht.

Das deutsche Schrifttum am Ende des 19. Jahrhunderts zeigt einen merkwürdigen Gegensatz gegen das am Anfange desselben Jahrhunderts: in der Zeit der Romantik gingen von Deutschland die stärksten Wirkungen auf alle anderen Länder Europas aus, ja in manchen von diesen entstand überhaupt erst infolge dieser deutschen Einflüsse eine heimische Literatur; am Ende des 19. Jahrhunderts, nachdem das deutsche Volk sich die nationale Einheit erkämpft hat, üben die fremden Völker die stärksten Wirkungen auf die deutsche Literatur aus in dem Grade, daß man nach dem eigentlich nationalen Charakter des deutschen Schrifttums vergeblich forscht. Insbesondere Frankreich, Rußland und Skandinavien sind in unserem Geistesschaffen so bedeutende Mächte geworden, daß der Zweifel berechtigt ist, ob wir noch die geistig führende Nation, ja ob wir überhaupt noch eine ausgeprägte Volksindividualität sind. Demgegenüber forderten schon zu Anfang der 80er Jahre die Brüder Hart eine echt nationale Dichtung, ein Schaffen aus der germanischen Volksseele heraus, ein Wiederanknüpfen an den jungen Goethe, mehr Tiefe, Glut und Größe. Und Otto v. Leixner rief nach einer Poesie, „die sich dem Volksgeiste verbündet, eintritt für die reinste Sittlichkeit und wurzelt im geistig freien Glauben an das Höhere".

Haben wir nun eine solche Dichtung? — Es würde eine grobe und verhängnisvolle Selbsttäuschung verraten, wollte man auf diese Frage mit einem raschen Ja antworten.

Sollen wir aber wieder eine wirklich edle und eine wahrhaft deutsche Dichtung bekommen, dann bedarf es anderer Ziele und anderer Wege als die sind, die die neuere deutsche Dichtung beherrschen.

Das Ziel der gegenwärtigen deutschen Dichtung dürfte man vielleicht, ohne sich eines allzu großen Fehlers schuldig zu machen, so ausdrücken: es gilt ihr, das Wesen des Menschen und seines Daseins zu erkennen und zu verstehen. Hat sie sich auch nicht gerade der Magie ergeben, so möchte sie doch wie Faust von sich sagen:

Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimnis würde kund,
Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß,
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen
Und tu' nicht mehr in Worten kramen.

Es sind psychologische und kosmologische Themata, die unsere Literatur mit Vorliebe behandelt, und sie stellt sich ihre Aufgaben am liebsten in der Form von Fragen, die je nach ihrer Tiefe einen mehr oder weniger wissenschaftlichen oder philosophischen Charakter haben. Erkennen, was

ist, verstehen, warum es ist, warum es so und nicht anders ist, das ist mehr und mehr der Drang geworden, der die Brust der Muse unserer Zeit erfüllt und der ihr immer aufs neue den Griffel in die Hand und Furchen auf die Stirn drückt. Indes diese spekulative Sehnsucht ist vielmehr der Beruf der Wissenschaft, ihr geziemt es, um das Erkennen und Verstehen unablässig zu ringen „mit heißem Bemüh'n"; sie hat die nötigen Mittel dazu. Bleibt aber schon der weisen Schwester Klio oft der Erfolg versagt, um wieviel öfter werden Euterpe und Melpomene klagen müssen:

Und sehe, daß wir nichts wissen können —
Das will mir schier das Herz verbrennen.

Das Ziel selbst wird gewiß niemand der Dichtung verwehren wollen, der es redlich mit ihr meint; ist es doch vielmehr ihre höchste Bestimmung, den Menschen sich selbst und die Welt verstehen zu lehren. Zweierlei aber ist es, was man als unkünstlerisch ablehnen muß: einmal das Übergreifen in die Gebiete der Wissenschaft, wobei nur beide Mächte, die Wissenschaft und die Poesie, Schaden leiden, wie wenn z. B. Ibsen in den „Gespenstern" die erbliche Gehirnerweichung darstellen will, die Irrenärzte aber die Richtigkeit der vorgeführten Krankheitserscheinungen leugnen; sei es die Aufgabe, die sie sich gestellt hat, oder sei es die Methode, die sie zu deren Lösung anwendet, keine von beiden darf der Wissenschaft entlehnt sein, wenn anders die Dichtung ihren Charakter und ihren Wert als Kunst behalten will. Das andere, was als unkünstlerisch abgelehnt werden muß, ist die tendenziöse Verfolgung und Hervorkehrung des an sich richtigen Zieles, die bewußte Absicht, mit der dessen Erreichung erstrebt wird und die überall als Grundton mitklingt. Wem irgendeine Tendenz, und wär's auch eine gute, die Feder führt, der hat des echten Künstlers Namen schon verscherzt. Das Tendenziöse aber ist es vor allem, was den ausländischen Einschlag im Gewebe der neueren deutschen Dichtung bildet; denn wenngleich es unserer Literatur auch in früheren Zeiten nicht völlig fremd war, in stärkerem Maße begegnet es uns erst im 19. Jahrhundert, und zur Herrschaft kommt es erst mit dem Überwiegen fremder Einflüsse im letzten Viertel dieses Jahrhunderts. Ihren Ursprung hat diese Erscheinung in der allenthalben verbreiteten Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, wodurch die moderne Dichtung den Charakter der Anklageliteratur erhielt. Ibsen hatte dafür den Ton angegeben: da saß die ganze Gesellschaft der Gegenwart beständig auf der Anklagebank, und bis in die jüngsten Werke unserer Literatur hat sich das fortgesetzt; wenigstens einzelne Teile der Gesellschaft erscheinen auf der Anklagebank und müssen, ohne selbst recht zu Worte zu kommen, mit Fingern auf sich weisen und den

Stab über sich brechen lassen: man braucht nur an „Zapfenstreich“ oder „Traumulus“ zu denken.

Was unserer Dichtung diesen Anklagecharakter gab, war vor allem die Fülle von Ansteckungsstoffen, die wir bei uns einführen halfen, als wir dem Ausland bereitwillig unsere Tore öffneten: Atheismus, Vererbungstheorie, Milieutechnik, geschlechtliche Frivolität, krankhafter Nervenkitzel, weibische Empfindsamkeit, Sozialismus, Übermenschentum — das waren die Elemente, die sich in der Literatur der letzten Jahrzehnte zu einem gärenden, ebenso ungesunden als undeutschen Gemisch verbanden. Und der sogenannte Naturalismus, der führende Ismus der 80er Jahre, hatte von allen etwas in sich, was aber aus diesem pikanten Gemenge nicht hervorgehen wollte, das war eine christliche Weltanschauung und eine deutsche Kunst. Daß der Naturalismus keine Kunsttheorie ist, ist heute eine Gassenweisheit; vor zwanzig Jahren durfte man diese Überzeugung nur in seinen Privatsalons äußern. Und unbestreitbar sind die Verdienste des Naturalismus: er hat den Blick für das Wirkliche bedeutend geschärft, den Stoffkreis der Dichtung wesentlich erweitert, die Empfindungswelt bereichert und vertieft. Vorzügliches wird geleistet zur tieferen Erkenntnis des Menschen und seines Daseins sowohl in der Lyrik als im Roman und im Drama. Doch auch diese Verdienste vermögen nichts daran zu ändern, daß er im Grunde eine Verirrung war, in deren Überwindung wenigstens in der Lyrik der wesentlichste Fortschritt der Gegenwart liegt. Die Lyrik ist es auch, die sich am frühesten dem Einfluß des Auslandes entzogen hat, während dort wie hier der Roman und mehr noch das Drama viel zu hoffen übrig lassen.

Aber der Naturalismus ist keineswegs allein dafür verantwortlich, daß die deutsche Dichtung nicht das ist, was sie nach den Wünschen der Besten und gemäß ihrer eigenen Bestimmung sein soll. Das liegt ebensosehr an dem Ziele, das die gegenwärtige Literatur verfolgt, und zwar, wie gesagt, mit bewußter Absicht verfolgt, wie auch an den Wegen, die sie nach diesem Ziele hin einschlägt.

Von diesen Wegen treten zwei mit besonderer Deutlichkeit hervor; beide sind ihrem Wesen nach weder deutsch noch gesund, herrschen aber in der neueren deutschen Dichtung mächtig vor.

Das eine ist die Problemgrübelei, wobei das Eheproblem die erste Rolle spielt. Auch das haben wir von Fremden gelernt, zuerst von den Franzosen und dann von dem viel gediegeneren und ernsteren Ibsen, bei dem das Thema der rechten Ehe für viele seiner Werke von geradezu grundlegender Bedeutung ist, in anderen wenigstens vernehmbar mitklingt. Auch der Russe Tolstoi ist ein solcher Problemgrübler und

hat in dieser Richtung stark auf unser neueres Schrifttum gewirkt. Ein Problem ist, wie Bulthaupt treffend sagt, „eine der Lösung harrende Frage oder Aufgabe, im Drama natürlich eine psychologische und dramatische Aufgabe". Nur verstehe man recht: die Kunst hat es natürlich nur mit künstlerischen Problemen zu tun, d. h. mit der Frage, wie dies oder das kunstmäßig, d. h. mit den Mitteln der Kunst darzustellen sei; das ist die der Lösung durch den Künstler harrende Frage, diese Lösung des Künstlers Aufgabe, und hat der Künstler die künstlerische Darstellung seines Stoffes vollbracht oder auch nur im Geiste gefunden, dann ist sein Problem gelöst. Der Kunst die Behandlung von Problemen verwehren, hieße ihr das Dasein verwehren; aber ihre Probleme sind nur die Fragen nach den künstlerischen Mitteln, welche die Darstellung des Stoffes als Kunstwerk erfordert oder welche doch dieser Darstellung am besten dienen. Sobald sich aber die Probleme auf den Stoff selbst beziehen, sobald die Fragen dem dargestellten Ideengehalt entnommen werden, haben sie mit der Kunst nichts mehr zu tun. Die Frage, wie das Leben eines Mannes und einer Frau, die einander ohne wahre Liebe geheiratet haben, als Kunstwerk unserer ästhetischen Anschauung darzubieten sei, ist ein Problem der Kunst; die Frage aber, was zwei solche Menschen tun sollen, oder die Frage, wie es gekommen, daß sie trotz des Mangels wahrer Liebe Gatten geworden, oder die Frage, welches die rechte Ehe sei — diese und ähnliche Fragen sind keine Probleme der Kunst, sondern der Ethik, der Psychologie, der Soziologie und anderer Gebiete menschlichen Forschens. Die Stoffprobleme sind Sache der Wissenschaft, der Philosophie, vielleicht der Religion, zum großen Teile auch des praktischen Lebens — aber nicht der Kunst; diese hat es nur mit Formproblemen zu tun. Der Künstler, der Stoffprobleme behandelt, gerät entweder ins Dozieren und wird Didaktiker, oder ins Moralisieren und wird Sittenprediger, der Künstler aber in ihm leidet auf beide Weisen Schaden; oder endlich, er weiß selbst nichts zu lehren oder zu predigen und dann entläßt er uns ohne Lösung des Problems und schickt uns, das Herz voll Rätsel und Zweifel, nach Hause. So schreibt Ibsen an einen Freund: „Verlange nicht, daß ich das Rätsel klären soll; am liebsten frage ich; nicht mein Beruf ist es, zu antworten." Mit dem letzten Satze hat er ohne Zweifel recht, nur hätte er erkennen sollen, daß es ebensowenig sein Beruf als Dichter ist, zu fragen und Rätsel aufzugeben. Um unsere Seele, der das Leben schon Nüsse genug zu knacken gibt, noch mit einigen bangen Zweifeln und dunkeln Rätseln mehr zu belasten, wahrlich, dazu betreten wir nicht den Tempel der Kunst! [1])

1) Denn diese soll wie Ibsens Rebekka West zu Johannes Rosmer zu uns sprechen: „Lebe, wirke, handle! Sitze nicht hier und grüble und brüte über unlösliche Rätsel."

Und diese Problemgrübelei verengt dem mit gesunden Augen begabten Menschen nur den Gesichtskreis, so daß er sich aus der freien Weite der herrlichen Gotteswelt in ein enges Tal eingeschlossen sieht, von dessen Wänden ihn lauter Sphinxgesichter fragend anstarren. Hier ist ihm nur eine einseitige Betrachtung des Lebens möglich, hier sieht er mit den Augen des Dichters, der ihn in diese Enge gedrängt hat, nur die Nachtseiten des Lebens, und mit dem Dichter gerät er in die Tiberiusanschauung:

> Da ist kein Ding so hoch und bar der Rüge,
> Der Wurm sitzt drin . . .
> Lieb', Ehre, Tugend — alles Schein und Lüge!

Jede einseitige Darstellung der Welt wird aber, indem sie die Miene des Gesamtbilds annimmt, zur offenkundigen Fälschung. Mit Recht behandelte daher Arthur Moeller-Bruck vor kurzem im „Kunstwart" moderne Literatur und modernes Leben als einen Gegensatz und sagte: „Heut ist der Dichtertyp so oft Patiententyp, und das künstlerische Schaffen ist dann keine Entladung mehr, sondern nur ein Abstoßen von schmerzenden Fremdkörpern. Der Menschentyp dagegen ist heute Arbeitstyp, und der Antrieb, aus dem die Arbeit sich folgert, heißt Kulturehrgeiz."

Niemand wird verkennen oder leugnen wollen, daß an den Menschen und Zuständen der Gegenwart vieles, sehr vieles morsch und faul ist, wer aber meint das durch eine einseitige Betonung dieser Krankheitserscheinungen zu heilen, der befindet sich in einem schweren Irrtum. Diese Methode nimmt vielmehr die Kraft zur Besserung, denn diese Kraft fließt einzig und allein aus freudiger Zuversicht und dem festen Glauben an das Gute in der Welt! Der Trübsinn aber, der die notwendige Folge der ungesunden Problemgrübelei ist, wird weder die Menschen noch die Kunst vorwärts bringen.

Auch der zweite Weg, auf dem wir die neuere deutsche Dichtung ihrem Ziele zustreben sehen, ist gleichermaßen undeutsch und ungesund; das ist die aus Frankreich bei uns eingeführte und gleich den Kleidern, die von dort kommen, zur herrschenden Mode bei dem zur Nachahmung geneigten Deutschen gewordene Milieutheorie. Wer möchte den hohen Wert verkennen, welcher der in unserem heutigen Schrifttum üblichen Schilderung der tausend kleinen, oft scheinbar nebensächlichen Dinge, Umstände und Verhältnisse innewohnt, die öfter als man meint nicht nur einen stimmungsvollen Ausputz bilden, sondern einen stillen, vielfach kaum gefühlten, aber darum nicht weniger bedeutenden mitwirkenden Einfluß auf der Menschen Tun und Schicksal haben? Wer dürfte den beträchtlichen Gewinn an Lebenstreue verneinen, der aus der Einbeziehung alles dessen in den Stoffkreis der Dichtung hervorgegangen ist, was wir mit dem nicht gut verdeutsch-

baren Fremdausdruck Milieu bezeichnen! Es ist jedoch nicht bei dieser dankbar zu begrüßenden Bereicherung der künstlerischen Mittel geblieben, sondern es ist darauf alsbald eine Theorie aufgebaut worden, die nichts Geringeres bedeutet als die völlige Leugnung der menschlichen Willensfreiheit und die damit der Kunst ihren wichtigsten Gegenstand, den Menschen, gleichsam entzieht; denn ist der Mensch nichts weiter als das notwendige Produkt der Verhältnisse, dann lohnt es sich wahrlich nicht, ihm noch ein selbständiges künstlerisches Interesse zuzuwenden. Diese Theorie ist zunächst undeutsch, und sehr richtig betont Karl Weitbrecht („Das deutsche Drama" S. 161 f.) gerade bei ihrer Besprechung den grundlegenden Unterschied zwischen romanischer und germanischer Weltanschauung: „Der Romane sieht die Konflikte mehr in der Gegeneinanderbewegung der Verhältnisse jeglicher Art, im Aufeinandertreffen der gegebenen äußeren Lebensbedingungen, von denen der Mensch mitsamt seinem Wollen hin- und hergeschoben wird — mehr die dem Menschen von außen kommenden Konflikte als die, welche aus seiner eigenen Brust steigen ... Dem germanischen Geiste dagegen entsprach von jeher, seiner ganzen natürlichen Anlage nach, das Aufsichselbststehen des einzelnen und seines Willens, der Trotz des persönlichen Charakters gegen jeden anderen Willen, auch gegen die Schicksalsmächte, .. das Herauswachsen der Lebenskonflikte aus der Innerlichkeit, aus dem persönlichen Lebenswillen der Seele." Und wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die Verhältnisse oft einen mächtigen Zwang auf den Menschen ausüben, so ist doch ebensowenig zu leugnen, daß an der Schaffung dieser zwingenden Verhältnisse den weitaus größten Anteil doch eben wieder die Menschen haben, und oft muß der Mensch, wenn er klug und ehrlich genug dazu ist, sagen:

> Eine Mauer
> Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
> Die mir die Umkehr türmend hemmt.

Auch ein Wort Buttlers spricht die Wahrheit aus, daß die Notwendigkeit, die des Menschen Freiheit einengt oder aufhebt, nicht irgendwelchen fremden Mächten zuzuschreiben, sondern meistens durch ihn selbst herbeigeführt ist:

> Es denkt der Mensch die freie Tat zu tun,
> Umsonst! Er ist das Spielwerk nur der blinden
> Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm schnell
> Die furchtbare Notwendigkeit erschafft.

Daß damit das große Problem von Freiheit und Notwendigkeit nicht gelöst ist, braucht kaum gesagt zu werden; das ist ja aber, wie vorhin betont, auch gar nicht Aufgabe der Dichtung. Hier genügt es festzustellen,

daß die einer fremden Volksindividualität entstammende Milieutheorie die neuere deutsche Dichtung mit einer undeutschen, ja ungermanischen Weltanschauung belastet hat, von der wir uns wieder freimachen müssen, wenn wir den Weg zu einer nationalen, im deutschen Volksgeist wurzelnden Dichtung finden wollen.

Diese Theorie ist aber auch ungesund; denn erstens wirkt sie sittlich schädigend, indem sie den Menschen des Gefühls der Verantwortlichkeit für sein Tun und Lassen, das die Grundlage aller Sittlichkeit ist, enthebt: ist der Mensch nichts weiter als das notwendige Produkt der Verhältnisse, wem darf dann noch aus dem geringsten wie aus dem größten Vergehen ein Vorwurf gemacht werden, mit welchem Rechte gibt es dann noch Gerichte, Prozesse, Verurteilungen und Strafen? Gibt es aber keine Verantwortlichkeit, weshalb sollte sich da der Mensch durch Selbstzucht auch nur die geringsten Schranken auflegen im rücksichtslosesten Ausleben seiner natürlichen Triebe? — Zweitens ist diese Theorie ungesund, weil sie dem Menschen die Hoffnung raubt, jenes Sieg verheißende Banner, von dem der Sterbliche einem Naturgesetze gemäß nicht lassen mag sein Leben lang und das er noch am Grabe aufpflanzt; denn hängt sein Handeln nicht von seinem Willen ab, wer möchte dann selbst bei dem edelsten Streben noch hoffen, jemals den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen und aus eigener Kraft ein Großes zu gebären? — Und drittens ist diese Theorie ungesund, weil sie uns verweichlicht; denn haben wir kein Recht, auf unsere Willenskraft zu vertrauen, dann heißt es nicht

Wer nichts waget, der darf nichts hoffen,

sondern

Wer nichts hoffet, der darf nichts wagen.

Und wozu auch? Wenn wir doch nur Sklaven der Verhältnisse sind, wer möchte dann noch wirken und streben und Kraft erwerben und regen ohn' Ende die fleißigen Hände? — Diesen dreifachen Schaden hat die Milieutheorie in unserer neueren Dichtung angerichtet: ein Geist der Unsittlichkeit, der Hoffnungslosigkeit, der Weichlichkeit schleicht durch breite Gebiete unserer literarischen Flur und läßt die gesunden Keime sterben im eisigen Hauche einer kalten, unfrohen Weltanschauung.

Ein Teil dieser Theorie ist die Lehre von der Vererbung. Daß sich körperliche und geistige Anlagen unter den Menschen auf Kinder und Kindeskinder vererben wie in der ganzen übrigen organischen Natur, ist wahrlich keine neue Weisheit, das haben die Menschen vor Jahrhunderten so gut beobachtet wie wir heutigen; nur eine Frage blieb dabei noch ungelöst und ist es auch heute noch: das Wie? Wir haben diese rein wissenschaftliche Frage hier, wo wir von Kunst reden, ganz außer Betracht zu

lassen. Der Tatsache der Vererbung aber hat sich die moderne Literatur wieder in einseitiger Weise bemächtigt, indem sie fast ausschließlich bemüht ist, sie im übeln Sinne anzuwenden; die modernen Dichter stellen die Vererbung „weit mehr an körperlichen als an geistigen Eigenschaften und auch dann fast immer an Schäden und Mängeln" dar. Immer wieder werden uns Rückenmarksleiden, Gehirnerweichung, Lungenschwindsucht, Trunksucht usw. als ererbte Übel vorgeführt, „Zola hat uns eine lange Kette trauriger Vererbungen nachgewiesen, und allerorten im neueren Drama und Roman spukt die fälschlich sogenannte Darwinsche Theorie und sucht der Väter Sünden heim an den verkrüppelten Leibern und Seelen der Kinder ... Daß sich auch einmal etwas Gutes vererbt und daß die Erziehung die angeborenen Gaben zu veredeln vermag — davon hört man fast nie". (Bulthaupt, Dramaturgie d. Sch. IV, 114.) Eine Dichtung aber, die nur jenes und zwar mit geflissentlichem Nachdruck darstellt und dieses verschweigt, fälscht das Bild der Welt, in der die Rosen genau so viel Realität haben, als die Dornen und die Nachtigallen genau so wirklich singen als die Eulen schreien.

Leider wandelt die Mehrheit unter den Werken der neueren deutschen Dichtung auf den Wegen der Problemgrübelei und der Milieutheorie und strebt auf ihnen mit bewußter Absicht dem Ziele zu, das Wesen des Menschen und seines Daseins zu erkennen und verstehen.

Doch gibt es eine immerhin beträchtliche Unterströmung, die auf anderen Wegen ohne bewußte Absicht zu einem anderen Ziele kommt, von dem zu wünschen ist, daß es das Ziel der künftigen deutschen Dichtung sein und bleiben möchte. Dieses Ziel ist die überall, in allen ihren Zweigen zu spürende Wirkung jeder echten Kunst: die, daß sie den göttlichen Funken in der Seele des natürlichen Menschen weckt und zur leuchtenden und wärmenden Flamme emporbläst. Wahrhafte Poesie regt nicht nur Alltagsgefühle und flüchtige Stimmungen in uns auf, sie dringt in unsere innersten Lebenstiefen und nimmt unsere besten Kräfte in Anspruch, unser ganzes Gemüt, unsere Urteilskraft, unseren sittlichen Willen, kurz unsere gesamte Weltanschauung; sie weckt in uns erhöhte Kräfte, fördert, weitet, höht etwas in uns, hebt uns über uns selbst hinaus, gibt uns ein gesteigertes Daseinsgefühl, einen neuen Lebensmut; ja, solche Poesie geht in die Weite und Breite des ganzen Lebens einer Nation, weckt vorwärtstreibende Kräfte in der Volksseele und schafft geistige und sittliche Werte für viele Tausende. (Weitbrecht, Schiller und die deutsche Gegenwart, S. 23 f.) Wer je ein Werk echter Poesie mit reinem Herzen in sich aufgenommen, dem ist das nicht in fremden Zungen geredet, der hat diese Wirkung in seiner eigenen Seele geheimnisvoller Tiefe klar empfunden und weiß, was er solch einem

Werke verdankt, weiß, daß von den Gedanken und Gefühlen, die es füllen, das Beste, was er in der eigenen Brust trägt, lebt. Was ist es denn, das den Werken unserer Klassiker ihren Wert und ihre Geltung verschafft hat und bewahren wird für alle Zeiten? Dies, daß sie höhere Kräfte in uns wachrufen, uns neue Lebenswerte schaffen, uns lösen aus den lastenden Fesseln des Gemeinen, des Ewiggestrigen und mit der wunderbaren Macht einer edeln Persönlichkeit uns heben zu höheren Sphären, wo wir die Welt und uns in reinerem Lichte sehen. „Nur spät" — schreibt Gottfried Körner 1785, also als 29 jähriger Mann an Schiller — „entstand bei mir der Gedanke, daß Kunst nichts anderes ist als das Mittel, wodurch eine Seele besserer Art sich anderen versinnlicht, sie zu sich emporhebt, den Keim des Großen und Guten in ihnen weckt, kurz alles veredelt, was sich ihr nähert." Niemand nenne das den Zweck der Kunst, denn damit würde eine bewußte Absicht, also etwas Tendenziöses in sie hineingetragen, das ihr, wie schon gesagt, völlig fremd ist; ist es der Blume Zweck zu blühen, des Windes Zweck zu wehen, der Sonne Zweck, Licht und Wärme auszustrahlen? Ein Tor, wer das meinte! Aber so gewiß es der Blume eigentliches Wesen und gottgewollter Beruf ist, daß sie blüht, und des Windes Wesen, daß er weht, und der Sonne Wesen, daß sie leuchtet und wärmt, so gewiß ist es das Wesen und der gottgewollte Beruf der Kunst, daß sie die Menschen veredelt. Eine Dichtung, die das bewußt erstrebt, ist kein Werk echter Kunst, aber eine, die das nicht wirkt, ist auch keins.

Wie aber kann die Dichtung dieses ihr Wesen dartun, ihre Bestimmung erfüllen? Vermag sie das auf dem Wege der Problemgrübelei und der Milieutheorie? — Wir haben gesehen, wohin diese führen. Nein, das andere Ziel bedingt auch andere Wege, deutsche Wege, gesunde Wege!

> Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
> Mein Volk, der Ideale Bilder stürze nicht!
> Stehn ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
> In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!
> Und weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
> So halt' es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrahls!

So mahnt Robert Hamerling die Deutschen und weist damit den einen Weg zum Ziele der deutschen Kunst: Pflege der Ideale. Die eigentlich modernen Dichter freilich schütteln dazu nur den Kopf, denken sofort an den längst überwundenen Schiller — denn die Zusammengehörigkeit dieser beiden Begriffe Ideale und Schiller haben auch die Modernsten nicht zu leugnen gewagt — und meinen, wenn von Idealen gesprochen wird, es sei von phantastischen Luftschlössern die Rede, von einer Art Reise nach dem Monde; Weihnachtsmärchen für Kinder — das scheint ihnen der

rechte literarische Platz dafür. Der echte deutsche Künstler aber schätzt in den Idealen sein Lebensbrot, und das muß auch das ganze Schrifttum unseres Volkes wieder lernen, wenn wir wieder eine echte deutsche Dichtung bekommen sollen. Wie das zu machen? „Wir müssen“, sagt Fritz Lienhard, „wieder zu den Tiefen des Gemüts, zu der Reinheit des Empfindens und Wollens zurückkehren ... wir müssen brechen mit der kunst- und glaubensmörderischen Verdrossenheit, in der alle sittliche und künstlerische Hoheit zugrunde ging ...“ („Wasgaufahrten“, S. 104.) Tun wir das, dann kann uns eine wahrhaft deutsche Dichtung beschieden sein, denn alle echte Deutschheit steigt aus den Tiefen des Gemüts; so schaffend wird der Dichter rechte Vaterlandsliebe beweisen, denn „das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist“ — um mit Goethe zu reden — „das Gute, Edle und Schöne“. (Eckermann, Gespräche mit Goethe, hgg. von Öhquist, S. 16 f.) Dieses zu schildern, muß wieder die Hauptaufgabe der Dichtung werden; nicht das Häßliche und Kranke, sondern das Schöne und Gesunde muß ihr Hauptinhalt und ihr Lebenselement sein; nicht die Anschauung, daß das Dichten und Trachten des Menschenherzens böse sei von Jugend auf, sondern die Überzeugung, daß das Gute der Urzustand der Seele ist, das Vaterland nicht nur der poetischen, sondern aller seelischen Kräfte, muß der Grundakkord des dichterischen, d. h. die Welt nachbildenden Schaffens sein. Die Poesie ist nach Herders herrlichem Worte die Sprache der Menschheit in ihrer Kindheit, die Muttersprache des Menschengeschlechts. Ist nun wirklich, wie Goethe sagt, das Vaterland der poetischen Kräfte das Gute, Edle und Schöne, so ist eben dies auch die wahre Heimat der menschlichen Seele und, aus ihr sich nicht verjagen zu lassen, die oberste Aufgabe ihres irdischen Daseins und Wirkens. Und von vielen wird diese Aufgabe auch allen Unzulänglichkeiten und Widrigkeiten des Zeitlichen zum Trotze völlig erfüllt und die Festung unseres himmlischen Besitztums gegen alle Angriffe des Fürsten dieser Welt siegreich behauptet. Ja, es gibt viel Häßliches und Krankes in der Welt, aber das Schöne und Gesunde ist darum nicht minder wirklich und hat deshalb denselben, da es aber das Normale und Edlere ist, noch höheren Anspruch darauf, von der Dichtung widergespiegelt zu werden, wenn anders diese vor dem Vorwurf der Einseitigkeit und also der Fälschung des Weltbildes bewahrt bleiben will. Zu dem vollen Weltbild gehört beides, das Schöne wie das Häßliche, das Gesunde wie das Kranke, und erst aus ihrer Verbindung zur höheren Einheit entsteht das dritte Reich der göttlichen Harmonie. Als solche freilich die gesamte Welt zu erkennen, dazu muß man helle, sehkräftige Augen haben. Haben die die Schöpfer unserer neueren Dichtung? Eine schöne Sage erzählt uns

Lienhard vom Wasgenwalde: „Ein Brunnen rauscht am vorderen Hange des Odilienberges. Der entsprang einst, als Odilia an den Felsen schlug, bittend, er möge Wasser spenden für einen verschmachtenden Greis. Dieser Brunnen ist dann ein Wunderbrunnen geworden. Wer sich darin die leidenden Augen wäscht, der genest zu wunderbarer Sehkraft. Vor dem liegt die Welt wie ein Maiengarten und die Seele des Menschen wie ein geöffneter Blumenkelch. Die letzten Horizonte sieht er und erkennt staunend, daß die Schöpfung eine gewaltige Harmonie ist, durchstrahlt von unerschöpflichem Lichte, das ausfließt von Gott. Und heiter geht der Beglückte durchs Leben; Waldlüfte des heiligen Berges sind fortan seine starken und treuen Begleiter.

Wir wollen uns die Augen waschen in diesem Brunnen. Wir werden tief hineinschauen in das Wesen der Geschichte und in unser eigen Wesen. Höhenlüfte werden unsere Schutzengel sein; und wie glückliche Kinder, frisch und tatenfroh, werden wir durch den Dunst der Ebene gehen." (Wasgaufahrten, S. 142 f.)

Ja, wenn der Dichter die Welt begreift als eine gewaltige Harmonie, durchstrahlt vom göttlichen Lichte, dann, aber auch nur dann wird er Freude haben an der Welt. Dann aber werden auch seine Werke nichts anderes sein als die Kanäle, durch die sich diese Freude an dem Werke der Schöpfung auf sein Volk ergießt und es dahingehen läßt frisch und tatenfroh durch den Dunst der Ebene. Und nicht dunkle Rätsel werden dann dem Bekümmerten überall aus einengenden Felswänden im finsteren Tale entgegenstarren, die ihm das Herz beschweren, den Atem benehmen und die Sehnen erschlaffen, sondern Wunder der Schöpfung und der Vorsehung wird der Beglückte schauen und verehren das göttliche Walten, fröhlich wandernd über Berg und Tal und kraftvoll schaffend, genährt von reiner Höhenluft.

Ist das nun der Charakter unserer heutigen Literatur? Ach, über die möchte man wohl sagen, was der prächtige Heim Heiderieter in Frenssens „Drei Getreuen" von seinem Werke sagt: „Man müßte etwas anderes schreiben als das da! Ganz was anderes . . . Man müßte etwas schreiben, das müßte stark sein und so recht fröhlich und gesund. Wenn man es gelesen hätte, müßte man aufatmen als im Westwind: ‚Das war frisch und schön!' Es müßt' einem sein, als käme man aus einem Dom . . . und man hätte da nicht schwächliche, frömmelnde Menschen gesehen mit weichen, losen Händen und demütigen Augen, sondern den Siegfried mit der hohen Gestalt, dem mächtigen Gang und den reinen Augen und Frau Kriemhild an seiner Seite. Gegen Gott demütig! Das bleibt richtig, solange die Welt steht. Aber gegen Menschen stolz, das heißt: rein und frei." („Die drei Getreuen", S. 175.)

Und in diesem letzten Worte liegt der andere Weg, auf dem das künftige Ziel der deutschen Dichtung zu erreichen ist: er heißt Freiheit. Das vieldeutige und viel mißbrauchte Wort wird hier nur in einem ganz bestimmten Sinne gebraucht, es soll hier im Gegensatze zu den aus der Milieutheorie abgeleiteten Folgerungen nur die Fähigkeit des Menschen zu einer eigenen Willensentschließung bezeichnen. Nein, der Mensch ist nicht bloß ein willenloser Sklave der Notwendigkeit, sondern er „ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren", und des Gewissens Stimme, die untrügliche, bezeugt es, daß wir verantwortlich sind vor einem höheren Richterstuhle für unser Tun und Lassen, ja für jegliches Wort, das wir geredet. Für das große Problem von Freiheit und Notwendigkeit hat der tiefe Denker Ibsen eine eigenartige und anziehende Lösung gefunden, die wir aus seinem philosophischen Drama „Kaiser und Galiläer" erkennen. „Es ist die Annahme eines geheimnisvollen Weltwillens" — göttliche Vorsehung nennt ihn der Christ —, „der sich sein Werkzeug zu bestimmtem Zweck erkiest. Es tritt ins Leben mit einer Aufgabe belastet, wie es derselben nachkommt, das steht bei ihm, doch wie immer es sich gebärdet, das Ergebnis bleibt stets das gleiche, voraus festgestellte ... So entbehrt der Mensch nicht der Freiheit und ist zugleich bloß ein Vollstrecker des Planes höherer Gewalten, nicht ihr machtloses Spielzeug, aber dennoch nur der Diener fremden Willens. Er kann seine Aufgabe freudig fördern oder ihr unwillig trotzen, vollbringen muß er sie, ob positiv für sie eintretend oder negativ im Bestreben ihr entgegenzuwirken." (Reich, Ibsens Dramen, S. 149.)

Es ist sehr lehrreich, daß selbst dieser von der Macht der Verhältnisse so tief durchdrungene, gewaltige Denker doch an der Überzeugung festhält, daß dem Menschen eine völlig freie Entschließung darüber zusteht, wie er sich zu der ihm auferlegten Aufgabe stellen will. Man mag der Anschauung Ibsens beitreten oder nicht, anerkennen muß man, daß auch durch ihn die menschliche Willensfreiheit gewahrt wird. Das ist freilich für den dramatischen Dichter unumgängliche Bedingung. Denn das vor allem hat uns das Drama zu zeigen, daß des Menschen Wollen, Handeln und Geschick eine lückenlose Kette von Ursache und Folge bilden, und tragisch ist allein der Held, der sich sein Los aus eigener Wahl erschafft.

Eine Dichtung, die uns die Freiheit und die Kraft des menschlichen Willens zeigt, ist deutsch und gesund. Deutsch ist sie, denn zu den Empfindungen, die unseres Volkes Brust am tiefsten und stärksten bewegen, hat von jeher das bewußte Gefühl der eigenen Kraft und die Lust daran gehört, und der tatenfrohe Siegfried wie der erztrotzige Hagen sind eben darum beide echt deutsche Gestalten, und unser Schrifttum zeigte vor der

Einführung der romanischen Milieutheorie den Menschen als den Herrn der Dinge, den Wirker und Schaffer der Verhältnisse, nicht als ihren Spielball und Knecht. „Den Menschen macht sein Wille groß und klein“, das ist in gewissem Sinne das Grundwort der germanischen Dichtung und Lebensanschauung. Und gesund ist solche Dichtung; denn erstens stärkt und erzieht sie das Gefühl der Verantwortlichkeit und wirkt dadurch sittlich fördernd: wer sich verantwortlich weiß für Wort und Tat, wägt beides, eh' er ihm Raum gibt, und übt Selbstzucht, daß ihm das Rechte und Gute schließlich zur anderen Natur wird. Zweitens ist solche Dichtung gesund, weil sie Zuversicht erweckt auf die Kraft eines starken Willens und, wenn der starke Wille Gutes will, auf den Fortschritt der Menschheit; dann ist doch das Streben der Redlichen nicht von vornherein umsonst, daß man besser täte, die Hände in den Schoß zu legen und es gehen zu lassen, wie's geht oder vielmehr nicht geht, dann haben doch Müh' und Arbeit einen Sinn und Zweck in der Welt, dann hat doch der Mensch ein Recht zur Hoffnung, dann schafft er doch,

> Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
> Damit der Tag dem Edeln endlich komme!

Und drittens ist diese Dichtung gesund, weil sie den Mann zur Männlichkeit erzieht; er, der dann überall des Menschen Kräfte wirksam sieht, er schämt sich dann der Weichlichkeit und sucht auch die in ihm schlummernde Kraft wirkend und schaffend hervortreten zu lassen und Werke zu vollbringen, die er mit gerechtem Stolze als seiner Tatkraft Zeugnis zeigen darf; dann wird ihm das süße Leben zu einer „schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens“, und er darf auch von sich bekennen: „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet“; dann wird jeder Feind seinen Mann in ihm finden, und die stählerne Kraft des nervigen Armes wird den Gegner auf dem Schlachtfeld zerschmettern, der den differenzierten, nervenschwachen Weichling auf dem Lotterbette elend zermürbt.

Solche Freiheitsdichtung wird Freude am Dasein zur Folge haben, ohne die nichts Gutes gedeiht, Freude am Dasein trotz aller seiner Mängel und seiner Vergänglichkeit, die nur dazu dienen, seinen Wert um so köstlicher fühlen zu lassen, wie das Dunkel das Licht nur um so heller leuchten läßt. Und wie das Licht das Dunkel besiegt, so werden des Erdendaseins Mängel überwunden durch die Daseinsfreude. Nicht durch „die ewige Betrachtung des Gescheh'nen“ wird Orest von seiner Krankheit geheilt, sondern durch das „Segenswort der reinen Schwester“, die „hilfreiche Götter vom Olympos ruft“. So werden auch die Schwächen und Fehler, an denen die Menschheit krankt, nicht dadurch geheilt, daß man sie allein

den Menschen nur immer im Spiegel der Dichtung zeigt — das ist ein schwerer Fehler —, sondern durch die Vorhaltung eines großen Musters, denn dieses „weckt Nacheiferung und gibt dem Urteil höhere Gesetze". Wer hebt wohl sicherer die Menschen auf eine höhere Stufe: der, der ihnen immer nur ihre Schlechtigkeit vorhält, oder der, der ihnen beständig durch edle Vorbilder zeigt, wie wahrhaft große Menschen gewesen und wie auch sie sein sollten? Wer darüber noch zweifelhaft sein kann, der muß von der gewaltigen, veredelnden Wirkung großer Vorbilder an seiner eigenen Persönlichkeit noch nichts erfahren und weder von Schiller noch von Goethe noch von sonst einem der Könige der Dichtung ihres Geistes einen Hauch gespürt haben; und wer noch fragen muß, der frage bei unserer Jugend, die wird ihm die Antwort nicht schuldig bleiben. Und auf der nicht verbitterten Jugend ruhte auch die Hoffnung eines Mannes, auf dessen Worte einst die Welt gelauscht: Bismarcks.

Freilich, um in der Dichtung große Vorbilder aufzustellen, bedarf der Dichter einer Voraussetzung, die nicht bei allen zutrifft, die Romane, Gedichte oder Dramen schreiben: er muß selbst eine große, edle, vorbildliche Persönlichkeit sein. „Man muß", sagte Goethe zu Eckermann, „etwas sein, um etwas zu machen." Zwar Magister oder Doktor, Geheimrat oder Exzellenz oder Ritter hoher Orden muß man nicht sein, um „etwas", soll heißen ein echtes Kunstwerk zu machen, aber ein edler Mensch muß man sein, denn der Grund, aus dem die Größe einer Dichtung steigt, ist nichts anderes als die Größe der Persönlichkeit des Dichters. Auf demselben Grunde ruht alles Große und Hohe in der Welt, besonders aber soll das gelten vom Poeten, denn Poietes heißt der Erschaffer. Neben Gott setzt ihn das Wort. Was soll er schaffen? Nach Gottes Vorbild Wahrheit und Klarheit, Friede und Freude soll er den ringenden und suchenden Seelen der Menschen schaffen. Aber um das zu können, muß er diese Güter selber besitzen, selbst eine klare, schaffensfreudige, der göttlichen Harmonie volle Seele sein, ihm muß Gottes Himmel immer offen sein.

Warum haben wir keine solche wahrhaft große Dichtung? Weil wir keine solchen großen Persönlichkeiten haben. Wenn uns einmal wieder solche Menschen beschert sein werden, wie Schiller und Goethe waren, werden wir auch wieder eine große Dichtung haben; sie braucht deshalb nicht in den Spuren jener beiden zu wandeln, sondern kann und wird gewiß aller der Fortschritte der jüngsten Zeit teilhaftig sein, aber sie wird auf den bezeichneten Wegen wandeln: Pflege der Ideale und Darstellung der menschlichen Willensfreiheit; dann wird sie auch ohne jede Absicht, ja vielleicht ohne es zu wissen, zum rechten Ziele kommen: in der Brust des Menschen den göttlichen Funken zu wecken.

Eine solche Dichtung aber wird noch eine Wirkung haben, die wir bei der heutigen ebenfalls zum weitaus größten Teile vermissen: sie wird wie alle echte Kunst helfen, die Menschen glücklich zu machen. „Mitzuwirken, an meinem ganz kleinen Teile nur ein bißchen mitzuwirken, daß etwas Sonne über meine Umgebung komme, das ist mein einziger Wunsch auf Erden. Mag's der liebe Gott in seiner Weisheit mit meinen persönlichen Verhältnissen ordnen, wie er wolle, das überlasse ich ihm: wenn er nur meine Seele über dem Sumpf erhält. Aber das eine erbitt' ich von ihm: solange ich hier bin, wirken zu dürfen in göttlichem, edlem Geiste, sei's, wie es will, sei's mit Dank oder Undank!" So spricht sich ein rechter deutscher Dichter aus (Lienhard, Wasgaufahrten, S. 154 f.), und wer es gut meint mit unserem Volke, der wird ihm zustimmen und wünschen, daß alle so dächten, die „der Lieder holder Mund" vor Tausenden kennzeichnet als die Jünger des Führers der Musen. „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, worum wir Gott bitten sollen" — diese herrlichen Worte will Goethe zwar für alle Menschen gesprochen haben, „insonders aber merke sie" — der Dichter. „Große Gedanken und ein reines Herz — das ist es, was wir von der künftigen deutschen Dichtung hoffen und erwarten. Täuschen wir uns darin nicht, dann ist der Dichter wieder, was er sein soll, Spender des Lebens, Bringer der Freude, der Freude, die Meister Raabe die „ernsthafteste Angelegenheit des Menschen" genannt hat und von der Ibsen sagt, daß sie es ist, die die Seelen adelt. Es wird wieder heller in der deutschen Welt, allenthalben treiben die Pflanzen neue Knospen, und von einem Maientage des vergangenen Jahres fällt ein leuchtender und wärmender Strahl auf sie; möge der 9. Mai 1905, Schillers 100. Todestag, ihnen zur Blüte verhelfen und der ganzen deutschen Dichtung Maienglanz bescheren, daß wir uns nicht nur trösten können mit dem schönen Worte „Er war unser", sondern mit besserem Rechte als heute in stolzer Freude jubeln dürfen: „Er ist unser!" und daß die deutsche Poesie immerdar mit Schillers Geiste fortschreite „ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen"!

Ernst von Wildenbruch als Erzähler.

Von Oberlehrer Dr. **R. Philippsthal** in Hannover.

Unter den deutschen Dichtern, die im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts tätig gewesen sind, hat niemand eine so reiche Vielseitigkeit entfaltet wie Ernst von Wildenbruch. Er besitzt kein Sondergebiet, er pflegt vielmehr alle literarischen Gattungen mit gleichem Ernst und gleicher Kunst. Wie unsere alten großen Dichter ist er Lyriker, Epiker und Dramatiker zugleich, und es ist schwer zu sagen, zu welcher Gattung er sich am meisten berufen fühlt. Seit mehr als zwei Jahrzehnten sind nicht viele wahrhaft wichtige Ereignisse vorübergegangen, ohne daß sein Gesang sie gepriesen oder sein Tadellied sie geschmäht hätte; seit Jahrzehnten ist kein Jahr verrauscht, ohne daß er dem Theater eine ernste Gabe gespendet hätte, und fast ebenso oft ist er als Erzähler hervorgetreten. Mag man über den literarischen Wert seiner Werke denken, wie man will, eins ist unbestritten anerkannt, daß er ein Mann von großem Fleiß und großem Können ist, daß er alles, was er schafft, mit der ganzen Innerlichkeit seines tief empfindenden Wesens beseelt, daß alles, was er geschrieben, von seiner eigenen Persönlichkeit erfüllt und durchdrungen ist. Darum soll man ihm nicht aus der nach deutschen Begriffen außergewöhnlich umfangreichen Tätigkeit einen Vorwurf machen. Denn diese Vielseitigkeit und Schaffensfreudigkeit bildet einen bezeichnenden Zug seines Charakters. Sie gründet sich auf eine große Beweglichkeit der Phantasie, auf ein reiches Gefühlsleben, auf eine stets rege Teilnahme für alles Große und Bedeutende, auf eine jeder äußeren oder inneren Anregung leicht gehorchende Beherrschung der Sprache und auf eine bis zur Vollkommenheit ausgebildete Technik. Gedanken und Bilder scheinen ihm in unendlicher Fülle zuzuströmen. Es klingt wie ein Bekenntnis aus der Erfahrung, wie ein ernstes Geständnis, aufrichtig und selbstbewußt trotzig, wenn im Roman „Schwesterseele" der Dichter Schottenbauer ausruft: „Für den Dichter darf es nur eine Qual geben, Überfülle. Am Tage wo er nicht mehr an Überfülle leidet, ist er eigentlich schon bettelarm und sollte die Feder weglegen. Eine Idee, die man wieder vergessen kann, ist überhaupt gar keine gewesen, um die ist es nicht schade, wenn sie wieder zum Teufel geht. Das, was man eine dichterische Idee nennt, das ist ein Aufleuchten der Seele, des tiefsten Innern, wo man plötzlich in Fernen sieht, von denen man keine Ahnung gehabt hat. Na, mit einem Worte, solch eine Idee, das ist eben ein Erlebnis, und das Erlebnis, das man gehabt hat, das braucht man

nicht erst aufzuschreiben, das vergißt man nicht." Man sieht, wie dem Dichter das innere Erlebnis zur Quelle der Dichtung wird; man erkennt, daß dieses innere Erlebnis zum Triebe wird, der ihn längere oder kürzere Zeit beseelt und beherrscht, bekümmert oder erfreut, bis er in rastloser Arbeit diese Ideen in eine äußere Form umgesetzt hat, durch die er sich befreit. Diese äußere Form findet Wildenbruch in erster Linie im Drama. Seine stürmische Phantasie, die alles gegenständlich und in Gegensätzen sieht, führt ihn oft zu dramatischer Gestaltung seiner inneren Erlebnisse. Daher betrachtet man Wildenbruch vorzugsweise als Dramatiker. Die rauschenden Erfolge seiner ersten Dramen, die nach langem Niedergange die Teilnahme und den Geschmack für ernste Stücke auf der deutschen Bühne zuerst wieder belebten, haben eine rechte unparteiische Würdigung seiner Erzählungen verhindert, obwohl sie nach der Zahl der Auflagen zu urteilen, eine große Leserzahl gefunden haben. Wenn Richard M. Meyer in seinem Buche „Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts" behauptet, Wildenbruch sei als Erzähler am schwächsten, so hat er Wildenbruchs Erzählungen entweder nicht auf sich wirken lassen oder er urteilt sehr oberflächlich, wofür auch spricht, daß er ein so hervorragendes Werk wie „Schwesterseele" nicht einmal erwähnt. Im Gegenteil zeigen, wie auch Max Koch in seiner Literaturgeschichte hervorhebt, Wildenbruchs Erzählungen wesentliche Vorzüge vor seinen Dramen. Sie sind zum Teil durchgebildeter, ihre Handlung rundet sich, die Entwickelung seiner Helden wird gerade durchgeführt, nicht, wie so oft in seinen Dramen, aus Rücksicht auf theatralische Wirkung unerwarteter und überraschender Weise gebogen oder gebrochen. In mehr als einer Erzählung vertieft sich die Charakterzeichnung zu einer genauen Seelenschilderung, in der Zug um Zug die Entwickelung und Handlung des Helden dargestellt wird. Schon das Gebiet, aus dem er den Stoff für seine Erzählungen entlehnt, ist ein ganz anderes als das, woraus er die Motive seiner Dramen schöpft. Schafft er dramatisch, so sucht er seine Helden in fernen Zeiten; geschichtliche Ereignisse bestrebt er sich dann zu beleben, nur ab und zu hat er ein Stück modernes Leben aufgegriffen und auf die Bühne gebracht, wobei sein dichterischer Blick glücklicher war als sein Darstellungsvermögen. Dazu kommt, daß der Gedanke, als Volksdichter auf die breite Masse des Volkes zu wirken, ihn zur Wahl von Stoffen verleitet hat, die dem Dichter an und für sich wenig Anlaß zur Schilderung großer Menschen boten, und die ihn zu einem übermäßigen Pathos hingerissen und zu leerer Theatralik verleitet haben. Dieser Gefahr ist er in seinen Erzählungen entronnen. Hier greift er Motive aus dem modernen Leben auf. Hier bewegt sich seine Phantasie in einem eng begrenzten Kreise. Begibt sie sich ab und zu in ferne

Zeiten, so ist ihm das Kolorit ziemlich gleichgültig, so begnügt er sich mit der Zeichnung ganz allgemeiner geschichtlicher Züge, indem er auf jegliche stärkere geschichtliche Färbung verzichtet, vielmehr moderne Ideen in eine entlegene Zeit trägt. Die Mehrzahl seiner Erzählungen malen kleine Bilder aus dem heutigen Leben. Sie sind nur einmal oder zweimal wie in der „Heiligen Frau" aus dem Leben der Großstadt geschöpft. In der Regel gibt ihnen Wildenbruch das Leben der kleinen märkischen Städte zum Hintergrund, in denen er als junger Jurist gelebt hat. Er nennt ihren Namen nicht, aber man erkennt das alte Frankfurt a. O. in ihnen. Es ist die weite hügelige Landschaft, durch die die breite Oder ihre Wogen wälzt. An ihrem von dem Eisgange bedrohten Damme begegnet dem Dichter der alte Rektor, der ihm die traurige Geschichte von dem finsteren Hauptmann erzählt, der seine begabten Kinder verloren, und aus Mißmut darüber seinen unbegabten „Letzten" nicht achtet, so daß sich das Kind aus Kummer darüber im Flusse das Leben nimmt. In der Weinstube am Markt erzählt der alte Oberst dem Dichter die Geschichte von dem Knaben, der für seinen Bruder bis auf den Tod litt und stritt, die Geschichte vom „edlen Blut"; auf die rollenden Eisschollen des Flusses schaut vom Balkon der junge Dichter Schottenbauer hinunter, während vom jenseitigen Ufer Tante Löckchens Lampenlicht einen freundlichen Schein hinüberwirft und Freda mit ihrem Bruder über die alte lange Holzbrücke geht. Hier trifft der Dichter den alten Graumann, den wunderlichen Mann, dem ein aus „Neid" entsprungener nichtsnutziger Jugendstreich in Verbindung mit einer unvernünftig strengen Erziehung das Leben verdorben hat; hier predigt, wie es scheint, auch der Pastor Wanderloh, dessen fanatisch zelotisches Wesen ihn und Frau und Tochter vernichtet; hier auch wohnte der namenlose General, der die stolze Franziska in „Francesca von Rimini" heiratete und wider Willen ihr Unglück heraufbeschwor.

In höherem Maße als der räumliche Hintergrund, der für die Entfaltung einiger Erzählungen sehr wichtig ist, sind die Gesellschaftskreise, in denen der Dichter gelebt und verkehrt hat, für seine Erzählungen von Bedeutung. Mehr als einmal scheint der Ursprung einer Erzählung nicht nur ein inneres Erlebnis des Dichters, sondern ein Begebnis in diesen Kreisen gewesen zu sein, das im Geiste des Dichters geruht hat, bis es, aus irgendeiner äußeren oder inneren Veranlassung wieder emportauchend, den Dichter zu poetischem Schaffen getrieben hat. Daß einmal eine schlaflose Nacht die Veranlassung war, sagt er selber im Eingang der niedlichen Skizze „Das Orakel", einer Erinnerung aus seinem Hallenser Schulleben in der Latina, in welcher der alte Geograph Daniel rührend geschildert wird. „Wenn der Mensch sich erinnert, dichtet er", heißt es sehr bezeichnend im „Edlen Blut".

Daher erscheint es natürlich, daß Wildenbruchs Phantasie mit Vorliebe in der Zeit verweilt, in der der Dichter, einem väterlichen Wunsche gehorchend, sich dem Militärdienst widmete. Jahrzehnte hindurch führt sie ihm Gestalten und Begebenheiten aus diesen Jahren vor die schaffende Seele. Wenn eine seiner ältesten Novellen „Francesca von Rimini" ganz aus den eigentümlichen Verhältnissen des militärischen Wesens und Treibens hervorgewachsen ist, so entsprang daraus nicht minder seine neueste Erzählung „Vizemama". Die in beiden erzählten Begebenheiten gleichen sich zwar nicht. Aber eine gewisse Ähnlichkeit der Hauptpersonen schimmert durch die einander widersprechenden Züge ihres Wesens. Hier wie dort entsteht die Katastrophe aus dem Ehrgeize und dem Pflichtgefühl der Offiziere, die durch das Streben sich auszuzeichnen und sich unentbehrlich zu machen, ihrer Stellung Glück und Leben opfern. Sie kennen nichts als ihren Beruf. Ihrem Pflichtgefühl ordnen sie jedes andere unter. Ohne Widerstand gehorchen sie dem Zwange, den die kalte Notwendigkeit auf sie ausübt. Sie handeln in ihrem Berufe stets vortrefflich; sie sind nützliche, eifrige, immer bereite Diener ihres Standes, sie steigen alle Stufen ihrer Laufbahn empor und werden mit Ehren überhäuft. Aber eben das ist ihr Unglück. Sie scheitern in ihrem Leben, weil ihr menschliches Empfinden verödet und sie in ihre Familie, wo Freiheit herrschen müßte, den gleichen Zwang tragen. Diesem Ehrgeize wird in der Erzählung „Vizemama" nicht nur die stolze und schöne Geliebte, sondern auch der Sohn geopfert, der gegen Neigung und Begabung vom Vater ins Kadettenkorps geschickt wird, wo er von allen Kameraden seiner mütterlichen Abstammung wegen gehänselt wird. Von dem einzigen Freund, den er dort gewonnen hat, muß er scheiden; von dessen Mutter muß er sich trennen, die ihn wie einen Sohn in ihrem Hause gastlich empfangen hat, da der Vater in ihr die erkennt, die er einst geliebt, aber verlassen hat, um eine Reichere zu heiraten. Diese Trennung bricht dem Knaben das Herz. Gestalten anderer Art, ernste finstere Männer, die in ihrem militärischen Berufe keine Befriedigung finden und ihn deshalb verlassen, bilden den Mittelpunkt anderer Erzählungen. So dreht sich die Handlung in der Novelle „Unter der Geißel" um die Person eines ehemaligen Offiziers, der unter dem grausigen Eindruck der Schlacht von Königgrätz und in der Trauer um den darin gefallenen Freund von Reue über sein bisheriges üppiges und leidenschaftliches Leben ergriffen wird, deshalb aus seinem Berufe austritt, Theologie studiert und ein finsterer, stets zur Buße mahnender Prediger wird. Dieser Schritt wird für die Braut, die ihn trotzdem heiratet, und für die älteste Tochter, die ihr gleicht, sowie für ihn selbst verhängnisvoll. Also auch hier liegt der Ursprung der Katastrophe in den Bedingungen

des Standes. Natürlich ist es schwer festzustellen, wieweit der Dichter in allem diesem aus eigenen Erlebnissen schöpft. Man würde zu weit gehen, wenn man alles Stoffliche auf wirkliche Begebenheiten zurückführen wollte. Vielmehr scheinen die Fabeln seiner Erzählungen freie Erfindungen zu sein, obwohl ihr Keim in Beobachtungen und Erlebnissen wurzelt. Glücklicherweise läßt sich das trotz der geringen Kenntnis, die man von Wildenbruchs Leben besitzt, in einem bezeichnenden Falle nachweisen. In dem Buche „Stille Wasser" findet sich die schlichte Erzählung „Die Waidfrau", in der erzählt wird, daß ein junger Offizier seine Laufbahn aufgegeben habe, um seine einige Jahre vor Beginn der Erzählung abgebrochenen Gymnasialstudien wieder aufzunehmen, die Reifeprüfung abzulegen und zu studieren. Er begibt sich deshalb in eine kleine Stadt, in der sein ehemaliger Hauslehrer als Direktor des Gymnasiums wirkt, und bezieht eine Wohnung im Hause einer alten Jungfer, die ungemein ängstlich ist. Schüchtern bleibt diese Dame mit ihrem Mädchen dem seltsamen ehemaligen Offizier fern, den sie ganz grundlos für einen gefährlichen Gardeleutnant und für einen Spion der Regierung hält. Sie dingt zu seiner Bedienung eine junge Witwe, Frau Waidmann, und zwischen dieser und dem ganz unerfahrenen jungen Manne entwickelt sich eine so reine, keusche Liebe, wie sie selten von Dichtern geschildert ist: ein wahres Idyll, ein Verhältnis, das durch den Krieg von 1866 plötzlich im Keime gebrochen wird, denn der Offizier fällt bei Königgrätz. Der Name des Ortes und des Direktors wird nicht angegeben, und der Offizier ist namenlos, trotzdem von ihm nur in der dritten Person gesprochen wird. Aber die angegebenen Jahreszahlen und Einzelheiten in der Erzählung beweisen, daß die Stadt Burg, der Direktor Wildenbruchs Hauslehrer ist, der bekannte Pädagoge Frick, der 1864—1866 Gymnasialdirektor in Burg war; die Dame wird Fräulein Philippi genannt, sie hieß, wie ich verraten darf, Fräulein Jacoby. Sie war in der Tat ängstlich, verrammelte die Haustür, eine Glocke daran machte einen Höllenlärm, und das Fenster von Wildenbruchs Zimmer war mit einem eisernen Gitter versehen. Alles das ist in der Erzählung der Wirklichkeit entsprechend dargestellt. Der Offizier ist ohne Zweifel Wildenbruch selbst, der 1865 von Potsdam nach Burg kam, von dort aber vor Erreichung seines Zieles, der Abiturientenprüfung, in den Krieg zog und bei Königgrätz im Feuer stand. Das Liebesidyll wird frei erfunden sein. Es gab ihm aber Gelegenheit, den Empfindungen und den Gedanken Ausdruck zu verleihen, die ihn veranlaßten, dem Militärleben zu entsagen, und damit die entscheidende Wendung herbeiführten, die ihn später in die für ihn ruhmreiche, für uns ersprießliche Laufbahn des Schriftstellers eintreten ließ. Es sind zwei Stellen, die uns Wilden-

bruchs Empfindung in seiner Militärzeit und seinen lebhaften Drang nach Vertiefung seines Wissens und nach freier Durchbildung seiner Persönlichkeit zeigen, erstrebenswerten Gütern, die dem Offizier nach seiner Meinung vorenthalten werden. So schreibt er in der „Waidfrau" („Stille Wasser" S. 233): „Der Mann, der Fräulein Philippi und jetzt auch der Waidmann so viel Kopfzerbrechen machte, wußte, warum er aus dem glänzenden Potsdam in dies alte, stille Städtchen übergesiedelt war, wußte, was er wollte und was er nicht wollte. Nicht mehr einherwaten im Sande des Bornstedter Feldes, nicht mehr umherstehen im Lustgarten und im „langen Stall", beim Einexerzieren der Rekruten und bei der Paroleausgabe, nicht mehr anschnauzen und angeschnauzt werden, das wollte er. Nicht mehr Soldat sein, was er überhaupt nicht aus eigenem Antriebe geworden war, sondern — ja, warum denn eigentlich? Weil er als Knabe ins Kadettenkorps gesteckt worden war und nun eben nichts anderes hatte werden können. Mit einer halben Bildung überfirnißt war er von da herausgekommen; man hatte ihm den Leutnantsrock angezogen und gesagt: „So, nun bist du fertig. Zeige dich als strammer Kerl im Dienst und als eleganter Schwerenöter außer Dienst, so wird man von dir sagen, er ist ein brauchbarer Offizier, und dann wird sich dein Leben von selbst weiterspinnen; du bist untergebracht. Und das hatte er glauben sollen, daß er fertig sei! Während er vor jedem ernsten Buche, das er aufschlug, fühlte, wie unfertig er war, wie das Instrument in ihm versagte, der Geist, weil er plump und schlecht ausgearbeitet und dann mit einem „für seine Aufgaben genügt's ja" halbfertig liegen gelassen worden war. Das sollte sein Leben sein, ihm als Lebensinhalt genügen, daß er, eingespannt in den furchtbaren Mechanismus, den man „Armee" nennt, als untergeordnetes Rad darin mitlief und sein tägliches Pensum abschnurrte. Ein Pensum, dessen Verrichtungen ihm zuwider, beinahe verhaßt waren, weil sie gegen seine Natur gingen. Weil sie fortwährend ein Nachaußenkehren der Persönlichkeit verlangten, während er eine in sich gekehrte, fast träumerische Natur war. Und unterdessen lief da draußen das Leben durch die ungeheuere Welt und türmte seine großen Fragen auf. Und wenn ihm zuweilen war, als richteten sich diese Fragen doch eigentlich auch an ihn, dann kam im nächsten Augenblick aus seinem Inneren oder auch wohl aus dem Munde wohlmeinender Kameraden die Antwort: „Nein — all diese Fragen gehen dich gar nichts an, denn dein Standpunkt ist ein für allemal festgestellt. Du bist nun einmal, was du bist, nämlich gar nicht mehr ein Individuum mit eigener freier Bewegung, sondern nur noch der Bestandteil einer Gemeinschaft. Darum, so wie die Gemeinschaft ist, hast auch du zu denken, zu fühlen und zu sein." Indem er dessen inne wurde, breitete sich eine dumpfe

Trostlosigkeit, eine graue Öde in seinem Gemüt aus und raubte ihm auch das bißchen Freudigkeit, mit dem er bis dahin seinen Dienstgeschäften nachgegangen war. Natürlich blieb das bei seinen Vorgesetzten und Kameraden nicht unbemerkt; er war im Dienst durchaus kein „strammer Kerl"; außerhalb des Dienstes, in der Gesellschaft verkrümelte er sich neben den glänzenden, eleganten Kameraden; „ein Mensch, der sich keine Stellung zu verschaffen wußte, das Gegenteil von einem brauchbaren Offizier"; einer, der sich des Vorzugs gar nicht bewußt war, daß er gerade an dem Orte Dienst leisten durfte, wo das dreimal geläuterte Destillat des preußischen Armeegeistes aus dem Menschen heraus destilliert und sublimiert wird. Und so kam denn endlich der Tag, wo es eben nicht mehr ging, wo alle Organe in ihm in einen Verzweiflungsschrei ausbrachen: „Hinaus! Und etwas anderes!" Was für ein anderes dies sein sollte, was für ein anderer Lebensberuf, das war eine Sorge für später, jetzt zunächst nur das Instrument darin in Ordnung bringen, das halbfertige, verpfuschte, aus dem Greuel der Halbbildung heraus zu wirklicher Bildung, nachholen, lernen, studieren! Das Schicksal wies ihm den Weg, er erfuhr, daß sein ehemaliger Hauslehrer in der alten kleinen Fabrikstadt, die man in wenigen Stunden von Potsdam erreichte, Direktor des Gymnasiums geworden war. An diesem Manne hatte er, als er noch Knabe war, mit leidenschaftlicher Verehrung gehangen. Die Erinnerung an ihn hatte ihn nie verlassen. Denn nie hatte es einen Menschen gegeben, der für die Aufgabe des Lehrers, Seelen zu erwecken, in höherem Maße befähigt gewesen wäre. — Die Erinnerung kam ihm wieder an die Stunde vor Jahren, als der Mann dort ihm und seinem jüngeren Bruder Geschichtsunterricht erteilte, wo er von Julius Cäsar gesprochen und plötzlich ein Buch vom Bücherbrett herabgeholt, das Buch aufgeschlagen und ihnen daraus vorzulesen begonnen hatte. Ein Drama war es gewesen, „Julius Cäsar" nannte es sich, ein großer englischer Dichter hatte es einstmals geschrieben, der hieß Shakespeare.

Diese Auffassung des militärischen Berufes und seines Einflusses auf die Persönlichkeit, die in ihrer Entwickelung gehemmt, ja unterdrückt wird, ist nicht nur für diese eine Erzählung und Wildenbruchs Leben wichtig. Sie beherrscht vielmehr einen großen Teil seines epischen Dichtens. Denn hierauf beruht jene Reihe innerlich unbefriedigter, unruhiger, finsterer Offiziere, die das Unglück der Ihrigen wider ihren Willen heraufbeschwören.

Es ist wohl zu begreifen, daß Wildenbruch mehrfach von dem Verlangen ergriffen wurde, sich in andere Gedankenkreise zu vertiefen. Niemand ist freier als der Künstler. Kein Herr gebietet ihm. „Er gehorcht der gebietenden Stunde." Er gehört sich selbst. Er bietet sein Höchstes, wenn er Empfindungen verständlichen und ergreifenden Ausdruck verleihen kann.

Daher beruht seine Wirksamkeit auf der vollen Entfaltung seiner Persönlichkeit, auf einer harmonischen Bildung seiner Fähigkeiten, auf einer tiefen Kenntnis und Anschauung des Lebens. Er will und muß verstehen, was um ihn lebt, und ahnend den Geist empfinden, der das All erhaltend beseelt. Männern mit solcher Geistesrichtung droht von mehr als einer Seite die Gefahr, ins Maßlose zu schreiten, und damit in einen Kampf mit denen zu geraten, die ihr Wesen nicht verstehen und ihre Ziele nicht zu fassen vermögen. Das gibt eigentümliche Gegensätze. Hier die Nüchternen, Spießbürgerlichen, dort die Phantasten, von jedem Zwange Freien. Viermal hat Wildenbruch angesetzt, diesen Gegenstand darzustellen. Einmal in Christoph Marlowe in dramatischer Form, dreimal in immer größerer Vertiefung in Erzählungen. Im „Meister von Tanagra" wird dieses Motiv mehr skizziert als gründlich durchgeführt. Einem jungen Manne von künstlerischen Anlagen bietet der erste Bildhauer der Zeit, Praxiteles, die Gelegenheit, sich zum Künstler zu bilden. Er möchte etwas Großes werden. Aber er kann die Schranken seiner Persönlichkeit nicht niederreißen. Er ist ein Böotier, kein Athener; schweres Blut rollt ihm in den Adern, er vermag nicht in der Kunst aufzugehen; er bleibt seiner Geliebten, Hellanodike, treu, die ihm heimlich nach Athen gefolgt ist, und es nicht über sich gewinnt, ihn auf dieselbe Weise zu hohen Werken zu begeistern wie Phryne den Praxiteles. Ihre Liebe gilt ihm mehr als seine Kunst. Daher kehrt er mit ihr reumütig ins Vaterhaus zurück. Indem er auf der Heimreise, von Liebe überwältigt, eine Figur aus Ton formt, die ihre Züge und ihr Gewand naturgetreu wiedergibt, wird er zum Künstler, zum Erfinder der Tanagrafiguren, die wenige Jahre vor Abfassung dieser Erzählung entdeckt wurden. Man sieht, das ist eine anmutige Erzählung, aber eine tiefe Lösung eines aus dem Künstlerberufe quellenden Konfliktes ist es nicht. Bei weitem tiefer schürft Wildenbruch, um dasselbe Motiv etwa dreizehn Jahre später in dem Roman „Eifernde Liebe" zu gestalten. Hier führt er einen Maler in das Haus eines Hamburger Kaufmannes, wo er ein Freskogemälde ausführen soll. Der Gegensatz ist köstlich. Der kühl berechnende Kaufmann veranschlagt, welchen Wert das Bild nach Jahren haben wird, wenn der Maler ein berühmter Mann geworden ist. Der Künstler zeigt sich als unumschränkter Herr seiner selbst; er bindet sich nicht, tritt den Reichen trotz seiner Armut stolz entgegen; er wählt den Gegenstand des Bildes „Die Gotenschlacht". Nun aber ereignet es sich, daß er Eindruck auf Dorothea, die stolze Tochter des Hauses, macht. Hochbegabt empfindet sie den Gegensatz der Philisterhaftigkeit ihres Kreises gegen den geistreichen freien Künstler. Sie erfährt, daß der Maler eine Zeitlang nicht am Bilde arbeitet, weil ihm die Begeisterung fehlt, da es ihm nicht

gelingt, ein Modell für die weibliche Hauptfigur zu erhalten. Unvermutet begeistert er sich an ihr, die er wider Absicht ins Bad steigen sieht. So wird ihre Gestalt der Mittelpunkt des Bildes. Das schmeichelt. Trotzdem bleibt ein Liebesgeständnis unbeachtet, solange sie in dem Vorurteil ihrer Umgebung befangen ist. Da Dorothea nun vom Vater zur Ehe mit einem ungeliebten Manne gezwungen werden soll, entsetzt sie sich über die trostlos nüchterne Weltanschauung der Ihren, und jetzt erscheint ihr der Maler, der inzwischen ihr Haus mit dem Entwurfe zu seinem Gemälde verlassen hat, liebenswert. Sie verläßt ihr Vaterhaus unter einem Vorwande, eilt heimlich nach München, sieht ihr Bild aller Augen auf sich ziehen. Sie sieht den Maler wieder, hört auf seine Werbung, folgt ihm nach Italien, wo sie sich mit ihm zu verheiraten gedenkt. Aber auch sie kann ebensowenig wie Hellanodike im „Meister von Tanagra" die anerzogenen Empfindungen und Vorstellungen überwinden, obwohl sie wie Hellanodike dem Vaterhause entflohen ist. Aber hier beugt sich der Künstler nicht in liebender Verehrung, sondern bleibt vielmehr sich selbst treu. Darum nimmt der Konflikt einen anderen Ausgang. Denn, als Dorothea einsieht, daß er nur ihre körperliche Schönheit liebt, und zwar nur, weil sie ihm als Vorbild für sein künstlerisches Schaffen dienen soll, da stürzt sie sich in Capri vom Felsen hinab ins Meer. Diese Lösung ist weit davon entfernt, das Problem zu erschöpfen. Denn Dorothea folgt dem Manne nicht im klaren Gefühl der Liebe, noch in voller Erkenntnis seines Wertes, sondern zunächst nur, um der ihr aufgedrungenen Heirat zu entgehen, und dieses Motiv ist dem Hauptmotiv zu wenig untergeordnet, als daß es nicht die ästhetische Wirkung der Erzählung schwächte. Dazu kommt, daß ihre Liebe erst durch den Eindruck entfacht wird, den das Bild ihrer Gestalt auf die Beschauer in München übt, die es von ihrer Schönheit begeistert umstehen. Künstler und Mensch üben hier ebensowenig die gleiche Wirkung wie in dem Drama Christoph Marlow, in dem ebenfalls der Zwiespalt von Dichter und Mensch die rein ästhetische Wirkung schwächt. Dazu kommt ferner, daß Dorothea wohl die Schranken, die ihr Erziehung und Standesherkommen gesetzt haben, durchbrechen möchte, aber es nicht vermag, weil ihr Kraft und Geistesfreiheit dazu fehlen. Sie kann sich seiner Kunst nicht opfern. Daher büßt sie ihr Abenteuer mit dem Leben. Es ist klar, Wildenbruch hat sein Ziel nicht erreicht, nicht ausgesprochen, was ihn in tiefster Seele beschäftigte. Kein Wunder, daß er sofort das Motiv von neuem aufgriff und es in dem bedeutendsten seiner Romane „Schwesterseele" verwertet. Dieses Mal bildet ein Dichter den Mittelpunkt, ein Referendar von untersetzter Gestalt, unbehilflichem Wesen, schüchternem Charakter, der durch seine geistige Bedeutung den Kreis, in den man ihn wider seinen Willen zieht, beherrscht

und mit Bewunderung erfüllt. Freda, der Magnet, der ihn anzieht, sucht sich seiner zu erwehren. Sie glaubt, den Bruder zum großen Dichter erziehen zu können, erkennt aber, daß sie sich getäuscht hat, da er es wagt, Gedichte und Gedanken Schottenbauers als seine eigenen auszugeben. Das erfüllt sie mit Haß gegen Schottenbauer, dessen aufgehendes Licht ihren Bruder, den gefeierten Gelegenheitsdichter, in den Schatten stellt. Noch macht das Äußere auf sie Eindruck. Erst eine trübe Erfahrung in der Fremde, wo sie allein mit ihrem Vater weilt, zeigt ihr, daß eine glänzende Außenseite einen schlechten Kern bergen kann, daß in unscheinbarer Hülle die Perle verborgen liegt. So zieht in der Ferne die Liebe zu diesem Dichter in ihr Herz, sie sperrt sich nach der Rückkehr nur noch wenig dagegen, und als er nun erklärt, wie sie durch ihre Liebe ihn zum Schaffen begeistern wird, wie sie sieht, daß all sein Dichten und Fühlen nur Wert für ihn hat, wenn es sie beseligt, da willigt sie ein, ihm ihre Hand zum Lebensbunde zu reichen. Eine Verletzung, die er sich bei einem Eisenbahnunfall auf der Heimreise zuzieht, dient dazu, ihr volles Liebesgefühl zu entfalten. Man sieht, hier ist die höhere Einheit des Berufes und der Persönlichkeit gewonnen. Hier stößt wohl das Äußere ab, der Charakter aber zieht an; die geistige Größe siegt, der Künstler trägt im Kampfe gegen nüchterne Gewalten den Lorbeer davon. Vielleicht hat Wildenbruch in diesem Roman sein Motiv gründlich behandelt, weil er viel aus dem eigenen Leben geschöpft hat. In Schottenbauer geht zwar des Dichters Persönlichkeit nicht ohne Rest auf, aber er teilt mit ihm so manchen wesentlichen und eigentümlichen Zug, daß der Gedanke an autobiographische Elemente nicht von der Hand zu weisen ist. Schottenbauer, Referendar wie Wildenbruch, zeigt wie dieser eine Vorliebe für große geschichtliche Stoffe als Gegenstand des Dramas. Für beide ist die Poesie der Quell, aus dem die Völker Begeisterung für große Taten schöpfen können. Beide verfassen ganz gegen den Zug der Zeit große Dramen im alten Stil und in Versen. Wie Schottenbauer hatte auch Wildenbruch als Referendar mehrere abgeschlossene Dramen liegen, die niemand aufzuführen wagte; beide leben trotzdem der unerschütterlichen Hoffnung, sie einst auf der Bühne Erfolge gewinnen zu sehen. Wie Schottenbauer begeisterte auch Wildenbruch erst einen kleinen Kreis durch die Vorlesung seiner Dramen. Ganz so, wie es Wildenbruch im Roman erzählt, mag auch die Vorlesung der „Karolinger" in einer Abendgesellschaft bei der bekannten Schriftstellerin Frau Elise v. Hohenhausen verlaufen sein, die, da sie auch Löckchen trug, vielleicht das Urbild der Tante Löckchen des Romans ist; diese Gesellschaft wurde insofern für Wildenbruch von Bedeutung, als er dabei Wilhelm Scherer kennen lernte, dem er später einen ungewöhnlich ergreifenden Nachruf, ein Zeichen seines

großen Einflusses auf ihn, widmete. Wie Schottenbauer verdankt auch Wildenbruch die Morgenröte seines Ruhmes dem Herzog von Meiningen, dem er deshalb in Form eines Briefes, den Schottenbauer über ihn und seine großen Künstler schreibt, ein Denkmal stiftet. Ebenfalls gleicht es Wildenbruchs eigener Lebensbahn, daß Schottenbauer die Freude genießt, sein Drama unmittelbar nach der Aufführung in Meiningen in einem Berliner Theater aufführen zu sehen, wo es ungemeinen Erfolg davonträgt. Alles das beweist wohl genügend, wie der Roman zu verstehen ist.

In Wildenbruchs Phantasie lebt nicht nur, was er selber erlebt und erfahren hat, sondern sie beschäftigt sich auch mit Bildern und Empfindungen, die der Nachtseite des menschlichen Lebens angehören, und die aus dem Einflusse des Übersinnlichen auf die menschlichen Gedanken hervorgehen. Solche Stoffe behandelt er sogar mit Vorliebe. In der schwächsten Erzählung dieser Gruppe, in der Novelle „Das wandernde Licht", übt der wahnsinnige Diener auf seinen Herrn einen derartigen Einfluß aus, daß der Herr ihm schließlich glaubt, er würde verrückt, wenn er sich verheirate. Nun aber kann er der Liebe zu einer jungen Dame nicht widerstehen, heiratet, aber verschüchtert, wie er ist, hält er sich von der Angetrauten zunächst fern. Als er dieses unnatürliche Verhältnis nicht mehr ertragen kann, tritt der Diener dazwischen, den Raserei erfaßt. Er vermeint, die junge Frau getötet zu haben, er riegelt den Grafen im Zimmer ein und gibt ihm erst die Freiheit wieder, nachdem er nach seiner Meinung die Leiche bestattet hat. In Wirklichkeit ist die Gräfin entwichen; was er ins Grab gesenkt hatte, waren Kissen. Einige Tage nachher treibt die Liebe die junge Gräfin zu ihrem Gemahl zurück, und nun weicht der Nebel, der des Grafen Blick verhüllt hat, er sieht, daß nicht er, sondern der alte Diener wahnsinnig ist. Er entzieht sich dieser Macht und ist geheilt. Diese Romantik im 19. Jahrhundert sollte man für unmöglich halten. Aber die Art, wie Wildenbruch schildert, ist anschaulich, die Darstellung umsichtig motiviert und das Problem geradezu genial gelöst. Abstoßend bleibt die Wirkung allerdings, ebenso abstoßend wie die Novelle „Brunhilde", in der der unheilvolle Einfluß eines schrecklichen Abenteuers den Geist eines zarten Gelehrten in die Nacht des Wahnsinnes senkt. Nicht weniger unheimlich erscheint die Erzählung „Unter der Geißel", in der der plötzlich zum Grübler und Bußprediger gewordene lebenslustige Offizier seine Frau von aller Gesellschaft ferngehalten und geistig so gequält hat, daß sie darüber den Verstand verloren hat, und der nun seine Tochter in dem Widerspruche seiner Erziehung und seiner Lehre mit den Forderungen des Lebens und der Natur in der Aufregung der Liebe dem Wahnsinn verfallen sieht. Da erleuchtet ihn

die Einsicht, daß seine Liebe zu den Kindern ihn auf falsche Bahnen geführt hat. Diese Erkenntnis kann er nicht überleben; deshalb gibt er sich den Tod.

Unheilschwangere Mystik bildet auch den Untergrund für die Legende „Der Zauberer Cyprianus“, deren Schauplatz Antiochien zur Zeit des Kaisers Hadrian ist. Cyprianus gleicht der „Lieblingsgestalt der ältesten Kirchenväter, dem nach Wahrheit suchenden vornehmen Römer, der alle Schulen durchläuft, alle Länder durchstreift und zuletzt selbst an Magie, Kabbalah und des Acherons dunkle Mächte sich wendet, um Wahrheit zu finden“. (Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte Bd. 3.) Die Wahrheit, die allein den Durst seiner Seele stillen kann, hat Cyprianus weder in der Heimat noch in der Fremde, weder im Denken noch im Forschen gefunden. In der Seele von Zweifeln zerrissen, fühlt er sich tief unglücklich, von Sehnsucht nach Frieden geplagt. In diesem Zustande erfährt er, wie der Glaube an Jesus die Christen beseligt. Er sieht, wie eine schwache, unwissende Jungfrau stark und selig durch den Glauben ist. Ihr ist in Unwissenheit zugefallen, was er trotz unablässiger Bemühungen nicht gewonnen hat. Er will sie von ihrem Glauben abbringen, aber sie verhöhnt ihn. Und so entspinnt sich ein Kampf zwischen dem jungen Weib und dem erfahrenen Mann. Er zeigt sie als Christin dem Prätor an; in das Gefängnis geworfen, widersteht sie allen Versuchen, ihren Glauben zu erschüttern; es wird ihr nahegelegt, sich durch Opferung einiger Körner Weihrauch vor Hadrians Bildsäule zu lösen. Aber sie zieht die Folter der Untreue an ihrem Glauben vor. Das ist Cyprianus neu. Wieviel Seltenes und Wunderbares er auch auf seinen Reisen gesehen und vernommen hat, diese Standhaftigkeit, dieser Heldenmut, diese Ergebung in den Willen einer unsichtbaren Macht, diese Liebe zu einem unsichtbaren Wesen führt ihn zu dem Gott, gegen den er sich so lange gewehrt hat. Welch ein Unterschied in der Auffassung und Darstellung aller dieser gleichartigen Motive. Der Graf im „Wandernden Licht“, der Pfarrer Wanderloh in der Erzählung „Unter der Geißel“ fühlen sich von einer unheimlichen, ihnen unerklärlichen Macht bedroht und gedrückt. Keiner von ihnen hat etwas begangen, aber eine innere Stimme redet zu ihnen und läßt sie nicht zum Genusse des Lebens kommen. Aber während uns Gestalten wie der Graf in der hellen Beleuchtung des 19. Jahrhunderts unverständlich bleiben, hat Wildenbruch Cyprianus' Gestalt und Leben dadurch glaublich gemacht, daß er sie in eine Zeit rückt, in der die Geister in einem wunderbaren Gegensatz zueinander standen, in eine Zeit, die reich an Wundern war. Er erreicht dies nicht durch Entfaltung antiquarischer Gelehrsamkeit, sondern trägt vielmehr in diese wunderliche Zeit moderne Gedanken. Denn dieser Cyprianus ist unserer

Zeit durchaus nicht fremd; er ist der unersättliche Forscher, der sich nie Genüge tut, der immer höher und höher zu steigen wünscht.

Aber auch das einfach Menschliche weiß Wildenbruchs Phantasie zu gestalten. Ja, man kann sagen, daß seine reifsten Werke in dem einfachsten menschlichen Empfinden wurzeln. Wo aber entfaltet sich dieses kräftiger und ergreifender als in dem Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern? „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie nieder", könnte als Wahlspruch den meisten Erzählungen Wildenbruchs vorgesetzt werden, in denen er Motive aus dem kindlichen Leben behandelt. Denn viele dieser Kinder, wie der „Letzte" des Hauptmanns, der Kadett Georg v. Drebkau in „Vizemama", der Junge in der Erzählung „Die Alten und die Jungen" gehen daran zugrunde, daß der Vater ihrer nicht achtet, während Graumann in der Erzählung „Neid" sein unglückliches, verfehltes Leben auf des Vaters parteiische Härte zurückführt, durch die der Neid in ihm erweckt wurde, der den Tod des jüngeren, vom Vater mehr geliebten Bruders, herbeiführte. Bedenkt man, wie oft dieses Motiv bei Wildenbruch auftritt, so ist es um so auffälliger, daß die Töchter oft in einem innigen Verhältnis zum Vater stehen. Diese Väter sind Witwer wie in den Werken „Eifernde Liebe", „Schwesterseele", „Meister von Tanagra", „Francesca von Rimini", „Unter der Geißel", in „Zauberer Cyprianus". Die Töchter vertreten die Hausfrau, sie hegen und pflegen den Vater und harmonieren in jeder Beziehung mit ihm. Darum gedeiht auch ihr Leben, solange dieser Gleichklang der Seelen ertönt. Mischt sich aber wie im „Zauberer Cyprianus", in „Eifernde Liebe" und „Unter der Geißel" ein Mißton ein, so führt dies zum Untergang der Tochter. Das gleiche findet sich auch in einer Anzahl seiner Dramen, wie in Harold, Tochter des Erasmus, Marlow u. a. Offenbar steht es damit im Zusammenhang, daß die Frau den kräftigeren Charakter hat. Seine Frauengestalten sind edel, selbstbewußt, ragen über ihre Umgebung an Geist und Kraft empor. Dem Mann, der ihre Liebe begehrt, fallen sie nicht sofort zu, denn sie sind kalt und unnahbar, sie wissen, was sie ihrem Kreise sind, und sie fragen, was ihnen geboten wird. Darum muß der Mann erst seinen wahren Wert in einem geistigen Kampfe mit ihnen zeigen.

Wildenbruchs Erfolg als Erzähler beruht nicht nur auf dem Reiz des Wunderbaren und der großen Fülle der Tatsachen, sondern auch in der schönen Form, in die er seine Erzählungen faßt.

Ganz eigentümlich ist es, daß der Dichter den erzählten Begebenheiten nicht kalt gegenübersteht. Zwar allgemeine Betrachtungen über das Dargestellte und über den Wert der einen oder der anderen an der Handlung beteiligten Persönlichkeit gibt er nicht. Er vermeidet auch sonst Abschwei-

fungen; nur einmal macht er eine Ausnahme, indem er in dem Roman „Schwesterseele“ bezeichnenderweise einen heftigen Tadel gegen die Vorliebe der Deutschen für das Ausländische richtet. Trotzdem fühlt man häufig einen Hauch seiner stürmischen, leidenschaftlichen Persönlichkeit aus den Worten wehen, denn „er goß auch Lieb' und Treu' mit in die Form hinein“.

Das ist natürlich, da er so vieles erzählt, was ihn berührt hat, da er so manchen Ort darstellt, an dem er gelebt hat. Daher wählt er auch mit Vorliebe die Form der Icherzählung, die seiner Neigung entgegenkommt, seine Empfindung wie eine leise, ununterbrochen klingende Melodie durch die Worte hindurchtönen zu lassen. Besser noch erreicht er diese Wirkung, wenn er nicht selber erzählt, sondern sich, wie in der Erzählung, „Der Letzte“, im „Edlen Blut“, in „Neid“ u. a. die Geschichte von dem erzählen läßt, der die Begebenheit erlebt hat. Wenn den Erzähler, wie den Rektor im „Letzten“, den Oberst im „Edlen Blut“ und den alten Sonderling Graumann in „Neid“ bei der Erinnerung an das Vorgefallene tiefe Rührung ergreift, so ist das ein vortreffliches Mittel, den Stimmungsgehalt der Erzählung zu erhöhen, wie ja andere Erzähler, z. B. Storm es auch verwenden. Daß es Wildenbruch gern verwertet, hängt mit seiner Neigung zusammen, jeder Erzählung eine gleichmäßige Stimmung, zumeist eine tiefernste, zu geben. Er setzt im Beginn mit einem vollen Akkord ein, der sozusagen das Leitmotiv anschlägt. Das ist der Ursprung der für die eigentliche Geschichte vollständig gleichgültigen Prügelei am Anfange vom „Edlen Blut“; daher der Spaziergang des Dichters am Fluß entlang zur Besichtigung des Eisgangs, wobei er dem alten Rektor begegnet, den der Eisgang daran erinnert, daß sich bei solchem Wetter „Der Letzte“ des finsteren Hauptmanns im Flusse das Leben nahm; daher der wundervolle, packende Eingang in „Neid“.

In der Kirche zu Arnstein bei Ems ist ein Bild; dies Bild wird der Ausgangspunkt der Erzählung. Wildenbruch schreibt darüber (Seite 1 bis 3): „Ein Mann ist im Brustbild dargestellt. Der Mann ist unbekleidet; Flammen umlodern ihn, zur Rechten und zur Linken, mit großen roten Zungen, so daß er mitten im Feuer zu stehen scheint. Zwei Schlangen ringeln sich um die Schultern des Mannes, zwei große dicke Schlangen, die eine hat sich in seine Brust verbissen, da, wo in der Brust das Herz schlägt; die andere sperrt den Rachen auf, um gleichfalls hineinzuschlagen in das unbeschützte Fleisch. Gerade weil man dem Bilde ansieht, daß es dem Maler nicht auf die Malerei angekommen ist, sondern auf den Vorgang, wirkt dieser Vorgang so gräßlich. Mit der einen Hand hat der Mann die beißende Schlange gepackt, als wollte er sie von sich losreißen;

aber es hilft ihm nichts, die Untiere haften fest. Und so muß er aushalten in der Höllenqual. Denn daß es Höllenflammen sind, die ihn umlecken, Höllenqualen, die ihn zerreißen, das sieht man seinem Gesichte an, dem fahlen, aschgrauen, das in Verzerrung dem Beschauer in die Augen blickt. Um den oberen Rand des Gemäldes läuft eine Inschrift, ein Distichon in lateinischer Sprache. Ich kann mich des Wortlauts nicht genau mehr erinnern, nur den Inhalt habe ich behalten: Der du mich anschaust und fragst, was mich in diesen Höllenpfuhl gestoßen, wisse, es war der Neid — — — — (Seite 7). Ich riß mich los und wandte mich hinaus. Seinen Namen hatte er (der Stifter des Bildes) den kommenden Geschlechtern nicht genannt. Warum? Weil er gewollt hatte, daß nichts übrigbleiben sollte, als nur der Schatten des Vergangenen? Sein körperloses Ich? Seine Seele? Oder vielleicht, weil, wenn man seinen Namen nannte, er sein Geschlecht zugleich an den Bußpfahl gekettet haben würde. Sein Geschlecht, seine Familie, die doch nicht schuldig war an seiner Tat, die es ja eben gewesen war, gegen die seine Tat sich gerichtet hatte. Denn ich weiß nicht, wie es kam, aber ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß es eine Freveltat gewesen sein mußte von Familienangehörigen gegen Familienangehörige, und indem meine Vorstellung hieran arbeitete und knetete, nahmen meine Gedanken plötzlich ihren eigenen Gang, weit fort von der Stelle, wo ich mich befand, aus dem Westen Deutschlands nach dem fernen Osten, und mit einem Mal wußte ich, daß es eine Tat von Bruder gegen Bruder gewesen sein mußte, eine Geschichte fiel mir ein, die ich dort einmal gehört hatte, in der alten Stadt am breiten Strom, der schweigend durch den Osten geht, wie die schweigende Lahn durch den Westen."

Das Gemeinsame in diesen Einleitungen ist die Symbolik und der Umstand, daß Dichter oder Erzähler durch irgend etwas, was sie sehen, an das, was sie erzählen, erinnert werden. Anderseits liebt es Wildenbruch, seine Erzählung mit einer bewegten Szene zu beginnen, die sogleich das für Held und Geschichte Bedeutsame zur Kenntnis bringt und in die dem Gegenstand angemessene Stimmung versetzt, wie z. B. die sehr charakteristische Schilderung des wilden Treibens beim Schwimmen der Kadetten in „Vizemama". Hin und wieder zeichnet er das Milieu wie in „Francesca von Rimini", „Eifernde Liebe" und mit besonderer Anschaulichkeit im „Zauberer Cyprianus". Es ist eine bemerkenswerte Ausnahme, wenn im „Astronom" ein Zwiegespräch Unbeteiligter über den Helden die Einleitung bildet. Bezeichnend ist Wildenbruchs Fähigkeit, des Lesers Blick schnell auf das Wichtige zu lenken. Mit dieser Fähigkeit verbindet sich erfolgreich das Bestreben, die Aufmerksamkeit des Lesers zu spannen, indem er sich

sogleich an sein Gefühl wendet. Dies ist um so bezeichnender für Wildenbruchs Stil, als es sich auch in vielen seiner Dramen zeigt, deren Exposition häufig ein kleines Meisterwerk ist, das in vollen Tönen das Thema des Dramas anschlägt und ausklingen läßt, wie z. B. in „Christoph Marlow", wo des Helden Stellung zu seiner Umgebung und sein Charakter in lebhafter Darstellung ohne jedes epische Element veranschaulicht wird, oder im „Fürsten von Verona", wo im harmlosen Spiele der Mädchen im Kloster ein bitterer Ernst liegt, der sich dann plötzlich unter dem Klange der Sturmglocke zu blutigem Kampf umsetzt.

Der fesselnden Einleitung entspricht in der Mehrzahl seiner Erzählungen die schnelle Entwickelung, in der das retardierende Moment nur selten erscheint. Fast immer liegt der Keim der Ereignisse in der Einleitung oder unmittelbar danach, so daß ein Bericht über weit hinter dem Anfang Liegendes nur ausnahmsweise, wie z. B. in der Erzählung „Unter der Geißel" vorkommt. Wie im Drama kommt es Wildenbruch auch in der Erzählung darauf an, die Teilnahme in Spannung zu halten. Dort folgen sich daher farbenprächtige Bilder in schneller und reicher Abwechselung, hier reiht sich Begebenheit an Begebenheit, die gewöhnlich zu unheilvollem Ausgang führen. Denn selten versöhnt der Schluß wie in „Schwesterseele" und im „Wandernden Licht" die Gegensätze.

Wie in seinen Dramen geschieht auch in seinen Erzählungen außerordentlich viel. Er liebt nicht die direkte Charakteristik. Er zeigt vielmehr die Charaktere seiner Personen durch ihre Handlungen. Er verwickelt sie fort und fort in äußere und innere Kämpfe. So stark liegt diese Neigung im Dichter, daß er in seinen ältesten Novellen wie in vielen Dramen nicht der Gefahr entronnen ist, allzu äußerlich zu bleiben. In den älteren Novellen „Vor den Schranken", „Brunhilde", „Francesca von Rimini" wird ungemein viel Tatsächliches erzählt, aber wir hören selten, daß es einen Widerhall in der Seele erweckt. Es ist eben äußerliches Leben, das er schildert. Erst allmählich, etwa von der „Danaide" an, gelingt es dem Dichter, dieses mit der Schilderung inneren Lebens zu verbinden, ohne auf die Häufung der Begebenheiten zu verzichten. Im „Astronom", der „Schwesterseele", „Cyprianus", „Vizemama" wird fast jedes Ereignis umgesetzt zum seelischen Erlebnis der Hauptperson. Zug für Zug wird das Gemütsleben analysiert, Faser um Faser dem Auge des Lesers bloßgelegt. Trotzdem bleibt der Ton der Darstellung lebhaft und frisch. Auf die Zeichnung des Örtlichen legt Wildenbruch kein Gewicht. Er skizziert es mit wenigen Worten, wie der Maler Berge im Hintergrunde seines Gemäldes nur leise andeutet. Auch das Äußere der Personen wird gewöhnlich mit wenigen Worten erledigt. Er wirft dagegen alles Licht auf

die Handlung, die er mit allen Einzelheiten und Nebenumständen, mit Ursachen und Folgen breit und grell ausmalt. Erst wenn er die Gewißheit hat, daß die Begebenheit dem Leser handgreiflich vor Augen steht, daß sie ihn rührt oder entsetzt, erfreut oder erschüttert, ist er zufrieden. Wie eindringlich er zu schildern weiß, zeigt z. B. die Erzählung der Folterqualen der Justina im Cyprian, bei denen der Leser fast körperlichen Schmerz empfindet. Auf diese tiefe Wirkung ist alles und jedes gestimmt. Dies erreicht er mit weiser Benutzung seiner Sprachmittel, die nicht viel Eigentümliches zeigen. Er verwendet im Grunde nur altes Sprachgut. Er erfindet selten neue Wendungen und steht in dieser Beziehung Dichtern wie Rosegger, Keller, Otto Ludwig nach. Ihm, der in der Fremde geboren und in vornehmen Kreisen erzogen wurde, der seine Jugend in großen Internaten verlebte, fehlt die ursprüngliche Frische, die Urwüchsigkeit des Ausdrucks dieser Kinder des Volkes, die in der Heimat eine ungebundene Kindheit und Jugend genossen. In dieser Beschränkung erreicht er dennoch seinen Zweck. Er arbeitet mit allen Mitteln der Rhetorik. Er wählt volltönende, schallende Worte, ungewöhnliche Wendungen, auffallende Vergleiche. Er begnügt sich nicht, ein Wort einmal zu setzen, er wiederholt es zweimal, dreimal; so sehr oft „ja, ja, ja", „nein, nein, nein". Er wählt für eine Handlung mehrere Prädikate, für eine Erscheinung mehrere Substantive. „So stand er (Nero) vor den Augen der Menge. Der rote Flammenschein züngelte um seine Gestalt; Rauch und Flammen schufen eine Atmosphäre, die ihn umdampfte, wie der qualmende Atem aus dem Rachen eines Tigers, und es sah aus, als wäre dies die Lebensluft, die zu ihm gehörte, die er brauchte, die er einsog mit gierigen Nüstern und schleckenden Lippen." (Claudias Garten S. 9.) „Die linke Hand fingerte in den Saiten der Leier — Nero war glücklich. Wie sie ihn liebten, die Römer! Wie sie sich weideten an seinem Anblick! Wie sie ihm huldigten! Wie jedes Wort, jeder Laut, jeder Blick es ihm verkündete, daß er ein großer Mensch, ein Übermensch, ein Gott war." (Ebenda S. 11.) „Unter Träumen war die Erinnerung wieder hervorgekrochen und jetzt, in dem verschlossenen Zimmer, an dem schmalen Schreibtisch, bei der dürftigen Lampe, arbeitete sie in den Händen der Frau fort, in den fliegenden Händen, die mit Hast Schubfach auf Schubfach aufzogen und Papier daraus hervorrissen, in Paketen zusammengebunden, mit vergilbten, vertrockneten, vermorschten Blumen durchsteckt, Briefe, Briefe, Briefe." („Vizemama" S. 62.) „So hatte sie sich versehen, verlaufen und verirrt. So war sie hineingetaumelt und hineingefallen. So! So! So! („Schwesterseele" S. 339.) „Nach allen Seiten verneigte er sich, einem hochverehrten Publikum dankend, dankend, dankend für die großartige Kundgebung des

Beifalls, von welchem er dem Dichter, der leider, leider, leider nicht anwesend sei, Mitteilung machen würde.“ (Ebenda 370.)

Hin und wieder finden sich auch neben den Bildern, die die Sprache selber reicht, eigene, erfundene, die genau treffen, was sie bezeichnen sollen, aber gesucht und ziemlich sonderbar sind, ja auch geradezu lächerlich wirken. Sehr schön heißt es „Vor den Schranken“ S. 139 von den Augen des Referendars, deren Ausdruck dem Gerichtspräsidenten plötzlich auffällt, obwohl er so oft hineingeblickt hat: „Es war, als wenn man von einer Brunnenöffnung, die mitten in der Straße liegt und auf die man deshalb nicht mehr geachtet hat, den Deckel abhebt. Hundertmal ist man über die Planke gegangen und hat sich schließlich daran gewöhnt, anzunehmen, daß nichts Besonderes darunter sein könnte — und plötzlich schaut man in eine dunkle, geheimnisvolle Tiefe hinab.“ Ebenso bezeichnend sagt der Dichter von einer alten Hehlerin (ebenda S. 171): „Sie flüsterte so hastig, daß ihre Lippen wie alte, schmutzige Kartenblätter zitterten.“ Treffend, aber auch gewagt ist das Bild des Professors entworfen („Der Astronom“ S. 11): „Der Professor war kein schöner Mann; eher hätte man ihn häßlich nennen können. Der kunstlos gehaltene blonde Bart umrahmte ein eckiges, nüchternes Gesicht, das Gesicht eines Arbeiters, eines harten Arbeiters. Die Nase, die kurz und stumpf aufgesetzt war, ritt in die Welt hinaus, wie ein Gaul, der besser Trab als Galopp geht, freilich ein guter Traber und ein ausdauernder, der mit der Zeit weiter kommen mochte als mancher rasch anspringende, feingegliederte Hengst. Kopf und Stirn waren stark, beinahe mächtig ausgearbeitet; aber es war grobes Holzschneidewerk, ein Baukasten für mathematische Gedanken — Bausteine — ohne die weiche Rundung, welche die Phantasie am Haupte des Menschen wölbt, um darin zu ruhen und zu träumen.“ Die Grenze des guten Geschmackes erreichen Vergleiche wie („Vizemama“ S. 258): „die Dame, deren Backen jetzt wie rotglühende Plättbolzen leuchteten.“ Ebenda 266: „als wollte die heisere Stimme ihm in den Hals zurückkriechen.“ Ebenda S. 303: „Indem er die Worte, die sich in ihrer farblosen Herkömmlichkeit wie Leichen ausnahmen, klanglos aus hohler Brust hervorholte.“ Schlimmer noch: Cyprianus S. 105: „Seine Phantasie stand auf und reckte die Hände nach ihr und zauberte ihr Bild vor ihm hin, daß er sie hörte, fühlte und leibhaftig vor sich sah.“ Schwesterseele S. 136: „Indem er das dachte, taumelten ihm Leib und Seele zusammen.“ Ebenda Seite 380: „Ihre starke Seele stand auf und biß die Zähne aufeinander.“ Es erscheint seltsam, daß es dem Dichter entgangen ist, wie unnatürlich diese und ähnliche Bilder sind, die doch nicht die Wirkung hervorbringen, die der Dichter in seinem Streben nach sinnfälligem Ausdruck erreichen wollte. Sein lebhafter Sinn, seine schäumende Phantasie

will das gestalten, wofür der Sprache die Bezeichnung fehlt. Wie sich die brandende Woge, die den Strand hinaufrollt, ihre Vorgängerin überholend, in dem Augenblick der höchsten Kraft überschlägt und zurücksinkt, zerfließt des Dichters Phantasie. Auch sie erreicht ihr Ziel nicht.

Dieser Vorgang ist aber für Wildenbruchs Wesen und Schaffen bezeichnend. Er wagt immer viel. Seine Einbildungskraft treibt ihn stets zum Äußersten. Darum verzagt er auch nicht, die Geschöpfe seines Dichtens dem Tode zu weihen; denn er will ergreifen und rühren. Nichts ist rührender als der Tod; und so erscheint er häufiger in seinen Werken als in denen irgendeines anderen deutschen Dichters, Fontane ausgenommen.

So mannigfaltig der Gang seiner Erzählungen ist, so reich sie an verschiedenartigen Persönlichkeiten sind, der Ton, auf den sie gestimmt sind, klingt fast immer gleich. Es ist ein tiefer Ernst, ein hoher Schwung, eine edle Begeisterung; denn der Dichter, der in ihnen spricht, ist ein ernster Mann, ein treuer Charakter. Ihn hat hin und wieder die Lust ergriffen, Vorbildern, alten und neuen, nachzustreben, aber zu den eigenen Idealen kehrte er immer zurück. Man kann ihn wohl mit Schiller, Kleist und E. T. A. Hoffmann vergleichen; er teilt den einen oder den anderen Zug mit ihnen, aber er gleicht ihnen nicht, er ist ein eigener, selbständiger Charakter.

Das Mariage-Spiel.

Von Prof. Dr. **Carl Müller** in Dresden.

Für das Auslosen von Braut- und Ehepaaren „auf Zeit“, das dem Kreise der Freunde und Freundinnen der Geschwister Cornelie und Wolfgang Goethe so großes Vergnügen bereitete (s. Dichtung und Wahrheit 6. und 15. Buch), gibt Löper 21,248 nur einige „urkundliche Andeutungen“, ohne das sonstige Vorkommen dieses Spiels zu belegen. Aus der Darstellung Goethes ist seine weitere Verbreitung ja auch nicht zu schließen, vielmehr scheint Goethe anzunehmen, daß „jener wunderliche Redner, der den Gesetzgeber des kleinen Staates spielte“, sich jenes Gesellschaftsspiel selbst ausgedacht habe. Doch läßt sich etwas Ähnliches bereits um ein reichliches Menschenalter früher nachweisen.

In dem Romane Hunolds: Der Europäischen Höfe Liebes- und Heldengeschichte. Hamburg 1734, 1, 176 flg. wird den hohen Anwesenden zu Gefallen „eine Lust angestellet, die darin bestund, daß man nach Art der Landleute eine Hochzeit halten wolte. Darum wurden lauter kleine Zettul gemacht, auf welchen der Nahme Bräutigam, Braut, Braut-Vater, Braut-Diener und alle die Verwaltungen zu finden, die auf Bauern-Hochzeiten

vorkommen. Alsdann mußte man um diese Zettel losen, was vor ein Amt ein jeder dadurch erlangte; und solches solte ohne Unterschied der Personen verrichtet werden. Allen gefiel dergleichen kurtzweilige Anstalt überaus wohl; sie eilten demnach, Lose zu ziehen, und wenn ein Fürst Aufwarter[1]) oder eine Prinzessin Aufwasch-Magd, hingegen ein Cavalier und Fräulein was höheres wurden, ging es ohne ein lachen nicht ab.

Hierauf wurden die Traktamenten in töpffernen Schüsseln nebst hölzern Löffeln und Tellern herbeygeschafft, die Kleider, so die Bauren auf ihren Hochzeiten brauchen, angelegt, die Bauer-Musicanten geholet und alles so angeordnet, als ob zwey hübsche Land-Leute ihren Sohn und Tochter eine Hochzeit ausrichteten und es an nichts mangeln ließen. Es fehlte auch in der That so hohen Personen an Lustbarkeit nicht, da sie geringe vorstelleten: denn man scherzte dergestalt viel freyer, und wer den Bauren am natürlichsten nachahmen konde, der hatte es am besten gemacht."

Die Schlußsätze zeigen, worin hier das eigentliche Vergnügen gefunden ward, in der wenigstens zeitweiligen „Rückkehr zur Natur", die im 17. Jahrhundert für die so beliebten „Wirtschaften" der vornehmen Kreise Triebfeder war. Mit einer Abart dieser haben wir es hier zu tun: auch heute noch wird für gesellschaftliche Vergnügungen die „Idee" einer Bauernhochzeit ausgegeben, nur daß man wohl von einer Auslosung absieht.

Die Spielsitte, die durch eine solche eine zeitweilige Paarung von Herren und Damen bezweckt, so wie es in Goethes Kreis geschah, beschreibt ausführlich J. L. Nemeiz, Vernünftige Gedanken über allerhand. (Materien, 5. Teil, Frankf. 1744, S. 76.)

„Den ersten Sonntag in den Fasten hat man zu Metz eine sonderliche von langen Zeiten her eingeführte Gewohnheit. In einem der vornehmsten Häuser, wo namentlich Assembléen gehalten werden, macht man eine Liste von Cavaliers sowohl als von Damen, die solche Häuser zu frequentiren pflegen, und numerirt dieselben. Die Namen der Cavaliers werden in einen, die von denen Damen in einen andern Hut geworfen, und darauf von jemand, der bei diesem Spiel nicht mit interessiert ist, die Loose gezogen.

---

1) Vom gewöhnlichen Sinne dieses Wortes weicht sein Gebrauch in der Sprache der Galanterie ab; in Celanders Verkehrter Welt 1718 bedeutet Aufwärter einer Dame deren Liebhaber oder Courmacher (wie bei Opitz, D. Wtb. 1, 772), z. B. S. 92: Ich würde glücklich seyn, wenn ich ein geliebter Aufwärter der schönen Lovisen wäre, ebenso S. 293, 412 u. ö. Auch Aufwartung erscheint in diesem Sprachgebrauch (im D. Wtb. nicht belegt), z. B. S. 359: Ich bemühte mich, die edle Zeit mit ihrer (der Dame) Aufwartung zu verschwenden. Sogar bedienen wird vom Verhältnis zu einer Geliebten gesagt, wohl in Nachahmung des Französischen; bittet doch in Crailsheims Liederbuch hg. von Kopp S. 159 eine alte Jungfer um einen Serviteur: Bescher, o Herr, bescher mir einen Serviteur, er sey gleich lahm, blind oder klein, hab nur ein Bein usw.

Diejenigen nun, welche der Hazard zusammenfügt, werden gleichsam als Braut und Bräutigam gehalten, sie mögen ledig oder ein oder der andere, auch wohl beide, sonst verheiratet sein. Er wird Valentin, sie seine Valentine, und das Spiel Valentinage genennet. Wann diese Loose des Sonntags Abends gezogen worden, so wird den andern Morgen jedem sein Loos zugeschickt; der geht sogleich nach seiner Valentine und macht derselben seine erste Aufwartung, beschenkt sie auch noch denselben Nachmittag mit einer Garnitur Band, ein halb Dutzend Handschuhen und andern Kleinigkeiten, so wie es seine Generosité zuläßt und überschickt ihr solches alles in einem exprès dazu verfertigtem Körbchen.

Sie hingegen ersetzt das Present mit einem Band am Degen, Stock usw. Darauf hat er die Freiheit, daß er alle Morgen unangemeldet zu seiner Valentine gehen kan, wann sie unangekleidet an ihrem Nacht-Tisch sitzt oder noch wohl gar sich im Bette befindet, ohne daß der Mann, wann die Dame verheiratet ist, dasselbe verhindern oder übel nehmen darf. Ja in allen Gesellschaften hat er bei seiner Valentine das Prae, und darf sie außer ihn sonst niemand bedienen. Diese Ceremonie währet die gantze Fastenzeit über, bis vierzehn Tage vor Ostern; und hat man Exempel, daß aus dieser Valentinage endlich gar ernsthafte Heirathen oder wenigstens Amouretten geworden . . .

Und wie geringere Leute es denen vornehmen gemeiniglich nachzuthun pflegen, so ist dieses Spiel auch bei Bürgers-Leuten, ja sogar auch unter dem Pöbel im Gebrauch; da dann jene unter sich in ihrer Nachbarschaft ebenfalls dergleichen Loose ziehen, diese aber des Abends auf öffentlicher Gasse zusammen kommen, und einer von ihnen ruft: Je donne, je donne; denen ein andrer antwortet: à qui? Je donne un tel à une telle; und darauf machen sie sich lustig und tanzen mit einander öffentlich herum, bis es Zeit ist nach Hause zu gehen. —

Der Ursprung des Wortes Valentinage, hat man mir zu Metz gesagt, wäre dieser: Es hätte in vorigen Zeiten ein Edelmann aus Spanien, und zwar aus dem Königreich Valentia, sich zu Metz häuslich niedergelassen und diese Gewohnheit, die vielleicht in seinem Vaterlande im Gebrauch gewesen, auch allda eingeführet (was bei dem eingezogenen Leben der Spanierinnen nicht wahrscheinlich sei). Neuerlich wäre diese Valentinage in Metz abgestellet, u. a. weil wegen der starken Garnison sie ohne ein oder andern von den Officiers vor den Kopf zu stoßen fast nicht mehr practicable. 1715/16 als ich mich zu Metz befunden, hat diese Badinage noch gegolten.

S. 78. In des Sprachmeisters Johann Koenig Englischem Wegweiser oder Engl. Grammatik im 33. Gespräch finde ich, daß solches auch in England üblich.

Auf den 14. Februar ist Valentins-Tag, welcher mit der nachfolgenden Ceremonie aus uralten Zeiten durchs ganze Land begangen wird . . ., welche mit dem natürlichen Instinct der Thiere zu solcher Jahreszeit eine Gleichheit hat. Den Valentin zu erwehlen werden die Namen der Jungfrauen und Junggesellen, so darum loosen wollen, auf Briefgen geschrieben. Die Mannsbilder losen für der Jungfrauen Namen, diese für der Männer Namen. Männer tragen ihr Loos etliche Tag am Hut, die Weibsbilder vorn auf der Brust. Die Manier ist, daß einer dem andern etwas verehrt, und bisweilen folgt im rechten Ernst eine Heirat darauf."

Wenn in den „Vermischten Gedichten" von H. J. Sivers 1730 S. 145 die Stelle begegnet: „Und dieser spielet gern zur Nachtzeit mariage", so mag eine solche leichtfertige Wendung wohl durch mancherlei Vorkommnisse beim Mariage-Spiel nahegelegt worden sein.

Im Kreise Goethes zeigt sich ein Nachklang der Valentinage, aber das Spiel ist veredelt, vergeistigt: von Geschenken ist nicht die Rede außer solchen geistiger Art, jeder Teilnehmer bemüht sich, „seine Gattin auf eine ungezwungene Weise zu verbinden"; einem Goethe mußte dies vor allem gelingen — dem Mariage-Spiel verdanken wir den Clavigo.

Sprechzimmer.

1.

Zu Ztschr. XIX, 194.

Der von C. Nohle (Ztschr. XIX, 194) vermutungsweise erwähnte Gebrauch des Impf. Fut. zur Bezeichnung einer beginnenden Handlung läßt sich im Plattdeutschen mehrfach nachweisen. Bei flüchtiger Durchsicht der „Läuschen un Rimels" von Fritz Reuter habe ich folgende Belegstellen gefunden: De Tigerjagd V. 81. — Herrjemine! wo würd mi gräsen! — (ebenso: De Ihr un de Freud V. 72 Mi würd wohrhaftig orndlich gräsen!) V. 130. — Wo würd hei (Der Tiger) in dat Holt 'rin bündeln. — V. 53, 54. — Dunn was mi dat doch likstertwelt, as würd sick achter mi wat rögen. — Ferner: Tru un Glowen V. 14, 15. — As sei eins seten in den Kraug tauhopen Un em (oll Bur Päsel) de Gall würd ewerlopen. — V. 21 — Na, dat würd ok so lang' nich duren. — De Entschuldigung V. 8, 9 — Hei let Graf Ohnewitz sick nennen Un würd bi Hof dor Gastrull'n gewen. — De Hasenuhren V. 22. — Dit würd em eklich nu krepiren.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß sich das Präs. Fut. in der Bedeutung des einfachen Präs. oder Impf. bei Fritz Reuter ganz regelmäßig findet, ohne daß es gerade eine beginnende Handlung bezeichnet. Nur ein Beispiel: De Tigerjagd V. 55 — Ick ward' mi üm de Tunn 'rüm bögen = ich bog mich um die Tonne herum.

Berlin. Georg Goetz.

2.

Schwund der Deklination. S. Ztschr. XIX, 194/6.

Karl Müller spricht a. a. O. von dem Schwund der Übereinstimmung der Apposition und bedauert ihn mit Recht; aber etwas Freiheit sollte man doch gelten lassen, wenn auch nicht so viel wie Wunderlich will. In meiner Besprechung der zweiten Auflage von dessen „Deutschem Satzbau" (Indogerm. Anzeiger 14. S. 34 ff.) habe ich auch von dem Goethischen Satze gesprochen „traf ich einen jungen B. an, ein offener Junge, mit einer gar glücklichen Gesichtsbildung", und ich wiederhole hier, was ich dort gesagt habe: „Ich würde hinter 'an' einen Strichpunkt oder gar einen Punkt setzen, und das Folgende nicht als eigentliche Apposition, sondern wie auch Erbe (Ztschr. d. Spr. 1893. 90) als kurzen Erklärsatz, oder gar Ausrufesatz auffassen, deren wir in der mündlichen Rede so viele gebrauchen. Ähnliches gilt mir für den Bismarckischen Beleg bei Wunderlich „heute werde ich bei der Kaiserin Eugenie diniren, in kurzen Hosen, Schuh und Strümpfen, eine Tracht, in der ich meine eigene Heiterkeit errege". Noch anders ließe sich ein anderer Goethischer Satz deuten, den Wunderlich anführt: „nur kontrastirte die Person des Kardinals, ein kleiner zusammengefallener Mann, den wir speisen sahen"; die Apposition muß man hier nicht auf „des Kardinals" beziehen, sondern auf das ganze Gefüge 'die Person des Kardinals'. — Sehr häßlich aber wirkt natürlich die Nichtübereinstimmung der Apposition in folgendem Zeitungsberichte: „Der Reichsanzeiger meldet: Geh. Kommerzienrat Ludwig Max Goldberger und Fabrikbesitzer Karl v. Siemens, beide in Berlin, ist der Kronenorden zweiter Klasse verliehen worden." Da erwartet man doch: „... erhielten den Kronenorden zweiter Klasse." Gefühlt ist die Apposition hier natürlich auch als gekürzter (Relativ-) Satz („die beide in Berlin wohnen"), aber störend wirkt selbst dann der Mangel der Dativbezeichnung am Anfange des Satzes.

Unverständlich ist mir aber, was Müller schreibt am Schlusse seiner Ausführungen: „Unbedingt fehlerhaft ist die Hinterziehung der Flexion in dem Satze: „Die persönlichen Verhältnisse eines noch heute lebenden, als akademischer Lehrer hochgeschätzten Mannes." Warum soll die Einführung eines Attributs durch „als" die ganze Fügung durchbrechen dürfen?" Ja, wie will denn Müller den Satz geschrieben wissen? Doch nicht etwa: „eines noch heute lebenden, als akademischen Lehrers hochgeschätzten Mannes"? Matthias hat in seinem Buche „Sprachleben und Sprachschäden" diese und ähnliche Fügungen ausführlich behandelt; ich will hier nur zwei seiner Musterbeispiele anführen, die dem von Müller m. E. fälschlich gerügten entsprechen: „Die Erreichung des schon längst als ein übertrieben hohes erscheinenden Zieles. — In dem als ein gutes Quartier bezeichneten Dorfe", wo es doch auch nicht heißen kann: „In dem als einem guten Quartier bezeichneten Dorfe." Die Fügung, wie sie im ausgeführten Nebensatze erforderlich wäre, muß in solchen Fällen unbedingt beibehalten werden.

Bonn. Dr. **Wülfing.**

3.

Zu Kleists „Prinz von Homburg".

II, 2. Ei, du vorwitz'ger Knabe, der du noch
Nicht die zehn märkischen Gebote kennst!

Diese Stelle verstehe ich anders als Seiler, Wolf, Grünwald („Ztschr. f. d. deutschen Unterricht, XVIII, 11, S. 728).

Der erste Offizier sagt: „Nimm ihm den Degen ab!" Diese Äußerung ist in den Augen des Prinzen die Frechheit eines „vorwitzigen Knaben", die mit Handgreiflichkeiten, nicht nur mit Worten bestraft werden muß. Darum stößt er ihn nicht allein zurück, sondern „reißt ihm das Schwert samt dem Gürtel ab", so daß der Gemißhandelte „taumelt". Als der Untergebene sich eine Kritik dieser Handlungsweise erlaubt, schreitet der Prinz „auf ihn ein" und würde sich wiederum an ihm vergreifen, wenn jener „den Mund öffnete". Zu allen diesen Tätlichkeiten Homburgs paßt der Hinweis auf die zehn Finger, die nach meiner Ansicht mit den zehn (märkischen) Geboten gemeint sind.

Breslau Professor Dr. **Steinhäuser.**

4.

„Von Pontius zu Pilatus laufen."

Prof. Ernst Meyer gibt in seiner Besprechung dieser Redensart[1]), in der er eine „witzige Wendung" zur Bezeichnung unnützen Hin- und Hersendens erblickt, keine eigentliche Erklärung ihres Entstehens.

In sehr ansprechender Weise sieht Prof. Kr. Nyrop, Kopenhagen, darin das Walten der Rücksicht auf die Lautharmonie, die ja auf die Wahl des Ausdrucks oft von entscheidendem Einflusse ist und die merkwürdigsten Wort-Umbildungen und Verdrehungen herbeiführt.

Im 8. Kap. seines Buches „Ordenes Liv", worin er zahlreiche hierhergehörige Erscheinungen bespricht, sagt er, anknüpfend an Bismarcks Ausspruch im Deutschen Reichstage (12. Juni 1888): „Es liegt auf der Hand, daß man so von Pontius zu Pilatus geschickt wird und mit der Reform nicht vorwärts kommt" folgendes: „Wir sehen also, wie aus Rücksicht auf den Wohllaut Herodes ganz sachte aus dem Spiele gelassen wird, während die eine Hälfte des Pilatus seinen Platz einnimmt und als Gegensatz zu der anderen gebraucht wird. Das Resultat dieses Prozesses kann in lautlicher Beziehung als recht zufriedenstellend bezeichnet werden; in logischer Beziehung ist es, gelinde gesagt, eine ungeheuerliche Mißgeburt."[2])

Waidhofen a. d. Ybbs. Prof. **Robert Vogt.**

5.

Noch einmal „etwas ausbaden müssen" (Ztschr. XIX, 193).

Die von C. Nohle gegebene Erklärung der Redensart scheint mir nicht einzuleuchten, auch wenn man an der Möglichkeit der Erklärung nicht zweifelt,

---

1) Jahrg. XVII, S. 797 dieser Zeitschrift.

2) Seite 187 flg. meiner Übersetzung, die ich der Bequemlichkeit halber zitiere: Das Leben der Wörter, Eduard Avenarius, Leipzig. 1903.

da sie den von ihm selbst zugestandenen Sinn des „büßen müssen", des „für ein von anderen begangenes Unrecht Strafe (oder überhaupt etwas Unangenehmes) erleiden müssen" nicht erkennen läßt. Ich will die Erklärung auf anderem Wege versuchen. Ein Beispiel (vgl. dazu Heyne Wb. unter ausbaden) mag das erläutern. Als Untertertianer pflegten wir den Primanern Vorwürfe zu machen mit den Worten: „Wenn ihr mal bei L. nichts gekonnt habt, müssen wir's immer ausbaden"; oder ein Angestellter gibt seinen Kollegen gegenüber seinem Unmut Ausdruck mit den Worten: „Wenn der Alte einmal Ärger mit seinen Kindern gehabt hat, müssen wir's immer ausbaden." Bleiben wir im Bilde, so ergibt sich ohne weiteres dreierlei: einmal eine als Bademeister fungierende erregende Ursache, die „das Bad heizt", dann ein durch die unangenehmen Eigenschaften des Bades (zu große Hitze, unangenehme Ingredienzien, ungelegene Zeit) meistens bei einem bestimmten Individuum herbeigeführter Erregungszustand, und endlich ein Ausleeren dieses Bades über einen, meist unschuldigen, dritten, so daß dieser „wie ein begossener Pudel" abzieht. Die Vergleichungspunkte sind hier meines Erachtens die üblen Eigenschaften und das Unerbetene des Bades, so daß die Redensart also bedeutet „ein besonders unangenehmes, unfreiwilliges Sturzbad über sich ergehen lassen".

Berlin. **Georg Goetz.**

6.

Assimilation im Deutschen.

(Zu Ztschr. XV, 810; XVII, 234 u. 726; XIX, 57.)

Die beim Vortrag des Gedichtes „Andreas Hofer" von Julius Mosen beobachtete Assimilation:

> Ihm schien der Tod gering,
> **Den** Tod (statt der Tod), den er so manches Mal
> Vom Iselberg geschickt ins Tal
> Im heil'gen Land Tirol.

findet sich auch sonst sehr häufig. Kraemer führt noch einen Fall an, der ihm bei der Deklamation des Uhlandschen Gedichtes „Schwäbische Kunde" stets vorgekommen ist:

> Bis **einem**, dem die Zeit zu lang,
> Auf ihn den krummen Säbel schwang.

Die griechischen und lateinischen Beispiele von solcher attractio inversa oder regressiva (Urbem, quam statuo, vestra est) lassen sich im Deutschen vielfach vermehren, und nicht bloß beim mündlichen Vortrag und in der Mundart, sondern auch bei der schriftlichen Fixierung der Gedanken. Auf den Anfang des Muskatellerliedes ist a. a. O. schon hingewiesen worden:

> **Den** liebsten Buhlen, den ich hab', der liegt beim Wirt im Keller (Fischart).

Der deutsche Unterricht in der Sekunda bietet mir reichliche Gelegenheit, solche falschen Assimilationen oder Attraktionen zu verbessern, wie die folgenden: „Die Feinde, in **derem** Bereiche wir uns befanden, feuerten unaufhörlich auf uns." — „Er machte uns plötzlich den Garten streitig, in **dessem** Besitz wir seit langer Zeit gewesen waren."

Die Mundart spielt hier sicher keine Rolle, da das Niederdeutsche den Relativsatz fast ganz vermeidet und solche Assimilationen gerade auch bei solchen vorkommen, die viel Niederdeutsch sprechen. Man kann diese Fälle also wohl nur so erklären, daß die Sprachen, und besonders die lebenden, überhaupt das Prinzip haben, gegen die grammatischen Gesetze bequeme Assimilationen, Analogiebildungen und Abschleifungen vorzunehmen.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

7.

Kaum = soeben, inzwischen, wenigstens (Ztschr. XIX, 196).

Eine frühere „Aufwartung", d. h. Aufwartefrau, von hier gebrauchte wiederholt kaum in dem Sinne von soeben, inzwischen, z. B. in dem Satze: „Die Kinder sind auf die Straße gegangen, kaum wurde ein bißchen Ruhe im Hause"; ähnlich: „der Kutscher hat jetzt keine Stellung, kaum arbeitet er an dem Bau." Aus Freiberg ging mir unter anderen Volkswörtern die Bestätigung dieser Bedeutung von kaum zu, das dort in einem tröstenden Sinne gebraucht wird in Sätzen wie: „Es hat den ganzen Tag geregnet; na, da ham mer kaum derweile kee Geld ausgegeben, da sin mer kaum emal hibsch derheeme geblieben." Die Einsenderin meint dieses kaum einem mit dem Gefühle der Befriedigung gesprochenen doch gleich setzen zu sollen, man wird es aber richtiger mit wenigstens vertauschen, womit man der eigentlichen Bedeutung von kaum näher kommt. Wenigstens bedeutet es auch in den Sätzen: Der Junge lernt in der Tanzstunde kaum sich gut benehmen; die Wäsche trocknet heute nicht, kaum bleicht sie e bischen. Dagegen steht es für höchstens in der Antwort auf die Frage: Wo wird denn die Mutter sein? — Die is kaum in der Mühle (Golzern).

Dresden-Strehlen. **Karl Müller.**

8.

Gefahr im Verzuge.

Gerade hatte mir ein Verwandter erzählt, daß er schon als Schuljunge seinem Lehrer gesagt habe, dieser Ausdruck sei falsch, es müsse doch heißen „Gefahr im Anzuge", als mir das Heft unserer Zeitschrift auf den Schreibtisch gelegt wurde, in dem Holzgräfe denselben Gedanken ausspricht und sagt, daß er selber stets diese Auffassung gehabt habe, und daß sie die herrschende zu sein scheine (19. Jg. S. 317). Ich gestehe, daß die Wendung zu dieser Auslegung verführen kann, wenn die Gefahr mehr betont wird als der Verzug; ich habe sie aber nie so betont gehört, sondern stets mit dem Tone auf „Verzuge" und habe sie nicht allein deshalb stets richtig aufgefaßt, auch nicht nur deshalb weil ich von der Sexta an gewußt habe, daß sie nichts anderes ist als die Übersetzung des lateinischen periculum in mora, sondern weil mir eben auch von jeher voll bewußt gewesen ist, daß „Verzug" nicht „Anzug" bedeuten kann, vielmehr nur und stets Verzögerung heißt; ich habe daher auch nie daran gedacht, daß die Umstellung „im Verzuge Gefahr" für manchen den Ausdruck deutlicher machen könnte. Weshalb soll aber auch die Betonung von „Gefahr" der

richtigen Auslegung im Wege stehen? Ich meine, der Sinn bleibt völlig der gleiche, ob ich nun sage „Gefahr liegt in der Verzögerung, im Aúfschub“, oder „Gefáhr liegt im Verzuge, im Aufschub“; ja, ich möchte sagen, eigentlich müßte gerade die „Gefahr“ den Ton tragen, denn für den, dem ich das Warnwort zurufe, ist der Verzug, der Aufschub ja schon vorhanden, und ich warne ihn eben vor der darin liegenden Gefahr als vor etwas Neuem, das ich darum auch betonen müßte.

Sollte aber nicht die andere Wendung „Gefahr im Anzug“ eine selbständige sein, die mit der einen, „Gefahr im Verzuge“, gar nichts zu tun hat? Mich wenigstens, der ich diese stets richtig verstanden habe, will es bedünken, als ob „Anzug“ dort nicht in verdeutlichender Weise für das nicht sofort verständliche „Verzug“ eingesetzt wird, sondern daß eben eine andere ganz gewöhnliche Redensart vorliegt: eine Gefahr ist im Anzug, wie ein Gewitter im Anzug ist, oder ein feindlicher Heerhaufe; „Gefahr im Verzuge“ bedeutet doch ein klein wenig etwas anderes, denn diese Gefahr ist eben nur bedingt. — Schließlich aber, meine ich, sei doch wohl durch Verweis auf solche Wendungen wie „die Sache leidet keinen Verzug“, „daß das ohne Verzug in die Landschaft gebracht werde“ (Kabale und Liebe II. 2) u. ä. der Gefahr vorzubeugen, daß der „Verzug“ in dem Ausdruck „Gefahr im Verzuge“ mit „Anzug“ verwechselt werde, denn „Verzug“ ist doch noch zu bekannt, als daß man es hier zum alten Eisen werfen dürfte.

Bonn. Dr. **Wülfing.**

Bücherbesprechungen.

Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon, Leipzig und Berlin bei B. G. Teubner.

6. Gustav Frenssen. Der Dichter des Jörn Uhl. Von Prof. Dr. Karl Kinzel, Berlin.
7. Heinrich von Kleist. Prinz Friedrich von Homburg. Von Dr. Robert Petsch, Würzburg.
8. Gottfried Keller. Martin Salander. Von Dr. Rudolf Fürst, Prag.
9. Fr. W. Weber. Dreizehnlinden. Von Direktor Dr. Ernst Wasserzieher, Oberhausen.
10. Richard Wagner. Die Meistersinger. Von Dr. Robert Petsch, Würzburg.
11. C. Ferd. Meyer. Jürg Jenatsch. Eine Bündnergeschichte. Von Prof. Dr. Julius Sahr, Gohrisch a. E.
12. Franz Grillparzer. Die Ahnfrau. Von Dr. Adolf Matthias, Geh. Regierungsrat und vortragender Rat im preußischen Kultusministerium.
13. Ferd. Avenarius als Dichter. Von Dr. Gerhard Heine, Bernburg.

14. Hermann Sudermann. Heimat. Schauspiel in 4 Akten. Von Prof. Dr. Bötticher, Berlin.
15. Paul Heyse. Kolberg. Erläutert von Prof. Dr. Heinrich Gloël, Wetzlar.
16. Franz Grillparzer. Libussa. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Erläutert von Prof. Dr. Richard M. Meyer, Berlin.
17. Theodor Storm. Pole Poppenspäler. Ein stiller Musikant. Erläutert von Dr. Otto Ladendorf, Leipzig.
18. C. F. Meyer. Der Heilige. Erläutert von Dr. Karl Credner, Jüterbog.
19. Wilhelm Raabe. Alte Nester. Erläutert von Prof. Paul Gerber, Stargard i. Pomm.
20. Adalbert Stifter. Studien. Erläutert von Dr. Rudolf Fürst, Prag.

Der unermüdlich tätige Herausgeber unserer Zeitschrift hat hier wieder einmal einen Beweis geliefert, wie sehr ihm die ästhetische und ethische Förderung unseres deutschen Volkes, insbesondere der deutschen Jugend, der ja die Zukunft gehört, am Herzen liegt, dadurch, daß er für dieses sein neues Unternehmen altbewährte tüchtige Arbeiter, die Kopf und Herz an der richtigen Stelle haben, herangezogen hat. Freilich, allen Menschen kann man es nicht recht machen. Das lehrt die Besprechung eines Teils dieser Sammlung Heft 5—14 durch Direktor Albert Biese im Oktoberheft 1904 der Zeitschrift für das Gymnasialwesen S. 645—649. Er beurteilt Heft 6—10 (Heft 5 fällt außerhalb des Rahmens unserer Besprechung) ziemlich abfällig. Eine solche Besprechung verdient zunächst die Abhandlung Kinzels über Gustav Frenssen, den Dichter des Jörn Uhl (6), durchaus nicht.[1]) Zuvörderst ist die würdige, gewählte Sprache, die allenthalben vorherrscht, rühmend anzuerkennen. Kinzel ist kein Freund der „Moderne" weder im Roman noch im Drama. Wir können ihm nur beistimmen, wenn er sagt: „Wer nach des Tages Last und Mühe das Theater aufsucht, will gern einmal seine Seele vom Alltagsstaube frei machen, aber nicht in widerwärtige Verhältnisse und krankhafte Zustände hinabtauchen, die in Mord und Selbstmord enden, wie in „Schuldig" oder „Fuhrmann Hentschel". Drei Dinge heben wir hier als besonders beachtenswert an dieser Schrift hervor: zunächst Frenssens Stellung zum Christentum, S. 14f. Der Verfasser scheint auf einem streng dogmatischen Standpunkt zu stehen und es bekümmert ihn, daß Frenssen dieser Weltanschauung nicht huldigt. Dennoch weiß er den edlen, sittlichen, im tiefsten Sinn christlichen Kern in Frenssens Werken, der ja auch Predigten veröffentlicht hat, hoch zu schätzen, wie dies das Schlußwort des Schriftchens S. 30 bezeugt. Ebenso wertvoll wie diese eben berührten Erörterungen sind die Vergleiche, die Kinzel zwischen Paul Mayhöfer in Sudermanns „Frau Sorge" und Jörn Uhl zieht S. 18, und zwar zu-

1) Über Jörn Uhl handelt ebenfalls Biese, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur, Jahrg. 1904, S. 370—391, worauf wir hier nicht weiter eingehen können.

gunsten des letzteren, sowie endlich das, was Kinzel über die innige Heimatsliebe und seine Naturbeobachtung Frenssens sagt S. 233 f. Möge diese Schrift sich in Haus und Schule recht einbürgern. Sie wird großen Genuß sowohl vor wie nach dem Lesen des „Jörn Uhl" gewähren. — Die eben erwähnte Schrift setzt die Kenntnis der in ihr behandelten Dichtung nicht voraus; anders ist es mit der über Heinrich von Kleists Prinz Friedrich von Homburg von Dr. Petsch (7). Diese kann der Leser nur nach eigener gründlicher Durcharbeitung des Dramas mit Erfolg benutzen. Der Verfasser sieht in Kleist im Unterschied von den Romantikern einen Dichter, bei dem der reflektierende Verstand das Gefühlsleben überwiegt. Diese Gedanken enthält die Einleitung S. 1—12. Die Hauptidee des Kleistschen Schauspiels wird in folgenden Worten angegeben S. 19: „Kultur und Natur stehen sich gegenüber, Kopf und Herz, wie beim Kampf zwischen den Aufklärern und den Stürmern und Drängern, aber die Vernunft des Kurfürsten läßt die Rechte des Herzens gelten, soweit es wirkliche Rechte und keine Anmaßungen sind, das Herz des Prinzen fügt sich der Oberleitung, der Vernunft, soweit diese keine Tyrannei übt." Mit großer Sorgfalt sind namentlich die Hauptcharaktere: Prinz Friedrich von Homburg, der Kurfürst und die Prinzessin Natalie beleuchtet; man folgt mit Spannung ihrer Entwickelung durch die Kunst des Verfassers.[1]) — Wie diese Arbeit auf gründlicher Beherrschung des Stoffs beruht, so auch die Erläuterungen zu Gottfried Kellers Martin Salander von Dr. Rudolf Fürst (8). Man muß dem Verfasser entschieden dafür dankbar sein, daß er dem Schüler, dem Bächtolds dreibändige Kellerbiographie und auch Kösters Vorlesungen über G. Keller nicht leicht zugänglich sind, die Bedeutung der neueren Schweizer Dichter und Schriftsteller erschließt. Fürst hebt namentlich den pädagogischen Zug oder die pädagogische Tendenz Kellers hervor, die sich jedoch nirgends aufdringlich in seinen Schriften zeigt. So im „Grünen Heinrich", dem „Sinngedicht", in „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster", in den „Leuten von Seldwyla". Der Verfasser weist nach, wie hier Pestalozzi und Jeremias Gotthelf Keller zum Vorbild dienten. Von letzterem entwirft er eine ziemlich ausführliche, ernst gehaltene Charakteristik im Gegensatz zu der, die Gottschall in seiner „Deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" gibt.[2]) Hierauf geht erst der Verfasser zu Gottfr. Keller über und auf dieser breiten Grundlage, die bis S. 21 geht, d. i. bis zur Hälfte des Werkchens, entwickelt er den Inhalt des Romans, den er einen polemischen Erziehungsroman nennt, mit überaus einfacher Fabel, in dem aber die Kunst der Charakteristik auf der allerhöchsten Stufe steht. Die Charaktere sind denn auch höchst lebendig vom Verfasser dem Dichter nachgezeichnet.

Die Arbeit von Dr. Ernst Wasserzieher über Fr. W. Webers Dreizehnlinden (9) kündigt sich im Vorwort als erste Schrift eines Protestanten

---

1) Über den Charakter des Kurfürsten hat neuerdings gut geschrieben Dr. Berthold Schulze, Neue Studien über Heinrich von Kleist, S. 78 ff.

2) a. a. O. IV⁵, S. 355.

über diese Dichtung an. Wasserzieher wundert sich mit Recht darüber, daß eine Dichtung, die in 25 Jahren es bis zu 100 Auflagen gebracht hat, wohl in katholischen Kreisen die beste Aufnahme gefunden, in protestantischen aber nicht die ihr gebührende Beachtung erfahren hat. Diesem Übelstande möchte Wasserzieher abhelfen, also vor allem zum Lesen und Genuß des Epos anregen. Er verkennt nicht die Mängel, die in der mitunter zu knappen Sprache der Dichtung mit ihren oft altertümlichen Wörtern liegen, sowie die Zumutungen, die sie der arbeitenden Phantasie des Lesers stellt. Nach einem kurzen Überblick über den Lebensgang Webers folgt die Wiedergabe des Inhalts der Dichtung. Der Zweck des Verfassers, Liebe zu dieser zu wecken, wird vollkommen erreicht. Wer könnte gleichgültig, ja ohne Rührung bleiben, wenn ihm hier die Gestalten der Dichtung: ein Elmar, eine Hildegunde, der Prior, die Seherin Drude, Bodo von Bodinkthorpe so lebensvoll geschildert werden, daß man die gewaltige Zeit des Ringens des Deutschen mit dem christlichen Geiste im Zeitalter Ludwigs des Frommen vor Augen zu sehen glaubt! Wie der Verfasser die Charaktere der Dichtung in das hellste Licht zu setzen weiß, so auch die Kompositionsweise des Dichters. So sagt Wasserzieher auf S. 14: Weber liebt es, ganze Gesänge kontrastieren zu lassen, sowohl im Stofflichen als auch in der Stimmung. Beispiele sind: „Das Erntefest" und „In stiller Nacht", „Vogelfrei" und „Landsturm", „Fieberträume" und „Ein Kreuz im Walde", „Elmar im Klostergarten" und „Zwei Frauen". Und über die Weltanschauungen, die in der Dichtung zusammentreffen, sagt Wasserzieher: Drei getrennte Welten treten uns in Dreizehnlinden entgegen: das Sachsentum, das Frankentum und das beide zuerst trennende, später aber verbindende Christentum. Nur hindeuten will ich auf die feine und klare Inhaltswiedergabe des 17. Gesangs: Des Priors Lehrsprüche, in denen Wasserzieher den Niederschlag der reichen Lebenserfahrung des Dichters selbst erblickt, und des 19.: Elmar im Klostergarten, ebenso wie des 18. rein lyrischen Gesangs: Hildegundens Trauer. Alles dies wird in einer so anschaulichen Sprache geschildert, daß wir die Schrift Lehrern wie Schülern nur aufs wärmste empfehlen können.

Nicht so mühelos ist der Genuß, den die Schrift (10) Richard Wagner Die Meistersinger von Dr. Robert Petsch bietet. Wie wir dies schon oben bei der Besprechung des 7. Heftes sahen, bohrt er gern tief. Er liebt es, die psychologische Entwickelung der Gestalten in den Dichtungen bis zu den tiefsten und verborgensten Elementen zu verfolgen. So bei den Charakteren im Prinzen von Homburg, so auch bei denen der Meistersinger, die er hauptsächlich vom dramatischen, vielleicht zu wenig vom musikalischen Standpunkt aus beurteilt. Wie dem aber auch sei, wir wissen dem Verfasser Dank für seine Gabe. Anders urteilt freilich Alfred Biese a. a. O. Er sagt: „Die Schule dürfte mit dem Heftchen nicht viel anzufangen wissen; da genügt (!) das prächtige Gedicht Goethes von Hans Sachsens poetischer Sendung. Wagner als Dichter — und gar als Erzieher — bleibe ihr lieber fern." Ich wundere mich, offen gestanden, wie der gelehrte und feinsinnige Verfasser so vieler gediegener Werke

und Abhandlungen solches Urteil fällen kann. Müssen nicht die Schüler gerade durch die Erklärung des Goetheschen Gedichts begierig werden, über Hans Sachsens prächtige Gestalt noch mehr zu erfahren? Wo aber böte sich wohl bessere Gelegenheit hierzu, natürlich abgesehen von dessen Dichtungen, als durch Richard Wagners volkstümlichste Operndichtung, die uns lebendiger in die Zeit des Meistergesangs versetzt und in das jedem Deutschen so liebe alte Nürnberg, als die schönsten literargeschichtlichen Vorträge in der Schule das tun können, ohne daß ich natürlich diese letzteren in ihrer Bedeutung herabsetzen will? Und dann, möchte ich noch sagen, dürfte die Zeit der Wagnergegner wohl bald vorüber sein. Es liegt uns ganz fern, einem Gelehrten in seinen künstlerischen Neigungen Vorschriften machen zu wollen; aber dem Schüler der Gegenwart zuzumuten, er solle sich von den Werken des Reformators der Oper fern halten, ist doch ein starkes Stück, wo in allen Kulturländern seine Musikdramen mit wachsender Begeisterung gesehen, gehört und gelesen werden. In dem von uns zu besprechenden Heft gibt der Verfasser auf S. 1—18 ein Bild des Ringens des Wagnerschen Genius mit dem Widerstande der Welt wie im eigenen Innern und geht von S. 18 auf des Dichterkomponisten „Meistersinger" näher ein. Gedanken, ebenso schön als wahr, werden uns hier übermittelt. „Er (Wagner) fand Stücke seiner eigenen Persönlichkeit, seiner eigenen Kämpfe sowohl bei Hans Sachs als bei dem jungen Ritter vor, und wie Goethe verschiedene Seiten seiner Persönlichkeit in Tasso und Antonio, so verkörperte er sein reformatorisches Bestreben in dem alten Meister, seine künstlerischen Leiden in der jugendlichen Gestalt W a l t h e r S t o l z i n g s." Wie sich ferner das Genie zur Kritik zu verhalten hat, das ist ebenfalls auf S. 20 f. in treffender Weise dargelegt. Das Genie kann auf die Kritik, d. i. hier auf die Feststellung der Errungenschaften der Vorzeit, nicht ohne weiteres verzichten; „der einzelne würde kaum all die Fortschritte, die das Menschengeschlecht in künstlerischer Hinsicht bis zur Gegenwart gemacht hat, sich selbst erobern können; zum mindesten wird sein Weg gekürzt, seine Kraft gespart, seine Kunst bereichert werden, wenn er das vor ihm Geleistete kennen lernt und sich davon so viel aneignet, als seiner Eigenart zuträglich ist; so hat es Richard Wagner gehalten, so verlangt er es von seinem jungen Helden W a l t h e r S t o l z i n g." Wir können nicht eingehen auf die **Fülle** der herrlichen Ideen, die der Verfasser in dieses Heft wie in einen edlen Schrein niedergelegt hat. Nur auf den Schluß wollen wir noch hinweisen. „Die Kunst ist für ihn (Hans Sachs) die heiligste Angelegenheit des Volkes, denn sie wendet sich an das Edelste im Menschen; solange sie rein und deutsch erhalten wird, keusch und ernst wie die Kunst eines Bach, Weber und Beethoven, an die der Künstler damals vor allem denken mochte, solange das Volk diese Meister ehrt, d. h. sich in das Verständnis ihrer Werke liebevoll versenkt, kann sein bestes Teil, sein innerstes Wesen nicht der Verwelschung anheimfallen. Auf die Erhaltung der äußerlichen Staatsform kommt es Wagner nicht an; sie ist etwas Wechselndes und wird sich den Zeitverhältnissen anpassen müssen; wie sich aber auch die äußere Fassung

nach dem Geschmack der Zeiten wandle, die Hauptsache ist, daß der Edelstein selbst echt und unverfälscht erhalten bleibe, das deutsche Volkstum, und das geschieht durch die deutsche Kunst." So haben wir in diesem Hefte auf engem Raum ein Werk vor uns, das seinen Meister lobt. Freilich ist es nicht für jeden Schüler und für jede Familie passend. Aber Schüler und Familien, in denen noch idealer Sinn, insbesondere echt deutscher Geist lebt, und solche hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es hoffentlich immer geben, werden stets zu einer Schrift wie dieser greifen. Einige Proben aus der Dichtung hätte ich noch zur sofortigen Verdeutlichung der Ideen des Verfassers gewünscht.

Conr. Ferd. Meyers Bündnergeschichte Jürg Jenatsch (11) hat in Prof. Julius Sahr, dem langjährigen geschätzten Mitarbeiter dieser Zeitschrift, den richtigen Erklärer gefunden. Der Inhalt und die Gedankengänge des großen Schweizerdichters und Novellisten sind fast nirgends leicht, sondern erst nach längerem Eindringen faßbar. Dies gilt von der Hochzeit des Mönchs, von der Versuchung des Pescara, dies gilt erst recht von Jürg Jenatsch. Die Schrift Sahrs wird am besten zugleich mit oder wenigstens unmittelbar nach der Lektüre des Romans zu gebrauchen sein, auf keinen Fall vor der Lektüre. Diese Schrift erörtert die Technik und Anlage des Romans, die Verteilung der Kapitel in die einzelnen Bücher ebenso wie den Charakter des Haupthelden und die übrigen Charaktere. Sie zerfällt in die 3 Teile: 1. Gliederung und Aufbau des Romans. Die Handlung, S. 1—20. 2. Jürg Jenatsch als Charakter. Hier wird der Charakter des Haupthelden im Verhältnis zur Geschichte dargelegt und dann die dämonische Seite seines Charakters, wodurch er so große Erfolge erringt, die aber zugleich seinen Untergang bedingt, S. 20—32. 3. Die übrigen Charaktere. Schlußbetrachtungen. In diesem Teil wird Spiel und Gegenspiel: die Jenatschpartei und ihre Gegner, dargelegt; sodann wird noch der Natur- und Ortsschilderung, wie der Sprache des Romans mit einigen Worten gedacht. Ein kurzer Anhang: Sprachliches und Sachliches, schließt die gediegene Schrift ab. Mit ihrer Besprechung verbinden wir zugleich die unter Nr. 18 in die Erläuterungen aufgenommene, die ein Werk des nämlichen Dichters behandelt: Der Heilige, erläutert von Dr. Karl Credner. Sie ist naturgemäß weit kürzer gefaßt als die vorige und zerfällt in 7 Abschnitte. Nach einem kurzen einleitenden Kapitel, in dem dieses Werk Meyers als sein reifstes und bestes bezeichnet wird, gibt der Verfasser des Schriftchens eine kurze Lebensskizze des Dichters und spricht dann ausführlicher über den Titelhelden der Novelle: Thomas Becket, der als Erzbischof von Canterbury 1170 durch Meuchelmord fiel, in der Geschichte. Als Geschichtsquelle des Dichters wird Thierrys Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands (Brüssel 1836) angeführt, hierzu noch einiges aus der Legende des Mittelalters. Zwei Abschnitte, 5 und 7, handeln von der Erzählung Meyers selbst in klarer Weise und von den Kunstmitteln der Komposition, während ein Schlußabschnitt den Leib der Dichtung: das sprachliche Gewand, bespricht. Der Verfasser will

offenbar zum Lesen der Dichtung anregen, keineswegs den Genuß vorwegnehmen. Diese Absicht hat er vollkommen erreicht.

Die Schrift: Franz Grillparzer, Die Ahnfrau, von Dr. Rudolf Matthias, handelt zuerst von der Entstehung des Dramas, wobei auf Jugenderinnerungen aus des Dichters Elternhause Rücksicht genommen wird[1]), hierauf folgt eine ausführliche Inhaltsangabe des Stücks S. 8—17, dann der Teil, den ich für den wichtigsten halten möchte: Die Schicksalsidee, S. 17—28. Der Verfasser will das Grillparzersche Stück mit Zacharias Werners und Müllners Schicksalsstücken nicht in einem Atem nennen. „Denn das Schicksal in ihr (der Ahnfrau) hat mehr Einfachheit, Größe und Würde, als bei jenen Dichtern; vor allem ist es nicht die personifizierte Willkür, die sich an prophetische Träume, an Flüche, die den Willen hemmen, und auch nicht an festgesetzte Termine kindisch klammert."[2]) „Aber", so fährt der Verfasser fort, „dieses Schicksal hat doch wenig von der überirdischen Hoheit an sich, wie im König Oedipus und der Braut von Messina, es gehört vielmehr den unterirdischen Mächten an, die eine Art von Alpdrücken verursachen, die aus den Niederungen stammen, wo Grabesgestalten und Spinnstubengespenster ihr Dasein führen." In der Tat erregt die Gespenstererscheinung der Ahnfrau nicht nur, sondern wie auch der Verfasser sagt S. 39, die ganze Handlung. Diese schwillt in den kurzen Stunden zwischen 7 Uhr und Mitternacht Schlag auf Schlag und stürmt auf uns los, daß wir kaum Ruhepausen zum Aufatmen finden. So kann Matthias dieses Erstlingsdrama Grillparzers doch nicht vom Kennzeichen der Schicksalsdramen lossprechen, die durch Effekthascherei, durch die Sucht, grausige Mord- und Spukgeschichten aufzuhäufen, gerade so wie Zacharias Werner im „24. Februar" und Müllner im „29. Februar", den Beifall des Publikums zu erringen sucht. Nun hat zwar Grillparzer in seiner Selbstbiographie gesagt: Denkt bei der Ahnfrau an den biblischen Spruch von der Strafe des Verbrechens an den Kindern des Verbrechers bis ins 7. Glied und ihr habt einen Akt geheimnisvoller Gerechtigkeit vor euch statt eines Schicksals. Aber freilich leidet auf diese Weise die für die dramatische Entwickelung schlechterdings nötige Selbstbestimmung der Handelnden, die durch das im Hintergrund lauernde Schicksalsgespenst der Ahnfrau fast wie Drahtpuppen zu grausigen Taten unwissentlich geleitet werden. Und die unheimliche Rolle, die ein Dolch in der Familie der Borotin durch mehrere Geschlechter hindurch spielt, erinnert nur zu sehr an das unselige Messer in Werners „24. Februar". Trotz all dieser Schwächen sind aber die dramatischen Kunstmittel, die in der Charakteristik der Personen und der einheitlichen Handlung liegen, wie in der herrlichen Sprache, voll anzuerkennen, und hierüber zu lesen in dieser Schrift gewährt großen Genuß. Mit der Besprechung des ersten Bühnenwerks von Österreichs größtem Dramatiker

1) Vgl. Ehrhardt-Necker, Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. München 1902. S. 226.

2) Vgl. meine Besprechung des erwähnten Werks von Ehrhardt-Necker im vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift.

verbinden wir gleich die des letzten: Libussa, erläutert von Dr. Richard M. Meyer (16). Eine schwere Aufgabe war dem Verfasser gestellt. Ist ja diese letzte dramatische Dichtung Grillparzers, die erst 1879, acht Jahre nach des Dichters Tode, über die Bretter ging, die die Welt bedeuten, seine tiefsinnigste und gedankenreichste. Gottschall[1]) sagt mit Recht von ihr: In keinem seiner Dramen hat Grillparzer eine so reiche Fülle geistiger Schätze niedergelegt wie in der „Libussa", und Ehrhardt-Necker[2]) sagt vom Dichter dieses Dramas: Stolz erhebt er sich zu jenen Höhen, wo die Weltseele in Symbolen zur menschlichen Seele spricht. Es ist unmöglich, auch nur annähernd die Fülle der Ideen wiederzugeben, die der bewährte Goethebiograph auf dem engen Raum von 38 Oktavseiten zusammengedrängt hat. Als eine Art Disposition möchten die Worte auf S. 19 zu betrachten sein: „Jenes Problem, wie der Auserwählte unter den Alltagsmenschen leben soll, enthält in sich eine Fülle der Probleme. Der Dichter läßt seine Heldin sie durchleben — nicht in schematischer Anordnung, sondern in psychologischer Entwickelung. Nach und nach treten an sie heran die Probleme der Liebe und Ehe, des Rechts, des Staats, der Zivilisation, der Aufklärung, und jedes stellt an sie die Frage: wie erträgst du uns? Und jedes zehrt an ihr, bis sie siegreich zusammenbricht wie die Jungfrau von Orleans." Dieser geistvollen Disposition entspricht die Durchführung durchweg. Ob freilich Meyer nicht hie und da zuviel in die Dichtung „hineingeheimnist" hat, wie z. B. wenn er das Verhältnis des Dichters zu Katharine Fröhlich in dem Verhalten des Primislaus zu Libussa wiedersieht oder in den Wladiken die Anhänger des Vernunftrechts erblickt, dessen wissenschaftlicher Vertreter Thibant war, in Libussa die Vertreterin des historischen, als dessen Vertreter bekanntlich Savigny gilt, das lasse ich dahingestellt (S. 25). Jedenfalls ist so viel unleugbar, daß diese Schrift nicht schnell gelesen, sondern langsam studiert sein will, dann aber großen Genuß gewährt. Auffällig ist der Ausdruck S. 29: Bei Hebbel denkt nur zu oft der Dichter an seinen Figuren vorbei; ebenda findet sich ein Druckfehler: das eheliche Liebesglück, das dieser Dichter freilich allein ungetrübt dauerndes nicht aufzufassen vermochte, statt: als ein.

Höchst anerkennenswert ist es, daß in der Sammlung auch die moderne Lyrik vertreten ist und zwar durch einen so ernsten, gestaltungskräftigen und gemütvollen Dichter wie Ferdinand Avenarius. Der Verfasser der Schrift, Dr. Bernhard Heine (13), gibt einen kurzen, allzu kurzen Lebensabriß des Dichters. Zweierlei vermisse ich darin; einmal mußte des verdienstvollen Werks des Dichters: Die deutsche Lyrik seit 1850, gedacht werden, verdienstvoll deshalb, weil hier aus den Schöpfungen der besten neueren deutschen Lyriker das ausgewählt wurde, was sie selbst als das Beste bezeichneten, sodann sollte doch auf den leider für die Wissenschaft viel zu früh verstorbenen Bruder des

1) Deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, I^5, S. 209.

2) a. a. O. S. 496, außerdem vgl. Witkowski, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts, S. 25. Leipzig 1904.

Dichters: Richard Avenarius, Professor der Philosophie in Zürich, hingewiesen werden zum Zeichen dafür, daß der Idealismus dieser Familie eigen ist. Es war zu erwarten, daß der Verfasser der Schrift auf Ferdinand Avenarius' edle Dichtung: Werde, genauer eingehen würde. Er findet hier der Heiligen Schrift verwandte Gedanken (S. 21). Er erinnert an Joh. 9, an die Worte eines geheilten Blinden, der die Herrlichkeit Gottes geschaut hat, und an die Worte Pauli, Römer 8, a. E.: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn." Von der genannten Dichtung gibt der Verfasser nicht zu ausführliche, aber bezeichnende Proben mit eingehenden Erläuterungen. Vertieft man sich schon hier mit Interesse in die Kämpfe einer ringenden Seele, so auch bei der Erklärung der folgenden Gedichtsammlungen: „Wandern und Werden" und besonders der „Stimmen und Bilder". Von dem Verfasser der Schrift läßt sich dasselbe sagen wie vom Dichter, dem sie gilt: Er hebt den Schleier von Stimmungen, die wohl gefühlt und geahnt, aber kaum ins Bewußtsein getreten waren; er hilft so jedem bei der persönlichen Aufgabe, das Innenleben aus traumhafter Verschwommenheit zu klaren, plastischen Bildern zu formen, aus dem Chaos eine Welt zu bilden und zu gewinnen. In ebenso gründlicher und anziehender Weise wie dem Inhalt geht Heine der Form und der Technik der Dichtungen nach. Möge der Verfasser solcher edlen Gaben noch viele uns bringen.

Für nicht ganz unbedenklich möchten wir es halten, daß auch Sudermanns Schauspiel Heimat (14) unter diese Erläuterungen aufgenommen ist. Wir setzen uns hier über alle Prüderie betreffs der Gestalten Magdas und des Regierungsrats Keller hinweg. Aber die Frage kann man nicht unterdrücken, ob es schon an der Zeit ist, die Werke eines Dichters, über den sozusagen die Akten noch nicht geschlossen sind, der deutschen Jugend und der deutschen Familie vorzuführen. Der hochgeschätzte Verfasser der Parzivalübersetzung und der deutschen Literaturgeschichte: Prof. Böttcher, hat das selbst gefühlt. Er hat bereits in dem Heftchen derselben Sammlung über „Frau Sorge" von Sudermann bemerkt, daß die Weltanschauung des Dichters nicht groß und tief genug ist, um sittliche Probleme so tief innerlich zu erfassen, daß er befriedigende Lösungen hätte geben können oder auch nur ahnen lassen, und es sieht der Verfasser dies alles auch in Sudermanns Dramen bestätigt. Diese Gedanken finden sich am Anfange der Schrift. Ebenso vermißt er am Ende seiner Darlegung die Abschlüsse in den Dramen, er tadelt manche Härte und Unausgeglichenheit der Charakteristik, hebt dagegen psychologisches Interesse, spannenden Aufbau innerer und äußerer Handlung und große gehaltvolle Bühnenwirkung hervor, freilich wieder nur in den ersten drei Akten, nicht am Schlusse. Immerhin ist es auch durch diese Schrift dem Verfasser gelungen, eine gehaltvolle Abhandlung zu liefern; insbesondere ist noch hervorzuheben,

daß, wenn er auch die Lebensanschauung des Dichters nicht teilen kann, der Leser auch durch die eingeflochtenen Proben sich ein deutliches Bild von der Dichtung machen kann.

Heft 15: Paul Heyse, Kolberg, erläutert von Prof. Dr. Gloël, ist hervorgegangen aus langjähriger Beschäftigung mit diesem Erzeugnisse der dramatischen Muse Heyses. Anfang 1886 leitete der Verfasser eine Schüleraufführung des Stücks am Gymnasium zu Wesel und erhielt, nachdem er dem Dichter von der wohlgelungenen Vorstellung Mitteilung gemacht hatte, von ihm einen liebenswürdigen Brief. Über dramatische Schüleraufführungen veröffentlichte er später im 7. Bande dieser Zeitschrift S. 386—398 einen Aufsatz. Trotzdem aber, daß der Verfasser der Schrift diese Dichtung lieb gewonnen, verkennt er nicht ihre Mängel. Er vermißt die dramatische Einheit, S. 33. „Die Einheit des Grundgedankens ist ja vorhanden." Als solchen betrachtet er die alles beherrschende Vaterlandsliebe; „auch die übrigens weniger wichtige des Orts und der Zeit, aber nicht die Einheit der Hauptperson und die der Handlung oder eines packenden Konflikts, der alles beherrscht. Das Interesse teilt sich zwischen Nettelbeck, Rose und Gneisenau." Der Vertreter des Gegenspiels: Heinrich Blank, vermag nicht auf die Dauer unser Interesse zu erregen. Seine Umwandlung von einem Bewunderer Napoleons zum Verteidiger seines preußischen Vaterlands ist nicht genügend begründet. Das Schriftchen zerfällt in 8 Teile. Am ausführlichsten ist der Gang der Handlung S. 3—12 behandelt; hierauf folgt unter 2 die meist Sprachliches und Ortskundliches enthaltende Einzelerläuterung. Unter 3 folgt die Erläuterung der Charaktere; hier werden naturgemäß Nettelbeck, Gneisenau und Heinrich Blank am meisten hervorgehoben. Abschnitt 4 und 5: Die Seele des Dramas und das Dramatische, hätten nach meinem Dafürhalten wohl zusammengefaßt werden können. In Abschnitt 4 erörtert Gloël hauptsächlich die Frage, ob das Heysesche Stück ein Tendenzdrama ist, und verneint dies, während Abschnitt 5 das Drama nach seiner technischen Seite behandelt, wobei er wiederum hervorhebt, daß es ihm an Festigkeit der Komposition mangelt. Teil 6 bespricht Sprache und Vers, Teil 7 die Behandlung des geschichtlichen Stoffs. Den Schluß 8 bildet der Dichter und sein Werk. Freilich hätte man, nachdem durch die ausführliche Besprechung des Heyseschen Stücks nach Inhalt und Form das Interesse des Lesers erregt war, gern auch über den Dichter noch etwas mehr erfahren als hier geboten wird. Die vielseitige dichterische Wirksamkeit Heyses als Lyriker, Epiker und Dramatiker, seine vielseitige sprachliche Bildung, sowie sein Malertalent verdiente hervorgehoben zu werden. Das Schriftchen wird allen recht gute Dienste leisten, die das Stück sehen wollen, wie auch denen, die es gesehen oder gelesen haben.

Dr. Ladendorf hat zwei Erzählungen Storms für seine Aufgabe ausgewählt: Pole Poppenspäler und Ein stiller Musikant (17). Beide stehen ebenso wie Ladendorfs Schrift im Zeichen des Humors, der lachenden Träne im Antlitz; die Heiterkeit herrscht vor, wenn auch keineswegs aus-

schließlich. Als besonderen Vorzug des 1. Teils muß ich noch erwähnen, daß der Verfasser die Bedeutung des Pole Poppenspäler für die Jugendlektüre betont. Liebevoll hebt er namentlich den Reiz des Puppenspiels für die Kindheit hervor. Er führt hier Goethes Dichtung und Wahrheit, Wilhelm Meisters Lehrjahre und Bogumil Goltz' Buch der Kindheit als klassische Gewährsmänner an. Dankenswert ist ferner die am Anfang des 2. Teils der Schrift: Ein stiller Musikant, gegebene Übersicht über die Künstlernovelle in der Zeit der deutschen romantischen Dichterschule; dankenswert ist auch die klar und durchsichtig gehaltene Inhaltsübersicht, wie die Charakteristik der Hauptpersonen, endlich auch bei Erläuterung der 2. Novelle der Hinweis auf Grillparzers Novelle: Der arme Spielmann, wie auf das vielleicht von wenigen beachtete Gedenkblatt, das Ferdinand Tönnies seinem Freunde Karl Storm, dem Urbild des „Stillen Musikanten" Christoph Valentin, in der Deutschen Rundschau 99. Bd., S. 461 ff. gesetzt hat. Störend ist der Druckfehler auf S. 24: Der Dichter (Th. Storm) habe für den Hanswurst das getan, was Lessing und Julius Möser, statt: Justus Möser, literarästhetisch für ihn gewirkt hätten. — Die Schrift des Prof. Paul Gerber (19) behandelt ebenfalls wie die von Ladendorf einen niederdeutschen Novellisten und zwar Wilhelm Raabe in seinen „Alten Nestern". Jean Paul soll einmal gesagt haben: Wenn ein Buch nicht verdient zweimal, so verdient es auch nicht einmal gelesen zu werden. Von den meisten Schriften des Braunschweiger Humoristen kann man aber sagen, daß sie nicht bloß verdienen zweimal gelesen zu werden, sondern daß sie wiederholt gelesen werden müssen. Es ist kein bequemer Genuß, der aus seinen Schriften zu schöpfen ist; der Genuß will erworben sein. Mit Recht sagt Gerber von ihm: Er ist in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts überhaupt nicht unterhaltend. All das Gesagte gilt nun auch von dem Lesen dieser Schrift über Raabe. Überraschend wirkt das Urteil Gerbers über ihn S. 9: Raabe ist ein Dichter, der in der Vollendung seiner Meisterschaft ganz und gar der Gegenwart angehört (!). Gerber will seinen Helden durchaus nicht als einen Schriftsteller gelten lassen, der aus einer Zeit übrig geblieben sei, die es liebte, in breiter, gemächlicher Weise unterhalten zu werden. Diese Behauptung dürfte anzuzweifeln sein. Raabe ist weder ein Dichter, der den die Gegenwart bewegenden Interessen dienen will, noch auch für solche Leser berechnet, die durch die Fülle rasch aufeinander folgender spannender Handlungen immer im Trabe gehalten sein wollen. Das auf S. 9 angeführte Urteil hat der Verfasser indessen wesentlich eingeschränkt, wenn er von seinem Helden sagt: Was er schildert, bezieht sich nicht weniger auf die neuen, heut eigentümlichen, als auf die alten, sich im Laufe der Zeiten nur wenig verändernden Lebensverhältnisse, die uns täglich und stündlich umgeben; dazu spielt es sich meist vor einem breiten historischen Hintergrund ab, der immer, auch wenn aus einer etwas ferneren Vergangenheit, mehr oder minder Beziehungen zur Gegenwart hat (S. 10). Sehr lesenswert ist das, was der Verfasser S. 19 über die

Kunstmittel der Schilderung von Gegenden, Sitten und Zuständen durch den Dichter sagt; mitunter, S. 20 letzter Satz bis zum Schluß auf S. 21, ist die Deutung, die der Verfasser als Absicht des Dichters kundgibt, viel zu künstlich. Doch gebe ich zu, daß Raabe zu solchen künstlichen Deutungen manchmal verführt. Wie tief und ernst indes der Verfasser seine Aufgabe erfaßt hat, lehrt der Schluß des Ganzen: Der Konflikt zwischen Kindheitstraum und Weltwirklichkeit und der Gegensatz zwischen dem Wesen des deutschen Gemüts und der Gesinnungslosigkeit in der Gegenwart sind etwas, das wir alle erfahren und wissen. Aber durch die Kraft und den Zauber der Raabeschen Poesie und des Raabeschen Humors wird es zu etwas völlig Neuem und Unerschöpflichem. Und wenn man es längst kennt, so kennt man es doch nicht aus. Es genügt dazu nicht, bloß zu lesen. Es ist notwendig, immer wieder zu lesen.

Den sinnigen und gemütvollen norddeutschen Dichtern und Erzählern schließt sich passend der geistesverwandte und doch wieder so ganz eigenartige Österreicher Adalbert Stifter an. Ich habe nicht nötig über ihn, seine Darstellungsform wie über den Inhalt seiner Schriften mich hier des näheren zu verbreiten; ich habe dies bereits in unserer Zeitschrift getan, als ich das klassische Werk von Alois Hein über Stifter besprach. Den Verfasser des Schriftchens: Adalbert Stifter, Studien, Dr. Rudolf Fürst (20), kennen wir bereits als Verfasser des Hefts 8: Gottfried Keller, Martin Salander. Er hat sich bereits um Stifter verdient gemacht durch die biographische Einleitung zu Stifters Werken (Leipzig, Hesse), wie auch sonst durch Aufsätze über Stifter. Fürst sieht in diesem Dichter das Endglied einer wichtigen Entwickelung in der neuern deutschen Literatur, einer Entwickelung, die den Kampf des Dichters um die Natur oder mit der Natur darstellt, jenen Kampf, der seit dem Erscheinen von Albrecht von Hallers Gedicht: „Die Alpen", gewährt hatte, den dieser Sohn des Böhmerwalds siegreich zu Ende geführt habe. Ob freilich der bescheidene, schüchterne Stifter als ein ruhmgekrönter Sieger hingestellt werden darf, daran kann man bei aller Verehrung für den Dichter der Studien doch zweifeln. Doch können solche Erwägungen den Wert dieses Schriftchens von Fürst durchaus nicht antasten. Der Verfasser gibt zuerst eine breite Grundlage für die Betrachtung der Studien. Lebendig und eingehend wird Stifter in seiner geistigen Entwickelung nach den verschiedenen Richtungen als Dichter, Künstler und Erzieher geschildert. Es liegen mehrfache Äußerungen Stifters vor, nach denen er seinen Arbeiten weniger den Wert von Kunstwerken als von sittlichen Offenbarungen zu geben wünschte, wie er sich auch mehr seines guten und großen Herzens als seines dichterischen Genies, von dem er nicht allzu hoch dachte, zu rühmen pflegte. Er wünschte durch seine Schriften reine und hohe Gesinnungen zu verbreiten und hoffte auf diese Weise ein Wohltäter seines Volks zu werden (S. 10). „Der weichherzige Dichter fühlt sich am wohlsten, wenn er sich in die reine Liebe von Eltern und Kindern, die liebevolle Neigung junger Menschen, die Entwickelung und Erziehung von Kindern versenken kann." Der Verfasser ist nicht blind gegen die Mängel und Schranken

des Stifterschen Talents. Der Dichter vermeidet alle Kämpfe im Völkerleben wie in der Menschenbrust, „er vermochte eben nur gute und glückliche Menschen, nicht böse, verirrte oder verzweifelte zu schildern" (S. 13). Diesen nämlichen Optimismus, den Stifter in der Schilderung der Menschen obwalten läßt, überträgt er auch auf die unübertroffene, auch von naturwissenschaftlich und ästhetisch hochgebildeten Gelehrten wie Friedrich Ratzel glänzend anerkannte Naturschilderung. Gerade nach dieser Schilderung wird Fürst zum beredten Herold des Stifterschen Ruhms. Man lese nur, wie der Verfasser in wahrhaft dichterischer Weise sich versenkt in die Kunstmittel, mit denen Stifter Natur und Landschaft schildert, wie lebendig er sie erfaßt hat (S. 19ff.). Freilich ist es wahr — und diesen Übelstand verschweigt auch Fürst nicht —, daß der Dichter die Natur fast nur als gütige Mutter darstellt; Schilderung heftiger Gewitter, furchtbarer Stürme, von Lawinen, die in wenigen Stunden blühende Orte zur Einöde umgestalten, wird man bei ihm vergebens suchen. Und selbst wenn er ausnahmsweise einmal die furchtbare Schneeverwehung in der „Mappe des Urgroßvaters" in den „Studien" vor die Seele führt, die den Frucht- und Nutzbäumen großen Schaden zufügte, die das Leben vieler Menschen gefährdete und vernichtete, so hat er nur die Wirkung auf die Geschäfte der Natur im Auge. Der Optimist regt sich bald wieder. „Die Bäume belaubten sich sehr bald und wunderbar war es, daß es schien, als hätte ihnen die Verwundung des Winters eher Nutzen als Schaden gebracht." Auf dieser von mir in kurzen Worten bezeichneten Grundlage S. 13—25 folgt nun eine fesselnde, wenn auch knappe Inhaltsangabe der Studien S. 25 bis zu Ende. Die anderen Werke Stifters werden nur gelegentlich gestreift. So viel dürfte aber klar geworden sein, daß, wie das Schriftchen mit treuer Liebe zum Dichter und seinem Werke geschrieben, es auch diese Liebe im Herzen des Lesers erwecken wird.

Ich schließe hiermit meine Besprechung. Es wird sich, wie ich hoffen darf, die Absicht, die mich dabei geleitet hat, klar ergeben haben. Ich wollte unter möglichster Zurückdrängung aller nur subjektiven Meinungen wie persönlichen Neigungen lediglich ein Bild davon zeigen, was der Leser von diesen Erläuterungen zu erwarten hat. Ob ich hie und da zu viel oder zu wenig vom Inhalt der Schriften gegeben habe, das mögen andere beurteilen. Mir aber hat es von jeher widerstrebt, ehrliche und tüchtige Arbeit mit ein paar nichtssagenden Worten abzutun. Solche eben gekennzeichnete Arbeit, wo sich ein scharf durchdringender Verstand mit einem warm fühlenden Herzen vereinigt, haben wir nach meiner innersten Überzeugung in diesen Erläuterungen vor uns.

Anhangsweise will ich hier noch zwei im gleichen Verlage wie die vorigen erschienenen Schriften besprechen. Sie führen den Titel:

1. Geschichtsleitfaden für Sexta im Anschluß an das Döbelner Lesebuch I. Erzählungen aus der Sage und Geschichte Griechenlands.
2. Geschichtsleitfaden für Quinta im Anschluß an das Döbelner Lesebuch II. Erzählungen aus der Sage und Geschichte Roms. Mit einem Anhang: Erzählungen aus der deutschen Vorgeschichte.

Als Verfasser, der auf dem Titelblatt nicht genannt ist, offenbart sich im Vorwort Oberstudienrat Dr. Vogel, ehemaliger Rektor der Dreikönigschule in Dresden-Neustadt. Wie schon aus der Aufschrift der Schriftchen ersichtlich, erstreben diese eine verständige Konzentration des Unterrichts, daß sich nämlich auf der Unterstufe der Geschichtsunterricht an den deutschen Unterricht anzuschließen habe. Ich sage absichtlich: eine verständige Konzentration, wie sich dies von dem angesehenen, weit über Sachsens Grenzen bekannten Schulmann nicht anders erwarten ließ. Denn allerdings ist mit dem Begriff: Konzentration des Unterrichts, oft arger Mißbrauch getrieben worden. Doch abusus non tollit usum. Das Streben des menschlichen Geistes nach Einheit und Zusammenfassen des Wissens ist ja unverkennbar und ist schon dem Kinde ebenso nötig wie heilsam. Freilich alles Irdische ist unvollkommen, so auch hier. Da sich die Schriften an ein bestimmtes Lesebuch anschließen, so werden sie sich für Anstalten, in denen dieses nicht eingeführt ist, nicht brauchen lassen. Dies ist um so mehr zu bedauern, da der Stil dieser Leitfäden durchweg klar und für die Stufen, denen sie dienen sollen, leicht faßlich gehalten ist, ohne jemals ins Platte zu fallen. Durch diese Übereinstimmung der Schriften mit dem Lesebuch ist es denn auch gekommen, daß in Teil I, S. 50, bei Nr. 12 Sokrates nur auf dieses verwiesen ist, was in gewissem Sinne zu bedauern ist. Im einzelnen möchte ich noch bemerken, daß die Akzentuierung der Eigennamen aus der alten Geschichte und Mythologie folgerichtiger durchgeführt werden möchte als es geschehen ist. Wenn beispielsweise I, S. 31 Themis richtig bezeichnet ist, so durfte das Zeichen bei Artemis, Apollo, Aphrodite S. 30 nicht fehlen, ebenso S. 29 bei Jupiter. Sodann möchte ich noch auf eine Schwierigkeit hinweisen, nämlich die Behandlung von Staatseinrichtungen auf dieser Stufe. Der Verfasser hat es dem Takte des Lehrers überlassen, manches wegzulassen. Nun, ich glaube: von der Wirksamkeit der Geronten und Ephoren I, S. 35, wie von kurulischen Ämtern, den licinischen Ackergesetzen, der Prätur II, S. 12f., braucht auf diesen Unterrichtsstufen nichts gesagt zu werden; auch der Abschnitt: Staatliche Einrichtungen der Germanen II, S. 49ff., kann ungestraft übergangen, sicherlich kann hier manches gekürzt werden. Im übrigen verdienen beide Leitfäden volle Anerkennung. Rühmend will ich noch hervorheben, daß der Verfasser die Biographie möglichst heranzieht und wo das nicht möglich war, klar abgerundete Bilder gegeben hat. So treten z. B. in Teil II unter der Gesamtüberschrift: Die Völkerwanderung die Gestalten: Alarich, Attila, Theodorich, Chlodwig, Alboin klar hervor; so wird in Teil I: Die griechische Götterwelt, Die Gründung des persischen Weltreichs, in Teil II u. a.: Die Unterwerfung Italiens, sowie: Römischer Heldensinn in anschaulichen Bildern gegeben. Mit Recht wird auf diesen Stufen auf zusammenhängende pragmatische Geschichtsdarstellung verzichtet. Zeittafeln, die das nötigste Zahlenwerk enthalten, schließen passend jeden Teil der Leitfäden ab.

Freiberg i. Sachsen. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Eduard Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Fünf Vorträge. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. VI u. 125 S. gr. 8°. geb. 2 M. 60 Pf.

Schneller als der Verfasser zu hoffen wagte, wie er selbst im Vorwort zur zweiten Auflage bekennt, hat das treffliche Buch von Prof. Ed. Schwartz seinen Weg zurückgelegt, ein Beweis dafür, wie glücklich und zeitgemäß der Gedanke war, eine Reihe scharf umrissener Charakterköpfe aus der antiken Literatur einem größeren Publikum vorzuführen. Wir haben selbst in dieser Zeitschrift[1]) in einem Aufsatz, betitelt „Klassische Bildungselemente im Realgymnasialunterricht", die Schrift eingehend gewürdigt und die hohen Vorzüge dargelegt, die sie ganz besonders geeignet erscheinen lassen, auch denjenigen, die nicht aus dem Urquell der griechischen Literatur getrunken haben, als Wegweiser und willkommener Berater zu dienen.

Der Verfasser hat im wesentlichen sein Buch in unveränderter Form von neuem herausgegeben, nur einzelne Fehler und Versehen sind, wie er selbst sagt, berichtigt, und die Sprache hier und da leichter und flüssiger gemacht worden, ein Verfahren, durch das das Werk nur gewonnen hat. Was die Gesamtdarstellung der „Charakterköpfe" betrifft, so verweisen wir auf unsere oben erwähnte eingehende Besprechung; auch bei wiederholter Lektüre muß man freudig anerkennen, daß Schwartz nicht nur über eine außerordentliche Einsicht in das Staats- und Geistesleben der Griechen, sowie über ein hervorragendes Talent, den feinsten Äußerungen der griechischen Psyche nachzugehen, verfügt, sondern auch die Gabe besitzt, das, was er erforscht, entdeckt und selbst empfunden, seinen Lesern in anregender, reizvoller Darstellung vorzuführen. Solche Bücher sind vortrefflich dafür geeignet, die weitesten Kreise der Gebildeten wieder zu gewinnen für die hohen, ewig unvergänglichen Ideale der Antike und dem denkenden Menschen immer wieder vor Augen zu führen, wie viel wir doch noch trotz der riesenhaften Fortschritte auf allen Gebieten menschlicher Kultur gerade aus den einfach-klassischen Verhältnissen der griechisch-römischen Kulturwelt zu lernen haben. Dazu kommt, daß nicht nur die modernen, namentlich die sog. exakten Wissenschaften in den letzten Jahrzehnten gewaltige Fortschritte gemacht und viele alte Anschauungen überwunden haben, sondern daß gerade auch die Altertumswissenschaft auf einem ganz anderen Standpunkt steht, wie noch vor etwa fünfzig Jahren, und deshalb heutigentags dem aufmerksamen Beschauer ein viel bestimmteres, individuell gestaltetes, reizvolleres Antlitz zeigt, als früher. Die Resultate der neuen und neuesten Forschungen sollen aber nicht dem Fachmann vorbehalten bleiben, sondern Allgemeingut der Gebildeten werden. Diesem schönen Zwecke will auch das Buch von Schwartz dienen, dem wir deshalb auch in seiner zweiten Auflage die weiteste Verbreitung wünschen.

Leider hat der geschätzte Verfasser, wie er selbst mitteilt, den Vorschlag wohlwollender Kritiker, einige Charakteristiken hinzuzufügen, zwar reiflich erwogen, aber nicht befolgt. Auch wir haben in unserer Besprechung (S. 184)

1) 18. Jahrg. (1904), S. 184 ff.

den Wunsch geäußert, in der klassischen Galerie auch die interessanten Köpfe eines Aristophanes und Demosthenes wenigstens noch zu begrüßen und bedauern es sehr, daß die zweite Auflage diesen gewiß berechtigten Wunsch nicht erfüllt, um so mehr, als gewiß gerade Prof. Schwartz berufen wäre, von diesen beiden so überaus anziehenden Typen griechischer Welt- und Lebensanschauung fesselnde Charakterbilder zu entwerfen. Daß durch Hinzufügung einiger neuer Charakteristiken der Aufbau des Ganzen hätte zerstört werden müssen, wie der Verfasser befürchtet, glauben wir nicht; hoffen wir also, daß eine dritte Auflage, die gewiß in nicht allzu ferner Zeit erscheinen wird, die von vielen Seiten so lebhaft gewünschte Ergänzung und Abrundung des ausgezeichneten Buches bringen wird.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Waldemar Graf v. Roon, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Kriegsministers Grafen v. Roon. 5. Auflage. Berlin, Verlag von Eduard Trewendt, 1905. Mit einer Gravüre des Roondenkmals in Berlin. Erste Lieferung von 14 beabsichtigten Lieferungen; jede 1,50 M.

Der Herausgeber, der zu Krobnitz lebende Sohn des verstorbenen unvergeßlichen preußischen Kriegsministers v. Roon, hat sich mit Erfolg bemüht, die Vorzüge der nunmehr in fünfter Auflage vorliegenden gediegenen und interessanten Biographie zu erhöhen. Insbesondere ist dies geschehen durch Beigabe einer Gravüre des im Herbst 1904 enthüllten Roondenkmals auf dem Königsplatz in Berlin. Worauf der Verfasser bei seiner Darstellung abzielt, ergeben folgende der Einleitung entnommene Worte: Mein seliger Vater hat bei all seinem Wirken und Tun in seinem langen Leben in erster Linie immer nur die Sache im Auge gehabt, der er mit hingebender Treue eifrig diente, ohne viel nach dem Beifall der Welt zu fragen. In demselben Sinne sollen auch diese Aufzeichnungen im Dienste der Wahrheit Beiträge zu unserer vaterländischen Geschichte darbieten. — Wir wünschen dem beachtenswerten Unternehmen einen gesegneten Fortgang, zumal es auf durchaus unparteiischen Grundlagen beruht.

Hettstedt. Dr. **Karl Löschhorn.**

Robert Riemann, Gottfried August Bürger. Dichterbiographien. 10. Band. Leipzig, Reclam [1904].

Die Karl Nutzhorn und dem Referenten gewidmete Biographie Bürgers soll, wie Riemann im Vorwort betont, für weiteste Kreise bestimmt sein. „Damit", fährt Riemann fort, „glaubte ich nicht das Recht zu flüchtiger und oberflächlicher Forschung zu besitzen, sondern übernahm nur die Pflicht leichtverständlicher Darstellung." In der Tat hat Riemann in diesem Büchelchen eine recht gediegene Arbeit geliefert, die das weiteste Interesse — auch für die Zwecke der Schule — beanspruchen darf. Durchaus muß ich dem Verfasser zustimmen, wenn er hervorhebt, daß die beste Quelle für Bürgers Leben immer

noch die Strodtmannsche Ausgabe der Bürgerschen Briefe sei, von denen ich nun — 30 Jahre seit ihrem ersten Erscheinen — eine neue Sammlung seit einer Reihe von Jahren vorbereite. Ich möchte daher auch an dieser Stelle nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß ich für jeden Nachweis eines an entlegenem Orte gedruckten Bürgerbriefes oder den Nachweis eines Originalbriefes jederzeit recht dankbar sein werde; je reichlicher und tatkräftiger ich in meinem Unternehmen unterstützt werde, desto schneller und eher wird die Drucklegung in Angriff genommen und fortgeführt werden können.

Riemanns Arbeit, der leider der so unschöne Stich Gottschicks von Fiorillo vorangesetzt ist, gliedert sich in zehn Kapitel. Das erste Kapitel umfaßt Bürgers Schuljahre; bei dieser Gelegenheit möchte ich hier im Zusammenhang an die Aufsätze erinnern, die zur Enthüllung des Bürgerdenkmals in Molmerschwende am 26. Juli 1903 erschienen sind.

1. Harzer Bote vom 30. Juli (Nr. 88), 1. August (Nr. 89), 4. August (Nr. 90), 6. August (Nr. 91), und 8. August (Nr. 92) 1903 [enthält die Weiherede von Pastor Krahnert (gekürzt), das Weihegedicht von Ernst Blümel, die Rede vor dem Pfarrhause von Otto Schroeter, und den Festvortrag von Dr. Riemann].
2. E. Blümel, Das Bürgerdenkmal zu Molmerschwende und seine Weihe am 26. Juli 1903. (Sonderabdruck aus den Mansfelder Blättern. 17. Jahrgang. 1903. S. 130—147.)
3. Prof. Dr. Straßburger, Zu G. A. Bürgers Jugendzeit in Aschersleben. (Beilage zu Nr. 172 [25. Juli 1903] des Aschersleben Anzeigers.[1])
4. O. Schroeter, Auf Bürgers Spuren. Dankerode. Mansfelder Zeitung vom 26. Juli 1903.
5. Hettstedter Wochenblatt vom 28. Juli 1903.
6. M[arie] Eckardt, Die Enthüllung des Bürgerdenkmals in Molmerschwende. Mitteilungen aus den Zodiakus-Korrespondenzkreisen. 7. Jahrgang Nr. 5, September 1903. S. 82—84.
7. C[urths], Die Weihe des Bürgerdenkmals in Molmerschwende. Magdeburger Zeitung vom 28. Juli 1903 (Nr. 377).
8. Karl Nutzhorn, Aus Bürgers Amtmannstätigkeit. Zur Enthüllung des Bürgerdenkmals ... am 26. Juli 1903. Hannover 1903 (Sonderabdruck aus den Hannoverschen Geschichtsblättern) [44 Seiten].

Ich hatte zur Feier des Festtages, dem ich mit Riemann und Nutzhorn beiwohnen konnte, bereits am 21. Juli 1903 in der Morgenausgabe der Magdeburger Zeitung eine literarische Plauderei erscheinen lassen unter dem Titel: „Gottfried August Bürger und der Harz", die leider ohne Beigabe der Literaturangaben abgedruckt wurde, die ich hier aus meinem Manuskript nachtragen will.

1) Vgl. diese Zeitschrift (19. Jahrgang) 1905, S. 197—199: Ed. Damköhler, Zur Sprachgrenze um Aschersleben.

1. L. Chr. Althof, Einige Nachrichten usw. Göttingen 1798. S. 12 flg.
2. H. A. Daniel, Bürger auf der Schule. Halle 1845. (Bericht über das Königl. Pädagogium zu Halle.)
3. Heinrich Döring, Bürgers Leben usw. Berlin 1826.
4. E. Ebstein, Bürgerbilder usw. Zeitschrift für Bücherfreunde. Juni 1901 und Januar 1904.
5. E. Ebstein, Wie man den Sänger der Lenore geehrt hat. Ein Wort über Dichterdenkmäler. Die Gegenwart vom 20. September 1902, S. 183—187.
6. Größler, Zeitschrift des Harzvereins. 19. Jahrgang. 1886. S. 348 flg.
7. Fr. Günther, Der Harz. Bielefeld und Leipzig 1901.
8. Hans Hoffmann, Harzwanderungen. Leipzig 1902. S. 377.
9. Hans Hoffmann, Der Harz. Leipzig 1899. S. 345.
10. B. Hoenig, Nachträge und Zusätze zu den bisherigen Erklärungen Bürgerscher Gedichte. Zeitschrift für deutsche Philologie XXVI. S. 532 flg.
11. A. Krahnert, Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für den Dichter G. A. Bürger usw. Harzer Monatshefte. Braunschweig. 5. Jahrgang, 1894 (Mainummer).
12. Fritz Mauthner, „Als Mensch nicht ohne Fehler". Berliner Tageblatt vom 16. Januar 1900 (Morgenausgabe).
13. H. Pröhle, G. A. Bürger usw. Leipzig 1856.
14. H. Pröhle, Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger. Potsdam 1889. S. 188—193.
15. O. Schroeter, Beiträge zur Familiengeschichte des Dichters G. A. Bürger. Sonderabdruck aus den Mansfelder Blättern 7. Jahrgang. Eisleben 1893. S. 156—161.
16. O. Schroeter, G. A. Bürger als Harzer und Harzdichter. Harzer Monatshefte (Braunschweig) 5. Jahrgang. 1894. S. 138—140.
17. O. Schroeter, Zum Gedächtnisse des Dichters G. A. Bürger. (Der Harz) 5. Jahrgang. Spalte 7—10.
18. Heinrich Zeise. Hamburger Fremdenblatt. 1894. (Nr. 129, zweite Beilage, Nr. 130, erste Beilage, und Nr. 131, zweite Beilage.)

Um nun aber wieder auf Riemanns Arbeit zurückzukommen, so beschäftigen sich die Kapitel 2—4 mit Bürgers Göttinger Studentenzeit, der Lenore und Bürgers Verhältnis zu Dorette und Molly. Das letztgenannte Kapitel mit dem Motto „Ich habe was Liebes; das hab ich zu lieb" (besser in der ersten Fassung: „Ich hab ein lieb Mädel, das hab ich zu lieb.") scheint mir besonders gelungen; nicht minder die Auslassungen über Bürgers Übersetzungen; gefreut hat mich, daß Riemann als erster die Kösterschen Forschungen über Bürgers Macbeth genutzt hat. In dem Kapitel, das Bürgers Privatdozententum schildert, hätte auf meinen Beitrag zu Bürgers akademischer Lehrtätigkeit hingewiesen werden können, der in dieser Zeitschrift (XVI, 1902, S. 745—757) erschienen ist. „Der Schwabenstreich eines Nichtschwaben" ist richtigerweise möglichst kurz abgetan. Recht inhaltsreich und interessant ist das Kapitel

„Bürger und die Klassiker", in dem natürlich das Problem „Schiller und Bürger" eine Hauptrolle spielt. Ich habe zur Feier von Schillers 100. Todestage (Zeitschrift für Bücherfreunde, Mai 1905, S. 94—102) versucht, sein Verhältnis zu Schiller zu skizzieren, und kann hervorheben, daß ich mich im wesentlichen mit Riemann im Einverständnis befinde.

Zu dem Abschnitt „Bürger und die französische Revolution", die Riemann Bürgers letzte Begeisterung nennt, möchte ich nur bemerken, daß sich zurzeit in meinen Händen das Buch befindet: „Wahre Darstellung der großen französischen Staatsrevolution in ihrer Entstehung, ihrem Fortgang und in denen Folgen, welche dieselbe für Europa und vorzüglich für Teutschland haben dürfte, entworfen von C. F. von Kruse. [Ulpianus. In rebus novis constituendis evidens debet esse utilitas, ne recedamus ab illo iure, quod diu aequum virum fuerit.] Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Frankfurt am Main in der Andreäischen Buchhandlung 1792. (XVI und 153 Seiten.) Auf der Rückseite des Titelblattes trägt es den Namenszug: „G. A. Bürger", stammt also aus Bürgers Bibliothek.

Das zehnte und letzte Kapitel, das des Dichters letzte Lebensjahre behandelt, geht recht genau und sorgfältig auf die von Bürger hinterlassenen und unter dem Titel „Lehrbuch des deutschen Styles" und „Lehrbuch der Aesthetik" 30 Jahre nach Bürgers Tode von Reinhard herausgegebenen Kollegheften ein, dabei recht wohl ihren Wert erkennend. An dieser Stelle möchte ich noch darauf hinweisen, daß sich in der Bremer Stadtbibliothek ein handschriftliches Kollegheft (80 zweiseitig beschriebene Blätter in Kl. 4°) befindet, das zum Titel hat: „Des Herrn Doctor Bürger Vorlesungen über den teutschen Styl. Im Winter 1787." [Manuscripte b. 112.] Ich habe es vor kurzem eingesehen, und es erscheint mir wichtig genug, um mit dem späteren von Reinhard besorgten Drucke verglichen zu werden. Das betreffende Bürgersche Kolleg kam am 4. November 1787 mit 12 Hörern zustande (J. Sahr, 3. Erg.-Heft dieser Zeitschrift, S. 324); einer von diesen hat das in Frage kommende Kollegheft geführt. Riemann wäre sicherlich der richtige Mann, diese beiden nachgelassenen Werke Bürgers literarisch zu würdigen und sie eventuell neu herauszugeben. Es ist eines von den Gebieten, auf die bereits J. Sahr in dieser Zeitschrift (1902, S. 379) hingewiesen hat; das andere Thema müßte „Bürger als Philosoph und Vorkämpfer Kants" zeigen. Die kritische Untersuchung dieser Fragen, fährt Sahr fort, „würde sicher auf Bürger, seine Bestrebungen und seine Zeit manch neues Licht werfen, und erst dann werden wir sagen können: Nun wissen wir ganz, was Bürger war und bedeutete".

Diese Zeilen sollen nur zeigen, wie viel hier noch zu tun ist; Anregung gibt Riemanns Buch genug, und Anregung ist vielleicht das Beste, was Forschung und Lehre in dieser wie in jeder anderen Wissenschaft überhaupt zu bieten vermag. Denn Anregung erzeugt Entwickelung, und Entwickelung ist Fortschritt — oder, wie Riemann am Schluß des Vorworts sagt: Aus den Büchern, in denen alles steht, lernt man nichts.

Göttingen. Dr. E. Ebstein.

Deutsche Schulausgaben, herausgegeben von Dir. Dr. H. Gaudig und Dr. G. Frick. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1905. Lessing, Philotas, herausgegeben von Dr. G. Frick. — Schiller, Die Räuber, herausgegeben von demselben. — Goethe, Götz von Berlichingen, herausgegeben von demselben. — Goethe, Hermann und Dorothea, herausgegeben vom Seminaroberlehrer W. Machold.

Den vier im Jahre 1903 herausgekommenen ersten Bändchen dieser Sammlung (Lessings Minna von Barnhelm, Schillers Wallenstein und Tell, Goethes Gedichte) sind nun die oben aufgeführten weiteren gefolgt. Die allgemeine Anerkennung, welche die ersten gefunden haben, wird auch diesen Ausgaben zuteil werden. Sie sind ebenfalls nur mit Erläuterungen der wirklichen Schwierigkeiten als Fußnoten versehen und bieten hinter dem Texte einen wertvollen Anhang, der zunächst die wichtigsten Daten über Leben und Werke der Dichter und bei den Dramen einen Durchblick und einen Rückblick enthält. Zu Lessings Philotas ist noch sehr erfreulicherweise ein großer Abschnitt unter dem Titel „Aus der Poesie des Siebenjährigen Krieges" hinzugefügt, der einschlägige Gedichte von Klopstock, Gleim, Ewald v. Kleist, Ramler, A. L. Karschin, Uz und Schubart darbietet. Bei Schillers Räubern ist auch die Quelle: „Zur Geschichte des menschlichen Herzens" von Schubart und die Selbstanzeige zu der ersten Aufführung beigegeben. Bei Goethes Götz finden wir noch eine aus „Wahrheit und Dichtung" geschöpfte Zusammenstellung: Zur Geschichte der Abfassung des Dramas, ferner noch: Das Leben Götz' von Berlichingen und eine Anzahl von Stellen aus seiner Selbstbiographie. An Hermann und Dorothea endlich sind Urteile von Zeitgenossen, nämlich Schiller, Humboldt, Böttiger und Schlegel, angeschlossen.

Marburg a. d. Lahn. **K. Knabe.**

Wat Grotmoder vertellt. Ostholsteinische Volksmärchen, gesammelt von Wilhelm Wisser. Mit Bildern von Bernhard Winter. I. Leipzig, 1904. Diederichs. II. Jena 1905.

Seine Weihnachten 1903 der holsteinischen Kinderwelt gegebene Zusage hat der Herausgeber gehalten, indem er dem damals erschienenen Bändchen binnen Jahresfrist ein zweites folgen läßt, das, abgesehen von den durchaus unzulänglichen und auch den bescheidensten ästhetischen Anforderungen nicht genügenden Abbildungen, alle Vorzüge des ersten aufweist. Er hat sich damit nicht nur den Dank der Jugend dort,

Wo an des Landes Marken
Sinnend blinkt die Königsau,
Und wo rauschend stolze Barken
Elbwärts ziehn zum Holstengau,

sondern auch aller derer erworben, die mit verständnisvoller Teilnahme die Regungen der Volksseele verfolgen, wie sie sich im Denken und Fühlen, in Sprache, Glauben und Sitte äußert. Wie in der Poesie, so läßt sich im

Märchen getreu Sinn und Wesen der verschiedenen deutschen Gaue erkennen, zumal wenn es uns aus dem kräftigen, erfrischenden Urquell der Mundart zufließt, „so slicht un recht, du ole frome Red!" Das tiefe Gemüt, welches sich vor der Welt verbirgt, die unverfälschte, biedere, sich nimmer verleugnende Kernnatur des meerumschlungenen Eilandes treten uns klar vor Augen. Überall begleitet uns der sinnig-nachdenkliche, herzliche und zugleich herbe, knorrige Zug, der, gepaart mit hohem sittlichen Idealismus, dem niedersächsischen Stamme in besonderem Maße eigen ist. Frenssen sagt einmal: „Wir lernten das meiste, als wir auf freies Feld gingen und aufzufliegen versuchten, so gut es ging; von Büchern wird man nicht klug." So hat auch der Herausgeber Sinn und Denkart, Sprache und Sitte des Landes der blauen Seen, Föhrden und herrlichen Buchenwälder an Ort und Stelle abgelauscht. Die urheimatlichen Elemente treten überall zutage, entsprungen aus feiner Beobachtung des Lebens und Treibens der Menschen. Darum sind die dargebotenen Dialektstücke von bodenwüchsiger Lebendigkeit, Kraft und Empfindung. Allenthalben spürt man das verständnisinnige Nachgehen und Nachempfinden der tiefen Innerlichkeit, die frei von aller Verflachung des Gemütslebens ist, wie sie uns bei weniger tiefgründigen Stämmen auffällt, die am rein Äußerlichen, an der Schale haften, nirgends in die Tiefe, in den Kern dringen. Freilich kennt Wisser, wie selten jemand, das Land,

> Da langsam sind die Menschen,
> Doch grade, wenn auch schwer,
> Doch wetterfest wie Eichenstamm
> Und seelentief wie Meer.

Hat er doch während seiner einstigen langen, erfolgreichen Tätigkeit am oldenburgischen Gymnasium zu Eutin, wo einst Voß die homerische Muse in den Dienst des Volkslebens gestellt, in der ihm anvertrauten Jugend die Liebe zum geistigen Leben und zur Überlieferung der heimatlichen Scholle entfacht. Damit hat er das Höchste und Beste erreicht, was dem Leiter der Jugend beschieden ist, Selbsttätigkeit, geistige Regsamkeit, pietätvolle Anhänglichkeit und Dankbarkeit seiner Zöglinge, da er Samen ausgestreut, der nicht auf steinigen Boden fiel. Hierfür habe ich während der kurzen Spanne meiner unterrichtlichen Arbeit an gleicher Stätte genug Beweise erfahren, die in mir infolge der trefflichen Zubereitung des geistigen Nährbodens eine Berufsfreudigkeit erregten, wie sie in einer Atmosphäre mit beschränktem Gesichtskreis, in öder Geistesenge, bar jeder höheren Auffassung, sich niemals entwickeln kann. Die freudige Erinnerung hieran ruft in mir die Sehnsucht des Dichters wach:

> Noch einmal möcht ich über grünen Feldern,
> Drauf braun und buntgescheckt die Rinder stehn,
> Umrahmt von Haselzaun und Buchenwäldern,
> Die blaue See in Sonnenweite sehn.

Ohne in die Wüstheit der vergleichenden Mythologie zu verfallen, weise ich darauf hin, daß, wie überall aus gleichen Grundanschauungen mit ent-

sprechenden Einschränkungen gleiche Gebilde erwachsen, so auch für die ostholsteinischen Sagen mittelfränkische Parallelen sich beibringen lassen. Demnach entspricht den Märchen I S. 11 mittelfr. „Aischaprödel", I, 17 „Hans un de verzauberte Katz", I, 31 „Könning Drosselbart", I, 56 „Duemling", während II, 19, 32, 67, 81 unter gleichen Bezeichnungen im Volksbewußtsein lebendig sind. Abgesehen von der Grimmschen Sammlung finden sich einzelne Märchen in Sagen, Märchen und Liedern der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg von Müllenhoff. Anastat. Reproduktion des zweiten Abdrucks d. Aufl. v. J. 1845. Kiel 1899. In dieser trefflichen Sammlung liest man Wissers I, 76, II, 32 u. 38 in gleicher Fassung auf S. 431, 468, 155, ebenso I, 8 variiert S. 443, endlich I, 56 u. 73 unter gleicher Bezeichnung, doch mit verschiedenem Inhalt S. 360 u. 548. Beim Abschied wünsche ich dem Herausgeber auch für die Zukunft gleichen zweifachen Erfolg. Leicht ist ihm der Weg zu jugendlichen Herzen geworden, und ebenso hat er hier den mit ihm Empfindenden ein Bad der Verjüngung bereitet. Denn

Ich liebe nicht, was staubig,
Nur an das Frische glaub' ich.

Stolberg b. Aachen. Dr. **Willner.**

Eduard Mörike, Gesammelte Schriften. 4 Bände, Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1905. 5 M.

Der erste Band bietet Mörikes Bild nach der Büste von Dorndorf, seine Lebensbeschreibung, die Gedichte und die „Idylle vom Bodensee", der 2. Band bringt die gesammelten Erzählungen, der dritte und vierte den Roman „Maler Nolten". Wir haben bereits im 3. Heft des 18. Jahrgangs dieser Zeitschrift Eduard Mörikes Leben und Schaffen dargestellt. Wir sagten da, es sei endlich Zeit, daß seine Werke, bisher nur von einem kleinen Kreise in ihrem bleibenden Werte geschätzt, Gemeingut des deutschen Volkes werden. Auch diese Volksausgabe wird dazu beitragen.

Dresden. Lic. Dr. **Warmuth.**

Neu erschienene Bücher.

A. V. Salten, Deutsche Erziehung. Leipzig, Teutonia-Verlag, 1906. 124 S.

Dr. G. Klee, Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. 8. Aufl. Berlin, Georg Bondi, 1906. 188 S.

Jakob Baechtold, Deutsches Lesebuch. 3. Band: obere Stufe. 3. Aufl., besorgt von W. v. Arx und Ed. Haug. Solothurn, C. Gaßmann, 1905. 584 S.

Hermann Graef, Schillers Romanzen in ihrem Gegensatz zu Goethes Balladen. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906. 42 S.

Karl M. Brischar, Jens Peter Jacobsen und seine Schule. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906. 19 S.

Paul Kunad, Immermanns Merlin und seine Beziehungen zu Richard Wagners Ring des Nibelungen. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik, 1906. 16 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33 I.

Humor und Satire in den Dichtungen Anastasius Grüns.

(Zum hundertsten Geburtstage des Dichters.)

Von Prof. **Dr. Leo Langer** in Wien.

Humor ist nicht bloß die Würze des Unterrichts, falls er eben nicht in einseitige Possenreißerei ausartet, sondern er soll ihn in heiterem Flusse ganz durchfluten und im Herderschen Sinne Lehrer und Schüler einander nähern. Besonders die Unterweisung in der Muttersprache und die Einführung in das deutsche Schrifttum sind vor allem dazu berufen, diesen lebendigen Geist zu wecken und zu erhalten. Darum ist es auch Sache des Lehrers, sich in das Wesen dieses Fluidums zu vertiefen und jene Dichter in ihrer geistigen Werkstätte zu betrachten, die den Humor in hervorragender Weise in ihre Werke einfließen ließen, und das ist um so leichter, seitdem Lipps und Überhorst das Wesen des Komischen wissenschaftlich darlegten.

Und der Humor gewinnt an Würde und Bedeutung in Zeiten des Kampfes, wenn geistige Gewitterschwüle auf den Seelen lastet, wenn Freiheit und Gedankenflug gehemmt und gelähmt sind, wenn die natürliche Entwickelung aus ihrer alten Bahn gelenkt wird und staatliche, religiöse oder wirtschaftliche Mißverhältnisse die große Menge niederbeugen. Diese trägt wohl lange ihr Los weiter, aber ihrer Arbeitsfreude wird Abbruch getan und es bedarf nur eines Funkens, eines führenden Geistes, um lang genährten Groll zur Entladung zu bringen. So entstanden und entstehen heute noch Volkserhebungen. Auf jeden Schlag folgt der Rückschlag. Voraus flattert aber ein Sturmvogel, der die Tat vorausahnen läßt und die Erhebung begleitet, das mannhafteste der dichterischen Erzeugnisse: die Satire. Sie ist so alt, als menschliche Verirrungen bestehen und der Mensch seine verbitterten Gefühle in Worte zu kleiden und seine Umgebung vom „sentimentalischen“ Standpunkte zu betrachten gelernt hat. Ihr Gegenstand wechselte im Laufe der Zeit und auch ihre Form erhielt von dem Zeitgeiste jeweilig ihr Gepräge. Auch ist es nicht gleichgültig für sie, wer gerade der Träger literarischer Betätigung ist. Als diese auf die Geistlichkeit in den Klöstern einzig und allein angewiesen war, da wendete sich die Satire gegen sittliche Gebrechen aller Stände und Alter, sie beschränkte sich vielfach darauf, daß ein Einsiedler oder Klosterbruder jene nacheinander

vorüberziehen ließ und deren Fehler rügte, es blühten Sündenklagen, Besprechung der Todsünden und dergleichen sittliche Erörterungen in sehr einfacher Einkleidung. Das Rittertum richtet seine Spitze auch gegen die Geistlichkeit und deren Gebrechen, ich erinnere nur an Heinrich v. Melk und sein zahlreiches Gefolge, und auch ganz individuelle Größe nimmt die Satire an, man denke an Walters Sprüche gegen den Papst. Sie wächst dann und blüht in den Zeiten des Überganges und Verfalles, während alle übrigen Gattungen von ihren früheren Höhen herabsinken; sie nimmt eine ganz hervorragende Stellung im 16. Jahrhundert ein, als der Kirchenkampf wütet, und ergreift besonders von all den kleineren Dichtungsgattungen Besitz. Da blüht auch, früher allerdings schon vorbereitet, die Narren- und Teufelsliteratur, reich an beißendem Spotte und gesundem Humor. Nach dem großen Kriege beginnt jener verderbliche Einfluß Frankreichs auf Sprache, Sitte, Tracht und Gesinnung, an dem wir heute noch kranken, und der Kampf gegen das Alamodewesen wird sowohl mit den Pfeilen des Epigramms als in Visionen und anderen Einkleidungen geführt. Und nun wird der Strom immer breiter und breiter, immer mehr Nebenflüsse münden ein, die Satire entwickelt sich immer individueller, die Zeit des Rationalismus und der Klassizität kennt schon eine entwickelte literarische, politische und soziale Satire. Nach den Xenien unserer Dichterfürsten hat die Romantik die literarische Satire als Erbe übernommen und sie pflegte diese nicht bloß im Epigramm, sondern selbst im Drama wurde sie einheimisch. Und auch die Selbstironie, dieser wilde Schößling satirischer Entwickelung, wucherte lustig weiter. Da setzt die Julirevolution ein und das „Junge Deutschland“ steht an der Spitze einer zersetzenden Satire, die oft das Heiligste nicht verschonte. Die Julirevolution war der erste Sturm gegen Rückschritt und Zopftum, auf sie folgte ein halbes Menschenalter später das „tolle Jahr“, das besonders in Wien zur vollen Bedeutung gelangte. Und nun blüht das politische Zerrbild, eine Menge von Blättern hat sich diesem Zweige geistiger Betätigung ausschließlich gewidmet, hier spricht sich die Volksstimme oft wirkungsvoller aus als im politischen Redekampfe und bei anderen öffentlichen Besprechungen der Staatsverhältnisse. Die Satire wurde zum Kampfesmittel, und wenn sie nicht zum Pamphlet herabsinkt, wenn sich mit ihr gesunder Humor verbindet, dann reinigt sie die Luft, dann bringt sie die erwünschte Kühle nach der unerträglichen Gewitterschwüle, dann befreit sie die Brust von dem drückenden Alp. Es ist ja herzerhebend, zu sehen, wie ein wackerer Mann in Zeiten allgemeiner Rat- und Tatlosigkeit rüstig dasteht, mächtig und geehrt, allen Vorurteilen seines Standes trotzend, den Kampf aufnimmt gegen die irreführenden Großen — selbst ein Großer. Und solch ein Mann ist Anton Graf

von Auersperg, der als Anastasius Grün, als der „auferstehende“, zur Hoffnungsfarbe sich bekennende „Dichtergraf“ in den dreißiger Jahren in Österreich kühne Worte sprach, die weit hinaushallten über die durch den Mautkordon einer ebenso strengen wie lächerlichen Zensur bewachten Grenzen seines Vaterlandes. 30 Jahre sind seit seinem Tode verflossen, doch seine Dichtungen bewahrten bis zum heutigen Tage jenen Reiz, der sie auch in der Gegenwart lesenswert erscheinen läßt, und wenn in Kürze der Nachdruck freigegeben sein wird, dann werden sie wohl auch in breiteren Schichten bekannter werden. Diese unvergängliche Frische verdankt aber Grüns Muse seinem Humor und der ehrlichen, witzigen Satire, die wir im folgenden näher betrachten wollen.

Anton Graf von Auersperg, aus einem literarisch und politisch hervorragenden schwäbischen Geschlechte stammend, wurde am 11. April 1806 in Laibach, der Hauptstadt Krains, geboren. In Wien und Graz erhielt er seine militärische und juristische Ausbildung und stand mit den hervorragendsten freiheitlichen Literaten Wiens in regem Verkehre. Im Jahre 1830 übernahm er das väterliche Gut Thurm am Hart und lebte nun als eifriger Gutsherr, als freisinniger Politiker und als Naturfreund bald in Krain, bald in Wien, Graz oder auf Reisen ein reiches, tätiges Leben, aus dem er in Graz am 12. September 1876 schied.

Als Jüngling und Mann sah unser Dichter die Metternichsche Herrschaft mit all den Auswüchsen einer leidenschaftlichen Reaktion, er erlebte die Revolution mit ihren idealen März- und den schrecklichen Oktobertagen, er sah den Rückschlag dieser Volkserhebung, fühlte schmerzlich Österreichs Unglück in den Jahren 1859 und 1866, sah alle Träume von der nationalen Einigung aller Deutschen, die sein ganzes Sinnen und Trachten gebannt hatten, vernichtet, kurz als Freiheitssänger und Patriot hat er mehr düstere als frohe Tage erblickt und dennoch hat er nie verzweifelt, hat er den Glauben an sein Vaterland nie verloren und dieser Glaube und das Vertrauen zu der Größe des deutschen Volkes und zu seiner Sendung hat ihm den Humor bewahrt, der allein seinen Werken einen so erfrischenden Reiz verleiht.

Und dieser Humor ist in allen seinen Abstufungen und Arten in seiner Dichtung vertreten, von dem neckischen Getändel der Liebe an bis zum beißenden Sarkasmus der politischen Dichtung und zu jener Satire, die selbst vor der Person des Mächtigen nicht Halt macht. Dabei zeigt der Dichter eine ungewöhnliche Sprachgewalt, einen großen Reichtum humoristischer Motive, einen blendenden Schatz geistreicher Bilder und Vergleiche.

Derselbe Mann, der wuchtige Worte findet, um seinem Freiheitsdrange Ausdruck zu verleihen, ist geradezu zaghaft in seiner Liebeslyrik. Entsagung, stumm verschlossenes Leid, unglückliches Werben sind die Grund-

züge, Liebe und Natur in inniger Beziehung zu schildern, ist die Hauptstärke des Dichters, doch klingen uns auch oft neckische, anakreontisch tändelnde Töne entgegen. So besingt er zart und duftig „Die Brücke“ (L. A. Frankes Ausgabe in 5 Bänden bei Grote in Berlin I, 22), die vom Herzen zum Herzen führt. Gebaut hat sie die Liebe aus duftigen Rosen, es wandelt auf ihr Seele zu Seele, die Liebe ist der Zöllner, Küsse sind der Brückenzoll.

Süßes Mädchen, möchtest gerne
Meine Wunderbrücke schaun?
Nun es sei, doch mußt du treulich
Helfen mir, sie aufzubaun.

Fort die Wölkchen von der Stirne!
Freundlich mir ins Aug' geschaut!
Deine Lippen leg an meine:
Und die Brücke ist erbaut.

„Im Bade“ (I, 26) will er die Welle sein und die Geliebte küssen, will er die Quelle sein, zu ihrem Herzen rauschen und das Ringlein, das sie von dem Fremden erhielt, das will er ihr rauben und nur seiner Liebe Pfand an ihrem Finger dulden. Der Dichter ist in Venedig und wieder hat er einen Wunsch. Drei Dinge wünscht er sich: ein Mägdlein weiß, ein Pfäfflein schwarz und eine Gondel fein (I, 77):

„Ei sprich, wozu das Mägdlein weiß?“
Ich wäre gern zu zwein!
Zum Seufzen nicht, zum Beten nicht,
Das träf' ich fast allein.

„Ei sprich, wozu das Pfäfflein schwarz?“
Daß ich von Sünden rein!
Man weiß nicht, was geschehen kann,
Wenn man so oft zu zwein.

„Ei sprich, wozu die Gondel flink?“
Zu rudern lustig drein,
Vom Mägdlein zu dem Pfäfflein gleich,
Und wieder zum Mägdelein!

Hier vereinigt er den schlichtesten Volkston mit gesundem Humor. Ebenso in dem Gedichtchen „Der Unbeständige“ (I, 33). Mädchen sind wie Blumen, ein schlechter Gärtner aber ist, der nur eine Blume zieht; Mädchenlippen, das sind Becher, doch nur ein armseliger Zecher bleibt bei einem Becher; Mädchenaugen sind Gestirne, erst wenn diese der Astronom erblickt, hat er den ganzen Himmel gesehen. Und so zieht auch unser Dichter die uralte Parallele zwischen „Kopf und Herz“ (II, 24), welche die mittelalterlichen Sänger vielfach beschäftigte — ich erinnere an Hartmann von der Aue — und besonders den Mystikern manches Rätsel bot; diesen Widerstreit weiß er in witziger Weise zu lösen:

Es spinnt im obern Raume
Der Grübler und Prophet,
Und unten singt im Traume
Der Schwärmer und Poet.

Und was das Herz ersehnt, das widerrät der Kopf.

Das nimmt der Pred'ger übel
Und gießt herab im Groll
Auf jenen einen Kübel
Der derbsten Weisheit voll.

Der unten scheut die Lauge
Und duckt den Lockenschopf,
Den Stern doch fest im Auge;
Das Herz hat seinen Kopf.

Da muß der Kopf verzagen, doch scheint er des Herzens Leid zu teilen, „der Kopf hat auch ein Herz".

Dieses Gedicht führt uns auf das Motiv des Gegensatzes, das A. Grün sehr reichlich auch im Humor und der Satire verwendet, um wirkungsvoller zu werden. So führt er uns hinauf in seine geliebte Alpenwelt; zwei Sennhütten stehen auf grüner Alpenwiese, vor der einen schläft die schönste Sennerin, vor der anderen eine häßliche Alpenmaid; jener legt ein Elf, dieser ein Kobold eine Rosenknospe hin, jene wird von einem schönen Jäger, diese von einem Köhler geliebt, beide haben einen Traum — und siehe da! es ist derselbe süße Liebestraum (I 110). Oder er läßt zwei Wanderer hinausziehen (I 137) in die herrlichen Alpen, den einen, „weil's Mode just", den anderen aus innerem Herzensdrange. Und als sie nun wieder heimgekehrt sind und man sie fragt, was sie gesehen hätten, da antworten sie beinahe mit denselben Worten, und doch weiß jeder ein anderes Gefühl hineinzulegen.

Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehn? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Der andere lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks, mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Ein anderes Bild! An der Seite Sobieskis zieht der polnische Ritter Lubomirski (I 317) in dem verödeten Wien ein. Es ist ein lustiger, witziger Mann, der einst in Wien studierte und jetzt, an das heitere Leben zurückdenkend, um so bitterer die Gegenwart empfindet. Der heitere Pole und die verwüstete Stadt! Und der Dichter zeigt dem Geiste des längst verschiedenen Polen das wieder neu erblühte Wien:

. . . Die Rosen und die Lieder,
Heißt es, gehn in Wien nie aus.

Straßen blinkend voll Paläste,
Keller voll von süßem Wein,
Schenken voll Musik und Gäste!
Darfst um uns besorgt nicht sein.

Doch zur Ferne sieh, nach deinem
Armen, schönen Vaterland,
Und du lernst im Grab das Weinen,
Das du lebend nie gekannt.

Hier das stattliche Wien und dort — Finis Poloniae! So wirkt denn doppelt der Gegensatz in der politischen Satire, in der sich Grün mit dem heftigsten Sarkasmus gegen die Reaktion des Vormärz wendet. Seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten" sind in dieser Beziehung das erhabenste Denkmal von Freiheitsliebe und Mannesmut.

Stoß ins Horn, Herold des Krieges: Zu den Waffen, zu den Waffen!
Kampf und Krieg der argen Horde heuchlerischer dummer Pfaffen!
Aber Friede, Gottesfriede, mit der frommen Priesterschar,
Frieden ihrem Segensamte, Ehrfurcht ihrem Weihaltar! (I 329)

Mit Ausdrücken innigster Hochachtung schildert er das edle Walten der Priester, aber bitteren Hohn lädt er auf die unwürdigen Glieder dieses Standes, die er als „Pfaffen" bezeichnet; kein Vergleich ist ihm zu grell und zu kraß, und so endet er denn mit der Aufforderung:

Bombardiert mit Distelköpfen frisch die Pfaffen aus dem Land!
Nehmt ein Glas des besten Weines auf der Priester Wohl zur Hand!

Ebenso stellt er die Dicken und die Dünnen (II 331) einander gegenüber, die Dicken der josephinischen und die Dünnen der vormärzlichen Zeit. Früher sei die Losung gewesen: „Krieg und Kampf den dicken, plumpen, kugelrunden, feisten Pfaffen!", jetzt aber: „Krieg und Kampf den dünnen, magern, spindelhagern Pfäffelein!" Und auch hier sind die Vergleiche recht drastisch. Lauthin schnaubt die plumpe Wildsau, wenn sie in das Dickicht kriecht, viel gefährlicher aber sei die Viper, die nach den Fersen schleicht. Jene verschmachten ganze Tage, diese liegen stets auf der Lauer, jene heulen laut in die Welt hinein, diese winseln Katern gleich so fein.

Mächt'gen, schweren Folianten glichen einstens jene Dicken,
„Allgemeines großes Kochbuch" stand als Inschrift auf dem Rücken;
Einem schmalen kleinen Büchlein sind die Dünnen gleich, fürwahr,
„Kurzgefaßte Gaunerstücklein" beut das Titelblatt euch dar.

Einst galt es den Kampf mit der Grobheit und der Dummheit, jetzt heißt es, gerüstet sein gegen Artigkeit und Schlauheit, einst rannten die Dicken mit ihrem Wanst die Türen ein, jetzt kriechen die Dünnen durch das Schlüsselloch. Und nun beschwört er die Dicken der josephinischen Zeit, sie möchten wieder erscheinen und den mageren Nachwuchs verschlingen — Hans Sachsens „Narrenfresser" gleich — denn auf diese Weise, schließt er humorvoll, werde man die Dicken und die Dünnen los, „denn nicht lange mehr kann leben, wer solch gift'ge Kost genoß!"

Auf diesem Motive beruht auch eine seinem Humor eigene Art der Tragikomik, die in mehreren Gedichten zum Ausdrucke gelangt. So verbringt der Deserteur den letzten Tag seines Lebens in der Gesellschaft seines lieben Mütterchens. Und er spricht mit bitterem Spotte von den Forderungen, die man an ihn, den freien Gebirgssohn, im Kriegerstande stellte; einem Fetzen Tuches, mit einem wilden Tiere bemalt, habe er folgen sollen, ein Eselsfell, über eine blanke Schachtel gespannt, habe unerträglichen Lärm gemacht, einen Höcker habe man ihm auf den Rücken gebunden, statt des Hutes habe er einen schwarzen Topf tragen sollen,

und so ergeht er sich in bitteren Klagen über die Knechtung, der er sich nicht habe fügen können. Am nächsten Morgen aber hört man im Tale Büchsen knallen

> Und entsunken sind zur Stunde
> In dem Tale, grün und frei,
> Einem roten Jünglingsmunde
> Wohl der blühnd'sten Rosen zwei. (I 116)

Ebenso hallt ihm aus „Des Zechers Grabe" (I 131) in tiefer Bergesschlucht, die den Trunkenen unbarmherzig hinabzog, eine launige Stimme entgegen, als sei der Zecher hinabgesunken in ein leeres Faß, als sei der Himmel das Faßgewölbe, das Spundloch die Sonne und als funkelten die Sterne ihm als Weinsteinkristalle in die Augen. So sind für Grün seine eigenen Worte im „Letzten Ritter" („Weihe" Str. 8) charakteristisch:

> Dort liegen Bischofsmützen, nicht fern ein Schellenhut,
> Hier ein gekrönter Schädel, drin nistet des Wurmes Brut,
> Dort sproßt aus Totenköpfen manch Röslein lieblich rot:
> Seht da, in einer Schale das Leben und der Tod.

So vereinigt sich überhaupt gerne Erhabenes und Scherz, Ernst und Humor in Grüns Dichtung zu einem Ganzen. Nie aber entsteht hierdurch ein greller Mißklang, wie sonst in der Satire der Romantik oder besonders in der Lyrik des „Jungen Deutschlands", nie wird man durch diesen Scherz aus dem Himmel in den Staub gezogen, nie wird in uns das Gefühl rege, als habe der Dichter mit uns bloß ein frevles Spiel getrieben, als glaube er selbst nicht an das Heilige, das er verkündet. Man kann mit voller Berechtigung von ihm behaupten:

> Jeden Schmerz konnt' er verscheuchen
> Durch ein lustig Zauberwort
> Wie das bleiche Haupt der Leichen
> Man mit frischem Kranz umflort!

Die Alpen begrüßt er mit echtem Pathos als Sinnbilder der Freiheit, die er über alles liebt, und gleich schäkert er wieder mit dem gesunden Alpenkinde, der Sennerin („Ungleicher Tausch" I 93). Wir hörten, wie der Pole Lubomirski flotte Studentenerinnerungen zum besten gibt und wie der Dichter den schwermütigen Gedanken an Polens Ende miteinflicht. Wir sehen den alten Gneisenau („Gneisenau in Erfurt" II 268) bei einem feuchttraurigen Kommerse, den er mit den wenigen überlebenden Kommilitonen veranstaltet, gellt ja doch das ewig heitere Gaudeamus wie ein Requiem. Und so ist es auch bei der Wachtparade in Pittsburg („Schutt": „Cincinnatus" 5). Unserem Dichter, der wohl ebenso wie die meisten Freunde einer freiheitlichen Entwickelung in Europa, für den amerikanischen Freistaat begeistert war, der allerdings trotzdem freiblieb von jeder übertriebenen

Verhimmelung, ist es darum zu tun, zu zeigen, wie das Bürgerheer, das an dem Festtage der Unabhängigkeitserklärung Nordamerikas eine Parade abhält, fest entschlossen ist, für die Freiheit des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern, er will also einen erhabenen Stoff behandeln. Doch da schleicht sich auch manch gesunder Scherz mit ein unter die Züge voll ergreifender Tragik. Kopfschüttelnd schreitet der Hauptmann die bunten Reihen ab, in denen Söhne des Pfluges und der Werkstatt, Glatzköpfe und Jünglinge, durch eine Idee vereinigt, dastehen. Der eine trägt ein rostiges, schartiges Schwert, er wird darob gerügt, doch stolz lautet die Antwort: „Bei Saratoga trug's mein Vater schon, den Pfirsichbaum stutzt jetzt damit der Sohn!" So sei das Schwert Sinnbild des Krieges und der friedlichen Kulturaufgabe geworden, wie auf dem Angesichte des Helden auch Narben der Schlacht und der Schenke sich vereinigten. An die Bilder der „Fliegenden Blätter" erinnert der amerikanische Bürger, der seinen Helmbusch mit einem Hahnenschweife schmückte und jener, der seinen Wanst, der die schöne Front verdirbt, als eine neue Festung für das Land bezeichnet, die seine Hand mannhaft verteidigen will. Wieder ein anderer trägt die Whiskyflasche umgeschnallt, wie das Osagenweib ihr Kind, auch dieser ist um eine Entschuldigung nicht verlegen; es wohne darin eines schönen Kornfeldes Geist und dieses erinnere ihn an die traute Heimat.

„He, Flügelmann, dein Zopf erschreckt mich fast,
Steif und gespenstisch, wie ein kahler Ast!"
„Und ist's ein Ast, hupft wohl ein Vöglein drauf
Und spielt ein hübsches Lied von Freiheit auf."

Ein Reiter hat seine Stute samt dem Füllen auf das Paradefeld gebracht und erwidert auf die Vorwürfe des Kommandanten gutmütig, es wäre ja doch recht schlecht gehandelt, wollte man die Mutter von dem Kinde trennen. Es sind köstliche Genrebilder, die aber immer einen ernsten Hintergrund bewahren. Und wenn einer von den bürgerlichen Kriegern eine vorschriftswidrige weiße Schärpe trägt, die nach des Hauptmanns Meinung nicht in Reih und Glied passe, und wenn er dann so einfach darauf erwidert:

Des Kindleins Bahrtuch ist's, das mir erblich,
Und mahnt geweihter, heil'ger Erde mich,

da wird der Gegensatz, den der Dichter als ein Schilderer des wahren Menschenlebens uns entgegenführt, wie Shakespeare derb-komische Szenen mit erschütternden Lebensfragen abwechseln ließ, uns um so wirkungsvoller die Absicht des Dichters darlegen, die hier z. B. in den Worten gipfelt, die einer aus dem Bürgerheere an den unzufriedenen Feldherrn richtet:

Zwängt, Vater, nicht den Leib in spröde Norm,
Sind unsre Herzen doch in Uniform.

So preist auch der Dichter das Erhabene des politischen Liedes und der Freiheit in der Einleitung zu den „Nibelungen im Frack“; da er aber darob bald seinen komischen Helden vergessen hätte, bricht er plötzlich ab mit den scherzhaften Worten:

> Blitz! im Diskurse hätt' ich bald meinen Helden vergessen,
> Wie Amme das Kindlein, herzend den Grenadier indessen,
> Wie Kindlein seine Puppe der Apfelschnitten halber,
> Wie Grenadier die Amme wohl einer schönen Dritten halber.

An die derbere Kost des Mittelalters erinnern jene Situationen im „Pfaff vom Kahlenberge“, einer Dichtung, die mit der Gestalt Herzog Otto des Fröhlichen Schwänke Wigands von Theben und Neitharts von Reuenthal vereinte, welche an kirchliche Gebräuche die Komik des schalkhaften Priesters knüpfen. So ertönen die weltlichen Lieder der Bauern im Kirchlein des Kahlenbergerdorfes (IV 161), so wird zur Feier der ersten Messe in einer neugebauten Kapelle Klosterneuburgs nach dem Brauche der Provenzalen und Burgunder Konventualen ein parodistisches Narrenfest während der heiligen Handlung abgehalten, so prangen (IV 276) statt einer neuen, vom Volke verweigerten Kirchenfahne an der Fahnenstange Wigands Hosen, und der Schalk entläßt die entrüsteten Gläubigen mit den auch für des Dichters Komik mitunter bezeichnenden Worten:

> Das merkt: die leergeword'ne Stelle,
> Wo einst das Heilige wohnt' auf Erden,
> Besetze Heiliges, Edles schnelle,
> Daß nie das Gemeine, Niederträcht'ge
> Verlaßnen Heiligtums sich bemächt'ge.

So heizt endlich Wigand mit den unschönen Heiligenstatuen das Gemach, von der Herzogin, die ihn besucht, neue, schönere erhoffend (II 382).

Es ist nicht Geringschätzung kirchlicher Einrichtungen, die den Dichter zu solcher Komik veranlaßte, hier ist es vielmehr der Geist der Zeit, in die uns die Dichtung versetzt, und das Gepräge des Originals, das noch derbere Züge aufweist. Denn daß einstens viel ärgerer Schabernack in geheiligten Räumen getrieben wurde und daß das Volk mit allem Ernste auf solchen Saturnalien als seinem heiligen Rechte bestand — ich erinnere nur an die humoristischen Osterpredigten, an das Georgifest der Kinder, an die derben Scherze der ludi und an die schon erwähnten Bräuche der Provenzalen und Burgunder Konventualen — ist ja dem Kulturhistoriker bekannt. Unser Dichter war ein frommer Mann, freilich von dem Freisinn Josephs II. durchdrungen, der in jeder Beziehung sein Ideal war. So schließt denn Grün, der in der liebevollen Bewunderung der Natur die innigste Gottesverehrung erblickt, die „Legende“ (I 113) von Gott, der seine Schöpfung in einem Gedichte verherrlichen wollte, schließlich aber das

Vergebliche seiner Bemühung einsah, die Blätter zerriß und als Blütenregen zur Erde streute, mit dem scherzhaften Glaubensbekenntnisse:

Wer Freitags auf der Reise, Braucht nicht zu fasten dabei; Wer Sonntags auf der Reise, Ist von der Messe frei.	So hab' ich dies Lied gesungen Statt eines Gebetes heut', Von Sonntagsglocken umklungen, Von Blüten überschneit.

In jeder Dichtung hat der Schluß eine ganz besondere Bedeutung. So können wenige Worte am Schlusse einer Dichtung das Gepräge höchster Tragik verleihen — ich verweise z. B. auf Goethes „Erlkönig" — oder sie können uns einen weiten Ausblick in die Zukunft bieten, wie besonders der aphoristische Schluß in den meisten Dramen Schillers, es kann aber auch ein pointierter Schluß in einer noch so ernsten Dichtung einen recht humorvollen Eindruck machen, und das ist hier oft der Fall. In der „Baumpredigt" (I 103) gibt jeder Baum dem Menschen eine beherzigenswerte Lehre, die ihm nützen muß, wenn er sie hört und befolgt. Warum hören wir sie nicht?

> Die Bäume pred'gen beim Sternenlicht,
> Da müssen wir ja schlafen.

Der vielgereiste „Storch" (I 230) erzählt fürchterliche Lügengeschichten von seinen Taten und Abenteuern in Italien und Ägypten und schließt mit dem achtunggebietenden Berichte:

Auf Pyramiden, bei fürstlicher Kost Durft' ich in Herrlichkeit thronen, Mir huldigten Völker aus Süd und Ost Wie Göttern der Pharaonen.	Den Reisebericht indessen erklärt Frau Storchin den Nachbarinnen: „Am Nil hat er ein Würmlein verzehrt, Den Tiber — sah er rinnen."

So meldet er dem gehaßten Staatsmanne, dem Fürsten Metternich, der süßlächelnd in einem glänzenden Salon sich vergnügt (II 328), vor der Tür warte ein Klient, schlicht und bescheiden:

> Östreichs Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
> Sieh, es fleht ganz artig: Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?

Oder er schildert aus dem krassesten Reaktionsstaat eine pechfinstere politische Nacht, und schließt:

> Doch vor Sankt Liguoris Kirche, auf der Bank sich streckend breit,
> Ruft ein heil'ger Mann behaglich: Welch ein schöner Tag ist's heut'!

Diese Beispiele mögen genügen! Eine ähnliche Wirkung wird erzielt, wenn der Dichter in dem Gedichte „Der treue Gefährte" (I 91) die Erwartung durch seine Erzählung spannend gestaltet und sie dann humorvoll erfüllt. Grün erzählt von einem treuen Freunde, der ihn überallhin begleitete, der mit ihm trank, mit ihm schlief, Kleider nach seinem Schnitte trug, der ihm selbst zum Liebchen folgte. Und so zog er denn auch mit ihm hinauf in die Berge. Im Tale schon wurde der Freund verdrießlich; als die Lerchen

sangen, hielt er sich die Ohren zu, als ihnen die Rosen entgegendufteten, wurde er schwindlig und todbleich, und als es gar bergan ging, da blieb er keuchend zurück. So erklomm denn der Dichter allein die stolze Höhe und freute sich all der Herrlichkeit. Als er aber wieder talwärts wallte, da fand er seinen Freund — tot. Er bestattete ihn und weihte ihm folgende Grabschrift:

Hier ruht mein treu'ster Genoß im Land,
Herr Hypochonder zubenannt;
Er starb an frischer Bergesluft,
An Lerchenschlag und Rosenduft.

Auch die uralten Motive des Traumes, der Vision und Utopie finden Verwendung zu humoristischen Zwecken. Des Zechers Traum wurde schon erwähnt; es träumt auch der müde Bettelmönch, der im Anblicke seines leeren Quersackes einschlummert, von all den Herrlichkeiten, die ihn erfüllen könnten. Hier ist der Wunsch der Vater des humoristischen Gedankens (II 293). Es träumt der junge Novize unter dem Palmbaume seines italienischen Klosters von orientalischer Pracht, die ihn umgibt, von schönen Gazellenaugen, die ihn umspähen, er träumt, wie die weißen Schleier fallen und wie er, einem Sultan gleich, den Mädchen winkt, denn sie sind ja alle sein; da erschallt die Vesperglocke, der Träumer erwacht, doch tröstet ihn der Dichter:

Ei getrost! Zum Chor ist's eben
Vom Harem nicht allzu weit!
Mönch und Sultan, beide leben
In bequemem Faltenkleid (I 169)

Hierher gehört auch der köstliche Traum des Kärntner Schäfers von dem Gespräche seiner vierfüßigen Untertanen im „Pfaffen vom Kahlenberg" (IV 220). Ernst ist die Vision und doch reich an sarkastischen Zügen in den „Spaziergängen" (II 390). Der Dichter sieht die Ruinen Wiens und geleitet einen Fremden durch das Trümmerfeld. Sie blicken von dem gestürzten Stephansturme auf die Überreste des Praters, des großen Luftwaldes der Wiener, kommen an Metternichs Hause vorbei, das jetzt Efeu umrankt, wie einst der Hausherr Österreichs Freiheit umstrickte, gelangen in die Burg, wo die Schranzen krochen.

Krumme Rücken rings und Kratzfuß! Ei, was Wunder, wenn am End'
Selbst die alten Mauern machten tief ihr furchtbar Kompliment.

Vor Josefs II. Denkmale zerfließt die Vision. Scharf und treffend aber ist das Zukunftsreich gezeichnet, wie es Metternich, der Führer der Reaktion, ersehnte — eine Utopie von unvergleichlicher satirischer Kraft! („Wohin"! II 345.) — Ein neu Geschlecht schleicht über den Gräbern des alten einher, offenen Ohres für Lug und Heuchelei, mit tagesscheuen Augen, mit

gekrümmtem Rücken. Druckerpressen kennt das Land nicht, den Druck spürt bloß das Volk; ein herrliches Leben haben die Gänse, sie stolzieren im vollen Federnschmucke einher, „denn ans Schreiben denkt hier niemand als im Steueramt die Schreiber“. Vom Katheder hören die Schüler die schaudervolle Kunde, daß es nahe am Pole zwei schreckliche Inseln gebe; auf der einen wohnen Kannibalen, auf der anderen wohnen Menschen, die — Gedanken haben. Glocken dröhnen, Eulen und Fledermäuse flattern durch die rabenschwarze Nacht. Trauer herrscht im Lande, denn der größte Mann ist eben gestorben, niemand, so wird rührend verkündet, war ihm gleich an Dummheit. Auch die letzte Laterne wird noch verbannt, nur ein Gestirn leuchtet, das Sternbild des — Krebses.

Heute noch bedient sich die Satire fabelartiger Einkleidung, freilich viel öfter aus Gründen der Vorsicht als aus ästhetischen Rücksichten, und dieses dichterische Gewand weist öfter auch Grüns Dichtung auf. Von den Aufschneidereien des Storches haben wir bereits gehört, der „Romancero der Vögel“ bietet aber auch schärfere Satiren. So wendet sich das Gedicht „Den Vogel an den Federn“ (I 232) gegen übertriebene Demagogenriecherei; gegen die Prediger, die wohl anderen Lehren erteilen, selbst aber in die geschmähten Fehler verfallen, eifert „Gimpel“ (I 242), der als Dompfaff seine Genossen vor Leimruten, Netzen und Kloben warnt, selbst aber bald darauf umkommt, die „zwei Hähne“ aber (I 238), die um eine Jungfrau Henne einen Zweikampf ausfechten, wollen satirisch gegen die Auswüchse des Duells ankämpfen. An dem einen Hahne gefällt der koketten Henne der schöne rote Kamm, an dem anderen die stolzen Sporen. Da ist die Wahl schwer. Doch nach dem Zweikampfe, der diese strittige Sache entscheiden soll, ist sie noch viel schwerer, der eine hat seine schönen Sporen der andere ein Stück vom Kamme verloren.

> Und die Dame steht unschlüssig,
> Wer zum Siegespreis zu wählen?
> Schwarzhahn, der des Kammes müßig?
> Goldhahn, dem die Sporen fehlen?

Die uralte Priamelform, die im 15. und 16. Jahrhunderte blühte und nach den neuesten Forschungen mit den humoristischen Quodlibet-Disputationen der Studenten zusammenhängt, steckt in dem Gedichtchen „Kern und Schale“ (I 97). Eine Reihe witziger Beispiele soll zeigen, wie oft in einer unschönen Schale ein schöner Kern sich finde, und endlich zieht der Dichter einen Schluß auf sich selbst. Eine unscheinbare Schenke birgt oft guten Wein, ein ernster Kopf die fröhlichsten Gedanken, eine halb zerfallene Kirche Andacht, Trost und Orgeltöne, ein alter Karren mit blindem Kutscher und

lahmen Pferden das schönste Mädchen, ein kahles Felsgestein frische Quellen, eine verwitterte Ruine grünen Efeu:

Ja seht mich selbst, den Wandersmann,
Gebräunt vom Sonnenbrande,
Mit grauem Kittel angetan,
Beschneit von Staub und Sande!

Doch ist mir in der Brust das Blüh'n
Des Frühlings aufgegangen,
Mit blauem Himmel, frischem Grün,
Gesang und Blumenprangen!

Außerdem treiben Wortspiele überall ihr lustiges Wesen, parodistische Züge aber führen zu der erfolgreichsten Gehilfin der Satire, der Ironie. In dem zerfallenden Kloster („Schutt" III 250) spricht ein riesiges Faß des Kellers zu den kleineren Genossen, wie der Abt zu seinen Mönchen, und diese Parodie wird humorvoll durch das ganze Gedicht festgehalten, in den „Nibelungen" (IV 33) wird die Baßgeige als die Favoritin des Herzogs bezeichnet. Damals hatten ja viele der kleineren Fürsten ihre kostspieligen „Freundinnen", diese aber nascht bloß Kolophonium und ist gar schön, hochbusig, schwanenhalsig und hat gewölbte Hüften. Sie fährt in einem schlichten Erntewagen, vor den vier Rosse gespannt sind, und eines zeichnet sie besonders aus: sie verträgt sich wunderbar mit des Herzogs legitimer Gattin, von der sie sogar bekränzt wird.

Die Ironie war für den Dichter ein wichtiges Kampfesmittel. So wendet er sich gegen die tatenlose Regierung Rudolfs II. (II 361), der so viel Arbeit sich selbst schaffte, daß er für das Volkswohl keine Zeit hatte, der ein neues Sternbild entdeckte — wohl nicht den milden Stern, der vom Throne über das Volk leuchtet —, der ein kunstvolles Uhrwerk ersann — wohl nicht das Räderwerk, das den Staat zu regeln versteht —, der sich eine Taube erzog, doch nicht des Friedens Taube, der einen Löwen zähmte, doch nicht den der Völkereintracht. Und er richtet (I 222) an Jakob Grimm im Jahre 1838 Worte der Hochachtung und Verehrung, denn da der Einheitstraum der Germanen in ein eitles Nichts zerronnen sei, sei die Wissenschaft, besonders die Erforschung der Muttersprache, das einzige Bindeglied der deutschen Stämme geworden. Das hätten die Großen nicht geahnt. Jetzt aber finde das Wissen gewaltigen Schutz:

O Preis und Ruhm der Wissenschaft! Es gibt der sonst so armen
Der Thron selbst heut als Ehrenwacht Dragoner und Gendarmen.

Den Mördern der Freiheit schleudert Grün — ein zweiter Mark Anton an Cäsars Leiche — Pfeile ins Gesicht, voll beißender Ironie (II 345):

Wärt ihr nicht so fromm und sittsam, würd' ich fast zum Wahn gebracht,
Daß verbotner Liebe pflegen in der selbsterschaffnen Nacht,
Oder daß ihr wollt im Dunkeln schleichen, Dieben gleich, nach Beute!
Doch ihr seid ja viel zu heil'ge, viel zu ehrenfeste Leute!

Ironie behaglicher Art finden wir in dem ersten Preisliede auf den Prinzen Eugen (II 193), in dem das verlachte „Kapuzinerlein“ den Türken wacker Messe liest und vor Belgrad auf der Schanze so fleißig den Rosenkranz betet, daß gewaltige Betkorallen auf Stadt und Land niederhageln. Und so räuchert er auch am Rheine und im welschen Lande den Franzmann tüchtig ein und holt zu Cremona den Marschall Villeroi so früh zur Mette, daß der überraschte im Schlafrock zitternd vor dem Sieger steht. Mit ergötzlicher Selbstironie macht sich endlich Maximilian (III 151) Dürer gegenüber über seine eigene lange Nase lustig.

Die politische Satire steigert sich bei Grün zu einer sarkastischen Verhöhnung derjenigen Grundsätze und Personen, die seinen Idealen widerstreiten und gipfelt oft in einer leidenschaftlichen Schelte, der nur die grimme Satire der Reformationszeit an die Seite gestellt werden kann. In dieser Beziehung nehmen die „Spaziergänge“ den ersten Rang ein. Kein Wort ist ihm zu stark, kein Vergleich zu kühn, kein Bild zu kraß. Wie scharf er den Gegensatz zwischen Priestern und Pfaffen, zwischen den Dicken und den Dünnen herauszuarbeiten wußte, habe ich bereits erwähnt. Er wendet sich mit den stärksten Ausdrücken auch gegen den Unterdrücker freier Geisteserzeugnisse, gegen den Zensor (II 335). Diesen will er vernichten, sein Vorwurf soll ihm entgegendröhnen wie der Donner, sein Blick soll ihn tötend ins Herz treffen, jedes Wort soll ein Hammer sein, der ihn zermalme. Und nun nennt er ihn im Haß erglühend einen blinden Juden, der den Messias der Freiheit verkannte, einen blutigen Mörder, der den Geist mordete, einen Dieb, einen Ehebrecher, der sich mit der Dirne der Nacht und des Nebels verbindet, einen Gotteslästerer, der den von Gott geadelten Menschengeist vernichtet. — So geißelt er auch den Byzantinismus mit sarkastischem Humor (II 259). Serenissimus befindet sich auf der Jagd, und plötzlich ereignet sich etwas ganz Seltsames, das ihm die merkwürdigen Worte entlockt: „Ach, schaut's, jetzt regnet's mir gar ins Maul!“ Da verbreitet sich ein Grauen unter dem Jagdgefolge und alles sinnt und alles rät um die Wette, diesem Übelstande abzuhelfen. Die Lakaien rennen ratlos umher, der Hofmarschall befürchtet den Galgen für den Hutlieferanten, der Medikus zerbricht sich den Kopf, wie er die „Durchlauchtigste Nase“ verbessern könnte, damit sie fürderhin des Fürsten Mund beschatte, der Hofjesuit nähert sich mit unterwürfigen, salbungsvollen Trostesworten, alles vergebens. Serenissimus wiederholt die ungnädige Klage. Da sinnt und sinnt des Herrn Günstling; endlich hat er des Rätsels Lösung gefunden, tritt vor den Fürsten und spricht das erlösende Wort:

Mein allergroßmächtigster Kaiser geruh'
Und schließ die Lippen huldreichst zu!

Alles ist gerettet, der Dichter aber fordert das heilige römische Reich auf, ob dieses Wortes, zur rechten Zeit gesprochen, in Jubel auszubrechen.

Send' immer dir's Gott zur rechten Stunde,
Und Fürsten, die horchen dem rechten Munde,
Und Räte, zu weisem Rate nicht faul!
Dem Kaiser regnet es nimmer ins Maul.

Grüns „Schutt", der den Gedanken von der fortschrittlichen Entwickelung der Menschheit auf dem Schutte älterer Kulturepochen zum Gegenstande hat, bietet wiederholt, besonders in der „Fensterscheibe", deren Phantasiegebilde den Ruinen eines verfallenden Klosters entsteigen, sarkastische Ausfälle gegen die weltlichen Bestrebungen kirchlicher Mächte, so im elften Abschnitte gegen den weltlich gesinnten Begründer des Klosters, der seine sinnlichen Lüste durch scheinheilige Frömmigkeit büßen will, so im zwölften Abschnitte in den erbitterten Worten des alten Abtes, der sich mit fanatischem Eifer über den Verfall der kirchlichen Macht äußert und zum Satiriker an seinen eigenen Bestrebungen wird:

Das Volk stürzt pfeifend, lachend aus dem Saale,
Zum Nachtisch hagelt's Äpfel noch zum Mahle;
Das war des Puppenspieles tragisch Ende:
Ein Puppenspieler berge gut die Hände.

Ob wir aufs neu' auch Sonn' und Mond polierten,
Neu Evens Baum mit goldner Frucht staffierten,
Aus bleibt das Volk, leer stehn des Saales Wände:
Ein Puppenspieler zeige nicht die Hände!

Bitterer Christenhaß spricht aus den Worten des Juden in den „fünf Ostern" (III 332), der sich wundert, daß die Christen ihm zürnen, weil sein Volk den Messias getötet, als ob er es nicht verdient hätte, wenn er wirklich das lehrte, was sie nun treiben, der sich wundert, daß sie ihm die Gier nach dem Mammon zum Vorwurfe machen, nach dem auch sie streben, der sich mit Wollust unter des Christen Sohlen krümmt und sich krümmend noch die höhnenden Worte spricht:

Voll Lust ja denk ich's unter deinen Füßen,
Wie deines Priesters halb du bist, halb mein;
Wie wir uns beid' in dich zu teilen wissen,
Sein soll das Jenseits, mein das Diesseits sein!

Ich denk's, daß meines Volks ein Mann darf winken,
Und Demant und Juwel, entfärbend sich,
Aus deines Königs stolzer Krone sinken,
Der dich auch treten kann, so wie du mich.

So hat Anastasius Grün alle Saiten der Kampfesdichtung angeschlagen, mit Scherz und Humor, mit Ironie und Sarkasmus ist er vor die Schranken getreten, in der „Salonszene" (II 327) hat er Metternich persönlich an=

gegriffen, den Mann mit dem ewig lächelnden Antlitz, der im Salon gegen jedermann so höflich und artig ist, mag er von einem schönen Busen Rosenblätter pflücken oder Königreiche zerstückeln, mag er goldblonde Locken kosen oder Kronen von gesalbten Häuptern reißen. Er überschüttet auch den Begründer der Walhalla mit seinem Spotte, weil er drei Männer aus dem Reigen der großen Deutschen verbannte, Luther, Joseph II. und Andreas Hofer („Drei Walhalla-Nichtgenossen“ II 47). Diese drei müssen sich unter das Rekrutenmaß stellen, auf dem die gotische Aufschrift prangt:

Allhier Walhallagrößen seiend Messung,
Doch bojuvar'schen Maßstabs Nichtvergessung.

Ein Gendarm prüft ihre Größe, doch ist leider Luther zu groß, Joseph II. zu klein, Hofer zu dick. Allerdings findet der Dichter nach Jahren Luther doch im Ruhmestempel, und schalkhaft erzählt ihm dieser, wie er an der Hand einer nicht eben tadellosen spanischen Tänzerin, der Lola Montez, hineingelangt sei, denn

Nicht immer war ein blanker Seraphdegen
Die Bahn des Herrn zu säubern, auserlesen,
Bisweilen muß, Unsaub'res wegzufegen,
Ihm dienen auch ein minder edler Besen.

Auf dem Gebiete der Satire hat Anastasius Grün nur für politische und wirtschaftliche Ideale gefochten, die literarische Satire blieb ihm fremd, wenn wir von zerstreuten Bemerkungen, besonders in der Einleitung zu den „Nibelungen im Frack“ absehen.

Der Humor war aber unserem Dichter nicht bloß eine erwünschte Würze seiner lyrischen Ergüsse und seines satirischen Kampfes, er hat uns auch eine beträchtliche Anzahl von heiteren Dichtungen hinterlassen, die den einzigen Zweck haben, zu erheitern. Hierher gehört der „Pfaff vom Kahlenberge“, der Nitharts und Wigands Streiche mit dem freisinnigen Walten des Herzogs Otto des Fröhlichen vereint, drei Gestalten voll süddeutschen Humors, eine Dichtung, in der auch die Gestalt des lustigen Wieners, der selbst bei der tiefernsten Huldigung der Kärtner seine spaßhaften Rätselfragen nicht lassen kann, eine unterhaltende Episodenrolle spielt. Der etwas barocken Vorliebe des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg für die Baßgeige, der erst dann seinen Lebenswunsch erfüllt sieht, als er einen Zwerg findet, der die Violine als Baßgeige und einen Riesen, der die Baßgeige als Violine benützen kann, sind die „Nibelungen im Frack“ gewidmet, ein Epos, in dem er die Nibelungenstrophe parodistisch dazu verwendet, das Haupt der Nibelungensprossen mit Puderwolken statt mit Schlachtenstaub zu krönen. Hier sei auch der witzige, treue Hofnarr und Freund Maximilians nicht vergessen, Kunz von Rosen, und der Lazzarone

im Schutt, der müßig im Staube liegt, glücklich ist, daß er fremde Länder nicht zu besuchen brauche, weil die Fremden ohnehin zu ihm kämen, und der nur den einzigen Wunsch hegt, daß die Makkaroni Schlangen würden, die sich zu ihm heranbewegten, damit er nicht aufstehen müßte; trefflich ist auch die Gestalt des bourbonischen Kriegers, der sich seinem Vaterlande erhalten will.

Unser Dichter hat aber auch eine Reihe von Schwänken und schwankhaften Romanzen hinterlassen, die ein beredtes Zeugnis ablegen für seine humoristische Begabung. Viele davon erinnern an die Eulenspiegeleien und Streiche der Handwerker und fahrenden Schüler, wie sie die Schwankbücher vergangener Jahrhunderte vereinten und uns überlieferten. Der geprellte Ehegatte („Der Weidenbaum"), der verliebte geistliche Berater (z. B. „Hausglück", „Heimliche Liebe"), der überlistete Pfarrer („Unheimliche Gäste", „Ein Liebesbote"), der habgierige Mönch („Ritt zur Schule"), Sieg der Liebe und Verhöhnung der Dummheit, sie spielen darin eine hervorragende Rolle. Besonders bekannt ist z. B. der Schwank „Botenart" (I 268), in dem ein Knecht dem heimkehrenden Grafen den Tod aller seiner Lieben und den Brand seines Schlosses so berichtet, daß er von dem Nichtigsten, dem Tode des Hündleins, beginnt und dann erst den Tod des Leibrosses, den Todessturz des Sohnes, den Tod der Gräfin und die Vernichtung des ganzen Besitzes meldet. Er schließt:

Nur mich hat das Schicksal aufgespart,
Euch's darzubringen auf gute Art.

Natürlich fehlt es auch an Epigrammen nicht, diesen ungezügelten, bissigen Kindern der Laune, die in knapper Form stets den Nagel auf den Kopf treffen, so wenn er die Bezeichnung „Staatsschiff" besonders zutreffend nennt, weil man es ja schon an dem ewigen Schwanken spüre, daß man sich in einem Schiffe befinde, oder wenn er ein unkluges Wort mit einem Tintenklecks vergleicht, der durch das Radieren immer unschöner wird.

Und dazwischen tollt der lockere Geselle des Humors herum, der Witz in seiner veränderlichen, vielfarbigen Gewandung, bald hier bald dort zündend.

Ein ernster Mann, ein gewaltiger Kämpe für Freiheit, Fortschritt und Volkswohl, ausgestattet mit idealer Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne, so steht auch heute noch Anastasius Grün vor uns. Besonders müssen wir aber seinen Humor in hochernster Zeit bewundern, müssen wir uns an seiner kampfesfrohen Satire erfreuen; wir sollen von ihm den stolzen Glauben lernen an die Größe des deutschen Volkes, zu dessen höchsten Gütern auch die kraftvolle Lebensfreude gehört, die des Kämpfers Herz stählt im Kampfe des Daseins und der Ideen, und der Grün so vielgestaltigen Ausdruck zu verleihen weiß.

Und eine tiefe, sein eigenes Wesen kennzeichnende Wahrheit enthalten des Dichters Worte:

Witzworte sind wie Rankenschwingen,
Die keck den Baum der Tat umschlingen,
Den Kranken werden sie erdrücken,
Doch den Gesunden verschönernd schmücken!

Die Schöpfung der Sprache.[1])

Von Oberlehrer **Franz Stürmer** in Weilburg a. d. L.

In Nr. 3 des 20. Jahrgangs der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" gibt Dr. Ernst Meyer-Ruhrort eine Besprechung des Buches von Dr. Wilhelm Meyer-Rinteln „Die Schöpfung der Sprache". Diese Rezension ist von Anfang bis zum Ende nur in hohem Maße anerkennend. Der Rezensent nennt das Buch gleich im Anfang „der Aufmerksamkeit nicht nur der Gelehrtenwelt, sondern weiter Kreise in hohem Maße" würdig. Dieser Satz erregte, da ich das Buch von Wilhelm Meyer selbst noch nicht kannte, meine höchste Spannung. Diese Spannung wurde aber, je weiter ich in der Lektüre des Aufsatzes fortschritt, verwandelt — in Unwillen und Verwunderung, daß solche Theorien, die wohl jemand, der die bisherigen Resultate der Wissenschaft genial ignoriert, aufstellen mag, von einem besonnenen Rezensenten einfach als wahr hingenommen und als bahnbrechende Leistung bezeichnet werden konnten.

Über die allgemeine Einleitung und M.s erstes Gesetz, den Ablaut, habe ich nur zu bemerken, daß er dieses so überaus wichtige Gesetz in kurzer und oberflächlicher Weise in wenigen Zeilen behandelt.

Wir gehen sofort zu dem zweiten, „bisher unbekannten" Gesetz der Wurzelabwandlung durch Metathesis, „nach dem in einer Wurzel die Laute jede beliebige Stellung einnehmen können". Schon in diesem Abschnitt zeigt es sich, daß der Verfasser des Buches sowohl wie sein Rezensent die bisherigen Resultate der Wissenschaft völlig unbeachtet lassen. Von vornherein spricht gegen dieses Gesetz, daß die Vokale dabei unberücksichtigt bleiben. So mußte z. B., wenn timor und metus gleichgestellt werden sollen, nachgewiesen werden, warum in dem einen Wort i, in dem andern e sich findet. Ferner, wenn zwei Worte aus verschiedenen Sprachen verglichen werden, so hätte auf die indogermanische Grundform zurückgegangen werden müssen. Für lieben lautet die von der Wissenschaft rekonstruierte

---

1) Um bei der Wichtigkeit der angeregten Frage volle Klärung zu erzielen, bringen wir auch eine gegnerische Meinung. D. L. d. Bl.

Wurzelform idg. lubh, bez. leubh (Kluge etym. Wörterbuch), es wäre also auch hier der Wechsel der Vokale zu erklären, wenn lieben mit φιλέω verglichen werden soll. Das von Meyer dazu gestellte Wort buolen wird von Kluge ganz anders erklärt. — Das deutsche Wort Nier-en wird von der Wissenschaft (später führt auch Meyer dies an) mit νεφρός zusammengestellt und auf germanisch neur aus idg. *negur zurückgeführt (Walde, Etym. Wörterb. d. lat. Sprache S. 408). Der Guttural vor r bleibt bei einer Metathesis zu lat. renes völlig unbeachtet. — Ebenso geht λακέω nach Ausweis des lat. loquor auf eine Wurzel mit idg. velarem Guttural zurück: laq (Prellwitz, Etym. Wörterb. der griech. Sprache, 2. Aufl.), während die Wurzel des von Meyer mit λακ-έω verglichenen καλ-έω idg. kal- lautet. Bei der Zusammenstellung der beiden genannten griechischen Wörter mit illicio ist die Grundbedeutung von *lacio, das Walde mit laqueus Strick verbindet, „bestricken, in eine Schlinge locken" ganz unberücksichtigt geblieben. Wenn nun Meyer noch frohlocken dazu stellt, so läßt er die germanische Lautverschiebung außer acht: nhd. ck setzt vorgermanisches g voraus, z. B. backen = φώγω; recken = ὀρέγω; wecken, wacker = vegeo, vigil; decken = tego u. a. — ge-sund, das von Kluge (zweifelnd) und Fick mit geschwind zusammengestellt wird, enthält den Dental wurzelhaft, kann also nicht, wie Meyer will, mit ge-nes-en zusammengestellt werden. — Das niederdeutsche Pot, das Meyer mit dem oberdeutschen Topf vergleicht, soll nach Kluge keltischen Ursprungs sein (vgl. kymr. pot, gael. poit). — gut und Tugend stimmen nicht in dem Vokal (vgl. ahd. guot: tugund), ebenso folium und germ. lauba, ebenso sĭleo zu līse.

Wenn nun gar behauptet wird, daß von den Konsonanten auch einer bald vor, bald hinter den anderen treten kann und als Beispiel algidus = gelidus angeführt wird, so versteht man nicht, warum an die Stelle des e von gelidus ein a getreten ist (gelidus und kalt sind allerdings urverwandt, hier liegt aber auch keine Metathesis vor); ebenso bei der Vergleichung von securis und ascia (soll etwa das a ein sogenannter prothetischer Vokal sein?); ascia gehört vielmehr mit griech. ἀξίνη zusammen (vielleicht zur Wurzel ak scharf sein). — στεροπή und ἀστραπή gehören freilich zusammen, aber nicht erst Meyer hat diese Zusammengehörigkeit entdeckt, vgl. Prellwitz: „sollte (ἀ)στέρ + οπ zu einer Wurzel (ἀ)στέροπ geworden, davon mit Akzentverschiebung ἀστραπή gebildet sein?" Was soll man aber zu einer Zusammenstellung von τρίγωνον und triangulum sagen? angulus geht auf idg. anq zurück! Bei der Zusammenstellung von τελευταῖος und ult-imus und engl. laste beachtet Meyer nicht, daß das t von ultimus gar nicht zu der Wurzel gehört, vgl. uls von altlat. ollus,

olim; außerdem stimmt der Vokal nicht, ebensowenig wie mit dem germ. lata. — Wenn Meyer amnis und manare zusammenstellt, so berücksichtigt er nicht, daß amnis entweder aus *ap-ni (vgl. kelt. ap.) oder aus abdn- entstanden ist (Walde), manare dagegen auf Wurzel mad (in madeo bin naß) zurückgeht. — insula ist, wie schon Vaniček angibt, als *en-salo „in der Salzflut, im Meere gelegen" zu erklären, νῆσος dagegen (aus σνη-) ist „die schwimmende" (vgl. lat. no).

Was nun Meyer über den Grund der Metathesis sagt, daß die Laute eines zum erstenmal gehörten Wortes umgestellt werden könnten, mag zugegeben werden, aber ich behaupte, daß derartige Fälle stets Ausnahmen sein werden, und auf eine Ausnahme kann man kein so weitreichendes Gesetz, wie nach Meyer die Metathesis sein soll, gründen. Sehr oft oder meist wird doch auch das falsch verstandene Wort entweder sofort oder später verbessert. Wenn z. B. der Hörer das falsch aufgefaßte Wort in Gegenwart dessen, von dem er es gehört hat, wiederholt, so wird er sofort verbessert werden, wie dies in dem von Ernst Meyer angeführten Beispiel, der französischen Unterrichtsstunde, geschieht. Man kann ferner nicht annehmen, daß alle oder auch nur die Mehrzahl derer, die das Wort entweder zugleich oder nacheinander von dem Erfinder desselben hören, es falsch auffassen, so daß dann das Falsche sich Bahn bricht. Meiner Ansicht nach sind wir zu der Annahme berechtigt, daß die Mehrzahl das gehörte Wort richtig auffassen wird, da die Sinne, insbesondere auch das Gehör in der Urzeit schärfer waren als jetzt, wo wir, durch das viele Lesen dazu verleitet, uns mehr auf das Auge als auf das Ohr verlassen, außerdem war auch das Gedächtnis besser als jetzt, weil es noch nicht durch die Unmasse des zu Behaltenden gleichsam ermüdet war. Kam nun der erste Hörer, der das Wort falsch aufgefaßt hatte, später mit anderen, die es richtig aufgefaßt hatten, in Berührung, so verbesserte er doch wahrscheinlich, wenn er das Wort nun richtig hörte, seine falsche Auffassung, indem ihm jetzt das richtige Wort zum Bewußtsein kam, das in seinem Gedächtnis geschlummert hatte. Ich möchte auch noch bemerken, daß diese sozusagen unfreiwillige Metathesis hauptsächlich bei solchen Wörtern auftreten wird, in denen schwerer sprechbare Lautgruppen sich finden, z. B. bei scintillare, das zu franz. étinceler geworden ist; solche leicht aufzufassende Laute aber, wie sie in den von Meyer angeführten Beispielen vorkommen, werden wohl in der Regel richtig aufgefaßt werden.

Wir kommen jetzt zu dem dritten großen Gesetz, das ebenfalls wie das zweite von Meyer neu entdeckt worden ist, dem Wechsel der Konsonanten, zunächst von m, n, l, r innerhalb derselben Wurzel. Auch hier zeigt sich wieder, daß Meyer alle bisherigen Resultate der Wissenschaft vornehm

ignoriert. Früher stellte man die drei angeführten Worte canere, carmen, camoena (wofür richtiger camena zu schreiben ist) zusammen, indem man als Wurzel cas- annahm, so daß man cano aus cas-no, carmen aus cas-men und camena aus cas-mena erklärte. Jetzt aber werden die drei Worte getrennt. Nach Walde ist in cano kein s vorhanden gewesen (vgl. Hahn, Huhn, καναζω tönen); carmen wird zu griech. κῆρυξ gestellt, und camena aus cad-smena erklärt (vgl. κεκαδμένος woraus κεκασμένος). — Wenn Meyer κάλ-αμος, κάν-να und κάμ-αξ und lat. carex zusammenstellt, so ist zunächst κάν-να auszuscheiden, da es gar nicht indogermanisch, sondern semitisch ist (Walde, Prellwitz), ebenso muß cārex entfernt werden, da es ein langes ā enthält, und für die beiden übrigen Wörter sind zwei verschiedene Wurzeln anzunehmen, die eine ähnliche Bedeutung haben. — Daß Sonne mit σέλας, ἥλιος und sol zusammengehört, ist allerdings richtig aber nicht in der Wurzel wechselt der Konsonant, sondern es sind verschiedene Wortstämme von derselben Wurzel abgeleitet (Walde). — An der Zusammenstellung von ἡμέρα und sĕrenus ist zunächst auszusetzen, daß sĕrenus ein kurzes ĕ hat, während attisches η in ἡμέρα urgriech. $\bar{\alpha}$ entspricht; serenus gehört nach Walde und Prellwitz zu ξερός trocken, und der Spiritus asper in ἡμέρα ist aus idg. s hervorgegangen (vgl. armen. aur, vorarmenisch āmōr). — terra und tellus bezeichnen zwar denselben Gegenstand, aber sie betrachten ihn von zwei verschiedenen Seiten: terra ist die Erde, das Land als „das Trockene" im Gegensatze zum „Meere" (vgl. τερσαίνω, torreo, dürr, dürsten u. a.), tellus dagegen bezeichnet die breite Erdfläche (Walde). — In cumulus, das Meyer zu collis stellt, ist wahrscheinlich vor dem m ein g geschwunden (vgl. stimulus aus stigmulus). Das damit zusammengestellte κορυφή enthält einen anderen Guttural als collis (collis idg. q, κορυφή, das zu cornu, cervus u. a. gehört, idg. k). — Scheinen, schimmern und got. skeirs gehören allerdings zu derselben Wurzel ski, aber diese Wurzel hat drei verschiedene Erweiterungen erfahren; schillern dagegen stellt Kluge zu schielen. — tener könnte allenfalls = τέρην sein, aber mir scheint doch die Verschiedenheit der Wurzeln wahrscheinlicher, tener gehört zu Wurzel ten dehnen, also — dünn, τέρην dagegen zu Wurzel ter in griech. τείρω reiben (vgl. lat. tero), also zart = abgerieben. — Das obengenannte Prinzip der Wurzelerweiterung liegt vor in moenia und murus zur Wurzel mei̯e „durch einen Pfahlzaun befestigen", ebenso in still und ungestüm, die zur Wurzel sta stehen gehören (Kluge). — summen und surren beweisen nichts für den von Meyer behaupteten Wechsel von m und r, weil sie schallnachahmende Bildungen sind. — Hinde, das Meyer zu Hirsch stellt, gehört nach Prellwitz und Kluge zu κεμάς, dessen Wurzel allerdings noch nicht erklärt ist. — Seil gehört nach Prellwitz und Kluge nicht zu σειρά

(griech. σ im Anlaut vor Vokalen kann nicht = germ. S sein), sondern zu ἱμάς Riemen, die Wurzel sī spannen, straff ziehen, binden ist durch verschiedene Wurzeldeterminative erweitert; σειρά stellt Prellwitz zu Wurzel tver. — Span und Spier stimmen nicht einmal in der Bedeutung überein (Spier ist dünner Halm, Gras, Haar). — Bei der Zusammenstellung von Schen-kel und σκέλ-ος begeht Meyer den Fehler, nicht zu beachten, daß das k zum Stamme gehört und nicht zum Suffix. Mit σκέλ-ος wird von Prellwitz vielmehr „Schulter" zusammengestellt. — Der Vergleichung von ἀμείνων und mĕliŏr stehen die Vokalverhältnisse im Wege. — Was die beiden Negationen μή und ne angeht, so ist zuzugeben, daß im Indogermanischen beide nebeneinander gestanden haben müssen, vgl. aind. nā „nicht" und mā „nicht, daß nicht". Daß aber eine aus der anderen hervorgegangen sei, ist keineswegs bewiesen. — Wenn aber das „in das Wesen dringen" heißt, circus und κύκλος nebeneinander zu stellen, indem κύκλος aus κύλκος hervorgegangen sein soll, wie βίβλος aus βίλβος, das die metathesierte Form zu lat. liber darstelle, dann möchte ich mich lieber bescheiden und auf der Oberfläche bleiben, indem ich κύκλος mit Prellwitz und Walde als reduplizierte Form aus que-ql-os (dazu engl. wheel) ansehe und circus aus qirq- von der auch in curvus, κορώνη usw. vorliegenden Wurzel qere ableite, ferner die althergebrachte Ableitung von βίβλος aus dem Ägyptischen beibehalte und liber Bast von einer Wurzel lubh ableite, die „schälen" bedeutet. — Bei der Zusammenstellung von caelum und Himmel vergißt Meyer wieder von der ganz verschiedenen Grundbedeutung der beiden Wurzeln auszugehen. caelum ist der Himmel als „das Helle" nach Walde aus Wurzel (s)quait, die auch in nhd. heiter vorliegt, Himmel bezeichnet die „Decke, Wölbung" von einer Wurzel, die in zahlreichen Wörtern wie Kammer (aus griech. καμάρα, lat. camera), Kamin (griech. κάμινος), Hemd, Leichnam (= Leichenhülle) vertreten ist. — Bei ferire, offendere und refellere beachtet Meyer nicht, daß lat. f ganz verschiedenen idg. Lauten entspricht. In ferire ist es aus idg. bh, in offendere aus idg. gu̯h entstanden. Bei refello geht Meyer nicht auf die Grundbedeutung zurück: „als irrig, falsch zurückweisen", ja er scheint nicht einmal zu beachten, daß das e von refellere aus dem a von fallere entstanden ist; fallere wird verschieden erklärt, mir scheint die von Walde an erster Stelle genannte Erklärung aus dhu̯el-, wozu „toll" gehört, die wahrscheinlichste zu sein. — κόμη (lat. cŏma) wird von Prellwitz zu Wurzel kema gestellt, bedeutet also „das Deckende", während crinis nach Walde das Haar als „sich Schüttelndes, Zitterndes, Wallendes" bezeichnet, Haar stellt Kluge zu carĕre „Wolle krempeln". Wegen der verschiedenen Grundbedeutung können also die drei Wörter nicht verwandt sein. — mare, das Meyer zu manare stellt, gehört

vielleicht zu Wurzel mer in μαρμαίρω „flimmern, sich schwingend bewegen". — omnis, das Meyer zu manch stellt, ist nach Walde aus ombh-nis entstanden (osk. umbn, vgl. ir. imbed Fülle, Menge), multus und μάλιστα gehören allerdings zusammen, in diesen Worten ist ja aber auch von Metathesis und einem Wechsel von l, r, m, n nichts zu merken. — Für πᾶς, das Meyer als identisch mit πολύ bezeichnet, gibt Prellwitz als Wurzel κϜᾱ an, so daß πᾶς „umfassend" bedeutet, während πολύ idg. p hat. — Zu der oben besprochenen Reihe καλ-έω, λακ-έω, illicio und frohlocken stellt Meyer noch als fünften „Verwandten" arcesso; dabei beachtet er aber gar nicht, daß arcesso aus ar-facesso zusammengesetzt ist (Walde). — Bei der Zusammenstellung von bona und ὄλβια wird nicht berücksichtigt, daß b in bona aus du̯ entstanden ist; auch ὄλβιος und βελτίων können nicht zusammengehören, da das β von ὄλβιος nach Prellwitz aus idg. g (gu̯), das von βελτίων aus idg. b entstanden ist. — Meyers Methode ist ersichtlich aus der Vergleichung von noc-s und νύκ-ς mit κελαινός. Sollte er nicht wissen, daß die Stämme noct- und νυκτ- lauten? Wenn celare und occultus wirklich mit κελαινός zusammengestellt werden dürfen (was mir sehr zweifelhaft erscheint, da nach Walde κελαινός idg. q, celare idg. k̑ enthält), so liegt ja in diesen Wörtern gar keine Metathesis und kein Konsonantenwechsel vor, sie beweisen also nichts für Meyers Gesetz. Orcus ist aber fernzuhalten, da es zu einer ganz anderen Wurzel, nämlich Wurzel arc verschließen gehört (vgl. arca Kasten, Lade, orca Tonne), dazu gehört allerdings auch das von Meyer angeführte arcanus, beide enthalten ebenfalls c aus idg. q. Auch hehlen ist mit celare verwandt, aber heimlich ist davon zu trennen, da es eine ganz andere Grundbedeutung hat, nämlich: Heim = Wohnort = griech. κώμη, und außerdem idg. q, während celare idg. k̑ enthält. — In mōs, welches Meyer mit sōleo zusammenstellt, liegt Wurzelerweiterung von Wurzel mō vor, während das s von sōleo aus su̯ entstanden (vgl. Wurzel suē- gewohnt sein), außerdem steht die Quantitätsverschiedenheit des o in beiden Wörtern einer Vergleichung im Wege. — Bei der Zusammenstellung von θάλλος, θάμνος und ἄνθος ist zunächst der Unterschied in der Bedeutung nicht unwesentlich, θάλλος bezeichnet „das Sprossende" des Zweiges, θάμνος „das Dichte" des Dickichts, Gesträuches, ἄνθος das „Duftende" der Blüte; dann ist das μ in θάμνος, das Prellwitz mit θαμά „dicht" zusammenstellt, Erweiterung der Wurzel dhē legen, ebenso das θ in ἄνθος Erweiterung einer Wurzel ane hauchen, duften. — Zu den oben besprochenen Wörtern τέλ-ος und ult-imus stellt Meyer noch tandem und Ende. Diese beiden letzten können deshalb nicht zusammengehören, weil n in tandem aus m entstanden ist. Natürlich steht einer Vergleichung von tandem und τέλος noch die Vokalverschiedenheit entgegen.

Die Vokale haben eben für unseren neuesten Etymologen gar keine Bedeutung.

Was Meyer über den Wechsel der Spiranten f, ch, engl. th (griech. φ, χ, ϑ) — richtiger hieße es statt Spiranten Aspiraten, die erst in allmählicher Entwickelung zu Spiranten geworden sind — sagt, ist längst bekannt, ebenso die Vergleichung von ϑύρα, Tür, fores; ἐρυϑρός rot, ruber, rufus. Wenn Meyer aber zu den zusammengehörigen flos, Blume, Blüte auch noch ϑάλλος hinzustellt, so übersieht er, daß nicht jedes griechische ϑ einem lateinischen f entspricht. Wäre die Vergleichung von ϑάλλος und flos richtig, so müßten wir im Nhd. ein t erwarten, wie dies in Tür und rot der Fall war. — Wenn die Worte ἔχις und ὄφις wirklich zusammengehören, woran nach Walde sehr zu zweifeln ist, ließe sich das nicht durch griechische Vertauschung von χ und φ erklären, sondern nur durch ein Nebeneinanderbestehen von zwei idg. Wörtern, von denen das eine ein gh, das andere ein g̑h enthalten hätte; engl. adder und nhd. Otter dagegen gehören zu ὕδρα und bezeichnen die Wasserschlange. — cos, cotis der Wetzstein wird allerdings zu Wurzel ak gestellt, aber φάγρος und ϑήγω gehören nicht dazu und untereinander zusammen, sondern φάγρος gehört zu Wurzel φαγ essen. Im Griechischen wechseln φ und ϑ nur in Dialekten (z. B. ϑήρ = lesb. φήρ), und zwar ist dieser Laut aus idg. gᵘh entstanden, im Attischen dagegen nur unter bestimmten Verhältnissen; vor ε und ι steht ϑ, vor den anderen Vokalen φ (vgl. ϑείνω: φόνος). Die Wurzel φαγ ist aber aus idg. bhag entstanden. — Für die Vergleichung von ἰσχίον und ὀσφύς liegt keine Möglichkeit vor, weil kein Beispiel eines Wechsels von χ und φ innerhalb des Griechischen bekannt ist. — Bei der Vergleichung von Carthago und Καρχηδών hätte Meyer auf die punische Form zurückgehen müssen, dieselbe lautet Karthada und wurde von den beiden entlehnenden Sprachen verschieden behandelt. Der Grieche bildete den Ausgang nach dem ihm bekannten Ausgang griechischer Ortsnamen wie Ἀνϑηδών, Καλυδών u. a. um, dann trat Dissimilation ein, der Römer dagegen gestaltete den Ausgang nach dem ihm geläufigen Ausgang -ago und behielt den Dental des punischen Wortes bei. — Das neugriechische Fibae für altgriech. Θῆβαι kann kein Beweis für die Vertauschung der „Spiranten“ sein, sondern es hat eine im Laufe der Zeit sich vollziehende Veränderung der Aussprache stattgefunden, jedes altgriechische ϑ wird im Neugriechischen f ausgesprochen. — Wenn Meyer zu der Gruppe ferire, offendere, refellere noch ϑείνω stellt, so hat er nur so weit recht, als ϑείνω und offendo zusammengehören, in denen idg. gᵘh vorliegt, die beiden anderen Wörter gehören aber nicht dazu. — Bei der Vergleichung von γλύφω und γνύϑος geht Meyer nicht auf die Grundbedeutung zurück: γνύϑος gehört nach Prellwitz zu γόνυ Knie, bedeutet also „Biegung“.

γλύφω aber bedeutet „schnitzen", das φ ist idg. bh und kann deshalb nicht mit ϑ wechseln. — Dasselbe gilt von βάφ-τω mit idg. bh und βαϑύς. — Bei der Zusammenstellung von χῆρος und ὀρφανός übersieht Meyer, daß das ρ von χῆ-ρος suffixal ist zu Wurzel ghē(i). — Daß fundo und gießen zusammengehört, ist längst bekannt, als drittes im Bunde gehört dazu χέω, das Meyer anzuführen vergißt, obwohl es für seine Theorie von dem vermeintlichen Wechsel der „Spiranten" spräche, wenn diese Theorie eben richtig wäre. Aber nicht beliebig können die „Spiranten" wechseln, sondern idg. ĝh wird im Lateinischen im Anlaut vor u zu f (Sommer, Handbuch d. lat. Laut- u. Formenlehre S. 199). — Wenn Meyer halare und flare zusammenstellt, so scheint er zu vergessen, daß h von halare unorganisch ist, da das Wort aus ans-lare entstanden ist (vgl. alium, allium Knoblauch) zu Wurzel ane hauchen, duften. — Die Beispiele, die Meyer aus deutschen und griechischen Dialekten anführt, sind bekannt, dürfen aber nicht als beweiskräftig gelten, um ein für alle Sprachen gültiges Gesetz aufzustellen. Was aber die Zusammenstellung von got. auhns und Ofen angeht, so ist über das Verhältnis der beiden Wörter die Wissenschaft noch nicht im klaren: Zupitza z. B. trennt die beiden Worte. Das Verhältnis von engl. laugh (sprich lāf) zu lachen ist dasselbe wie von neugriech. Fibae zu altgriech. Θῆβαι und gehört nicht in das Kapitel der Etymologie, sondern der Geschichte der Aussprache.

Ferner läßt Meyer mit den drei besprochenen „Spiranten" den Spiranten v wechseln. (Diesmal ein wirklicher Spirant.) Von den angeführten Beispielen gehören brevis und βραχύς wirklich zusammen, aber nicht χ und v wechseln, sondern das v in brevis ist aus ghu̯ entstanden (Sommer S. 75). Dagegen sind frango und ϝρήγνυμι zu trennen, frango gehört zu brechen, ῥήγνυμι zu Wrack. — Auch ϑέλω und velle gehören nicht zusammen, sondern ϑέλω ist vielleicht mit βούλομαι verwandt, velle dagegen und voluptas mit ἐλπίς, nhd. wollen, wählen. — ϑερμός, formus und warm gehören zusammen. Ihr Anlaut ist aus idg. g^uh entstanden. — Bei der Zusammenstellung von ϑαχ-ύς und ϑέϝω übersieht Meyer die Verschiedenheit der Vokale und daß nach Ausweis der verwandten Sprachen (slav. und lit.) vor dem χ von ϑαχύς ein ν ausgefallen sein muß (Prellwitz). — Vallis und Tal können nicht zusammengestellt werden, da vallis griech. ϝῆλις (Hirt, Handbuch d. griech. Laut- und Formenlehre S. 150), Tal griech. ϑόλος entspricht (Prellwitz).

Dann geht Meyer noch einen Schritt weiter und läßt den Spiranten v auch mit m, n, r und l wechseln. Er stellt Rasen, Wasen, Masen und Wiese zusammen. Die beiden ersten werden auch von Kluge zusammengestellt, aber so erklärt, daß nicht etwa r und w wechseln, sondern daß

Wurzeln mit und ohne r nebeneinander gestanden hätten. Wiese würde, wenn es überhaupt dazu gehört, zu der r-losen Wurzel gehören, über das dialektische Masen kann ich keine Auskunft geben. — Rocken und Wocken sind nach Kluge auseinanderzuhalten. — καϝ-μα hat nach Walde s. v. carbo ein idg. q, calor dagegen idg. k̑, also können beide Wörter nicht zusammengestellt werden. — Das engl. with kann nicht mit dem nhd. mit und dem griech. μετά identisch sein; denn with entspricht nach Kluge nhd. wider und die germanische Urform lautete wiþro, während „mit" urgerm. mid gelautet haben muß. Außerdem ist das þ Wurzelerweiterung von der Wurzel u̯i zwei, die auch in lat. vi-ginti, di-vido, viduus vorliegt, während das t von mit und μετά zur Wurzel gehört. — anus und Ahne gehören allerdings zusammen, nicht aber avus, das von einem auf einem kosenden Lallwort beruhenden au̯e abgeleitet ist (Walde). — vici stammt von der Wurzel idg. u̯eiq energische, bes. feindselige Kraftäußerung (Walde), νίκη ist noch nicht sicher erklärt, nach Prellwitz ist es vielleicht zusammengesetzt. — Von den drei Wörtern, die nach Meyer verwandt sein sollen, madidus, naß und engl. wet ist zunächst wet zu trennen, das nach Kluge zu nhd. Wasser gehört, das d ist Erweiterung der Wurzel u̯ē, während die Endkonsonanten von mad- und not — (vgl. νότος Südwind) zu den Wurzeln gehören. Auch das griech. νότος nhd. naß kann nicht mit madidus verwandt sein, da sich lat. d und griech. τ nicht entsprechen. — Auch vibrare und librare können nicht zusammengehören, weil das b in librare nach Walde aus þ entstanden ist, während es in vibrare = idg. b ist. — Da in vacuus, das Meyer mit κενός zusammenstellt, das c nicht wurzelhaft, sondern Wurzelerweiterung von der Wurzel u̯a ist, die auch in vanus vorliegt, und κενός nach Prellwitz von Wurzel keua mit Infix von n(e) gebildet ist, so kann von einer Vergleichung beider nicht die Rede sein. — Ebensowenig von einer Vergleichung von καλέω mit voco, da dem c von voco im Griechischen π, nicht κ entspricht (vgl. ἔπος). — Von den Wörtern vicus, κώμη, haims und Heim, die Meyer zusammenstellt, gehören die letzten drei allerdings zusammen, hier ist ja aber auch keine Metathesis oder ein anderer Konsonantenwechsel zu verzeichnen, auch die Vokalverhältnisse sind regelmäßig (κώμη: Heim = πωλέω verkaufe : feil); vicus dagegen ist davon zu trennen, es entspricht griech. ϝοῖκος. — Die drei Wörter κοῖλος, hohl und cavus sind allerdings verwandt, aber es ist nicht etwa, wie Meyer zu meinen scheint, das λ von κοῖλος = v von cavus, sondern κοῖλος ist aus κόϝ-ιλος entstanden. Auch in dem deutschen „hohl" ist l nicht wurzelhaft. Bei der Zusammenstellung von Loch ignoriert Meyer die Grundbedeutung, die nach Kluge „Verschluß" ist (vgl. engl. lock). Was Meyers Zusatz, daß das Loch im Mittelalter auch das hol hieß, bedeuten soll, verstehe ich nicht.

Das mittelalterliche hol ist eben nichts anderes als das vorgenannte „hohl". Meyer geht noch weiter und läßt die drei „Spiranten" f, χ, engl. th mit m, n, r, l beliebig innerhalb einer Wurzel wechseln. Daß μύρμηξ und formica zusammengehören, ist sicher, aber die Erklärung ist schwer. Nach Walde ist formica aus *mormica entstanden durch Dissimilation von m-m zu f-m. — Bei der Zusammenstellung von χίλιοι und milia versäumt Meyer auf die von der Wissenschaft ermittelten Urformen zurückzugehen; diese ist für χίλιοι *χέσλιοι (vgl. aind. sahásram 1000, Prellwitz, Hirt § 106), für milia nach Sommer smi + g̑hsli, so daß zwar in der Tat beide Zahlwörter verwandt sind, die Erklärung aber eine ganz andere ist, als Meyer annimmt. — Die beiden Reimwörter λάρ-υγξ und φάρ-υγξ stehen nach Prellwitz allerdings in Beziehung zueinander, aber nur hinsichtlich des Suffixes, nicht der Wurzel. Das attische λάρυγξ ist im Suffix nach dem homerischen φάρυγξ gebildet; die Wurzel von λάρυγξ, die übrigens ursprünglich ein s vor dem l gehabt hat, beruht auf einer das Schlingen darstellenden Lautgebärde (verwandt mit λάρος Möwe, mhd. slurc Schlund, lurcari fressen), während φάρυγξ von der Wurzel φαρ- (verw. bohren, forare) eigentlich der „Spalt" bedeutet. — Einer Zusammenstellung von Λαυκανία und fauces steht im Wege, daß das c von fauces Wurzelerweiterung von Wurzel ghēu „klaffen" ist; λαυκανία gehört wie das ebengenannte λάρυγξ zu den Wörtern, welche die Lautgebärde des Schlingens wiedergeben (Prellwitz). — Bezeichnend ist bei dem nächsten Beispiel νεφ-ρός und Nier-e, daß Meyer das ρ von νεφ-ρός als suffixal, das r von Nier-e als zur Wurzel gehörig ansieht; nur durch dieses Taschenspielerstückchen bekommt er ein Beispiel für sein „Gesetz" heraus, daß der „Spirant" φ mit r wechseln kann. — dormio und δαρθάνω sind allerdings verwandt, aber keineswegs haben m und ϑ gewechselt, sondern m in *dorēm ist Erweiterung aus einfacherem dorē (das in aind. drāti „schläft" vorliegt); der homerische Aorist ἔδραθον wird aus edrm̥-dhom erklärt und καταδαρθάνω (erst bei Plato) ist eine sekundäre Bildung. — Die von Meyer zusammengestellten Wörter στῆθος und στέρνον können nicht zusammengehören wegen der verschiedenen Grundbedeutung: στέρνον bezeichnet die breite Fläche der Brust von Wurzel ster, die auch in „Stirn" vorliegt, στῆθος dagegen das Runde, denn es bedeutet „weibliche Brust, Ballen der Hand und Hacke"; ferner ergibt sich nach Ausweis der verwandten Sprachen pstēin-dhos als Grundform (Prellwitz).

Schließlich läßt Meyer auch die beiden anderen Spiranten s und j (dies sind wirkliche Spiranten) mit m, n, l, r wechseln. Er vergleicht zunächst oberd. Moos, Möser und niederd. Moor, Moore, doch dies sind nach Kluge zwei verschiedene Worte, und Moor gehört zu Meer. — Daß

das s in hiesig nicht aus r in hier entstanden ist, beweist die vorher übliche Form „hieig“, das s ist also wahrscheinlich euphonischer Einschub. — Wenn Meyer grausen und graulen zusammenstellt, so übersieht er, daß die Wurzel grū lautet (vgl. grau-en), s gehört zu der alten Ableitung ison (Kluge), graulen, das der Vulgärsprache eigen ist in den Redensarten „sich graulen“ = sich fürchten und weg- oder fortgraulen = jem. durch Schrecken fortbringen, hat das l vielleicht von dem Substantiv „Greuel“ oder dem Adjektiv „graulich“ (jem. graulich machen) erhalten. — Wie können denn brüllen und brausen zusammengehören, wenn jenes auf mhd. brüelen (aus ahd. *bruowilon), dieses auf mhd. brūsen zurückgeht? — Wenn Meyer das Wort grau auf die Grundform zurückgeführt hätte (nach Kluge ghrêghwo — vgl. angels. graég), dann hätte er gris und Greis nicht dazu stellen können. — Bei der Zusammenstellung von traurig und tristis beachtet Meyer nicht einmal, daß nach dem Gesetz der Lautverschiebung germ. tr auf vorgerm. dhr zurückgehen müßte. — In sinister und ahd. winistar links liegt zwar dasselbe Suffix und eine Bedeutungsparallele vor, sinister zu Wurzel sen ein Ziel erreichen, Erfolg haben und winistar von wini Freund, aber die Wurzeln können natürlich nicht identisch sein, da die Bedeutungen ganz weit auseinanderliegen. — In tremo und τρέσω liegt der oft besprochene Fall der Erweiterung derselben Wurzel durch verschiedene Wurzeldeterminative vor. Auch Mann und mas sind zu trennen, weil die Wurzeln ganz verschiedene Bedeutungen haben. Mann ist „der Denkende“, mas betont die sexuelle Bedeutung. Was das engl. male angeht, so ist es auf masculus zurückzuführen, das l ist also suffixal. — mens und Sinn können ebenfalls nicht zusammengehören, weil Sinn ursprünglich eine ganz andere Bedeutung hat, nämlich „Gang, Reise“ (Kluge, Walde). — Über das Verhältnis von ficus und σῦκον herrscht noch keine Übereinstimmung. Walde erklärt, daß entweder ficus aus σῦκον entlehnt sei zu einer Zeit, als noch þiükon gesprochen worden sei, oder beide Wörter aus einer gemeinsamen, etruskisch-kleinasiatischen Quelle entlehnt seien. — Wie können Hase und Kaninchen dasselbe Wort sein, wenn Kaninchen (aus lat. cuniculus) aus einer nicht indogermanischen Sprache, dem Iberischen stammt? — Bei der Zusammenstellung der englischen Wörter dark, dusk, dim, dull, dun und dem metathesierten sad mit dunkel beachtet Meyer zunächst wieder die Vokalverschiedenheit nicht, dann die ganz verschiedene Grundbedeutung von sad, das mit „satt“ verwandt, nach Kluge „beschwert, ernst, betrübt“ bedeutet, und von dull, das mit got. dwals, nhd. toll verwandt, eig. „töricht“ bedeutet. (Dieses Wort kann außerdem wegen des ganz abweichenden Anlauts nicht zu den übrigen Wörtern gestellt werden.) dim finster geht auf eine Wurzel zurück, die in lat. tenebrae

vorliegt, dun soll ein keltisches Wort sein. — Auch spes und ἐλπίς können nicht zusammengehören, da das Digamma von ἐλπίς (vgl. lat. voluptas) bei der Metathesis unbeachtet geblieben wäre. — Von den zusammengestellten Wörtern σήπω, πύθω, pus, pestis und faul scheidet zunächst σήπω aus, da nach Prellwitz der Anlaut aus ksv entstanden ist, dann pestis, das nach Walde zusammengesetzt ist aus per und sitis (aus ksitis urv. mit φθίσις). Es bleiben also übrig πύθω pus und faul, die in der Tat verwandt sind; die allen dreien gemeinsame Wurzel ist pū, die Konsonanten θ, s und l sind ableitend. — silex und λίθος können nicht zusammengestellt werden, weil das s in silex aus sq hervorgegangen ist (Walde). — Besonders belehrend über Meyers Wissenschaftlichkeit ist die Zusammenstellung von soc-ius und com-es; socius gehört, wie jeder weiß, der die Anfangsgründe der lat. Etymologie kennt, zu sequi, und comes ist zusammengesetzt aus der Präposition cum und dem Verbalstamm i gehen, also „Mitgänger". Hier soll also ein Präfix mit einer Wurzel seine Laute tauschen!

Auch der Spirant j nimmt nach Meyer an dem Konsonantenwechsel teil, so stellt Meyer juba zu φόβη und σόβη. In φόβη, das zu φέβομαι fliehen gehört, ist β aus g^u entstanden; dieselbe Bedeutungsentwickelung zeigt σόβη von σέβομαι sich scheuen, auch dieses hat β aus g^u, aber das σ ist aus tj entstanden, in juba dagegen ist b aus idg. dh entstanden, also können die drei Wörter nicht miteinander verglichen werden. — vos und got. jus sind zu trennen (Walde); jus gehört zu ὑμεῖς (aus jusmes). Die Zusammenstellung von Jahr und ὥρα ist nach Prellwitz richtig. Komisch wirkt das von Meyer in Klammer beigefügte ϝώρα. Wenn ὥρα = ϝώρα wäre, dann könnte es nicht mit Jahr identisch sein. Es gehört zur Wurzel je : ei gehn. Idg. j wird im Griechischen entweder ζ (ζυγόν = jugum) oder spiritus asper. — Daß juvenis und Jugend zusammengehören, ist altbekannt; aber daß νέος jung, neu dasselbe Wort sei, ist allerdings „neu". Da soll das ν und j wechseln und außerdem u in ε übergehen oder umgekehrt! Bezeichnend für die meisten Zusammenstellungen Meyers ist, daß sie überhaupt nur in einem einzigen Laute übereinstimmen. — Von den zusammengestellten Wörtern jejunus, νήφω und fames ist jejunus nach Walde zusammengesetzt aus *edi-unus „der Speise ermangelnd" (*unus gehört zu vanus). Es war also ursprünglich gar kein j vorhanden, das mit dem ν von νήφω und dem f von fames hätte wechseln können. Bei der Zusammenstellung von νήφω und fames möchte man Meyer fragen, ob er das ν mit f und φ mit m wechseln läßt oder ob erst das eine Wort eine Metathesis durchgemacht und dann m und ν gewechselt haben. Übrigens ist das φ von νήφω aus idg. g^uh

(Prellwitz), das f in fames aus idg. $\hat{g}$h (Walde) entstanden, das m gehört nicht zur Wurzel, sondern ist Erweiterung von Wurzel ghē klaffen. — jecur, ἧπαρ und Leber werden allerdings von Prellwitz und Hirt zusammengestellt und auf einen idg. Anlaut lj zurückgeführt, Walde trennt dagegen Leber von den beiden anderen Wörtern.

Schließlich, um allem die Krone aufzusetzen, spricht Meyer die Behauptung aus, die in der Rezension von Ernst Meyer durch starken Druck hervorgehoben wird, „daß sich der allgemeine Wechsel der Mitlauter als wirklich erwies". Da sind wir ja wieder so weit, wie wir zu Adelungs Zeiten waren, wo die Vokale gar nichts und die Konsonanten sehr wenig bedeuteten. Daß Ernst Meyer zum Beweise dieses letzten großen Gesetzes sich begnügt, zwei (allerdings großartige) Beispiele anzuführen, ist nicht wunderbar. Denn da alle Konsonanten miteinander wechseln können und die Vokale nichts bedeuten, so können natürlich alle Worte, die irgendeine verwandte Bedeutung haben, miteinander verglichen werden.

Wir haben also nach Meyer „die Höhe der Erkenntnis" erreicht. Von ihr aus sehen wir, daß folgende Wörter identisch sind: vermis Wurm, lit. kermis, gr. καρκίνος Krebs, κερδώ Wiesel, lett. zerme Wurm, lat. tarmet-s Holzwurm nebst lett. tarps Wurm, gr. θρίπ-ς Wurm, lat. serpo kriechen, μύρμηκ-ς und formica Ameise und altind. harmutas Schildkröte. Schon diese Anordnung zeigt die Willkür Meyers. Warum stellt er nicht die wirklich nahe verwandten Wörter lit. kirmis und lett. zerme nebeneinander? Ferner ist zu bemerken, daß das mit vermis und Wurm wirklich verwandte ῥόμος Holzwurm fehlt. Aber auch in diesen Wörtern gehört das m nicht zur Wurzel, sondern ist Erweiterung der Wurzel ver, die auch in verto, vergo u. a. vorliegt; lit. kirmis und lett. zerme gehören nach Walde nicht zu den vorher genannten Wörtern, da die Wissenschaft bisher von einem Wechsel von v und k nichts gewußt hat. Daß καρκίνος nicht dazu gehört, beweist die verschiedene Grundbedeutung, es gehört zu Wurzel qar hart sein, während κερδώ zu κέρδος Gewinn, Klugheit gehört, also eigentlich „den Fuchs" als schlaues Tier bezeichnet. Auch tarmet-s Holzwurm hat eine ganz andere Grundbedeutung, nämlich „der Bohrende" von Wurzel ter. — θρίψ ist allerdings nach Prellwitz noch unerklärt.

Über μύρμηξ und formica ist schon oben gesprochen, und altind. harmutas kann nach den bisherigen Ergebnissen der Wissenschaft nicht zu den angeführten griech., lat. und lit. Wörtern gehören, da altind. h vor dunkeln Vokalen (aus idg. gh) durch lat. h, gr. χ und lit. ž vertreten wird. Einen recht eigentümlichen Eindruck macht auf den Leser folgende Behauptung Meyers und ihre Begründung, daß mercari und pretium

auf gemeinsamen Ursprung zurückgehe, und daß die litauische Sprache uns die Mittelglieder erhalten habe, nämlich perk-ù kaufen und prek-ià Kaufpreis. Er stellt folgende Reihe auf: merc = perk = prek = pret und begründet dies mit dem mathematischen Satze: Wenn in einer Reihe a = b = c = d = · · · = z ist, dann ist auch a = z. Die Sprache ist aber an keine „mathematischen" Gesetze gebunden, sondern an sprachliche, d. h. physiologisch-psychologische. Die erste Aufgabe Meyers wäre gewesen, zu beweisen, daß lat. merc- auch wirklich = lit. perk- sein kann, d. h. daß lat. m im Litauischen nicht bloß in diesem einen Worte, sondern öfter durch p und lat. c durch lit. k vertreten werde. Diese beiden Beweise ist Meyer schuldig geblieben, und der erste läßt sich auch nicht führen, weil er unmöglich ist. Lat. m ist immer lit. m. Das lat. c entspricht allerdings, wenn es aus idg. q hervorgegangen ist, lit. k (furca = lit. žirkles), wenn es aber aus idg. k̂ entstanden ist, lit. sz (porcus = lit. parszas). So wäre es Meyers Aufgabe gewesen, nachzuweisen, daß das c in mercari aus idg. q entstanden ist. Ferner hätte Meyer, wenn seine Reihe beweiskräftig sein sollte, nachweisen müssen, daß auch die Schlußglieder, nämlich lit. prek und lat. pret, identisch sind, d. h. daß lit. k nicht bloß in diesem einen Worte, sondern öfter lat. t entspricht. Diesen Beweis ist er ebenfalls schuldig geblieben, und er läßt sich ebenfalls nicht führen. So bleibt von Meyers Reihe nur die Gleichheit der beiden Mittelglieder lit. perkù und prekià übrig, die längst bekannt und von niemandem bezweifelt worden ist.

Auf die in den folgenden Abschnitten ausgesprochenen allgemeinen Gedanken einerseits, wie auf die Verwertung der Meyerschen Gesetze für die Deutung von Flußnamen anderseits gehe ich nicht weiter ein, da schon aus der bisherigen Erörterung jedem klar sein wird, daß das, was an den Meyerschen Ausführungen richtig ist, nicht neu, was aber neu, nicht richtig ist.

Mit der Entdeckung also, um mich eines naturwissenschaftlichen Bildes zu bedienen, von Strahlen, die, wie der Verfasser träumt, auf einmal Licht bringen sollen in alle dunklen Geheimnisse der Sprache im allgemeinen und der verschiedenen Einzelsprachen ist es also wieder einmal nichts gewesen. Und so bleibt es nach wie vor die Aufgabe der Wissenschaft, in langsamer, aber eindringlicher und sicherer Forschung eins dieser Geheimnisse nach dem anderen zu erhellen.

Von Karl Simrocks Wesen und Dichten.

Drei Hinweise.

Von **Ludwig Fränkel** in München.

I. Seine Bedeutung.

Mehr als ein Vierteljahrhundert nach dem Tode eines bedeutenden, vielseitig tätigen Mannes steht sein Leben und Wirken in klarerem Lichte vor uns: nachhaltige Erfolge, die etwaigen Mißerfolge lassen sich dann deutlich übersehen. Wenn nun gar das Ansehen der Persönlichkeit schon beim Hinscheiden festbegründet war wie dasjenige Karl Simrocks, der am 18. Juli 1876 gestorben, so ist ein abgeschlossenes Urteil heute viel leichter. In Bonn, der herrlichen Rheinstadt, wo er geboren, gelebt und amtiert, wo er nach Familienursprung und Denkart wurzelt, hatte vor wenigen Jahren ein Ausschuß die Sorge für ein würdiges Denkmal an seiner Geburts- und Wirkensstätte (enthüllt 1903) übernommen, und lange sind Aufrufe zu Sammlungen durch die Tagesblätter gelaufen. Gewiß spendeten nur wenige Leute, die nicht örtliche Zwangsgründe oder fachmännische Vertrautheit dazu bewogen, ihr Scherflein zum nötigen „Fonds". Und doch verdiente der vortreffliche Mann aus mehreren tieferen Ursachen die nachdrückliche Rücksicht unserer Zeit, nicht bloß pietäts- und ehrenhalber, sondern wirkliche Beachtung, Dankbarkeit und Würdigung. Einer unserer vortrefflichsten Germanisten im weitesten Sinne des Wortes, ein musterhafter Kenner und Pfleger deutscher Sprache und Art, deutschen Dichtens und Schrifttums, deutscher Volksüberlieferung von einst und neuerlich, der erfolgreichste — „übersetzende", bisweilen umsetzende — Wiedererwecker altdeutscher Poesie: all das muß Karl Simrock auch der etwas verächtlichen Einschätzung gelten, welche ihm neuere deutschphilologische Richtungen zubilligen. So ist denn das ihm im Ehrensaale deutscher Vergangenheit, der „Allgemeinen deutschen Biographie", Band 34 (1892) S. 382—385, von einem so kundigen Gelehrten wie Edward Schröder errichtete Mal keineswegs ein abschließendes Bild der durchaus deutsch, poetisch, germanistisch angelegten Natur geworden. Eine genügende Lebensbeschreibung und Charakteristik fehlt, und so sollten sich denn die philologischen und literarhistorischen Fachmänner lieber nicht aufs hohe Roß setzen, sondern die äußerlich bescheidene, aber äußerst sorgfältige, stofflich reiche und schön sachbegeisterte einzige Darstellung nach Gebühr anerkennen. Das ist das meistens vernachlässigte Bändchen aus der Feder des ehrlichen Dichters und Sagensammlers Dr. Nikolaus Hocker (1822—1900), das

mehr als eine nicht immer kritische Sagensammlung zu sein beanspruchen darf: „Carl Simrock. Sein Leben und seine Werke"[1]) (Leipzig 1877, Siegismund und Volkening; Titelauflage 1884; 160 Seiten), erschienen als 61. Heft (6. Reihe, Heft 1) der „Pädagogischen Sammelmappe; Vorträge, Abhandlungen usw. für Erziehung und Unterricht" und daher von dem wahrhaften Deutschlehrer um so eher zu beachten und nach Inhalt wie Stimmung zu Gemüte zu führen. Nur ein paar bezeichnende Äußerungen aus Hockers Vorwort setze ich her:

„Die große Zahl seiner Freunde und Verehrer erhält dadurch das Bild eines Mannes, der in fast fünfzigjähriger schriftstellerischer Tätigkeit nicht müde wurde, die deutsche Nation zur Selbsterkenntnis und Selbstachtung zu mahnen. Durch alle seine Schriften zieht sich als roter Faden die nationale Tendenz, die nachzuweisen meine Hauptaufgabe war ... Sein Leben ... ist um so reicher an lebenbringender, schöpferischer Tätigkeit, die ihm einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur sichert, während sein edler Charakter und die Güte, Treue und Biederkeit des Wesens ihn allen denjenigen unvergeßlich machen, die je mit ihm in Berührung gekommen sind. Ich habe 23 Jahre mit ihm in persönlichem und brieflichem Verkehr gestanden, darf also wohl sagen, daß ich ihn kannte und befähigt war, über ihn zu urteilen. Der Plan zu dieser Schrift wurde noch bei seinen Lebzeiten gefaßt. Manche Mitteilungen verdanke ich ihm und habe diese auch schon teilweise in der '(Leipziger) Illustrierten Zeitung' und im 'Daheim' benutzt. Anderes wurde mir von Freunden Simrocks mitgeteilt ... Kinkels größere Arbeit über Simrock[2]) in seinem Jahrbuche 'Vom Rhein' [Essen 1847] ist auch zu Hilfe genommen worden. Die mitgeteilten Briefe oder Stellen aus solchen werden dazu beitragen, dem Lebensbilde Simrocks interessante Züge beizufügen ... Mit ihm ist ein treuer Freund seines Volkes, ein wahrhaft edler Mensch, ein reichbegabter Dichter, ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete des deutschen Altertums von uns geschieden. Die Nation, für deren Größe, Macht und Herrlichkeit sein Herz so warm schlug, wird ihn nicht vergessen, wie sie auch E. M. Arndt nicht vergessen hat."[3])

So schrieb der wackere Hocker, Simrocks langjähriger verehrungsvoller Genosse und Beobachter, am 27. Februar 1877, wenig über ein halbes Jahr nach seines Helden Tod. Er bemerkt dabei: „Manches mag noch lückenhaft erscheinen; indessen ist die Zeit noch nicht gekommen, um diese durch Auszüge aus seinem Briefwechsel mit den bedeutendsten Dichtern und Forschern der Gegenwart ausfüllen zu können." Mittlerweile ließe sich gewiß die etwaige Rücksicht auf Zeitgenossen ziemlich in den Hintergrund schieben, insbesondere das vorhandene Briefmaterial für Kenntnis

1) Vgl. O. Zaretzky im Nachruf auf H. „Biograph. Jahrb. u. Dtsch. Nekrolog" V 105.

2) Von Kinkels noch bei Simrocks Lebzeiten gedruckter Abhandlung über „Das Heldenbuch" („Allgem. Zeitung" 1873, Blg., Nr. 344—346) spricht Hocker S. 51.

3) Vgl. N. Martin, Les poètes contemp. de l'Allemagne (1846) S. XX u. 76—92.

der vaterländischen Dichtung und Philologie um die Wende des 19. Jahrhunderts ausnutzen. Und nun stößt man im „20. Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft“, den, in üblicher Weise, Band XXVI des Goethe-Jahrbuchs (1905) veröffentlicht, S. 14—15 auf folgende, auch familiengeschichtlich aufklärende wichtige Angabe: „Karl Simrocks Enkel (Fräulein Lili Simrock, Frau Emilie Engelhard geb. Simrock, Frau Georgine Faelligen geb. Simrock, Herr Dr. Karl Simrock, Herr Eugen Simrock, Frau Siglinde Schugt geb. Reifferscheid, Herr Heinrich Reifferscheid, Herr Dr. Karl Reifferscheid, Frau Gertrud Ottendorff geb. Reifferscheid, Herr Wilhelm Reifferscheid) haben den reichen literarischen Nachlaß ihres Großvaters und seine Korrespondenz mit Uhland und anderen Vertretern des schwäbischen und rheinländischen Dichterkreises in das (Weimarer Goethe-Schiller-)Archiv gespendet.“ Unmittelbar hinter dieser hocherfreulichen Kunde, welche die Verwertung jenes zweifellos äußerst gehaltvollen Briefwechsels in nahe Aussicht rückt, wird der testamentarische Übergang der Klassiker-Autographen aus Hermann Hüffers, des ausgezeichneten Bonner Kirchen- und Staatsrechtlers sowie Literarhistorikers († 15. März 1905), Nachlaß an dieselbe Aufbewahrungsstätte Ilm-Athens vermerkt. Mit diesem Hermann Hüffer ist leider einer der genauesten Kenner der Simrockschen Generation und geistigen wie gesellschaftlichen Sphäre hingegangen, die er wiederholt literarisch gestreift hat. Die todesmatten Augen des Spitalkranken haben vorletzten Winter noch auf der Auffrischung seines 1893er Nachrufs („Köln. Ztg.“ Nr. 398, 14. Mai) auf Alexander Kaufmann, ein weiteres bedeutsames Mitglied des Simrockschen Kreises, geruht, die, nach Hüffers Tode von mir für den Druck durchgesehen, dem Band 51 der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ S. 75—81 jetzt einverleibt ist (1906). Wie A. Kaufmann, Herm. Hüffer, die meisten Simrock in seinen besten Jahren nahegetretenen Schüler — so, wie ich aus persönlicher Mitteilung weiß, der romantisch-religiöse Dichter und glückliche Erneuerer althochdeutscher Epik, Oberstudienrat Gymnasialrektor Edmund Behringer in Aschaffenburg (1828—1900) — verstorben sind, ohne leider ihre Eindrücke von K. Simrocks Eigentümlichkeiten zu Papier zu bringen, so ist auch Heinrich Düntzer nun tot, er, dem wir die wertvollen ausführlichen persönlichen „Erinnerungen an Karl Simrock“ in Picks Monatsschrift für die rheinisch-westfälische Geschichte und Altertumskunde“ II. und III. Band (1876/77) — schon bei Hocker angezogen, aber nicht mehr verarbeitet — verdanken. So sinken die Zeugen jenes schönen anregenden Literatenverkehrs allmählich hin, die sich in ihrer „blühenden, goldenen Zeit“ am Rhein um Simrock geschart hatten, die Teilnehmer der in Adolf Strodtmanns halburkundlichem Buche „Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung“ (1850/51) warm nachgezeichneten Poesie und Freundschaftspflege. Unstreitig

war, wie wir dem vertrauten Hocker (S. 81) nachsprechen dürfen, Karl Simrock „die Hauptgestalt dieses geistig schaffenden und strebenden Kreises; sein Urteil entschied, wie der Ausspruch eines Richters, über den Wert oder Unwert der vorgetragenen Poesien".

II. Nochmals vom „Amelungenlied".

Die allermeisten Gesichtspunkte und Stoffbezüge, die hierstehender neuer Hinweis berührt, findet man schon 1896, sei es angedeutet, sei es ausgeführt, innerhalb meines Aufsatzes „Ein neudeutsches Heldenepos altdeutschen Stoffes, zunächst der Schule und durch eine Auswahl kritischer Stimmen empfohlen" in der „Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht" X 332—361. Dessen vielfach überraschende Nachweise und Berichtigungen haben leider — um der Sache willen bedauere ich es lebhaft — ebensowenig die erwünschte Aufmerksamkeit gefunden, wie sie unserem viel zu früh (21. Juli 1900) uns entrissenen vortrefflichen Mitarbeiter und Berufsgenossen Prof. Dr. Karl Landmann in Darmstadt mit seinen einschlägigen Auslassungen erst recht zu gönnen gewesen wäre. In der „Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands in Aufsätzen zur deutschen Sprache und Literatur sowie zum deutschen Unterrichte" (3. Ergänzungsheft zur „Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht", 1894) S. 93 bis 126, hatte dieser gewiegte Erforscher und Erläuterer der germanischen Heldensage alten und jungen Gewandes[1]) mit dem werbenden Beitrage „Zur deutschen Heldensage. Eine Lücke in der Geschichte der deutschen Dichtung" zuerst und nachdrücklichst, beinahe eifervoll auf die totschweigende Zurücksetzung von Karl Simrocks mächtigem Dichterwerk „Das Amelungenlied" alle unvoreingenommenen Freunde echter großer urdeutscher Poesie hingelenkt. Unmittelbarer Anstifter ist er dadurch meinem genannten Aufsatze geworden. Während Karl Landmann seine zugunsten des imposanten Simrockschen „Amelungenlieds" geradezu glänzend bewährte Kenntnis des altgermanischen Geisteslebens im Lichte der Sage unmittelbar hinter meinen Auseinandersetzungen durch den Artikel „Ein neues Handbuch [W. Golthers] der germanischen Mythologie" gründlichst bewährte („Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht" X 362—371), schickte er dritthalb Jahr später, ebenda XII 788 f., Ende 1898, „Eine Berichtigung" nach, wo, angelehnt an ein eigenes kleines

1) Da Karl Landmanns fruchtbare Wirksamkeit und ergebnisreicher Fleiß leider weder in der, ja mit 1. Januar 1900 ihre Tore schließenden „Allgemeinen deutschen Biographie" noch in dem „Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog" Bd. IV (und V) gewürdigt werden, so plane ich, von den Hinterbliebenen mit mancherlei Hilfsmitteln ausgerüstet, ihm i. d. „Ztschr. f. d. dtsch. Unterricht", auf diesem Lieblingsfelde seiner germanistischen und deutsch-pädagogischen Schriftstellerei, einen Überblick seiner Leistungen zu widmen. Nachweise wären mir höchst willkommen.

Augenblicksversehen, nochmals entschieden dem verkümmerten Rechte des „Amelungenlieds" und einer volks- bzw. schulmäßigen Ausgabe das Wort geredet wurde. Die Bezeichnung aus Vogt-Kochs „Geschichte der deutschen Literatur" als „das beste Heldenepos des 19. Jahrhunderts" am Schlusse dieser knappen launigen „Sprechzimmer"-Glosse sollte K. Landmanns letzter Erguß über das ihm ans Herz gewachsene „Amelungenlied" sein. Er ist die kurze Spanne seines Erdendaseins (1830—1900) nicht wieder darauf zurückgekommen, und wenn er mir auch brieflich die Veranstaltung einer Volks- und Schulausgabe unseres Schmerzenskindes wie ein Erbteil vermacht hat, so mangeln seitdem Muße, Gelegenheit, äußere Möglichkeit[1]).

Dessenungeachtet verabsäume ich diesen heutigen Simrock-Anlaß[2]) nicht, zum wiederholten Male für das bewundernswerte große und großartige Dichtwerk eine Lanze zu brechen, das so oft, absichtlich oder unabsichtlich, verschwiegen oder unbekannt geblieben ist. Diese hochbedeutende Leistung war eine wahre neuschöpferische Tat, eine wie sie die Engländer als ein „standard work" ihrer Literatur ehren würden. Ist sie zwar auch bei den meisten Gelegenheiten, wo man gerechte Berücksichtigung erwartet, völlig übergangen worden oder zu kurz gekommen, so begegnet man doch, wie meine Auszüge a. a. O. lehren, mehrfach an unvermutetem Orte rühmlich einsichtsvollem Urteil. Ich habe a. a. O. S. 348 nach Hocker S. 51 das Votum Max Waldaus angeführt, der betreffs des „Amelungenlieds" geäußert hat: „Ich bedauere jeden Gebildeten, der dies Buch nicht gelesen." Inzwischen finde ich in „Cordula. Graubündner Sage, erzählt von Max Waldau" (Hamburg 1851), S. VI f. der angehängten „Notiz" folgenden seltsamen Ausspruch: „Die Nibelungenstrophe stößt auf andere Hindernisse. Sie ist deutsch, aber ebenfalls fremd, fremd dem Ohre, wie der Hexameter der Sprache. Auch hier muß versöhnt werden. Jenes herrliche Werk, berufen

---

1) „Das Amelungenlied" ist wie Simrocks meiste Übertragungen ins Neuhochdeutsche, das „Altdeutsche Lesebuch in neudeutscher Sprache", die „Deutschen Märchen" und manches Verwandte in Stuttgart bei der J. G. Cottaschen Buchhandlung erschienen.

2) Da sich das schon erwähnte Todesdatum am 18. Juli zum 30. Male jährte, so ist übrigens mit Ablauf dieses Jahres natürlich das Druck-Privileg abgelaufen, und es war daher folgende durch die Tagesblätter gehende Notiz (hier wiederholt aus „Münchn. Neuest. Nachr." Nr. 162 S. 3), die nicht zu viel sagt, freudig zu begrüßen: „Wohlfeile Ausgaben von Simrocks Schriften. Die zahlreichen Verehrer Karl Simrocks, des berühmten Germanisten, werden gerne hören, daß der Verlag der Simrockschen Schriften, die Cottasche Buchhandlung in Stuttgart, deren Preise wesentlich ermäßigt hat. So kosten z. B. die jetzt veröffentlichten neuen Auflagen des 'Nibelungenliedes' und von 'Gudrun' in gediegener Ausstattung gebunden nur 3 M. Simrocks Verdienste um die Wiederbelebung der Kenntnis unserer altdeutschen Literatur sind unbestritten, seine Übertragungen ins Neuhochdeutsche (Gudrun, Nibelungenlied, Amelungenlied [!!], Die Edda, Das 'Kleine Heldenbuch') sind Meisterwerke der Übersetzungskunst."

der Stolz der Deutschen zu sein, **Simrocks Heldenbuch** (von dem ich schon an einem anderen Orte sagte, daß ich jeden, der es besitzen kann und nicht besitzt, der Geschmacklosigkeit zeihe, und jeden, der es nicht haben kann, bedauere), brachte die schöne Strophe zuerst wieder vollkommen in die Neuzeit."[1]) Diese Darlegung läßt nun bei Waldau eine klare Anschauung darüber vermissen, um was es sich in Simrocks „Amelungenlied" und demgegenüber in dessen „Heldenbuch" handelt, die sich ja nichts weniger als decken. Das selbständige Epos „Wieland der Schmied" (zuerst 1835; bis 1851 die 3. Auflage) hat zwar im allgemeinen mehr Aufsehen erregt, doch ohne daß deshalb die Beachtung des „Amelungenliedes" sonderlich Nutzen davon gezogen hätte. Es ist ja gut, wenn ein Nachschlagewerk wie das Meyersche Konversationslexikon unter Stichwort Simrock sein Wieland-Gedicht ausdrücklich als Einleitung zum „Amelungenlied" bezeichnet, obwohl freilich den Artikel eben nur nachschlägt, wen von vornherein Teilnahme für Simrock treibt. Diese so eng mit dem „Amelungenlied" zusammenhängende Neudichtung hat neuerdings eine breite und sorgsame Behandlung erfahren in Peter Maurus' Buch über „Die Wielandsage in der Literatur" (Erlangen und Leipzig 1902), woselbst S. 94—114 Simrocks Heldengedicht in Verbindung mit dessen sagengeschichtlichen Betrachtungen — Edda-Übersetzung S. 439 f. und „Heldenbuch" Anhang S. 406 f. — genau nach Motiven, Charakteren und Quellen untersucht und von S. 114 an Richard Wagners „Wieland der Schmiedt [so!], als Drama entworfen" im einzelnen stofflich auf Simrock als Vorlage zurückgeführt wird. In meiner Anzeige des Maurusschen Buches im „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie", XXVI. Jahrgang (1905) S. 190, habe ich auf Landmanns und meine Erledigung der Angelegenheit, die Maurus entgangen, hingewiesen. Von jüngeren seit Maurus' „Revue" aufgetretenen dichterischen Behandlungen des Themas wüßte ich nur Fritz Lienhards urwüchsige „Wieland der Schmied" zu nennen, mit der sich die Kritik 1904/05 vielfach beschäftigt hat.

Am Schlusse dieses neuerlichen Werbeergusses über „Das Amelungenlied" und Zubehör seien die literargeschichtlichen und ähnlichen Stimmen, die ich in meinem älteren Aufsatze aneinandergereiht, nur durch Auszüge der einschlägigen Stellen der beiden jüngeren Hauptkompendien ergänzt. Rich.

1) Waldaus enge Beziehungen zu Simrock belegt ein Auszug eines 1850er Simrockschen Briefes in den authentischen Mitteilungen „Max Waldau zum Gedächtnisse" von Ludwig Geiger i. d. „Zeitschr. f. Bücherfreunde" VIII. Bd. auf S. 445 b, in demselben stoffreichen Aufsatze, wo der Verfasser den vom Dichter irrtümlicherweise aufgenommenen Namen „Spiller von Hauenschild" (s. auch bei mir a. a. O. S. 348 Anm. 1) maßgeblich in „v. Hauenschild" berichtigt. Daraufhin habe ich meiner Lebens- und Charakterskizze „Spiller von Hauenschild" i. d. „Allgemein. Deutsch. Biographie" Band 35, S. 190—196, einen Nachtrag unter „Hauenschild" in Band 50 (1905) S. 62—64 nachgeschickt.

M. Meyers selbständiges Handbuch „Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts“ (1900) kennt das bedeutendste Werk unseres Dichters überhaupt nicht, den er übrigens, öfterem sonstigen Ton entsprechend, etwa wie einen Philister drittklassiger poetischer Anlagen ansieht.[1]) So führt er ihn (S. 150) als Typus „liebenswürdig reiner Naturen“ des lyrischen Zeitabschnittes von 1830—1840 ein und rechnet ihn (S. 171) zu den idyllischen Gemütern, die „unter dem Druck einer kläglichen Reaktion“ sich in ein abgelegenes Kulturgebiet flüchteten, „in die Legenden der Vergangenheit, wie der liebenswürdige Rheindichter und Übersetzer Karl Simrock“, — eine Auffassung, welche die Ursache von dessen wundersam inniger Hingabe an die alte volksmäßige Poesie arg verdreht. So setzt Meyer auch poetisch-ästhetisch Simrock herab, wenn er (S. 504) sagt: „In eine Zeit, in der die deutsche Ballade, von Uhland zu Schwab, von Schwab zu Simrock, von Simrock zu Martin Greif und Felix Dahn herabsinkend, oft nur leere Bänkelsängerei geworden war, trug dieser große Künstler Conrad Ferdinand Meyer wieder die Erkenntnis, daß die Ballade mehr sein müsse als eine versifizierte Anekdote, daß nur die Intensität des dichterischen Miterlebens sie zum Kunstwerk forme.“

Wer wird da noch erstaunen beim Votum über Wilhelm Hertz (S. 660) zu lesen: „Nicht auf einmal hat er diese Höhe des Erneuens erstiegen; seine älteren Übersetzungen hatten noch manches von der unfreien Technik Karl Simrocks“? Viel besser unterrichtet und, wiederum seiner deutschvölkischen Richtung gemäß, wesentlich vorurteilsloser zeigt sich hier Adolf Bartels in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“ II (1901) S. 244, obschon gerade diesen sonst immer die Tendenz in den Nacken schlägt. Seine Charakteristik stehe wörtlich da:

„Zu Höherem strebte Karl Joseph Simrock empor. Er hat nicht nur die alt- und mittel[hoch]deutschen Dichtungen, den Heliand, das Nibelungenlied, Gudrun, Walter von der Vogelweide ins Neuhochdeutsche übertragen, sondern auch im ‘Amelungenlied’ aus Einzelliedern und Sagen ein großes ostgotisches Heldenepos zu konstruieren versucht, allerdings mit zweifelhaftem Erfolge, da er als Dichter nicht groß genug war, das Alte wahrhaft wiederzugebären, sondern sich auf objektive Überlieferung der epischen Elemente beschränken mußte. In den kleineren Dichtungen Simrocks steckt manches Ansprechende, und überhaupt ist ohne seine Tätigkeit der Aufschwung der mit altdeutschen Stoffen wirkenden Dichtung des nächsten Zeitalters nicht denkbar. — Ähnlich wie Simrock mit

---

1) In der 3. umgearbeiteten Auflage von 1906 stehen die oben angezogenen maßgeblichen Stellen S. 174 (die von S. 171) und 425 (die von S. 655); vgl. außerdem die herabsetzende Taxierung S. 602 und 613 gegenüber dem matten Lobe S. 73; vom „Amelungenlied“ wiederum nirgends eine Silbe! Über Simrock als Erneuerer unserer

den alten ostgotischen Sagenstoffen, verfuhr Otto Friedrich Gruppe (1804[1])—1876) mit den halbhistorischen wie dem von Alboin, aber auch er vermochte keine ergreifende Dichtung hinzustellen."

Ausführlich und, soweit sich Gelegenheit bietet, gerecht behandelt jetzt auch Bartels Simrock in seinem bibliographischen „Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur" (1906) S. 530f.

So wollen wir denn hoffen, daß es dem vereinten Ansturme der ehrlichen Freunde echtdeutscher Dichtung alter- und volkstümlichen Gepräges und der tatkräftigen Vertreter eines auf Aneignung und Auswertung solcher Literaturdenkmale gerichteten Unterrichts gelinge, in die Nacht der Vergessenheit und Mißachtung, welche die Verbreitung des „Amelungenlieds" hemmen, breite Bresche zu schießen, auch ehe die von dem Wortführer Karl Landmann sein Lebtag vergebens laut ersehnte Schul- und Volksausgabe die Buchpresse verlassen haben wird.

III. Alter- und Volkstümliches.

Zu jenen „Legenden der Vergangenheit", auf die R. M. Meyer den harmlos liebenswürdigen und idyllischen Simrock angeblich sich selbst beschränken sieht — in Wirklichkeit ist gerade dazumal in der sog. Reaktionszeit dessen dichterische und wissenschaftliche Ader ungemein ergiebig gewesen —, zähle ich auch das schöne Gedicht „Der reiche Mann von Köln". Mit vollem Recht hat es ob seiner gelungenen Kunst der Erneuerung alten Legendengedankens und -stils, seiner dramatisch spannenden Handlung und seiner unaufdringlichen sinnigen Lehre in vielen Schullesebüchern für die untere Stufe höherer Lehranstalten — so auch in dem von mir seit Jahren gebrauchten, Bayern immer weiter erobernden sog. „Münchner" Lesebuche der dortigen Fachgenossen H. Stöckel, A. Schöttl usw. (neue Ausg. München, Ed. Pohl, 1903/04) Bd. I, jetzt II — Aufnahme gefunden und gibt nach Gebühr oft für Erzählung, erläuternde Besprechung und Rezitation eine günstige Grundlage ab. Da aber Fachgenossen dies Geibelsche oft als — Simrockisch ansprachen, mag auf einen feinen Zug altertümlichen Tones aufmerksam gemacht werden, der mich immer wieder als geschickte Färbung des in Sage und Volksglauben meisterlich kundigen Dichters anmutet, aber mir erst kürzlich durch eine zufällige Notiz des ersten Kenners im literarischen 'Folklore',

alten Lyrik urteilt (mit Belegen) ebenso abfällig wie R. M. Meyer: Rud. Sokolowsky, Der altdeutsche Minnesang im Zeitalter der deutschen Klassiker und Romantiker (Dortmund 1906), S. 140—142 (vgl. auch S. 111, 137, 163).

1) Erneuerung der Gedichte dieses fast vergessenen Philologen, Literarhistorikers und Poeten anläßlich der (in einigen Zeitungsartikeln begangenen) Säkularerinnerung 1904 in Reclams Universalbibliothek; vgl. auch meine Hinweise Ztschr. f. d. dtsch. Unterricht VI 819 Anm. 3 (wo versehentlich „A. L. Gruppe") u. Allg. dtsch. Biogr. 52, 415.

Reinhold Köhlers, ganz klar ward. Es heißt im Gedicht beim Sterben eines unschuldig zu Tode gequälten Mägdleins:

> Die Seele ging in St. Michaels Schoß
> Hinauf zum Paradiese.

Nun macht R. Köhler in seinem Abdruck „Italienischer Nachtgebete", die ihm ein Pisaner Professor aus dem Mund des toskanischen Landvolks mitgeteilt hat, im „Jahrbuch für romanische und englische Literatur" VIII. Bd. (1867) S. 410 zu einem, wo eins betet „L'anima mia ... la do a San Michele, Che la guardi e pesi bene" die Anmerkung: „S. Michael wägt bekanntlich die Seelen. Vgl. G. Zappert Vita beati Petri Acotanti, Wien 1839, S. 88 f., Grimm D. Myth., S. 819, W. Menzel Christl. Symbolik II, S. 130 f. Außer dem Seelenwägen ward von S. Michael auch angenommen, daß er die Seelen der Frommen in Empfang nehme und ins Paradies geleite, ja er wird sogar in einer Urkunde (s. Grimm D. Myth. S. 1226) 'praepositus paradisi' genannt. Wenn er aber nach I, 4 die Himmelsschlüssel führt, so ist dies bekanntlich eigentlich nur das Amt des S. Petrus." Die zuletzt da angezogene Kindergebet-Stelle lautet nämlich (a. a. O. S. 409): „L'anima ... La do a San Michele, Ch'ha le chiavi d'aprire il cielo", und S. 415 stellt Köhler diesen Anruf des Erzengels Michael als bezeichnend für die ersten beiden der 8 Nachtgebete hin.

Was das Stoffliche anbelangt, so vermeinte ich in J. Boltes Sammlung der „Kleineren Schriften" Reinh. Köhlers, wo Bd. III (1900) S. 342 dieser Artikel wiederholt ist, noch nähere Aufklärung zu finden; jedoch sind da bloß zu Vorstehendem ein paar Zusätze gegeben; nämlich zu obengenannter Stelle in Menzels „Christlicher Symbolik": „Heider, Die romanische Kirche zu Schöngrabern S. 235 ff. Mila y Fontanals p. 128"; ferner zu „ins Paradies geleite": „Heider S. 230. 'Sente Michahele, der meister ist der sele' Heinrich v. Krolewitz V. 2765."

Bestimmt erwartete ich nun in K. Simrocks einschlägigen Veröffentlichungen sagengeschichtlicher Art Näherem zu begegnen. Bei einem vorübergehenden Aufenthalte zu Köln im Februar 1904 durchmusterte ich das ganze ziemlich reiche Simrock-Material der dortigen vortrefflichen Stadtbibliothek, leider völlig ohne Erfolg. Weder hat Simrock das Gedicht in seine „Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Für Schule, Haus und Wanderschaft" (10. Aufl., von Karl Hessel in Koblenz besorgt, Bonn, Ed. Weber, 1891) aufgenommen, wo unter Nr. 14—29 (S. 49—82) die bezeichnenden Nummern aus Köln stehen, noch in „Das malerische und romantische Rheinland" (1838—1840; 4. Aufl. 1865). Dies beeinträchtige aber unsere Freude daran nicht, auch in diesen Büchern den Satz bestätigt zu sehen, in den eine anonyme treuherzige Charakteristik dieses „Erneuerers

altdeutscher Dichtung" (zum 100. Geburtstag am 28. August 1902) i. d. „Literar. Beilage der Kölnischen Volkszeitung" Nr. 36 ausläuft: „vor allem seine poetischen Verarbeitungen deutscher, besonders auf das Rheinland bezüglicher Sagen lesen sich recht angenehm und interessant". Simrock dürfte eben auf Grund seiner einzigartigen Kenntnis der rheinländischen Sagen, die mit germanistisch-volkskundlicher Feinfühligkeit gepaart war, so daß er Gedichte wie „Jost vom Bühl", „St. Maternus' Erweckung"[1]) als höchst geschickte Neubelebungen altheimischer Überlieferung zu gestalten vermochte, Geibels „Reiche Mann"-Legende (wenn man's so nennen darf) nicht für stofflich wurzelecht geschätzt haben. Ebensowenig haben seines Freundes, Verehrers und Mitforschers auf dem Sagen- und verwandten Gebiete, Alexander Kaufmanns, sorgsame „Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen" und ihre „Nachträge" (s. oben S. 578 und Ztschr. f. d. dtsch. Unterricht X S. 835 A. 1) dies getan, wo man ja außer den ebengenannten kölnischen noch viele andere Simrocksche köstliche Auffrischungen und Nachbildungen volksmäßigen rheinischen Sagengutes, stets unter dem betreffenden Schauplatze, nach alter- und volkstümlichen Grundlagen aufgeklärt findet.

Moderne erzählende Prosa in der Schule.

Von **G. Proffen** in Stadthagen.

In einem sehr beachtenswerten Aufsatze „Moderne Literatur und Schule" schreibt Th. Herold[2]): Besonders wertvoll aber und für die Schullektüre geradezu wie geschaffen erscheinen mir die sieben Bändchen moderner erzählender Prosa, die Dr. Gustav Porger bei Velhagen & Klasing herausgegeben hat; sie sind billig und enthalten nur Novellen von wirklichen Meistern des Stils."

Wie mir die Verlagsbuchhandlung mitteilt, ist das siebente Bändchen von „Moderne erzählende Prosa" allerdings erst im Druck begriffen. Die anderen sechs schmucken Bändchen aber liegen vor. In unserer Zeitschrift ist auch wohl das eine oder andere Büchlein schon kurz erwähnt worden. Wer

1) Zu derartigen Stoffen ist vielleicht der Hinweis darauf, daß Simrock, der Demokrat aus der Periode der Juli-Revolution (bekanntlich kostete ihm das Lied „Die drei Farben" seine juristische Laufbahn), sich später der altkatholischen Richtung in ihrem Mittelpunkte Bonn, seinem Geburts- und Wohnorte, angeschlossen hat, nicht überflüssig; freilich darf man ihn kaum als Spitze einer bis auf F. W. Tangermann ('Victor Granella') reichenden Reihe altkatholischer geistlicher Dichter betrachten, wie Frdr. Nippold neuerdings in einem Vortrage getan (s. das Referat Blg. z. Allg. Ztg. 1906 Nr. 9, S. 70).

2) Monatsschrift für höhere Schulen, V. Jahrg. 6. Heft (Juni) S. 304 ff.

aber Herold in seinen Ausführungen beipflichtet, daß der modernen erzählenden deutschen Prosa ihre Stelle im deutschen Unterrichte auf unseren höheren Schulen gebührt, der wird auch dem Herausgeber wie der auf dem Gebiete des deutschen Unterrichtes so rührigen Verlagsbuchhandlung Velhagen & Klasing Dank wissen für ihr eigenartiges Unternehmen.

Wir älteren unter den deutschen wissenschaftlichen Lehrern haben ja als Schüler in der Klasse nichts aus der Zeit nach Goethes Tode kennen gelernt, abgesehen von Gedichten und einigen prosaischen Stücken in Lesebüchern. Wie hätten unsere alten Lehrer wohl ungläubig gelächelt über die Tatsache, daß nach einem Menschenalter die Schullektüre einer Novelle von Marie Ebner-Eschenbach oder von Theodor Hermann Pantenius von berufener Seite als wünschenswert und willkommen hingestellt wäre. Wurde es doch damals ungern gesehen, wenn der Primaner sich zuweilen privatim mit „Belletristik" abgab. Tempora mutantur!

Hiernach erscheint es mir angezeigt, in eine kurze Besprechung der bis jetzt erschienenen Sammlung „Moderne erzählende Prosa"[1]) einzutreten.

In einem sehr lesenswerten Vorworte zum ersten Bändchen spricht sich Dr. G. Porger über die Grundsätze aus, welche ihn bei der Herausgabe seiner Sammlung geleitet haben. Seine Anschauungen decken sich vielfach mit denjenigen von Th. Herold in dem obenerwähnten Aufsatze in der „Monatsschrift für höhere Schulen".

Bemerkenswert erscheint mir auch, daß Porger betont, daß seine Ausgabe mustergültiger moderner Erzählungen in idealem Zusammenhange steht zu Lyons Erläuterungsbändchen „Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts". Als Porger im November 1902 seine Sammlung einleitete, konnte er von Lyons Unternehmen nur erst als von einem Plane sprechen. Inzwischen sind 19 Hefte erschienen, von denen zehn moderne Prosawerke behandeln, wie auch Th. Herold rühmend hervorhebt.

Nach eingehender Lektüre der vorliegenden sechs Bändchen bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß Dr. Porger seinen im Vorwort ausgesprochenen Grundsätzen treu geblieben ist, sowohl was die Auswahl, wie auch die Art der Erläuterungen anbetrifft. In der Natur der Sache liegt es, daß nicht alles Gebotene gleichwertig ist, wie ja auch die Edelsteine verschiedenen Wert haben. Aber charakteristisch für ihren Autor sind die ausgewählten Erzählungen alle. In dieser Beziehung erinnert die Sammlung an den vortrefflichen „Deutschen Novellenschatz" von Heyse-Kurz-Laistner, der leider etwas in Vergessenheit geraten zu sein scheint.

---

1) Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Lief. 97, 98, 100, 101, 111, 115.

Den Reigen der Sammlung eröffnet Peter Rosegger mit zwei Erzählungen, „Das Holzknechthaus“ und „Das Felsenbildnis“. Dann folgt Marie von Ebner-Eschenbach mit einer humorvollen Geschichte „Der Muff“ und einer rührenden Hundegeschichte „Die Spitzin“, die unter Tränen lächeln macht. Liliencron steuert eine kraftvolle Geschichte aus dem deutsch-französischen Kriege bei „Der Richtungspunkt“. Ferner sind noch Ernst von Wildenbruch und Hermine Villinger vertreten. So schön die drei gebotenen hochdeutschen Erzählungen der letztgenannten Schriftstellerin auch sind, so wäre eine der kleinen köstlichen, in ihrem heimischen badischen Dialekt geschriebenen Erzählungen vielleicht am Platze gewesen, wie sie auch die „Wiesbadener Volksbücher“ von H. Villinger in Nr. 25 bieten. Das Novellenbuch von H. Villinger „Aus meiner Heimat“ hätte gute Auswahl geboten und von der intimen „Heimatkunst“ dieser begabten Schriftstellerin Zeugnis abgelegt. Überhaupt dürfen wir, besonders auch in der Schule, die Mundarten nicht vernachlässigen, denn „das wirkliche und nationale Leben der Sprache pulsiert in ihren Mundarten“, sagt Professor Lyon mit Recht.[1])

Dieser Anschauung hat denn auch Dr. Porger Rechnung getragen, indem er in dem vierten Bändchen vier vortreffliche im Dialekt geschriebene Erzählungen von Ludwig Anzengruber ausgewählt hat, die ein unverdorbenes jugendliches Gemüt mit Entzücken erfüllen dürften. Dem Humor wird reichlich Rechnung getragen; so wirkt z. B. die Erzählung „Der Schiffbrüchige“ von Hans Hoffmann im fünften Bändchen unwiderstehlich auf die Lachmuskeln.

Aus dem dritten Bändchen hebe ich zwei sogenannte Weihnachtsgeschichten hervor, beide unter dem Titel „Friede auf Erden“ von Karl Söhle und von Adolf Schmitthenner; es sind echte Darstellungen deutschen Gemütslebens in der Weihnachtszeit.

In demselben Bändchen ist auch eine der köstlichsten unter den Perlen deutscher Erzählungskunst enthalten, auch eine Weihnachtsgeschichte, „Vornehme Menschen“ von Hermann Heiberg. Der Adel der Gesinnung bei den Personen dieser Erzählung wird einen gutgesinnten jungen Mann rühren und zur Nacheiferung anspornen.

Denn das muß allerdings betont werden, die meisten der Erzählungen sind nur für die beiden ersten Klassen unserer höheren Schulen geeignet.

Wegen ihres reichen Inhalts mögen noch besonders hervorgehoben werden Band 2 und Band 6. Im zweiten Bändchen steht eine Novelle von Theodor Storm an der Spitze, „Die Söhne des Senators“, ein wahres Juwel deutscher Epik.

1) Ztschr. f. d. d. U. 20. Jahrg., Heft 2, S. 129.

Ist so jemand einmal mit dem gemütvollen Dithmarschen in der Jugend bekannt geworden, so werden ihm Theodor Storms Novellen eine Freude und Trost im ganzen Leben sein. Die bibliographischen Hinweise des Herausgebers orientieren den Wißbegierigen überall gut.

Das erst vor kurzem erschienene sechste Bändchen enthält nur eine Erzählung, „Um ein Ei" von Theodor Hermann Pantenius. Last not least!

Hier wird uns der tragische Konflikt eines deutschen Barons in Kurland mit seinen lettischen Pächtern geschildert, ein Thema, das noch dazu ein aktuelles Interesse hat und das Pantenius, ein geborener Mitauer, der Land und Leute genau kennt, vortrefflich zu behandeln versteht. Einleitung und Kommentar auch dieses Bändchens sind vorzüglich.

So dürfen wir denn der Fortsetzung dieser Bändchen „Moderner erzählender Prosa" mit Spannung und Freude entgegensehen.

Den Fachgenossen aber seien sie zur Verwertung im Unterricht wie auch für die Schülerbibliothek zur Privatlektüre bestens empfohlen.

Sprechzimmer.

1.

Zu Imperfektum „wollen" mit Inf. Perf. Akt.

(Ztschr. 1905, S. 381.)

Der von Rektor Zwerg für das Oldenburgische festgestellte Sprachgebrauch wird sich vermutlich nicht auf „wollen" beschränken, dürfte sich dort vielmehr wohl auch bei den übrigen sogenannten modalen Hilfszeitwörtern finden. Als Unnatur und Geschraubtheit wird er nur erscheinen, wenn man den Maßstab der heutigen Schriftsprache anlegt. In Wirklichkeit ist er uralt-germanisch. In den angeführten Beispielen ist übrigens der Sinn nicht „eigentlich wollte ich euch gestern besuchen", sondern „eigentlich hatte ich besuchen wollen", wobei wollen für das spät entstandene gewollt steht. Imperfekt mit Inf. Perf. kommt dem Plusquamperf. mit Inf. Präs. gleich, eine Ausdrucksweise, die im Englischen noch jetzt die einzig mögliche ist, weil in dieser Sprache die auch im Deutschen ursprünglich fehlenden Formen der Präteritopräsentia nicht unorganisch weitergebildet worden sind, im vorliegenden Falle also das für den Ersatz einer Plusquamperfektform nötige Partizip der Vergangenheit fehlt. Logisch kommen beide Ausdrucksweisen so ziemlich auf dasselbe hinaus. Dafür läßt sich eine Art von mathematischem Beweise liefern — gewiß ein seltener Fall, daß auch einmal die Mathematik auf die Sprachlehre angewendet werden kann. Wie nämlich bei einer richtigen Proportion das Produkt der äußeren gleich dem Produkt der inneren Glieder sein muß (wenn $a : b = c : d$, dann $a \cdot d = b \cdot c$), so ergibt sich auch die Gleichwertigkeit von Inf. Präs. und Plusquamperf. mit Imperf. und Inf. Perf., weil Präs. zu Imperf. sich verhält wie Perf. zu Plusquamperf.

So entspricht deutschem „ich hätte tun können (mögen, sollen, wollen usw.)" englisches „I could (might, should, would) have done". Als Unnatur und Geschraubtheit möchte ich diese Sprach- und Schreibweise auch für das Neuhochdeutsche nicht bezeichnen; ich erinnere mich, ihr wiederholt bei guten neueren Schriftstellern begegnet zu sein, vielleicht auch bei Lessing, obwohl ich augenblicklich keine Belege zur Hand habe. Eine „Ungeheuerlichkeit" aber gar kann sie schon deswegen nicht sein, weil sie in früheren Zeiten (im Mittelhochdeutschen) auch bei uns die übliche, ursprünglich allein mögliche war. Im Nibelungenliede z. B. finde ich bei ganz oberflächlichem Suchen auf einer Seite gleich drei Fälle (in der Aventüre von Siegfrieds Ermordung): ez enkünde daz gedienet nimmer heleden sîn (hätte können gedient werden; die Erscheinung beschränkt sich also nicht auf das Aktiv); man sold mir siben soume wîn unt lûtertranc habn her gefüeret (hätte herführen sollen): dô des niht mohte sîn, dô solde man uns nâher hân gesidelt an den Rîn (hätte sollen siedeln).

Cöthen. Prof. Dr. **Feyerabend.**

2.

Egalgleich. (Zu Ztschr. XIX, S. 63.)

Die Redensart „Das ist mir egalgleich" ist in Bayern, wie mir aus Memmingen mitgeteilt wird, kaum heimisch. Es kommt aber in Franken vor, wo es von Studenten gebraucht wird, die es als ēgalgleich sprechen, vielleicht ein Zeichen nordischer Herkunft. Auch das a. a. O. behandelte „mit avec du feu" kommt in Bayern selten vor, dagegen ist unter Gebildeten und auch im Bürgertum die Redensart allgemein verbreitet: „Gehst du mit avec (sc. la femme)?" Auch hier will das Volk durch die Verdoppelung dem Wort ein größeres Gewicht geben.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

3.

Das Wort „Mönch" (frz. moine) in der Bedeutung „Wärmflasche", „Bettwärmer".

Beim Lesen eines Witzes (nouvelle à la main) im „Figaro" vom 21. Dezember 1903 aus der Zeit, wo der Ministerpräsident in seinen Reden besonders gegen die Geistlichkeit eiferte:

> M. Combes, en se couchant, a failli s'évanouir de saisissement. Son valet de chambre, en raison du froid, avait, sans le prévenir, glissé un *moine* dans son lit!

erinnerte ich mich vor langen Jahren als Junge in den „Fliegenden Blättern" eine humoristische Erzählung gelesen zu haben, die sich ebenfalls auf der doppelten Bedeutung von „Mönch" als Geistlicher und Wärmflasche aufbaut. Die „Mönch und Kapuziner" überschriebene Erzählung steht in der Tat in den Nummern vom 26. April und 3. Mai 1873. Einleitend wird bemerkt, daß es in einer Gegend Süddeutschlands gebräuchlich ist, die Wärmpfanne mit dem Namen „Mönch" zu bezeichnen. Den weiteren Inhalt kann sich jeder leicht denken. Der Mönch, der Kapuziner, wandert als Wärmpfanne zunächst

in das Bett des Grafen, sodann in das Bett des Barons, um endlich, nachdem ihm zuvor etwas frisches Wasser aufgegossen ist, in dem Bette der Frau Gräfin zu landen, bis schließlich nach komischen Verwickelungen und Auseinandersetzungen die ganze Geschichte herauskommt.

In den mir augenblicklich zur Verfügung stehenden lexikalischen Werken von Brockhaus und Heyne finde ich die Bedeutung nicht angegeben. Einen zweiten Witz des „Figaro" vom 10. März 1904 aus der späteren Zeit der Verhandlungen über die Aufhebung der Mönchsschulen und ihren Ersatz durch Staatsanstalten will ich noch mitteilen: M. Ferdinand Buisson, saisi par le froid au moment de se coucher, à son valet de chambre: Vous mettrez un *moine* dans mon lit . . . un seul! . . .

Markoldendorf-Wilhelmshaven. Dr. **H. Andrae.**

4.

Abladen — löschen.

In Grimms großem „Deutschen Wörterbuch" ist das Zeitwort „abladen" so erklärt: abladen d. i. exonerare plaustrum (einen Wagen entlasten), nnl. (neuniederländisch) afladen, herunter laden; das Holz, die Steine, die Fracht von dem Wagen, von dem Schiffe abladen. Für die zuerst angeführte Bedeutung: abladen = von dem Wagen laden tritt auch Moritz Heyne in seinem „Deutschen Wörterbuch" ein; denn es heißt ganz richtig bei ihm: abladen d. i. ladend entfernen oder erleichtern, Güter vom Wagen laden. Nicht aber findet sich bei Heyne die Bedeutung für abladen: von dem Schiffe abladen. Und in der Tat abladen = „vom Schiffe abladen" ist trotz der Erklärung bei Grimm ungewöhnlich. Für diese Bedeutung gebraucht man das Wort „löschen". Löschen ist nach Kluges „Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache" ein Schiffsterminus; es bedeutet Waren — aus dem Schiffe — ausladen; es ist ein neuhochdeutsches Lehnwort aus dem gleichbedeutenden ndd., ndl. lossen; dän. losse, schwed. lossa. „Abladen" aber heißt nichts anderes, als Waren vom Wagen **auf** das Schiff oder auf den Kai bringen; und nach Brockhaus' großem Konversationslexikon ist ein Ablader diejenige Person im Seerecht, welche dem Schiffer die Ladung zum Zwecke des Transports übergibt.

Auch bildlich wird das Wort abladen gebraucht, so in den Verbindungen: den Kummer, den Schmerz, seine Wünsche abladen.

Langenberg (Rhld.). Dr. **Robert Bertin.**

5.

Zu L. Holberg und Chr. Günther.

In Holbergs politischem Kannengießer (II. Akt 1. Sz.) streiten sich die Mitglieder des Collegium politicum darum, wo Paris liege. Hermann von Bremen verlangt eine Landkarte und zeigt dem Torschreiber Siebert: Hier liegt Deutschland. Siebert: Das ist schon recht, ich sehe es am Donaustrom, der hier fließt. (Indem er auf die Donau weist, stößt er mit dem Ellbogen den Krug um, so daß das Bier über die Karte fließt.) Der Wirt: Der Donaustrom fließt etwas zu stark! (alle lachen). — Zu dieser Stelle bemerkt R. Prutz in seinem Buche Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften (Stuttgart

und Augsburg 1857), S. 295: Welchem Leser fällt hierbei nicht die Stelle aus des unglücklichen Günther Ode „Auf den zwischen Ihro Röm. Kayserl. Majestät und der Pforte geschlossenen Frieden" ein:

Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr,
Und horcht, wie Nachbar Hanns erzähle;
Hanns ißt und schneidet doppelt vor,
Und schmiert sich dann und wann die Kehle:
Da, spricht er, Schwäger! seht nur her,
Als wenn nun dies die Donau wär,
(Hier macht' er einen Strich von Biere,)...

Sieht man genauer zu, so beschränkt sich die Ähnlichkeit auf die beiden Wörter 'Donau' und 'Bier', alles andere ist verschieden gewendet. Von einer Nachahmung des Güntherschen Gedichtes, worauf Prutzens Worte, wenn er es auch nicht ausdrücklich sagt, hinführen, kann demnach keine Rede sein. Wohl aber läßt sich das Vorbild Günthers noch feststellen: es ist die erste Heroide Ovids, in der Penelope von V. 25 an die von Troja heimkehrenden Griechen schildert. V. 31 ff. heißt es:

Atque aliquis posita monstrat fera proelia mensa
pingit et exiguo Pergama tota mero:
Hac ibat Simois, haec est Sigeia tellus,
hic steterat Priami regia celsa senis.

Stettin. **G. Knaack.**

6.

Einen Pflock zurückstecken,

d. h. weniger Ansprüche machen, nachsichtiger beurteilen, ist eine Redensart, über deren Herkunft man sich nicht ganz klar und einig ist. Borchardt-Wustmann (2. Aufl. S. 372) sagt 'an dem Pflocke ist die Schnur befestigt zu denken, die die zu erreichende Linie bedeutet', er denkt also wohl an ein Turngerät. In der Ztschr. d. Allg. D. Sprachvereins 1905 Nr. 10 Sp. 332 heißt es 'wir möchten an die Pflöcke eines aufzuschlagenden Zeltes denken'. Lexer im Deutschen Wörterbuche sagt, der Ausdruck sei wohl hergenommen von dem Pflugkeil, Stellpflocke des Pfluges. Das letztere ist richtig, aber wer kann sich daraus eine Vorstellung von der Sache machen?

Zunächst heißt der ganze Ausdruck 'den Pflock (um) ein Loch zurückstecken'. (Zu der Verkürzung vgl. 'einen über die Klinge springen lassen' für 'einem den Kopf über die Klinge springen lassen' B.-W.[2] S. 271.) Vom hintern Teil des Pfluges erstreckt sich als verbindender Teil der sogenannte Grindel (Gringel, Pflugbaum oder -Balken) nach dem zweirädrigen Vordergestell und ruht hier frei in einer eisernen Gabel. Im Pflugbaum sind etwa 5—7 Löcher angebracht, in die ein eiserner Pflock gesteckt werden kann, der mit zwei Ketten an dem Vordergestell befestigt ist. Wird nun der Pflock mit Kette weiter nach vorn gesteckt und so der Pflug mehr auseinandergezogen, so wird die Furche tiefer, und das Getreide kann infolgedessen auch tiefere Wurzeln schlagen. Wird dagegen der Pflock zurück, mehr nach dem Pflüger zu, gesteckt und so der Pflug zusammengezogen, so gibt das eine weniger tiefe Furche.

Diese wird nötig, wo die Tiefe des fruchtbaren Ackerlandes gering ist und bald Sand oder Lehm erscheint. An einen solchen Boden kann man nur geringe Ansprüche stellen, muß also flacher pflügen, was eben durch Zurückstecken des Pflockes erzielt wird.

Hamburg. Dr. **Oskar Hauschild.**

7.

Zu Ztschr. XVIII, 604 und XX, 197.

Die Stelle im „Uriel Acosta"

Auch Judith,
Manasses Tochter, die Prophetin Baals,
Die meinem Fluch die Spitze biegen wollte,
Bat oft um Einlaß —

lautet so — also mit „die Spitze biegen" und nicht „die Spitze bieten" — auch in der ersten Auflage, wie mir jetzt mitgeteilt worden ist. Es liegt demnach kein Druckfehler vor, denn Gutzkow, der sehr peinlich war, hat die Druckberichtigung selbst besorgt, und, wenn er wirklich nicht „biegen" hätte sagen wollen, es aber in der ersten Ausgabe doch versehentlich hätte stehen lassen, so würde er doch bei späteren Auflagen, die stets neu gesetzt wurden, den Druckfehler einmal haben entdecken müssen. „Dem Fluche die Spitze biegen", heißt also: den Fluch abschwächen, ihm die Spitze abbiegen, die Spitze, die Schärfe nehmen. (S. auch mein Büchlein „Was mancher nicht weiß" [Jena 1905] S. 127.) An „Verderbnis des Textes" ist daher kaum mehr zu denken. — Ob Gutzkow aber nun etwa ans „Paroli biegen" gedacht hat, wie Hofmann jetzt meint? Wer mag das entscheiden? Ganz fern liegen sich die beiden Wendungen ja nicht, und doch war ich nicht darauf verfallen, daran zu denken, als ich sie in meinen Plaudereien gleichfalls, aber nur ganz äußerlich, nebeneinander stellte.

Bonn. Dr. **Wülfing.**

8.

Zu einigen Stellen aus Goethe.

Mit der Stelle „Werther" 2. Buch 9. Mai — wo wir Knaben uns übten, die meisten Sprünge der flachen Steine im Wasser hervorzubringen — ist das in Hannover und angrenzenden Gebieten unter dem Namen „Jungfernschießen", „Jungfernschmeißen" bekannte beliebte Kinderspiel gemeint. Weiter nach Norden, so in der Bremer Gegend, heißt das Spiel „Butterbrotwerfen", „Botterbrodsmeten". Es kommt dabei auf die meisten Sprünge, Ringe an; jeder Sprung wird mit einem Ausruf begleitet; bei fünf z. B.: — ei — bei — bot — ter — brod —. In Frankreich kennen die Kinder das Spiel z. B. unter dem Namen „Père et Mère". Die Ausrufe sind hier: Père — père et mère — père et mère et un enfant — père et mère et deux enfants usw.

Einer anderen beobachteten Kindersitte erwähnt der Dichter in seinen Aufsätzen „Deutsche Literatur" ... Knaben, an der Straße spielend, hämisch laut ausriefen und schrien, es sitze jemand hinten auf (auf dem Wagen nämlich).

Hier im Einbeckschen wird in dergleichen Fällen gerufen: „Sitt wär hin'en uppe!“ Anderswo singen die Kinder einen Reim, wie

Hat 'ne lange Fahne,
Hängt ener hinten drane!

Der Sitte gedenken noch Eichendorff in der Novelle „Die Glücksritter“ und Dickens im „David Copperfield“.

Sehr viele Scherze der Jugend, sagt Goethe in „Wahrheit und Dichtung“, beruhen auf einem Wettstreit solcher Ertragungen (körperlicher Leiden): z. B. wenn man mit zwei Fingern sich wechselsweise bis zur Betäubung der Glieder schlägt. Dieser Scherz des „Fingerklopfens“ wird heute noch gern von der Jugend ausgeübt; wer es vor Schmerz nicht mehr aushalten kann, geht weg und hat verloren.

Blau und Grün aber, heißt es in der „Farbenlehre“, hat immer etwas Gemeinwiderliches; deßwegen unsere guten Vorfahren jene Zusammenstellung auch Narrenfarbe genannt haben. Ich erinnere dabei an den Reim:

Blau und grün ist Narrentracht,
Wer das trägt wird ausgelacht.

Heutzutage ist es bekanntlich Modefarbe.

Die Noten und Abhandlungen zum „West-östlichen Divan“ liefern einen kleinen Beitrag zum „Buchorakel“. Der Dichter war früher mit Personen genau bekannt, die sich bei der Bibel, dem Schatzkästlein und ähnlichen Erbauungswerken zutraulich Rat holten, indem sie zwischen die Blätter eine Nadel versenkten und die dadurch bezeichnete Stelle beim Aufschlagen gläubig beachteten. Nach den „Annalen“ 1794 sendet man dem Dichter Schatzkästchen zum Aufbewahren. Zu diesen Personen nun gehörte auch Goethes Mutter, die, wie wir aus „Wahrheit und Dichtung“ wissen, ihr Schatzkästlein auf diese Weise befragte. Die Orakelsitte ist weit verbreitet, im Orient wie im Westen; auf die orientalische spielt Goethe im „Buch der Sprüche“ an. Namentlich bei der Namengebung spielen Kalender und Bibel eine große Rolle; so soll in einer russischen Geschichte Gogols „Der Mantel“ der Kalender Rat erteilen, während in einer englischen, „I saw three ships“ (1892), man sich der Bibel in dieser interessanten Weise bedient: . . . I'll tell 'ee. You see when Zeb was born, an' the time runnin' on for his christ'nin', Rachel an' me puzzled for days what to call em. At last I said, 'Look 'ere, I tell 'ee what: *you shut your eyes an' open the Bible, anyhow, an' I'll shut mine an' take a dive wi' my finger, an' we'll call em by the nearest name I hits on'* . . . So we did . . . Ebenso zieht in der Geschichte „Cunning Murrell“ von Arthur Morrison der Goldmacher bei seinem Werke die Bibel zu Rate: He reached a *Bible* from a shelf, *plunged his finger between the leaves at random, stared at the text next the finger,* and tried again.

Markoldendorf-Wilhelmshaven. Dr. **A. Andrae.**

Bücherbesprechungen.

Heinrich Zschokke von Max Schneiderreit. Berlin, Ernst Hofmann u. Co., 1904. 267 S. Aus den „Lebensphilosophien in gemeinverständlicher Darstellung“.

Die Lyrik des Andreas Gryphius. Studien und Materialien. Von Victor Manheimer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. 386 S. Pr. 8 M.

Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. Von Alois Raimund Hein. 691 S. Prag 1904, im Selbstverlage des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. J. G. Calvesche k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung (Josef Koch) — Kommissionsverlag.

Die erste der genannten Schriften erfuhr eine sehr abfällige Beurteilung in Nr. 35 des Literarischen Zentralblattes vom vorigen Jahre, und zwar deshalb, weil das Wissenswerte aus Zschokkes Werken schon bekannt sei, sodann deshalb, weil die Quellennachweise fehlen. Was den letzteren Punkt betrifft, so muß man dem Beurteiler recht geben vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus; allein es ist doch mindestens fraglich, ob der Verfasser der Lebensphilosophien in gemeinverständlicher Darstellung lediglich Männer der Wissenschaft bei dieser Schrift im Auge gehabt hat, ebenso wie bei der über Claudius. Der an erster Stelle aber aufgestellte Gesichtspunkt ist ganz hinfällig. Zschokke hat sehr viel geschrieben, und man kann heutzutage in unserer raschlebigen Zeit nur einen geringen Teil seiner Werke vollständig lesen. Aber ein Mann, der durch seine „Stunden der Andacht“, durch seine Novellen, seine Geschichtswerke wie auch als Politiker und Journalist lange Zeit so anregend in gutem Sinne gewirkt hat, verdient nicht der Vergessenheit anheimzufallen; er verdient vielmehr der Zurücksetzung, in die er unverdientermaßen verfallen, entrissen zu werden. Dies hat Schneiderreit getan und schon darum ist seine Leistung anzuerkennen. Er gibt nach einem Vorwort zunächst einen Lebensabriß seines Helden, sodann einen klar gehaltenen ausführlichen Überblick über dessen Welt- und Lebensanschauung. Aus der reichen Inhaltsübersicht, die in neun Gruppen gefaßt ist, heben wir nur hervor: Natur und Welt, Mensch und Menschenleben, das Heilige, das wiederum in zwei Teile zerfällt A die Moral, B Religion, Vaterland, Staat, politische und soziale Ansichten. Alles das wird nicht etwa in zusammenhangslosem Abriß, etwa in der mehrfach beliebten, bequemen Form von „Lichtstrahlen“ gegeben, sondern in einer wohlgeordneten zusammenhängenden Weise, so daß man von Zschokkes Bedeutung als Schriftsteller einen vollen Eindruck gewinnt. Eine Schlußbetrachtung gibt sodann einen interessanten Vergleich der Weltanschauung Zschokkes und des Wandsbecker Boten.

Weniger abfällig als das eben besprochene ist das an zweiter Stelle genannte Werk von Manheimer im Literar. Zentralbl. Nr. 43 desselben Jahrgangs besprochen. Ihm ist vorgeworfen worden, es sei überflüssig, da der Verfasser eine wissenschaftliche Ausgabe der Dichtungen des schlesischen Sängers

veranstalten wolle, die die veraltete von Palm ersetzen solle. Neben diesem Tadel wird ihm aber doch das Lob philologischer Strenge und Genauigkeit gezollt. Nun erscheinen aber solche Ausgaben nicht immer so rasch als manche der Herren Kritiker sich dies zu denken scheinen. Oft sind Vorläufer, Prolegomena usf. nötig, ehe alles im Geschicke ist. Als ein solcher Vorläufer ist diese Schrift Manheimers zu betrachten, nämlich für eine künftige Biographie des Andreas Gryphius wie auch für eine Ausgabe von dessen lyrischen Dichtungen. Höchst anziehend und allgemein lesenswert ist die Einleitung S. XI—XVII, in der Manheimer für eine gute Literaturgeschichte Schlesiens Stimmung macht, da es doch eine schweizerische, österreichische, elsässische, böhmische gäbe; hierauf wirft er interessante Streiflichter auf die literarischen Zustände Schlesiens im 17. Jahrhundert, aus denen Gryphius herauswuchs, sodann schildert er dessen Einfluß auf die Folgezeit, sogar auf die Romantiker: Tieck, Brentano und Arnim. Leider ist diese Einleitung durch unnötige Fremdwörter vielfach entstellt. So S. XV steht Indolenz für Gleichgültigkeit, Sorglosigkeit. Von der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege sagt Manheimer: wieviel an Tradition und Kontinuität ging damals verloren statt: an zusammenhängender Überlieferung. Sein (des Gryphius) düsteres Temperament brauchte heitere Aspekte statt: Ausblicke. Denn wer mit seiner Epoche zerfallen ist, statt: Zeit. Auch auf der nächsten Seite finden sich solche ganz entbehrliche Fremdlinge unserer Muttersprache. Hier ist von des Dichters Versatilität statt: Unruhe, Unbeständigkeit die Rede. Das Egozentrische seiner Dichtungen statt das Hervorkehren seines Ichs in den Dichtungen stellt ihn oft nahe neben Gestalten der Romantik, deren pessimistischer Grundzug schließlich in Byron und Schopenhauer geradezu zur Dominante wurde, statt: zum herrschenden Gedanken.

Das Werk selbst zerfällt in zwei Hauptteile, von denen Teil 1 Studien, Teil 2 Material, meist textkritisches enthält. Der erste Hauptteil zerfällt wieder in drei Kapitel, deren erstes von der Metrik handelt S. 1—56. In diesem Abschnitt bleibt Manheimer nicht etwa bei Einzeluntersuchungen stehen, in ihnen stecken, sondern er erhebt sich zu Charakteristiken von allgemeinem Interesse. Folgende Sätze mögen das belegen: „Von welcher Seite man Gryphius historisch zu fassen sucht, das Gefühl seiner Zwiespältigkeit ist überall das erste und letzte. Zwiespältig seine Sprache. Kühn bildet er neue Worte und liebt zugleich die guten alten, längst gestorbenen. — Zwiespältig ist Gryphius auch auf metrischem Gebiet. Konservativ, wenn er an der Betonung festhält, wie er sie sich einmal klar gemacht hat. Zu Experimenten geneigt, wenn er das scheinbar starre Sonettschema immer von neuem variiert. Die häßlichsten Wortverkürzungen kann er nicht vermeiden, und zugleich berauscht er sich doch an der Klangschönheit seiner Verse. Korrekt und eigensinnig, sorgsam und gleichgültig, feinhörig und stumpf, geschickt und schwerflüssig, meisterlich und schülerhaft; so baut er seine Verse." — Welcher Text ist nun den Untersuchungen dieses Werkes zugrunde gelegt? Zunächst findet man hierüber keine Angabe. Ich komme weiter unten hierauf zurück. Als eine hier hauptsächlich in Betracht kommende Aus-

gabe wird die mit E, zwei Jahre vor des Dichters Tode erschienene bezeichnet. „Zur Textgeschichte der Gryphiusschen Gedichte" ist das zweite Kapitel betitelt S. 57—107, worin die verschiedenen Änderungen des Textes durch den Dichter selbst besprochen werden, und zwar nach den vier Gesichtspunkten: Welches Licht werfen diese Korrekturen auf Gryphius' inneres Werden (= Entwickelung), welches Licht auf sein inneres Sein (= Charakter)? Inwiefern bedeuten sie etwas für Sprache und Stil des 17. Jahrhunderts, inwiefern für Sprache und Stil der Poesie überhaupt? Das bei weitem umfangreichste und anregendste Kapitel ist das dritte: Beiträge zur Entwickelung in der Lyrik des Gryphius. Hier wird über des Dichters Verhältnis zu Martin Opitz, Hermann Schottelius, Logau, seine Beziehungen zum Elsässer Balde, den Manheimer entschieden höher stellt als Vogt in seiner Deutschen Literaturgeschichte (Leipzig, Bibliogr. Institut) S. 355, gehandelt. Wie in den übrigen Kapiteln sucht auch hier der Verfasser vom Besonderen zum Allgemeinen emporzusteigen, namentlich tut er dies in den Abschnitten: Weltanschauung, Religiöse Lyrik, Drei Epochen in der Lyrik des Gryphius S. 191—203. Hingegen bringt der zweite Teil nur Einzeluntersuchungen, Rohmaterial für eine künftige Biographie und Ausgabe der lyrischen Gedichte; letzteres unter dem Namen: Neudruck des Lissaer Sonettenbuchs von 1637 (N). Das dritte und letzte Kapitel des zweiten Teiles enthält Berichtigungen und Nachträge zur Palmschen Ausgabe der Lyrischen Gedichte des Gryphius, die volle 70 Seiten umfassen. Ein wertvolles Namenregister zum Gesamtwerke, wie ein Verzeichnis der Abkürzungen schließt das Ganze ab, das wir nach alledem nicht als „überflüssig", wie der Rezensent im Literarischen Zentralblatt, sondern als notwendige Vorarbeit zu einem größeren Werke zu betrachten haben. Noch eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken. Der Verfasser möchte das eben genannte Verzeichnis der Abkürzungen von ihm benutzter Werke, insbesondere der Ausgaben der Werke des Dichters an den Anfang des Werkes, nicht an das Ende setzen, beziehentlich in die Mitte (S. 254), damit dem Leser unnötiges Suchen erspart wird.

Wenn die zuletzt besprochene Arbeit zumeist den strengen Ernst der Wissenschaft offenbart, „den keine Mühe bleichet", so schwebt in dem Heinschen Werk über Stifter ein Bild, und zwar ein erhebendes „vor dem entzückten Blick", um mit Schiller zu reden oder, um einen Ausdruck Lessings über Shakespeares Romeo und Julia anzuwenden: die Liebe, hier die Liebe zu einem seelenverwandten Dichter, hat selber zu schreiben geholfen. Und in der Tat verdient der Dichter des „Hochwalds" und der „Bunten Steine" eine so eingehende, liebevolle Würdigung wie sie ihm hier zuteil geworden ist. Stifters „Studien" und seine „Bunten Steine" werden nie veralten, wenn sie auch zeitweilig in den Hintergrund treten können, oder gar vergessen werden, solange sich noch Menschen von der modernen Unrast und dem Kampf ums Dasein nach dem stillen Frieden einer unentweihten Natur und eines edlen Herzens zurücksehnen. — Mehr als 30 Jahre, also ein Menschenalter, hat der Verfasser nicht nur alles gesammelt, was von Stifter erhalten ist in bisher ungedruckten Handschriften und Briefen,

nicht nur hat er seinen Lebensgang bis ins einzelne getreu verfolgt, all die Personen, die dem Dichter auf seinem Lebensgange begegnet, geschildert, ohne je ins Kleinliche zu verfallen, nein auch die ganze Literatur über Stifter ist aufs sorgfältigste gesammelt. Das Verzeichnis hiervon füllt 14 ganze Seiten. Sogar die Akten aus der Kultusministerialkanzlei in Wien hat Hein eingesehen, um von des Dichters Wirksamkeit als Oberschulrat in Linz ein Bild zu gewinnen. Doch durch all das Gesagte ist das Verdienst Heins, uns den Dichter und Menschen Stifter näher gebracht zu haben, noch keineswegs erschöpfend gekennzeichnet. Besondere Anerkennung schuldet man noch Hein, der nicht bloß Schriftsteller, sondern auch Maler ist, dafür, daß er eine bedeutende Menge Bilder solcher Gegenden, in denen Stifter geweilt, selbst gezeichnet oder radiert hat, daß Hein ferner durch eine Fülle von Textillustrationen nach Photographien, unter denen auch Stifters Delphinschreibtisch und sein Lieblingshund Puzi nicht vergessen ist, wie durch wohlgelungene Nachbildungen von Ölbildern des Dichters selbst diesen auch als bildenden Künstler dargestellt hat. Mit Recht sagt Hein im Vorwort seines Werkes S. VII: „Die Art, wie sich Stifters Malernatur in den poetischen Werken seiner Feder sympathisch auslebt und der Umstand, daß uns aus seinen schriftstellerischen Arbeiten überall das scharf beobachtende Auge des bildenden Künstlers entgegenblickt, machen die Gemälde seiner Hand in doppeltem Sinne wertvoll." Ich kann mich bei der Fülle des hier vorliegenden Stoffes nur auf eine dürftige Inhaltsangabe mit einigen wenigen Proben aus dem so fesselnden und inhaltreichen Buche beschränken.

Der erste Abschnitt: Kindheit und Jugend 1805—1826 reicht von S. 1—43. Hier hebe ich als besonders wertvoll den kurzen Bericht über des Dichters Großmutter hervor, von der er die Lust zu fabulieren geerbt hat, ferner über Stifters unvollendete Selbstbiographie und des Dichters Bericht über den Aufenthalt in der Klosterschule zu Kremsmünster in Oberösterreich. Hier warf sich der junge Stifter nicht nur mit Eifer auf alle Wissenschaften, machte auch die ersten Malversuche, sondern der Aufenthalt in der Ebene am Fuße der Alpen zeitigte auch den Dichtertrieb in ihm. Er berichtet hierüber: „In Kremsmünster, das in einer der wundervollsten Gegenden dieser Erde liegt, lernte ich die Alpen kennen, die ein paar Meilen davon im Süden sind. Ich ging von dort sehr oft in das Hochgebirge (wie später auch von Wien). In den letzten zwei Jahren war meine Wohnung in Kremsmünster so, daß, wenn ich morgens die Augen öffnete, die ganze Alpenkette in mein Bett hereinschimmerte. Wie viele heimliche Gedichte machte ich damals, wenn ich abends allein auf irgendeiner Höhe unter Obstbäumen saß und der unendlich zarte Rosenschimmer über die Berge floß!" Meint man nicht hier schon den Dichter des „Hochwalds" mit seinen fein abgetönten Naturschilderungen herauszuhören? Hier hat Stifter eines seiner frühesten Werke: „Das Heidedorf" angefangen, das aber erst im Jahre 1840 veröffentlicht wurde. Das nonum prematur in annum ist also hier ungefähr verdoppelt. — Der zweite Teil: Sturm und Drang reicht von S. 45—104 und umfaßt die Jahre 1826—1840. Hein berichtet uns, wie

Shakespeare, dessen Dramen sich Stifter nach und nach von sauer erworbenem Stundengeld aneignete, und Jean Pauls Schriften auf den künftigen Dichter eine große Anziehungskraft ausübten. Diesen übertraf aber Stifter, wie auch die Romantiker, durch die Wahrheit und Klarheit der Schilderungen.[1]) Besonders eingehend ist in diesem Teile die erste, leider unglückliche Liebe Stifters zu Fanny Greipl aus Kirchberg im Böhmerwalde geschildert und das Verhältnis zu seiner späteren Gattin: Amalie Mohaupt, wie auch die Begründung des eigenen Hausstandes unter schweren Sorgen ums tägliche Brot. Mit gewohnter Sorgfalt hat Hein alle nur irgend zu erlangenden Briefe und Berichte zur Klarstellung dieser Verhältnisse gesammelt und zu einem lebensvollen Bilde des Dichters verarbeitet. Hein hat sich auch nicht gescheut, die Unklarheit und das Schwanken seines Helden zwischen der alten und neuen Liebe hervorzuheben.

Wenn der 2. Abschnitt seines Lebens dornen- und sorgenvoll genannt werden muß, so war der 3., im Buche überschrieben: Malerei und Dichtkunst 1840—1845, S. 105—181, desto lichter und freundlicher. In jener Zeit knüpft sich das Freundschaftsverhältnis mit seinem Verleger Gustav Heckenast an, das bis zum Lebensende des Dichters auf beiden Seiten mit rührender Treue gehalten wurde. Stifters Schaffensfreude steigerte sich mächtig. So entstanden (vgl. S. 110 f.) in drei Jahren zehn seiner herrlichsten, bedeutungsvollsten Schöpfungen, nämlich Kondor, Heidedorf 1840, Feldblumen 1841, Aus der Mappe meines Urgroßvaters 1841 und 1842, Hochwald ebenfalls 1842, Narrenburg, Bergmilch, Abdias, Der späte Pfennig, Brigitta 1843. In der nun folgenden Charakteristik der fünf Erzählungen: Kondor, Feldblumen, Heidedorf, Hochwald, Narrenburg läßt der Herausgeber den Dichter möglichst selbst reden, zugleich aber erfaßt er die Ideen des Dichters tief und selbständig. Im „Kondor" muß das hochbegabte, von schrankenloser Ichsucht erfüllte Mädchen durch die Unzulänglichkeit des eigenen Wesens zu beschämender, reuevoller Erkenntnis geführt werden, durch die Angela der „Feldblumen" aber wird gezeigt, daß der höchste Beruf des Weibes, „die Bildung des künftigen Mutterherzens", durch wissenschaftliche Vertiefung weit eher gefördert als gefährdet werden kann, und daß die vollendete ideale „Häuslichkeit" die Pflege der geistigen Güter nicht nur gestattet, sondern voraussetzt. Wir erfahren, daß in jenen Jahren der Dichter mit Erziehungsfragen und besonders mit der Frage der Mädchenerziehung sich viel beschäftigte und hierüber brieflich und mündlich mit seinen Freunden sich auseinandersetzte. Hein vergleicht die von Stifter hier angeregten Ideen mit denen von John Stuart Mill in The subjection of women; man könnte auch Molières Les femmes savantes zum Vergleich heranziehen; freilich haben sie eine den Ideen Stifters gerade entgegengesetzte Richtung. Wir müssen es uns leider versagen über die Behandlung der noch übrigen drei Stücke aus den „Studien", die in diesen Abschnitt des Werkes gehören, Mitteilungen zu machen; namentlich das über Stifters vollendetste

---

1) Vgl. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts IV[5] S. 383 f.

Dichtung: Der Hochwald, Gesagte ist als eine Perle feinsinnigen Erfassens des Dichtergeistes zu bezeichnen.

Einen neuen wichtigen Teil von des Dichters Leben und Schaffen bildet Abschnitt IV: Von Erfolg zu Erfolg 1845—1853, S. 183—293. Außer über die Fortsetzung der Studien berichtet Hein über Stifters Ernennung zum Inspektor der oberösterreichischen Volksschulen: „Seine Freude über die Erlangung des so sehnsüchtig erwarteten Dekretes war unermeßlich. Frei von den drückenden Sorgen um die unaufschiebbaren Bedürfnisse des Haushaltes gedachte er sich in dem ihm zugewiesenen Amtsbereiche mit voller Tatkraft der Verwirklichung seiner menschenfreundlichen Ideen zu widmen, wobei ihm nebstbei[1]) die verlockende Aussicht winkte, die, wie er annahm, nicht allzu spärlich bemessenen Feierstunden den Musen widmen zu können." Doch bald wird ihm, dem Dichter, das Amt die drückendste Fessel. „Was muß ich jetzt tun?, so seufzt er, dort trinkt ein Schulmeister Branntwein, hier zerfällt ein Schulgehilfe mit der Pfarrersköchin, dort wollen die Bauern die Sammlung nicht geben — — usw., usw., und ich muß diese Dinge bearbeiten." Zu diesen Nöten kam noch als schlimmeres Übel, daß, wie er in einem Briefe an Heckenast bekennt, er klar Wahres verleugnen, dem Gegenteil sich schweigend fügen und es fördern mußte.

Abschnitt V, der die Jahre 1853—1858 umfaßt, wird von Hein überschrieben: Auf der Höhe S. 295—411. Man ist gewohnt, die „Bunten Steine", die in diese Jahre fallen, hinter die Studien zu setzen. Heckenast ist mit dieser Ansicht nicht einverstanden. Nicht allein in bezug auf Naturschilderung[2]), sondern auch hinsichtlich der Charakterschilderung stehen die genannten Erzählungen sehr hoch, ja höher; ein so selbstloser, edler Charakter wie der Pfarrer in der Erzählung: Kalkstein, dürfte wenig seinesgleichen in der Literatur finden. Vielleicht hat der Dichter seinen Lehrer P. Placidus Hall, Lehrer an der Lateinschule zu Kremsmünster, hier gezeichnet. — In dankenswerter Weise erfährt der dreibändige Roman: Der Nachsommer eine so ausführliche Besprechung, wie er sie vielleicht nie wieder finden wird. Dabei ist Hein, wie wir das schon bei anderen Gelegenheiten gesehen haben, keineswegs blind gegen die schriftstellerischen Mängel seines Helden, wie dieses 1400 Druckseiten umfassenden Romans, auf den sich der in ewigen Geldnöten schwebende Dichter von seinem Verleger mehrfach Vorschuß geben lassen mußte. „Tatsächlich ist diese Dichtung kein Unterhaltungsbuch, sie ist ein Buch der Erbauung. Sie muß also auch mit jener Ruhe und Sammlung gelesen werden, welche die wahrhafte und gründliche Vertiefung in ein Erbauungsbuch zur Voraussetzung hat. Eilfertige, zerstreute, an starke Mittel gewöhnte und dieselben fordernde Leser werden nicht leicht geneigt sein, den langen und manchmal auch beschwer-

---

1) Solche speziell österreichische Wendungen und Ausdrücke finden sich mehrfach in dem Werke. Außer nebstbei für: nebenbei, allbereits für: bereits, nur mehr für: nur noch, über Antrag statt: auf Antrag, zum Staatsdienst besaß er nicht die geringste Eignung statt: eignete er sich durchaus nicht.

2) Vgl. S. 315 des Buches die echt künstlerische Schilderung eines Gewitters.

lichen Weg mitzuwandern, zu dessen Versüßung der Dichter in schroffer Absichtlichkeit nicht das mindeste beiträgt." Höchst humoristisch wirkt folgendes Urteil Heins: „Auch das seiner Natur nach derbe Wesen der Landwirtschaft zeigt uns, so oft seiner gedacht wird, immer nur die anmutige, behaglich verklärte Seite. — Sollte das Dorfkind in der vieljährigen Schreibtischarbeit wirklich vergessen haben, daß der Ackerbau nicht mit dem Samentuch des Säemanns und dem blumengeschmückten Erntewagen allein abgetan ist, und daß dazu auch der Pflug und die Egge, der Misthaufen und das Jauchefaß gehören?" (S. 400). Und weiter sagt Hein: „Der Nachsommer ist eine durchaus aristokratische Dichtung, von welcher unerbittlich ausgeschlossen bleibt, wer nicht wohlhabend und unabhängig bleibt und wer nicht zum Orden der Ritter vom Geiste gehört". Der arme Dichter träumte von einem Nachsommer, wo er für den Rest seines Lebens mit edlen Geistern zusammenzuleben und zusammenzuwirken gedachte. Aber das harte Schicksal hat es ihm niemals gegönnt, daß seine Blütenträume reiften.

Es folgt Abschnitt VI (1858—1868). Er wird sehr bezeichnend eröffnet mit den Worten Grillparzers: Will meine Zeit mich bestreiten, Ich laß es ruhig geschehn; Ich komme aus anderen Zeiten Und hoffe, in andre zu gehn. Fast dieser ganze Abschnitt enthält die Leidensgeschichte des Dichters. Den Tod seiner Mutter, lieber Freunde, vor allem den Selbstmord seiner Pflegetochter: Juliane Mohaupt, an deren Erziehung der Dichter alle Sorgfalt und Liebe gewandt hatte; seine Gattin brachte seinem Genius, wenn sie ihm auch in den Tagen des Leides und der Krankheit treu zur Seite stand, nur sehr geringes Verständnis entgegen. Dies beweisen mehr als alles andere ihre von orthographischen Fehlern und großer Unsicherheit im sprachlichen Ausdruck zeugenden Briefe, die sich im Buche finden. Über seine letzten Lebens- und Leidensjahre, die außer durch die schon genannten Umstände und durch qualvolle Körperschmerzen auch noch durch den Kummer über die schwindende Teilnahme des Publikums für des Dichters Schöpfungen getrübt wurden, seinen Übertritt in den Ruhestand, sein düsteres, grauenvolles Ende wie sein Begräbnis müssen wir hier ebenso kurz weggehen, wie über die ausführliche Inhaltsangabe des größeren Romans aus der älteren böhmischen Geschichte Wittiko. Nicht verschweigen wollen wir aber, daß das österreichische Kultusministerium auf Befürwortung des K. K. Statthalters von Oberösterreich Spiegelfeld dem Dichter seinen vollen Aktivitätsgehalt von 1890 Gulden als Ruhegenuß ließ. Spiegelfeld hebt ausdrücklich hervor, daß es eine Ehrensache der österreichischen Regierung sei, einen Mann, der einen so hohen Rang unter den Dichtern und Schriftstellern Österreichs und Deutschlands einnimmt, in seiner Krankheit nicht der Sorge um seinen Unterhalt und der Entbehrung preiszugeben (S. 564).

Der letzte Abschnitt, Nachruhm überschrieben, bringt des Interessanten die Fülle. Wir erfahren, daß die Nachricht von des Dichters Tode vom deutschen Volke, ja auch von den deutschen Schriftstellern kühl aufgenommen

wurde; nur ein die Bahre zierender Kranz der Wiener Schriftstellergenossenschaft Konkordia verkündete durch die Aufschrift Stifters Schriftstellerruhm. Doch bald mehrten sich zunächst die Zeichen der Teilnahme und Hilfsbereitschaft für die in dürftiger Lage zurückgebliebene Gattin des Dichters sogar von fürstlicher Seite. Hein bespricht sodann in diesem Kapitel Stifters dichterischen Nachlaß: seine Erzählungen, Briefe, vermischte Schriften und Gedichte. Unter den Erzählungen dürfte wohl der Waldgänger (S. 603 f.) die bedeutendste sein. Sie ist tief aus des Dichters Seelenleben geschöpft, der über die Kinderlosigkeit seiner Ehe tief unglücklich war; von den vermischten Schriften dürften die Bilder aus dem alten Wien wegen ihres sonnigen Humors den Preis verdienen. Von den Gedichten sind nur wenige aufgenommen in das Werk, weil nur wenige erhalten sind. Für den, der Stifters Spuren nachgehen will, werden die Berichte über Denkmäler des Dichters, Gedenktafeln und Erinnerungszeichen an ihn in Linz, Oberplan, am Plöckenstein sowie die hierzu gegebenen Abbildungen wertvoll sein, für den Literarhistoriker als solchen namentlich die Angaben über die Begründung eines Stifterarchivs durch die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, sowie über neue Ausgaben der Werke Stifters, wie über Adalbert Stifters Stellung in der Literatur. Ein bedeutsames Zeichen für die stetig wachsende Wertschätzung des Dichters ist die von der genannten Gesellschaft veranstaltete kritische Ausgabe mit Einleitungen, sorgfältigen Anmerkungen und Register von Stifters sämtlichen Werken, die in 20 Bänden erscheinen soll und von der Band 1—4, die von Professor Dr. August Sauer herausgegebenen Studien, Band 14—15 die vermischten Schriften enthaltend, im Erscheinen begriffen sind. Auch das dürfte für manchen Freund Stifters und des Böhmerwaldes erfreulich sein, daß heuer zur Jahrhundertfeier der Geburt des Dichters das kleine Örtchen Oberplan sich dazu rüstet, auf dem höchsten Punkt des Gutwasserberges ein weithin sichtbares Denkmal zu errichten. Was nun Stifters segensreiche Einwirkung auf Naturforscher wie auf Dichter betrifft, so hebt Hein unter den ersteren: Schleiden, Bratranek und Kerner von Marilaun neben anderen hervor; ich möchte neuerdings noch das letzte Werk des feinsinnigen Geographen und Naturbeobachters Friedrich Ratzel: Über Naturschilderung, nennen, der Stifter überaus hoch stellt[1]); unter den letzteren namentlich Theodor Storm und Rosegger. Nicht minder wertvoll als diese Nachweise von Stifters des Schriftstellers segensreichem Einfluß möchte ich aber Heins Gesamturteil über Stifter bezeichnen S. 660. „Er ist von der lautersten Weltfrömmigkeit durchdrungen, vor allem ein reinlicher, ja wohl überhaupt der jungfräulichste und sittlich strengste Dichter, den die deutsche Nation besitzt; reinlich im Stil und reinlich in Gedanken, ohne doch darum nur ein sorgfältig berechnender Sprachvirtuose oder ein aufdringlicher Moralist zu sein. Er predigt nicht das Gute, er ist bloß davon bis ins Tiefste erfüllt; er eifert nicht für die Tugend, er legt sie dar.“

---

1) Vgl. namentlich S. 340—342 des Werkes.

— Ein Verzeichnis der Bilder, ein Literaturnachweis und ein Personenregister schließen das Werk Heins ab.

Man könnte sagen, daß das fast 700 Seiten umfassende Werk Heins fast zu ausführlich für diesen Dichter sei. Demgegenüber muß ich aber erklären, daß es nie ermüdend wirkt, daß die Begeisterung des Verfassers für seinen Helden bis zur letzten Seite nie erkaltet, daß man es als ein standard work zu betrachten hat, das niemand, der sich später mit Stifter wie mit der Geschichte der österreichischen Literatur des 19. Jahrhunderts beschäftigt, übergehen darf und daß es als ein edles Denkmal selbstlosen, durch keine materiellen Rücksichten beeinflußten deutschen Gelehrtenfleißes zu betrachten ist.

Freiberg i. S. **Lothar Böhme.**

Bücher der Weisheit und Schönheit, herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Druck und Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

Wir haben bereits im 2. Heft des 19. Jahrgangs auf das verdienstliche Unternehmen hingewiesen, die Edelsteine deutschen Geistes und Gemüts unserem Volk nahe zu bringen. Auch die neue Folge dieser Bände bietet eine Fülle des Interessanten, Belehrenden und Erhebenden. Dr. Karl Storck gibt eine Auswahl von Beethoven-Briefen. Sie zeigen uns, wie der Mensch Beethoven kämpfen mußte, um dem Künstler freie Bahn zu schaffen. Ein herrlicher Mensch, tief und kindlich von Gemüt, groß und edel in seiner Sittlichkeit, groß und edel in seiner Liebe. Nach dem schlimmsten Schlage, der ihn treffen konnte, vermochte er zu schreiben: „Seien Sie überzeugt, daß mir die Menschheit auch in ihrem Falle immer heilig bleibt!“ August Scholz führt in das Verständnis von Maxim Gorki ein, der heute als kaum Fünfunddreißigjähriger unter den führenden Geistern der russischen Literatur einen der vornehmsten Plätze einnimmt, und dessen Schriften in Rußland wie im westlichen Europa, in Amerika wie in Japan gleich geschätzt sind. In den einzigartigen Herzens- und Geistesbund der „Brüder Grimm“ läßt uns Prof. Dr. Max Koch schauen. Mit dem spätgriechischen Essayisten und Satiriker Lucian macht uns J. E. Freiherr von Grotthuß bekannt. Mit diesen Bänden findet die erste Serie (12 Bde.) ihren Abschluß, die zweite wird zunächst „Schillers historische Schriften“ bringen.

Dresden. Lic. Dr. **Warmuth.**

C. Dillmann, Der Schulmeister von Illingen. Ein Zeit- und Sittenbild des 19. Jahrhunderts. Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag, 1901. 231 S. Preis 2 M., geb. 2,80 M.

Es ist sonst nicht der Brauch in unserer schnellebigen Zeit, Bücher, die schon fünf Jahre alt sind, noch in Gesellschaft neuer Erscheinungen anzuzeigen. Tritt aber der Fall ein, daß ein Buch wie „Der Schulmeister von Illingen“, in einer Zeit, wo alle Welt nach Heimatkunst ruft, nach Heimatluft durstet, in fünf Jahren keine zweite Auflage erlebt, so kann die Schuld nur daran liegen,

daß es bei seinem Erscheinen nicht allgemein genug bekannt gemacht worden ist. Vielleicht trägt auch der Obertitel einen Teil der Schuld, da die Schulmeister sich keiner sonderlichen Gunst beim Lesepublikum erfreuen. Wer es aber kennt, der wird es lieb gewinnen und immer wieder mit Vergnügen darin lesen. Als ich im 8. Heft des 19. Jahrganges dieser Zeitschrift die Anzeige Dr. Woldemar Schwarzes von „L. Bräutigam, Mein Heimatbuch“ las, da holte ich wieder meinen Schulmeister von Illingen vom Bücherbrett und las ihn in einem Zuge wieder durch, und fand, daß vieles, was Dr. Schwarze zum Lobe jenes Buches sagt, in vollem Maße auch auf dieses zutrifft. „Ein starker Heimatodem, ein urkräftiger, gesunder Erdgeruch“ weht uns auch aus ihm entgegen, und so empfand ich es geradezu als eine Pflicht, auch ihm einen weiteren Bekanntenkreis zu eröffnen, und ich hoffe damit vielen Lesern einen wirklichen Gefallen zu erweisen.

Der Schulmeister von Illingen ist nicht der aus Schillers Heimatjahren von Hermann Kurz bekannte — mit diesem Tatbestand macht uns der Verfasser in der launigen Erzählung eines Erlebnisses aus seiner eigenen Jugend bekannt —, sondern Elias Dillmann, der Vater des bekannten Orientalisten August Dillmann in Berlin und des Oberstudienrats Carl Dillmann in Stuttgart, der mit diesem Büchlein — nicht seinem Vater ein Denkmal setzen wollte, dagegen verwahrt er sich ausdrücklich in der Einleitung, sondern — „in dem engen Rahmen eines einzelnen Familienlebens das allgemein Menschliche des Jahrhunderts zur Anschauung bringen“ wollte. Ein echtes Stück Volkskunde des vorigen Jahrhunderts ist es, was uns der Verfasser vor Augen führt. „Wer ein Volk will kennen lernen, muß sich in seinen unteren Schichten umsehen“, das hat er als Leitwort seinem Büchlein vorausgestellt, und wenn er auch selbst, gleich seinem älteren Bruder durch eigene Kraft und nicht am wenigsten durch die kernhafte Tüchtigkeit des Vaters in die höheren Schichten emporgestiegen, so hat er doch die Fühlung mit den unteren, dank seiner Herkunft und dem langen Leben des Vaters, nie verloren, und noch in späteren Jahren des Lebens hat ihm das Dankgefühl gegen das Vaterhaus die Feder in die Hand gedrückt zu dieser Lebensschilderung. Also doch ein Denkmal, aber nicht sowohl des Mannes, als der Sitten und Verhältnisse des Volkslebens jener Zeit.

Denn aus dem niederen Volk war auch der Vater hervorgegangen. Sein Vater war ein armer Zimmermann in Illingen gewesen. So wächst auch der künftige Schulmeister in ärmlichen Verhältnissen auf. Mit 14 Jahren wird er, da er schon als Schüler sich hervortut, auf Ansuchen des Schulmeisters von den Eltern diesem „in die Lehre“ gegeben, und von der Lehre kommt er als Schulgehilfe, als der vom Meister mit Wissen des Pfarrers eingestellte Geselle, zum kranken Schulmeister von Riexingen, später nach Gerlingen am Fuße der Solitüde, bis er mit 25 Jahren als Schulmeister in seinen Heimatsort berufen wird. Hier wirkt er als treuer und geschickter Lehrer der Jugend, und in vieler Hinsicht auch der Erwachsenen, bis zu seinem Ruhestand 1867, bzw. seinem Tode 1877. Dies ist der äußere Rahmen dieses einfachen Lebensganges. Aber wieviel des

Merkwürdigen und für eine spätere Zeit fremd und dadurch um so interessanter Gewordenen spielt sich in diesem Rahmen ab! Es ist fürwahr ein reiches Zeit- und Sittenbild des Volkslebens im 19. Jahrhundert vor Gründung des Reiches. Wohl kommen Schulwesen und Schulamt jener Zeit, namentlich auch sein Verhältnis zum Pfarramt, im Leben des Schulmeisters gebührend zu ihrer Geltung, aber schon die dürftige Bezahlung desselben bringt es mit sich, daß er, um sich und seine Familie durchzubringen, nicht nur anfangs sich die weiseste Sparsamkeit auferlegen, sondern auch neben dem Schuldienst zeitlebens auf Erwerb ausgehen muß und mit Geschick und Verständnis die Landwirtschaft betreibt, auch alle Bedürfnisse des Haushalts möglichst selber und mit Hilfe der Seinigen herstellt. So erhalten wir auch einen tiefen Einblick in das Wirtschaftsleben der Zeit, in das ganze Leben des Landmanns mit seinem regelmäßigen Lauf durch die Jahreszeiten, mit allen seinen Freuden und Sorgen; da ziehen an uns vorüber die Bilder der Ernte, der Weinlese, der Metzelsuppe (Schlachten im Hause) mit allen daran hängenden Geschäften, Vergnügungen und Gebräuchlichkeiten, die Bienenzucht, die Hanfbearbeitung, die Spinnstube und all das Altheimelige der guten alten Zeit, freilich mit dem ernsten Hintergrund, daß all das geschieht, weil die Not es erfordert, aber auch mit den zahlreichen Lichtern, die der Humor und die Lebensfreude diesen Bildern aufzusetzen wußte, so daß wir leicht beim Zurückschauen über den Lichtseiten die dunkeln Schatten übersehen.

Die ungewöhnliche Begabung des Mannes, sein Fleiß und seine Willenskraft auch auf dem Gebiete des Nebenberufs, sowie sein Verhalten im öffentlichen Leben, bringen es mit sich, daß er seinen Gemeindegenossen ein Vorbild und Ratgeber wird, daß er ihr Vertrauen und ihre Achtung genießt, und so ohne alle Prätension, ja in aller Bescheidenheit eine Wirkung ausübt, die weit über die eines gewöhnlichen Dorfschulmeisters hinausgeht.

So hat uns die Feder des Sohnes in der Tat nicht nur ein Lebensbild des Vaters, sondern ein getreues Bild des Lebens seiner Heimat gezeichnet, das uns ähnlich heimatsfreudig anmutet, wie die Bilder unseres Landsmanns, des 1900 in Düsseldorf verstorbenen Malers Theodor Schüz, dessen Wirken uns unlängst David Koch in Wort und Bild in einer anziehenden bei J. F. Steinkopf erschienenen Monographie geschildert hat. Ich bin gewiß, kein Leser wird den „Schulmeister von Illingen" unbefriedigt und ohne eine lebendige Anschauung vom Leben unseres Volkes im vorigen Jahrhundert gewonnen zu haben, aus der Hand legen, und ich würde mich freuen, wenn dadurch unsere norddeutschen Brüder auch das kernige Volk der Schwaben im Winkel recht lieb gewinnen würden.

Calw. Dr. **Paul Weizsäcker.**

Adalbert Stifter. Eine Studie von Wilhelm Kosch. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1905.

Aus Stifters Briefen und Tagebüchern wissen wir, wie stürmisch auch in der Seele dieses Fanatikers der Ruhe, wie man ihn wohl genannt hat, die Leidenschaften gewogt haben und daß eine stark sinnliche Natur erst durch eine

bewußte sittliche Arbeit im Laufe der Zeit bis zu einer dem dichterischen Schaffen schließlich verhängnisvoll gewordenen Leidenschaftslosigkeit gebändigt wurde. Wie jede echte Poesie, so ist auch Stifters Dichtung erlebt und gefühlt, und manche der ergreifenden Erzählungen, die dem Dichter nach und nach eine stille, aber treue und stets wachsende Gemeinde von Verehrern gewannen, hat er mit seinem Herzblut geschrieben. Es gilt eben auch von Stifters Dichtung das schöne Wort Wilhelm Grimms, Poesie sei das Bild des Lebens, gefaßt in Reinheit und gehalten durch den Zauber der Sprache. Was er im Leben gewonnen, hat er, das Auffällige, Unwahre und Vergängliche ausscheidend, als reines Gold, das nicht verwittert, in dem Schatzhaus seiner Dichtung niedergelegt; die Erlebnisse der Wirklichkeit hat er erhoben in das reinere Licht eines höheren Daseins. Indem Erlebtes und Gedachtes sich vereinigt, trennt sich die so entstandene Welt von dem, was wir Wirklichkeit nennen, dem immer etwas Beschränktes, ja Ängstliches anhaftet.

In dem fast allzu umfangreichen Buche von A. R. Hein (A. Stifter. Sein Leben und seine Werke. Mit bisher ungedruckten Briefen usw. Prag, 1904. 691 S.) ist ein Stoff zusammengebracht, der über Stifters Persönlichkeit und seine Lebensarbeit ein Urteil ermöglicht. Auf einer solchen Grundlage läßt sich nunmehr auch in knapper Darstellung ein anschauliches Bild entwerfen von der inneren Entwickelung, von dem Suchen und Ringen, dem Irren und Leiden des Menschen und Dichters, ein Bild, das das künstlerische Schaffen im Zusammenhange mit dem Leben, den Hemmungen der menschlichen Natur und den Widerständen und Widerwärtigkeiten des äußeren Geschickes, durch die des Künstlers Drang nach Vollendung ungestillt blieb, vor Augen stellt. Einer solchen Aufgabe hat sich W. Kosch, der sich bereits durch eine wissenschaftliche Abhandlung über Stifter und seine Beziehungen zur Romantik als Kenner ausgewiesen hat, in dem oben angezeigten Büchlein unterzogen, das ein besseres Schicksal verdient, als unter der Flut von Gelegenheitsschriften, die Stifters hundertjähriger Geburtstag (23. Oktober 1905) hervorgerufen hat, zu verschwinden. Auf 79 Seiten legt Kosch hier den geistigen Entwickelungsgang Stifters mit der Wärme eines Verehrers, aber zugleich mit der Ruhe und Unbefangenheit dar, die wissenschaftliche Behandlung fordert. Er verirrt sich nicht zu der nur müßige Neugier befriedigenden Auskramung bisher etwa unbekannter biographischer Nebensächlichkeiten, wodurch die Betrachtung in die Niederungen des Allzumenschlichen hinabgezogen oder in Kleinlichkeiten des Alltagsmenschen breitgetreten wird. Liegt es ihm auch fern, unleugbare Schwächen im Charakter seines Helden zu beschönigen oder Mängel seines dichterischen Vermögens zu vertuschen, so fällt er aber doch wohl in eine Übertreibung, wenn er von Stifters Weltanschauung rühmt, sie sei so groß und klar wie die Goethes. Zu dieser Behauptung paßt nicht recht, was bald darauf über die Tragik in Stifters krankhafter Frömmigkeit gesagt wird.

Die Schrift eignet sich gut zur Einführung in die Lektüre Stifters und ist besonders für Schülerbibliotheken zu empfehlen. In den sieben Abschnitten

in die der Stoff gruppiert ist — Stifters Erdenwallen; Charakter; Weltanschauung; der Dichter; der Künstler; der Schulmann; Nachwirkung auf die Gegenwart — kommt alles zur Sprache, was auch das ästhetische und literar-historische Verständnis seiner Schriften vertiefen hilft.

Und wie jede rechte Darstellung eines tieferer Tragik nicht entbehrenden, in ehrlichem Suchen nach dem Höchsten sich verzehrenden Menschenlebens, so wird auch die Betrachtung dieses Lebensbildes für die reifere Jugend noch einen weiteren Gewinn bringen. Sittliche Veredelung seiner Leser wünschte sich Stifter ja als höchste Wirkung seiner Dichtungen. Wenn diesen aber ein Storm, Raabe, Rosegger u. v. a., und Gelehrte von dem kernig deutschen Sinn und der tiefen Innerlichkeit eines Friedrich Ratzel und Rudolf Hildebrand Dank schuldig zu sein bekennen, dann müssen Stifters Schriften neben anderen Vorzügen doch auch etwas bieten, was besonders geeignet ist, die Jugend in deutschem Empfinden und Fühlen zu stärken sowie höchste Menschenbildung in ihr zu fördern.

Leipzig. **O. Berlit.**

Heinrich Fechner, ABC-Bücher des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. In originalgetreuen Neudrucken herausgegeben Nr. 1 (Ausgabe A Berlin 1906, Ausgabe B Berlin, Verlag von Wiegandt u. Grieben 1906). Preis 1 M.

Für die Geschichte des Unterrichts im Deutschen ist es von allergrößter Wichtigkeit, die Lehrbücher und Hilfsmittel zu kennen, die einst in den Jugendjahren deutschen Unterrichts im 15.—16. Jahrhundert, der Unterweisung zugrunde gelegt worden sind. Nur selten sind solche Bücher, die in den Schülerhänden waren, auf uns gekommen. Eine Durchsicht des bibliographischen Materials in Joh. Müllers grundlegendem Werke wird dies bestätigen. Aber auch hier findet man nicht alles beisammen. Sammler und Forscher wie Heinrich Fechner haben in ihrem Privatbesitz manch kostbares Kleinod. Es ist mit Dank zu begrüßen, daß er aus den Schätzen seiner Bibliothek eine Reihe von Neudrucken zu veranstalten unternimmt, deren erster, das seltene Lesebüchlein von 1534, gedruckt bei Jodokus Gutknecht in Nürnberg, nunmehr vorliegt.

Steglitz. **Willy Scheel.**

Wilhelm Langewiesche, Planegg. Ein Dank aus dem Walde. Mit Buchschmuck von Rudolf Schiertl. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

Eine feine, seelenvolle Dichtung, deutsch in ihrer Liebe zum Walde, zu Weib und Kind, zum Heiland. Die geläuterte Lebensanschauung des Dichters ist eine Frucht tiefen Leides: er hat seine Gattin, die ihn so ganz verstand, nach kurzem, aber reichem und innigen Eheglück hingeben müssen. Nun lebt er mit seinen beiden Töchterchen in trauter Waldidylle. Was ihn bewegt beim Blick auf seine Kinder, auf sein Volk, er kleidet es in Verse, klar und warm. Durch alle Gefühle und Gedanken aber zittert die Erinnerung an sein über alles geliebtes Weib wie das Mondenlicht über den dunklen See.

Eine tiefe Verehrung für die Frauen spricht sich auch in den edlen Versen aus:

Nach Frauenherzen, Frauenhänden schreit
In großen Nöten diese große Zeit.

Die Frauenfrage hat der Dichter übrigens in einem Prosawerke behandelt in deutsch-christlichem Sinn und Geist, es heißt: „Frauentrost“, Gedanken für Männer und Frauen. Beide Werke gehören in die Bibliothek des deutschen Hauses.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Bei Fürst Bismarck. Von Heinrich v. Poschinger und Fritz Schack. 1905.

Heinrich v. Poschinger hat in Gemeinschaft mit Fritz Schack, dem Dramaturgen des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, ein einfaches, harmloses, einaktiges Theaterstück, dessen Handlung am 7. April 1877 spielt, verfaßt; es führt den Titel: „Bei Fürst Bismarck“ und behandelt ein Gespräch im Reichskanzlerpalast, welches eine Stunde vor dem Eintreffen der geschichtlich ewig denkwürdigen Antwort Kaiser Wilhelms I. auf Bismarcks an diesem Tage eingereichtes Entlassungsgesuch, des bekannten „Niemals“, zwischen dem Fürsten und der Fürstin Bismarck, Lothar Bucher, einem Minister, wahrscheinlich Camphausen, einem Gesandten eines deutschen Bundesstaates und dem Sekretär des Fürsten, beide mit ihren Gemahlinnen, sowie dem Kammerdiener Pinnow stattfindet.

Das Beste an dem Stück sind Bismarcks Mitteilungen und Antworten, die jedenfalls auf genauen Aufzeichnungen Poschingers über seinen Verkehr mit dem Fürsten beruhen. Am Schluß überreicht die Gemahlin des Gesandten dem Fürsten, der gerade im Begriff ist zum Kaiser zu gehen, um ihm seinen Dank auszusprechen, eine Anzahl nur durch ein Band zusammengehaltener, loser Blumen mit den Worten: „Sie mildern das Bild des Kanzlers von Blut und Eisen und deuten gleich an, daß er heute in beglückter Stimmung vor seinen gnädigsten Herrn tritt.“ Fürst Bismarck erwidert darauf: „Vielen Dank; doch müssen Sie diese Rose wieder von mir entgegennehmen zum Andenken an diese Stunde“, und die Gemahlin des Gesandten sagt: „Ich werde sie ewig aufbewahren.“ Der Fürst erklärt darauf in seiner launigen Weise: „Ewig ist ein langes Wort“ und schickt sich zum Fortgehen an, dreht sich jedoch noch einmal um und umarmt die Fürstin. Inzwischen hat sich die Gemahlin des Gesandten rasch an das Klavier gesetzt und spielt die Akkorde „Lieb' Vaterland magst ruhig sein“ aus der Wacht am Rhein, während der Fürst eilig davongeht.

Hettstedt. Dr. **Karl Löschhorn.**

Zeitschriften.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 1906. Nr. 3, 4: Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen, bespr. von Thumb. — Zaniboni, La 'Italienische Reise' del Goethe e la sua fortuna in Italia, bespr. von Waldberg.

—— Nr. 5: Lüderitz, Die Liebestheorie der Provenzalen bei den Minnesängern der Stauferzeit, bespr. von Golther. — Cesano, Hans Sachs ed i suoi rapporti con la letteratura italiana, bespr. von Geiger.

—— Nr. 6: Samson-Himmelstjerna, Rhythmik-Studien, bespr. von Saran. — Bieger, Das Nibelungenlied, bespr. von Golther. — Wiegand, Stilistische Untersuchungen zum König Rother, bespr. von Behaghel. — Arndt, Die Personennamen der deutschen Schauspiele des Mittelalters, bespr. von Helm. — Hechtenberg, Der Briefstil im 17. Jahrhundert, bespr. von Horn. — Paszkowski, Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens, bespr. von Fuchs.

—— Nr. 7: Voßler, Sprache als Schöpfung und Entwicklung, bespr. von Sütterlin. — Krause, Sprachwissenschaftliche Abhandlungen, bespr. von Sütterlin. — Trautmann, Kleine Lautlehre des Deutschen, Französischen und Englischen, bespr. von Sütterlin. — Stümbke, Das schmückende Beiwort in Otfrids Evangelienbuch, bespr. von Behaghel. — Zinkernagel, Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie, bespr. von Petsch.

—— Nr. 8, 9: Kraus, Metrische Untersuchungen über Reinbots Georg, bespr. von Brenner. — Krapp, Odenwälder Spinnstube, 300 Volkslieder aus dem Odenwald, bespr. von Horn. — Ochsenbein, Die Aufnahme Lord Byrons in Deutschland und sein Einfluß auf den jungen Heine, bespr. von Hatfield.

Frankfurter Zeitung, 13. Mai 1906, 4. Morgenblatt: Zum deutschen Unterricht an höheren Schulen. Von Dr. J. G. Sprengel (Frankfurt).

Neu erschienene Bücher.

D. Dr. Theodor Vogel, Zur sittlichen Würdigung Goethes. Dresden, L. Ehlermann. 1906. 39 S.

Max Koch, Geschichte der deutschen Literatur. 6. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen. 1906. 294 S.

Herders Prosaschriften in Auswahl. Herausgegeben von L. Lütteken. Paderborn, F. Schöningh. 1906. 256 S.

R. Wilbrandt, Die Frauenarbeit. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1906. 139 S.

Karl Hessel, Grundzüge der deutschen Grammatik. 3. Aufl. Bonn, A. Marcus und E. Weber. 1906. 34 S.

Herm. von Randow, Saalburg. Ein Roman. Leipzig, Paul List. 1906. 404 S.

Theodor Imme, Die deutsche Weidmannssprache. Neudamm, J. Neumann. 1906. 72 S.

Walther Vorbrodt, Lessing. 2. Aufl. Leipzig, Dürr. 1906. 122 S.

Erich von Drygalski, Ferdinand Freiherr von Richthofen. Gedächtnisrede. Leipzig, Wilh. Weicher. 1906. 18 S.

Dr. Wilh. Jäger, Werner von Siemens. Leipzig, Wilh. Weicher. 1906. 52 S.

Karl Hessel und Franz Dörr, Deutsches Lesebuch für die Vorschule höherer Mädchenschulen. 1. u. 2. Band. Bonn, A. Marcus und E. Weber. 1906.

Prof. Dr. Fr. Seiler, Geschichte des deutschen Unterrichtswesens. I. II. Leipzig, G. J. Göschen. 1906.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 31.

Hölderlins Ätherglaube.

Von Dr. **Bruno Baumgarten** in Magdeburg.

Ich verstand die Stille des Äthers,
Der Menschen Worte verstand ich nie.

Es gibt lyrische Dichter, die mit einem gesunden Blick für alles Wirkliche festen Fußes mitten im Leben stehen und ihren Platz ausfüllen. Es gibt und gab vielleicht mehr von dieser Art als man gemeinhin annimmt. Und doch als Typus des lyrischen Dichters wird im Volke wohl lange noch der weltfremde Träumer gelten, der sich aus seinen Gedanken und Gefühlen seine eigene Welt in stiller Sehnsucht baut, aber immer wieder auf rohe Weise zurückgerissen wird in die nüchterne Wirklichkeit, in der er sich gar nicht zurecht findet. Dieser Typus läßt sich zugleich auf komische und rührende Art verwenden; und das Komische und Rührende liegt nun einmal der volkstümlichen Phantasie besonders gut.

Dieser Typus wird aber auch nie seine Berechtigung verlieren. Daraufhin weist z. B. die Tatsache, daß neben modernster Wirklichkeitsdichtung schon wieder allermodernster nebelhafter Symbolismus sein Haupt erhoben hat. Es wird immer solche Lyriker geben, die der Natur und dem eigenen oder fremden Schicksal die feinsten Stimmungsnuancen ablauschen, und solche, die aus der Außenwelt nur verhältnismäßig wenige allgemeine Züge entlehnen, mit deren Hilfe dann in ihrem Innern halb unbewußt die schaffende Sehnsucht ihre eigenen Reiche sich baut. Aber selbst unter diesen „romantischen" Dichtern gibt es noch mannigfache Schattierungen, je nachdem diese innere Welt mehr bunt und schillernd oder mehr einheitlich, großzügig angelegt ist. Es wird aber kaum ein Lyriker zu finden sein, dessen ganzes Schaffen sich so ausgesprochenermaßen in dem Rahmen einer eigentümlichen Weltanschauung bewegt, auf dessen Dichten die äußeren Erlebnisse so wenig umformende Kraft ausüben — wie Friedrich Hölderlin.[1])

Das ist der rechte Typus des lyrischen Dichters. Freilich die Stimmung des Komischen findet ihm gegenüber nirgends Raum, weil er eben ein echter

---

1) Er selbst schildert sich in diesem Sinne bei C. Litzmann, S. 453—455, in sehr bezeichnender Weise.

Dichter ist. Es hat vielmehr etwas unendlich Rührendes zu sehen, wie die leicht bewegliche, schöpferische Seele eines jungen Mannes von einer leuchtenden Traumwelt, die er teils überliefert findet, teils mit schwärmerischer Sehnsucht sich erbaut, festgehalten wird bis in den Tod seines Geistes, wie er ganz in dieser Welt aufgeht und alle seine Erlebnisse, die natürlich nicht ausbleiben, in ihrem Lichte sieht, in ihren Schimmer kleidet. Es ist die Welt der Griechen, die seine Seele als verlorenes Ideal sich ausmalt, meist in wunderbar gelungener Nachbildung griechischer Metren.

In solcher Traumwelt befangen, hat er es schlecht verstanden, in dieser Welt festen Fuß zu fassen. Von Hauslehrerstelle zu Hauslehrerstelle irrte er unbefriedigt umher, zwischendurch immer wieder freundlich aufgenommen im Hause der Mutter — bis zu dem allbekannten, tieftraurigen Ende, das leider kein Ende war. Aber echte Freundesliebe fand er auf seinem dornenvollen Wege, und dem Entschlafenen bringt nun auch die Nachwelt Liebe, die aus vielen seiner Verse die wunderbare Innigkeit heraushört.

Aber ich fand nicht, daß man schon einmal versucht hätte, diese eigentümliche Vorstellungswelt, in die sich ihm alles einordnete, diese: ich möchte sagen „lyrische Weltanschauung" verständnisvoll nachzuzeichnen. Andeutungen finden sich wohl; doch sind Hayms Ausführungen viel zu sehr auf Hölderlins philosophische Schriften gestützt, die freilich etwas andere Wege gehen, die sonst vorzügliche Biographie von Carl Litzmann bringt es über gelegentliche Hinweise nicht hinaus, und so scheint mir das Wichtigste, was bisher die Literaturgeschichte über Hölderlins Seelenleben zu sagen weiß, bei Hettner gesagt zu sein, der etwa ausführt: es findet sich bei dem Dichter eine Mischung aus drei Elementen: glühendes Freiheitsgefühl, klarer (?) und kühner Pantheismus, die höchsten Menschheitsideale; dies alles aber nur als elegische Trauer über den unwiederbringlichen Verlust der schönen Griechenwelt. Nur selten der stille Trost, daß auch jetzt noch der Athener Seele, die sinnende, still bei den Menschen walte.[1])

Das ist alles richtig; aber das sind alles nur Ideen. Das Eigentümliche der Anschauung fehlt. Wie sah diese Griechenwelt aus, die seinem Freiheitsgefühl, seiner pantheistischen Naturbetrachtung, seinen hohen Menschheitsidealen Hintergrund, Gestalt, dichterisches Leben gab?

Nicht um eine ins Kleine gehende Schilderung seiner Griechenwelt soll es sich hier handeln; denn selbstverständlich müssen in einer Phantasiewelt die Einzelheiten wechselnd und schwankend bleiben. Aber ein Wort, eine Vorstellung kann uns gleichsam Schlüssel und Tor sein zu Hölderlins Welt: der Äther.

1) Dieser Aufsatz ist vor dem Erscheinen von Dilthey „Das Erlebnis und die Dichtung" geschrieben.

Man kann bei ihm von einem Ätherglauben, einer Ätherreligion sprechen, die den Grundton zu seiner Lyrik hergibt. Er denkt zunächst an die reine, höhere, lichte Luft; so wird ihm der Äther die Wohnung der Götter, wird ihm das Symbol der Reinheit, Hoheit und Seligkeit, wonach Pflanze, Tier und Mensch inbrünstig hinaufverlangen. Dann ist ihm der Äther die Luft überhaupt, die alles durchdringt und füllt, aber doch geistig aufgefaßt, als beseelende Strömung, als Träger des pantheistischen Gedankens. Ja er wird selbst der große Gott, der Vater Äther.

Wie eng dieser Ätherglaube mit dem Glauben an sein Griechenland zusammenhängt, ist leicht zu sehen. Ist es auch Übertreibung, die Eigenart der Griechen einfach aus dem Klima, aus dem klarblauen südlichen Himmel abzuleiten, so wird doch in jeder lebendigen Vorstellung, die wir uns von dem Griechenland etwa des perikleischen Zeitalters machen, der helle, freundliche Äther über Land und Meer stehen, die Segel der Schiffe füllen und die Platanen am Ilissus leicht bewegen. So sah Hölderlin auch sein Griechenland. Nur daß dieser Äther für ihn eine ganz besondere Bedeutung erhielt. War er doch das einzige — etwa Sonne, Mond und Sterne ausgenommen — was die ihn umgebende Welt, ich denke an das freundliche Schwaben, einigermaßen mit dem Lande seiner Sehnsucht Gemeinsames hatte! Frühe liebte er einsamen Genuß der Natur, als Knabe in Nürtingen träumte er oft am Ufer des Baches:

Da spielt' ich sicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.
— — Ich verstand die Stille des Äthers,
Der Menschen Worte verstand ich nie.

So rein und schön er nun je den Himmel über seiner Heimat gesehen, so rein und schön denkt er ihn sich über die griechische Welt seiner Sehnsucht ausgespannt. Und somit hat er einen Raum, in den sich alles einordnen läßt, der aber, wie wir sehen werden, zugleich mehr ist als Raum, nämlich Kraft, Leben, Reinheit, Hoheit, Ewigkeit, Symbol aller hohen Ideale, Gott und Vater. Und wenn er je es wagt, freudig in seine Zeit zu schauen und auf Erneuerung antiker Schönheit zu hoffen, so gibt ihm der Äther den Mut dazu:

Stumm ist der delphische Gott, und einsam liegen und öde
Längst die Pfade, wo einst, von Hoffnungen leise geleitet,
Fragend der Mann zur Stadt des redlichen Sehers heraufstieg.
Aber droben das Licht, es spricht noch heute zu Menschen,
Schöner Deutungen voll, und des großen Donnerers Stimme
Ruft es: Denket ihr mein? und die trauernde Woge des Meergotts
Hallt es wider: gedenkt ihr nimmer meiner wie vormals?

Denn es ruhn die Himmlischen gern am fühlenden Herzen,
Immer, wie sonst, geleiten sie noch, die begeisternden Kräfte,
Gerne den strebenden Mann, und über den Bergen der Heimat
Ruht und waltet und lebt allgegenwärtig der Äther,
Daß ein liebendes Volk, in des Vaters Armen gesammelt,
Menschlich freudig wie sonst und Ein Geist allen gemein sei.
(Aus dem Archipelagus.)

Tatlos selber und leicht, aber vom Äther doch auch
Angeschauet und fromm, wie die Alten die göttlich erzognen
Freudigen Dichter, ziehn freudig das Land wir hinauf. (Herbstfeier.)

Er hat ein förmliches poetisches Glaubensbekenntnis „An den Äther" niedergeschrieben. Als solches scheint mir dieses Gedicht noch nirgends hinreichend gewürdigt. Goethes und Schillers Urteile (Litzmann 303 ff.) sind wohlwollend, aber nicht tief eindringend, Litzmann selbst weiß nichts weiter darüber zu sagen als: Das Gedicht drücke in wechselnden Bildern jene Naturverehrung aus, die schon sein Knabenherz empfunden; dabei vermißt er Tiefe der Empfindung. Ich halte dies Gedicht für eines der schönsten, unzweifelhaft aber ist es inhaltlich eins seiner bedeutendsten Gedichte, das in wunderbarem Rhythmus der Sprache und des Gedankens, voll Maß und voll Leidenschaft, bewegt und still, ein Bild des Äthers selbst — des Dichters innerste Seele darstellt.

Der als Vater angeredete Äther wird als geistiger Schöpfer und Erzieher gepriesen:

Treu und freundlich wie du erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Äther! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an, und gossest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen.
Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen,
Aber du nährest sie all mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.[1])

Und nun wird in prachtvoll anschaulichen Versen geschildert, wie alle Wesen zum Danke dafür den Äther lieben: die Pflanze, die die Arme nach ihm ausstreckt, der Wald, der den Schnee „wie ein überlästig Gewand" abschüttelt, die Fische, die verlangend über die glänzende Fläche des Stromes hüpfen, das Roß, dessen Hals wie gebogener Stahl in die Höhe strebt, während der Huf kaum den Sand berührt, und die Vögel, die Lieblinge des Äthers, die in der blauen Halle spielen. Und endlich der Dichter selbst:

---

1) Vgl. Herders „Ideen zur Phil. d. G. d. M.". Erster Teil, drittes Buch, Kap. I: „Nur ein Prinzipium des Lebens scheint in der Natur zu herrschen: Das ist der ätherische . . . Strom, der in den Röhren der Pflanze . . . . . . verarbeitet wird."

Über dem Haupte frohlocken sie mir, und es sehnt sich auch mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf, wie die freundliche Heimat
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,
Aus der Gefangenschaft in des Äthers Halle mich trage.

Und wunderbar wird nun die Stärke dieser menschlichen Sehnsucht gerade an ihrer Verirrung geschildert:

Töricht treiben wir uns umher, wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel sie aufwächst,
Breiten wir über den Boden uns aus und suchen und wandern
Durch die Zonen der Erd', o Vater Äther! — Vergebens;
Denn es treibt uns die Lust, in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meersflut werfen wir uns, in den freieren Ebnen
Uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge
Unsern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht, denn der tiefere Ozean reizt uns,
Wo die leichtere Welle sich regt — o wer dort an jene
Goldenen Küsten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!

Den Schluß freilich könnte man matt finden und Goethe beistimmen, wenn er meint, das Gedicht drücke ein sanftes, in Genügsamkeit sich auflösendes Streben aus. Er lautet:

Aber indes ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,
Wo du fremde Gestad' umfängst mit bläulicher Woge,
Kömmst du säuselnd herab von des Fruchtbaumes blühenden Wipfeln,
Vater Äther! und sänftigest selbst das strebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

Aber man muß bedenken, daß es sich nicht um den lyrischen Ausdruck einer momentanen Sehnsucht handelt, sondern um die künstlerische Darstellung einer Art Weltanschauung oder eines immer wiederholten seelischen Vorganges. Was Sehnsucht erweckt und was sie immer wieder stillt, ist der allgegenwärtige, göttliche Äther.

An der feierlichsten Stelle des Hyperion[1]), kurz bevor der Held seine Diotima sieht, findet sich eine Schilderung, die lebhaft an dies Gedicht erinnert. „Wie wenn die Mutter schmeichelnd frägt, wo um sie her ihr Liebstes sei, und alle Kinder in den Schoß ihr stürzen, und das Kleinste noch aus der Wiege die Arme streckt, so flog und sprang und strebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus, und Käfer und Schwalben und Tauben und Störche tummelten sich in frohlockender Verwirrung untereinander in den Tiefen und Höhen, und was die Erde festhielt, dem ward zum Fluge der Schritt, über die Gräben brauste das Roß und über die

1) S. 56. Hyperion hier und sonst nach Reclam zitiert.

Zäune das Reh, und aus dem Meergrund kamen die Fische herauf, und hüpften über die Fläche. Allen drang die mütterliche Luft ans Herz und hob sie und zog sie zu sich.

Und die Menschen gingen aus ihren Türen heraus und fühlten wunderbar das geistige Wehen, wie es leise die zarten Haare über der Stirne bewegte, wie es den Lichtstrahl kühlte, und lösten freundlich die Gewänder, um es aufzunehmen an ihre Brust, atmeten süßer, berührten zärtlicher das leichte, klare, schmeichelnde Meer, in dem sie lebten und webten.

O Schwester des Geistes, der feurig in uns waltet und lebt, heilige Luft, wie schön ist's, daß du, wohin ich wandere, mich geleitest, Allgegenwärtige, Unsterbliche."

Mit den Kindern spielte das hohe Element am schönsten usw. (vgl. oben S. 6).

Und zu dem Sehnsuchtswunsch gegen Ende des Gedichtes vergleiche ich noch den Ausruf Hyperions: „O, wenn ich auch dort oben landen könnte an den glänzenden Inseln des Himmels, fänd' ich mehr, als ich bei Diotima finde?" (S. 12.)

Bei dieser Naturauffassung konnte nichts so gut wie der Äther der Träger seiner pantheistischen Anschauung werden. Freilich verwahrt er sich in einer Anmerkung zum Hyperion selbst dagegen, daß man in pantheistischen Äußerungen mehr als das „bloße Phänomen des menschlichen Gemütes" sehe. Aber auf seine Stellung zum Christentum kommt es uns hier nicht an. Dies „bloße Phänomen des Gemüts" ist bei ihm jedenfalls um so wichtiger, als er den Hyperion einmal sagen läßt: Man muß im Gemüt die ewige Schönheit erfahren haben, ehe man sie im Denken finden kann.

Wie er diese ewige Schönheit erfährt, zeigt ein Beispiel: „Mein ganzes Wesen verstummt und lauscht, wenn die zarte Welle der Luft mir um die Brust spielt. Verloren ins weite Blau blick' ich oft hinauf an den Äther und hinein ins heilige Meer, und mir ist, als öffnet ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit. Eines zu sein mit allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen." (Hyperion S. 9.) Wen anders, meint er mit dem herrlichen, geheimen Geiste der Welt, in dessen Tiefe er sich tauchen möchte wie in den bodenlosen Ozean hinab (ebenda S. 67) — wen anders als den Äther?

Und so nennt er ihn denn mit einer Wendung zum Persönlichen: Vater Äther, an unzähligen Stellen z. B. Empedokles S. 142, 164 u. a.[1])

1) Empedokles stets nach der Gesamtausgabe von C. Th. Schwab zitiert.

oder auch den heiligen Äther (ebenda S. 189). Er schwört beim Äther (Hyperion 70). Ja, er macht sich seine eigene Mythologie zurecht: die Hoffnung ist des Äthers Tochter. (An die Hoffnung.) Es geht ihm wie anderen Dichtern mit pantheistischer Grundstimmung; er bedient sich doch unbefangen der einzelnen Götter. Aber nur selten nennt er bestimmte Namen. Der einzige häufiger genannte Gott ist Helios, und man könnte wohl getrost dafür meistens den Vater Äther setzen. Nichts ist natürlicher als daß, wenn einmal im unendlichen Äther ein fester Mittelpunkt gesucht wird, die Sonne, Helios, sich darbietet, gleichsam als persönlicher Repräsentant des lichten Luftozeans.[1]) Ein paar Beispiele mögen zeigen, wie Äther und Helios, Sonne und Luft dem Dichter immer zusammenstimmen.

Du stiller Äther, immer bewahrst du schön
Die Seele mir im Schmerz, und es adelt sich
Zur Tapferkeit an deinen Strahlen,
Helios! oft die empörte Brust mir.

(Die Götter. Vgl. auch: Am Abend.)

Hyperion 103: „Und das himmlische Licht rann lauter vom offenen Himmel, durch alle Zweige lächelte die heilige Sonne, die gütige, die ich niemals nenne ohne Freude und Dank."

Hyperion 177: „O Sonne, o ihr Lüfte", rief ich dann, „bei euch allein lebt noch mein Herz wie unter Brüdern!"

Nur Helios also bewahrt seine göttliche Würde neben oder nach dem Vater Äther, weil er sich leicht mit ihm in ein Gesamtbild denken läßt und so den reinen Pantheismus nicht stört.

Und wie wirkt nun dieser göttliche Äther auf die Menschen ein?

„Es atmet der Äther liebend immerdar um sie." (Empedokles S. 182) Er heilt Krankheiten:

Deine Freundin, Natur, leidet und schläft, und du,
Allbelebende, säumst? Ach und ihr heilt sie nicht,
Mächt'ge Lüfte des Äthers,
Nicht, ihr Quellen des Sonnenlichts?

Er heilt noch öfter Wunden des Herzens:

Und wenn ich oft
Auf stiller Bergeshöhe saß und staunend
Zu tief von deinen[2]) Wandlungen ergriffen,
Und nah mein eignes Welken ahnete,

---

1) Die Sterne bezeichnet er gern als Blumen des Äthers, des Himmels, ein sehr oft angewandtes Bild: Und über uns des Äthers Blumen glänzten (Emilie). Des Äthers blühende Sterne (Der Frieden. Vgl. noch: An die Hoffnung und Hyperion S. 143, Empedokles S. 163, 164, 182).

2) Angeredet ist die Erde.

Dann atmete der Äther so wie dir
Mir heilend um die liebeswunde Brust,
Und wie Gewölk der Flamme löseten
Im hohen Blau die Sorgen mir sich auf.
(Empedokles S. 141 f.)

Er bewahrt die Seele rein und schön im Schmerz (oben S. 12), stillt jede geheime Sehnsucht; in seinem tiefsten Kummer richtet sich Hyperion auf mit den Worten: „Dich will ich ehren, o Sonnenlicht, an dir mich stillen, schöner Äther, der die Sterne beseelt und auch hier diese Bäume umatmet und hier im Innern der Brust uns berührt.“ (S. 141.) „Der Äther stillt den Tapfern das geheimere Verlangen.“ (Empedokles 200.)

Weisheit und Liebe stehen dem Dichter am höchsten. Beide leben im und vom Äther.

Panthea möchte stundenlang zu den Füßen des Empedokles sitzen „und in seinen Äther schauen und auf zu ihm frohlocken, bis in seiner Himmelshöhe sich ihr Sinn verloren“. Schließlich aber muß „auch er — der Weise — aus seinem Äther doch hinab“. (Empedokles S. 126. 163.)

Die Liebe wird von des ätherischen Nektars Kräften genährt (Die Liebe), lächelnd über Silberwolken neigt sich zu ihr der Äther herab (Am Abend), den Liebenden „schweben alle Wesen, selig vereint, wie ein Chor von tausend unzertrennlichen Tönen, durch den seligen Äther“ (Hyperion S. 84.) „Wie in schweigender Luft sich eine Lilie wiegt, so regte sich in seinem Elemente, in den entzückenden Träumen von ihr, mein Wesen“ (ebenda S. 26). „Zart wie der Äther“ umwand Diotima den Geliebten (S. 113). Ihr Auge heißt ätherisch, Ätherauge (S. 81, 111, 135.)

So freut sich der Mensch am Äther und vergleicht mit ihm seine Seligkeit (Hyperion S. 48 auch 58). Er wird auch der Ort der Seligkeit. In den Äther steigen heißt sterben. „Soll er verweilen, wenn der Vater die Arme, der Äther, öffnet?“ (Empedokles S. 193. Vgl. auch S. 189 und das Gedicht: „Gesang des Deutschen“, Strophe 9.)

Das ist die schöne Ätherwelt, in der der Dichter Hölderlin lebt, in der seine Hellenen gewandelt sind und in der er die wenigen „griechischen Menschen“ wandeln läßt, die in seinen Gedichten leben und aufleben: Hyperion, Empedokles, Pausanias, Adamas, Alabanda, Panthea und vor allem sie, die im höchsten Sinne Trägerin seines Ideals ist, Diotima. Wie er aber selbst oft, auch in Diotimas Seele, schmerzlich genug den Gegensatz empfindet zwischen einst und jetzt, Griechentum und Barbarentum, Traumwelt und Wirklichkeit (die Gedichte: Abschied, Diotima, Archipelagus u. a.), so läßt er seinen Hyperion vergeblich streben, die alte, herrliche Welt wieder heraufzuführen in der Befreiung Griechenlands.

Vergeblich malt der Held sich den Sieg und seine Wirkung aus: „Dann erst, wenn die Augen all in Triumphbogen sich wandeln, wo der Menschengeist, der lang abwesende, hervorglänzt aus den Irren und Leiden und siegesfroh den väterlichen Äther grüßt ..." (S. 124.) Als er das Spiel verloren hat, ist sein einziger Trost, daß die Natur und der sie durchflutende Äther ewig bleiben. „Ihr entwürdiget, ihr zerreißt, wo sie euch duldet, die geduldige Natur, doch lebt sie fort, in unendlicher Jugend, und ihren Herbst und ihren Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Äther, den verderbt ihr nicht." (Hyperion S. 174. Vgl. oben S. 7.)

So verhält sich demnach sein Griechenkult zum Ätherkult: er sucht vergeblich mit der Seele das Land der Griechen, sieht um den breiten Archipelagus im Geiste die schimmernden Inseln, alles vom Äther umspannt; aber das alles ist ja versunken. Das einzige, was ihm das Leben in der Gegenwart und Ferne erträglich macht: das ist derselbe, alles beseelende Äther, der an die Brust wie an eine Äolsharfe rührt. Nur einmal findet er wirklich ein griechisches Wesen mit Ätheraugen: Frau Gontard-Diotima.

Man sollte nun meinen, daß in den zahlreichen von ihm erhaltenen Briefen auch Spuren dieser eigentümlichen Anschauungen vorhanden seien. Das bestätigt sich fast gar nicht. Aber wir müssen bedenken, daß es sich um eine Welt handelt, die ihm tief und rein im Gemüte steht. Die drängt sich nicht so leicht in brieflichen Mitteilungen hervor, zumal wir — von seiner ersten Jugendzeit abgesehen — gar keine Liebesbriefe von ihm haben. (Die etwa hierher gehörigen Briefe an Frau Gontard sind nicht erhalten.) Seine Briefe sind entweder Zeugnisse der Freundschaft und Kindesliebe, oder sie beschäftigen sich mit redaktionellen Dingen oder mit recht prosaischen Angelegenheiten. Die interessantesten behandeln philosophische Fragen oder zergliedern sein eigenes Ich. Doch läßt sich wohl einiges finden, was mit seinem lyrischen Ätherkult in Zusammenhang gedacht werden kann.

In der ersten Freude des Zusammenlebens mit seiner Diotima schreibt er dem Bruder: „Der Himmel und die Luft umgibt mich wie ein Wiegenlied, und da schweigt man lieber." (Litzmann S. 145.) Bald aber klagt er, an seiner Kunst verzweifelnd: „Wir leben in dem Dichterklima nicht. Darum gedeiht auch unter zehn solcher Pflanzen kaum eine" (S. 431). „Man kann jetzt den Menschen nicht alles gerade heraussagen; denn sie sind zu träg und eigenliebig, um die Gedankenlosigkeit und Irreligion, worin sie stecken, wie eine verpestete Stadt zu verlassen, und auf die Berge zu flüchten, wo reinere Luft ist[1]) und Sonn' und Sterne näher sind, und

1) Vgl. Schillers: „Auf den Bergen ist Freiheit, der Hauch der Grüfte steigt nicht hinauf in die oberen Lüfte!" überhaupt könnte, wie durch die „Götter Griechenlands" Hölderlins Griechenverehrung, so auch sein Ätherglaube von Schiller her

wo man heiter in die Unruhe der Welt hinabsieht, das heißt, wo man zum Gefühle der Gottheit sich erhoben hat, und aus diesem alles betrachtet, was da war und ist und sein wird." (S. 461.) Ein Abschiedswunsch an seine Schwester lautet: „Der heitere Himmel mag uns auch . . . aneinander mahnen und trösten" (S. 562). Als er in der Schweiz die Nachricht erhält vom Lüneviller Frieden, da sind seinen Augen „das helle Himmelblau und die reine Sonne über den nahen Alpen in diesem Augenblicke um so lieber, weil er sonst nicht gewußt hätte, wohin er sie richten sollte in seiner Freude". Dann nach einer Schilderung der alpinen Majestät fährt er fort: „Ich kann nur dastehn wie ein Kind und staunen und stille mich freuen, wenn ich draußen bin, auf dem nächsten Hügel, und wie vom Äther herab die Höhen alle näher und näher niedersteigen bis in dieses freundliche Tal . . . und da wohne ich in einem Garten, wo unter meinem Fenster Weiden und Pappeln an einem klaren Wasser stehen, das mir gar wohl gefällt des Nachts mit seinem Rauschen, wenn alles still ist und ich vor dem heiteren Sternenhimmel dichte und sinne."

Das sind Äußerungen, wie sie so ziemlich jeder Dichter gelegentlich tun könnte. Doch erhalten sie bei dem Dichter des Äthers ihre besondere Bedeutung.

In seinen von Kant, Fichte und Schiller beeinflußten philosophischen Ausführungen hat der Äther natürlich erst recht keine Stelle. Denn er ist kein Begriff, sondern eine Anschauung, die allerdings dem pantheistischen Gedanken dient. Aber die künstlerische Beschäftigung ist ihm doch wichtiger als die philosophische (Briefe S. 453f. und 469f.) und, wie schon oben angeführt: „Man muß im Gemüt die ewige Schönheit erfahren haben, ehe man sie im Denken finden kann" (Hyperion).

Es hat etwas Ergreifendes zu bedenken, daß dieser Dichter, der sich eine so lichte, selige, heitere Welt zimmerte, in der entsetzlichen Nacht des Wahnsinns enden, fast vierzig Jahre in dieser Nacht herumtappen sollte. Die Tragik wird noch erhöht, wenn Litzmann recht hat, mit seinem Versuch, den Grund seiner Umnachtung zu finden. Er erinnert an einen Brief, den Hölderlin kurz nach seiner anstrengenden und in ihren Gründen dunklen Reise von Bordeaux in die Heimat geschrieben hat. „Das gewaltige Element", schreibt er, „das Feuer des Himmels,"[1]) und die Stille der

---

manche Anregung empfangen haben. „Die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns" war Hölderlin aus der Seele gesprochen. Auch spielt im Anfang des Spazierganges die balsamische Luft und der Äther eine Rolle, und in dem Gedichte „Der Tanz" hebt säuselndes Saitengetön den ätherischen Leib. Doch ist auf solche leisen Anklänge kaum Wert zu legen.

1) Dies Komma fehlt. Doch halte ich es für nötig zum Verständnis. Hölderlins Interpunktion ist nicht immer genau.

Menschen, ihr Leben in der Natur und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit hat mich beständig ergriffen, und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen." Litzmann, der ärztliche Biograph, versteht unter „dem gewaltigen Element", dem „Feuer des Himmels", die Glut der südlichen Sonne, deren Strahlen sein Haupt während der langen Wanderung preisgegeben war. „In dem Zustande, in welchem Hölderlin die Reise antrat, von quälenden Gedanken verfolgt, kann es uns nicht wundernehmen, wenn, neben körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen, das himmlische Feuer seinen Geist in dem Maß verstörte, daß er, auf heimatlichem Boden angelangt, unter der Wucht schmerzlicher Erinnerungen, die sich hier ihm aufdrängten, zusammenbrach." Eine nicht unwahrscheinliche Vermutung! So wäre es also gerade der „belebende, beseelende, heilende Äther" gewesen, der seinen Sänger mit geistiger Blindheit schlug! Wehmütig gedenkt man hier auch unwillkürlich des Gedichtes „Der blinde Sänger", wo der Dichter gleichsam vorahnend seinen eigenen späteren Zustand beschreibt:

> Wo bist du, Jugendliches! das immer mich
> Zur Stunde weckt des Morgens, wo bist du, Licht?
> Das Herz ist wach, doch hält und hemmt in
> Heiligem Zauber die Nacht mich immer.
>
> Sonst lauscht' ich um die Dämmerung gern, sonst harrt'
> Ich gerne dein am Hügel, und nie umsonst!
> Nie täuschten mich, du Holdes, deine
> Boten, die Lüfte . . .
>
> — — Nun sitz' ich still allein, von einer
> Stunde zur anderen, und Gestalten
> Aus Lieb' und Leid der helleren Tage schafft
> Zur eignen Freude nun mein Gedanke sich.

Aus Lieb' und Leid der helleren Tage schuf auch Hölderlin im Wahnsinn noch mancherlei Verse. Wenig Sinn ist in diesen Versen und doch mancher wunderbare Klang. Der Äther wird nicht mehr besungen. Aber es mutet doch eigen an, von dem Umnachteten in dem Gedicht „Der Winter" dies unbeholfene Bekenntnis zu hören:

> Der Frühling scheinet nicht mit Blütenschimmer,
> Den Menschen so gefallend, aber Sterne
> Sind an dem Himmel hell, man siehet gerne
> Den Himmel fern, der ändert fast sich nimmer.

Es ist, als wolle er sich hier noch einmal zu seinem alten Glauben bekennen.

Hölderlin wird mit Recht unter den Romantikern genannt. Alle Romantiker bauten sich ihre eigene Zauberwelt, rückwärts gewandten Antlitzes,

mit Hilfe der Geschichte. Besonders die ältere Romantik, allen voran Friedrich Schlegel, versenkten sich gern in Leben und Kultur der Griechen. Aber vorwiegend wandten sich doch diese Literaten dem deutschen Mittelalter und der Kaiserzeit zu. Wohler als im griechischen Äther fühlten sie sich im romantischen Dunkel deutscher Wälder, Höhlen, Burgverliese; und Novalis, der ewig Jugendliche, der am meisten zum Vergleich mit Hölderlin auffordert, beschäftigte sich mit dem Bergbau, verwertete die Schauer des Schachtes in einem Liede und in seinem Roman und sang seine herrlichen, dunklen Hymnen an die Nacht. „Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnisvollen Nacht." „Getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter." „Wer oben stand auf dem Grenzgebirge der Welt und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz: wahrlich, der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset."

„Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Mut
Und sterbe die Nächte
In heiliger Glut."

Es ist ein Kontrast zwischen den beiden tief angelegten Männern, wie man ihn gerne still lesend weiter verfolgt. Und doch hatte auch Hölderlin Sinn für die „schwärmerische Nacht", die er in einem seiner schönsten Gedichte schildert. Nach der Rückkehr aber von Bordeaux, als die Geistesdämmerung schon ferne beginnt, singt er einmal die schwermütigen Verse:

Es reiche aber
Des dunklen Lichtes voll,
Mir einer den duftenden Becher,
Damit ich ruhen möge; denn süß
Wär' unter Schatten der Schlummer.

Zur Ästhetik der Balladen Schillers.[1])

Von **Louis Marchand** in Paris.

Wir haben nicht vor zu untersuchen, worin das Wesen der Ballade besteht, noch die so umstrittene Frage wieder aufzunehmen, ob Schiller echte Balladen geschrieben hat oder nicht. Wenn wir dem Wort „Ballade“ die Bedeutung beilegen, die es im Englischen, besonders seit der Veröffentlichung Percys „Reliques of ancient English Poetry“ (1765) besitzt, und die es, dank Herder und Bürger, auch im Deutschen beibehalten hat, so ist es klar, daß Schiller eigentlich kein Balladendichter ist. Zwischen der geheimnisvollen, unheimlichen, düsteren Stimmung von Bürgers Leonore z. B. und dem sonnenfreudigen, klaren, beruhigenden Ton der „Bürgschaft“ gähnt eine Kluft, die der Begriff „Ballade“, so umfassend er auch sein mag, unmöglich überbrücken kann. Einem so scharfsichtigen Beobachter wie Schiller konnte dieser Unterschied zwischen seiner eigenen Auffassung von der Ballade und der allgemein gültigen nicht entgehen. Er, der sich so sehr bestrebte, das Gebiet der verschiedenen literarischen Gattungen streng zu umgrenzen, mußte unter dem Namen „Ballade“ eine besondere, bestimmte Dichtungsart verstehen. Ein so bewußter Künstler wie er hätte einigen seiner Gedichte keinen gemeinsamen Namen gegeben, wenn er nicht dadurch eine eigentümliche poetische Gattung hätte bezeichnen wollen. Und zwar darf es uns nicht wundern, daß Schiller dabei zu einem Worte griff, das schon eine festgesetzte Bedeutung besaß. Es lag ja in seiner Natur, die Sprache mit tyrannischer Willkür zu beherrschen, und, wie z. B. aus der Abhandlung über „naive und sentimentale Dichtung“ hervorleuchtet, manchmal den Sinn der Ausdrücke zu zwingen. So setzt die Schillersche Ballade eine besondere Ästhetik voraus. Wir beabsichtigen, die Grundzüge derselben, wie sie in den Balladen selbst, in den Briefen und in den theoretischen Schriften Schillers über „naive und sentimentale Dichtung“ und „über Bürgers Gedichte“ zerstreut liegen, zusammenzustellen und in ihrem ursprünglichen Zusammenhang darzulegen.

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, Cotta. — Briefwechsel zwischen Schiller und Körner, herausgegeben von Goedeke, 1878. — Vilmar: Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 1881, S. 431 ff. — Viehoff: Schillers Leben, 1888, dritter Teil, S. 63 ff. — Palleske: Schillers Leben und Werke, 1879, II. Band, S. 402 ff. — Wychgram: Schiller, 1895, S. 381 ff. — Otto Harnack: Schiller, 1898, S. 256 ff. — Goldschmidt: Die deutsche Ballade. Beilage zum Bericht über das Schuljahr 1890—91 der höheren Bürgerschule Talmud Tora. Hamburg 1891.

Die ganze Ästhetik der Schillerschen Ballade beruht auf folgenden drei Fragen:

Welches ist die Idee der Ballade?
Welche Stoffe werden zur Darstellung dieser Idee verwandt?
Wie werden diese Stoffe behandelt?

I. Die Idee der Schillerschen Ballade.

Daß die Ballade Schillers eine Ideendichtung ist, unterliegt keinem Zweifel. Dafür zeugen nicht nur die Gedichte selbst, deren Hauptgedanken von allen Auslegern Schillers hervorgehoben worden sind, sondern auch, und vor allem, die Äußerungen unseres Dichters. „Ich habe von der Ballade", schreibt er den 2. Oktober 1797 an Körner, „keinen so hohen Begriff, daß die Poesie nicht auch als bloßes Mittel dabei statthaben dürfte . . . Die Trockenheit, die du an dieser Ballade (den Kranichen des Ibykus) und auch am Polykrates bemerkst, mag von dem Gegenstand wohl kaum zu trennen sein, weil die Personen nur um der Idee willen da sind, und sich als Individuen derselben subordinieren."[1])

Aber ist jede Schillersche Ballade die Trägerin eines besonderen Gedankens, oder dienen sie alle zur Veranschaulichung eines höheren, gemeinsamen Begriffes?

Wir glauben, daß sie sich alle auf eine einzige Idee zurückführen lassen können. Dem Hauptgedanken nach zerfallen sie in der Tat in drei Gruppen:

1. Kassandra[2]), Der Ring des Polykrates und Der Taucher weisen darauf hin, daß wir als Menschen nicht übermenschlich glücklich werden können, daß wir von den Göttern kein rein geschenktes Glück erwarten dürfen. Unter den jubelnden Trojanern wird nur Kassandra diese furchtbare Wahrheit inne; ein verhängnisvolles Wunder lehrt sie den Polykrates; weil er übermütig getrotzt hat, geht der Taucher unter.
2. Ist die Welt so schlecht? Sind die Götter nur neidisch und böse? — Nein, antwortet der Dichter in den Kranichen des Ibykus. Das Leben ist an sich nicht ungerecht, es herrscht eine immanente Gerechtigkeit, die den Verbrecher dem „Strahl der Rache" überliefert, eine höhere Ordnung, die das vom Mörder gestörte Gleichgewicht wieder herstellt. Der Zug der Kraniche versinnlicht, als Naturphänomen,

---

1) Siehe noch den Brief von Schiller an Körner vom 27. April 1798.

2) Nach der projektierten Ausgabe der Werke Schillers von 1804 gehörten auch Kassandra, Hero und Leander, Der Handschuh, Der Alpenjäger, Der Kampf mit dem Drachen unter die Balladen. Siehe in Seufferts Vierteljahrschrift, 1890, S. 128. Kettner: Die Anordnung der Schillerschen Gedichte.

das Gesetz, das über der ganzen Welt, auch über der moralischen, waltet.[1])

3. Noch mehr; der Mensch darf nicht nur an die Gerechtigkeit des Lebens glauben, er kann auch glücklich werden, glücklich wie Hero, die vor der Leiche Leanders an der Güte der Götter nicht verzweifelt und sich ihnen mit Dankbarkeit und freudiger Liebe hingibt.

> Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
> Strenge treibt ihr eure Rechte,
> Furchtbar, unerbittlich ein.
> Früh schon ist mein Lauf beschlossen;
> Doch das Glück hab ich genossen,
> Und das schönste Los war mein.

Glücklich wie der Ritter Toggenburg, der so viele Tage, so viele Jahre, harrend ohne Schmerz und Klage, nach der Erscheinung der fernen Geliebten späht. Vielleicht gleicht das ideale Glück jener Himmelsbraut, die wir arme Verliebte nur von fern ansehen dürfen, und deren ruhiges, engelmildes Gesicht uns bis zum Tode tröstet! Aber um dieses Glück zu genießen, müssen wir ein reines Herz, eine fromme, dem göttlichen Willen ganz ergebene Seele, eine „energische Naivität" besitzen. Ja „naiv" müssen wir sein, naiv im Schillerschen Sinn, naiv wie Damon, der an Liebe und Treue glaubt und mit unbeugsamem Streben, mit blinder Zuversicht alle Hindernisse überwindet, um dem Freund „die Pflicht nicht zu brechen"; naiv wie Fridolin, der fromme Knecht, der, unbewußt der schrecklichen Gefahr, die ihm droht, ganz harmlos betet und wunderbar gerettet wird; naiv wie der Graf von Habsburg, der sich „mit Demutsinn" des armen, nach der Himmelskost schmachtenden Mannes erbarmte, und vom „Göttlichen Walten" auf den Kaiserthron gesetzt wurde; naiv wie der Johanniter Ritter, der, obwohl das Gesetz seines Ordens ihm den Kampf mit dem Drachen untersagte, doch des Gesetzes Sinn und Willen treulich zu erfüllen vermeinte und das Ungeheuer bezwang und tötete.

Wenn wir die Hauptgedanken der angeführten Balladen überschauen, so sehen wir, daß sie einerseits den Wahn bekämpfen, wir könnten unverdient glücklich werden, anderseits uns mahnen, unser Glück dadurch zu erkämpfen, daß wir unserer guten, naiven Natur folgen. Zwischen diesen beiden Gruppen eröffnet uns Schiller in den Kranichen des Ibykus eine großartige Aussicht über die unveränderlichen, unerbittlichen Gesetze des

---

1) Siehe Brief von Goethe an Schiller vom 12. und 23. August 1797.

Weltalls. Aber diese Hauptgedanken sind nur verschiedene Auslegungen eines und desselben tieferen, umfassenderen moralischen Grundsatzes: kein Glück dürfen wir hoffen, außer unserem selbständigen „natürlichen“ Streben nach dem Guten. Hatte doch Körner selbst die Idee der Ballade in die Formel zusamengefaßt: „ihr Ziel ist Sieg nach einem schweren Kampf oder heldenmütige Resignation bei dem Übergewicht der äußeren Kraft.“[1])

Und diese Anschauung steht in vollkommener Übereinstimmung nicht nur mit der Philosophie Schillers zur Zeit wo er seine Balladen dichtete, sondern auch mit den Einflüssen, unter denen er damals stand. Damals hatte er sich von dem Kantischen Idealismus vollständig losgelöst. Er neigte, wie seine „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ beweisen, zu einem positiven, verklärten Realismus, der den Glauben an Gott nicht aufhob, der aber den Menschen überhaupt auf sich selbst anwies und ihm in der Pflege seiner besseren angeborenen Triebe die Rechtfertigung seines Daseins und der Schöpfung finden ließ. Als optimistischer Glaube an den Wert der moralischen Triebe des Menschen erinnert die Idee der Schillerschen Ballade seltsam an Goethes Faustisches Selbstvertrauen und mutiges Streben; als weise Mahnung an menschliche Beschränkung und Ergebung zeugt sie von der tiefen Wirkung, die die Griechen in jenen Jahren auf unseren Dichter ausübten. Es scheint, als ob Schiller in seinen Balladen die Goethesche und die griechische Lebensphilosophie hätte zusammenschmelzen wollen, und als ob er in dem poetischen Ausdruck einer höheren Weisheit die endgültige Lehre, die er aus seinen eigenen Erfahrungen zog, niedergelegt hätte.

II. Der Stoff der Ballade.

Daß nur wenige Stoffe zur Darstellung einer solchen Philosophie passen, versteht sich von selbst. Schiller klagt oft darüber, daß er keinen Gegenstand finden kann, der der Idee vollkommen würdig sei.[2])

Die Stoffe müssen in der Tat drei Hauptbedingungen erfüllen: Erstens müssen sie als Träger eines rein menschlichen Gedankens rein menschlich sein. Weil der Gegenstand des Alpenjägers diesem Ideal nicht entsprach, wurde dieses Gedicht, das Schiller einige Zeit unter seine Balladen gereiht haben soll, endgültig ausgeschlossen. Aus keinem anderen Grund wurde der Handschuh eine „Erzählung“ betitelt. Darum hat unser Dichter nie „moderne Kultur und konventionelle Verhältnisse“ in seinen Balladen ver-

---

1) Brief an Schiller vom 27. September 1797. (1797 das Balladenjahr!)

2) Brief von Schiller an Körner vom 22. Juli 1797. — Siehe auch Brief von Körner an Schiller vom 30. Juli 1797 und Schiller, Über Bürgers Gedichte, Werke, Säkularausgabe Cotta (1905), XVI. S. 226 ff.

wandt, wie Körner es ihm riet.[1]) Darum hat er keiner der Sagen, die er benutzt hat, ihren eigentümlichen nationalen Charakter bewahrt, sondern sie so allgemein, so menschlich als möglich dargestellt. Kein Wort erinnert daran, daß Fridolin eine bretonische Sage ist. Wenn Schiller aus den griechischen Sagen eine größere Anzahl seiner Balladen entlehnte und sie ihrer griechischen Farbe nicht beraubte, so kommt es daher, daß Griechenland in seinen Augen als das Land der reinen Menschlichkeit galt.

Zweitens müssen die Stoffe der Balladen den Gedanken klar und vollkommen veranschaulichen. „Solche Gedichte", schreibt Körner an Schiller[2]), „setzen keine Bekanntschaft mit besonderen Ideen voraus. Sie wirken allgemein . . ." Stoff und Idee sollen einander so vollständig entsprechen, daß letztere aus dem ersteren von selbst hervorgehen muß. Kassandra und Hero und Leander wurden nicht mehr als Balladen bezeichnet, weil sie Motive enthielten, die den Hauptgedanken störten. In Kassandra kommt die Schuld der Trojaner an ihrem eigenen Unglück nicht deutlich genug zum Vorschein. Die Hauptidee des Gedichts: Unstetigkeit des Glückes, notwendige Vorbereitung auf das drohende Mißgeschick, könnte nicht nur allzu pessimistisch ausgedeutet werden und niederschlagend wirken, sie tritt vielmehr auch vor dem besonderen historischen Interesse der Fabel zu sehr zurück.

Ebenso verhält es sich mit Hero und Leander, wo die Liebe als egoistischer, unbewußter Naturtrieb eine zu große Rolle spielt und die Tätigkeit des freien, unbewußten Willens nicht scharf genug hervortreten läßt. Aus demselben Grund taufte unser Dichter die „Ballade": Der Kampf mit dem Drachen in eine „Romanze" um, und die Ausleger irren, die meinen, Schiller habe dabei aus Versehen gehandelt.[3]) Im Gegensatz zu den übrigen Balladen setzt dieses Gedicht eine nähere Bekanntschaft mit besonderen Ideen voraus: mit dem christlich-mönchisch-ritterlichen Wesen, mit der mittelalterlichen Anschauung von Mut und Pflicht. Rein menschlich ist der Stoff nicht, und der Hauptgedanke: der Sieg des bewußten Willens über die rohe Kraft, und die Schönheit der Selbstbeherrschung verschwindet ganz und gar hinter den materiellen Einzelheiten der Erzählung.

Schließt die erste Bedingung die nationalen Gegenstände oder diejenigen aus, die, wie Leonore, mit der besonderen Gemütsart eines Volkes allzu eng verknüpft sind, so macht die zweite die Verwendung von geheimnisvollen Stoffen unmöglich. Durchsichtig müssen sie sein, damit uns die Idee durch sie entgegenleuchten könne.

Aus diesen beiden Bedingungen erwächst die dritte. Da die Personen einerseits rein menschlich handeln müssen, anderseits als Träger der Idee

1) Körner an Schiller 30. Juli 1797. 2) Den 9. Juli 1797.
3) Vgl. Goldschmidt a. a. O. S. 32.

über sich selbst hinaus auf die Stellung der Menschen in der Welt und in der Gesellschaft weisen, da sinnliche Verhältnisse eine „übersinnliche Wirkung"[1]) ausüben sollen, so muß der Dichter den Moment wählen, wo gleichsam das Schicksal der Personen mit dem Weltgeschick zusammenstößt, wie im Ring des Polykrates, in den Kranichen des Ibykus, im Taucher, im Gang nach dem Eisenhammer oder wo wenigstens ihr Handeln das Los der ganzen Menschheit angeht, wie in der Bürgschaft, im Ritter Toggenburg und im Grafen von Habsburg.

„Der eigentliche Stoff der Ballade", schreibt Körner den 27. September 1797, „ist höhere menschliche Natur in Handlung." Ja, aber in einer Handlung, die die ganze Weltordnung oder die gesellschaftliche Ordnung oder vielmehr beide zusammen in ihren inneren Beziehungen abspiegelt.

III. „Behandlung" der Ballade.

So wie die besondere Idee der Ballade die Wahl des Gegenstandes bedingt, so bedingen auch Idee und Stoff deren Behandlung.

Seinem Werk gegenüber verfährt der Dichter bald als Künstler, bald als Techniker. Als Künstler bestimmt er die Gattung seines Gedichts: er gliedert die Massen seines Objekts; er bietet alles auf, was zur Entstehung einer besonderen „Stimmung" beitragen kann. Als Techniker gebraucht er die Kunstgriffe, die ihm zu Gebote stehen, er bewährt an seinem Werk nicht mehr seinen Kunstsinn, sondern seine Geschicklichkeit.[2])

Als Künstler machte Schiller aus der geheimnisvollen, angsterregenden Bürgerschen Ballade wohl eine lichtdurchtränkte Ideendichtung, aber keine Gedankendichtung. Nirgends ergreift er persönlich das Wort, nirgends tritt er als Moralist auf; keine Lehrgedichte, keine symbolische Dichtungen[3]) schreibt er, sondern Kunstwerke, die bloß durch ihre Schönheit und durch das Schicksal, das sie offenbaren, erschüttern und bilden sollen. Keine „Moral" fügt er seinen Dichtungen hinzu; aber er versteht sich darauf, die Lehre, die er beibringen will, in die letzte Strophe oder in den letzten Vers zu legen, und zwar derart, daß sie nicht wie Lehre klingt, sondern als natürlicher Schluß der Handlung ahnungsvolle Gedanken im Geist des Hörers erweckt.

Und doch ist die Schillersche Ballade keine erzählende Dichtung. Sie führt uns zwar bloß Ereignisse und Handlungen vor, sie scheint dieselben nur um ihretwillen zu behandeln; aber, wie wir klargelegt haben, ist das

---

1) Schillers Brief an Körner vom 2. Oktober 1797.
2) Vgl. Brief von Körner an Schiller vom 8. Oktober 1797.
3) Siehe Brief von Schiller an Körner vom 27. April 1798.

bloß Schein. Hat doch Schiller selbst den Handschuh keine Ballade, sondern eine Erzählung betitelt.

Einer anderen wichtigen literarischen Gattung kommt aber die Schillersche Ballade viel näher, nämlich dem Epos. Beide entrollen gewöhnlich mitten unter großartigen Naturszenen menschliche Handlungen in ihren Beziehungen mit dem Weltschicksal, beide führen durch konkrete Schilderung zu moralischen Schlüssen, beide bringen dieselbe „erhabene" Stimmung hervor. Daher ist die Ballade Schillers auch oft ein kleines Epos genannt worden. Schon Körner gab ihr diesen Namen: „Was sie von dem sogenannten epischen Gedicht unterscheidet", schreibt er[1]), „ist, däucht mir, bloß der kleinere Umfang." Das ist aber nicht ganz richtig. Noch etwas, und zwar etwas Wesentliches, unterscheidet beide Gattungen voneinander. Der größere Umfang ist von dem Begriff Epos beinahe unzertrennlich. Da Schiller über „den größeren Umfang" nicht verfügte, so mußte er zu „unepischen" Mitteln seine Zuflucht nehmen; und zwar griff er dabei zu dem Verfahren, das er am besten beherrschte, zum dramatischen. Ja, Schillers Balladen sind kleine Dramen durch das plötzliche Hereintreten und die kühne Bündigkeit ihrer „Exposition"[2]), durch die tragische Zuspitzung des Interesses, durch das drohende, allmähliche, unabwendbare Herannahen der Katastrophe, durch die Vorführung von Personen, die „um der Idee willen" da sind, durch das heiße Leben, das sie beseelt.

Wie gelingt es Schiller, die befriedigende Ruhe des Epos mit der erschütternden Tragik des Dramas zu verbinden? Darüber wird uns ein näheres Eingehen auf seine Technik vielleicht Aufschluß geben.

Im großen und ganzen verdankt die Schillersche Ballade ihre epische Ruhe der technischen Bearbeitung ihrer Form, ihre Lebendigkeit und dramatische Bewegung der technischen Verwertung ihres Inhalts.

Zuerst bewies Schiller an der dramatischen Fülle des Inhalts seine technische Geschicklichkeit. Sollte der Stoff die Seele des Lesers ergreifen, so konnte es, nach seiner Ansicht, nur auf einem Weg geschehen, nämlich durch die Anschaulichkeit, die frische Lebendigkeit, die Wahrheit, ja die innere Notwendigkeit[3]) seiner Darstellung. Plastisch und packend sind seine Schilderungen, als wollte er die Natur unmittelbar vor unsere Augen zaubern; sein dramatischer Sinn für Handlung läßt ihn sogar die toten Elemente beleben und sie wie z. B. im Taucher, in der Bürgschaft, in

---

1) Den 8. Oktober 1797.

2) Schiller unterscheidet in seinen Balladen (wie in seinen Dramen) eine Exposition, eine Entwickelung und eine Katastrophe. Siehe Brief von Schiller an Goethe vom 31. August 1797.

3) Siehe Brief von Schiller an Goethe vom 1. März 1795.

Hero und Leander, ja in den Kranichen zu furchtbaren Gegnern seiner Helden werden. Der Wunsch, wahr zu sein, treibt ihn so weit, daß er weder gegen die materielle[1]), noch die historische[2]), noch die psychologische[3]) Genauigkeit verstoßen will. Indem Schiller außerdem alle Hauptmotive seiner Stoffe auszubeuten versteht, sie nur innerhalb seines Gegenstandes sucht und nie zu willkürlichem Beiwerk seine Zuflucht nimmt, verleiht er seinen Balladen nicht nur die dramatische Kraft zusammengedrängten Lebens, sondern auch die Selbstbestimmung, die Weihe höchster Naturschönheit.

Aber dieses stürmische Leben wird gleichsam im goldenen Netz der Form gefangen gehalten, und dieses Netz hat unser Dichter fest und unzerreißbar gewoben.

Ruhe der Form erreicht er überhaupt durch den Gebrauch allgemeiner veredelnder Ausdrücke, welche die Verhältnisse und Personen scharf bezeichnen und sie doch, ohne sie zu Symbolen zu machen, in eine ferne, ideale Welt versetzen.

> Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp'
> Zu tauchen in diesen Schlund? . . .
> Der König spricht es . . .

Die allgemeinen Bezeichnungen: „Rittersmann", „Knapp", „König" genügen, um die grauferne, romantische, mittelalterliche Zeit hervorzurufen; von den Personen aber erfahren wir nichts weiter, als was sich unmittelbar auf die Handlung bezieht.

Gewöhnlich reicht ein einfaches Beiwort, eine Apposition hin, die Personen zu charakterisieren, wie z. B. bei Dionys, „dem Tyrannen", Fridolin, „dem frommen Knecht", Ibykus, „dem Götterfreund". Mit ebenso gewählten, poetischen Zügen zaubert Schiller in Hero und Leander „die altersgrauen Schlösser, leuchtend in der Sonne Gold" hervor.

Nirgends verletzt er die Würde des Gegenstands; kein alltäglicher oder niedriger Ausdruck erinnert den Leser an seinen beunruhigenden, engen, endlichen, unfreien Zustand, an menschliche Beschränkung. In keiner Ballade kommt jener sinnliche, unkünstlerische „Zusammenwurf von Bildern", jenes „Mosaik von Zügen" vor, die nach Schillers Ansicht die Gedichte Bürgers so oft verunstalten.[4])

Mit ebenso großer Sorgfalt vermeidet unser Dichter den üppigen, bunten Farbenwechsel seines Vorgängers. Im Gegensatz zu ihm erhöht er hingegen die lindernde Einheit der Stimmung durch das sanfte, goldene, zauberische Licht, das er über seine ganze Schilderung verbreitet.

---

1) Brief von Schiller an Goethe vom 6. Oktober 1797.

2) Schiller an Goethe 17. September 1797.

3) Schiller an Goethe 7. September 1797.

4) Über Bürgers Gedichte a. a. O. S. 236.

Indessen bringt diese Einheit der Züge und der Farben keine Einförmigkeit mit sich. Der Dichter weiß auch, wie er sagt, „die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln“[1]): vor allem aber kommt es ihm darauf an, „einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben“.[2]) Der reinen Einheit des „Lichtes“ muß natürlich eine würdevolle Einheit und „Kontinuität“ des Tones entsprechen. Die in der gewöhnlichen Ballade so beliebten Wiederholungen, Schallwörter, Ausrufungen, Unterbrechungen, den Refrain, einen leidenschaftlich bewegten Rhythmus hält Schiller nicht bloß für unästhetische „Kindereien“, sondern auch für grobe, sinnliche, der wohltätigen Wirkung der Dichtung schroff zuwiderlaufende Fehler. Er ist hingegen bestrebt, durch die Verwendung von regelmäßigen Strophen, auch ein gleichförmiges und gehaltenes Klangmaß, durch kunstvoll gewählte und angebrachte Reime, kurz durch alles, was an Regel und Harmonie erinnern kann, „durch die Kraft des Rhythmus und den Wohlklang der Sprache die unverdorbene Menschennatur zu ergreifen und in eine feierliche Stimmung zu versetzen“.[3])

Ist nun diese Ästhetik der Ballade auf einmal und „ganz gewappnet“ aus dem Geiste des Dichters emporgestiegen? Gewiß nicht; seine Vorstellung von dieser Dichtungsart hat lange geschwankt; manche Gedichte, die er zuerst Balladen betitelt hatte, haben diesen Namen verloren; als er den Gang nach dem Eisenhammer schrieb, glaubte er sogar, und zwar unserer Meinung nach nicht ganz mit Unrecht, auf ein neues „Genre“ geraten zu sein.[4])

Aber bei der endgültigen Zusammenstellung seiner Balladen verfuhr er, wie wir auseinander zu setzen versuchten, nach festen Grundsätzen. Nach und nach wurde sein Begriff immer bestimmter, und schließlich ließ er als Balladen nur die Gedichte bestehen, welche wenigstens die Hauptbedingungen erfüllten: den Taucher, den Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, die Bürgschaft, Ritter Toggenburg, den Gang nach dem Eisenhammer, den Grafen von Habsburg.

Warum hat Schiller gerade „Balladen“ geschrieben? Wenn wir aus seinen Briefen, aus seinen theoretischen Schriften und aus der Wirkung dieser seiner Dichtungen auf seine Absicht schließen dürfen, so hat er mit seinen Balladen das Ideal des volksmäßigen Gedichts zu verwirklichen gesucht, das er in seiner Kritik der Bürgerschen Gedichte entworfen hatte. Seine Balladen sollten jene „Popularität“ erlangen, die Bürger mit Recht

1) a. a. O. S. 236. 2) a. a. O. S. 236.

3) Brief von Körner an Schiller vom 30. Juli 1797.

4) Schiller an Körner 20. Oktober 1797.

für das Siegel der Vollkommenheit erklärt hatte. Aber im Gegensatz zu seinem Vorgänger trachtete Schiller nicht nach einer gemeinen Volkstümlichkeit. Er wollte jener Volksdichter werden, der, „ohne auf den Beifall der gebildeten Klasse zu verzichten, sich der Fassungskraft des großen Haufens anzubequemen weiß", vielmehr „durch die Größe seiner Kunst den ungeheueren Abstand zwischen beiden aufhebt".[1]) Daher die glückliche Wahl seiner Stoffe und die schöne „Simplizität" in der Behandlung derselben. Deswegen wählte er nur „Situationen und Empfindungen, die den Menschen als Menschen eigen sind". Deswegen untersagte er sich sorgfältig alles, „wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt"; deswegen versuchte er „durch die reine Scheidung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückzurufen". Deswegen bemühte er sich, „in stillschweigendem Einverständnis mit den Vortrefflichsten seiner Zeit, die Herzen des Volkes an ihrer weichsten und bildsamsten Seite zu fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhilfe zu geben und das Leidenschaftsbedürfnis, das der Alltagspoet zu geistlos und oft so schädlich befriedigte, für die Reinigung der Leidenschaft zu nützen". Deswegen endlich strebte er danach, selbst „die erhabenste Philosophie des Lebens in die einfachen Gefühle der Natur aufzulösen".[2])

Wer wollte behaupten, daß er als Künstler, als Dichter, als Volkserzieher sein Ziel nicht erreicht hat?

Bruckmanns Pigmentdrucke.

Von **Julius Sahr** in Gohrisch b. Königstein (Elbe).

Das heutige Leben verlangt vom einzelnen eine ganz andere Stellungnahme zur Kunst, als das vor einem Menschenalter der Fall war; aber wir haben auch weit reichere und bessere Mittel in der Hand, um uns ein persönliches Verhältnis zur Kunst zu erarbeiten. Durch die vielen Kunstausstellungen, große und kleine, die selbst bis in entlegenere Städte dringen, durch weitgehende Besprechung der Kunst in der Tagespresse und allen Zeitschriften, durch die Kunsterziehungstage und den Meinungsaustausch, den sie hervorriefen, sind künstlerische Fragen heutzutage in das Licht allgemeiner Teilnahme gerückt worden. Die Kunst ist so gut eine öffentliche Angelegenheit, wie andere wichtige Gebiete unserer Kultur. Dazu kommen noch die zahlreichen Hilfsmittel zur Kunstpflege in Schule

1) und 2) Über Bürgers Gedichte a. a. O. S. 230.

und Haus, in den Kreisen der Familie und der Erziehung. Zu ihnen gehören auch die Bruckmannschen Pigmentdrucke[1]), von denen ich heute berichten möchte. Man folge mir zu ihnen auf einem kleinen Umwege.

Vor etwa 30 Jahren zählte man diejenigen, die in einem persönlichen Verhältnis zur Kunst standen, zu den Auserlesenen, Begünstigten; und der Satz, daß zur Kunst besondere Begabung gehöre, galt nicht nur, wie billig, von der Ausübung der Kunst, sondern auch vom Kunstverständnis, vom Kunstgenuß. Nun ist gewiß nicht zu leugnen, daß die Kunst keinem Menschen nahe tritt, der nicht ein gewisses Etwas in sich fühlt, das keine Erziehung ersetzen oder geben kann — mag man es nun Anlage, Seelenstimmung oder sonstwie nennen. Wir sind aber heute der Ansicht, daß dieses Etwas doch ziemlich weit verbreitet ist, ja, daß es eigentlich zu der gesunden, unverkümmerten Natur des Menschen gehört. Wir meinen heute, die Fähigkeit, Kunst zu verstehen, zu genießen, mit anderen Worten, die Welt mit Sinnen und Augen des Künstlers anzuschauen, schlummere bis zu einem gewissen Grade, so gut wie andere allgemeine menschliche Fähigkeiten, in jeder unverkrüppelten Menschenseele. Und weil wir dies glauben, deshalb führen wir die Erziehung zur Kunst in die Schule ein: wie andere Keime, soll und kann die Schule auch die künstlerischen Keime im Menschen wecken, hegen und pflegen, so daß einst der Erwachsene wie im Leben so auch in der Kunst sich selbst zurechtfinde und weiterbilde. Nur das Rüstzeug, sich draußen in der Welt sein Leben zu zimmern, soll und will die Schule dem Menschen mitgeben. Und damit es einst dabei auch nicht am Genuß und Segen des Schönen in Natur und Kunst fehle — an so mancher Feierstunde des Lebens — deshalb treiben wir Kunsterziehung.

Es wäre ungerecht und der Wahrheit zuwider, wollte man verkennen, daß auch früher schon die Schule in diesem Sinne gewirkt habe. Freilich geschah dies nur vereinzelt. Zum allgemeinen Durchbruch sind diese Ideen erst allmählich, zuletzt durch den kräftigen Ruck der Kunsterziehungstage gelangt. Was früher in der Schule für Kunsterziehung geschah, war vorwiegend Werk des zufälligen Zusammentreffens günstiger Umstände oder persönlicher Liebhaberei: einzelne begabte Lehrer, denen die Kunst selbst Lebensbedürfnis war, haben immer schon ihren Schülern davon mitgeteilt, und im allgemeinen möchte ich doch glauben, daß die Mehrzahl der höheren Schulen sich wenigstens je eines kunstliebenden Lehrers erfreut hat.

---

1) Gesamtverzeichnis von Bruckmanns Pigmentdrucken nach Werken der klassischen Malerei, sowie der Bruckmannschen Reproduktionen von Handzeichnungen alter Meister. Alphabetisch nach den Meistern geordnet. Mit acht Mezzotintogravüren. Preis 75 Pfg. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., 1905. 8°. VI, 211 Seiten.

Vor allem war es der Zeichenunterricht, der künstlerische Keime ausstreute. Wo, wie es öfters vorkam, der Zeichenlehrer die volle Vorbildung der Kunstakademie genossen hatte oder selbst ausübender Künstler war, da ging auch auf seinen Unterricht ein Abglanz von dem Schönen über, das ihn beseelte. Dies äußerte sich unter anderem in der Wahl der Vorlagen. Man mag gegen das Kopieren von Kunstwerken, z. B. Ludwig Richterscher Holzschnitte, im Zeichenunterricht einwenden, was man will: das ist indes nicht zu bestreiten, daß die genaue Nachbildung einer solchen Vorlage einem erst die Augen für ihre Schönheiten geöffnet hat. Und wenn dann, wie es mehrfach Sitte war, die eifrigsten Zeichner mit „Zeichenprämien" beschenkt wurden, so bekam damit der junge Mensch eine gute Radierung, einen Kupferstich oder die Photographie eines Kunstwerkes in die Hand, wodurch sich ihm meist wieder ein neues Gebiet der Kunst auftat. Und dann noch ein wichtiges psychologisches Moment: mit welch anderen Augen sah der also Beschenkte diese Gabe an, als sonstige, etwa fremd an ihn herantretende Kunstwerke. Solche in gewissem Sinne doch erarbeitete Kunstwerke bleiben als teuere Jugenderinnerung noch dem Manne heilig. Sollten früher wirklich viele Schulen solch anregender kunsterziehlicher Momente des Zeichenunterrichts ganz entbehrt haben? Ich kann's nicht glauben; mir ist's immer, als malten da die heutigen Kunsterziehungsfanatiker die Vergangenheit zu schwarz.

Auch im übrigen Unterricht fehlte es vor 30 Jahren nicht ganz an künstlerischen Anregungen. Wir bekamen einmal im deutschen Unterricht die Aufgabe, das Hermannsdenkmal E. von Bandels nach Abbildungen zu beschreiben, ein andermal hatten wir nach dem Kupferstich eines Schwindschen Wartburgbildes einen Aufsatz anzufertigen. Wir haben dies mit Vergnügen getan. Im Religionsunterricht in O I warf unser Lehrer einen geschichtlichen Blick auf die kirchliche Baukunst, Malerei und Musik, was sehr anregend war. Ganz besonders aber erinnere ich mich noch heute mit innigem Danke des Unterrichts in U I, wo der von uns ohnehin hochverehrte Lehrer uns am Jahresschluß an der Hand von Seemanns kunsthistorischen Bilderbogen einen Abriß der Kunstgeschichte gab. Das war für manchen von uns eine Offenbarung — so unzulänglich die damaligen Anschauungsmittel im Hinblick auf die heutigen waren! Denn was bedeuten die damaligen Holzschnitte jener Bilderbogen z. B. gegen die heutigen Seemannschen Wandbilder[1]: mächtig große,

---

1) Meisterwerke der bildenden Kunst. Baukunst, Bildnerei, Malerei in hundert Wandbildern. Mit Text von Dr. Georg Warnecke. Zehn Lieferungen zu je 15 M., Leipzig, E. A. Seemann. Blattgröße 60 × 80 cm. Die mir vorliegenden Lieferungen des ausgezeichneten Werkes tragen die Jahreszahl 1897.

vorzügliche Lichtdrucke nach Werken der Baukunst, Plastik und Malerei, oder gegen einen modernen Netzdruck, einen Pigment- oder Kupferdruck, wie es die Bruckmannschen sind? Jene Holzschnitte gaben schon infolge ihrer Kleinheit kaum die Komposition und Linie des Kunstwerkes dürftig wieder, vom Gesichtsausdruck, vom Licht- und Schattenspiel, von den Farbenwerten ganz zu geschweigen! Und wie kommen all diese für ein Kunstwerk so wichtigen Elemente in den modernen, hochinteressanten Reproduktionsverfahren wieder! Natürlich gab es ja damals auch Holzschnitte von Künstlerhand, wie die nach Menzel und Ludwig Richter, Bilder, die einer guten Radierung, einem Kupferstich gleichwertig waren; aber sie waren selten und die große Zahl der handwerksmäßig hergestellten Holzschnitte überwog.

Und doch: der tiefe Eindruck jener ersten Kunstoffenbarungen hat sich der Erinnerung fest eingegraben und ist auch durch die herrlichsten Originalwerke, die zu sehen ich später so überreich Gelegenheit hatte, nicht ausgelöscht worden.

Wenn nun mit jenen bescheidenen Hilfsmitteln schon mancherlei erreicht wurde — was muß sich da erst mit den heute zu Gebote stehenden erzielen lassen! Die verschiedenen mechanischen Reproduktionsarten sind in einer Weise vervollkommnet und zugleich verbilligt worden, wie man es früher nicht für möglich gehalten hätte. Damit ist aber auch der Weg eröffnet worden, Tausenden und Abertausenden das Gebiet der Kunst zu erschließen. Denn jetzt braucht weder die bescheidenste Schule, noch der mit wenigen Mitteln ausgestattete einzelne, noch auch der von den großen Kultur- und Kunstzentren, von Museen und Galerien entfernt Lebende von den Segnungen der Kunst ausgeschlossen zu bleiben, und jeder, der den Trieb in sich fühlt, kann ein persönliches Verhältnis zur Kunst gewinnen.

* * *

Eines der vornehmsten Mittel, und wohl das reichhaltigste zur Einführung der Kunst in die weitesten Volkskreise, also auch in die Schule sind Bruckmanns Pigmentdrucke, über deren erstes, soeben vorliegendes vollständiges Verzeichnis ich heute berichten möchte.

Es ist ein Oktavband von 211 Seiten, übersichtlich — alphabetisch nach den Meistern — geordnet, klar, ja musterhaft gedruckt, hübsch ausgestattet und fest kartoniert, für den billigen Preis von 75 Pf. zu haben. Überdies ist der Band mit acht ausgezeichneten Mezzotintogravüren geschmückt, auf die ich noch zurückkomme. Der Katalog zählt etwa 6000 Nummern auf, Reproduktionen von Ölgemälden, Aquarellen, Pastellbildern und Handzeichnungen, letztere nur von älteren Meistern; die übrigen Kunst-

werke stammen aus allen Zeiten der Ölmalerei, also von deren Beginn aus der Zeit der Gebrüder van Eyck bis auf unsere Tage; denn wir werden gleich sehen, daß die neuere und neueste Malerei hier von der Wiedergabe keineswegs ausgeschlossen ist. Man hat also eine Sammlung von Reproduktionen vor sich, wie sie in solcher Reichhaltigkeit wohl noch nicht vorhanden, wenigstens bisher nicht dem größeren Publikum zugänglich war, denn die meisten der Bruckmannschen Blätter, eben die Pigmentdrucke, kosten das Stück nur 1 M. Daß bei aller Reichhaltigkeit die Sammlung noch nicht der Vollständigkeit nahe kommt, liegt in der Natur der Sache, sie strebt ihr aber von Jahr zu Jahr mehr zu und wird sie, soweit Vollständigkeit bei menschlichen Unternehmungen überhaupt denkbar ist, auch erreichen. Reproduziert sind bisher durch die Bruckmannschen Pigmentdrucke usw. die wichtigeren Bilder folgender Galerien: Amsterdam, Braunschweig, Brügge, Brüssel, Dresden, Düsseldorf, Florenz, Frankfurt a. M., Haag, Hannover, Karlsruhe, München, Paris (Exposition des Primitifs français), Wien und verschiedene kleinere, sowie Bilder aus Privatbesitz. In Vorbereitung befinden sich das städtische Museum in Leipzig und der Prado in Madrid, also gerade zwei sehr wichtige Sammlungen, durch die ein äußerst wertvoller Zuwachs gewährleistet wird.

Betrachten wir, was bisher schon reproduziert ist, so stehen wir, wie gesagt, vor einer geradezu verblüffenden Menge von Werken. Die ganze unendlich reiche Geschichte der Malerei zieht an unserem geistigen Auge vorüber, wenn wir das Verzeichnis durchblättern, ganz besonders ist, wie schon die Namen der hier enthaltenen Galerien zeigen, die holländische Schule in großer Vollständigkeit vertreten.

Die Bilder sind alphabetisch nach den Namen der Meister geordnet und jeder Reproduktion ist die Quellenangabe des Bildes beigefügt, so daß der Sammler ganz nach Bedürfnis und Geschmack die Blätter bald nach den Meistern sich zusammenstellen kann, bald nach den Galerien, die er gern beisammen haben möchte. Größere oder sonst wichtigere Bilder werden nicht nur in Gesamtansicht, sondern auch in ihren Einzelheiten auf besonderen Blättern geboten, z. B. ist Brueghels des Älteren Bethlehemitischer Kindermord, Wien, als Gesamtbild auch größeren Formates und dann noch in vier Einzelbildern (die Details rechts unten, links oben, Mitte unten und Mittelstück) gegeben. So sind dem Dürerschen Dresdner Altar fünf Blatt gewidmet, seinen vier Evangelisten sechs Blatt, den sogenannten Staalmeesters von Rembrandt zehn Blatt, der Sixtinischen Madonna Raffaels elf Blatt.

Die meisten der verzeichneten Blätter sind Pigmentdrucke, d. h. photographische Originalaufnahmen im stattlichen Normalformat von etwa

22 × 29 cm und sind unaufgezogen im Preise von 1 M. zu beziehen. Sie sind von bisher selten erreichter technischer Vollendung. Da sie den Vorzug haben, sich nicht zu rollen, so genügen diese unaufgezogenen, äußerst billigen Exemplare für den Sammler, der sie in Mappen aufhebt; aber sie werden auch für die Schule, wo man sie z. B. in Wechselrahmen aufhängen oder aufstellen kann, genügen. Doch werden sie auch aufgezogen zum Preise von 1.25 M. das Stück, oder in Eichenrahmen mit Glas zum Preise von 3.50 M. das Stück abgegeben.

Außer den Pigmentdrucken, die bei weitem überwiegen, verzeichnet der Katalog in kleinerer Anzahl Reproduktionen von Handzeichnungen alter Meister. Hierzu hat man sich eines anderen, für Handzeichnungen mehr geeigneten Verfahrens bedient, des Faksimiledrucks. Dadurch, daß die Nachbildungen in den Farben der Originale und auf einem Papiere, welches dem der Handzeichnung des Meisters ähnlich ist, hergestellt werden, erreichen diese Wiedergaben eine oft täuschende Ähnlichkeit mit den Originalen und sind daher für Studienzwecke oder für Liebhaber alter Handzeichnungen von besonderem Werte. Die Reproduktionen solcher Handzeichnungen sind im Katalog durch kleineren Druck kenntlich gemacht und jeder derselben ist die Größe der Reproduktion und der Preis beigefügt, so daß dem Benützer alle wünschenswerte Klarheit gegeben ist. Handzeichnungen finden sich z. B. bei Burgkmair, Chodowiecki, Cranach d. Ä., Dürer, Holbein d. Ä., Lionardo da Vinci, Claude Lorrain, Michelangelo, Raffael, Rembrandt, bei letzterem sehr zahlreich.

Ferner stellt der Katalog bei einer Anzahl besonders großer und wichtiger Bilder auch noch größere Reproduktionen, nämlich in Imperial-Format, zur Verfügung; unaufgezogen in der Größe von 45 × 55 cm, aufgezogen 67 × 86 cm, im Preise von 6—12 M. das Stück, je nachdem es Silberkopien (6 bzw. 8 M.) oder Kohledrucke (10 bzw. 12 M.) sind. Das letztere Verfahren ist seinerzeit durch die berühmten Reproduktionen von Adolf Braun in Dornach allgemein bekannt geworden. Im vorstehenden Kataloge sind diese herrlichen, unveränderlichen Wiedergaben in Sepiaton verzeichnet, auf besonderen Wunsch werden sie aber auch in rot, blau und grün geliefert. Die als Silberkopien oder Kohledrucke käuflichen Bilder in Imperialformat sind durch einen * kenntlich gemacht, sind aber sämtlich auch als Pigmentdrucke in gewöhnlichem Format von 22 × 29 cm für je 1 M. zu haben.

Endlich gibt es von einigen wenigen besonders hervorragenden Bildern noch Farbenkupferdrucke z. B. von Döblers Bildnis Immanuel Kants (Königsberg), Größe 27 × 31 cm, Preis 12 M.; Rembrandt, Bildnis seiner Gattin Saskia (Dresden), ferner Tischbein, das berühmte Bildnis

Goethes in Italien (Frankfurt a. M.), Bildgröße 38 × 53 cm, für 40 M. und Raffaels Sixtinische Madonna, Plattengröße 60 × 82 cm, ebenfalls für 40 M. Diese Farbenkupferdrucke sind nach dem besten bisher bekannt gewordenen Verfahren hergestellt und beruhen auf der Kombination der Photographie mit der Tätigkeit eines Künstlers, denn die Farben müssen einzeln von geübter Hand auf die Kupferplatte aufgetragen werden.

Wir haben es also hier mit einer großen Mannigfaltigkeit der Formate und Reproduktionsarten zu tun, so daß jedem Wunsche und Bedürfnis entsprochen und sowohl reichen Mitteln, die etwas besonders Stattliches und Prächtiges suchen, als auch bescheidenen Mitteln, die vor allem nach lebendiger Anschauung in guter und billiger Wiedergabe dürsten, Genüge getan wird.

* * *

Es leuchtet ein, daß, da wir etwa 6000 Nummern, sowohl Gemälde als auch Handzeichnungen vor uns haben, die Zahl der vertretenen Meister eine sehr große und ebenfalls die Zahl der Bilder eines Meisters manchmal eine sehr bedeutende ist. Bei der Frage, welche Meister hier aufzunehmen waren, hat man offenbar nicht nur das Bedürfnis von Liebhabern und Kunstfreunden, also nicht nur das der weiteren Volkskreise erwogen, die entweder schon Kunstverständnis zeigen oder dazu erzogen werden sollen, sondern auch in hohem Maße das Bedürfnis ernster Studien. Der Katalog und die ganze Sammlung ist also nicht nur dem großen Publikum, sondern auch dem Fachmann von Wert, der irgendeinen seltenen Meister, dessen Bilder in einer der europäischen Galerien versteckt sind, studieren will. Daher stoßen wir neben vielen nicht häufig genannten Meistern auch auf eine Menge anonymer Kunstwerke. Ich führe da die wertvollen unter dem Titel Bilderhandschriften verzeichneten Werke (S. 12 f.) an, die in Silberkopien (zu M. 1.50) seltene und berühmte Miniaturen und Einzelblätter aus alten Gebetbüchern usw. (Düsseldorf) reproduzieren. Ferner verweise ich in dieser Hinsicht auf die Stichworte: Holländische Schule (S. 83 ff.), Meister (S. 106 ff.), Monogrammisten (S. 120 f.), Niederländische Schule (S. 127 ff.), Niederrheinische, Niedersächsische (S. 129), Oberdeutsche Meister, Oberschwäbisch (S. 130), Sieneser Schule (S. 172), Spanische Meister (S. 175) u. a. m. Was die Reichhaltigkeit der einzelnen Meister betrifft, so ist, um nur einige anzuführen, Dürer mit 65 Nummern vertreten, van Dyck mit 130, Holbein d. J. mit 30, Raffael mit 27, Rembrandt mit etwa 150, Rubens mit gegen 200, Tizian mit 50 Nummern. Durch die weiter in das Verzeichnis aufzunehmenden Galerien können manche Meister noch wesentlich in ihrem Werk vervollständigt werden, während z. B. einige Holländer bereits ausreichend vertreten sind. Um zu zeigen, daß

auch die neuere und neueste Malerei in der Sammlung nicht fehlt, nenne ich aus dem 19. Jahrhundert: Achenbach, Baisch, Baum, Bracht, Calame, Defregger, Feuerbach, Kaulbach (Fr. Aug. und Fr.), Lenbach, Mackensen, Millet, Oberländer, Parlaghi, Rethel, Riefstahl, Riemerschmid, Schwind, Steinle, Schirmer, Thoma, Trübner, Uhde, Veit, Vinnen, Wenglein. Vermißt werden aus dem 19. Jahrhundert z. B. noch Böcklin, Cornelius, Richter, Schnorr von Carolsfeld. Da die Sammlung noch erweitert wird, werden auch sie und andere, die ebenfalls fehlen, ins Verzeichnis noch einrücken.

Aus dem Gesagten ergibt sich ohne weiteres, daß das Verzeichnis schon jetzt als bequemes und zuverlässiges Nachschlagewerk Wert besitzt und daß dieser wächst, je vollständiger der Katalog wird. Schon jetzt wüßte ich kein zweites Buch zu nennen, das, jedermann für ein billiges zugänglich, in einem Augenblicke so gut orientierte, wo z. B. die berühmtesten Werke von Rembrandt, Rubens, van Dyck u. a. aufbewahrt werden und welches sie sind. Der Katalog ist sehr gewissenhaft gearbeitet. Aufgefallen ist mir darin nur, daß Claude Lorrain aus Versehen zweimal angeführt ist, einmal unter Claude, und vollständig unter Lorrain. Bei Claude würde, wie der Katalog sonst bei Doppelnamen tut, der Hinweis auf Lorrain genügen. Unter van Dyck Nr. 1032 (Dresden S. 53) ist angeführt „Bildnis des Thomas Parr im 150. Lebensjahr": also ein Druckfehler. Den Wunsch möchte ich noch aussprechen, daß in der zweiten Auflage jedem Künstlernamen Geburts- und Todesjahr bez. — wo jene nicht bekannt sind — ungefähre Angabe seiner Wirkungszeit hinzugefügt wird. Dem mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft ausgestatteten Verlag wird das nicht schwer fallen; für das in der Hand des kunstdürstenden Benützers befindliche Buch aber ist eine solche Orientierung unter Umständen vom höchsten Werte, da viele der im Katalog aufgenommenen Meister in den weitverbreiteten Handbüchern nicht stehen und Fachwerke dem Laien nicht immer leicht zugänglich sind.

Das Format der Pigmentdrucke (etwa 22×29 cm) ist handlich und bequem; bereits ziemlich stattlich, so daß die Einzelheiten der kleineren Bilder und ihr Gesamteindruck gut wiederkommen, aber nicht zu schwerfällig in der Größe, um noch bequem gehandhabt zu werden. Als Gegenstand des Klassenunterrichtes — wo der ganzen Klasse das eine ihr gezeigte Bild erläutert werden soll — sind natürlich die größeren Drucke in Imperialformat zu verwenden, für Aufhängen an der Wand etwa in Augenhöhe, oder aber zum Aufheben in Sammelmappen sind die kleineren vollkommen ausreichend. Besonders wo sie von Hand zu Hand gehen können, werden sie willkommen sein.

Ein Wort noch über die beigegebenen acht Mezzotintogravüren, die den günstigsten Begriff von der Güte der Bruckmannschen Reproduktionen geben. Wir finden unter den acht Blättern Meisterwerke ersten Ranges, wie Jan van Eycks Adam und Eva vom Genter Flügelaltar (Brüssel), Dürers Paulus und Markus von seiner berühmten Doppeltafel der vier Evangelisten (München), Rembrandts Bürgermeister Jan Six (Amsterdam) und einen wundervollen Rubens, Bild seiner Gattin Helene Fourment (Wien). Es ist unnötig, über sie ein Wort zu verlieren. Wir finden ferner Landschaften: Ansicht der Stadt Delft von Vermeer van Delft (Haag) und Pieter Breughels Winterlandschaft (Wien). Bei Gegenständen wie den letzteren verdient, glaube ich, die Schwarz-Weiß-Reproduktion unter Umständen den Vorzug vor der bunten: auf alten Bildern, besonders den kleineren holländischen, sind die Farben oft so nachgedunkelt, daß die wunderbare Plastik der Modelljerung des Originals in Farben nicht so gut wiederkommt wie in einer guten Schwarz-Weiß-Wiedergabe. Diese vermag das Spiel von Licht und Schatten, wie z. B. die beiden Bruckmannschen Mezzotintoblätter beweisen, mit unübertrefflicher Klarheit und Schärfe wiederzugeben. Man wird hier geradezu an die besten Künstleraufnahmen nach der Natur gemahnt; was man heute mit den neuesten Mitteln der Technik kaum erreicht, gab damals schon Auge und Hand des Künstlers getreulich wieder. Endlich finden wir noch unter den Mezzotintoblättern ein altitalienisches weibliches Bildnis von dem in Deutschland seltenen Meister Bartolommeo da Venezia (Frankfurt a. M.) und einen altdeutschen Christus am Kreuze von Matthias Grünewald (Karlsruhe). Unter letzteren möchte man das Epigramm Martin Greifs (Gedichte 7. Auflage S. 478) setzen:

> Einzeln mögt ihr der Fehler genug aufweisen am Bildwerk,
> Aber ein seelischer Zug adelt die Mängel sogar.

Ich liebe sie, diese alte, vielfach noch unbeholfene, äußerlich hölzerne Kunst. Sie ist von köstlich-männlicher Herbigkeit und Größe. Alle Eigenschaften, die Dürer auf der Höhe des Könnens und in einer gewissen künstlerischen Verklärung offenbart, sie finden sich im Keim bei seinen Vorläufern. Aus ihrem Ringen mit der Form bricht überall die Glut der Inbrunst hervor. Da ist nichts seicht und flach; alles aus der Tiefe der Seele geschöpft! Dazu gesellt sich bei Grünewald eine hart ans Häßliche streifende Naturwahrheit; aber vermöge der sittlichen Kraft und Wucht, die ihr innewohnt, stößt sie nicht ab, sondern packt und erschüttert; wenigstens den deutsch Empfindenden! Das zeigt sich höchst charakteristisch z. B. bei Arnold Böcklin, dem in Farben-Wohllaut so gern Schwelgenden! Er schätzte Grünewald besonders und sagte, daß er in dessen Christus in Colmar das

gefunden habe, was ihm als Christus-Ideal eines seiner religiösen Gemälde vorschwebte.[1]) — Jene Innerlichkeit altertümlicher Werke zeigt auch der herb-schöne Mädchenkopf Bartolommeos da Venezia. Dieses große, ruhige Auge erinnert mich geradezu an den tiefen Blick von Giovanni Bellinis Madonnen in Venedig; gute Kopien in der Galerie Schack zu München — dem ich schlechterdings nichts Ähnliches an die Seite zu setzen weiß.

Lehrreich ist ein Vergleich zwischen den Mezzotintogravüren und den Pigmentdrucken. Abgesehen davon, daß erstere wesentlich kleiner sind wie letztere, bestehen zwischen beiden auch noch Unterschiede, die in ihrer Natur begründet sind. Die Kleinheit der Mezzotintoblätter im Katalog bringt es mit sich, daß Einzelheiten auf ihnen nicht so deutlich wiederkommen als in den Pigmentdrucken, aber die Mezzotintoblätter haben auch den ausgeprägten Charakter einer Gravüre, d. h. sie erinnern durchaus an die in sogenannter Schwarz- oder Schabkunst hergestellten Kupferstiche, die im 18. Jahrhundert so beliebt waren. Dies zeigt sich besonders in dem schönen, gleichmäßigen braunen Ton, der den Bildern ein entschieden elegantes Aussehen gibt. Demgegenüber ist der Pigmentdruck eine äußerst getreue Nachbildung des Urbildes. Es kommt daher hier die Modellierung, die Zeichnung und die Pinselführung des Originals so genau wieder, daß man in den Pigmentdrucken, wie man zu sagen pflegt, die Handschrift des Künstlers wiedererkennt, ja sogar die Zufälligkeiten des alten Bildes z. B. die Risse und Sprünge in der Farbe. Vom künstlerischen Standpunkte aus war es daher durchaus das Rechte, in der Sammlung Pigmentdrucke zu geben.

* * *

Die Schule wird ebensowenig wie das große Publikum achtlos an Bruckmanns Pigmentdrucken vorbeigehen dürfen. Glücklicherweise haben wir heute unter der Lehrerschaft an Volks- wie an höheren Schulen eine große Anzahl begeisterter und wohlunterrichteter Kunstfreunde, denen es Herzenssache ist, die ihnen anvertraute Jugend auch zur Kunst hinzuführen. Ja, gerade unter der Lehrerschaft zählen wir gar manchen Rufer im Streite um die Kunsterziehung, daneben manchen, der in stiller Arbeit auf diesem Gebiete sich seit Jahren bewährt hat. Aber in dem großen Kreise der deutschen Lehrerschaft im In- und Auslande wird sich auch mancher befinden, dem Museen nur selten und schwer zugänglich sind, und der seine Sehnsucht nach Kunst noch nicht hat befriedigen können. Ihm wird der Hinweis auf Bruckmanns Pigmentdrucke und den so billigen und vorzüglichen Katalog

1) Magdalena an der Leiche Christi (1868, in Basel); vgl. Johannes Manskopf, Böcklins Kunst und die Religion, Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G., München, 1905. S. 38 ff.

derselben gewiß willkommen sein. Denn hier bietet sich ihm ein ausgezeichnetes, reiches und wohlfeiles Mittel, sich auf dem Gebiete der Kunst einzuarbeiten und fortzubilden.

Und die Benutzung der Blätter im Unterricht? Ich glaube, man tut gut, diese nicht in irgendwelche Theorie oder Schablone zu pressen, sondern hierin dem Taktgefühl und der Neigung des einzelnen freien Spielraum zu lassen. Gern wird, wer darin Neuling ist, auf den Rat eines Erfahreneren hören. Am besten ist, selbst versuchen, selbst den Weg finden. Vor allem gilt es dabei zu beachten, welche Altersstufe, welches Schülermaterial, welchen geistigen Standpunkt man in der Klasse vor sich hat; ebenso ist die Auswahl der Kunstwerke, mit denen man vor die Jugend treten will, ernstlichst zu erwägen — und endlich: lieber zu wenig, als zu viel bieten! Nur keine Überschwemmung mit Kunst; damit erreicht man das Gegenteil von dem, was man wünscht, und sicher keinen Ansatz zur Vertiefung.

Als Orte, wo neben anderen guten und für Schulmittel erschwinglichen Reproduktionen, wie den Meisterbildern des „Kunstwarts", den heute so beliebten farbigen Künstler-Steinzeichnungen auch Bruckmannsche Pigmentdrucke an der Wand — womöglich in Wechselrahmen — am Platze sind, erscheinen mir der Zeichensaal und die Klassenzimmer, aber nicht die der Allerkleinsten. Dort mögen sie durch ihre stille, stete Gegenwart schon wirken, bis einmal eine Feierstunde sich findet, wo sie gemeinsam betrachtet und besprochen werden. Denn eine Stunde gehobener, festlicher Stimmung soll es sein, die der Jugend die Kunst vermittelt. Ferner werden die Blätter, sei es eingerahmt oder nicht, als Schulprämien bei der Verteilung an strebsame Schüler und Schülerinnen eine Rolle spielen. Selbstverständlich habe ich gegen Bücherprämien nichts einzuwenden. Aber warum nur Bücher? Sehr früh prägt sich manchmal schon beim Knaben oder Mädchen eine Hinneigung zur Kunst aus, ja bisweilen schon zu einem bestimmten Kunstgebiet. Der eine liebt Porträts, der andere eine stimmungsvolle Landschaft, dieser ein Historien-, jener ein anderes Figurenbild, wieder einer religiöse Gegenstände; auch die derben Wirklichkeitsbilder der Holländer finden beim heranreifenden Menschen schon Liebhaber. Der Lehrer, dem die Kunst Herzenssache ist und der seine Pappenheimer kennt, wird da leicht aus dem Schatzhaus der Bruckmannschen Blätter das Passende und Anregende herausfinden. Ist der gleiche Schüler ein zweites Mal zu bedenken, so kann unschwer die neue Gabe ergänzend an die Seite der ersten treten.

Im Unterrichte selbst bietet sich manche willkommene Gelegenheit, in der rechten Stimmung der Klasse mit einem Bilde zu kommen, das

jene Stimmung gleichsam verdichtet und verklärt, z. B. im Religionsunterricht. In der Geschichte wird manche große Persönlichkeit der Vergangenheit feste Umrisse, Fleisch und Blut für den Schüler gewinnen, wenn im rechten Moment das Kunstwerk mit dem Bildnis des die Jugend Begeisternden da ist. So läßt sich auch der deutsche Unterricht beleben — dem überdies gelegentlich auch die Aufgabe zufiele, ein paar Meisterwerke der Kunst, die sich nicht direkt mit dem Unterrichtsgegenstand berühren, der Jugend zum Verständnis zu bringen. Jedenfalls sollten keinem, der die Schule verläßt, Dürer, Holbein, Raffael, Rembrandt und einige wenige andere bloße Namen sein.

Beim Verlassen der Schule wünscht oft ein dankbarer Schüler oder der Vater eines solchen der Schule einen sichtbaren Beweis seiner Gesinnung zu geben. Was wäre zu solch sinniger Gabe geeigneter, als der Schule als Schmuck und Lehrmittel zugleich ein herrliches Kunstwerk in großer und guter Wiedergabe zugänglich zu machen? Hier läßt sich schon für 6—12 M., wozu noch der Rahmen kommen würde, ein schönes, großes Blatt stiften, das seinen Zweck trefflich erfüllen würde. Soll es eine größere Gabe sein, so kann der Geber zu einem der herrlichen Kupferfarbendrucke greifen. Gewiß würde manchmal ein Vater, der sich darüber einen guten Rat holen will, für einen Hinweis auf ein passendes Bild dankbar sein.

Kurz, ich sehe der Wege viele, auf denen in der Schule und durch sie mit Hilfe von Bruckmanns Pigmentdrucken der Segen der Kunst in weite Volkskreise dringen kann, Sinn erweckend für Freuden, die neben dem Naturgenuß zu den edelsten, reinsten und billigsten gehören — denn sie wiederholen sich immer wieder! — die das Leben zu bieten vermag.

Wünschenswerte Ergänzungen zu Dr. J. Heydtmanns Deutschem Lesebuch für Lehrerinnenseminarien.

(Erster Teil: Zweite Hälfte.)

Von Oberlehrer Dr. **E. Temming** in Greifswald.

Der seit Ostern 1903 an unserem Lehrerinnenseminar zu Greifswald eingeführte erste Teil von Dr. J. Heydtmanns trefflichem Deutschem Lesebuch gibt mir Veranlassung, auf Grund der bisher in der ersten Seminarklasse gemachten Erfahrungen und Beobachtungen insbesondere die zweite Hälfte des ersten Teiles (die Romantik, die Nachwirkungen der klassischen und romantischen Richtung; das junge Deutschland und die poli-

tische Lyrik; den Realismus; die Neuromantik, das jüngste Deutschland und Volkslieder des 19. Jahrhunderts umfassend) im folgenden eingehender zu würdigen. Die eindringendste Kritik aber, und sie ist zugleich die würdigste, ist nach Prof. O. Willmanns Urteil das Erproben von Vorschlägen im Unterricht. „Die Praxis ist die Wurfschaufel, welche Korn und Spreu am sichersten zu scheiden versteht". (Vorwort zur 2. Auflage der „Pädagogischen Vorträge"; Leipzig 1896; 3. Auflage.)

Bevor ich daran gehe, Vorschläge zu wünschenswerten Ergänzungen dem weiteren Kreise unserer Fachgenossen und -genossinnen zu unterbreiten, gestatte ich mir, vorweg auf Namen von Dichtern und Dichterinnen hinzuweisen, die im „alphabetischen Verzeichnis" vermißt werden. Da fehlt: Bechstein[1]), Ludwig; durch die Bearbeitung Thüringer Sagen und die Herausgabe des Märchenbuches bekannt. Seine „Reisetage" sind jetzt zur Seltenheit geworden. Luise Brachmann. Ihre Ballade: „Ritter Wilhelm und sein Roß" (Gedichte. Dessau und Leipzig; bei Georg Voß 1808, S. 119) behandelt schon 1808, also vor Uhlands poetischem Schwanke: „Schwäbische Kunde", dies Thema. Carmen Sylva[2]), Elisabeth von Rumänien, geb. 1843. Aus ihrer schönen Sammlung „Mutter und Kind" (1885) hebe ich hervor die „Bitte": Lieb' Muttchen, nimm mich auf den Schoß, Ich bin so müde nun ... Wilhelm Hertz, seit 1869 Professor der Literaturgeschichte am Polytechnikum in München, gest. daselbst 1902. Die traute Häuslichkeit schildert er in dem innigen Liede „Daheim": „Stets wenn ich beim Heimgang sehe Unsres Herdes Rauch ..."; das tief empfundene Leid in: „Die Verlassene": „Ob er wohl in der Welt so weit ..." Heinrich Kruse (1815 in Stralsund geb.) Sein herrliches Trauerspiel „Die Gräfin". „Das sind wirkliche Friesen"! — urteilte Leopold von Ranke als Kommissionsmitglied der 1859 errichteten Schillerpreisstiftung. Seine Dichtung „Wüllenweber" behandelt Lübecks große Vergangenheit. — Raven-Barnekow (1880), die Stralsunder Bürgermeistertragödie, schildert den Kampf Otto Voges gegen den Herzog von Pommern. — „Witzlav von Rügen" (1881) stellt den Kampf der Stralsunder dar. — Seine „Seegeschichten" sind im humoristischen Erzählerton gehalten. — Beachtung verdient sein Lustspiel: „Die Frauen von Helgoland". Betty Paoli (1815—1894) eigentlich Elisabeth Glück. Von ihren Gedichten ist ihr bekanntestes das Nachtgebet: „Im tiefsten Innern ..., die Schlußstrophe: Auf Gott nur zähl' ich; Uns

1) Bekannte Erzählungen: Das Tränenkrüglein — Das Kind vom Falkenstein — Der verlorene Kaiser Friedrich Rotbart im Kyffhäuser — Der Schäfer auf dem Kyffhäuser — Landgraf Ludwig von Thüringen und der Löwe u. a. m.

2) „Gruß an den Rhein": Hurra! Der Rhein, mein alter Rhein! Gott grüß dich! lebst du noch?

beid' empfehl' ich Fromm seiner Macht. Nun gute Nacht." Bekannt ist ihre Novellensammlung: „Die Welt und mein Auge". — Robert Prutz. Sein Gedicht: „Die Saat", an deutsche Auswanderer in Amerika gerichtet, ist wohl eins unserer schönsten Zeitgedichte. Seine erzählenden Stücke: „Die Mutter des Kosaken", „Der Renegat", vor allem die Ballade: „Bretagne" weisen herrliche Schilderungen auf. Bekannt sind seine Gedichte: „Der Räuber und das Kruzifix"; „Die Ozeaniden": Wir Meereswogen sonder Rast und Ruh ... „Christnacht": Heil'ge Nacht, auf Engelschwingen Nahst du leise dich der Welt. — Karl Weitbrecht, Professor am Polytechnikum in Stuttgart, geb. 1847. Sein gedankenreiches Stimmungslied: „Herbststimmung": Wälder braungoldig, sterbensfroh, Sonne darüber und Regenschauer ... Als Rektor einer höheren Mädchenschule in Zürich und als Herausgeber der „Jugendblätter" kennen wir ihn in seinem markigen, schwungvollen Gedicht: Trompeter, blas! An den Rhein, an den Rhein, Hört ihr seine Wogen grollen? Sie schießen dahin mit Gewitterschein, Sie zürnen wie Donners Rollen ... Karl Stöber, geb. 1796 zu Pappenheim an der Altmühl, seit 1842 Pfarrdekan in seiner Vaterstadt, gest. 1865 daselbst. „Das Lügenfeld" (24. Juni 1833): Bei Thann, der grünen Triften. — Seine Schilderung: „Von Badenweiler zum Hochblauen" (Eine Schwarzwaldfahrt): Hinauf, hinauf zum Blauen. Die historische Dichtung: „Der sterbende Roland" (778 n. Chr.): Roncesval, du Tal der Hirten. (Gedichtet Leipzig 1845.) „Der Bäume Gedanken": Im Walde da regt sich ein Plaudern und Flüstern. (Gedichtet Hannover 1845.) „Der Läufer von Glarus". Aus seinen Erzählungen für Kinder seien erwähnt: Der wahrheitsliebende Sohn — Tut wohl denen, die euch hassen — Der Solnhofer Knabe. Frida Schanz (Soyaux), geb. den 16. Mai 1859 zu Dresden, lebt als Dichterin in Berlin. „Der Warner": Ob dem Hochwald, verworr'n und dicht, Flog ein Vöglein im Abendlicht ... „Im Mühlental": Durch das Mühltal führte mich der Pfad ... Bekannt sind ihre Gnomen in der Sammlung: „Vierblätter". Robert Reinick, geb. 1805 zu Danzig, Maler, Herausgeber von „Liedern in Fabeln für die Jugend", des „Deutschen Jugendkalenders", des Abc-Buches zu Dresden. Seine herrlichen Kinderlieder: „Mutter und Kind": Mütterlein, sprich: Warum liebst du dein Kindlein so inniglich? „Der Apfelbaum": Der Apfelbaum, das ist ein Mann. „Die Katze und die Schwalbe"; „Abendlied im Herbst": Sonne hat sich müd' gelaufen. „Sommerlied": Dem Sommer bin ich absonderlich gut; „Wohin mit der Freud?"; „Das Christkind": Die Nacht vor dem Heiligen Abend, da liegen die Kinder im Traum ... Wilhelm Hey (1789—1854), Superintendent zu Ichtershausen bei Arnstadt, ist auf S. 355 nur mit dem Gedicht „Gott weiß": Weißt du, wieviel Sternlein

stehen ... angeführt. Bekannt sind aber auch seine Lieder: „Morgenlied“: Wenn morgens auf des Herrn Gebot der liebe, helle Tag beginnt; „Abendlied“: Wenn am Abend ...; „Der Knabe und das Hündchen“: Komm nur, mein Hündchen, zu deinem Herrn; Ordentlich grade sitzen lern' ...; „Der Vogel“: Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann, O, rühre mein kleines Nest nicht an. „Die Küchlein und der Geier“; „Der kleine und der große Hund“; „Neujahr“: Ein neues Jahr hat angefangen, Der liebe Gott hat's uns geschenkt ...; „Der Wandersmann und die Lerche“ u. a. m.

In diesem Zusammenhange vermisse ich auch bei Hoffmann von Fallersleben (S. 111—114) „Die Kinderwelt in Liedern“ (Mainz 1852); „Der kleine Seemann“; „Der Eislauf“; „Der Schneemann“; „Waldlied“: Im Walde möcht' ich leben ... Es fehlt ganz: August Kopisch, geb. 1799 zu Breslau, Maler und Professor, gest. 1853 zu Berlin. „Die Heinzelmännchen“: Wie war zu Köln es doch vordem Mit Heinzelmännchen so bequem... (Gedichtet Berlin 1836); „Blücher am Rhein“ (Dezember 1813): Die Heere blieben am Rheine stehn. Soll man hinein nach Frankreich gehn? ...; das köstliche Kinderlied „Hütchen“: Ich bin ein Geist und geh' herum Und heiß mit Namen Hütchen ...; das historische Gedicht: „Frankfurt“: Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen tot; da flohe Karolus Magnus, der Kaiser, in großer Not ....; „Der Trompeter“: Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir hallt, Kaum halt' ich die Tränen mir zurück mit Gewalt ...; „Der Mäuseturm“: Am Mäuseturm um Mitternacht des Bischofs Hatto Geist erwacht ... Joh. Gabriel Seidl: „Das Glöcklein des Glücks“; „Der liebe Gott ist zu Hause“: O, fürchte dich nicht in dunkler Nacht ...; „Hans Euler“; „Das Lied von der Lerche“ (Dichtungen, Wien 1826—1828); „Der tote Soldat“: Auf ferner, fremder Aue ...; „Die Uhr“: Ich trage, wo ich gehe ...

Was nun meine Vorschläge zu den wünschenswerten Ergänzungen betrifft, so beginne ich im Anschluß an das Lesebuch mit den Begründern der Romantik (Der Jenenser Kreis: A. W. von Schlegel, Friedr. von Schlegel, Ludw. Tieck); sie kommen m. E. im Lesebuch zu kurz. Emil Brenning — Geschichte der deutschen Literatur; 2. Auflage Lahr — hat das Wesen und die Bestrebungen der romantischen Dichtung, ihre Stellung zur Psychologie (Phantasie und Willen), zur Natur, zum Christentum, zur Geschichte überaus treffend charakterisiert. In seinen „Musterstücken deutscher Prosa“ (Leipzig, Teubner, 1903) in Nr. 34 — die romantische Poesie S. 92 ff. — hat Professor O. Weise diesen Musteraufsatz abgedruckt. Diesen Anregungen entsprechend habe ich in der diesjährigen ersten Seminarklasse das orientierende Thema gestellt: „Die Bestrebungen der Romantiker, nach-

gewiesen an den Gedichten „Zueignung an die Dichter" oder: An die südlichen Dichter von A. W. Schlegel; „Die Phantasie" von L. Tieck; „Bei der Wartburg" von Friedr. Schlegel." Insbesondere die Zueignung an die Dichter enthält fast das vollständige Programm der Romantik: Wiederherstellung der Einheit der Poesie und des Lebens durch Rückkehr zu der poesievollen, gemütsinnigen, glaubensstarken Weltanschauung des deutschen Mittelalters (Str. 2, 4) und Abwendung von der „engen Weisheit" der unpoetischen, gemüts- und glaubensarmen Gegenwart (Str. 3); Begründung einer Weltliteratur durch Übersetzungen ausländischer, zunächst romanischer Meisterwerke (Str. 1, 4). — Diesem die Hauptgrundzüge der „neuen Schule" zusammenfassenden Gedichte stehen, gleich lehrreich, zwei anmutige Einzelbilder gegenüber: „Die Phantasie" von L. Tieck, ein allegorisches Gedicht, das bekanntlich in launigem Tone die Verdrängung der Phantasie aus dem allzu prosaisch-verstandesmäßigen Leben der Gegenwart darstellt (vgl. Goethes: „Meine Göttin".) — „Bei der Wartburg", von Friedr. Schlegel (Kurz, Litgesch. S. 157, 3. Bd.), entwirft ein farbenprächtiges Bild des poesiereichen Lebens der Ritter, „der Alten, der Männer des herrlichen Landes": „Michael trug sie freundlich gen Himmel zu Christus und Karl dem Großen." Vom Standpunkte der Synthese aus, zum Verstehen der Gegenwart auf dem Gebiete der deutschen Poesie aus der Vergangenheit heraus, erscheint mir ein tieferes Eingehen auf die Jenenser romantische Schule doch notwendig. Wohl ist, wie Dr. St. Waetzoldt — Zwei Goethevorträge: Goethe und die Romantik S. 55 — hervorhebt, die Romantik als Lebensform, als geistige Richtung für unser Geschlecht überwunden, aber wir spüren ihren Hauch noch in Dichtung und Musik (vgl. Hauptmanns „Versunkene Glocke" — Humperdincks „Hänsel und Gretel" u. a. m.). Die Romantik weihte, wie St. Waetzoldt ebenda hervorhebt, mächtig den schlummernden vaterländischen Sinn. Sie gab uns Shakespeare und unsere Volkslieder; ihr echtestes Kind ist die Germanistik, die Geschichtswissenschaft vom deutschen Geiste.

Prof. Berthold Litzmann weist in seinem Aufsatze: „Emanuel Geibels politisch-patriotische Dichtung" (S. 215 ff.)[1]) nach, wie die nationalen Wünsche, Träume und Hoffnungen vor 1840 in zwei Richtungen zum Ausdruck kommen. „Die eine, als deren bedeutendster Vertreter Uhland gelten darf, stellte die Forderung: Durch die Freiheit zur Einheit! Sie wurde durch die Fehler des Metternichschen Systems immer wieder und mehr auf ultraradikale Bahnen abgelenkt, oder verzettelte sich in partikularistischen Bewegungen." Die zweite (Rückert und Geibel) wurzelte in der Romantik,

1) In der „Monatsschrift für die gesamte Kultur: Deutschland" (Berlin), Nr. 1/2, Oktober und November 1902.

„die mit der Liebe für die deutsche Vergangenheit, die Ideale des Mittelalters, auch die Sehnsucht nach der alten Kaiserherrlichkeit wieder im Herzen des Volkes entfachte“. Und diese Kaiserherrlichkeit wieder erhielt durch die eine Zeitlang auch in romantischen Bahnen sich bewegende deutsche Geschichtswissenschaft, vor allem durch Friedrich von Raumers (1823—1826 erschienene) Geschichte der Hohenstaufen, ihre Verkörperung in den großen Staufenkaisern.[1]) In der einseitigen Ausbildung und Verherrlichung dieses romantischen Kaiserideales, das im Boden der Wirklichkeit nie Leben werden konnte, lag eine kaum geringere Gefahr, als in der von den modernen liberalen Ideen ausgehenden Richtung. Geibel wurzelte seinen persönlichen Anlagen und den seinen Vorstellungskreis beherrschenden ersten Jugendeindrücken gemäß in diesen romantischen Idealen. Der Neunzehnjährige begeisterte sich — nach Rückerts Vorgang — an der Gestalt Kaiser „Friedrich Rotbarts“. Er sieht ihn „tief im Schoße des Kyffhäusers, bei der Ampel rotem Schein“ . . . .: „Und dem alten Kaiser beugen Sich die Völker allzugleich, Und aufs neu zu Aachen gründet Er das heil'ge Deutsche Reich.“ — Der junge Bonner Student sieht ferner in der Sommermondnacht, nach Litzmanns Hinweis, einen hohen Schatten, „mit Schwert und Purpurmantel, die Krone vom Golde schwer“, durch die Rebenhügel schreiten: „Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger Hand Vor vielen hundert Jahren Geherrscht im deutschen Land.“ — Und noch 10 Jahre später hat derselbe Geibel „in einem seiner schönsten Gedichte durchaus romantisch vom kommenden Kaiser“ gesungen im „Lieder des Alten im Bart“: Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht: „Deutschland, die schön geschmückte Braut, Schon schläft sie leis und leiser, Wann weckst du sie mit Trompetenlaut, Wann führst du sie heim, mein Kaiser?[2]“) Als viertes charakteristisches Gedicht, das jenem romantischen Kaiserideal, jenen Zukunftsträumen, die sich aus

1) Vgl. auch die „Hohenstaufenlieder“ von Albert Knapp, erschienen 1839. Der Philosoph Schelling schrieb 1841 darüber: „Welche Freude, in der Zeit, wie Scheidemünze abgegriffener poetischer Redeweisen — solche Kraftworte! Welcher Reichtum der Empfindung, alle Saiten anzuschlagen, die beim Gedanken an Hohenstaufen erzittern! Sie haben die Lieblingsbahn meiner Jugend mit einem elegischen Goldschimmer umzogen.“ (K. Barthel, Nat.-Lit., S. 576.)

2) Vgl. dazu die hübsche Episode, die nach K. Th. — Gaedertz — Em. Geibel. Leipzig 1897, S. 296 sich zwischen dem König Max und dem Dichter in einem Münchener Konzert abspielte:

Als einst sein Gedicht: „Der Alte im Barte“ in einem Münchner Konzert gesungen wurde und König Max sich an dem Schlusse stieß, wann der Kaiser die Braut heimführen werde, erwiderte der Autor offen: „Das Lied entstand 1845 in meiner freien Vaterstadt, und Ew. Majestät haben mir selbst allergnädigst mein dortiges Bürgerrecht vorbehalten!“, worauf der Monarch lächelnd meinte, hoffentlich werde er davon keinen Gebrauch machen.

der Vergangenheit Trost, Rat und Vorbild suchten, seine Entstehung dankt, führt Litzmann das im Sommer 1843 entstandene Gedicht: „Barbarossas Erwachen" an, das Zwiegespräch zwischen dem Jüngling, der zum alten Kaiser hinuntersteigt: „Draußen tost die Brandung der Zeit, Sie warf mich wie die sterbende Welle Hier aus, in deine Einsamkeit" ...

Zu diesen Hoffnungsträumen eines Geibel gesellt sich das bekannte Gedicht des fast achtzigjährigen E. M. Arndt, der, als die dem preußischen König angebotene Kaiserkrone zurückgewiesen wurde, mit 76 anderen am 20. Mai aus dem Parlament austrat, aber auch jetzt noch nicht die Hoffnung aufgab: „Du hast von Kaiserstolz geträumt, Vergrab einstweilen deinen Fund! Die Besten wissen, wo er liegt, Einst heben sie ihn ans Sonnenlicht. Wir sind geschlagen, nicht besiegt, In solcher Schlacht erliegt man nicht."[1])

K. Barthel[2]) — Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit; 10. Auflage 1903, S. 570 — hebt als das wesentliche Verdienst der Romantiker hervor, daß sie die religiöse Lyrik wieder in die rechte Bahn gelenkt haben. — — Daraufhin ist m. E. ein Lesebuch nicht zum wenigsten zu prüfen, ob es den Stoff bietet zu Aufsatzthemen. Die Aufnahme der erwähnten drei charakteristischen Gedichte wäre nach den hier angeführten Gründen wünschenswert. — — Auf S. 11 fehlt das „Bergmannslied" Friedrich von Hardenbergs (Novalis), auf S. 16: Klemens Brentano und Ludwig Achim von Arnim wird kurz angeführt: Sammlung deutscher Volkslieder: „Des Knaben Wunderhorn": — ohne irgendwelche Inhaltsangabe. Dies aphoristische Verfahren ist nicht zu billigen. Unmöglich können unsere Seminaristinnen diese Sammlung (in Reclams Verlag Nr. 1251—1256; Kostenpreis ungebunden 1,20 M.) sich noch zu dem an sich teueren zweiten Teil des 1. Bandes von Heydtmanns Lesebuch anschaffen. Und doch sind die meisten unsere vielgesungenen Lieder: Wenn ich ein Vöglein wär' — Soviel Stern' am Himmel stehen — Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus — Morgen muß ich fort von hier — Das Erntelied: Es ist ein Schnitter, der heißt Tod — Das Wiegenlied: Eia, popeia, was raschelt im Stroh und: Abends, wenn ich schlafen geh', vierzehn Englein (letztere beiden neuerdings von Humperdinck in seiner Tondichtung: Hänsel und Gretel verwertet). — Ännchen von Tharau — Als die Preußen marschierten vor Prag (beide kehren in Herders: „Stimmen

1) Vgl. Robert Geerds, Gedichte von E. M. Arndt (Leipzig, Reclam; Bände 3081, 3082); Einleitung S. 13.

2) Ebenda: „Wie die Edelsten unter ihnen, beengt von den damaligen kläglichen nationalen Zuständen, zu der Herrlichkeit des Mittelalters zurückkehrten, so zogen sie sich auch, von der Welt der Erscheinungen überhaupt getäuscht, in das Heiligtum des inwendigen Menschen zurück, um in der Stille mit ihrem Gott und Heilande zu verkehren ... Sie führten in der geistlichen Poesie wieder eine tiefere poetische Anschauungsweise ein, die in dem Mutterschoße der Gottseligkeit, im Gemütsleben wurzelte" ... —

der Völker" wieder) — — — Bei Achim von Arnim vermisse ich die beiden das romantische religiöse Gefühl kennzeichnenden Gedichte: „Gottes Nähe": Ich sitz' allein im Sonnenschein ... und „Gebet": Gib Liebe mir und einen frohen Mund ... Gesundheit ... frommes Herz (zur Behandlung der vierten Bitte geeignet); das erstere Gedicht dient auch zur Pflege des Heimatgefühls. — — — Karl de la Motte Fouqués: „Wenn eben alles käme" ... sollte nicht fehlen. — Auf S. 21 ff. Ernst Moritz Arndt wäre zu ergänzen: „Das Lied vom Stein"; das „Bundeslied": Sind wir vereint; das „Trostlied" (aus dem Katechismus für den deutschen Wehrmann): Gott, du bist meine Zuversicht, die Kirchenlieder: Der heil'ge Christ ist kommen ...; Ich weiß, woran ich glaube ...— Auf S. 24 vermisse ich v. Schenkendorffs: „Auf den Tod der Königin": Rose, schöne Königsrose... und das „Lied vom Rhein": Es klingt ein heller Klang ...; auf S. 44 fehlt das Sonett Rückerts: „Was schmiedst du, Schmied ...", ferner das schöne, klare Lied, das Rückert zum Preise der Königin Luise sang: „Magdeburg". — Das „Frühlingslied" besingt begeistert die vom Lenzhauch geweckte Lebensfülle (Pflege des Naturgefühls[1]); desgleichen das Gedicht „Schmuck der Mutter". Das Sonett von der Liebe Gottes schließt eine ganze Reihe solcher Naturlieder: Der Himmel ist, in Gottes Hand gegeben, Ein großer Brief auf azurblauem Grunde ... Gott ist die Lieb', und Liebe kann nicht lügen (Pflege des religiösen Naturgefühls). — Das Epos „Nal und Damajanti", in dem Damajanti mit Recht der Antigone und Iphigenie zu vergleichen ist (Pylades: „Allein ein Weib bleibt stet auf einem Sinn, den sie gefaßt. Du rechnest sicherer auf sie im Guten, wie im Bösen" II, 1), darf in einem Lesebuch, das der Frauenbildung dient, nicht unerwähnt bleiben. Ergreifend lautet die Klage der edlen und treuen Dulderin, als sie verlassen von dem Gatten erschöpft und gramgebrochen in einer schaurigen Waldwüstenei niedersinkt: „Wo bist du hingegangen, mein Hort, Mich verlassend am einsamen Ort! Der du stets Opfer den Göttern brachtest, Sprich, ob du nicht unsern Bund bedachtest? Der du die heil'gen Wedas lasest, O sprich, wie du dein Wort vergaßest! Wie kannst du zu den Göttern beten, Die dich lehren dein Weib zu vertreten, Wie sie mich lehren meinem Gatten Zu folgen in des Todes Schatten! ...— —" Zu erwähnen wäre auch das Adventslied: „Dein König kommt in niedren Hüllen" ... und sein ausgezeichnetes Gedicht: „Bethlehem und Golgatha". Der Sonettenkranz: „Rosen auf das Grab einer edlen Frau", in dem Rückert ein ganzes Seelengemälde entfaltet hat, ist in literarhistorischer Hinsicht insofern noch von Interesse, als es bekannt-

---

1) Schiller (in seiner Jungfrau von Orleans V, 4) läßt Johanna sprechen: „Der Mensch braucht wenig; und an Leben reich ist die Natur."

lich gewidmet ist der Frau Hofrat Emilie Pistorius in Stuttgart. Ihre Tochter Emilie Vischer, die im Hause ihres Stiefvaters Hofrat Pistorius lebte, wurde am 29. Mai 1820 Uhlands Gattin. —— Auf S. 65 ff. erscheint wünschenswert das Gedicht Justinus Kerners: „Die schwäbische Dichterschule"; es enthält das Programm der schwäbischen Dichter (...„Und ihr Meister heißt Natur!") Köstlich und wertvoll ist auch das Gedicht seines Sohnes Theobald Kerner (in Freytags Schulausgaben: Schwäbischer Dichterkreis von Dr. E. Müller, S. 133), „Naturliebe" betitelt: „Willst du dich herzlich freun an der Natur"... Beide Gedichte sind recht geeignet zur Belebung und Pflege des Natursinnes. —— Unzulänglich scheint mir auf S. 66 die kurze Angabe und Aufzählung einiger weniger Uhlandscher Volkslieder. Es würde aber eine außerordentliche Erleichterung bei dem Selbststudium der Leserinnen bedeuten, wenn der Verfasser zur leichteren Orientierung Uhlands dichterisches Schaffen nach bestimmten Gesichtspunkten (etwa: Uhland als Sprachforscher: „Walter von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter (1821)", Zu Fischarts „Glückhaftem Schiff", Nibelungenlied und „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" (1844—1845). Altfranzösische Lieder: Rudello, Graf Richard ohne Furcht u. a. — als Epiker — als Lyriker und als Dramatiker....) gruppiert und zusammengestellt hätte. Da gar kein Text im Lesebuch vorhanden ist, wäre selbst ein kurzer Hinweis auf Uhlands feinsinnigen Humor dankbar und willkommen; z. B. auf die feine Ironie über die Philisterseele im „Frühlingslied des Rezensenten" (Nicht verschmäh' ich auszugehen, Kleistens „Frühling in der Tasche"); ferner in der Ballade „Unstern": Unstern, diesem guten Jungen... In dieser schildert Uhland bekanntlich mit tiefem Humor und ebenso tiefer Gemütlichkeit die „fatalen Querstriche des Lebens, die das Schicksal oft dem gutmütigen, aber unpraktischen Menschen zu machen scheint, ohne ihn doch von dem höchsten Ziele scheiden zu können". (Vgl. das Humoristische in Chamissos: „Böser Markt".) Zu den Perlen seiner singbaren Lieder, die im Volke Liebe und Anklang gefunden haben, gehört: „Abschied": Was klinget und singet..., das den ganzen Zauber verborgener, keuscher Liebe in sich trägt. — Der volle keusche Ernst des Dichters kommt so recht zur Geltung in dem erziehlich so wertvollen Gedichte: „Gesang der Jünglinge": Heilig ist die Jugendzeit... („Heilig soll das Mädchen sein; denn wir reifen uns entgegen.") Das Gedicht erinnert an das schöne Wort, das der Wandsbecker Bote seinem Sohn mit auf den Weg gibt: „Tue keinem Mädchen Leides und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen war!" —— Unter den übrigen Vertretern des schwäbischen Dichterkreises vermisse ich bei Gustav Schwab: „Johannes Kant": Den kategorischen Imperativ...; bei Mörike (S. 138 ff.): „Der alte Turm-

hahn": Zu Kleversulzbach im Unterland . . .; ferner jenes volksmäßige (mit Änderung) gesungene: Früh', wann die Hähne krähn (vgl. den Hinweis A. E. Schönbachs: „Über Lesen und Bildung", S. 145) unter der Überschrift: „Das verlassene Mägdlein". — Ein kurzer Hinweis auf den schwäbischen Dichter geistlicher Lieder A. Knapp wäre wünschenswert. Seine Lieder: „Einer ist's, an dem wir hangen . . ."; „Eines wünsch' ich mir vor allem andern . . ." und das herrliche Missions- und Königslied: Der du zum Heil erschienen (Schlußstrophe: Es kann nicht Friede werden, bis Jesu Liebe siegt . . .) sind unserem evangelischen Bewußtsein teuer. Seine 1839 erschienene „Christoterpe" wurde 1879 von R. Kögel, Wilh. Bauer und E. Frommel als christliches Jahrbuch neu herausgegeben. Die „Hohenstaufenlieder" (1839) zeugen von der brennenden Vaterlandsliebe des Dichters. — Ich habe oben bereits in der Reihe der vermißten Dichter und Dichterinnen bedauert, daß in dem Lesebuch solch heitere und kindliche Dichternaturen, wie Rob. Reinick, Viktor Blüthgen, Kopisch (in diesem Zusammenhang auch Hoffmann von Fallersleben und Wilh. Hey), auch Carmen Sylva und Frida Schanz gänzlich übergangen sind. Es wäre gewiß lohnend und gewinnbringend für unsere Seminaristinnen, — als künftige Jugendbildnerinnen zumal —, wenn in einem besonderen Abschnitte des Anhangs diese Dichter nachgeholt und gewürdigt würden. Dies erscheint mir für unsere Vorbildungs- und Unterweisungszwecke wesentlicher, als die Anführung von Namen und Proben aus Ricarda Huch (S. 340), Arno Holz (S. 322), der Symbolisten und Naturalisten.

Neben der Kinderliederdichtung scheint mir auch die vaterländisch-historische Dichtung nicht zur vollen Geltung zu kommen Es fehlen gänzlich Dichter wie G. L. Hesekiel: „Ein Wort vom alten Blücher"; „König Wilhelm in Charlottenburg". — von Blomberg: „Ein Königswort"; — A. Kopisch: „Blücher am Rhein"; — vor allem aber O. F. Gruppe: „Die Königin Editha", Gemahlin Ottos I. (939 n. Chr.); „Kaiser Otto und Leopold der Babenberger": Rotstrahlend steigt die Sonne ob dem Gebirg empor . . .; „Die persischen Gesandten" (802 n. Chr.), aus der epischen Trilogie „Kaiser Karl": Der König thront zu Aachen; — — „Die Brandenburger im Türkenkriege" (1. August 1664): Mahoms Bekenner drängen ins deutsche Reich herein . . .; „Der Tod Friedrich Wilhelms III." (7. Juni 1840): Es war die ernste, heilge Stunde . . .; „Bei Leuthen": Es schwankt die blut'ge Leuthner Schlacht . . .; „Der Schmied von Solingen" u. a.; von Sallet: „Zieten"; Besser: „Der Choral von Leuthen". Bei Fontanes (S. 209 aufgeführt) Gedichten vermisse ich: „Schwerins Tod" — „Seidlitz" — „Du Adlerland" — „Kaiser Friedrich III." (Gedichtet Berlin 1892); „Letzte Fahrt" (6. Juni 1888): Ich sähe wohl gern (er sprach es

stumm) Noch einmal die Plätze hier herum . . .; und „Letzte Begegnung“ (13. Juni 1888): „König Oskar, vom Mälar kommt er daher“; und „Der Tag von Düppel“. — Es fehlt wiederum Scherenberg: „Die Exekution“ (unter Friedrich II.) und seine bekannte epische Dichtung: „Leuthen und Waterloo“. Oscar von Redwitz: „Das Lied vom neuen Deutschen Reich“ (a. ein Heldenbrief; b. ein Heldentod). — — — Karl Stöber: „Das Lügenfeld“ (833): Bei Thann, da grünen Triften; „Der sterbende Roland“: Roncesval, du Tal der Hirten. Gustav Weck: „Die Blume des Kaisers“: Wer kennt die Blume des Kaisers nicht? . . .; „Ein Kaiserwort“ (Januar 1871): Das war ein Wort! Ein Engel hat's gebracht Und trug es lächelnd herwärts übern Rhein . . . (Aus Königin Luise, Vaterländische Romanzen und Unsere Toten, Deutsche Lieder und Romanzen, 1885 und 1889) — „Heil Hohenzollern“! Hohenzollern, Hohenzollern, Wort voll Feuer und voll Glut . . .

Von den im Lesebuch angeführten Dichtern vermisse ich unter ihren geschichtlichen und vaterländischen Dichtungen noch folgende: Gerok (S. 272 ff.): „Wie Kaiser Karl Schulvisitation hält“ — „Wie Kaiser Karl in Büchern las“ — „Der Geist der alten Helden“; bei Julius Sturm: „Rosen für Brot“: Einst trug Elisabeth gefüllt mit Brot; — „Belle-Alliance“ und „Wie schön leuchtet der Morgenstern“; „Mein Vaterland“: Dem Land, wo meine Wiege stand. — Vor allem aber ist unser Reichsherold Geibel, dessen Gedichte ja noch nicht in billiger Volksausgabe zu haben sind, kärglich bedacht. So fehlen u. a.: „Die Türkenkugel“; „Bei Höchstädt“; „Deutsche Siege“: Habt ihr in hohen Lüften; „An Deutschland“: Nun wirf hinweg . . .; „Julian“: Es rauscht der Wind; „Von des Kaisers Bart“; das historisch denkwürdige und für Geibel nicht ohne persönliche Folgen bleibende: „An König Wilhelm“ (bei dessen Einzug in Lübeck, 13. September 1868), ferner „Das Rheinlied“: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben, das er mit Anknüpfung an das vielgesungene Rheinweinlied des Wandsbecker Boten dem Andenken Gutenbergs widmete. Auf zwei ganz individuelle Landschaftsbilder, die Geibel in der vollen Reife der Kunst gezeichnet hat, weist Wilhelm Scherer in seiner Gedächtnisrede (Emanuel Geibel; Berlin 1884; S. 28 oben) hin: in der Elegie „Charmion“ schildert er die südliche Natur, in der (gekürzten) Epistel: „Aus Travemünde“ die nordische deutsche Heimat. (Vgl. auch Prof. Berthold Litzmann: Emanuel Geibels politisch-patriotische Dichtung in der Monatsschrift: „Deutschland“ Nr. 1 und 2, 1902, S. 10 ff.) — — Auch Wilhelm Jensens (S. 305) „Lieder zu Schutz und Trutz“ (Berlin 1870) sind hier zu erwähnen: Der 30. März 1814: Wie schwinden die Jahre zurücke . . .; Der 22. Juli 1870: Wie fliegen im Sturm die Jahre; die beiden herrlichen Gedichte sind betitelt: „Ein Lied vom König Wilhelm“; ferner seine „Lieder aus Frankreich“: Daß die nächste Stunde nicht

mehr dein ... — Das gleiche gilt von Franz Xaver Seidl: „Barbarossas Erwachen": Nun ziehn die Raben fort vom Berg; der Zauber wird gelöst. (Lieder zu Schutz und Trutz; Berlin 1870.) — Julius Mosen, der „sächsische Uhland" genannt, wird im Anhang des Lesebuches, S. 347, nur mit „Andreas Hofer" erwähnt. Sein „Trompeter an der Katzbach", „Völkerschlacht bei Leipzig" und vor allem „Heinrich der Löwe" (Der Schiffbruch — Der Vogel Greif — Die Heimkehr — Der Löwe) sind von geschichtlichem Werte. — Joh. Nepomuk Vogl (S. 352) wäre zu ergänzen mit: „Heinrich der Vogelsteller": Herr Heinrich sitzt am Vogelherd (Romanzen, Balladen und Sagen; Wien 1848). Ernst von Wildenbruch (S. 314); sein packendes Gedicht: „Vionville" (Hauptmann Hildebrand und die 52er): Nicht will der Leu von seinem Lager lassen ... verdient Erwähnung und Aufnahme in das Lesebuch. F. A. von Heydens epische Dichtung: '„Das Wort der Frau", von dem schon 1868 die 16. Auflage erschien, ist durchweht von einer echt deutschen Gesinnung und auch einer religiösen Lebensanschauung, die innig wohltut; ihr sollte eine ehrenvolle Stelle in diesem deutschen Handbuche gesichert sein! — Welche Anregung für den geschichtlichen Unterricht in der Seminarübungsschule könnten diese im Lesebuch vermißten Gedichte unseren Seminaristinnen bieten und so die Brauchbarkeit des Lesebuches erhöhen!

Wie steht es ferner um die Literatur unserer Volksschriftsteller in der 2. Hälfte des 1. Teiles? Während Dialektdichter reichlich vertreten sind, z. B. Karl Stieler, S. 250 ff., Klaus Groth, S. 191—195 und Fritz Reuter, S. 154—163, sucht man vergebens nach Proben aus Jeremias Gotthelf, O. von Horn, Karl Stöber, Glaubrecht, Caspari, Fries, Emil Frommel, Wilhelm Baur, Otto Funke. Unsere Seminaristinnen müssen aber aus dem Lesebuche heraus mit den Schriften dieser Männer vertraut werden, zumal Heydtmann Vertreter des modernen Romans, Raabe, S. 221, G. Freytag, S. 177, Felix Dahn, S. 304, Sudermann, S. 324, hat zu Worte kommen lassen.

Die Brauchbarkeit dieses zweiten Teiles des Heydtmannschen „Lesebuches" erscheint mir somit nach Maßgabe der obigen Ausführungen der Steigerung fähig. Wir wollen für unseren deutschen Unterricht zum Zwecke selbsttätiger Vertiefung und Belebung des dürren „Leitfadenwissens" ein Hilfsbuch haben, oder besser ein Handbuch, das systematische Orientierung, nicht nach Art eines Lesebuches regellos von Fall zu Fall nur Anregung bietet. Das Handbuch soll im Gegensatz zum Lesebuch Vorspanndienste leisten. Und diese Forderung an ein solch kostspieliges Buch (Preis des Bandes 4 M.) erscheint mir berechtigt. Warum hat beispielsweise der

Verfasser aus Kinkels herrlichem Epos „Otto der Schütz" (S. 252) lediglich den Abdruck des dritten Abenteuers (Meisterschuß) wiedergegeben, während im 1. Teil des ersten Bandes „Meier Helmbrecht" mit einer ergänzenden ausführlichen Inhaltsangabe bedacht ist? Dieser Torso ist nicht zu rechtfertigen; denn eine billige Volksausgabe von diesem Epos gibt es nicht. Freilich kann eine solche Sammlung bzw. Auswahl nicht jedem alles bringen; dies würde auch die Stoffbeherrschung, die allgemeine Übersicht nur erschweren. Aber wichtige Richtungen und ihre Vertreter dürfen nicht übersehen, und vor allem die Musterstücke dürfen nicht bruchstückweise gebracht werden. Das Handbuch, das wir für den deutschen Unterricht an unseren Lehrerinnenseminaren anstreben, soll zur selbsttätigen Lektürearbeit erziehen und anleiten; Bruchstücke aber führen leicht die Gefahr des Halbwissens herbei, nach Art der Feuilleton-Literatur, die solch bequemes Gelegenheitswissen in oberflächlicher Weise vermittelt. Heydtmanns Verfahren, in seiner Sammlung und Auswahl neben den poetischen Stücken auch solche in Prosa (und beide vermischt in einem und demselben Bande) zu bringen, ist zu loben. Schon Heinrich Kurz hat in seiner Geschichte der deutschen Literatur (4 Bände, 7. Auflage, Leipzig 1874; Teubners Verlag) sogar noch Szenen aus den einzelnen Dramen hinzugefügt.

Ein zur selbsttätigen Lektürearbeit erziehendes, ein hodegetisches Handbuch, das auch über die Seminarzeit hinaus in der Berufsarbeit Winke und Anregungen bietet, tut uns für unsere Lehrerinnenseminare gewiß not. Darum ist das Heydtmannsche Lesebuch von der Fachpresse und von der Mehrzahl unserer Fachkollegen und -kolleginnen bei seinem Erscheinen mit Freuden begrüßt worden.[1]) Die an sich gewiß verdienstvollen Schulausgaben und Erläuterungen von Teubner, Velhagen und Klasing, Freytag und Cotta u. a. m. sind dadurch doch keineswegs außer Kurs gesetzt. Sie bieten aber als Einzelausgaben keine zusammenhängende Übersicht des Gesamtstoffes und der geistigen Strömungen, kurz keine systematische Orientierung.

Den Wert nun aller geistigen Schulung und technischen Ausbildung faßt kein geringerer denn unser Altmeister Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien in folgendes Bekenntnis zusammen: „Zwei Kapitalfehler entdeckte ich an mir: Der eine ist, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich betreiben wollte, lernen mochte; der andere, daß ich nie soviel Zeit auf eine Arbeit wenden mochte, als dazu erfordert wird" (vgl. Heinemann,

1) Vgl. Dr. A. Schönes Rezension in der Zeitschrift „Die Mädchenschule", 1903; und Dr. E. Döhler — Ein Lesebuch für Lehrerinnenseminarien — in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 17. Jahrgang, 9. Heft. Teubners Verlag.

Goethes Leben und Werke. Velhagen und Klasing, Lieferung 33, S. 77). Der erstere „Kapitalfehler", von dem Goethe spricht, kommt hier in Betracht. Sollen wir unsere Zöglinge an unseren Seminarien berufstechnisch gründlich vorbilden, so daß sie ihres Besitzes froh werden, so müssen sie gelegentlich des deutschen Unterrichtes selbst in der richtigen Auswahl und Handhabung des Handwerkzeuges angeleitet werden, und das unmittelbar in der deutschen Unterrichtsstunde selbst, nicht ausschließlich durch den praktischen Kursus in der Seminarübungsschule, die ja zumeist in anderen Händen liegt. Welch belebende und fruchtbringende Wirkung da eine kleine Klassenbibliothek, eine deutsche Handbibliothek tut, die als Klasseneigentum von den Zöglingen selbst verwaltet und unter der Aufsicht des deutschen Fachlehrers oder des Ordinarius ergänzt wird, wie gerade diese Einrichtung zur selbsttätigen Lektürearbeit anregt und vermittelt, das habe ich genugsam erfahren dürfen. Da haben bemittelte wie unbemittelte Schülerinnen die Möglichkeit, in mehreren Exemplaren vorhandene Einzelbändchen ohne große Selbstkosten durchzuarbeiten; da wächst auch dem Lehrenden die Freude und der Mut, beispielsweise näher einzugehen auf einen Grillparzer (Sappho), Geibel (Sophonisbe; s. Karl Theodor Gaedertz: Emanuel Geibel, Leipzig 1897; S. 313 ff.), Laube (Graf Essex, als Gegenstück zu „Maria Stuart"), Kruse (Die Gräfin). Hier würden auch ausgewählte Schriftchen aus unseren Volksschriftstellern (Aus der Maje von O. v. Horn und vor allem die billigen Einzelbändchen der ‚deutschen Bücherei" sowie die Wiesbadener Volksbücher) ihren verdienten Platz finden. Eine derartige Einrichtung erscheint mir nach der erziehlichen wie technischen Seite hin die beste Ergänzung zu jedem Handbuch und jeder Darstellung der Geschichte der deutschen Literatur.

Sprechzimmer.

1.

Ein Lausitzer Sprachgebrauch. (Ztschr. XIX, S. 196.)

Der in Bautzen beobachtete interessante Gebrauch der ersten Person Pluralis des persönlichen Fürworts ist vielleicht ein Slawismus. Im Obersorbischen hat sich der Dual des Verbums erhalten, der stets angewendet wird, wenn von zwei Personen die Rede ist. Der Satz: „Ich gehe mit Karl spazieren" würde im Obersorbischen lauten: „So z Khorlu wukhodźimoj." Das Verbum steht im Dual, die begleitende Person im Instrumentalis. Übersetzt man diesen slawischen Satz wortgetreu, so erhält man: „Wir gehen mit Karl spazieren."

Der Dual läßt sich ins Deutsche nur mit dem Plural übersetzen. Es scheint also ein Einfluß der obersorbischen Syntax vorzuliegen.

Stollberg i. Erzg. **Otto Lehmann.**

2.

Zum rückbezüglichen Fürwort.

Der Gebrauch des Fürwortes „sich" in Beziehung auf die erste Person kommt im älteren Neuhochdeutsch schon früher vor als Ztschr. XIV, S. 610 angegeben werden konnte. In Grimms D. W. I, 1334 ist aus Christoph Helvicus, Jüdische Historien. Gießen 1611 und 1612, folgende Stelle verzeichnet: „wir können sich nit behelfen."

Blankenburg a. H. **Ed. Damköhler.**

3.

Nicht unlängst = unlängst.

Auf S. 133 flg. des 19. Jahrgangs hat Prof. Sulzbach überzeugend dargetan, daß die in Emilia Galotti IV 6 gegebene Bühnenanweisung „sie bei der Hand nicht unsanft ergreifend" im eigentlichen Sinn zu verstehen sei, daß also kein „fehlerhafter Ausdruck" des Dichters vorliege, wie dies F. Hoffmann (Ztschr. XVII, 316) annehmen zu müssen glaubt.

Gleichwohl verdient hervorgehoben zu werden, daß gerade dieser „fehlerhafte" Gebrauch der Negation „nicht" sich bei Lessing nicht selten findet. Schon Hoffmann hat (a. a. O.) auf Emilia Galotti II, 6 hingewiesen, wo das „nicht ohne Mißfallen" dem ganzen Zusammenhang nach die Bedeutung „mit einigem, mit ziemlichem Wohlgefallen" haben muß. Ebenso liegt in der Stelle des 17. Literaturbriefs: „Erstlich würde das Volk an jenem (Shakespeare) weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen (Corneille und Racine) nicht finden kann", zweifellos pleonastisches „nicht" vor. Man ist geneigt, im letzteren Fall an einen Einfluß des Französischen zu denken, das hier ein pleonastisches ne erfordern würde.

Von der der Volkssprache nachgebildeten und meist stilistischen Zwecken dienenden Häufung der Negation (Nathan V 6: „Wenn deinem Herzen sonst nur kein Verlust nicht droht"; weitere Belege in dieser Ztschr. III, 149 flg., VII, 807 flg.) kann in den angeführten Stellen jedenfalls nicht die Rede sein. In der fehlerhaften Verwendung der Negation haben wir hier vielmehr das Ergebnis einer Vermischung zweier Gedankenreihen zu erblicken; es liegt also nicht eine stilistische, sondern eine psychologische Erscheinung vor.

Beispiele hierfür finden sich auch sonst. So ergibt sich bei Opitz (Buch von der deutschen Poeterei[1]) aus den beiden Komponenten „unlängst" und „vor nicht langer Zeit" die Resultante „nicht unlängst". S. 4 flg.: „Ich muß nur bekennen, das ich nicht vnlengst auß weit abgelegenen orten ... mich ... zurücke gemacht." S. 18: „Wiewol auch bey den Italienern erst Petrarcha

1) Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrh. Nr. 1.

die Poeterey in seiner Muttersprache getrieben hat, vnnd nicht sehr vnlengst Ronsardus." Daneben ist Opitz das einfache „unlängst" und das synonyme „neulich" nicht ungeläufig, während er das heute ebenfalls synonyme „kürzlich" im Sinn von „kurz" = „in einem Wort" verwendet. S. 59: „Hierneben habe ich auch nicht sollen vnverwehnet lassen, das mir vnlengst eines gelehrten mannes ... schreiben zukommen." S. 49: „Ich vor meine person, bin newlich vorwitzig gewesen." S. 42: „kürtzlich: es sol kein reim gemacht werden, als da wo er hin gehöret."

Böblingen (Württbg.) Dr. **Eugen Borst.**

4.

Zu Tasse = Platte. (Ztschr. 1905, S. 381.)

Während eines dreijährigen Aufenthaltes in Wien habe ich aus dem Munde nicht nur Dienender, sondern auch Gebildeter fast alltäglich das Wort Tatze (wohl besser Tazze zu schreiben) in der Bedeutung Platte oder Untersatz gehört. Geschrieben habe ich es nicht gefunden; es scheint demnach der niederen Umgangssprache anzugehören. Es wurde genau von dem Trinkgerät Tasse unterschieden. Ich habe das italienische tazza daraus zu hören geglaubt, das wie das französ. tasse vom arab. tássa (Becken, Schale, Tasse) stammt. Wir hätten also in Tasse und Tazze zwei wirkliche Scheideformen (Dubletten) mit verschieden abgeschatteter Bedeutung. Die Anwendung von Tasse für Tazze bei Anzengruber ist wohl aus dem Streben nach schriftsprachlichem Ausdruck in den Bühnenweisungen zu erklären.

Cöthen. Prof. Dr. **Feyerabend.**

5.

Zu Zacharias Werners „Der vierundzwanzigste Februar".

Eine grausige Schweizersage, die sich an einen grauen, undurchdringlichen Nebel knüpft, „Die graue Frau", birgt den Kern des Wernerschen Dramas: den Umstand, daß der Sohn sich nicht zu erkennen gibt; den daraus entspringenden Mord seitens der Mutter, des Vaters; den Umstand, daß der Sohn sich zu erkennen gibt. Die „graue Frau" war einst eine böse Herbergsmutter, welche die wohlhabenden Reisenden mordete und ausraubte. Nun kehrte der Sohn nach langen Jahren aus der Fremde zurück. Unterwegs hört er von der unheimlichen Herberge, glaubt kein Wort, will die Mutter überraschen, ihren Verleumdern den Mund stopfen. Unerkannt kommt er ins Haus und legt sich schlafen. Mitten in der Nacht erwacht er. Die Mutter steht vor ihm und gießt dem entsetzt sich Aufrichtenden siedende Butter in den zum Schrei geöffneten Mund: „Mutter! was hast du getan?" Dann sinkt er tot zurück ... Die Sage kann auf Wahrheit beruhen. Ja, nach einer Mitteilung des „Hannoverschen Kouriers" vom 29. August 1903, der aus dem „Graudenzer Geselligen" schöpft, an dessen Wahrheit wir vorläufig nicht zweifeln wollen, geschehen solche „kaum glaubliche Untaten" noch heute. Kam nach jahrelangem Aufenthalt in Amerika der Sohn eines Bauern in Schaky bei Russisch-Neustadt mit großen Ersparnissen in seinen Heimatsort zurück.

Er will die alten Eltern überraschen und kehrt erst im Kruge ein. Gegen Abend trifft er bei seinen Eltern ein, gibt sich aber nicht zu erkennen, sondern bittet um ein Nachtlager. Unklugerweise läßt er durchblicken, daß er viel Geld bei sich hat. Die alte Frau will nun ihren Mann überreden, den Gast zu töten und zu berauben. Der Mann weigert sich entschieden. Da schickt sie ihn nach dem Kruge, um Schnaps zu holen. Hier hört er vom Wirt, daß er seinen Sohn bei sich habe. Er eilt zurück; es ist zu spät; die Frau hat dem Gast, ihrem eigenen Sohn, mit einem Rasiermesser den Hals durchschnitten.

Trotz Werners Versicherung von der erdichteten Fabel und Katastrophe meinen wir, daß er zu seinem Stücke, welches wie die Sage in der Schweiz spielt, durch die Sage, durch eine ähnliche Zeitungsnotiz, kurz, daß er von außen dazu angeregt wurde, daß er eine Quelle benutzt hat. Solche Sagen finden sich mehr. So knüpft sich eine an einen alten Marterstein in der Umgegend von Lübeck an.

Markoldendorf-Wilhelmshaven. Dr. **A. Andrae.**

6.

Angewachsene und losgetrennte Teile in Ortsnamen.

Den von O. Heilig in der Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. XVII 728 f. angeführten Fällen aus Baden hat H. K. Schilling XIX 350 zwei Beispiele aus Thüringen hinzugefügt, von denen das eine auch auf niederdeutschem Boden in Holstein vorkommt. Das Kirchdorf Eichede am nordalbingischen Limes Saxoniae, vormals Slamersеke und Slamersekede, d. i. Slavomirs Eichich (Eichicht), genannt, heißt nämlich im Volksmunde Meke, entstanden aus tom Eke, was genau dem volkstümlichen Mäch neben dem amtlichen Namen des Dorfes Eichicht bei Saalfeld entspricht. Das Anwachsen des m von der Dativform des bestimmten Artikels findet sich hierzulande noch öfters, z. B. in Moitjendorp, amtlich Ötjendorf, ursprünglich Odekendorp. Amtlich geworden ist die Form mit m in Meilsdorf, früher Eylikesdorp. Das jetzt verschwundene Dorf Melsdorp bei Oldesloe hieß früher Elersdorp. Das Umgekehrte, der Abfall eines ursprünglichen m, kommt hier gleichfalls vor. Das Dorf Anker am Elb-Trave-Kanal in der Nähe von Mölln hieß früher Mancre, nach G. Hey = pol. mōkari „die Mehlhändler" (Archiv des Ver. f. d. Gesch. des Herzogtums Lauenburg II 2 S. 4). Das nicht mehr verstandene to Mancre ist also als tom Ancre aufgefaßt worden.

Auch das Anwachsen des s vom Artikel im Genitiv ist hier nicht selten. Die holsteinischen Ortsnamen Schrevenborn, Schrevendorf, Schreventeich erklären sich als 's Greven Born, 's Greven Dorp, 's Greven Dik, entsprechen also den niederländischen 's Gravenhage, 's Hertogenbosch. Auch Grevenhagen hieß früher Screvenhaghen, indago comitis, Grevenhof, Schrevenhof, curia comitis. Das Dorf Satjendorf bei Lütjenburg, das auch Sartjendorf und Sattekendorp genannt wurde, ist höchst wahrscheinlich als 's Hartegen Dorp, villa ducis, zu erklären. Eine „des Herteghen dorp" genannte Örtlichkeit wird in einer holsteinischen Urkunde vom Jahre 1375 erwähnt. Ein Stadt-

teil von Oldesloe, der auf ehemaligen Pfarrländereien angelegt ist, führte noch vor einigen Jahrzehnten den Namen Sappenkrog, entstanden aus Sapenkrog = 's Apen Krog, welcher Name an die Stelle des noch älteren Spapenkrog = 's Papen Krog, saeptum plebani, getreten war.

Dem Anwachsen der Präposition zu (ze, z) auf oberdeutschem Sprachgebiete entspricht hier das Anwachsen von to, z. B. in Todesfelde, vormals Odesfelde. Der Name der Stadt Oldesloe wird in den ältesten Urkunden Tadesla und Todeslo, d. i. to Odes lo, geschrieben.

Oldesloe. **F. Bangert.**

7.

Zur Konstruktion des Verbums „entfernen" und ähnliches.

Im 586. der Westermannschen Monatshefte (Juli 1905) auf S. 560 sagt John Henry Mackay in seiner Geschichte „Herkulische Tändeleien": „Mit einer kleinen, scharfen Schere fuhr er an Kinn, Wangen und Lippen hin und entfernte sie vom Barte." Wer nicht gedankenlos liest, dem wird hier die Konstruktion des Verbums „entfernen" auffallen. Bei dem Begriffe „entfernen" handelt es sich um zwei zunächst miteinander verbundene oder aneinander haftende Dinge, von denen das eine an seiner alten Stelle bleibt, das andere von ihr hinweggeschafft wird. Seiner Grundbedeutung = fern machen, in die Ferne, beiseite bringen, beseitigen entsprechend muß das Verbum „entfernen" den zu beseitigenden Gegenstand als direktes Objekt bei sich haben, während das, was an seinem bisherigen Orte bleibt, mit der Präposition „von" verbunden wird. Fragen wir, wie eine solche unlogische Ausdrucksweise wie „das Kinn vom Barte entfernen" möglich ist, so ist wohl die richtige Antwort die, daß das Verbum entfernen hier seinen sinnlichen Gehalt gänzlich verloren, daß es einfach die farblose Bedeutung von befreien angenommen hat. Handelt es sich doch bei beiden Verben um die Trennung zweier Dinge voneinander, so daß Flüchtigkeit oder Unbildung, in jedem Falle aber der Mangel, den sinnlichen Inhalt des Wortes „entfernen" klar zu begreifen, entfernen so wie befreien konstruieren lassen kann. So erinnere ich mich, beim Militär sehr oft gehört zu haben (ich bitte das aber nicht passivisch aufzufassen): Warum haben Sie den Mantel nicht vom Staube entfernt? Wenn wir lesen[1]): „Darauf bittet der Dichter die weise Pallas, ihn mit ihrer Ägide zu schützen oder den Busen der Schönen, der sich von dem leichten Silberflor, der ihn anfangs bedeckte, losgemacht hat, wieder zu verhüllen", so möchten wir einwenden, das, was sich losmacht, sich loslöst, sei doch wohl nicht so sehr der Busen, als vielmehr der Schleier; immerhin aber läßt sich diese Ausdrucksweise eher verteidigen.

Ist in diesen Fällen hauptsächlich die Analogie von „befreien" für die Konstruktion maßgebend gewesen, so liegt im folgenden wohl nur ungenügende Denkschärfe zugrunde. In einer schlesischen amtlichen „Benachrichtigung und Anleitung über die Behandlung von Luftballons oder Drachen und zugehörigen Apparaten, welche im Kreise ... aufgefunden werden" aus dem Oktober 1905

1) F. Kuntze, Die schlafende Schöne, Nord und Süd 1903, Nr. 36 S. 375.

heißt es: „Die Ballons sind mit entzündlichem Gase, Wasserstoff oder Leuchtgas gefüllt und müssen deshalb fern vom Feuer gehalten werden.“ Ohne Zweifel wäre es richtiger, zu sagen: „Feuer ist von den Ballons fernzuhalten“, da wohl eher anzunehmen ist, es könnten brennende Streichhölzer, Zigarren, Tabakspfeifen dem Ballon genähert werden als umgekehrt.

Auch anderen Sprachen ist eine solche jeder Logik freilich zuwiderlaufende Verwechselung nicht fremd. Ich will nur wenige Beispiele anführen. In Heliodors Äthiopica VI 11 heißt es: τὸ δὲ τόξον τῆς νευρᾶς παραλύσας, ἐπειδὴ τάχιστα πρὸς τὸ εὐθύτερον ἀνεκάμφθη, βακτηρίαν ταῖν χεροῖν ἐποιεῖτο = er löste den Bogen von der Sehne, bog ihn gerade und benützte ihn als Stab, wo doch das logische wäre: τὴν νευρὰν τοῦ τόξου παραλύσας, und ebenda Kap. 14: τὸν βραχίονα ἐντεμοῦσα καὶ δάφνης ἀκρεμόνι τοῦ αἵματος ἀποψήσασα = sie schnitt sich in den Arm und entfernte ihn mit einem Lorbeerzweig vom Blute, wo τοῦ αἵματος kaum als genet. partitivus aufzufassen sein wird, wir vielmehr auch wieder die erwähnte Verwechselung, im Griechischen noch durch die Vorliebe für Partizipialkonstruktionen unterstützt, erkennen müssen, an Stelle von τὸ αἷμα τοῦ βραχίονος ἀποψήσασα. Und wenn Ovid (ars amandi III 272) sagt: Arida nec vinclis crura resolve tuis, so ist diese Ausdrucksweise sicher erst jüngeren Alters, das ursprüngliche war: vincla cruribus resolvere.

Aber auch in der Konstruktion von Verben, die das Gegenteil von „entfernen“, also annähern und ähnliches bedeuten, begegnen wir der Vertauschung des bewegten und des unbewegten Gegenstandes. Als Beweis gelte eine Stelle aus „Abt Neithardts und seiner Münche Chor“ (= Des Knaben Wunderhorn I 146 der Hempelschen Ausgabe):

Er stellt sie vor das Tor wohl auf die Brücken,
Er kehrt ihnen die Geländer wohl an den Rücken.

Das klassische Latein kennt die Redeweise alicui sanitatem restituere, unser: jemandem die Gesundheit wiedergeben, die Gesundheit hatte sich gleichsam entfernt, jetzt wird sie wieder an ihre Stelle gebracht; aber in der Fuchsischen Übersetzung des Nikolaus Myrepsus — sie ist im Jahre 1567 gedruckt — finden wir (421 A): Hominem sanitati restituit, und bei Leo Allatius, de Graecorum quorundam hodie opinationibus, Coloniae 1645, lesen wir auf S. 120: „Statim juvenis sanitati restitutus est“, und auf S. 125: „Repente sanitati pristinae restitutum fuisse.“ Dabei möchte ich endlich darauf hinweisen, daß wir wohl kaum sagen: jemanden der Gesundheit wiedergeben, aber neben der Wendung: jemandem das Leben wiedergeben, sagen können — und ich meine, das ist charakteristisch — jemanden dem Leben wiedergeben.

Glogau. **F. Pradel.**

8.

„Dösen“, „dösig“.

Diese Wörter sind durchaus nicht, wie man nach Dr. Nagels Ausführungen XIX, 664 f. annehmen möchte, auf Berlin und Umgebung beschränkt, sondern nebst den danebenstehenden Formen dasen, dasig, däsig, dusig,

dazu duseln 'schlummern', „in den Mundarten, besonders in Süddeutschland weit verbreitet", wie es schon im Grimmschen Wörterbuch II, 809 heißt. Ein einziger Blick in dieses, und einer in Schmellers Bayerisches Wörterbuch, die beide zahlreiche Belege für diese Wortsippe bringen, hätte darüber Aufschluß geben können.

In rammdösig geht der erste Bestandteil sicher im letzten Grunde auf das Wort ram(m) 'mas', 'unverschnittenes Männchen', zurück, aber wohl kaum so, wie es a. a. O. angenommen ist, als Vergleich mit dem „Zustand des balzenden Auerhahns", sondern erst durch verschiedene Bedeutungsübergänge hindurch. Wie sehr die Bedeutungen von 'unverschnitten männlich' und von 'ganz, vollständig', dann 'kräftig, stark, scharf' ineinander übergehen, dafür mögen ein paar Beispiele genügen. Noch bis in die jüngste Zeit war es zur Aufnahme in die Handwerkerzünfte erforderlich, daß einer „ein ganzer Mann" sei, d. h. daß er weder Hermaphrodit noch Kastrat war, wie noch heute denjenigen bekannt ist, die noch den in Bayern erst 1867 aufgehobenen Zünften angehört haben (vgl. dazu auch Schmeller-Frommann I, 927). Im Altisländischen heißt enn hvati also eigentlich 'der scharfe' — hvatr, got. hwats ist das Grundwort zu unserem 'wetzen' — soviel wie 'das Männchen'. Und so ist eben das Wort ram(m) 'Bock, Widder, Männchen' eins mit einem anzusetzenden Adjektiv *ram(m) 'stark, fest, kräftig', und davon ist in dem Sinne von 'festmachen' das Verbum rammen abgeleitet, genau unterschieden von rammeln. Ja, in den uns so benachbarten nordischen Sprachen war stets und ist noch heute das Adjektiv ram im Sinne von 'kräftig, vollständig' im Gebrauch, so im Dänischen besonders in der Verbindung det er mit ramme Alvor 'das ist mein voller Ernst'. Das Altwestnordische kannte ein Sprichwort þar er við ramman reip at draga 'hier heißt's gegen einen Starken das Seil ziehen'. Im Dänischen heißt z. B. en ram Jyde 'ein eingefleischter Jütländer' und im Isländischen dient das Adjektiv rammr als erstes Glied von Zusammensetzungen gleichfalls zu solchen Bildungen und überhaupt zur Verstärkung. So ist z. B. von afl, efli 'die Kraft' eine partizipiale Ableitung efldur 'mit Kraft begabt, stark' gebildet, rammefldur aber entspricht unserem 'baumstark', ein Stockisländer heißt rammíslenzkur, 'urdeutsch' rammþýzkur usw. Und genau die gleiche Verwendung des Wortes ramm zur Verstärkung eines Adjektivs dürfte in dem Berlinischen rammdösig vorliegen, wobei ich aber bei dem Mangel weiteren Materials die Frage offenlassen möchte, ob wir es hier mit einer gemein-germanischen Bildung zu tun haben, die sich jedoch nur volkstümlich in der Berliner Gegend erhalten hat, oder aber mit einer Entlehnung aus dem Nordischen, die ja bei dem lebhaften Verkehr nicht undenkbar wäre.

Erlangen. **August Gebhardt.**

9.

Bemerkung zu dem Aufsatze: Angewachsene Teile in Ortsnamen (20. Jahrg. 2. Heft S. 112).

Betreffs der Form Tilgen für St. Egidien schreibt der verdiente Altertumsforscher Ad. Tibus in seinem Buche: „Die Stadt Münster. Ihre Entstehung

und Entwickelung bis auf die neuere Zeit. Münster, Fr. Regensberg, 1882" S. 273: „Die Wahl der Patrocinien unserer Martini-, Ägidii- und Jakobikirche hängt wohl mit den im 12. Jahrhundert häufigen frommen Wallfahrten nach Tours, wo der h. Martinus, nach St. Gilles, wo der h. Ägidius und nach St. Jago di Compostella, wo der h. Jacobus ruhte, zusammen. Daraus erklärt sich auch der von jeher hier im Volke gebräuchliche Name „sünt Ilien", „sünt Ilgen", „sünt Tylien", für „St. Aegidii": denn „sünt Ilien", „sünt Ilgen" ist nur als Korruption von „saint Gilles" aufzufassen; und das T in „Tylien"[1]) wird durch Verdoppelung des t in „sünt" aufzufassen sein."

Münster i. W. Dr. **Kraß.**

Bücherbesprechungen.

Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten von Dr. Anton Führer, Gymnasialdirektor in Rheine, Dr. August Kahle, Oberlehrer in Münster i. W. und Dr. Friedrich Kortz, Oberlehrer in Köln-Ehrenfeld. Münster i. W., Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung.

Die weitverbreitete Unzufriedenheit mit den vorhandenen deutschen Lesebüchern ist es, die, wie die Verfasser im Vorwort hervorheben, für Verlagsbuchhandlung und Herausgeber die Veranlassung wurde, mit einem neuen Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen der höheren Lehranstalten an die Öffentlichkeit zu treten, nachdem sie mit zahlreichen Fachgenossen sich in Verbindung gesetzt, das, was sie wollen, ihnen zur Begutachtung vorgelegt und ihre Winke und Anregungen erwogen und teilweise befolgt haben.

Das Buch hat auch derartige Anerkennung und Verbreitung gefunden, daß in kurzer Frist, vom Oktober 1903 bis April 1905 eine neue Auflage des ersten Teiles (für Sexta) nötig wurde.

Die einzelnen Teile enthalten den Lehrstoff für die einzelnen Klassen, Teil I für Sexta, Teil II für Quinta, Teil III für Quarta, Teil IV für Untertertia, Teil V für Obertertia und Untersekunda.

Bei der Gestaltung des Lesebuches ist das in den amtlichen preußischen Lehrplänen von 1902 bezeichnete Ziel unter strenger Fernhaltung aller Nebenzwecke allein maßgebend gewesen. Ebendeshalb hat das Buch vor vielen älteren Lehrbüchern einen offenkundigen Vorzug, insofern diese, weil meistens nach anderen Grundsätzen bearbeitet, oft nur notdürftig den neuen Lehrplänen angepaßt werden können.

Diesen Vorzügen gesellen sich andere hinzu.

Zunächst haben die Verfasser vermieden, einfach Stücke aus dem Zusammenhange größerer Werke herauszureißen und unverändert aufzutischen; sie haben sich vielmehr unter sorgfältiger Berücksichtigung der Verständnisfähigkeit

1) Münst. Gesch. Qu. I, 311, 266, 165.

der einzelnen Klassen sowie unter genauer Beachtung der Sprachrichtigkeit und Klarheit mit anerkennenswertem Eifer bemüht, aus dem gebotenen Stoffe ein abgeschlossenes, aus sich selbst heraus verständliches, für die Jugend angemessenes Ganze herzustellen und bieten so abgerundete Einheiten dar, die sich um so brauchbarer erweisen werden, als überall auf ihre Einteilung Rücksicht genommen ist und die Stoffgliederung dem Auge des Schülers durch Zahlen und Buchstaben erkennbar gemacht wird.

Besonders haben die Verfasser bei der Auswahl der Lesestücke die Beziehung zu den übrigen Unterrichtszweigen ins Auge gefaßt.

Die geschichtlichen und erdkundlichen Stücke, die natürlich den Lehraufgaben der einzelnen Klassen entsprechen, werden als Ergänzungen des Fachunterrichtes Lehrern und Schülern willkommen sein, wenngleich den Verfassern die Absicht fern liegt, solche Lesestücke darzubieten, deren Durchnahme sie von den Fachlehrern der Geschichte und Erdkunde erhoffen. Mit Recht dürfen die Verfasser behaupten, die Auswahl so getroffen zu haben, daß Verstand und Gemüt in gleicher Weise Nahrung finden, und daß das ganze Buch ohne Aufdringlichkeit von warmem patriotischen und christlichen Geiste durchweht ist. Ein richtiger Griff beispielsweise ist es sicherlich, wenn in dem Teil für Quarta zur Vermeidung falscher Vorstellungen den Bildern heldenmütiger Tapferkeit aus der griechischen und römischen Geschichte ebensolche Bilder der Hingabe und Vaterlandsliebe aus der deutschen Geschichte angereiht werden, z. B. ein Feldpostbrief über die Schlacht bei Wörth, ein Brief Moltkes an seinen Bruder über die Kämpfe vor Paris u. a. Die für Untertertia berechneten Stücke sind teils Charakterschilderungen (Otto I., Ernst von Schwaben, Friedrich Barbarossa, Rudolf von Habsburg), teils enthalten sie kulturgeschichtliche Schilderungen (altdeutsche Kampfspiele, die deutschen Städte im Mittelalter, die Hansa, die Feme), während in Teil V (O III. und U II.) die Auswahl der Stücke durch die Rücksicht auf die hauptsächlichsten Entwickelungspunkte der vaterländischen Geschichte bedingt erscheint; die beiden letzten Darbietungen: „Das neue Deutsche Reich und seine Aufgaben in der Gegenwart" und die (gekürzte) Rede Kaiser Wilhelms, gehalten bei der Entgegennahme des Ehrentrunkes im Rathaussaal zu Aachen am 19. Juni 1902, zeigen, wie das Buch überhaupt das heranwachsende Geschlecht zur Erfassung der Gegenwart zu erziehen, zur Gegenwartsfreude zu stimmen bemüht ist.

Der Förderung eines gesunden Wirklichkeitssinnes werden die Bilder aus der Natur und dem Menschenleben dienen; sie stammen zum Teil von einem fachkundigen Mitarbeiter her, der bei ihrer Abfassung und Bemessung für die einzelnen Klassen nach einem einheitlichen Plane im genauen Anschlusse an die Lehrpläne vorgegangen ist; dabei sind die Stücke so gehalten, daß ihre Durchnahme auch dem Deutschlehrer ohne weitere Fachkenntnisse möglich sein wird.

Dem Erzählungsbedürfnisse der Jugend kommen zahlreiche Darbietungen entgegen; dabei hat der Bearbeiter der beiden letzten Teile mit glücklicher Hand Passendes aus dem Schrifttum der Gegenwart herausgegriffen. Stücke wie:

Verhängnisvolle Wartezeit aus Achleitners Geschichten aus den Bergen; „Als dem kleinen Maxl das Haus niederbrannte" aus Roseggers Waldheimat; Eine Seeräubergeschichte aus Werners Buch von der deutschen Flotte (U III) sowie die im fünften Teile enthaltenen Erzählungen: Verschiedene Übergänge von Trojan; Pankraz der Schmoller aus den Leuten von Seldwyla; Der Dorfschmied von Lienhart; Das Puppentheater aus Storms Pole Poppenspäler; In der Mittagsstunde aus den Kriegsnovellen von Liliencron u. a. werden ihre Anziehungskraft auf die Jugend nicht verfehlen und sich besonders nach vorangegangener Hauslektüre zur Wiedergabe in der Klasse gut verwerten lassen.

Als ein glücklicher Gedanke darf die Aufnahme kurzer, zweckentsprechend gehaltener Lebensbeschreibungen deutscher Dichter und Forscher (Abschnitt VII) bezeichnet werden; gerade auf diese Weise läßt sich in der Jugend, die stets gern am Persönlichen haftet, am leichtesten und nachhaltigsten Verständnis für unser Schrifttum erwecken. So wird der Sextaner mit dem Leben des Wandsbecker Boten bekannt gemacht, während dem Quintaner die liebenswürdige Gestalt Robert Reinicks vorgeführt wird; dem Quartaner werden Züge aus Gellerts Leben mitgeteilt; der Untertertia sind Schillers Jugend und die Gebrüder Grimm zugewiesen; Teil V schildert (nach Verschiedenen) Ludwig Uhlands Lebensgang und führt nach A. Matthias: „Die patriotische Lyrik der Befreiungskriege" den Untersekundanern die Sänger der großen Zeit vor Augen.

Bei der Auswahl der Gedichte ist der Grundsatz befolgt, neben dem guten Alten den Erzeugnissen der neueren Poesie gerecht zu werden; namentlich Teil V bringt in den Abschnitten: „Dichter der neueren Zeit" und: „Das jüngste Deutschland" eine mit anerkennenswertem Takte getroffene Auswahl von Dichtungen unserer Zeit z. B. In einer Winternacht von Liliencron, Der törichte Jäger von Gustav Falke, Nis Randers von Otto Ernst, En Bot is noch buten von Arno Holz. Auch Fritz Reuter und Klaus Groth kommen zum Wort (De Rechnung ahn Wirt, Koppweihdag, En beten anders, Min Modersprak, Matten Haß). Wünschenswert wären auch Sprachproben mittel- und süddeutscher Mundarten gewesen, wie sie beispielsweise das Lesebuch von Buschmann aufweist; nur so wird es möglich, den Schülern das Wesen und die Bedeutung der Mundarten zu veranschaulichen. Die dem fünften Teile im Anhange zugefügten kurzen Belehrungen über die poetischen Formen, die Strophenformen, die Gattungen der Dichtung u. a. werden sich als brauchbar erweisen. Ebenso werden die den Teilen I—III am Schlusse angehängten grammatischen Abrisse, in denen die lehrplanmäßig vorgeschriebenen Klassenaufgaben knapp aber ausreichend behandelt werden, manchem Lehrer willkommen sein.

Daß auf die Rechtschreibung und die Einheitlichkeit der Interpunktion gebührende Rücksicht genommen ist, darf bei der Sorgfalt, die das ganze Buch auszeichnet, als selbstverständlich gelten.

Man darf daher dem Buche rechte Verbreitung wünschen und im Sinne der Herausgeber die Fachgenossen bitten, das neue Unterrichtswerk mit den vorhandenen Büchern ähnlicher Art zu vergleichen und zu prüfen, ob es der

hohen Aufgabe des deutschen Unterrichtes entspricht, für die nur das Beste gut genug ist.

Köln a. Rh. Prof. Dr. **Blumschein.**

Rudolf Krauß, Eduard Mörikes sämtliche Werke in 6 Bänden. Leipzig, Max Hesses Verlag. Preis 5 M.

Diese ausgezeichnete Volksausgabe bietet in ihrem ersten Bande eine eingehende Darstellung von Mörikes Leben und Schaffen, sowie eine Auswahl seiner Briefe. Band 2 und 3 bringen die Gedichte, die Idylle vom Bodensee und Dramatisches (Die Regenhüter, Spillner), Band 4 und 5 den Roman „Maler Nolten", Band 6 Novellen und Märchen. Die einzelnen Werke sind vom Herausgeber mit gründlichen Einleitungen versehen. Der rührige Verlag hat die Sammlung mit 4 Bildnissen, zwei Schattenrissen und einem Brief als Handschriftprobe geschmückt.

Mörike ist heute als einer der größten deutschen Lyriker nach Goethe anerkannt, seine Lieder atmen die Frische des Volkslieds, seine Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" ist ein Meisterwerk deutscher Prosa. Mit Recht nennt Adolf Bartels die Schöpfungen des Dichters „ein Göttergeschenk". Die Volksausgaben, einfach und vornehm, werden dazu beitragen, diese Perlen deutscher Poesie in weitesten Kreisen zu verbreiten: sie sind ein Jungbrunnen für die deutsche Jugend, für das deutsche Volk, ein Jungbrunnen, kristallhell und morgenfrisch.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Grillparzers Werke. Herausgegeben von Rudolf Franz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 5 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J. Preis 10 M.

Die Zeit, wo der jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle erhobene Vorwurf, als verhinderten bei den Norddeutschen eingewurzelte Vorurteile das volle Verständnis der Grillparzerschen Werke, noch einige Berechtigung hatte, gehört längst der Vergangenheit an. Das ernste Streben, in die Gefühls- und Gedankenwelt des Wiener Poeten und ihre eigentümliche Schönheit immer tiefer einzudringen, zieht heute auch in Norddeutschland sichtlich immer weitere Kreise. Ein neuer Beweis für diese erfreuliche Tatsache ist die mit ebenso feinem Verständnis für die Gesamterscheinung des Dichters wie mit philologischer Sorgfalt unter Ausnutzung der reichen Grillparzer-Literatur bearbeitete neue Ausgabe des Dortmunder Gymnasialdirektors Rudolf Franz, mit der der große österreichische Tragiker in die bekannte Klassikersammlung des Bibliographischen Instituts seinen Einzug gehalten hat. Nachdem der erste Band bereits 1903 ausgegeben worden war, liegt nunmehr der neue „Grillparzer" mit dem im vorigen Jahre erschienenen 5. Bande abgeschlossen vor.

An eine historisch-kritische Gesamtausgabe des geistigen Erbes Grillparzers, die allen wissenschaftlichen Ansprüchen Genüge leistete, ist vorderhand nicht zu denken: für die Feststellung des Textes und die genauere Datierung einzelner

Werke, besonders der Gedichte und Fragmente, ist trotz der wertvollen Vorarbeiten österreichischer Forscher noch genug zu tun übrig, auch bleibt ein Teil der literarischen Hinterlassenschaft des Dichters bis zum Jahre 1922 der Benutzung unzugänglich. Das vorläufig Mögliche hat A. Sauer in den 20 Bänden der 5. Cottaschen Ausgabe (1892) geleistet.[1]) Den Text dieser Ausgabe hat Franz seiner Auswahl zugrunde gelegt, jedoch die ersten Drucke, die von dem Dichter selbst besorgten Einzelausgaben und die nach seinem Tode veröffentlichten Gesamtausgaben, soweit diese kritischen Wert besitzen, wie auch sonst gedrucktes Textmaterial selbständig verglichen und die abweichenden Lesarten sorgfältig verzeichnet. Von den Gedichten gibt der Herausgeber eine verhältnismäßig knappe Auslese und ordnet sie in sechs von den bisherigen Ausgaben abweichende Gruppen nach sachlichen Gesichtspunkten, innerhalb deren die zeitliche Folge angestrebt ist. Die Überschrift der einen: „Polemisches und Epigrammatisches" halte ich nicht für glücklich, da die Epigrammendichtung ja über alle Gruppen verteilt ist. Dagegen wird jeder, der die hohe Bedeutung der Musik in Grillparzers Leben kennt, es berechtigt finden, wenn der Herausgeber neben der Abteilung „Poesie" auch eine Abteilung „Tonkunst" eingefügt hat. Besonders hinweisen möchte ich noch auf die erste Gruppe, „Persönliches", die gerade durch die zeitliche Anordnung der Gedichte so recht geeignet erscheint, das in der biographischen Einleitung Gesagte zu vertiefen und zu ergänzen. Ist also, da ja eine Originalausgabe der Gedichte von des Dichters Hand selbst nicht vorliegt, gegen eine solche sachliche Gruppierung der Lyrik nichts einzuwenden, wenn nur in den Gruppen die chronologische Ordnung festgehalten wird, so hätte ich dagegen die Dramen, die der Herausgeber mit Ausschluß der Jugendstücke, der Melusina und der Fragmente, in dankenswerter Vollständigkeit aufgenommen hat (einschließlich der zwei Esther-Akte), lieber in der Zeitfolge ihrer Entstehung geordnet gesehen, da die hier durchgeführte Gruppierung wegen des doppelten Einteilungsgrundes (stofflicher Gesichtspunkt bei den griechischen und vaterländischen Stücken und innere Gründe bei „Esther" und „Jüdin" sowie bei dem „Traum" und „Weh dem, der lügt") nicht befriedigen kann. Ungern vermisse ich die prächtige Hannibal-Szene, die bekanntlich (vgl. Grillparzers Brief an Karl Goedeke vom 19. November 1868) kein eigentliches Fragment darstellt. Etwa die Hälfte des letzten Bandes ist der Prosa gewidmet. Der Herausgeber bietet hier zuerst die beiden Erzählungen „Das Kloster von Sendomir" und „Der arme Spielmann", sodann das die Stellung Grillparzers zu Goethe, Schiller und Shakespeare kennzeichnende Totengespräch zwischen Friedrich dem Großen und Lessing, ferner ausgehobene Stücke aus den ästhetischen, literarästhetischen und historisch-politischen Studien, die Erinnerungen an Beethoven und die beiden Reden auf diesen von dem Dichter vergötterten Musikheros, den Abschnitt über Rom aus dem italienischen Tagebuche, den Bericht über den Besuch bei Goethe aus der Selbstbiographie und endlich eine Auswahl Aphorismen. Für das die Texte umschließende

1) Vgl. jetzt noch seine Berichtigungen und Ergänzungen: Euphorion 11, 198 ff.

reichliche literarhistorische und erklärende Rankenwerk wird jeder ernste Grillparzer-Leser dem kundigen Führer aufrichtig dankbar sein. Auf Literaturnachweise bei der einleitenden Lebensgeschichte, wie die Meyerschen Ausgaben sie sonst bieten, hat der Herausgeber verzichtet. Der gebildete Laie wird solche kaum vermissen und für den gelehrten Benutzer fließt in dieser Hinsicht ja jetzt in der ausgezeichneten Grillparzer-Bibliographie A. Sauers (in dem kürzlich abgeschlossenen 8. Bande von Goedekes Grundriß) die reichste Quelle.

Der Ausgabe ist ein Dichterbildnis und ein Handschriftenfaksimile beigefügt. Ersteres gibt die gelegentlich des Weimarer Besuches 1826 von Goethe veranlaßte Kreidezeichnung J. J. Schmellers wieder. Die vorzügliche Ausstattung der Meyerschen Klassikerausgaben in Druck und Papier ist genügend bekannt.

Zittau. **Alfred Neumann.**

Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart von Adolf Stern. Fünfte, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Marburg in Hessen, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1905. 227 S. Preis geb. 2,50 M.

Unlängst habe ich einmal unter den innerhalb zweier Jahrzehnte bei mir angesammelten „kleinkalibrigen" Handbüchern der vaterländischen Literatur insbesondere diejenigen vergleichend durchmustert, die sich ausschließlich mit den so reichhaltigen und so schwer darstellbaren Zeitläuften seit dem Hintritt des letzten, mächtigsten unserer sogenannten großen Klassiker beschäftigen. Da bin ich denn des mit Staunen wahrgeworden, wie ich immer wieder zur einschlägigen Arbeit eines der fruchtbarsten deutschen Literarhistoriker zurückzukehren Anlaß genommen, seitdem ich im Jahre 1886 die 22. Auflage der berühmten und in ihrer Art durchaus einzigen Vilmarschen „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" als Abgangsprämie vom Gymnasium erhalten hatte, um darin einen vielbefragten Führer für mein Studium der deutschen Literatur zu begrüßen: es ist Adolf Sterns damals zuerst als „Anhang" zu Vilmars ursprünglichen Vorlesungen hervorgetretene Behandlung der jüngsten acht Jahrzehnte der deutschen Poesie im ganzen, in ihren Hauptgruppen und Vertretern. Gegenüber S. 491—647 jenes Erstdrucks von 1886, der noch dazu, abgesehen von den paar schon bei Vilmar berücksichtigten Übergangsdichtern, der jetzigen überaus wertvollen biographisch-bibliographischen Anmerkungen, auch des nötigen Sonderregisters entbehrte, 194 Seiten Text nebst den 33 Seiten Anmerkungen und Register enthaltend, bietet die neue, 5. Auflage, völlig auf dem laufenden geblieben, eine überraschend vollständige, pragmatisch, wie der alte Schulausdruck heißt, und sehr übersichtlich gehaltene, fesselnd geschriebene Literaturgeschichte vom Beginn des Epigonentums bis in unsere nächste Gegenwart, dabei genug seltener genannte neueste Schriftsteller mit hineinbeziehend, auf welche man in diesem verhältnismäßig enggespannten Rahmen kaum rechnen dürfte. Wer der vortrefflichen Bewältigung einer wahrhaft schwierigen Aufgabe, wie sie dem

rastlos für das Fach der allgemeinen und der heimischen Literaturgeschichte wirkenden Verfasser mit nun durch fünf Auflagen erwiesenem Erfolge gelungen, völlig gerecht werden will, der schlage auch sein Vorwort zu jener 22. Vilmar-Auflage nach, die er überwacht und erstmals mit seiner Fortsetzung ausgestattet hatte. Im übrigen glaube ich mit um so ruhigerem Gewissen auf das ernste Verdienst der Sternschen Leistung nachdrücklich aufmerksam machen zu können, als ich zu dem ja auch dichterisch so umfänglich tätig Gewesenen nie in ein tieferes Verhältnis getreten bin und trotz mannigfachen Anlasses — außer einer flüchtigen Korrespondenz im Jahre 1904 bei Gelegenheit meines Artikels Heydrich in der Allg. Dtsch. Biogr. — jeder persönlichen Verbindung mit dem klugen, idealistischen und feinsinnigen Manne entbehre. Ich irre mich vielleicht: aber sollte nicht dereinst diese seine unscheinbarste und auch wohl seinerseits am geringsten abgeschätzte Frucht einer unermüdlichen Feder am nachhaltigsten seinen Namen fortpflanzen? Und schaut man in die gehobenen Auslassungen seiner Schlußabsätze hinein, so fände das auch der unparteiisch Moderne vollberechtigt: wie schön und warm schlägt da der 70jährige Jubilar von Anno 1905, trotz aller dazwischenliegenden Umsturzbestrebungen, fast mit den nämlichen Worten wie im November 1885, da er seine erste Vorrede unterzeichnete, die Brücke zur künftigen Entwickelung unseres nationalen Schrifttums!

München. **Ludwig Fränkel.**

Gottfried August Bürgers sämtliche Werke. Neue Ausgabe in sieben Büchern mit dem Porträt und einem Faksimilebriefe Bürgers, sowie der Abbildung seines Denkmals in Göttingen unter Einbeziehung der biographischen Skizzen von Ludwig Christoph Althof und August Wilhelm v. Schlegel besorgt und durch Einleitung und erläuternde Anmerkungen vermehrt durch Erich Walter (= Walter Heichen). Berlin NO. 43. Druck und Verlag von A. Weichert, 1905. In zwei Bänden gebunden 4 M.

Was den Bilderschmuck der „neuen" Ausgabe anlangt, so scheint dem Porträt Bürgers der Stich von J. H. Klinger (Journal von und für Deutschland 1785) — aber allerdings nicht das Original — zugrunde gelegen zu haben (vgl. E. Ebstein, Bürgerbilder, in der Zeitschrift für Bücherfreunde. Juni 1901 und Januar 1904); das ist sehr zu bedauern, weil dem Originalbilde offenbar ein größerer Wert zukommt, als man gemeiniglich annimmt. Das Faksimile des Bürgerschen Briefes tut an und für sich seine Dienste, ist aber offenbar der Ausgabe von A. W. Bohtz (Göttingen 1835) oder der Bürgerausgabe von 1844 entlehnt. Die Abbildung des Eberleinschen Denkmals hätte ich auch z. B. lieber durch eine Reproduktion des Mollybildes von Mathieu ersetzt gesehen!

Das erste Buch enthält „Biographisches und Kritisches": 1. den Abdruck der Althofschen Biographie aus dem Jahre 1798, 2. den „Bürger" von A. W. v. Schlegel aus dem Jahre 1800 (resp. 1828), 3. Schillers bekannte

Kritik aus dem Jahre 1791, mit einem Nachwort des Herausgebers (S. 120 bis 125), die nicht viel mehr bedeutet als Bürger im Dühringschen Lichte; und zwar hat Walter das „hochbedeutende Revisionsbuch" Dührings „Die Größen der modernen Literatur" für seine Zwecke benutzt. Indes will ich hervorheben, daß in diese Bürgerausgabe zum erstenmal Schillers Kritik ganz aufgenommen wurde, während der „Althof" und „Schlegel" z. B. schon in Bohtz' Ausgabe untergebracht sind.

Das zweite und dritte Buch enthält Bürgers Gedichte: nach dem Abdruck der Vorreden zu den Ausgaben von 1778 und 1789 folgen die Lieder Bürgers in einer neuen Anordnung, gegen die sich im ganzen nicht viel sagen läßt (Lieder der Liebe, Mollylieder und Sonette ... Oden, Rhythmen, Dithyramben ...); eine chronologische Anordnung wäre mir allerdings sympathischer gewesen, wie sie A. E. Berger in seiner Ausgabe gebracht hat, die den Text sehr sorgfältig behandelt, aber leider Bürgers Orthographie nicht wiedergibt, was auch Walter nicht tut (vgl. Buch 1, S. 23 Anmerkung). Leider enthält diese Ausgabe auch eine Anzahl von Gedichten, die gar nicht von Bürger sind, z. B. die (Buch 3, S. 66 f.) abgedruckte „Duschkantate", von der Bürger am 28. August 1783 schreibt: „Von allen . . . Gedichten ist Lichtenbergs Kantate das beste, worüber ich herzlich gelacht habe"; dann das „Impromptu", das nicht von Bürger, sondern von Weppen ist (vgl. u. a. M. Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert. Bd. II [1903] S. 244 und 559). Buch 2, 61 heißt es leider „An die Nymphe des Regenborns" statt „Negenborns"; eine Reihe von anderen Druckfehlern verzichte ich hier aufzuführen. Die Bürgerschen Lieder, die inzwischen so nach und nach wieder ans Licht gekommen sind, hat Walter nicht mitgeteilt, wie z. B. Wurzbach den „Lais und Demosthenes" als erster in seiner Gesamtausgabe gebracht hat. Aber immer vermisse ich noch die zuerst in der „Gegenwart" vom 4. Februar 1899 abgedruckten ersten Fassungen 1. Minnelied (Wie seelig, wer sein Mädchen hat), 2. Das glückliche Leben, 3. Ein Geschichtchen (später „Romanzchen"), 3. α ω (später „mein Amor"), 4. das Fragment, das beginnt: „An Chloens Busen". — Zu danken ist es dem Herausgeber, daß er stark abweichende Fassungen Bürgerscher Gedichte hintereinander gesetzt hat; das wirkt sehr instruktiv.[1])

Das vierte und fünfte Buch enthält Übersetzungen in derselben Anordnung und Ausdehnung wie in der Ausgabe von Bohtz. Der „Münchhausen", den Wurzbach als erster in seine Gesamtausgabe aufnahm, fehlt leider wieder. Die Anlehnung oder der einfache Abdruck aus der Bohtzschen Ausgabe von 1835 fällt besonders bei Buch 6 und 7 auf. Bei Buch 6 muß dasselbe getadelt werden, was z. B. Grisebach in seiner Ausgabe von 1894 S. 498 gerügt hat, und noch mehr. Warum fehlt z. B. die „Ermunterung zur Freiheit"? Auf „Anthia und Abrokomas" und „Benjamin Franklins Jugendjahre"

1) Inzwischen ist meine Eduard Grisebach zum 60. Geburtstage gewidmete Arbeit „Bürgers Gedichte in ältester Fassung", die viel ungedrucktes Material enthält, in der Festschrift für Bücherfreunde (Oktober 1905, S. 284—296) erschienen, auf die ich hier verweisen muß.

würde ich persönlich verzichten; ich nehme dafür ganz gern die „Republik England“ in Kauf, ein Werk, von dessen Abdruck Wurzbach seinerzeit „in Anbetracht seiner literarischen und historischen Minderwertigkeit“ abgesehen hat. Die im 7. Buche mitgeteilten Briefe von, an und über Bürger lehnen sich auch vollständig an die Ausgabe von Bohtz an. — Überblicken wir den Wert dieser sog. „neuen“ Ausgabe, so sind die eingeführten Neuerungen entweder sehr gering, oder auch nicht neueren Datums, wie ich gezeigt habe. Ich sehe nicht ein, welche Vorzüge diese Ausgabe vor anderen Bürgerausgaben haben könnte, und ob überhaupt ein Bedürfnis zu derselben vorlag. Ich glaube wohl nicht; viel eigene Arbeit des Herausgebers konnte ich nicht entdecken, z. B. im Gegensatz zu der Ausgabe von Wurzbach, der seine Aufgabe ernst genommen hat, und dessen Ausgabe — alles in allem — sorgsamer, vollständiger und billiger ist.

Wer zuverlässige und gewissenhafte Texte der Bürgerschen Dichtungen wünscht, wird sich immer noch mit Nutzen an die Ausgaben von Sauer, Grisebach und Berger halten: eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Bürgers fehlt uns noch.

Göttingen. Dr. **E. Ebstein.**

Schulze, P., Schuldirektor, Das Dresdner Volksschulwesen im 18. Jahrhundert. Nach den Quellen des Dresdner Ratsarchives bearbeitet. Verlag von O. & R. Becker, Dresden, 1906. Preis 1,25 M.

Die vorliegende pädagogische Studie bildet einen wertvollen Beitrag zur Schulgeschichte Dresdens und damit der Schulgeschichte Sachsens. Sie reiht sich den ortsgeschichtlichen Arbeiten an von Börner, Borott, Däbritz, G. Müller, Joh. Müller, Gehmlich, Fritzsche, Stephan u. a., Arbeiten, die als Beiträge zu der noch zu schreibenden Geschichte des vaterländischen Schulwesens zu würdigen sind.

Nicht Rousseau oder einem anderen Vertreter der Aufklärung etwa hat die Stadt Dresden es zu danken, daß im 18. Jahrhundert sein Volksschulwesen in aufsteigender Linie sich entwickelt: den Anlaß hierzu gab vielmehr Valentin Löscher, dessen Bedeutung für die Gründung und Organisation der Armenschulen Schulze darlegt. So ergänzt Schulze das, was u. a. Pohle (Der Seminargedanke in Kursachsen) über Löschers Bedeutung für die Entwickelung des Seminargedankens, und Blanckmeister (Die theologische Fakultät der Leipziger Universität) über die Bedeutung dieses hervorragenden Mannes für die vaterländische Hochschule geschrieben haben.

Belege für den kläglichen Stand des deutsch-sprachlichen Unterrichtes in dem behandelten Zeitraume gibt der Verfasser in den Beilagen, mit denen er seine schöne Schrift abschließt: in den Berichten über einige Schulproben, im Lektionsplan für die Armenschulen (1711), in Kreußigs Demonstratio didactica (1713).

Dresden. **R. Vetter.**

Zeitschriften.

Monatsschrift für höhere Schulen. 5. Jahrg. 8. Heft. Inhalt: Die Vorstellungswelt unserer Schüler von Direktor Prof. Dr. A. Busse in Berlin. — Neues von den „Deutschen Erziehern" von Provinzialschulrat Prof. Dr. P. Cauer in Münster i. W. — Herbarts Stellung zur Frage eines besonderen Unterrichts in der Philosophie und einer freieren Gestaltung des Unterrichts auf der Oberstufe der Gymnasien von Oberlehrer Prof. G. Budde in Hannover.

Der Säemann. Monatsschrift für pädagogische Reform. 2. Jahrg. 1906. 5. und 6. Heft. Mai-Juni. Inhalt: Jos. Aug. Lux-Wien-Döbling, Arbeit aus Selbstbeglückung. — H. Gaudig-Leipzig, Höheres Mädchenschulwesen. IV. (Schluß.) — Frau A. von Wallenburg-München, Elternwünsche zur Mädchenschulreform.

—— 2. Jahrg. 1906. 7. Heft. Juli. Inhalt: Otto Anthes-Lübeck, Der Schulaufsatz ein Kunstwerk. — Hermann Muthesius-Berlin, Die neuere Entwickelung des kunstgewerblichen Gedankens und deren Einfluß auf die Schulen. — J. G. Hagmann-St. Gallen, H. St. Chamberlains Immanuel Kant. — Albert Kalthoff, Erlebtes und Empfundenes.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 9. Jahrg. XVII. und XVIII. Bandes 4. Heft. Inhalt: Die Ithakalegende auf Thiaki. Von Hauptmann Walther von Marées in Charlottenburg. (Mit einer Übersichtsskizze). — Hebbel als Tragiker. Von Prof. Hermann Krumm in Kiel. — Zur Schulreform (Stellen die Vorschläge der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte einen Fortschritt auf dem Wege zur Schulreform dar?) Von Realgymnasialprofessor Ernst Boehm in Berlin. — Bericht über den sechsten altphilologischen Ferienkursus in Bonn am 12., 13. und 14. April 1905. Von Prof. Dr. Bernhard Huebner in Köln.

—— XVII. und XVIII. Bandes 5. Heft. Inhalt: Das homerische Königtum. Von Rektor Dr. Georg Finsler in Bern. — Der Monolog Marfas in Schillers Demetrius. Von Prof. Dr. Gustav Kettner in Pforta. — Kriterien der Aneignung. Von Prof. Dr. Richard M. Meyer in Berlin. — Die Erziehung als Kunst auf wissenschaftlicher Grundlage. Von Direktor Prof. Ernst Keller in Frankfurt a. M. — Ein Gang durch Jahrhunderte sprachlicher Methodik. Von Gymnasialoberlehrer Gerhard Budde in Hannover. — Externe und interne Etymologie. Von Prof. Dr. Heinrich Uhle in Dresden.

—— XVII. und XVIII. Bandes 6. Heft. Inhalt: Das homerische Königtum. Von Rektor Dr. Georg Finsler in Bern (Schluß.) — Chamissos Balladendichtung. Von Oberlehrer und Privatdozent Dr. Karl Reuschel in Dresden. — Geist und Buchstabe der Lehrpläne von 1901 und die Eigenart des Gymnasiums. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Rudolf Wessely in Berlin. — Noch einmal zur Literatur des Unterrichts in der philosophischen Propädeutik. Von Realgymnasialdirektor Prof. Dr. Max Nath in Nordhausen. — Jugendliteratur. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Wilhelm Becher in Dresden.

—— XVII. und XVIII. Bandes 7. Heft. Inhalt: Hellenen und Barbaren. Von Univ.-Prof. Dr. phil. et jur. Ulrich Wilcken in Leipzig. — Der Hauptmann von Kapernaum und die alten Bibelinterpreten. Von Prof. Franz Kuntze in Weimar. — Schillers Stellung zum Lebensproblem. ('Das Ideal und das Leben'.) Von Gymnasialdirektor a. D. und Univ.-Prof. Dr. August Döring in Groß-Lichterfelde. — Parodien zur Lyrik des Horaz. Von Gymnasiallehrer Dr. Eduard Stemplinger in München. — Zur pädagogischen Psychologie und Physiologie. Von Prof. Dr. August Messer in Gießen. — Die Hausaufgaben in den höheren Schulen. Von Oberlehrer Karl Roller in Darmstadt.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 17. Jahrg. 7. Heft. Inhalt: Statistik der lateinlosen Schulen in

Preußen. Vom Herausgeber. — Reichseinheit und Schulkleinstaaterei. Aus der Königsberger Hartungschen Zeitung.

—— 17. Jahrg. 8. Heft. Inhalt: Latein und Deutsch. Von Prof. A. Heintze (†) in Stolp.

—— 17. Jahrg. 9. Heft. Inhalt: Die Frage der Errichtung von Oberrealschulen in Bayern. — Die beiden letzten Kunsterziehungstage. Ergebnisse und Anregungen. Von Oberlehrer Dr. Schmelzle in Rappoltsweiler i. Els. — Gedanken zur sexuellen Pädagogik. Von Oberlehrer Dr. B. Schmid in Zwickau i. S.

—— 17. Jahrg. 10. Heft. Inhalt: Die soziale Entwickelung und die Realschule. Von Oberrealschuldirektor H. Januschke in Wien. — Die Oberrealschulfrage in Bayern. — Die Verfügungen über die Zulassung der Abiturienten von Oberrealschulen zum jurist. Studium in Elsaß-Lothringen.

—— 17. Jahrg. 11. und 12. (Doppel-)Heft. Inhalt: Die neuen Lehrpläne für die höheren Lehranstalten Württembergs. Von Rektor Mayer in Cannstatt. — Bemerkungen zum deutschen Unterricht. Vom Herausgeber. — Oberrealschule und Gymnasium (Berichterstatter Prof. Presler in Hannover).

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Karl Muthesius. 1906. Heft 4. Inhalt: Erdmann, Der Begriff der Gerechtigkeit. — Meuß, Die unterrichtliche Behandlung der Homerischen Dichtung im Seminar (Schluß).

—— 1906. Heft 5. Inhalt: Görland, Rousseau als Klassiker der Sozialpädagogik.

—— 1906. Heft 7. Inhalt: Blume, Welche Aufgabe hat das Seminar als höhere deutsche Schule zu erfüllen? — Görland, Rousseau als Klassiker der Sozialpädagogik (Schluß).

—— 1906. Heft 8. Inhalt: Lavorenz, Über den Betrieb der Leibesübungen an den Lehrerbildungsanstalten.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 6. Band. Heft 2. Inhalt: Josef Kohler, Übersetzung und Nachdichtung. — Guido Manacorda, Beziehungen Hans Sachsens zur italienischen Literatur. — Ludwig Geiger, Briefe Chamissos an Barante.

Pädagogische Studien. 27. Jahrg. 3. Heft. Inhalt: A. Pietzsch, Die Erziehung sittlich gefährdeter Kinder in der Königl. Sächsischen Erziehungsanstalt zu Bräunsdorf.

Die Deutsche Schule. X. Jahrg. 4. Heft. Inhalt: Paul Natorps Pestalozzi. Von Prof. Dr. A. Heubaum in Berlin. — Von sinnlichen Anschauungen zu deutlichen Begriffen. Eine Kritik. Von Dr. O. Meßmer in Rorschach. — Die Gedichtsbehandlung im Dienste der Kunsterziehung. Von Dr. Alfred M. Schmidt, Seminarlehrer in Altenburg S.-A. (Schluß).

—— X. Jahrg. 5. Heft. Inhalt: Religion und Kultur. Von Kurt Stage, Hauptpastor zu St. Katharinen in Hamburg. — Voluntaristische Pädagogik. Von Mittelschulrektor Großer in Breslau. — Schwerhörige Schulkinder. Von Dr. med. Hamm, Ohrenarzt in Braunschweig.

—— X. Jahrg. 6. Heft. Inhalt: Voluntaristische Pädagogik. Von Mittelschulrektor Großer in Breslau (Schluß). — Über den Begriff der Natur in der Erziehung. Von August Schmid in Flawil (Schweiz).

—— X. Jahrg. 7. Heft. Inhalt: Die Bildungsaufgabe der Volksschule. Von Karl Eckhardt in Frankfurt a. M. — „Wilhelm Tell" und das Kinderpublikum. Ein Beitrag zur psychologischen Grundlage der literarischen Kunsterziehung und zur Jugendschriftenfrage. Von Emil Kundius in Berlin.

—— X. Jahrg. 8. Heft. Inhalt: Über O. Meßmers Theorie der Unterrichtsmethoden. Von Prof. Dr. P. Natorp in Marburg. — Die Bildungsaufgabe der Volksschule. Von Karl Eckhardt in Frankfurt a. M. (Schluß).

Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. 5. Jahrg. Heft 9. Inhalt: Studiendirektor Hofrat Prof. H. Raydt in Leipzig. Wanderfahrten II. — Oberlehrer Dr. Hermann Tardel in Bremen. Die neuplattdeutsche Literatur und die Zukunft des Plattdeutschen.

Neu erschienene Bücher.

Lüben und Nackes Lesebuch, Neubearbeitung von Hermann Kasten. 1. Teil (2. und 3. Schuljahr); 2. Teil (4. und 5. Schuljahr); 3. Teil (6., 7., 8. Schuljahr). Leipzig, Fr. Brandstetter. 1906.

W. Splettstößer, Deutsche Sprachübungen. II. Oktava, III. Septima. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1906.

Dr. E. Kapff, Die Erziehungsschule. Stuttgart, Julius Hoffmann. 1906. 79 S.

Peter Hopstein, Vaterländische Geschichte für die Mittelstufe der Volksschulen. 82. Aufl. Köln, J. P. Bachem. 49 S.

Peter Hopstein, Vaterländische Geschichte für die Oberstufe der Volksschulen. 256. Aufl. Köln, J. P. Bachem.

Felix Holczabek, Deutsche Metrik und Poetik. 2. Aufl. Wien, Karl Graeser und Ko. 1906. 197 S.

Dr. Franz Prosch, Geschichte der deutschen Dichtung. 3. Teil: Von Schillers Tode bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Wien, Karl Graeser und Ko. 1906. 308 S.

Dr. Bernhard Schulz, Deutsches Lesebuch. 1. Band, für die unteren Klassen. 14. Aufl. 496 S. — 2. Band, für die Mittelklassen. 12. Aufl. 694 S. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1906.

Joh. Schaal, Als ich noch zur Schule ging. Hamm i. Westf., Breer und Thiemann. 1906. 155 S.

F. Paulsen, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 192 S.

Paul Strzemcha, Kleine Poetik. 3. Aufl. Wien-Leipzig, Franz Deuticke. 1906. 99 S.

Otto Wittner, Österreichische Portraits und Charaktere. Wien, Hugo Heller und Ko. 1906. 280 S.

Otto Lyon, Auswahl deutscher Gedichte. 4. Aufl. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1906. 529 S.

R. Günther, Neuhochdeutsche Sprachlehre für Präparandenanstalten. 3. Aufl. Leipzig, Dürr. 1906. 148 S.

Richard Lange, Praktisches Handbuch für den Rechtschreibunterricht. 3. Aufl. Leipzig, Dürr. 1906. 218 S.

Prof. Dr. Joh. Wuttig, Geschichte der städt. höheren Töchterschule zu Dresden-Altstadt. Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens der Anstalt am 1. Sept. 1906. 87 S.

Prof. Dr. H. Zschalig, Festspieldichtungen. Zur Hundertjahrfeier der städt. höheren Töchterschule zu Dresden-Altstadt am 1. Sept. 1906. Dresden, Ad. Urban. 1906. 48 S.

H. Michaelis, Abriß der deutschen Lautkunde. Leipzig-R., E. Haberland. 1906. 31 S.

Der deutsche Jüngling. VII. Band. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1906. 240 S.

Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. 1906. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1906. 327 S.

Dr. Tore Torbiörnsson, Die vergleichende Sprachwissenschaft. Leipzig-R., E. Haberland. 1906. 55 S.

Dr. Rudolf Lehmann, Übersicht über die Entwickelung der deutschen Sprache und Literatur. 5. Aufl. Berlin, Weidmann. 1906. 153 S.

O. Lyon und W. Scheel, Aufgabenbuch zur Grammatik, Rechtschreibung und Zeichensetzung. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 157 S.

Dr. Franz Lindner, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1906. 108 S.

Adolf Bartels, Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. 2. Aufl. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1906. 70 S.

Julius Bräuninger, Grundlagen der deutschen Sprachlehre. München, R. Oldenbourg. 1906. 101 S.

Prof. Hans Probst, Deutsche Redelehre. 3. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen. 1905. 130 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 31.

Neuere Heimatdichter.

Von Prof. Dr. **Ludwig Bräutigam** in Bremen.

Gleichsam im Gefolge als eine Art Ergänzung und Weiterbildung kam mit dem Naturalismus im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts eine mit dem Gesamtnamen Heimatkunst bezeichnete Bewegung auf.[1]) Die Wirklichkeitsdichtung der Neuzeit wandte sich der Gegenwart, der näheren Umgebung, der Heimat zu. Man besann sich wieder auf das bekannte Schillersche Wort: „Was liegt dem guten Menschen näher als die Seinen!" Die Wahrheit wurde wieder offenbar, die Theodor Storm in dem Gedicht: Abschied an meine Söhne, so ergreifend ausdrückt, wenn er zu seinem Jüngsten sagt: „Hör' mich! — denn alles andere ist Lüge — Kein Mann gedeihet ohne Vaterland! Kannst du den Sinn, den diese Worte führen, mit deiner Kinderseele nicht verstehen, so soll es wie ein Schauer dich berühren und wie ein Pulsschlag durch dein Leben gehn!"

Diese neuere Heimatdichtung ist eine Heimkehr aus der Ferne in das angestammte Land. In der Fremde hatte die von eitlem Wahn betörte und geblendete Phantastik des Dichters umhergeirrt, hohle Narrengespinste hatte er draußen gewebt, blutlosen Schemen war er nachgeeilt. In ganz einseitiger Weise herrschte in Deutschland die Vergangenheitspoesie, die Auslandsdichtung, und bis heute noch macht sich ja überall das Italienertum besonders breit.

Damals in den neunziger Jahren wurde es wieder offenbar, daß auch die Muse des Dichters nur jung und frisch bleibt, wenn sie die Schritte durch die heimischen Gaue lenkt. Jetzt sah man mit freudigem Entzücken ein, welch reiche Schätze der Heimat, der bisher verachteten Jugendheimat vor uns ausgebreitet liegen, so nahe, so greifbar, daß wir nur die Hände auszustrecken brauchen.

Und auch durch die anderen Künste ging dieses Sichbesinnen auf die Heimat. Denken wir nur an unsere Heide-, Moor- und Marschenmaler!

---

1) Vgl. meine Übersicht über die neuere deutsche Literatur von 1880—1902. 2. Aufl. 1903. Sie ist ein Sonderabdruck des von mir bearbeiteten zwölften Kapitels der zweiten Auflage der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts von Friedrich Kirchner.

Diese Heimkehr ins angestammte Land ist in der neueren Dichtkunst gar oft als beliebtes Thema geschildert worden, am schönsten und am meisten überzeugend von Diedrich Speckmann in seiner treuherzigen, bereits in mehreren Auflagen erschienenen Erzählung: Heidjers Heimkehr. Den jungen Maler, der trotz allen emsigen Suchens draußen in der Fremde seines heißen Strebens wahres Ziel nicht gefunden hat, gewinnt ein alter Dorflehrer durch die herzlichen Worte:

„Ich glaube, Franz, deine Beurteiler haben recht, und ich fürchte sie werden immer recht behalten, wenn du dich an solche große Dinge wagst. Soweit ich dich kenne, meine ich, — nimm es mir nicht übel, wenn ich dir das ganz offen sage — du bist solchen Stoffen nicht gewachsen. Sieh, Franz, du bist ein Kind der Heide. Die Heide aber ist schlicht, ernst, einfach. So sind wir Heidjer meist auch. Eine gewisse Schlichtheit und Einfachheit, ich kann dafür auch sagen: Phantasiearmut, ist unser mütterliches Erbteil. Uns Niedersachsen fehlt der leichte freie Schwung der Phantasie. Wir sind steif, schwerfällig und dickblütig. Darum hat ja auch unser Land dem weiteren Vaterlande kaum einen größeren Dichter geschenkt. Wir haben wohl unsere heimischen Dichter, die uns erfreuen, indem sie unsere Eigenart pflegen und in unserem gemütlichen Platt zu uns sprechen, aber über die Grenzen unserer niedersächsischen Gaue ist ihr Name selten hinausgedrungen. Und nun hast du, der Junge aus der Heide, dich an die griechischen Sagen gemacht, die auf einem ganz anderen Boden und unter einem ganz anderen Himmel gewachsen sind. Das konnte ja nichts geben. Du lebtest nicht darin und konntest dich mit der angeborenen Schwerfälligkeit unseres Stammes auch nicht so hineinleben, wie der Künstler es doch wohl muß, wenn aus seiner Arbeit etwas Tüchtiges werden soll. —

Aber gibt es denn sonst nichts zu malen, als griechische Helden und Götter und leuchtenden südlichen Himmel und majestätische Berge? Gibt es denn hier bei uns zulande nichts, gar nichts? Ich glaube, ihr Maler habt das man bloß noch nicht entdeckt. Es zog euch die alte Gewohnheit in den farbenprächtigen Süden, und für unseren schlichten, keuschen Norden hattet ihr kein Auge.

Manchmal, wenn ich so durch das Dorf gehe, oder durch unsere stillen Föhrenwälder, über die braune Heide oder das dunkle Moor, dann bleibe ich wohl stehen: könntest du doch dieses eigenartige Bild festhalten, könntest du doch malen! Zum Beispiel so eine sturmzerzauste Birke, die an tiefem Moor einsam trauert, und deren reines Weiß sich so wundervoll gegen das dunkle Wasser abhebt. Oder wenn der Sonnenschein um die rauhen, bemoosten Föhrenstämme spielt, oder wenn der Tag über der weiten Heide

in wunderbaren Farbentönen verdämmert, — was sind das manchmal für Bilder! Oder unsere alten gemütlichen Bauernhäuser aus Fachwerk mit den Pferdeköpfen auf den Giebeln und der weiten dunklen Missentür, umgeben von Speicher und Backofen und Schafstall im heimeligen Schatten der sturmfesten Eiche — gibt es traulichere Heimstätten in der ganzen Welt als solche Lüneburger Heidegehöfte? Oder denke an die wortkargen, ernsten Menschen, die in unserem Lande wohnen, bei ihrer sauren Arbeit und ihren einfachen Freuden! Ich denke, die stillen, gefurchten Gesichter hätten der Menschheit noch manches zu sagen, was in den Steinhaufen eurer Städte sich nur selten noch findet: von stiller Sammlung der Seele, von einem Herzensfrieden, der besser ist, als alle die quälende Unruhe, die ihr da draußen in der großen Welt euch macht, von einem Leben, das nicht Lebenhaschen, sondern Lebenhaben ist. — Freilich die Kunst, die für das alles uns die Augen öffnet, schläft noch. Wie Dornröschen schlief, im Märchen! Wenn doch ein Königssohn käme, so einer mit hellen starken Augen und festem treuen Herzen, und weckte uns das schlafende Königskind!

Lieber Junge, ich las neulich Ludwig Richters „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers". Ein schönes Buch; du als deutscher Maler kennst es gewiß auch. Da ist mir ein Wort besonders im Gedächtnis geblieben. Ludwig Richter sagt da einmal, die südliche Natur sei ihm immer erschienen wie eine Jungfrau aus königlichem Geschlecht, eine Iphigenie; die deutsche Natur dagegen als ein einfaches, tiefsinniges Bürgerkind, ein Gretchen im Faust. Den Adel der Königstochter habe er mehr und mehr bewundert, aber seine Liebe sei das schlichte Bürgerkind geworden. Sieh, darum ist auch seine Kunst so eine echt deutsche Kunst und spricht uns so warm zum Herzen, wie einst Mutter, wenn sie uns auf dem Schoß hatte und ein liebes altes Märchen erzählte. — Franz, um die stolze Königstochter hast du lange genug geworben. Sie hat dich schnöde abgewiesen. Laß sie laufen! Wirb du lieber um das schlichte Kind deiner Heimat! Da hast du gewiß mehr Glück. Laß deine Muse das einfache Heidekind sein, mit blonden Zöpfen und lichtblauen Augen!"

Immer wärmer hatte der Alte gesprochen, und seine stillen Augen leuchteten, wie er so von seiner Heimat sprach. Bei den letzten Worten hatte er die Hand seines jungen Freundes ergriffen und fuhr nun fort: „An die Hand möchte ich dich nehmen und dich durch deine alte Heimat führen und dir sagen: Dies mußt du malen, und hier ist ein Bild! Aber das würde ja wohl nicht viel helfen. Selbst ist der Mann! Alter Junge, mache deine wackeren Heidjeraugen auf, dann wirst du überall Schönes entdecken. Und du wirst es malen müssen. Daß es dir dann gelingen wird, darauf gebe ich dir getrost mein Wort. Da wirst du dich

nicht mehr im Fremden quälen, sondern frisch und freudig im Eigenen schaffen."

So wie es von Diedrich Speckmann für die Heide geschildert worden ist, hat es sich in ungezählten deutschen Gauen in der Neuzeit ereignet. Ich brauche da nur meine eigenen Bücher zu nennen: Auf dem Heimwege. Berlin 1902, und Mein Heimatbuch. Ohlau 1905. — Diese neue Heimatkunst ist aber zugleich eine Auflehnung gegen die bei den Modernen zu sehr ins Kraut geschossene Großstadtkunst. Der überschäumende extreme Naturalismus, wie er namentlich in den beiden Kunstmittelpunkten Berlin und München in den achtziger Jahren sich durchrang und am Anfang der neunziger Jahre auf vielen Linien siegte, führt uns immer wieder die mannigfachen Kreise der Großstadt vor, ganz besonders die Schichten der Industriearbeiter, des Fabrikproletariats. Es war in jenen Zeiten in der Poesie so, als wenn draußen die Wälder nicht mehr rauschten, die Saaten nicht mehr keimten, die Wiesen nicht mehr dufteten, die Rebhügel nicht mehr grünten; als wenn es draußen keine Landleute mehr gäbe, keine Bauern, Hirten, Jäger, Schiffer, Waldleute und Rebmänner, kurz alle die Kreise, die immer noch, so sehr sich auch Deutschland zum Industriestaate entwickelt, den eigentlichen Kern unserer Bevölkerung bilden.

Je mehr aber im Zeitalter der Maschinen die Großstadtkunst sich ausbreitete, desto mehr erwuchs im geheimen die dunkle Sehnsucht nach der freien Luft des Landes. Trefflich sagt Friedrich Naumann — ich zitiere nach dem sehr empfehlenswerten Schriftchen: Dr. Theodor Klaiber, Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart, Stuttgart 1905 —:

„Der Großstadtmensch hat Heimweh nach einer Zeit, wo noch nicht das ganze Leben auf glatten Schienen rollte, wo es noch Gefahren, Romantik, Räuber, Mord und tolle Liebe gab. Das Geordnete und Regelmäßige, das Brave und Moralische, das man fordert und gar nicht mehr entbehren kann, die Entpersönlichung der Großbetriebsmenschen, die endlose Sachlichkeit der Hauptbücher und Konferenzen, das tägliche Lavieren und Nivellieren, das Maschinenmäßige eines höchst kompliziert gewordenen Lebenszustandes läßt im dunklen Untergrund der Seelen einen Raum, der gar nicht elektrisch beleuchtet sein will, den Raum der verlorenen Leidenschaften und Urgefühle. Aus diesem Raum steigen Seufzer, Gelächter, Heulen und Gekicher, wortlose und gedankenlose Laute verworrenster Art auf, ein Chor der gewesenen Jahrtausende drunten in der Nacht der Einzelseele. Diesen Untergrund hat keine Aufklärungskanalisierung trockenlegen können, und gerade das Industriezeitalter hat ihm etwas dumpfe Energie gegeben, indem es ihn unterdrücken wollte. Die Töne dieses

Untergrundes sind es, die wir in unserer Musik und Lyrik oft selbst nicht verstehen. Es verbindet sich die Akkuratesse im kleinen, die Präzision, die dem Zeitalter der Maschinentechnik eigen ist, mit dem Gefühlsinhalt der unterdrückten Urseele, und aus beiden zusammen entsteht: Stimmungskunst."

So waren in den neunziger Jahren die Zeiten reif für die Rückkehr in die Heimat, und „Los von Berlin" wurde die Parole, die der Elsässer Fritz Lienhard in der Broschüre „Die Vorherrschaft Berlins" besonders eindringlich verkündigte. Und eine eigene Zeitung „Die Heimat" erhielt diese Kunst.

„Und siehe, als der jüngste Bauernkrieg im Naturalismus ausgetobt, wie stand über Nacht alles Heimatliche in Blüte!" sagt M. G. Conrad in einer Widmung an Hermann Allmers, die er seinem geistvollen Buche „Von Emile Zola bis Gerhart Hauptmann 1901" vorangestellt hat. Und wahrhaftig verdient es Hermann Allmers, daß er unter den Heimatdichtern der neueren Zeit zuerst genannt wird, denn er war ein Eigener, ein Bodenständiger, ein Heimatbegeisterter lange, ehe die Heimatkunst Mode wurde. Ich kann hier hinweisen auf meine Broschüre: „Der Marschendichter Hermann Allmers. Sein Leben und seine Schriften, 1891" und auf das von mir herausgegebene „Allmersbuch" (1901), in dem zahlreiche Schriftsteller und Maler ihrer Verehrung für diesen echten und wahren Heimatdichter bei Gelegenheit seines achtzigsten Geburtstages Ausdruck gegeben haben.

Gleichwie Allmers haben die Hannoveraner, die Niedersachsen und Friesen überhaupt sich ganz besonders in der neueren Heimatdichtung bewährt. Sie sind so recht für diese Kunst geschaffen, denn von den stillen Heidebauern und weltfernen Moorleuten gilt genau dasselbe, was Schiller den Arnold Melchtal von den Unterwaldnern sagen läßt:

> Denn so wie ihre Alpen fort und fort
> Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
> Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
> Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
> So hat die alte Sitte hier vom Ahn
> Zum Enkel unverändert fortbestanden.
> Nicht tragen sie verwegne Neuerung
> Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.

Was nun für Nordhannover gilt, findet in allen deutschen Landstrichen für die Heimatdichtung Anwendung: je weniger eine Gegend von der Kultur berührt ist, je mehr Ursprünglichkeit, Unberührtheit sie aufweist, desto mehr hat sich in den letzten Jahren dort die Heimatdichtung entwickelt. Ich erinnere nur an das Lüneburger Land. Vgl. meine Skizze: „Die Heide in der neueren Malerei und Dichtung". Zeitschrift für

den deutschen Unterricht. 19. Jahrgang, S. 640 flg. Die deutschen Küstenstriche, der Solling, wohin uns Sohnrey in seinen Erzählungen versetzt, die Rhön, der Odenwald, der Schwarzwald, Oberbayern, das Mecklenburger Land und viele andere weltabgelegene Gaue, alle diese Landschaften sind echter Boden für die Heimatkunst. In industriereichen Gegenden gedeiht sie nicht. Dort, wo die Schlote in die Luft ragen, wo der dunkle Rauch der hohen Fabrikschornsteine über den Gefilden lagert wie im rheinisch-westfälischen Gebiete, an der Saar, in Oberschlesien, am Abhange des Erzgebirges, da kann sich die blaue Blume der Poesie kaum entfalten, da finden wir auch keine beachtenswerte Spur von neuerer Heimatdichtung. Wohl gibt es Bergmannslieder von Kämpchen (Bochum), in denen ein tiefergreifendes Gedicht über das Kohlengräberland steht, aber solche Poesien sind wie einsame Blumen auf dürrer Halde. Auch Gegenden mit reichflutendem Verkehr wie im Königreich Sachsen, wo die alte bodenständige Bevölkerung immer mehr durcheinander gewürfelt wird, haben in der neueren Zeit nichts Großes in der Heimatdichtung geschaffen. Wie einzelne deutsche Volksgruppen, z. B. die Franken, sich durch gewissen Mangel an Tiefe des Stammesgefühls auszeichnen, darüber spricht M. G. Conrad in seinem fränkischen Dorfroman „Der Herrgott am Grenzstein" (S. 81, 2. Teil) bedeutungsvolle Worte. (Vgl. meinen Artikel über Conrad im 20. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 209.)

Wer so über die Bodenbeschaffenheit Bescheid weiß, aus der die Heimatdichtung emporkeimt, den kann es nicht wundernehmen, daß den erfolgreichsten Heimaterzähler der neueren Zeit der Stamm der Friesen aufzuweisen hat, Gustav Frenssen, über den eine ganze breite Literatur entstanden ist. Bei der Jörn Uhl-Seuche, die bei seinem „Hilligenlei" dann in abgeschwächtem Maße sich wiederholte, ist so recht an den Tag gekommen, wie niedrig eigentlich der Kunstgeschmack in unserem Volke, namentlich auch in seinen höchsten Schichten einzuschätzen ist. Die breite Masse hält sich an Modebücher. Ich kenne reiche Leute, die es als eine Beleidigung ansehen würden, wenn sie ihre Anzüge in Konfektionsgeschäften kaufen sollten. Ein halbwegs vornehmer Mann läßt eben bei seinem Schneider arbeiten. Aber dieselben Leute folgen in literarischen Dingen dem Dutzendgeschmack, ohne nur im geringsten daran zu denken, daß man eine eigene Meinung haben müsse. Es hat sich auch an solchen Modebüchern herausgestellt, wie wenig Bücher literarischen Charakters eigentlich in Deutschland gekauft werden. Da taucht vor Weihnachten so ein „Reißer" auf, und blindlings wird er von Leuten, die ein Geschenkbuch brauchen, gekauft. Sie brauchen ja im Jahre nur zwei oder drei Bücher auf eigene Rechnung. Da wäre es ja nach ihrer Meinung töricht, lange nach eigener Prüfung auswählen

zu wollen! Man will doch nötigenfalls in der Gesellschaft mitreden können. Man geht da am sichersten, ein Modebuch zu kaufen. Ein treffendes Wort hat einmal Marie v. Ebner-Eschenbach gesprochen: „Die Erfolge des Tages gehören der frechen Mittelmäßigkeit.“ Man könnte die Wahrheit auf Frenssen anwenden, wenn das Beiwort frech für ihn nicht zu stark wäre. Seine glänzenden Erfolge sind ihm zu gönnen, weil er ein stillbescheidener Künstler ist, und das Wort aus seiner Selbstbiographie, daß er ein völlig unwissenschaftlicher Mensch sei, erinnert mich an das Geständnis von Hans Sachs in den Wagnerschen „Meistersingern“: „bin gar ein einfältig Mann.“ Frenssen besitzt jene Schlichtheit, Herzensdemut und Herzenseinfalt, aus denen heraus große Erfolge geboren werden, aber seine Künstlerschaft geht eigentlich über das Mittelmaß nicht hinaus, ja seine sprachliche Technik ist im Grunde recht gering. Man lasse sich „Hilligenlei“ vorlesen, und man wird staunen, wie viele Worthärten sich vorfinden, Wiederholungen der gleichen Wendungen, Konstruktionen und Wörter. Ist Frenssen namentlich in „Hilligenlei“ nichts weniger als ein feiner Stilist, ein erlesener Sprachmeister, so zeigt er auch in der Komposition allerlei Mängel. Die in „Hilligenlei“ eingefügten „Seestücke“, die verschiedene Beurteiler mir gegenüber besonders gelobt haben, sind einfach deswegen von mir zurückgewiesen worden, weil solche Sachen die Autoren nur aus eigener Anschauung schreiben sollten, nicht nach fremden Berichten. In Jörn Uhl hat die Episode der Schlacht von Gravelotte auch zum Teil scharfe Ablehnung erfahren. Ich fragte darüber den besten Gewährsmann, den Heidedichter Friedrich Freudenthal, der am 18. August 1870 mit vor Amanweiler als Artillerist gestanden und bis zum Nachmittag mit einem Gefährten bei seinem Geschütz ausgeharrt hat, bis auch ihn eine Kugel erreichte, die noch heute nach 36 Jahren in seinem Bein steckt. Er ist mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet worden und hat später sein so lebenswahres Buch Von Stade bis Gravelotte geschrieben. Frenssens Schlachtbericht lehnt er vollständig ab. In ähnlicher Weise halte ich es auch mit den Episoden in „Hilligenlei“, die auf See spielen. Eine der größten Errungenschaften des neueren Realismus und Naturalismus besteht ja gerade darin, daß der Dichter nur über Dinge reden darf, die er im tiefsten Herzensgrunde mit erlebt hat. Über Heidemaler, die im Sommer an Ort und Stelle einige flüchtige Skizzen entworfen und sie im Winter gemächlich in der Stadt fertig stellten, lacht man heutzutage. Und Leute wie Luise Westkirch und den Obersachsen Max Geisler, die aus der Ferne für einige Wochen herbeieilen und dann Teufelsmoor-Romane schreiben, nehmen die Eingeweihten nicht für ernst. Wie ganz anders als in „Hilligenlei“ fesseln mich Seegeschichten von Leuten, die selbst jahrelang mit draußen gewesen sind

in Wind und Wetter! Welch ganz anderen Realismus hat ein Pierre Loti, der berühmte französische Seeromandichter!

Was für mich den größten Vorzug an Frenssen bildet, und was sicher auch mit das Geheimnis seiner großen Erfolge bedeutet, wird in den ungezählten Artikeln über ihn eigentlich viel zu wenig hervorgehoben: es ist sein Mitleid. Der großen neuzeitlichen Strömung, dem sozialen Mitempfinden ist er untertan.

In schlagender Kürze sagt einer seiner Beurteiler — ich habe den Namen vergessen — „Die große soziale Not geht, still weinend, durch die Frenssenschen Romane.“ Und damit zusammen hängt ein anderer mächtiger Vorzug. Gar manche Heimatdichter verlieren sich in romantischen Stumpfsinn und Schollengrößenwahn, sind kleinliche Ausbuddeler und Vergangenheitsmenschen, die alte Akten und Grüfte durchstöbern. Aber Frenssen ist, so widerspruchsvoll das manchem klingen mag, ein moderner Dichter. Man höre ein solches Wort, mit dem auch Theodor Rehtwisch seine Broschüre Gustav Frenssen, der Dichter des Jörn Uhl schließt:

„Jörn, mein Junge, das habe ich immer gesagt: Was gehen uns vergangene Zeiten an? Laß die Toten ruhn! Was sollen wir mit Wulf Isebrand und mit Napoleon? Ja, selbst über meine Schwester sage ich: Sie ruhe in Frieden! Und damit gut. Aber was vor uns liegt, Jörn, danach müssen wir neugierig ausschauen, das muß uns Sorge machen! Der Rest der Weltgeschichte, soweit sie dich angeht, ist dir jetzt vor die Füße gelegt ....“

Aus der reichen schleswig-holsteinischen Dichterwelt, für die nun ein junger Schriftsteller, Kurt Küchler, eine eigene Zeitschrift begründet hat, nenne ich hier noch Timm Kröger, Johannes Kruse und Helene Voigt-Diederichs, auf welch letztere ich schon in meiner Literaturübersicht hingewiesen habe. Von Johannes Kruse, dessen Bändchen Schwarzbrotesser namentlich im ersten Teile Treffliches enthält, ist die Ballade „Schattentog“ bekannt geworden, die zuerst von A. Biese in seiner „Bayrischen Dichtung“ hochgepriesen wurde, und die nun auch Eingang in den deutschen Balladenborn gefunden hat, der vom Hildesheimer Prüfungsausschuß für Jugendschriften herausgegeben worden ist. Am meisten aber ist von diesen Schleswig-Holsteinern in der letzten Zeit mit Recht Timm Kröger zu Ehren gekommen, über den vor nicht langer Zeit kein Geringerer als sein Landsmann Detlev von Liliencron rühmende Worte schrieb. Wie ich an verschiedenen Beispielen beweisen könnte, hat dieser Größte unter den schleswig-holsteinischen Dichtern, der zugleich der größte Lyriker unserer Tage ist, als Kunstrichter gar manchmal daneben gehauen, aber was Detlev von Liliencron über Timm Kröger sagte, unterschreibe ich gern Wort für Wort:

„In diesen Zeilen will ich von einem Dichter schreiben, den die Literatur, aber das Volk noch nicht kennt. An der Ostgrenze der Dithmarschen, dieser „Athener des Nordens“, in einer Landschaft, die noch, möchte ich sagen, eine gewisse Keuschheit gegenüber unserer Kultur und jedenfalls ungebrochenes Volkstum bewahrt hat, ist er geboren — Timm Kröger. Timm Kröger ist kein junger Mann, er steht im sechzigsten Lebensjahre. Als seine erste Novellensammlung erschien, war er fünfundvierzig Jahre alt. Als Rechtsanwalt und Notar hat er sich so lange in den Sielen wundgerieben, bis er sich endlich vor Jahresfrist entschlossen hat, nur sich selbst und seinem Talent zu leben. — Ich weiß, daß Timm Kröger in literarischen Kreisen geschätzt wird; er hat auch eine begeisterte Gemeinde bei „nicht literarischen“ Menschen gefunden. Aber diese Gemeinde ist klein, denn das deutsche Volk weiß noch wenig von ihm. Und doch bin ich fest überzeugt, daß die Zeit kommen muß und wird, wo es auch diesen Namen nennt, wenn man die Storm, Stifter usw. und die, die aus ihrer „Schule“ hervorgegangen sind, aufzählt. — Alle Kritiker stimmen darin überein, daß Timm Kröger in seinen Novellen — seine Erzählungen sind hier und da zu langgezogen — den feinsten Humor und die feinste „Stimmungsmalerei“ besitzt.

Seit 1899 hat Timm Kröger in Buchform nichts mehr veröffentlicht. Er hat aber in seinen Dichtungen, die inzwischen in Zeitschriften erschienen sind, gezeigt, daß er jetzt dem Stoff mehr Gewicht als bisher beilegt, und daß er große Menschenschicksale mit großer Wucht darzustellen versteht. Er hat bis jetzt folgende Bücher erscheinen lassen: 1. „Eine stille Welt“, 2. „Schuld“? (früher „Schulmeister von Handewitt“ betitelt), 3. „Die Wohnung des Glückes.“ Alle drei sind bei Lipsius und Tischer in Kiel erschienen oder von dieser Verlagsbuchhandlung übernommen worden. 4. „Hein Wieck und andere Geschichten“ (H. W. Grunow, Leipzig).

Timm Kröger hat uns die Bauernnovelle gegeben. Bis zu seinem 19. Lebensjahr war er selbst Bauer. Zuerst in der Dorfschule unterrichtet, begann er erst spät mit „gelehrten Studien“. Aber sein Herz hat sich nie von der Scholle gelöst. In diesem Sinne ist er ein Bauer geblieben. Seine Heimat liegt in meinem Schleswig-Holstein, mitten im Moor, in Heide und Wald. Er taucht heute noch oft in diesen Jungbrunnen hinab. Dort ist noch alles ursprünglich; da sitzen noch der Tischler, Schäfer, Pferdehändler, der „Pütter“ (Töpfer), und was sonst „vom Lande“ ist, zusammen in den Weg- und Waldkneipen. Sie sagen lange nichts, bis endlich ein trockener Witz das Schweigen löst. Und dann lachen sie. Und das Lachen klingt bis auf die Landstraße hinaus, daß der Hausknecht, der draußen die Pferde hält, mit an zu lachen fängt. Timm Kröger kennt

alle und ist von allen gekannt. Gehört doch „der Herr Justizrat“ zu ihnen.

Und seine stille Landschaft kennt er mit allen ihren Reizen; zu ihr hat er ein kameradschaftliches Verhältnis. Die wolkenschwere Melancholie Schleswig-Holsteins, die mit so tiefem Humor vereinigt sein kann, liegt über seinen Dichtungen. Und eine feine, nicht aufdringliche Philosophie und Weltanschauung glimmt wie Feuer unter der Asche.

Das habe ich über Timm Kröger[1]) erzählen wollen.“

Von den Heidedichtern, die ich in meiner Skizze im vorigen Jahre erwähnte, hat Wilhelm Schaer seit dieser Zeit seinen ersten großen Roman veröffentlicht: Das Erbe der Stubenrauch. Verlag von F. W. Lattmann, Goslar 1905, der bereits in drei Auflagen erschienen ist. Ein Heideroman ist er nur zum Teil, eher muß man ihn, wenn man ihn einer Gattung einreihen will, einen Erziehungsroman nennen, denn als Hauptthema wird hier ausgeführt, was aus einem Pfarrerssohne wird, der schließlich zugrunde geht, weil sein Erzeuger ihn in eine solche Laufbahn gepreßt hat. Pfarrer und Pfarrerskinder! Welch reiches Gebiet für die neueste Dichtung! Oskar Kohlschmidt hat ein wertvolles Buch geschrieben: Der evangelische Pfarrer in der modernen Dichtung (1901). Es sind hier die wichtigsten Pastorenfiguren erwähnt, die neuzeitliche Dichter als Kunstgebilde geschaffen. Wilhelm Schaer hat die stattliche Galerie um eine Figur vermehrt, aber eine Zierde seines Geschlechts ist sein Heidepastor Stubenrauch nicht, ein starrer Lutheraner, finster und streng, der es ganz in der Ordnung findet, daß seine Söhne auch Pfarrer werden und wenn sie zehnmal andere Neigungen im Innersten hegen. Als sein Sohn Karl Hermann, dessen Leben von der Wiege bis zum Sarge uns Schaer schildert, als junger Theologe in Göttingen den Tod nahen hört oder fühlt, schreibt er in seinem Testament nur einen Wunsch nieder, der ihm aus tiefster Seele quillt: „Vater, angesichts des Todes befehle ich Dir: opfere nicht auch Dein drittes Kind! Johann und mich hast Du Deinem Ehrgeiz geopfert. Du hast nie auf unsere, immer nur auf Deine Wünsche gehorcht.“ — — Es ist ganz auffallend, wie Schaer hier in seinem Erziehungsroman zu einer ähnlichen Anklage am Schlusse kommt, wie sie in einer Erziehungstragödie ausklingt, die ich vor langen Jahren in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht besprochen habe, in dem Drama von Peter Hille: Des Platonikers Sohn. Und Schaer hat sicher von dem Hilleschen Buche keine Ahnung gehabt. Zwei Dichter haben

---

1) Vgl. auch: Gustav Falke, Timm Kröger. Biographie. Hamburg, A. Jansen. 52 S. M. —,60.

hier, ganz unabhängig voneinander, Menschenelend dargestellt, das darin besteht, daß ungezählte Unglückliche einer verkehrten Erziehung zum Opfer fallen.

Ich habe Schaers künstlerische Entwickelung seit etwa zehn Jahren genau verfolgt, ich kenne seine sämtlichen Bände vom ersten an: Heimatliebe, dann Sachsentreue, Am Herdfeuer, Der Schatz im Moor und nun seinen ersten großen Roman.

Stille Treue ist es, die ihn auszeichnet. Kühne Phantasien, wildstürmende Ideengänge, hoher Adlerflug des Denkens sind ebensowenig seine Art als verworrene Grübeleien, traumverlorener Mystizismus und ausgeklügelte Stilisierungskunst, wie sie heutzutage die sogenannten Neuidealisten pflegen. Er ist ein rasseechter Niedersachse. Licht und klar ist alles an ihm. Die Treue in der Kleinmalerei gibt seinem Roman auch den eigentümlichen Reiz. Dazu seine Wahrheit und Echtheit. Er lebt mit stiller Hingabe und Liebe mit seinen Gestalten. Weiches Mitleid durchglüht seinen Roman. Der Heide, der stillen Heide ist er auch hier treu geblieben. Erster Schauplatz ein weltverlorenes Heidedorf in der Nähe der unteren Aller, dann die alte ehemalige Bischofsstadt Verden und endlich Göttingen, die Universität der Niedersachsen.

Belebt ist seine klare, lichtvolle Sprache durch zahlreiche plattdeutsche Sätze und Wendungen mitten drin, auch in den hochdeutschen Partien. Auch die vielen Dialektausdrücke verleihen der Darstellung lebensvollen Reiz. In unserer Zeit, in der ungezählte Neuidealisten und Neuromantiker, wie sie sich mit Vorliebe nennen, in ihrer Kunst hin- und herflackern, in allen Farben flinkern und flunkern, ein festbestimmtes Ziel nicht kennen, weder warm noch kalt sind und von vornherein darauf verzichten, ihre ganze Persönlichkeit mit treuer Hingabe einzusetzen, ist solchen Kunsttändlern, Artisten, Versvirtuosen, Kaffeehaus-Literaten, Ziselierungskünstlern gegenüber der Heidedichter Schaer eine scharf ausgeprägte Charakterfigur dadurch geworden, daß er das Goethesche Wort befolgt hat: Dir selbst sei treu und treu den andern, dann ist die Enge weit genug. — — —

Der erfolgreichste der süddeutschen Heimatdichter aus neuerer Zeit ist gleich Frenssen Pfarrer, allerdings katholischer Pfarrer: Heinrich Hansjakob.

Beide unterscheiden sich, wie sich nur ein rasseechter Norddeutscher von einem reinblütigen Süddeutschen, wie sich nur ein überzeugter Protestant von einem glaubenseifrigen Katholiken unterscheiden kann. Aber beiden ist das gemeinsam, daß sie aus dem Mittelstande der Handwerker hervorgegangen sind, und daß beide eine große Sehnsucht nach dem Bauernstande haben. Frenssens Wort aus seiner Selbstbiographie: „Unter den Vorfahren sind keine Bauern gewesen. Es sitzt also eine jahr-

hundertlange Sehnsucht in uns nach „Bauerspielen" und es ist nicht unmöglich, daß ich aus dieser Sehnsucht heraus erzähle, denn alle Poesie kommt aus „Not und Sehnsucht", — dieses Wort könnte ebensogut Hansjakob geschrieben haben, der immer wieder zu den Bauern zurückkehrt, die auf ihren im Tannengrün versteckten Schwarzwaldhöfen hausen. Ihm, dem Bäckerssohne aus Haslach, war es immer am wohlsten, wenn er zu seinen Bauern in der nächsten Umgebung des alten Städtchens ziehen konnte. Hansjakob unterscheidet sich nun von vornherein dadurch von Frenssen, daß er nur Heimatdichter, Heimaterzähler sein will. Gleich Frenssen hat auch Hansjakob erst im reiferen Alter als Erzähler begonnen. Und für uns Lehrer ist es besonders interessant, daß beide auf der Schule nie ahnen ließen, daß sie einst Berühmtheiten werden würden. In Mathematik waren beide so schwach, daß sie nie ihr eigentliches Wesen begriffen haben. Als bei Frenssen mit dem Riesenerfolge von „Jörn Uhl" auch das nötige Geld ins Haus kam, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als sein Pfarramt niederzulegen und sich in seinem Heimatorte einen Bauernhof zu kaufen, zu dem neuerdings noch eine Villa bei Hamburg gekommen ist. Auch Hansjakob hätte etwas Ähnliches getan. Er schreibt in seinem Buche: „In der Karthause": „Wenn ich nicht zu den Armen dieser Welt gehörte, d. h. zu jenen Sterblichen, die einen Dienst versehen müssen, um leben zu können, würde ich auch mein Amt als Pfarrer schon lange niedergelegt haben. Ich hätte längst innere und äußere Gründe dazu." Aber trotz seiner Armut hat er sich mannhaft den Mächtigen der Erde gegenüber gehalten. Man lese z. B. den Abschnitt: „In der Karthause", S. 409 bis 413. — Eine kurze Charakteristik über Hansjakob habe ich in meiner „Übersicht über die neuere Literatur" versucht. Verschiedene Schriften über ihn sind in den letzten Jahren erschienen. Vgl. Albert Pfister, Heinrich Hansjakob. Aus seinem Leben und Arbeiten. Stuttgart. Adolf Bong & Co. A. Mollenhauer. Gesellschaft. 1902.

Schon lange vor jener Zeit, in der das Schlagwort Heimatkunst geprägt wurde, hat es Schriftsteller gegeben, die sich in ihren Schilderungen lediglich auf ihr angestammtes Land beschränkten. Verschiedene unter ihnen wie Rosegger und Maximilian Schmidt gehören der Literaturgeschichte an. Wie mächtig sich die Heimat- und Dialektdichtung in unseren Tagen entfaltet hat, sieht man auch daraus, daß fast jeder Gau seine Sänger hat, die in den verschiedenen „Dichterbüchern" sich zusammengeschart haben, von denen die unser Interesse ganz besonders in Anspruch nehmen, die wie das Baltische Dichterbuch aus nicht reichsdeutschen Gegenden stammen. Auch die elsässischen Dichter, die sich im Alsabund zusammengeschlossen haben, eine eigene Zeitung, die Erwinia,

besitzen und in Straßburg und in Mülhausen mit der Gründung von Dialekttheatern vorangegangen sind, haben in der letzten Zeit eine reiche Literatur gezeitigt. Vgl. besonders „Die zeitgenössische Dichtung des Elsasses“. Herausgegeben von Karl Grüber, Straßburg 1905. Verlag Ludolf Beust.

Die erfolgreichsten Schweizer Dichter neuester Zeit, Chr. Heer und Ernst Zahn, verdienten allein ihre besonderen Kapitel, wie noch in den letzten Tagen das Literarische Echo dem Zuletztgenannten eine eingehende Skizze gewidmet hat, die noch durch die Selbstbiographie dieses Dichters ergänzt worden ist.

„Aus dem Engeren“ heißt der etwa zwanzig Nummern umfassende Zyklus von Literaturbildern aus deutschen Einzelgauen, der in zwangloser Reihenfolge im Literarischen Echo erschienen ist, und der auch für die Heimatdichtung eine reiche Fülle von Material enthält. — Unter den mannigfachen Gegnern der neuen Heimatkunst haben zunächst die recht, die jener beschränkten Heimat- und Dialektdichtung feindlich gegenüberstehen, die nicht weiter schaut als der Horizont umfaßt, jenem engherzigen Lokalpatriotismus, den der Frankfurter Dichter Stoltze so köstlich besungen hat in den gelungenen Strophen:

Es is kä Stadt uff der weite Welt,
Die merr wie mei Frankfort gefällt,
Un es will merr net in mei Kopp enei:
Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!

Un wär'sch e Engel un e Sonnenkalb,
E Fremder is immer von außerhalb!
Der beste Mensch is e Ärgernis,
Wenn er net aach von Frankfort is.

Wenn aber verschiedene Kunstrichter als begeisterte Anhänger des Weltbürgertums der Kunst jeden Fortschritt verneinen, den die Gesamtentwickelung der Kunst durch die neue Heimatdichtung erzielt habe, so schießen sie weit übers Ziel hinaus. Gewiß stehen die großen Weltdichter, die unsterblichen Klassiker der einzelnen Völker gleichsam über den Nationen und sind von der Sonderart ihres Bodens losgelöst, aber ganz abgesehen davon, daß dies nur wenige sind, haben doch immer auch die Größten der Kunst die Merkmale ihrer Nationalität getragen. Ja, man kann sagen: je rasseechter ein Künstler war, desto nachhaltiger ist seine Wirksamkeit geworden; je mehr er ein Allerweltsdichter wurde, ein Hans Dampf in allen Gassen, desto schneller haben sich die Spuren seiner Erdenwirksamkeit verflüchtigt. Sind nicht Ungezählte aus unseren Tagen zu nennen, die das Beste gegeben haben, als sie der Heimat treu blieben? Wo ist Liliencron größer als

in seinen nordischen Balladen und seinen Heidegesängen?! Gehören solche Bände von Klara Viebig: Kinder der Eifel, Die Wacht am Rhein und Das schlafende Heer nicht zu ihren besten Schöpfungen? Die drei Länder werden uns hier geschildert, in denen sie ihre Jugend verlebt hat: die Eifel, Düsseldorf und Posen. Und M. G. Conrads fränkischer Dorfroman, über den ich a. a. O. geschrieben habe, wird sicher noch gelesen werden, wenn die meisten Schriften des Bahnbrechers der modernen Kunst vergessen sind. Selbst der größte Dramatiker unter den neueren Dichtern, Gerhart Hauptmann, hat den größten Erfolg da gehabt, wo er als der bodenständige Schlesier sich erweist, in den „Webern".

Gut, mag man zugeben, daß die neuere Heimatdichtung bereits ihre Zeit gehabt hat, aber ihre gesicherten Ergebnisse werden bestehen bleiben.

Und singt nicht einer der neueren Dichter, der Führer eines nach ihm genannten Dichterkreises, den man alles andere, nur keinen Heimatdichter nennen kann, — singt nicht Stefan George in einer seiner schönsten Strophen:

Schon lockt nicht mehr das Wunder der Lagunen,
Das altumworbene, trümmergroße Rom,
Wie herber Eichenduft und Rebenblüten,
Wie sie, die deines Volkes Hort behüten,
Wie deine Wogen, lebengrüner Strom.

Ja, es ist doch etwas Wunderbares um die Heimat und um die Heimatdichtung!!

Das Latein als Weltsprache.

Von Prof. Dr. **E. Grünwald** in Berlin.

Der Kampf, den der mutige Thomasius in Leipzig gegen Ende des 17. Jahrhunderts dem Latein erklärte, indem er das erste deutsche Programm schrieb, philosophische Vorlesungen in deutscher Sprache hielt und die erste deutsche Zeitschrift herausgab, war nicht nur in nationaler Hinsicht eine befreiende Tat. Das Armesünderglöcklein, unter dessen Klange der von der Zunft verketzerte „Irrlehrer" Leipzigs Mauern verlassen mußte, um mit einem Häuflein gleichdenkender Schüler nach Halle überzusiedeln und so den Anstoß zur Gründung der neuen Hochschule zu geben, läutete in der Tat ein Stück alter Zeit zu Grabe. Thomasius hatte mit seinen Bestrebungen das Werk Luthers wieder aufgenommen und zeigte durch die unternommene Entthronung der den Lehrstuhl und die wissenschaftliche Publikation beherrschenden alten Sprache und Einsetzung der Muttersprache

auch als Verkünderin gelehrter Forschung ein für seine Zeit bemerkenswertes Empfinden für vaterländische Eigenart und für die Leistungsfähigkeit des deutschen Idioms.

Der Feind war stark, denn schon allzulange war er im Besitz der Macht. Die Sprache der weltbeherrschenden Roma war etwa im vierten Jahrhundert Universalsprache geworden; aber dieser sozusagen künstlich herbeigeführte Zustand, so sehr ihn die katholische Kirche, die dieselbe Sprache zur Kirchensprache erhob, bei ihrem unermeßlichen Einfluß auf die Massen begünstigte, hielt von dem Augenblicke an nicht stand, als die Barbareneinfälle die Einheit des Reiches zertrümmerten und die Bildung lokaler Dialekte förderten. Freilich blieb das Latein Kirchen- und Gelehrten-, ja auch Literatensprache, wurde aber, als lokale Dialekte erstarkten und sich von der alten Siegerin mehr und mehr emanzipierten, heftig befehdet und zum Teil mit Glück zurückgedrängt. Gleich mit großen Würfen tritt das Italienische auf den Plan, Dante in der Poesie, Boccaccio in der Prosa; letzteren ahmte Chaucer, der Vater der britischen Poesie, in England nach, wo Eduard III. 1362 das Englische zur offiziellen Sprache erhob; in Frankreich verfechten die Rechte der Muttersprache du Bellay, Ronsard, Henri Estienne, Montaigne u. a.; bei uns endlich ersteht ihr manch ein Ritter durch die Reformation und die sich daran anschließende volkstümliche Bewegung, die unter Führung eines Erasmus, eines Sebastian Brandt, der Hutten und Sachs den Staub von dem mittelalterlichen Deutschland blies.

Nichtsdestoweniger sind die Franzosen die ersten gewesen, die in der Literatur und, was schwerer wog, in der Diplomatie die Alleinherrschaft der alten Sprache brachen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts entbrennt hier ein hitziger Krieg zwischen den Parteigängern der beiden um den ersten Platz ringenden Idiome, zwischen Mutter und Tochter. Seitdem Boileau in seinem Dialogue contre les modernes qui font des vers latins seinen Spott über die Lateiner ergossen hatte, flogen die Streitschriften pro et contra hin und her, aber mehr und mehr neigte sich die Wage zugunsten der bald durch eine Reihe glänzender Talente vertretenen Anhänger der Muttersprache. Da wagten es denn auch begreiflicherweise die französischen Delegierten, Colbert war darunter, bei den Friedensverhandlungen in Nijmegen (1678) zu fordern, daß der Vertrag in ihrer Muttersprache abgefaßt werde, was sie trotz dem Einspruche des lateinfreundlichen dänischen Gesandten durchsetzten; und ebensowenig nützte der Protest der übrigen Delegierten bei den Verhandlungen zu Ryswick (1699), als die Franzosen beharrlich französisch sprachen und den in ihrer Sprache geschriebenen Vertrag vorlegten; freilich wurden die Akte schließlich doch lateinisch abgefaßt. Aber

in Rastatt (1714) und in Aachen (1748) bediente man sich bei Niederschrift der Abmachungen der französischen Sprache — trotz eines hier wie dort zugunsten des Lateinischen als diplomatischer Verkehrssprache gemachten Vorbehalts. In Frankreich verliert dies im 18. Jahrhundert immer mehr Terrain und bleibt bis auf die Kaiserzeit, ja bis auf unsere Tage öffentlich höchstens für Denkmälerinschriften reserviert.

Unterdessen hat nun auch in unserem Vaterlande eine klassische Literaturepoche begonnen, die schon dem alternden großen Könige, wenn er für solche Betrachtungen zu haben gewesen wäre, hätte zeigen können, wes unsere Muttersprache fähig sei und daß sie sich der von ihm so hoch geschätzten und mit Vorliebe gebrauchten romanischen Schwester nicht zu schämen brauche. Hatten schon Luthers Bibelübersetzung und Prosaschriften, mag ihre Sprache oft noch so sehr mit dem Stoffe ringen, erkennen lassen, welch ein kostbares Werkzeug das Deutsche in der Hand eines Großen werden könne, so zeigte nun ein Lessing, daß die deutsche Sprache weder „ein arm, noch ein plump Sprak“ sei, indem er sie mühelos die feinsten und geheimsten Gänge logischer Gedankenentwickelung gehen ließ; so zeigte Schiller, bis zu welchem Pathos, Goethe, bis zu welch abgeklärter Objektivität ein Meister des Stils auch diese Barbarensprache vervollkommnen konnte. Damit war die Vorherrschaft des Lateinischen auch in Deutschland gebrochen — mit welchen Wirkungen, dafür erinnere man sich nur an die Ende des 18. Jahrhunderts beginnende Bibelkritik (Semler, Michaelis, Eichhorn), die fast ausschließlich mit deutschen Werken an die Öffentlichkeit trat.

Fast ausschließlich; denn bis auf unsere Zeit wird noch viel Latein geschrieben, nicht nur in Dissertationen auf (vornehmlich deutschen) Universitäten — 1890—95 waren in Berlin unter 227 Dissertationen 54 in lateinischer Sprache, in Marburg 40 unter 84, in Bonn gar 40 unter 69, in Münster 30 unter 47 —, sondern auch in wissenschaftlichen Werken, Schul- und Universitätsprogrammen, Zeitschriften usw. — nicht zu reden von allerlei mehr spielerischen Anwendungen der alten Sprache, z. B. im geselligen Teile von Philologenversammlungen (Menüs, Scherzgedichte). Ja, im umgekehrten Verhältnis zu der modischen Boykottierung der alten Sprachen, möchte man fast sagen, wird in den letzten Jahrzehnten eine Literaturgattung auffallend gepflegt, die oft von einer wunderbaren Beherrschung der lateinischen Sprache zeugt: die Übertragung deutscher Poesie ins Lateinische. Seit der von Goethe so hoch geschätzten Übersetzung von Hermann und Dorothea in Vergils Sprache von Fischer (Stuttgart 1822) und Feuerleins lateinischer Übersetzung sämtlicher Schillerschen Gedichte (ebenda 1831) hat diese gelehrte Spielerei bis heute Pflege und wie die

unlängst erschienene zweite Auflage von Strehlkes Deutschen Liedern in lateinischer Übersetzung beweist, auch eifrige Leser gefunden. Man durchblättere nur Weinkauffs Almania (Heilbronn 1885, 2 Bändchen), und mit Staunen wird man sehen, vor wie schwierigen Aufgaben der Übersetzer nicht zurückgeschreckt ist; und auch in dem jährlich von der Akademie zu Amsterdam ausgeschriebenen Wettbewerb auf diesem Gebiete bekommt man Achtung erregende Proben zu sehen. Zur Unterhaltung klassisch gebildeter Radfahrer füge ich hier aus dem Concours von 1901 eine solche bei:

Ferrea, longa, teres, mediis velut hausta medullis
Virga, tribus nodis in partes ducta quaternas,
Qualem sese oculis M praebet litera nostris,
Imo in utroque rotam bifido fert crure, tamen non
Uno eodemque pares sese circum axe ferentes,
Ut gravibus solet in plaustris levibusque quadrigis,
Verum unam ante aliam, sic ut non tramite binos,
Sed signant unum patri super aequore sulcum.
In medio, atque ubi posterior rota congruit axi,
Binae aliae, rigidis armatae dentibus haerent
Disparibus rotulae gyris iunctaeque catena:
Quas si quis sella insidens, quae desuper alte
Inminet, alterno per vectes comprimat ictu,
Dum pede pulsa unum volvit maiuscula gyrum,
Altera dens adeo celer internodia mordet,
Incita maiorum bis terque quadruplicat orbem.
Nec tuba deest equiti monitrix, rectorque bicornis
Clavus, nec densa lychni sub nocte micantes,
Frenaque per praeceps rapidos moderantia cursus. —

Aber man schreibt nicht nur noch viel Latein, man spricht es auch noch mehr als man gemeinhin denkt. Nicht nur auf deutschen Universitäten bei Promotionen, in den philologischen Seminarien (freilich wie lange werden unsere jungen Philologen noch dem wundervollen Latein eines Vahlen folgen oder gar Red' und Antwort stehen können!), auch in Oxford und Cambridge bei Erwerbung akademischer Grade; nicht nur in der katholischen Kirche in Priesterseminarien und Jesuitenschulen und bei päpstlichen Empfängen — 1889 richteten drei französische Bischöfe, die den Kardinalshut empfingen, gar an den Präsidenten der Republik lateinische Ansprachen —; und wenn man bei diesen Gelegenheiten die Sprache Roms noch entbehren könnte, sie nur zu Lehrzwecken, zur Erhöhung der Feierlichkeit oder als alten Zopf beibehält, so hat sich doch in gewissen Fällen die Notwendigkeit ergeben, sich des Lateinischen als des Idioms zu bedienen, das inmitten einer internationalen Gelehrtenversammlung allein auf allgemeines Verständnis rechnen konnte. So wurde auf dem medizinischen Kongreß von Florenz 1869 Latein zur offiziellen Verhandlungssprache gewählt, so haben auf dem medizinischen

Kongreß zu Berlin der Italiener Baccelli und Virchow lateinisch gesprochen, so nahm auch auf dem zu Rom 1894 das Lateinische eine breite Stelle ein.

Diesen flüchtigen historischen Überblick mußten wir vorausschicken, um mit Nutzen an die Kritik eines neueren, von Frankreich kommenden Vorschlags zu gehen, aus dem Latein die mit heißem Bemühen gesuchte Weltverkehrssprache zu machen: es handelt sich um die Broschüre des Bibliothekars der Universität Lyon, Charles André, Le Latin et le Problème de la Langue Internationale, Paris 1903.

Wir wiederholen zunächst: so verdienstvoll der Anstoß des tapferen Thomasius war, so fruchtbringend er für die nationale Selbstbesinnung geworden ist — er beraubte doch die internationale Gelehrtenwelt eines Verständigungsmittels, das bei dem Anwachsen internationaler Beziehungen und steigender gelehrter Produktivität sich immer empfindlicher bemerkbar machte. Nicht jedem Gelehrten — vom Laien zu schweigen — ist es gegeben, sich mehrere fremde Sprachen auch nur bis zu dem Grade anzueignen, daß er sie lesen, viel weniger sprechen kann, ja, Sprachen zweiten Grades an Bedeutung und Verbreitung wird er sich gar nicht Zeit und Mühe nehmen, zu erlernen, so lieb ihm gelegentlich die Verständigung mit einem Fachgenossen solches Volkes sein könnte. Auf die Lektüre manch interessanten, selbst wichtigen Buches muß er verzichten, weil er die fremde Sprache nicht beherrscht; manches bleibt auch wohl in einer der oben gekennzeichneten Sprachen ungeschrieben, weil der Verleger bei dem zu erwartenden geringen Absatze die kostspielige Herstellung scheut.

Und sehen wir ab vom Gelehrten. Wir stehen im Zeichen des Verkehrs: kein Erdenwinkel wird bald versteckt genug sein, um Leute fernzuhalten, die über ausreichend Zeit und Geld verfügen und übersättigt von dem durch die Menge abgegrasten Alten und Hergebrachten neue Eindrücke nötig zu haben glauben. Sollen sie warten, bis überall französisch parlierende Garçons, Hausknechte „et toute cette vermine de voyage“ angestellt sind und unser Mittelstand genug Französisch gelernt hat, um sich mit ihm wenigstens „durchzuessen“?

So sind denn seit Entthronung des Lateinischen, also in den letzten zwei Jahrhunderten, unablässig Projekte einer neuen internationalen Verkehrssprache aufgetaucht: ein französischer Gelehrter hat deren mehr als 250 gezählt, und noch seit dem Volapükrausch 30! Am meisten hat zuletzt das Esperanto von Dr. Zamenhof von sich reden gemacht, dem Professor Regnaud in Lyon vor allen bisherigen Versuchen den Vorzug gibt, nicht jedoch ohne, zum Ärger des Erfinders, zahlreiche und tiefgehende Änderungen des Kunstprodukts zu verlangen.[1])

1) „Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen“, ist neuerdings als Mitbewerber das Pario auf den Plan getreten; Zentralstelle für das deutsche Sprachgebiet in Elberfeld.

Alle diese Versuche beruhen meist auf Verschmelzung moderner oder moderner und antiker Sprachen; in Anbetracht der Kurzlebigkeit aller dieser Wechselbälge plädiert nun André aufs neue — denn er hat schon eine Reihe Vorgänger, wie Louis Lettir (1867), Henderson (1902) — mit Wärme für die von den beiden alten Sprachen, die schon einmal die Weltherrschaft behauptet hat; das Griechische weist er schon aus Rücksicht auf die Schrift mit dem bei Franzosen nicht seltenen unverhohlenen Grausen ab. Als Eideshelfer hat er namhafte Gelehrte, wie Diels, Bréal, die solch einem Versuche nicht ungünstig gegenüberstehen; schon kann er sich auch auf eine Reihe von Zeitungen und Zeitschriften berufen, die in lateinischer Sprache erscheinen und die aktuellsten Gegenstände, wie das Negotium dreyfusianum oder die Scholae monasticae behandeln, im Feuilleton eine Übersetzung des Robinson Crusoe und Annoncen wie diese bringen: Philipps and Co., fabricatores clavorum e ferrofilo; ferrafila plana, galvanata, stannata et cupratra; tubulatio flexibilis metallica usw.[1])

Freilich muß sich hier die klassische Sprache Ciceros und Horazens einige Gewaltsamkeiten gefallen lassen, die dem strengen Latinisten lächerlich oder entsetzlich vorkommen; aber dies Opfer muß der Brauchbarkeit des Idioms gebracht werden. André verlangt insbesondere: erstens, daß eine internationale Hilfssprache den Anforderungen der üblichen gesellschaftlichen Beziehungen, des Handels- und wissenschaftlichen Verkehrs gewachsen sei; zweitens, daß sie für jede Person mit mittlerer elementarer Bildung, besonders für Personen europäischer Zivilisation, leicht erlernbar sei. Deshalb sucht er zu zeigen, wie dem Lateinischen weder die Armut seines Wortschatzes, noch die Schwierigkeiten seiner Syntax, wenn es seinem Zwecke dienen solle, zum Vorwurfe gemacht werden könnten.

In erster Linie weist er darauf hin, daß der größte Teil allgemeiner Ideen, von denen wir noch heute leben, moralische, juristische und — bis zu einem gewissen Grade — auch wissenschaftliche, aus dem Altertum stammen, daß aber außerdem das klassische Latein durch die Kirche und das Mittelalter überhaupt eine größere Biegsamkeit, Feinheit, einen bedeutenden Wortreichtum gewann und in der Hand der Scholastiker zumal ein gefügiges Werkzeug für die kühnsten Gedankensprünge wurde. Was

1) In Bremerhaven erscheint seit einer Reihe von Jahren das lateinische Blatt Civis Romanus. Aus den Nuntii Politici einer Nummer: Londinio: Gubernium anglicum russico literas tradidit flagitans ter decies centena milia marcarum, ut damnum casu Hullensi acceptum sarciatur. — Petropoli: Tertia hora postmeridiana, cum Trepovius, summus urbis gubernator, via Morscaia veheretur, famulus quidam publicus ad currum accurrens duobus eum ictibus petivit. Non tamen feriit, deprehensus est. Imperator statim de re certior factus est.

aber ganz moderne Begriffe und Verhältnisse angehe, nun, so müsse es eben gestattet sein, das schon jetzt z. B. von der medizinischen Wissenschaft unbedenklich und reichlich gefüllte Repertoir der klassischen Sprache — man denke an die Pharmacopoea Germanica — durch Neuschöpfungen zu ergänzen, die einfach aus modernen Stämmen mit latinisierter Endung zu bestehen hätten, ein Verfahren, das sich in der eben genannten Wissenschaft aus dem Griechischen gezogene Stämme längst gefallen lassen müßten (also etwa posta, tabaccus, buffetum).

Aber die Syntax, die so manchem unserer braven Jungen zum Stein des Anstoßes geworden ist und ein Gegenstand des Hangens und Bangens wird, wenn das leidige Extemporale fällig ist! Nun, gilt es dort Neuschöpfung, so heißt es hier Vereinfachung. Ein eleganter Stil ist für unsere Bedürfnisse nicht nötig; die Eitelkeit, ein ciceronianisches Latein schreiben zu wollen, haben wir nicht; im Satzbau folgen wir der analytischen Bewegung des modernen — vornehmlich französischen — Satzes (Subjekt, Prädikat, näheres, entfernteres Objekt); Zusammengehöriges, wie Substantiv und Adjektiv, Genitiv und sein regierendes Wort, wird nicht mehr getrennt. Ferner: die Deklinationen, werden die fünf überhaupt beibehalten und nicht auf eine oder ein paar beschränkt oder die Deklination ganz unterdrückt, kennen keine Unregelmäßigkeiten mehr, in der Konjugation vereinfachen wir durch Uniformierung (z. B. alle Futura gehen auf bo aus), Abschaffung d. h. Ersetzung unregelmäßiger Verben durch regelmäßige Formen, Beseitigung der Deponentia usw. Im übrigen vertraut der Verfasser auf die Zeit und den Gebrauch, ist von größter Weitherzigkeit gegenüber persönlichen Vereinfachungsversuchen, ja, nimmt schließlich im Hinblick auf das Gelehrten- und Volkslatein des Mittelalters keinen Anstoß daran, daß sich eine mehr gelehrte und eine mehr vulgäre lateinische Weltsprache bilde. Er hofft endlich, daß unsere Gymnasiasten neuen Geschmack an dem „alten Kram" finden, wenn ihnen eröffnet wird, daß sie eine Sprache lernen werden, die ihnen wie ein Sesam, öffne dich, im künftigen Leben, im mündlichen und schriftlichen Verkehr, in Ernst und Geselligkeit, freie Bahn zum Herzen und Kopfe des Ausländers schaffen wird.

Ein internationales Komitee setzt die neue Terminologie fest und bestimmt die Vereinfachungen der Syntax, die Regierungen führen den neuen Unterrichtsgegenstand überall, selbst in den Elementarschulen, ein, elementare Grammatiken, jedem Verständnis angepaßt, ein grundlegendes Wörterbuch, einige Sprech- und Schreibübungen werden den jungen Weltbürgern in die Hand gegeben, und — fertig ist die Laube, sagt ja wohl der Berliner.

Nun darf ich allerdings zu meinem Leidwesen einem geprüften Elternpaar, das vielleicht bei solch zwangloser Methode sich schon mit dem ver-

kehrten Latein aussöhnen wollte und für seine mit dem „alten" Feinde ringenden Sprößlinge aufatmete, nicht verschweigen, daß Herr André die klassischen Studien fortan keineswegs für überflüssig hält; er sagt vielmehr sehr hübsch, daß sie die solide Grundlage jeder vollständigen Bildung, die Quelle des guten Geschmackes, des Maßes und der Liebe zum Schönen bleiben werden. Und noch mehr: wohlgemerkt bleibt dieses neue lateinische Surrogat nur eine Hilfssprache, d. h. die Muttersprache behält ihre angestammten Rechte und ihre natürliche Bedeutung: da der Geist des Volkes sich immer am getreusten in seiner Sprache widerspiegeln wird, die eben kein Kunstprodukt, kein Pfropfreis, sondern eine bodenständige Pflanze wie nur eine ist — so kann uns der für die Leiden der modernen Jugend sonst so mitfühlende Verfasser auch vom Studium der bedeutenderen modernen Sprachen nicht entbinden. Also — frohlocke nicht, du töricht Kind.

Aber auch abgesehen von diesen Beschränkungen in der Verwendbarkeit können wir die neue Weltsprache, wie sie sich in Andrés Kopfe spiegelt, für nichts mehr als ein pium desiderium halten. Freilich macht sich ja der neue Anwalt die Sache recht leicht: er ist vorwiegend Theoretiker, macht summarische Vorschläge, wünscht das allen Genehme, hofft das Beste und überläßt es schließlich dem internationalen Komitee, sich über die praktische Durchführbarkeit dieser Träume die Köpfe zu zerbrechen.

Nun lehrt aber die Geschichte zuerst, daß die Schöpfung einer dauernd lebensfähigen Weltsprache eine Unmöglichkeit ist. Die Sprache ist ein organisches Gebilde, zu dessen Wachstum so viele und mannigfaltige Kräfte und Imponderabilien beitragen, daß die neu erfundene dem Homunkulus der Retorte gleicht. Wie heute in demselben Volke Gebirgsbewohner z. B. und Binnenländer durch ihre Lebensbedingungen auch auf sprachlichem Gebiete schon physiologisch in einen scharfen Gegensatz gerückt werden, so wirken in noch viel höherem Grade Lebensgewohnheiten und Lebensanschauungen, Geschichte und Bildung, das verschiedene Mischungsverhältnis von Phantasie und Intellekt, Empfinden und Wollen psychisch auf die Sprache ein, die das vornehmste Mittel der Äußerungen des Seelenlebens ist. Je größer in diesen Hinsichten der Abstand zwischen den Völkern und Ländern ist, desto weiter wird also der Abstand zwischen ihren Sprachen sein. Eine Welthilfssprache kann demnach nur eine der schon fertigen Sprachen ersten Ranges werden, die dann die anderen Völker im internationalen Verkehr zu gebrauchen sich bereit erklärten. Dabei wird sich allerdings die Rivalität der Völker mit verbreiteten und hochentwickelten Sprachen geltend machen, wie denn Bréal in einer von André angeführten Stelle nicht ohne Genugtuung sagt, er glaube, das nach seinem Sinne behandelte Latein werde bald dem Französischen ähneln.

Daß aber das nach Andrés Vorschlägen umgemodelte Latein die gesuchte Hilfssprache werde, scheint auch ausgeschlossen. Die sichere Handhabung einer Sprache, besonders einer später erlernten, beruht auf mehr oder weniger bewußter Beobachtung ihrer Regeln; setzt man sich über sie hinweg, läßt man dem Schüler beim Erlernen und in der Praxis zu viel Freiheit, so wird er das fremde Idiom mehr und mehr in Wortschatz, Wort- und Satzbildung — gemäß den oben berührten physiologischen und psychischen Gesetzen — seinem eigenen Idiome anähneln: das ist eben die Geschichte der aus dem Latein hervorgegangenen romanischen Sprachen gewesen. Also: entweder das Latein, wie es uns als organisches Gebilde überkommen ist, mit größter Bewegungsfreiheit gegenüber nicht streng klassischen Konstruktionen und modernen Bedürfnissen entgegenkommender Bereicherung des Wortschatzes — und diese Sprache würden immer nur Leute von höherer Bildung sprechen können, die da wissen, wie weit sie die Sprache, ohne gegen ihren Geist zu sündigen, fortbilden dürfen; oder schrankenlose Willkür, Verwilderung, klägliches Kauderwelsch, aus dem Unsicherheit und endlich Unverständlichkeit folgt — so daß der Zweck der neuerlernten Hilfssprache verfehlt ist.

Der Andrésche Vorschlag ist eine Fehlgeburt; aber in der Tat geben die zahlreichen und unaufhörlichen Versuche, eine internationale Verkehrssprache zu finden, zu denken. Nun, darüber ließe sich reden, ob nicht, wenigstens für die Gebildeten unter den Kulturvölkern, das weitherzig zugelassene silberne Latein wieder zum allgemeinen Verständigungsmittel zu erheben wäre. Wer dafür ist, möge sich die aus solcher Maßregel für unsere höheren Schulen und Universitäten ergebenden Schlüsse selbst ziehen.[1])

Die Zeitschriftenliteratur in unserer Klassikerzeit.

Von Dr. **G. Lorenz** in Barmen.

Das Zeitungswesen hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen derartigen Aufschwung genommen und die anderen Formen des Lesestoffes so sehr überwuchert, daß die Zeitungen heutzutage für die meisten Ungebildeten und für viele Gebildete den einzigen Lesestoff darstellen.

In unserer Klassikerzeit war das noch anders. Das Bücherlesen war wie das Bücherschreiben ungleich mehr unter den Gebildeten verbreitet; die

1) In der italienischen Zeitschrift Vox urbis plädiert Antonio Martini wieder für die allgemeine Einführung der lateinischen Sprache in die Diplomatie. Aber gerade die Diplomatie hat, wenn sie nicht wieder zu einer Art Geheim- und Kabinettpolitik erstarren soll, die Fühlung mit dem modernen Leben notwendig: sie bedarf einer modernen Hilfssprache.

Stelle der Zeitungen aber vertraten noch ganz und gar die wöchentlich oder monatlich erscheinenden Zeitschriften. Deren Darbietungen standen, nach Form und Inhalt betrachtet, durchschnittlich auf einer viel höheren literarischen Stufe als die Darbietungen unserer heutigen Zeitungen und meistverbreiteten Zeitschriften. Nur die vornehmeren unserer heutigen Zeitschriften können sich mit den damaligen messen. Man nahm sich damals eben noch Zeit zum Schreiben und zum Lesen, deshalb waren aber auch die Geistesprodukte gediegener, war die geistige Bildung vollkommener und abgeklärter.

Ein Einblick in den Inhalt der Zeitschriftenliteratur unserer Klassikerzeit mag uns das zeigen.

Zum Zwecke meiner Betrachtung teile ich die Zeitschriften in zwölf Gruppen und behandele diese in der Reihenfolge, wie sie historisch in den Vordergrund der Beachtung getreten sind.

I. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, ehe die neue Literaturbewegung des Sturmes und Dranges eingesetzt hatte, blühten die sog. Moralischen Wochenschriften, eine seltsame Kreuzung von Pietismus und Rationalismus. Sie schossen vielerorts wie Pilze aus der Erde, um aber oft ebenso schnell wieder zu vergehen. Namen und Erscheinungsort und -Zeit einiger dieser Wochenschriften sind: Der Einsiedler (Königsberg 1740—41), Der Pilgrim (Ebenda 1742—44), Der Pilgrim (Lignitz 1743), Diogenes (Cölln 1742—43), Der Mensch (Halle 1751—56), Argus (Erlangen 1757), Der Glückselige (Halle 1763—68), Der Weise (Halle 1767), Der Unsichtbare (Mannheim), Der Einsame (Hamburg), Der Rechtschaffene (Lindau), Der Eremit (Leipzig). Die Absicht dieser Gattung von Zeitschriften wird im ersten Stück des Einsiedlers (1740) folgendermaßen ausgedrückt: „Mein Endzweck ist, die Besserung meiner Landsleute und denen, die ein Vertrauen zu mir fassen, mit meinem Rath behülflich zu seyn." Vom Einsiedler (Verlag von J. H. Hartung in Königsberg) erschien wöchentlich ein „Stück" im Umfang von 8 Seiten Klein-Oktav. Jedes Stück trug am Kopf unter dem Titel einen Vers oder eine Strophe Deutsch oder Lateinisch mit Beziehung auf den Inhalt des Stückes. Der Pilgrim bildete die Fortsetzung des Einsiedlers und erschien im Verlag von E. Dorn. Der Lignitzer Pilgrim im Verlag von S. A. Wätzoldt war eine Nachahmung des Königsbergers, erschien aber wöchentlich zweimal, doch dauert sein Erscheinen nur vom 3. Januar bis 30. Dezember 1743. Der Inhalt der moralischen Wochenschriften erhelle aus dem Verzeichnis des ersten Teils der hallischen Wochenschrift „Der Mensch", die 1751—56 bei Gebauer erschien und von Meier in Halle und dem durch Lessing bekannt gewordenen Laublinger Pastor Lange herausgegeben wurde.

Erster Theil:

St. 3. Von der hohen Würde des Menschen.
St. 4. Daß niemand vollkommen gut und vollkommen lasterhaft sey.
St. 5. Vom Lachen.
St. 8. Von den Säufern als Wechselbälgen.
St. 9. Schreiben eines Doppelbatzens (über seine Schicksale).
St. 11. Von dem Vorzug des Menschen vor den Thieren.
St. 22. Schreiben Leberecht Spürers, des Packeseltreibers (satirischen Beobachters).
St. 24. Daß ein Verehelichter ein besserer Mensch sey als ein Unverehelichter.
St. 25. Begebenheiten der Jungfer Irrwisch (eine halb moralische, halb frivole Geschichte).
St. 40. Von den Erfindungen, insonderheit der Erfindung des Glases.

Fünfter Theil:

St. 188. Anmerkungen über die Indianer zu Quito.
St. 192. Eukrators Vertheidigung der hallischen Tassenweiber (die den Frauenzimmern aus dem Kaffeesatz wahrsagten).
St. 206. Auszug aus dem Heldengedicht Noah (von Bodmer).
St. 205. Christoph Winds Schreiben von sich selbst, als einer kurzen Historie des pedantischen Stolzes der Gelehrten.

Zuweilen liefen auch einige von den damals durch Gellert so beliebt gewordenen Fabeln in Gedichtform unter. In der Regel war jedes Stück mit einem einzigen Aufsatz gefüllt, und zwar, wie aus obigem Verzeichnis zu ersehen ist, nicht immer moralischen, sondern bisweilen auch naturkundlichen Inhalts. Die Moral aber wurde manchmal in bedenklicher Weise durch die Methode der Abschreckung erstrebt, denn mehrere von den moralisch sein sollenden Erzählungen haben einen recht pikanten Inhalt.

II. Daß in die Moralischen Wochenschriften Aufsätze naturkundlichen Inhalts aufgenommen wurden, weist darauf hin, daß das naturkundliche Interesse damals in weiten Kreisen rege war. Beweis dafür ist auch das Bestehen selbständiger Zeitschriften naturwissenschaftlichen Inhalts, der sog. Magazine, z. B. des Hamburgischen Magazins (1747—81), des Göttinger Magazins (her. von Lichtenberg und Forster 1780—85), des Hannoverschen Magazins (1763—90—1812). Der Inhalt dieser Zeitschriften erhelle aus folgendem Auszug des Hamburgischen Magazins.

Erster Band.

Gedanken über das wahrhaft Wunderbare in der Naturforschung. (I, 1.)
Des P. Abts D. Diego Revillas Abhandlung von dem Ursprung der Steine und Versteinerung aus dem Wasser. (I, 2.)
Geschichte einer Krankheit, so aus der Bärmutter ihren Ursprung hatte, eingesendet von Peter Anton Michelotti. (Schr. d. Petersb. Ak. d. Wiss.) (I, 3.)

Anmerkungen über die verschiedenen Gestalten der Menschen nach den Gegenden, so sie auf der Erde bewohnen. (Aus der Venus Physique.) (I, 4.)
Anmerkung über die Spinnen. Durch Herrn Homberg. (Memoires d. Parisischen Ak. d. Wiss. 1707.) (I, 5.)
Versuch, wie alle Arten der Früchte lange Jahre zu erhalten, ohne daß sie von ihren Eigenschaften etwas verlieren. (London 6. Dezember 1746.)
Unmaßgebliche Betrachtungen über die Frage: Ob es vortheilhaft sey, die lateinische Sprache unter den Gelehrten abzuschaffen? (I, 7.)
Muthmaßung, daß die Viehseuche von Insekten entstehe, welche aus der Tartarey durch die Ostwinde verwehet worden. (I, 9.)
Des Herrn de Sauvages Nachrichten von den Seidenwürmern und von der sichersten Art, sie aufzuerziehen. A. G. Kästner. (II, 1.)
Krankheitsgeschichte eines Menschen, der von einem tollen Hunde gebissen worden. (Abh. d. engl. Ges. d. Wissensch.) (II, 2.)
Anmerkung über einen Menschen, der dem Ansehen nach tot gewesen, und durch Ausdehnung der Lungen mit Luft wieder zurecht gebracht worden ist. (Abh. d. engl. Ges. d. W.) (II, 3.)
Abhandlung vom Ursprung und alten Wohnungen der Scythen. Verf. v. Theoph. Siegfried Beyer. (Petersb. Ak. d. W.) (II, 6.)
Abhandlung von der Erfindung und dem Alterthum der Ferngläser, von Charles Lamotte, Hofkaplan des Prinzen von Wallis. (Ges. d. Wiss. London.)
Das Lob der Sternkunst, von Herrn A. G. Kästner, öff. Lehrer der Meßkunst u. d. Weltweisheit auf der hohen Schule zu Leipzig.
Die Macht des Menschen. Eine Ode. L. K.
Die Zufriedenheit. L. K. (II, 11.)
Anmerkungen aus der Naturlehre über einige zur Musik gehörige Sachen durch J. G. Krügern, der Arzeneygel. Pr., zu des Abts Nollet Versuch über die Elektrizität der Körper. (IV, 4.)
Anmerkungen über das Blinkern der Fixsterne. (Pariser Akad. d. W.) (IV, 5.)
Nachricht von dem Bau des Reisses.
Schreiben Herrn Heinrich Bakers, Mitgl. d. Ges. d. Wiss., von einem in der Erde gelegenen, außerordentlich großen Elephantenzahne.
Abhandlung von dem Milze. Verf. von Joh. George Duvernoi. (IV, 11.)
Nachricht von Herrn Dr. Einsporns Gedanken über die Dichtigkeit einer Masse, so aus Körpern verschiedener Dichtigkeit gemischt ist.
Schreiben von einigen natürlichen Begebenheiten von Chr. Mylius. (IV, 13.)
Der Gärtner und der Schmetterling. (Gedicht.)

Zweiter Band.

Abhandlungen zur Historie des Hauses Brandenburg. (Ak. d. W. zu Berlin.) (III, 5.)

Vierter Band.

Versuch von dem Seewesen und der Handlung.

Fünfter Band.

Abhandlung von dem Prometheus durch W. Chr. W. Agricola. (I, 5.)

Gmelius Reisebeschreibung durch Siberien.

Dreyhaupts Pagus Neletici usw. (Chronik d. Saalkreises). (VI, 4.)

Sechster Band.

Nachricht von der Reise in das Innerste von Süd-Amerika. (I, 1.)

Aus dem vorstehenden Auszug ist zu erkennen, wie vielseitiges naturwissenschaftliches Interesse bei den Lesern vorausgesetzt werden konnte. Und daß die Leser nicht etwa nur aus naturwissenschaftlichen Fachmännern bestanden, geht schon daraus hervor, daß poetische Stücke, vom vierten Bande an, wo A. G. Kästner in Leipzig mit einer Vorrede die Herausgabe übernimmt, sogar historische Stücke eingestreut sind.

III. Mit Nicolais „Allgemeiner deutschen Bibliothek" treten (seit 1766) die literarischen Anzeigen- und Rezensionsblätter von der Art unseres jetzigen literarischen Centralanzeigers eine Zeitlang in den Vordergrund der Beachtung. Deren gab es schon vorher eine ganze Anzahl und mußte es auch geben, da das allgemeine wissenschaftliche und literarische Interesse mehr verbreitet war als heutzutage. Die ältesten und wichtigsten derartigen Zeitschriften sind die Leipziger Acta eruditorum, die Frankfurter gelehrten Zeitungen (1738—78) und die Göttinger gelehrten Anzeigen (1739—1801), die letzteren bestehen noch jetzt. Ein kürzeres Dasein hatten die Tübinger Relationes von gelehrten Neuigkeiten (her. J. J. Moser 1730 f.), Ludewigs Gelehrte Anzeigen (Halle 1729—43), die Erlanger gelehrten Anzeigen (1749 f.) und die Jenaischen gelehrten Anzeigen (1749 f.). Dazu kamen nach der Mitte des Jahrhunderts die Hallischen gelehrten Zeitungen (her. Schütz 1766—92), die Erfurter gelehrte Zeitung (1755—96—1813), die „Allgemeine deutsche Bibliothek" Nicolais (Berlin 1766 f.) und die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" (Leipzig 1757 bis 1805), sowie die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung (her. von Schütz).

Um eine Probe von dem Inhalt solcher Zeitschriften zu geben, setze ich hier einen Auszug vom ersten Stück des ersten Bandes der Allg. deutschen Bibliothek her:

II. A. v. Haller Elem. Phisiol. corp. hum.

IV. J. B. Basedows Methodischer Unterricht der Jugend.

VIII. Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande.

X. D. W. A. Tellers Lehrbuch des christlichen Glaubens.

XI. J. D. Michaelis Erklärung des Briefes an die Hebräer.

XII. C. Mollinarii de Miliarum exanthematum indole et tractatione disputatio.

XIV. J. G. Lindners lehrreicher Zeitvertreib in ovidianischen Verwandlungen.

XV. J. G. Töllners Untersuchung der Gründe, warum Gott die Offenbarung nicht mit augenscheinlicheren Beweisen versehen.
XVI. Moses Mendelsohns Abhandlung über die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften.
XVII. Henning Calvör, Hist. chron. Nachrichten von dem Maschinenwesen bei dem Bergbau im Oberharz.
XIX. T. C. Lilienthals Rettung der guten Sache der in der hl. Schrift enthaltenen göttlichen Offenbarung wider die Feinde derselben.
XXI. Ch. A. Klotzii epistolae Homericae.
XXII. J. M. Götzens Sammlung auserlesener Kanzelreden.
XXIII. Fr. Domin. Haeberlin, medii aevi analecta etc. Tom. I.

Die Rezensionen sind verhältnismäßig recht scharf gehalten, was bei der großen Sorglosigkeit, mit der damals wissenschaftliche Schriften veröffentlicht wurden, gewiß seine Berechtigung hatte. Am Schluß jedes Stückes finden sich, ähnlich wie in unserem Literarischen Centralanzeiger, „Kurze Nachrichten", in denen die unbedeutenderen nichtrezensierten Neuerscheinungen nach Fächern geordnet kurz angeführt werden. Zu jedem Band wird ein Stahlstich geliefert, der einen bedeutenden Mann darstellt, so hat Bd. 1: Ramler, Bd. 2: Spalding, Bd. 3: van Swieten, Bd. 4: Quanz usw.

IV. Im Fortgang unserer literarischen Blüteperiode entwickelte sich ein besserer literarischer Geschmack, dem die moralischen Wochenschriften als Familienzeitschriften nicht mehr genügten; an ihre Stelle traten andere nach dem Vorbilde des berühmten Londoner Speakers. Die ersten derartigen Zeitschriften, der „Leipziger Zuschauer" (1759 f.) und der „Berlinische Zuschauer" (Berlin bei Winter 1769 f.), schließen sich noch an das englische Vorbild an. Schon im Jahre 1770 erscheint eine neue Zeitschrift dieser Art in Berlin bei J. G. Bosse, die zum erstenmal Illustrationen hat. Es sind dies die „Mannigfaltigkeiten. Eine gemeinnützige Wochenschrift mit Kupfern". Ihre hauptsächlichsten Mitarbeiter sind ein Dr. Hirschel für naturwissenschaftliche, Dr. Martini für medizinische und Pastor Schröter für religiöse Artikel. Sie erscheinen ebenso wie die moralischen Wochenschriften in spärlichem Umfange, jede Woche ein Stück, das nur 2—3 Artikel enthält.

Zur Veranschaulichung ihres Inhalts stehe hier ein Auszug des ersten Bandes:

1. u. 2. Woche. Geschichte dieser Wochenschrift.
3. W. Fortsetzung. Wie das Bier wider die Säure zu schützen. Von nötiger Verbesserung der Kalender.
4. W. Allgemeine Aufmunterung zur Freude an der Betrachtung der Natur. Von der nötigen Vorsicht beym Spielzeug der Kinder. Der Tod des Christen.

6. W. Geschichte des leichtsinnigen Liebhabers in einigen Briefen.
13. W. Antwort an Herrn Commodus über die Frage: Wie man die langen Winterabende verkürzen könne.
14. W. Theodors Antwort an Herrn Heilmann von der ersten Pflege neugeborener Kinder.
25. W. Eingelaufene Briefe. Orientalische Fabeln.

Der erste Band enthält 9 Kupfer, welche darstellen: 1. Ungewittervogel. 2. Norwegische Vogeljagd. 3. Brennspiegel von Pappen. 4. Das Aruccio der Florentiner. 5. Gemsenjagd. 6. Diogenes. 7. Murmeltier. 8. Zitteraal. 9. Chinesische Fischjagd durch Vögel.

Ähnliche Zeitschriften tauchen dann nach und nach auch in den Provinzen auf; während aber die Berliner wöchentlich erscheinen, kommen diese Provinzialblätter meist nur monatlich oder gar vierteljährlich heraus, wie es dem Bedürfnis der Kleinbürger und Landleute entspricht. Einige seien angeführt: „Stettinischer Schauplatz der Vernunft und des Geschmacks" (Stettin bei J. F. Struck 1776 f.) (eine Wochenschrift ähnlich den „Mannigfaltigkeiten"), „Feierstunden. Eine Monatsschrift" (Prenzlow bei Chr. Gottfr. Ragoczy 1783 f.), „Wittenberger Wochenblatt" (1768—90—1814), „Halberstädter gemeinnützige Blätter" (1785—98), „Wandsbecker Bothe" (her. Matthias Claudius 1771—75), „Der Gemeinnützige" (Wesel 1773 f.), „Lesebibliothek" (Wesel bei Röder 1785 f.).

V. Neben diese Wochenblätter populären Charakters treten seit den 80er Jahren Monatsschriften vornehmeren Charakters, den Bedürfnissen der Gebildeten Rechnung tragend. Zu diesen gehören „Olla Potrida" (Berlin bei Wever 1778—91) (eine Vierteljahrsschrift reichen Inhalts) „Berlinische Monatsschrift" (her. v. F. Gedicke und J. E. Biester, Berlin bei Unger 1783—95), Biesters „Berliner Blätter" (1796—98) und „Neue Berlinische Monatsschrift" (1799 f. bei Nicolai), „Eunomia, Eine Zeitschrift des neunzehnten Jahrhunderts" (her. v. Feßler und Fischer, Berlin bei Maurer 1802 f.).

Es folge hier eine Übersicht des Inhalts der ersten beiden Stücke der „Berlinischen Monatsschrift":

1783 Januar.

1. Die neue Monatsschrift. Eine Allegorie von F. G.
2. Über den Ursprung der Fabel von der weißen Frau. Von Herrn Prof. Eberhard.
3. Nachtrag zu der Legende von der weißen Frau von F. G.
4. An die Thätigkeit. Eine Ode von Herrn Conrektor Moritz.
5. An den Herrn J. S. Ein Gedicht von Herrn Blum.
6. Der vorgebliche neue Messias (Rosenfeld) in Berlin von J. E. Biester.
7. Einige Nachrichten von Nürnberg. Von Herrn Fr. Nicolai.

1783 Februar.
1. Gibraltar. Eine Ode von Fr. G.
2. Bemerkungen auf einer Reise durch die Lausitz und Sachsen. Von K.
3. Die Zeit. Ein Gedicht von F. G. M.
4. Über die mit Stein, Stock und Blut zusammengesetzten Wörter. Von Herrn Hofprediger Stosch in Küstrin.
5. Parodie einer Ode des Horaz. Von G. L. S.
6. Vergleichung der Aktion des Predigers mit der des Schauspielers. Von Herrn Prediger Zöllner.
8. Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Litteratur für die übrigen Provinzen Deutschlands? Von J. E. Biester.

Von 1784 an bis 1796 ist Kant Mitarbeiter dieser Zeitschrift. Es dürfte vielleicht interessieren, seine Beiträge hier zusammengestellt zu sehen (nach Paulsens Verzeichnis in seiner Kantbiographie):

1784. Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.
— Was ist Aufklärung?
1785. Über Vulkane im Mond.
— Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks.
— Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse.
1786. Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte.
— Was heißt sich im Denken orientieren?
1791. Über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee.
1792. Vom radikalen Bösen. (Von der Berliner Zensur verboten.)
1793. Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nichts in der Praxis.
1794. Etwas über den Einfluß des Mondes auf die Witterung.
— Das Ende aller Dinge.
1796. Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie.
— Verkündigung des nahen Abschlußes eines Traktates zum ewigen Frieden in der Philosophie.

Im Anschluß hieran seien auch seine anderen in Zeitschriften veröffentlichten Aufsätze angeführt:

1754. Untersuchung der Frage: ob die Erde in ihrer Umdrehung um die Axe einige Veränderungen erlitten habe?
— Die Frage: ob die Erde veralte? physikalisch erwogen. (Beide in den Königsberger Nachrichten.)
1756. Über Erdbeben. (Drei kleine Aufsätze in den Königsberger Nachrichten aus Veranlassung des Lissaboner Erdbebens.)
1764. Versuch über die Krankheiten des Kopfes. (Königsberger Zeitung.)
1768. Von dem ersten Grund des Unterschiedes der Gegenden im Raum. (Königsberger Nachrichten.)
1776. Über das Dessauer Philanthropin. (Königsberger Zeitung.)

1785. Rezension von Herders Ideen. (Jenaer Litteraturzeitung.)
1788. Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie. (Deutscher Merkur.)

Als im Jahre 1795 Gedike (der bekannte Berliner Rektor) von der Redaktion zurücktritt, nimmt die Zeitschrift unter dem neuen Namen „Berliner Blätter" einen populäreren Ton an „angenehmer Belehrung und nützlicher Unterhaltung", wie Biester sich in dem Vorwort ausdrückt.

Von der Vierteljahrsschrift Olla Potrida führe ich, um einen Begriff ihres reichen Inhalts zu geben, die stehenden Rubriken an:

I. Gedichte. II. Dramatische Aufsätze. III. Auszüge. IV. Abhandlungen und vermischte Aufsätze. V. Naturgeschichte. VI. Ökonomie. VII. Anekdoten. VIII. Roman. IX. Biographie. X. Theatralische Nachrichten. XI. Kunstnachrichten. XII. Miszellanien (aus anderen Zeitschriften). XIII. Fragmente (aus Büchern). XIV. Pièces fugitives (französische Gedichte).

VI. Einen provinziellen Charakter tragen von den besseren Unterhaltungszeitschriften folgende:

„Brennus. Eine Zeitschrift für das nördliche Deutschland" (Berlin bei J. G. Braun). Rubrik IV „Genius des preußischen Staates" und Rubrik VIII „über die Vergnügungen Berlins" enthalten reiches kulturgeschichtliches Material aus der Provinz Brandenburg. Eine Rubrik IX berichtet über „Veränderungen und Avancements", weshalb diese Zeitschrift wohl in preußischen Beamten- und Offiziersfamilien zumeist verbreitet gewesen sein mag.

„Pommersches Archiv der Wissenschaften und des Geschmacks", her. von J. Ph. A. Hahn und G. F. Pauli. Mit Kupfern und Musikalien. (Stettin u. Anklam 1784 ff.) Eine Vierteljahrsschrift, welche eine stehende Rubrik IV „Zur Geschichte, Literatur und Statistik von Pommern" enthält.

„Oberschlesische Monatsschrift" her. von J. C. C. Loewe u. Peuker, (Grottkau. Evangel. Schulanstalt 1788 ff.), welche viel provinzielles Material enthält, wie aus folgendem Auszug erhellt:

1788 Juli.

1. Beiträge zur Charakteristik Friedrichs des Einzigen.
2. Etwas über die Sitten und Gebräuche der alten Deutschen und Slaven, ein Beitrag zur schlesischen Geschichte bis ins 10. Jahrhundert.
3. Über die Bepflanzung der Landstraßen.
4. Über Toleranz und Intoleranz.
5. Über den körperlichen Inhalt des Rinken- und Büttnerholzes.
6. Beiträge zur näheren Kenntnis Oberschlesiens.
7. Ebentheuerlicher und wahrhafter Ursprung des weltbeliebten Cu de Paris, zu Teutsch Pariser Steis.
8. Schlesischer Volkswitz.

9. Oberschlesische Volkssitte.
10. Schreiben des Marggrafen von Brandenburg, Georg Friederich, Herzog zu Liegnitz und Brieg.
11. Kleine Probe von der Theologie und Naturkunde der Grönländer, aus Cranz.
12. Ankündigung von Forstherbarien.

VII. Eine besondere Gruppe bilden einige Zeitschriften mehr gelehrter und ernsthafter als unterhaltender Art, die an unsere „Grenzboten“ und „Preußischen Jahrbücher“ erinnern. Dazu gehören: „Berlinisches Magazin der Wissenschaften und Künste.“ (Berlin bei Unger 1782 f.), eine Vierteljahrsschrift; „Denkwürdigkeiten, aufgezeichnet zur Beförderung des Edlen und Schönen“ (her. von C. P. Moritz und C. F. Pokels, Berlin bei Unger 1786 f.); „Ephemeriden der Menschheit oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik und der Gesetzgebung“ (Leipzig bei Weygand 1777—84), „Braunschweigisches Journal philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts“ (her. v. E. Chr. Trapp, Joh. Stuve, Conr. Hausinger und Joh. Heinr. Campe. Im Verlage der Schulbuchhandlung 1788 f.). Diese Zeitschriften bringen im wesentlichen 3 Rubriken: I. Abhandlungen, II. Auszüge, III. Rezensionen. Anbei ein Auszug aus den Titeln der Abhandlungen des Berlinischen Magazins.

Erster Jahrgang.

I. 1. Bayle an Shaftesbury. Shaftesbury an Bayle. (Briefe.)
2. Versuch einer Entwicklung der Ideen, welche durch die einzelnen Wörter in der Seele hervorgebracht werden.
4. Zuverlässige Nachrichten von den Einkünften und der ehemaligen Beschaffenheit der Römischen Kaiserlichen Staatsverwaltung, v. J. 1695.
5. Betrachtungen über die Vorurtheile und Irrthümer der teutschen Nazion im 16. Jahrhundert.

II. 1. Über Dialekte, besonders die griechischen, von F. Gedike.
2. Verzeichnis sämtlicher etatsmäßigen Ausgaben des Römischen Kaisers Leopold, vom Jahre 1695.
3. Gedanken über Gedächtnisübungen, v. F. G.
4. J. J. Rousseau über seinen Charakter und die wahren Beweggründe seiner ganzen Aufführung. In vier Briefen an den Herrn Malesherbes.

III. 1. Von der deutschen Konjugation. Ein Versuch zur näheren Prüfung.
2. Schlimme Seite Heinrichs des Vierten, von Prof. Schummel in Liegnitz.
3. Ausführliche Nachricht von den Salzwerken in den Königreichen Galizien und Lodomirien.
4. Übersicht der Geschichte Ludwigs d. XV. aus den fastes de Louis XV.
5. Über den Enthusiasmus.

IV. 1. Historische Nachrichten von den Beiträgen der Altmärkischen Städte zur Contribution, und von den daraus herrührenden Städtischen Schulden.

5. Versuch über die Ähnlichkeit der slavischen Sprache mit der Sprache der Bewohner des alten Latiums.
7. Neue Methode, auf den Land- und Seecharten die Höhen und Bildungen des Bodens auszudrükken.

Zweiter Jahrgang.

I. 1. Versuch, die Grundsätze des Differential- und Integralkalkuls vorzutragen, ohne die Begriffe von den unendlich kleinen Größen hineinzubringen. Von H. W. J. von Stamford, Hauptmann beym Königl. Preuß. Ingenieurkorps.

VIII. Der Siebenjährige Krieg und der amerikanische Freiheitskrieg haben nicht nur der deutschen Literatur bedeutende Anregung gegeben, sondern auch das historische Interesse der Deutschen neu belebt. So war es möglich, daß historische Werke wie Herders „Ideen", Schillers „Dreißigjähriger Krieg" und „Abfall der Niederlande" in weiten Kreisen lebhaft begrüßt wurden, daß der Buchhändler Göschen es sogar wagte, einen historischen Kalender für Damen herauszugeben. So ist es denn nicht zu verwundern, daß auch einige historische Zeitschriften populärer Art auftauchten. Der Schwabe Wekhrlin gab 1779 die „Chronologen. Ein periodisches Werk" heraus (Frankfurt und Leipzig. In der Felßeckerischen Buchhandlung), derselbe 1780 die „Hieroglyphen" (Berlin bei F. W. Birnstiel). „Der Zweck derselben", wie es im Vorbericht zu den Chronologen heißt, „ist blos historisch, denkwürdige Geschichtsfälle mit einem Raisonnement begleitet, historische Diskurse, Rezensionen aus der neusten Geschichte u. a." Hier ein Überblick über den Inhalt des ersten Bandes:

1. Philosophische Karte Europens. Darunter Vorbeygehende Untersuchung, ob die Sitten des heutigen Jahrhunderts besser seyn, als die vorigen.
2. Eduard Wortley.
3. Vom deutschen Genius. Eine Ironie über das heutige Theaterfieber und die Suffisance unserer jungen Autoren.
6. Das Abentheur des Lord Suffolk.
7. Über das Projekt, die Juden in Deutschland zu naturalisieren.
8. Von den Menschenschulen, Philanthropinen genannt und ihren Urhebern.
9. Zur Litteraturgeschichte.
10. Erfindungen im Jahre 1778.
11. Von den Schwaben (deutschen Kolons) in Hungern.
12. Claus Narren Sittensprüche. Zur Kritik über den Einfall, die ehemaligen Narren an den Höfen für Philosophen auszugeben.
14. Auf den Tod Voltaires. (Parodie nach Vergil.)

Ein anderes Gebiet des Wissens pflegt die Zeitschrift „Litteratur- und Völkerkunde" (1782—91 her. von dem Verfasser des „siebenjährigen Krieges", dem ehemaligen preußischen Artilleriehauptmann Archenholtz).

IX. Wir kommen nun zu Unterhaltungszeitschriften in höherem Sinn, den ästhetisch-literarischen Zeitschriften unserer Klassiker. Mehrmals halfen solche Zeitschriften, so kurzlebig sie auch manchmal waren, einer neuen Richtung in der Literatur zur Anerkennung und Geltung. So z. B. schon Gottscheds „Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Historie und Beredsamkeit" (1732—44), die „Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" (sog. Bremer Beyträge 1744—55), die die ersten drei Gesänge von Klopstocks Messias brachten; ferner Nicolais „Briefe, die Neuste Litteratur betreffend" (1759—65), deren bester Teil von Lessing stammt, Boies „Deutsches Museum" (1776—91), das Organ des Hainbundes; später Friedrich Schlegels „Athenäum" (Berlin 1798—1800), welches der erste Sammelplatz der Romantiker war. Andere literarische Zeitschriften dienten Dichtern, die schon in Ansehen standen, als Ablagerungsstätte von Nebenprodukten ihres Geistes; dahin gehören z. B. Wielands „Deutscher Merkur", Schillers „Thalia" (1785—93) und „Horen" (1795—97), Goethes „Propyläen" (1798—1800) und Herders „Adrastea" (1801—03).

Eine der besten dieser Zeitschriften war Wielands „Deutscher Merkur" (Weimar 1773 f.), von dessen Inhalt folgender Auszug einen Begriff geben soll:

Erster Band. I. Vorrede.
1. Flüchtige Poesien. Epilog des Herausg. zu denselben.
2. Briefe über das teutsche Singspiel Alceste.
3. Charmides und Theone. Von Georg Jacobi.
4. Rezension des Almanach des Muses de 1773.

II. 1. Betrachtung über die Herderische Erklärung der Tierischen Kunstfertigkeiten und Kunsttriebe. W. S. J.
3. Über die Widersprüche in der menschlichen Natur.
4. Beurtheilung der Poetischen Blumenlese in dem Göttingischen Musenalmanach 1773.
5. Vermischte Litterarische Nachrichten aus Frankreich.

III. 4. Beurteilung einer Akademischen Schrift des Herrn Reynolds, Vorstehers der Malerakademie in London.
6. Theatralische Nachrichten. Weimar.
7. Politische Nachrichten.
8. Avertissements.

Zweiter Band. I. Der Herausgeber an das Teutsche Publikum.
2. Die Nachtfeyer der Venus, eine Kantate nach dem Lateinischen des Katull. B—r.
3. Beyträge zur Geschichte der Menschheit, aus den Annalen der Teutschen.
4. Beurtheilung des Leipziger Musenalmanachs 1773.
5. Briefe an eine junge Dame. W. S. J.

6. Beurtheilung des deutschen Original-Romans, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.
7. Herr Prof. Ebert in Braunschweig an den Herausgeber des Merkur.
8. Recension des Englischen Buches, Naturgeschichte des Theebaums.

II. 1. Das sittliche Vergnügen.
2. Alexander und Kampaspe, aus dem Französischen des Herrn Noverre.
4. Aspasia, eine Griechische Erzählung in Versen.
6. Kritische Nachrichten vom gegenwärtigen Zustande des Teutschen Parnasses I.
7. Zusätze des Herausgebers zu dem vorstehenden Artikel. (1. Das Institut der Blumenlesen. 2. Die immer ekleren Leser. 3. Unter unsern Großen ist kein Alexander und kein Richelieu. 4. Der Eifer, unserer Dichtkunst einen Nationalcharakter zu geben.)

III. 4. Schreiben aus D. . . an einen Freund in London über den gegenwärtigen Zustand der Historischen Litteratur in Deutschland.

Dritter Band.

I. 2. Die Wahl des Herkules. Ein musikalisches Drama.
5. Der Geist Shakespeares.
7. Scipio. Ein heroisches Ballet.

III. 2. Ase-Neitha, eine orientalische Erzählung.
3. Merkur oder die Gastmahle. Ein Göttergespräch von J. G. Jacobi.
5. Über das Schauspiel, Götze von Berlichingen.

Fünfter Band. I. 2. Die Abderiten, eine sehr wahrscheinliche Geschichte.

Die vornehmste literarische Zeitschrift unserer Klassikerzeit, die keinerlei Zugeständnisse an die Denkbequemlichkeit der Leser machte und deshalb auch nicht lange hat bestehen können, sind Schillers „Horen" (Tübingen bei Cotta 1795—97). Sie enthält fast nur Stücke gediegenster und schwerster Art, deren Verfasser abwechselnd die drei größten literarischen Zeitgenossen Schiller, Goethe, Herder sind. Der Inhalt der sechs Stücke der Horen sei hier vollständig angegeben:

I. 1. Epistel.
2. Briefe über die aesthetische Erziehung des Menschen.
3. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter.
4. Über die Belebung und Erhöhung des reinen Interesses für Wahrheit.

II. 1. Unterhaltungen . . (Fortsetzung).
2. Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst.
3. Briefe über die aesthetische Erziehung . . (F.).
4. Epistel.
5. Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur.

III. 1. Das eigene Schicksal.
2. Dantes Hölle.
3. Entzückung de las Casas, oder Quellen der Seelen Ruhe.
4. Über die männliche und weibliche Form.

IV. 1. Dantes Hölle. (Fortsetzung.)
2. Über die männliche . . (F.).
3. Unterhaltungen . . (F.).
4. Merkwürdige Belagerung der Stadt Antwerpen i. d. Jahren 1584—85.

V. 1. Belagerung von Antwerpen (F.).
2 Beitrag zur Geschichte des französischen Nationalcharakters.
3. Litterarischer Sanscülottismus.
4. Das Spiel in strengster Bedeutung.
5. Über Charakterdarstellung in der Musik.
6. Kunstschulen.
7. Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius. Eine Erzählung.
8. Weihe der Schönheit.
9. Sängerlohn.

VI. 1. Elegieen.
2. Die schmelzende Schönheit (Fortsetzung der Briefe über aesthetische Erziehung).

X. Wie in der Blütezeit unseres Klassizismus die Frauen in der Literatur eine Rolle zu spielen anfangen, so gab es auch besondere literarische Zeitschriften für Frauenzimmer. Sie setzten weniger gelehrte Kenntnisse voraus nnd suchten die allgemeine Bildung der Frauen zu ergänzen. Derartige Zeitschriften waren z. B. Euphrosyne, Vesta, Pallas; die berühmteste Iris, her. von J. G. Jacobi (Düsseldorf 1774, später Berlin bei Haude und Spener). Von ihrem Inhalte folge hier eine kurze Übersicht:

Erster Band. I. 1. Von der poetischen Wahrheit. 2. Götterlehre. 3. Leben des Tasso. 4. An ein sterbendes Kind.

II. 1. Leben des Tasso. 2. Über die Elegie. 3. Hebe. 4. Aspasia an einen schönen Jüngling am Tage seiner Geburt. 5. Venus. 6. An den Abendstern. 7. Eine Anekdote.

III. 1. Erziehung der Töchter. 2. Armida. 3. Frauenzimmerbibliothek. 4. Anzeigen neuer Bücher (z. B. Werthers Leiden). 5. Der Wilde, eine Anekdote. 6. An Chloe. 7. Politik.

Zweiter Band. I. Von der figürlichen Schreibart. III. Erwin und Elmire, eine Operette.

Siebenter Band. I. An Wieland — ein Gedicht von Lenz. II. 1. Fingal, aus dem Englischen des Ossian. 2. Weltgeschichte für Frauenzimmer von Herrn Schlosser (in Fortsetzungen). III. 1. Hochzeitslied von Herrn Jacobi nebst dazu gesetzter Melodie. 2. Über das Lied (Fortsetzung).

XI. Das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, in welchem die deutsche klassische Literatur ihren Höhepunkt erreichte, ist zugleich die Zeit bedeutsamer politischer Wandlungen im Nachbarlande Frankreich. Kein Wunder deshalb, wenn auch in Deutschland das politische Interesse von neuem erwachte und sich in der Begründung politischer Zeitschriften

ausdrückte. Zwar gab es früher schon Zeitschriften, die die Angelegenheiten der Stadt oder des Staates behandelten, wie Schubarts „Deutsche Chronik" (Augsburg 1774—77) und die „Hamburgischen Freywilligen Beyträge" (sog. „Schwarze Zeitung" 1772—78), aber erst als die französische Revolution die Gemüter erregt hatte, konnte es zu eigentlichen politischen Oppositions- und Parteiblättern kommen. Das erste derartige Blatt (immer noch Monatsblatt) ist das gegen die Wöllnerische Regierung kämpfende „Berlinische Journal für Aufklärung" (her. v. G. N. Fischer und A. Riem 1788 f). Hier eine Übersicht seines Inhalts:

Erster Band. I. (Oktober 1788). 1. Huldigung. An die Wahrheit, ein Hymnus von G. N. Fischer. 2. An Damon. Von Herrn Canonicus Gleim. 3. Martials 47 Epigramme des 10. Buches, von Herrn K. S. Klamer Schmidt. 4. Was ist Aufklärung? Von G. N. Fischer. 5. Wie weit erstreckt sich die Macht der weltlichen Obrigkeit in Glaubenssachen? Eine Abhandlung Dr. M. Luthers. 6. Skizze einer Geschichte der Aufklärung von der Reformation an bis auf Kant. 7. Aussichten. Von Herrn Canonicus Gleim.

Fünfter Band. I. (März 1790). 1. An Gleim. 3. Der Hausherr, der Hund und die Katze. Nach Dorat von Pfeffel. 4. Von Auferziehung der Seidenwürmer. Von de Wailly.

II. 1. Gründlicher und vollständiger Unterricht von den unentbehrlichen Eigenschaften einer guten Ehefrau. 2. Über Religion und Theologie. 4. Über Wahrheit. 5. Skizze einer Geschichte der Moral.

Siebenter Band. II. (November 1791). 2. Baco und Kant. Von S. Maimon. 5. Über die Begriffe der Franzosen von Ehre, Ruhm, Tugend, Bürger . . .

III. 4. Über Religionsunterricht, inwiefern er Sache des Staates ist.

Eine schon demokratisch anmutende Zeitschrift, die deshalb auch im Ausland verlegt wurde (oder verlegt zu werden vorgab?) ist die politisch-satirische „Das neue graue Ungeheuer, herausgegeben von einem Freunde der Menschheit" (Upsala bey Gustav Erichson 1797). Dazu erschien als Beylage der „Neue Niedersächsische Merkur". Vom Inhalt beider Blätter hier eine Übersicht:

Neue graue Ungeheuer IX. 1. An das scheidende Jahrhundert (Ottaverime). 2. Rebmannia: a) Beantwortung und Prüfung der von den Churfürstl. Mainzischen Provinzial Criminal-Gerichten zu Erfurt gegen mich erlassene sog. Ediktal-Citation, von G. F. Rebmann. b) Vollständige Geschichte meiner Verfolgungen und meiner Leiden. Ein Beytrag zur Geschichte der deutschen Aristokratien, nebst Thatsachen zur Regierung des jetzigen Churfürsten von Maynz und politischen Wahrheiten. 3. Einfälle bei Durchlesung der neuen französischen Constitution. 4. Wetterglas des Glaubens aus den hinterlassenen Papieren des braven Just an seinen Vetter Tobias Leberecht. 5. Fragment eines Dialogs aus der Hölle. 6. Ein paar Worte über den Hessendarmstädtischen Regierungs-Direktor

von Grolmann zu Gießen und dessen Schmähschrift im zweiten Bande des fünften Stückes des berüchtigten delatorischen Journals Eudämonia. (Hamburg, im Oktober 1796 Dr. Graineisen.) 7. Stimme eines Kosmopoliten in der Wüsten. (Toleranz, Volksvermehrung, Gesetzgebung.) 8. Das neue Karthago. (London.)

N. N. M. Erstes Heft 1797. Statt einer Vorrede.

1. An Knigges Geist. (Gedicht.)
2. Auszug eines Schreibens aus Lübeck den dasigen Aufstand der Soldaten betreffend.
3. Kommentar über Kants ewigen Frieden.
4. Ehre dem Ehre gebühret. (Hamburgs Politik.)
5. Was wird das alles auf Deutschland wirken?
   Von der Schwere einiger fürstlicher Personen.
6. Giebt es Demokraten?
7. Etwas zur Beherzigung für Obrigkeiten.
8. Die beste Welt. (Gedicht.)
9. Unsinniges Urtheil einer Juristenfakultät in Deutschland.
   Anfragen. Beyspiel einer edlen Rache. Litterarischer Widerspruch. Der Reichsapfel.
10. Lied französischer Soldaten, bey dem Begräbnisse ihres Generals.
11. Moralische Erzählungen für große Kinder.
12. Fortsetzung von 3.
13. Gemälde der englischen Regierung.
14. Auszug eines Schreibens aus Sachsen.
15. Sieg- und Friedenslied der Jourdanschen Armee.
16. Noch ist kein Friede, muß aber bald kommen.
18. Rüge der neumodischen Kleidertracht der Damen.
19. Zuruf eines Deutschen an Europens Fürsten und seine Mitbürger. (Bündnis mit Frankreich.)
20. Deutsches Freyheitslied.
21. Gemälde russischer Regierung.
22. Pluto, Charon, Merkurius, Fürst und Professor. Eine Szene aus der Unterwelt, am Ufer des Cocytus.
23. Wie kommt es, daß bei uns Deutschen kein Patriotismus anzutreffen ist?
24. Ludwigs Hinrichtung ist eine reichhaltige Quelle zu philosophischen Betrachtungen.
25. Ein paar Worte über den deutschen Adel.
26. Über Juden. Bei Gelegenheit der holländischen Beschlüsse.

Im Gegensatz zu diesen Blättern steht das konservative „Patriotische Archiv für Deutschland. Der Gottheit — den Fürsten — dem Vaterlande gewidmet von Sam. Chr. Wagener“. (Selbstverlag. Commission bey Fr. Maurer zu Berlin 1799.) Zu den bedeutendsten Mitarbeitern des

Blattes gehören E. v. Rochow (auf Rekahn), Garve und Hanstein. Die Rubriken der Zeitschrift sind:

1. Patriotische Belehrungen.	5. Patriotische Gedichte.
2. " Vorschläge.	6. " Stiftungen.
3. " Charakterzüge.	7. " Rügen.
4. " Litteratur.	8. Abgebrochene patriotische Äußerungen.

XII. Im Anfang des neuen Jahrhunderts beginnen auch bald größere und schon modern anmutende Zeitungen unterhaltender Art zu erscheinen. Umfangreicher und von umfassenderem Inhalt, weisen sie auch durch ihr öfteres Erscheinen auf das bewegtere Leben der Zeit hin. Als Vorläufer derselben, was die Reichhaltigkeit des Stoffes betrifft, können schon Göckingks „Journal von und für Deutschland" (Ellrich 1784—92) und die Berliner Monatsschrift „Brennus" (s. unter VI) angesehen werden, aber öfter als einmal wöchentlich erscheinende Zeitungen sind erst: die „Zeitung für die elegante Welt" (Leipzig bei G. Voß 1800 f.) und „Der Freimüthige, oder Berlinische Zeitung für gebildete unbefangene Leser. Mit Kupfern und Musikblättern". (Her. von A. v. Kotzebue, Berlin bei Sanders 1803, von 1804 an unter Redaktion von Kotzebue und Merkel im Verlag von H. Fröhlich.) Beide Zeitungen erschienen wöchentlich dreimal im Umfang von $^1/_2$ Bogen in Großquart. Ihr Inhalt zerfällt in folgende Rubriken (die aber nicht sämtlich in jeder Nummer vertreten sind):

I. Charakteristik von Ländern und Städten. II. III. IV. Abhandlungen. Vermischte Aufsätze. Miszellen. V. Theater: A. größere Aufsätze, B. Theater-Notizen. VI. Schöne Litteratur. VII. Vermischte Schriften. VIII. Warnungstafeln (vor schlechten Büchern). IX. Vademecum aus der neuesten Litteratur. X. Litterarische Notizen. XI. Ausländische Litteratur. XII. Kunstnotizen. XIII. Musiknotizen. XIV. Ungedruckte Briefe von berühmten Personen. XV. Edle Handlungen, Wohlthätige Anstalten, Aufsätze, die dahin einschlagen. XVI. Charakteristik, Skizzen und Anekdoten von Personen. XVII. Feste und Feierlichkeiten. XVIII. Preisaufgaben. XIX. Moden. XX. Gedichte. XXI. Anekdoten. XXII. Vermischte Notizen.

Die hier gegebene Übersicht läßt gewiß manche wichtige Zeitschrift (besonders Süddeutschlands) vermissen. Aber auch schon so bekommen wir einen Begriff von der Fülle und Mannigfaltigkeit der Zeitschriften allgemeinbildender Art, die das Zeitalter unserer Klassiker hervorgebracht hat. Wenn ich nicht irre, wird unsere Zeit nicht so viel Zeitschriften allgemeinbildender Art aufweisen können. Allerdings muß man dabei bedenken, daß die Klassikerzeit weder Tageszeitungen noch Fachzeitschriften kannte. Für die Bildung des einzelnen war das unbedingt ein Vorteil: er hatte in einer guten Zeitschrift etwas Ganzes, Originales und gut Ausgearbeitetes;

er las es in Ruhe von Anfang zum Ende durch und verarbeitete es innerlich. Wir Menschen des 20. Jahrhunderts dagegen sind durch die Tageszeitungen an das Viel- und Oberflächlichlesen gewöhnt worden; anderseits wird durch die Fachzeitschriften die Zerstückelung der wissenschaftlichen Bildung gefördert. Allgemeinbildende Zeitschriften aber vermögen sich ohne Bilderbeigaben kaum noch zu halten.

„So weit wären wir."

Von Gymnasiallehrer **R. Blümel** in Münnerstadt (Unterfranken).

In einer Reihe von Fällen treten im Neuhochdeutschen der Konj. Imperf. und der Konj. Plusquamperf. auf, wo sie gar nicht berechtigt zu sein scheinen; so z. B., wenn ausgesprochen werden soll, daß ein Ziel oder Resultat erreicht ist. Man sagt: „Das wäre abgemacht." „Damit wären wir jetzt fertig." „Da wären wir nun."

Vielfach hat man diese Konjunktive als „Potentiales" bezeichnet; sie sollten sich erklären lassen als ein Mittel, um die Behauptung zu mildern oder als bescheiden hinzustellen. So sagt Wunderlich in seinem Deutschen Satzbau I 363: „Andererseits nimmt dieser Potentialis von der Höflichkeitsform des Wunsches (vgl. S. 321) jenen Mangel an Bestimmtheit an, der namentlich der Meinungsäußerung eine gewisse Zurückhaltung und den Schein der Bescheidenheit verleiht"; dann ebd. S. 364. „Wie dieser Potentialis sodann in die Aussageform eindringt, in der das Schlußergebnis einer Reihe von Handlungen oder Berechnungen gezogen wird, ist in der Literatur viel erörtert worden . . ." Vgl. „Ich glaube, meine Herren, damit wäre in starken, großen Umrissen genug von unserem Aufenthalt in Wien gesagt", Frankfurter Nationalversammlung S. 841. Welcher Anschauung Wunderlich ist, zeigt sich gerade in diesem ersten Beispiel deutlich, in dem besonderes Gewicht gelegt ist auf das (schon im Werke) gesperrt gedruckte „glaube".

Diese Ansicht ist entschieden zu verwerfen. Was man gewöhnlich „Potentialis" nennt, hat seinen Ursprung nicht in der Bescheidenheit oder Höflichkeit des Sprechenden, drückt auch an und für sich keine „Unbestimmtheit", keine „Möglichkeit" aus, sondern ist ein Anzeichen dafür, daß der Inhalt des Satzes rein gedacht sei, ohne Beziehung auf die Wirklichkeit. Das Bescheidene, Unbestimmte ist etwas Sekundäres. (Ich wende mich hier natürlich nicht gegen Wunderlich, sondern gegen die bekannte, weit verbreitete Anschauung vom „Potentialis".)

Anders verhält es sich mit dem „Irrealis“. Der Irrealis hat eine Beziehung zur Wirklichkeit, indem er ausdrückt, daß etwas in Wirklichkeit nicht ist oder nicht eingetreten ist, was unter anderen Umständen sein oder eingetreten sein könnte. Oft wird auch angegeben, was (nach der Meinung des Sprechenden) die Nichtwirklichkeit, das Nichteintreten bedingt oder verursacht; das kann auf verschiedene Weise geschehen, durch einen Satz mit „wenn“, einen Satz in der Form eines Fragesatzes, einen Satz in der Form eines „Behauptungssatzes“, eingeleitet mit aber (das ist für die hier behandelte Frage wichtig); durch einen Wunschsatz oder Behauptungssatz, auf die gewisse Wörter, wie „dann“ oder „sonst“ im Irrealsatze Bezug nehmen.

„Wenn ich nicht den Zug verfehlt hätte, so wäre ich zu dir gekommen.“ „Hätte ich nicht den Zug verfehlt, so wäre ich zeitiger dagewesen.“ „Ich wäre schon gekommen, aber ich habe den Zug verfehlt.“ „Ich wäre schon gekommen, hätte ich nur nicht den Zug verfehlt!“ „Ich habe (leider) den Zug verfehlt, sonst wäre ich schon gekommen.“

Dieser andere Gedanke, der die Beziehung zur Wirklichkeit enthält, muß durchaus nicht immer sprachlichen Ausdruck finden, ohne daß aber deswegen die Bedeutung des Irrealis modifiziert zu werden braucht. Sagt z. B. ein Kranker zu dem ihn besuchenden Freunde: „Ich ginge heute ganz gerne mit dir in die Abendgesellschaft“, so ist der hindernde Grund aus der Situation zu ersehen.

Es gibt ja Übergangsstufen von Irrealis und Potentialis — Wunderlich faßt beide unter dem weiteren Begriff „Potentialis“ — indem der Gegensatz von Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit stärker hervortreten oder schwächer sein kann.

Der Irrealis kann aber auch durch Kontamination und dadurch, daß dann andere Bedeutungselemente die Oberhand gewinnen, sehr stark modifiziert werden, so daß etwas ganz anderes entsteht als der „Potentialis“. Die Form des Irrealis wird dann der Ausdruck hauptsächlich für die neu hinzugekommenen Bedeutungselemente, während die ursprüngliche, „irreale“ Bedeutung schwindet.

Der Konjunktiv, den ich im Auge habe, läßt sich nun durch eine ziemlich lange Reihe von Zwischenstufen, die wohl noch alle vorhanden sind, auf einen echten Irrealis zurückführen.

Hat jemand am Ende eines Arbeitstages eine unangenehme Arbeit zu erledigen, so kann er in dem Augenblicke, wo alles übrige erledigt ist, zu sich sagen: „Jetzt wäre ich fertig (wenn nur nicht die unangenehme Arbeit noch zu tun wäre).“ Hier ist der Gedanke der: „das Ganze, das eigentliche Resultat ist nicht erreicht“; der Irrealis ist hier berechtigt.

Hat der oben erwähnte Mann die ihm unangenehme Arbeit auf den anderen Tag verschoben, so kann er ebenfalls sprechen: „Jetzt wäre ich fertig.“ Das kann hier aber zweierlei bedeuten: 1. meine Arbeit ist nicht ganz getan, einen Teil der heutigen Arbeit habe ich morgen noch zu erledigen; in diesem Falle ist der Irrealis wohl ebensosehr berechtigt als im ersten Falle. Oder 2. für heute habe ich meine Arbeit teilweise vollendet und höre jetzt auf; morgen aber muß ich noch etwas Unangenehmes aufarbeiten, das ich auf morgen verschiebe (verschoben habe). Das Gefühl: das Ganze ist noch nicht vollendet, ist hier vielleicht schon verdrängt durch ein anderes „Ein Teil ist vollendet“. (Diese beiden Gefühle können ja in ein und demselben Falle auftreten.) Findet nun das Gefühl: „Ein Teil ist vollendet“ keinen sprachlichen Ausdruck, so ist der Irrealis, der wohl von den Fällen ausgeht, wo beide Gefühle miteinander kämpfen, scheinbar vollständig berechtigt (also wenn der Betreffende sagt: „Jetzt wäre ich fertig“); findet aber dies Gefühl seinen Ausdruck in dem Satze „Für heute wären wir fertig“, so ist der Irrealis eigentlich nicht mehr recht am Platze. Indem zwei Gedanken: „ich bin mit dem heutigen Pensum fertig“ und „morgen muß die Arbeit vollendet werden“ in einem Satz aufgehen und dabei der Irrealis verwendet wird, der wohl zum zweiten, aber nicht zum ersten Gedanken paßt, entsteht eine Kontamination[1]), bedingt auch durch das Muster eines älteren Satzes, in welchem der Irrealis berechtigt ist.

Ebenfalls berechtigt ist der Irrealis, wenn ein Vater zu seinem Sohne sagt: „Deine Schrift wäre ganz anständig (schön), wenn nur der abscheuliche Schlußschnörkel fehlte“, besonders dann, wenn „ganz“ betont ist.

Etwas anders verhält es sich schon, wenn der Vater sagt: „Deine Schrift wäre schön, wenn nur der abscheuliche Schlußschnörkel fehlte.“ Unbedingt schön kann man die Schrift nicht nennen, daher ist der Irrealis auch hier berechtigt; man kann sie aber auch bis zu einem gewissen Grade als schön bezeichnen; daher kann man auch hier den Indikativ setzen — allerdings mit einer gewissen Einschränkung. „Deine Schrift ist im allgemeinen schön; wenn nur . . .“)

Es läßt sich nicht immer ausmachen, ob jedesmal in ähnlichen Fällen der Gedanke: das Ganze ist nicht vollendet, ausgeschaltet ist oder ob er auch noch vorhanden ist und in welcher Stärke.

Die Entwickelung geht aber noch weiter. Der (vollendete) Teil kann in dem (nicht vollendeten) Ganzen eine gewisse Selbständigkeit einnehmen; diese Selbständigkeit ist mannigfach abgestuft. Es ist ein

1) Die „unlogischen“ Irreales lassen sich wohl alle durch Annahme von Kontaminationen erklären.

großer Unterschied, ob z. B. ein Dichter eine Szene, einen Akt oder einen Teil einer Trilogie vollendet hat; es kommt auch auf die Stellung an, die z. B. die Szene einnimmt, ob sie mehr nebensächlich ist oder ob von ihr sehr viel abhängt. Es handelt sich auch um die jeweilige Stimmung, nicht zum mindesten um den Charakter des Arbeitenden, ob ihm das Geleistete als wichtig für das Ganze erscheinen soll oder nicht. In demselben Maße, als der vollendete Teil eine geringere oder größere Selbständigkeit gegenüber dem (unvollendeten) Ganzen besitzt, ist das Gefühl: „Nur ein Teil ist vollendet" stärker oder schwächer. Schließlich kann das Gefühl, daß nur ein Teil geleistet sei, ganz verblassen; es kann ja sehr oft etwas als Teil oder als Ganzes bezeichnet werden, je nach dem Standpunkt des Beurteilers. Immerhin aber — auch das ist wichtig — kann noch das dunkle Gefühl vorhanden sein: Es ist späterhin noch etwas zu leisten, was mit dem bisher Geleisteten in Beziehung steht; es ist noch das Gefühl von einem Kontrast oder einer Einschränkung da. Dieses Gefühl rechtfertigt (vom naiven Sprachbewußtsein aus) den Irrealis bis zu einem gewissen Grade.

Ein sehr großer Teil der hierher gehörigen Konjunktive steht auf dieser Stufe. Äußerlich sind die „irrealen" Konjunktive dieser Stufe meistens erkenntlich durch ein Wort, das auf die Situation hinweist und dadurch wenigstens bis zu einem gewissen Grade einen Gegensatz zu einer zu erwartenden anderen Situation ausdrücken kann, denn diese Wörter sind meistens stark betont. (Meist psychologische Prädikate.) „So weit wären wir (wären wir nur auch schon an unserem Hauptziele![1])" „So, den Berg hätten wir erstiegen (aber der beschwerliche Abstieg steht uns noch bevor)." „Den einen Verbrecher hätten wir erwischt. (Wo steckt denn nur der andere? oder: Hätten wir nur den anderen auch schon!)"

Nun kann unter gewissen Umständen auch das Gefühl, daß irgend etwas in einem unangenehmen Gegensatz zum bisher Geleisteten steht, vollständig verdunkelt werden und dementsprechend „irreale" Konjunktive gebildet werden in Sätzen, die gar keine gegensätzliche Beziehung zu irgendwelchem Gedanken haben.

Ganz rein wird sich diese Form wohl selten finden. Denn wenigstens äußerlich ist in den meisten Fällen eine gewisse Einschränkung beigegeben. So wenn Hebbel sagt: Die feierlichsten Zeremonien der katholischen Kirche hätte ich nun auch gesehen, ist die Einschränkung in dem Worte „feierlichsten"; wenn man sagt: Das hätten wir wieder sehr gut gemacht, so ist die Ein-

---

1) Ich betone, daß ich dieses Beispiel Behaghel verdanke ... Aus der Anführung dieses Beispiels ergibt sich, daß Behaghel die Frage im Kern richtig erfaßt hat.

schränkung freilich meist nur scheinbar, sie weist aber deutlich darauf hin, daß die Betonung des Wortes das (natürlich auch die Funktion des Wortes das) im Satzgefüge auch in Sätzen gebildet wurde, wo die Beziehung zu einem Gegensatze einigermaßen deutlich hervortrat, etwa wenn ein armer Pechvogel, dem fast alles mißlungen war, sein zweites gelungenes Werk vollendet hatte.

Ziemlich rein ist die Form vielleicht in folgendem Falle: Ein Geograph will, nachdem er fast alle wichtigen Berge eines Landstriches bestiegen hat, auch den gefährlichsten besteigen, er hat nie mehr Aussicht, in dieses Land zu kommen. Ist ihm die Ersteigung gelungen, so kann er sagen: Den Berg Z hätte ich nun auch erstiegen. Aber auch hier ist zu bedenken, daß er nach Ersteigung des Berges X sagen konnte: Den Berg X hätte ich jetzt auch erstiegen (aber Y und Z muß ich noch erklimmen). Also auch hier ist die Bildung nach einem vorliegenden Muster und gleichzeitig die Fortbildung des Typus klar. Vgl. auch den Unterschied: das wäre abgemacht; das wäre abgemacht (das betonte Wort ist jeweils psychologisches Prädikat, der erste Satz ist der altertümlichere).

Ist nun in Sätzen, wie Das wäre abgemacht, Den Berg Z hätte ich nun auch bestiegen der Irrealis gleich dem Indikativ? Gelegentlich können vielleicht Berührungen, Verwechselungen vorkommen, gewöhnlich aber sind diese Konjunktive mit der anderen Masse der ähnlichen Irreales verknüpft, und zwar noch durch einen weiteren oben schon angedeuteten Umstand. Alle diese genannten Konjunktivtypen hält ein starkes Gefühl (der Teilnahme) des Interesses zusammen. Dieses Gefühl ist durchaus nicht immer das gleiche. In demselben Maße, wie der Gedanke „Ich bin nicht fertig" zurücktritt, gewinnt das Gefühl der Befriedigung an Stärke, während das Gefühl der Bitterkeit verschwindet. Oft ist es bloßes Interesse oder Anteilnahme. Doch kann nicht in allen Fällen, wo Interesse vorliegt, auch der Irrealis gebraucht werden; z. B. nicht bei Zorn oder Trauer allein.

Wenn jemand sagt: „Das wäre also alles umsonst", so liegt auch ein Zustand vor, sowie ein Gefühl des Interesses. Nebenher geht der Gedanke: „Dem Unheil kann ich doch noch steuern."

Dieses Gefühl, meist verbunden mit einem Rückblick auf die unmittelbar vorliegende Situation, das sich durch die Wörter „so", „also", „nun" („So, jetzt wäre die Sache erledigt") äußert, ist ein Hauptunterscheidungsmerkmal, das diesen Irrealis deutlich vom Indikativ trennt. Man sagt z. B. „Den Berg hätten wir erklommen"; aber „Das war eine Schinderei!" Die Plage ist endgültig vorüber; man will nichts mehr davon wissen. Vgl. Wunderlich a. a. O. I 364. „Bis dahin ist blutwenig geschehen", gegenüber dem vorhergehenden Konjunktive! Hier fehlt die Anteilnahme. Ferner

wird der Irrealis bloß dann gebraucht, wenn ich unmittelbar aus der Situation heraus spreche oder unmittelbar aus einer nachträglichen Vorstellung, Vergegenwärtigung der Situation heraus. Ein Redner kann nicht in einer Aufzählung seiner Verdienste plötzlich sagen: „Auch die Dämpfung jenes Aufstandes wäre (ist!) mein Verdienst“; dagegen, wenn er den Aufstand, die von ihm entfaltete Tätigkeit geschildert hat, kann er zum Schlusse sagen: „Das alles also wäre mein Verdienst.“ Weil jedoch die Situation hier nicht mehr ebenso frisch nachwirkt, ist auch hier ist am Platze.

Ich habe zunächst fast nur von Sätzen gesprochen, wo vom Erzielen eines Resultates die Rede war, nur aus dem Grunde, weil sich hier die Entwickelung besonders deutlich zeigen läßt.

Mit den oben genannten Fällen berühren sich auch solche, wo das Geraten in einen Zustand, mit diesen andere Fälle, wo das Verharren in einem Zustand oder Tun den Hauptinhalt des Satzes bildet. (Ich will damit durchaus nicht sagen, daß die Fälle die altertümlicheren seien, wo von einem Resultat die Rede ist.)

Das Geraten in einen Zustand kann ja gewünscht sein, zur Erreichung des Zustandes kann ein gewisses Maß von Arbeit geleistet worden sein; es ist auch möglich, daß man zur Erreichung des Zustandes nichts getan hat, ja, daß man ihn nicht erwünscht, ja sogar, daß man dem Eintritt desselben entgegenarbeitete. Daher: Jetzt wären wir so weit. Auch hier ist auszugehen von Fällen, wo der Irrealis echt war, z. B. von Beispielen wie oben „Deine Schrift wäre schön“; dann von solchen, wo nur ein Gegensatz vorliegt, Den Kerl hätten wir, So weit wären wir. (Auch wenn man nicht hingewollt hat! Da säßen wir in einer schönen Patsche!) Das Gefühl des Interesses, der Anteilnahme ist im letzteren Falle Ironie. „Den Kerl hätten wir“ bedeutet etwas Ähnliches wie „Den Kerl hätten wir erwischt“. Aus diesem Umstand, aus dem, was ich vorhin vom Verharren in einem Zustand oder Tun gesagt habe, geht hervor, daß der Konj. Plusquamperf. nur der „Irrealis“ des Perfekts sein kann; das deckt sich mit der Erscheinung, daß die betreffenden Sätze unmittelbar aus der vorliegenden oder gedächtnismäßig zurückgerufenen Situation hervorgehen.

Hier sei auch der ziemlich weit bekannte Ausspruch erwähnt, den ein Wirt vor König Ludwig I. von Bayern tat, als ihn dieser fragte, wer er sei: „I war da grea bam wirt“ (= ich wäre der Grün-Baumwirt). Auch hier ist keine Rede von einer bescheidenen, gemilderten Behauptung. Hier liegt eine ganz gebräuchliche Ausdrucksweise vor, wie sie auch im inneren Verkehr des bayerischen Volkes üblich ist. Der Gedankengang ist etwa der: Es ist doch eigentlich gar nicht nötig, mich nach meinem Namen zu fragen, es weiß doch jeder, wer ich bin! (oder: die Frage ist ganz nebensächlich).

Der Gedanke: „eigentlich sollte ich dir nicht antworten" erzeugt den „Irrealis". Jedenfalls ist auch dieser Irrealis ein Glied einer langen Kette. —

Nicht bloß die erste Person ist grammatisches Subjekt (diese ist es freilich in den meisten Fällen), sondern auch die 2., 3., eine andere Person, eine Sache usw. Gemeinsam ist allen diesen Fällen wenigstens das Interesse des Sprechenden, das Hervorgehen des Satzes aus der Situation, in vielen auch der „Gegensatz", die Einschränkung. „Max wäre also versorgt." „Der wäre geliefert." Vgl. die Sätze: „Das hättest du ja ganz gut gemacht, aber etwas ist bei dir immer falsch!" — „Das hättest du gut gemacht" (ohne Einschränkung). „Port Arthur wäre also erobert" (unmittelbar oder kurz nach der Kunde, vorher existiert ja die Situation für den einzelnen nicht!).

Eigentümlich ist der Gebrauch der 1. Person Pluralis, auch in Fällen, wo jemand allein ist. Das läßt sich wohl so erklären, daß dieser Gebrauch ausging von Fällen, wo mehrere Personen mitarbeiteten oder in derselben Lage waren, dann auf Fälle übertragen wurde, wo sie anwesend waren, aber nicht mitarbeiteten oder an der Lage nicht Anteil nahmen. Es kann z. B. jemand (allerdings ist das ein Fall mit dem Indikativ) sagen: Wir haben uns im Weg getäuscht, auch wenn nicht er, sondern der andere den Weg vorgeschlagen hat. Jedenfalls hängt dieser Gebrauch auch mit der Behaglichkeit oder Ironie zusammen, die dabei auftritt. Man kann ja sogar sagen: „Diesmal hätten wir uns wieder gehörig blamiert" statt: du, aus „wir" klingt starke Ironie.

Die vorliegende Deduktion hat den Beweis für die Ableitung vom Irrealis geliefert. Damit fällt die Hypothese der Ableitung vom Potentialis, insoweit sie diese Konjunktive als vom Potentialis allein erklärbar betrachtet.

Schlagende Beweise gegen den Potentialis sind vor allem der unmittelbar vorliegende oder aus der Situation zu ersehende Gegensatz, das unmittelbare Hervorgehen aus der Situation, das starke Interessegefühl; das spricht einerseits gegen das Unbestimmte, anderseits gegen das Bescheidene. Es gibt sogar Fälle, wo tatsächlich eine gewisse Bescheidenheit vorliegt und doch kein Potentialis. Wenn ein Untergebener zu seinem Vorgesetzten sagt: Herr Rat, die Arbeit wäre fertig, so ist das, historisch betrachtet, kein Potentialis, wenn auch der Untergebene vielleicht erstirbt. Das Gefühl ist einfach das: Entscheiden Sie darüber. Es ist das ein ganz ähnliches Verhältnis, als wenn Arbeiter zum Brotherrn sagen: Wir wären jetzt fertig (Gedanke: Jetzt muß der noch seine Erlaubnis geben, dann geht es erst heim). Es kann je nachdem auch das Gefühl vorliegen: „Die unangenehme Arbeit ist fertig; wenn er sie nur nicht tadelt oder gar zurückweist."

Auch der Satz: „Ich glaube, meine Herren, damit wäre in großen Umrissen genug von unserem Aufenthalt in Wien gesagt", Wunderlich a. a. O. S. 364, beweist für den Potentialis nichts. Das „Potentiale" kommt erst durch das Vorausstellen von „Ich glaube" hinein. Solche Zusammenstellungen sind relativ jedenfalls nicht häufig und zudem wohl auch recht jung; sie können also nicht als Ausgangspunkt dienen. Zudem konkurriert in diesen Verbindungen der „Irrealis" mit dem Indikativ. Man sagt ja nicht: „Ich glaube, wir seien auf dem falschen Wege", sondern: „Ich glaube, wir sind auf dem falschen Wege." Auch hier beruht das „Unbestimmte" der Äußerung bloß auf dem vorausgestellten „Ich glaube".

Der genannte Irrealis wäre also etwa so zu bestimmen: Er wird gebraucht als „Konjunktiv Imperfekti" mit der Bedeutung eines Präsens, als „Konjunktiv Plusquamperfekti" mit der Bedeutung eines Perfekts, nur in unmittelbarer Anlehnung an eine unmittelbar vorliegende oder eine unmittelbar vergegenwärtigte Situation, und zwar kann ein Abschluß von Handlungen, ein erreichtes Resultat, ein eben erreichter Zustand vorliegen, auf welche verschiedene Wörter hinweisen können. Herzuleiten ist dieser „Irrealis" von einem echten Irrealis; eine Reihe von Übergangsstufen liegt vor. Bei einer Reihe von Übergangsstufen lassen sich Kontaminationserscheinungen nachweisen, indem der hindernde Grund, der Gegensatz, die Einschränkung, die Setzung des Irrealis veranlaßt, wo der Indikativ Präsentis oder Perfekti am Platze wäre. In dem Maße als die nach dem Muster des echten Irrealis gebildeten Sätze den Nebengedanken an einen hindernden Grund oder einen Gegensatz verblassen ließen, entstand und erstarkte das Gefühl des Interesses (oder der Anteilnahme), das in mannigfachen Schattierungen vorliegt. Dieses Gefühl ist eines der wichtigsten Kennzeichen dieses unechten „Irrealis". Aus ihm erklärt sich auch der Gebrauch von „wir" anstatt „ich" in solchen Sätzen.

Sprechzimmer.

1.

Ufflen.

Die Silbe op, up, uf bedeutet bekanntlich Bach, überhaupt Gewässer. So sind die Namen Barop, Drerup, Walluff, Uffenheim, Oppenheim, auch Opladen (Rheinland) zu erklären. „Laden" bedeutet im letzteren Namen wahrscheinlich Wiesen, Leten, Leiten, Opladen also Wiesen am Bache, feuchte Wiesen. Entsprechend würde ein Wort wie Uffleten zu deuten sein. Kann daraus durch westfälische Konsonantenverschleifung Ufflen entstanden sein, so wäre das Problem gelöst und das schwierig zu erklärende l in dem obigen Namen gedeutet.

Dann wären in der Tat unter Ufflen Bachwiesen und feuchte Wiesen zu verstehen, der Name Salzuffeln, Salzuflen (beide Schreibarten waren gebräuchlich) würde sich als Salzquellwiesen aufklären, was der Lage der Stadt vollkommen entspricht. Der Ort ist auch Badeort geworden. Uffelacker, Uflacker und ähnliche westfälische Namen würden einfach auf feuchte Äcker hinweisen.

Hagen i. W. Prof. Dr. **Holzmüller.**

2.

Attributive Stellung des Genitivs.

Im 19. Jahrg. S. 665 und 20. Jahrg. S. 402 wird über die attributive Stellung des Genitivs (Er ist ein . . . freier des Reiches Fürst; Im Namen sämtlicher des Reichs Bischöfe) gesprochen und diese als Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts und des amtlichen Stiles bezeichnet. Hierzu ist jedoch zu beachten, daß sich die Stellung auch im Nibelungenliede häufig findet: daz Siglinde kint (Lachm. 48, 1), vil der Guntheres man (75, 4), daz Niblunges swert (94, 1), diu Sîfrides hant (95, 3), den Guntheres wîn (125, 4) u. a. Sehr bezeichnend ist auch: hort der Niblunges (90, 1.) Das gleiche bei Walter von der Vogelweide: Hêr Kaiser, sît ir willekomen. Der küneges name ist iu benomen u. a.

Leipzig. **P. Vogel.**

3.

Zur Autorschaft der Xenien von 1796.

Ich schließe meine in dieser Zeitschrift (Jahrg. XIV, S. 625 flg. und XVII, S. 228 flg.) gemachten Sonderungsversuche mit ein paar Nachträgen und Berichtigungen.

Unter der übergroßen Zahl der dem Musiker und Journalisten Reichardt gewidmeten Distichen gehört zu den wenigen, die Goethe abzusprechen sind, Xenion 251 mit der Überschrift „Das Journal Deutschland" (in dem jede Nummer ein neues Motto oder mehrere an der Spitze trug, X. 224): „Alles beginnt der Deutsche mit Feierlichkeit und so zieht auch diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann voran." Die Worte Schillers in der Rezension der Anthologie auf das Jahr 1782: „Sonst trompetet er (der Anthologist) sich mit einem ziemlich brutalen Motto voraus" beweisen, daß er es verfaßt hat.

Dagegen sind auf Goethe allein unstreitig alle auf Reichardts „Nachbar" (Nr. 24), den Neufranken C. F. Cramer, bezüglichen Xenien zurückzuführen, neben X. 235, das ihn als Anacharsis den Zweiten ohne Kopf zu den Parisern wandern, und dem handschriftlich als Goethisch bezeugten X. 230, Der Hausirer, das Kr . . . als Krämer sich nach Frankreich begeben läßt, auch X. 231: Deutschlands Revanche an Frankreich: „Manchen Lakai schon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung; Gut! Wir spedieren euch hier Kr . . . als Mann von Verdienst" wegen der Nachbarschaft mit dem voraufgehenden Distichon und der Verwandtschaft des bildlichen Ausdrucks, Hausierer, Krämer, verkaufen, spedieren.

Zu Ztschr. XIV, S. 629. Auf das durch eine Parallelstelle von Er. Schmidt (X. 1796, S. 165) als Schiller angehörig nachgewiesene Epigramm auf Salzmann folgt im handschriftlichen Distichenkorpus Hb die Scharade X. 282,

eine Nachbarschaft, die nicht nur für ihre Deutung „Salzmann“ spricht, sondern auch für die Autorschaft Schillers noch geltend gemacht werden kann.

Daß Goethe Urheber von X. 160 ist, dürfte nicht, wie von mir geschehen ist (Ztschr. XIV, S. 631), durch die jambische Messung von Pakét gegenüber den „Páketbooten“ in der berühmten Frau Schillers gestützt werden, da die gleiche Messung auch in Wallensteins Tod I, 2, 11: „Mein ganz Pakét“ angetroffen wird. Seine Verfasserschaft erweist sich schon daraus zur Genüge, daß das urkundlich als Goethisch beglaubigte X. 24 des Nachlasses, das im Distichenkorpus Hb eine größere Zahl Reichardt treffender Xenien schließt, durch seine Überschrift „Die Bestimmung“ und durch die Worte: „Diese vierzig kann einer sich nehmen, wofern ihn gelüstet“, direkt Bezug nimmt auf die Worte unseres anfänglich „An den Leser“, später „Die Adressen“ überschriebenen Xenions: „Nichts ist Ohne Bestimmung, es nimmt jeder sich selbst sein Paket.“

Den Virtuosen X. 290, dessen Flöte „völlig wie Geige sich hört“ wegen des ihm so geläufigen Gebrauches des reflexiven Verbums im passiven Sinn für Schiller in Anspruch zu nehmen, wie ich getan (Ztschr. XVII, S. 229), ist schwerlich zulässig, da derselbe Gebrauch doch Goethe keineswegs fremd ist, z. B. „Der Mut verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt“, Goetz 4, W. A. 8, S. 129, „Alle Schuld rächt sich auf Erden“, Wilhelm Meister, „Unerhörtes hört sich nicht“, Faust II 4674. — Ebensowenig durfte ich ebenda für Goethes Autorschaft von X. 298 den Plural schwacher Form „Furiose Geliebten“ geltend machen, da dieser denn doch wohl für Substantivierungen weiblichen Geschlechts die Regel ist. Vgl. Wieland, Musarion 1, 316: „Für Schönen, die den Zwang der ernsten Liebe scheuen“, Schiller, Kab. u. L. 4, 2: „Auch Koketten fallen in Ohnmacht.“ Somit muß es für die Urheberschaft beider Xenien vorläufig bei einem non liquet bleiben.

„Verkaufen für“ = ausgeben für im Xenion des Nachlasses 65 und den Gebrauch von Lethe als Maskulinum in X. 359 als Schiller eigentümlich anzusprechen (Ztschr. XIV, S. 638 Anm.), war unzutreffend, da auch Goethe, W. A. 37, S. 71: „Grillen für Wahrheit verkaufen“, und W. A. 4, S. 223: „Quelle des Lethe“ sagt. Ebenso findet sich die Redensart in Schillers X. 382: „Damit lock' ich — keinen Hund aus dem (statt 'vom') Ofen“ in derselben Fassung auch bei Goethe an C. G. v. Voigt 6. Febr. 1818.

Man sieht wohl, wie Er. Schmidt sagt: „Zur Sicherheit reinsprachlicher Kriterien fehlen vollständige Goethe- und Schiller-Lexika, aber auch sie würden dieser einzig verschränkten Schöpfung gegenüber oft versagen.“

Wernigerode. **Hermann Henkel.**

4.

Glänzendes Elend.

Richard M. Meyer erwähnt in seinen „Vierhundert Schlagworten“ (Nr. 3) auch das „Glänzende Elend“. Als ältesten Beleg zitiert er die Stelle aus „Werther“: „Und das glänzende Elend, die Langweile unter dem garstigen Volke“ usw. (gemeint ist der Gesandte und seine Umgebung). Die Bedeutung

hält Meyer hier für identisch mit Seumes „übertünchter Höflichkeit“; also „innere Hohlheit, von pomphaften Formen überdeckt“. Möglich. Aber wahrscheinlicher scheint mir doch, daß die Redensart schon hier die heutige Bedeutung „scheinbares Glück bei wirklichem Unglück“ hat. Denn schon Jung Stilling braucht sie in diesem Sinne, wenn er von sich, dem vielbegehrten aber mit Nahrungssorgen kämpfenden Arzte sagt: „Was hab' ich denn nun errungen? nichts anderes als ein glänzendes Elend! — ich bin nun freilich ein Mann geworden, der an Ehre und Ansehen alle seine Vorfahren übertrifft, allein was hilft mich (so!) das alles, es hängt ein spitziges Schwert an einem seidenen Faden über meinem Haupte ... meine Schulden werden immer größer ...“ usw. (Heinrich Stillings häusliches Leben. 2. Aufl. Berlin und Leipzig 1806, S. 58.)

Basel. **E. Hoffmann-Krayer.**

5.

Zu Goethes Hochzeitslied.

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
„Die Ratte, die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!“

Der Ausdruck „im willigen Schlummer“ ist verschieden gedeutet. Einige, wie Kehrein und Götzinger, erklärten ihn so, der Graf sei willens gewesen zu schlafen. Andere, wie Leimbach und die Herausgeber von „Aus deutschen Lesebüchern“, nehmen ihn im Sinne von ‘erwünschter Schlummer, der sich willig und gleich (bald) einstellt’. Die erste Erklärung findet wohl kaum noch Vertreter, es sei denn unter solchen, die zwar deutschen Unterricht an höheren Lehranstalten erteilen, aber sich rühmen, daß sie zur Erklärung deutscher Gedichte Erläuterungsschriften weder benutzen noch besitzen. Aber auch die zweite scheint mir nicht zutreffend. Willig in der Bedeutung erwünscht ist bis jetzt wohl nicht zu belegen; willig besagt etwas ganz anderes als erwünscht: ein williges Kind ist kein erwünschtes Kind. Ähnlich erklärt Heuwes, Ausgewählte Balladen Goethes und Schillers, 2. Aufl., willigen Schlummer als willkommenen Schlummer, der alsbald gestört wurde, sagt damit aber nichts Neues. Düntzers Erklärung von willigem Schlummer als erstem Schlummer scheint keine Berücksichtigung gefunden zu haben, aber den Sinn besser zu treffen als die andern.

Der Ausdruck willig wird zunächst von lebenden Wesen gebraucht, die ohne Murren und Zögern, bereitwillig und unverdrossen das tun, was ihnen befohlen wird oder ihre Pflicht ist. Daher sagt man: ein Kind, ein Dienstmädchen, ein Pferd ist willig. In diesem Sinne könnte das Wort auch vom Schlummer gebraucht sein; denn man sagt: der Schlaf kommt, stellt sich ein, übermannt jemand; er ist also persönlich gedacht. Aber es hat noch eine andere, aus dieser wohl erst abgeleitete Bedeutung, die zur Erklärung unserer Stelle noch nicht herangezogen worden ist. In der Umgangssprache hört man nicht selten: der Rock sitzt oder ist willig, d. h. er schließt nicht eng, fest an, er sitzt lose. Ebenso: Das Rad geht oder ist willig, d. h. es dreht sich leicht, ohne starke

Reibung, es ist locker, lose. Hiernach deute ich willigen Schlummer als losen, leisen Schlummer. Der Graf schläft ja nicht fest. Das scheint auch Düntzers Ansicht zu sein.

Des Grafen Worte: „Die Ratte, die raschle, so lange sie mag" besagen m. E., daß er sich durch ihr Geräusch nicht im Schlafe will stören lassen. Darum vermag ich die folgenden Worte: „Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!" nicht in dem Sinne zu nehmen: „(Dann) wäre sie froh" (Heuwes), „sie kann mich ordentlich dauern" (Leimbach), „vergeblich sucht die Ratte ein Bröcklein in dem leeren Hause" (Aus d. Leseb.), vielmehr hat Düntzer das Richtige getroffen, wenn er meint, daß der hungrige Graf selbst gern etwas zu essen gehabt hätte. Darauf deutet schon das „Ja", welches die Ergänzung fordert: „anders läge die Sache, wenn sie ein Bröselein hätte." „Dann nämlich", so ist weiter zu ergänzen, „würde ich mich erheben und es ihr abjagen."

Blankenburg a. H. **Ed. Damköhler.**

6.

Das lateinische Aufnahmepensum Lessings zu St. Afra und die Zugabe des Zwölfjährigen.

Hat Diller in seinen „Erinnerungen an Lessing"[1]) dessen „Rezeptionsprüfung" auf St. Afra, am 21. Juni 1741, auch nur in ihren „Grundlinien aus der Wirklichkeit" geschildert, so sind doch die folgenden Mitteilungen zweifelsohne Tatsachen, die nur der Unverstand mit den „Nathan"-Gedanken in Beziehung bringen kann.[2]) Das deutsche Diktat des Rektors, M. Theophilus Grabners, lautete:

„Alle Ausländer wurden von den Griechen Barbaren genennet, die Lateiner aber nenneten diejenigen also, welche weder Griechen noch Römer waren. Sie verstanden aber nicht bloß ungebildete, mit Künsten und Wissenschaften unbekannte Menschen, sondern auch rohe und grausame, weil sie meyneten, daß, wer die Wissenschaften ordentlich erlernet, kein roher Mensch seyn könne. Durch Christum ist solch ein Unterschied der Völker aufgehoben, denn es heißet in der heiligen Schrift: in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, ist ihm angenehm. Das ist ein großer Trost für uns, da wir ehemals nicht Gottes Volk waren, nunmehro aber seine Kinder worden sind durch Christum, der uns erlöset hat durch sein Blut. O daß wir doch in dieser Bekanntschaft und Verwandtschaft immer bestünden!"

Der Prüfling hatte seine nicht überlieferte Übersetzung vorzeitig fertig und fügte deshalb noch diese Gedanken an:

„Hanc sententiam semper volumus in animo tenere, nam barbarorum est discrimen facere inter populos, qui omnes a Deo creati et ratione

1) 1841, S. 62, i. Verb. m. S. IX.

2) Gottholds Großvater, Theophilus L., schrieb seine Magisterdissertation auch — in ganz anderem Sinne — „De religionum tolerantia" (Lips. 1669). Der Enkel hat diese nicht gekannt; erst 1881 ist sie wieder ans Licht gekommen; vgl. „Zentralblatt für Bibliothekwesen" XX. (1903), 486.

praediti sumus. Maxime decet Christianos proximum suum diligere, et proximus est auctore Christo, qui auxilio nostro eget. Egemus autem omnes auxilio aliorum hominum, ergo omnes sumus proximi. Itaque nolumus damnare Judaeos, quamquam Christum damnaverunt, nam Deus ipse dixit: ne judicate, ne damnate! Nolumus damnare Mahomedanos, etiam inter Mahomedanos probi homines sunt. Denique nemo est barbarus, qui non inhumanus et crudelis est."

Damit liegt das älteste Schriftstück[1]) des größten aller Fürstenschüler, den sein ehemaliger Mitafraner Müller[2]) totschweigt, zur häufigen Wiedergabe für Anfänger vor.

Blasewitz. **Theodor Distel.**

7.

Ein Urteil Schillers über die Pfälzer.

In einem auch in seiner Heimat selten gewordenen Büchlein P. A. Paulis (Gemälde von Rheinbaiern, Frankenthal 1817, S. 139) finde ich folgendes vielleicht unbekannte Wort Fr. Schillers: „Euch Pfälzern klebt der Rebmost die Finger zusammen und hindert euch an der Autorschaft: im reichen Genuß der herrlichen Gaben der Natur entbehrt ihr gerne die frostigen Blumen der Einbildungskraft!" Bei welcher Gelegenheit mag sich der Dichter in so wenig schmeichelhafter Weise über uns Pfälzer geäußert haben? Daß auch K. J. Weber in seinen Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen (S.-A. bei D. Steinel, Eine Rundreise durch die Pfalz zu Großvaters Zeiten S. 53) das Wort Schillers (vielleicht aus Pauli?) gekannt hat, beweisen seine Bemerkungen zu Zweibrücken und dessen Editiones Bipontinae:

„Diese Gegenden scheinen mir indessen, wie die Rheinlande überhaupt, nicht recht für Literatur geeignet zu sein, höchstens für Poesie — und ich bin Schillers Meinung, „den Pfälzern klebt der Rebensaft zu sehr die Finger zusammen". Genuß kann die Vergnügungen der Einbildungskraft entbehren, zu der man nur seine Zuflucht nimmt faute de mieux!"

Es ist zwar historisch nicht recht wahrscheinlich, daß Schiller über die Pfalz so hart geurteilt haben sollte; allein Paulis bestimmtes Zitat läßt auch wieder nicht leicht einen Zweifel an der Echtheit der Worte zu. Inhaltlich übertreibt Schillers Urteil ganz gewiß. Wir verstehen nun, warum die Klage über die Gleichgültigkeit der Pfälzer gegenüber literarischen Dingen in unserer Heimatliteratur stets wiederkehrt: Schiller war hierfür der klassische Gewährsmann geworden.

Ludwigshafen a. Rh. Dr. **Albert Becker.**

1) An dieses reihen sich an dessen „Glückwunschrede bey dem Eintritt des 1743 sten Jahres, von der Gleichheit eines Jahres mit dem andern", das — man vergleiche es nur genau mit dem an v. Carlowitz! — Gedicht der afranischen Alumnen an den Kurfürsten, vom 2. November 1743 (u. a. gedruckt im „Dresdner Anzeiger", 1893, Nr. 171), der köstliche Brief an die Schwester, vom folgenden 30. Dezember usw.

2) In seinem „Versuche einer vollständigen Geschichte der . . . Landesschule zu Meißen" (2 Bde., 1787 und 1789).

8.

Zu Ztschr. XIX, S. 718.

Zu der im Novemberheft dieser Zeitschrift (19. Jahrgang) im Sprechzimmer unter Nr. 2 gegebenen Erklärung zu „ein Faß Honig in Luk. 24, 42" gestatte ich mir folgendes zu bemerken. Das alte Wort Räs oder Raas oder Räß ist noch heute in Imkerkreisen durchaus geläufig und gebräuchlich, wenigstens in der hiesigen Gegend. Das Wort bezeichnet alte Waben, die ausgemerzt sind und eingeschmolzen werden sollen, um das darin vorhandene Wachs zu gewinnen. Bis dahin aber waren sie brauchbar, und es ist durchaus denkbar, daß sie im Vorjahr noch mit Honig gefüllt waren. Bei der mittelalterlichen Bienenzucht ist das noch weit eher möglich. Der mittelalterliche Imker hatte nur festen Bau in seinen Bienenkörben. Der Honig wurde gebrochen. In demselben Augenblick war die Wabe, die ihn enthielt, auch nach dem heutigen Sprachgebrauch Räß, denn sie war in jener Zeit nicht wieder einzusetzen und mußte eingeschmolzen werden. Darum fällt im Mittelalter der Begriff Räß und Wabe noch zusammen, während in unserer Zeit beide vom Imker auseinander gehalten werden. Die Wabe ist die gute von den Bienen ausgebaute Wachstafel, die vom Imker in die Bienenwohnung von neuem eingehängt wird und in welche die Bienen entweder neuen Honig eintragen, oder neue Brut setzen. Räß ist dagegen das abgängige, weder für das eine noch für das andere verwendbare Wachsgebäude. Anstatt „ein Faß Honig" würde man im heutigen Sprachgebrauch „ein Stück Scheibenhonig" setzen.

Eisleben. **H. Gerlach.**

Bücherbesprechungen.

Johannes Manskopf, Böcklins Kunst und die Religion. Mit 24 Bildertafeln. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München, 1905. 8⁰. 56 S. In Ganzleinen geb. 3 M.

„Böcklins Kunst und die Religion" ist ein Thema, worüber das große Publikum bisher so gut wie nichts wußte und worüber auch ein Kunstfreund, der eine beträchtliche Anzahl Bilder des Meisters kennt, kaum Zusammenhängendes zu sagen vermochte. Wir sind daher Johannes Manskopf Dank schuldig, daß er das Lebenswerk Böcklins nach diesem Gesichtspunkte durchgearbeitet hat. Das Ergebnis seiner Forschungen, das er in dem obigen wenig umfangreichen aber gehaltvollen Buche vorlegt, bringt so viel Neues und Bedeutendes an die Öffentlichkeit, daß man nur wünschen kann, es möchte in den weitesten Bildungskreisen bekannt werden. In der Tat handelt es sich ja in einem Buche, das die Beziehungen zwischen Religion und Kunst auseinandersetzt, um weit mehr, als nur ästhetische Fragen und Werte: hier werden zwei Höhepunkte menschlichen Wesens in innigster Beziehung zueinander betrachtet und einer davon berührt die höchste Daseinsfrage, die es für den Menschen überhaupt geben kann, die Frage nach seinem Verhältnis zu Gott, die Religion. Das ist eine Sache, die jedermann angeht, insbesondere aber alle, die an der Bildung und

Erziehung der Jugend, des kommenden Geschlechts, mitarbeiten. Wer, der das tut, möchte nicht, soweit es in seinen Kräften steht, das Seinige zu der inneren Wiedergeburt unseres Volkes, zu der Umkehr vom Äußerlichen, vom bloßen Schein, zu der Rückkehr zu alter, echt deutscher Innigkeit, Wahrhaftigkeit und Tiefe beitragen? Und in dieser Richtung liegt ganz und gar das Buch Manskopfs; unter diesem wahrhaft fruchtbaren Gesichtspunkte hat er seine Aufgabe erfaßt und durchgeführt, das zeigt Anfang und Ende der Schrift ganz deutlich, das fühlt man auf jeder Seite!

Einen Beitrag dazu, daß Böcklin als Erzieher zur Ehrlichkeit, zur Wahrhaftigkeit, zu wahrer, selbständig errungener und erlebter tief innerlicher Religiosität den Deutschen vorleuchten und gelten soll, will er liefern, und so geht sein Buch auch sehr mit Recht von der Gottessehnsucht unserer Zeit, ihrem immer stärker auftretenden religiösen Bedürfnis aus. Es muß jedem ernsten Beobachter wohltun, wenn er hört, wie die Stimmen sich mehren, die nach Vertiefung verlangen. Gewiß: in unseren Tagen erheben die zerstörenden finsteren Mächte dreister als je ihr Haupt — ich brauche sie nicht zu nennen — aber stärker und mächtiger wird auch die Gegenströmung, deren innerster Zug der Zug zu Gott[1]) ist, und diese Gewißheit läßt uns trotz düsterster Wolken am Himmel der Gegenwart froh und zuversichtlich in die Zukunft blicken — sie muß und wird lichter und besser werden, wenn auch nicht ohne schweren Kampf.

Wenn man an der Hand Manskopfs zum Verständnis von Böcklins religiöser Kunst gelangen will, so muß man — ich will nicht sagen, die landläufigen Begriffe von religiöser Kunst abtun, das wäre zuviel gesagt — aber man muß bereit sein, auch da, wo man nicht gleich zustimmen kann, zunächst nicht zu verwerfen, sondern gewissenhaft zu prüfen. Mit anderen Worten, man muß nicht verlangen, daß Böcklin nach unseren Begriffen religiöse Bilder schaffe; er tut es nach Böcklinschen; man muß ihm das Recht einer eigenen Individualität bereitwillig zugestehen. Und da er eine sehr herzhafte, ausgeprägte Sonderart hat, die kaum noch an den Herdenmenschen erinnert, so muß man hübsch Geduld haben, bis man gelernt hat, das Allgemein-Menschliche und Göttliche durch das Prisma der Böcklinschen Persönlichkeit oder mit anderen Worten, mit Augen und Sinnen Böcklins zu sehen. Aber muß man das nicht bei jedem großen Menschen und Künstler? Gewiß! Bei einem Goethe und Schiller, einem Beethoven und Wagner, einem Dürer und Rembrandt tut man dies auch ohne Weigern: da hat eben die Welt, die Allgemeinheit, es bereits gelernt.

---

1) Wie dieser Zug in der neuesten Lyrik sich zeigt, beweisen die Gedichtbücher von Karl Hunnius, Gedichte, 2. Aufl. Leipzig 1903; derselbe, „Zu höheren Sternen". Ein Strauß religiöser Lyrik, Stuttgart 1903; Walter Kinkel, Lieder Hans Ohnesterns, des Gottsuchers, Leipzig 1905; J. J. Horschick, Lieder des Wanderers, Leipzig 1905, Bücher, die Freunden ernster Dichtung warm empfohlen seien. Es ist dabei interessant, daß Hunnius ein Balte, Kinkel Professor der Philosophie in Gießen und Horschick ein deutscher Böhme ist; man sieht daraus, wie allgemein die Sehnsucht nach innigerem Anschluß an das Religiöse empfunden wird.

Aber Böcklin ist vielen noch zu neu, er steht noch vor zu wenigen als klare, vollendete, in sich abgerundete Persönlichkeit — er liegt uns mit seinem Wirken zeitlich noch zu nahe, als daß wir schon die nötige Ruhe und Sicherheit des Urteils über ihn gewonnen hätten. Deshalb können wir uns also auch das Verständnis seiner religiösen Kunst nur durch ernstes Eindringen, durch Arbeit zu eigen machen. Dazu ist Manskopf ein trefflicher Führer. Leicht schreibt er nicht und ist nicht überall gleich zu verstehen: aber den möchte ich sehen, der über hohe und schwierige Dinge leicht zu schreiben vermöchte; er könnte höchstens ein Schwätzer sein, der am Äußerlichen haftet. Man kehre also immer wieder zu Manskopfs Texte und zu den herrlichen ihm beigegebenen Bildern zurück, ohne die freilich das Buch kaum möglich wäre. Die Mühe lohnt sich!

Seinen Stoff gliedert der Verfasser in drei Teile, etwa S. 1—23; S. 24—50; S. 51—56.

Nachdem Manskopf zunächst sein Thema klargestellt hat, führt er uns einleitend in die Eigenart der Böcklinschen Kunst überhaupt ein (S. 1—23): in ihr inniges Verhältnis zur Natur, ihren tiefen Stimmungsgehalt, den starken, überall deutlichen Zug zum Symbolischen — der aber mit den Äußerlichkeiten des Mode-Symbolismus nichts gemein hat — endlich das Herbe, Ehrliche, eigenwillig Selbständige, das zu keinem Entgegenkommen an die üblichen Schönheitsbegriffe geneigt, sondern durchaus eine Frucht seiner selbwachsenen Natur ist. Dann weist der Verfasser nach, wie stark die Kunst Böcklins jene Grundstimmungen der Menschenseele betont, die zu religiösen Empfindungen und Gedanken mit Notwendigkeit hinführen: die Freude, die auf eine einst vollkommene Seligkeit hinweist, den Schmerz, die Schwermut über die Vergänglichkeit alles Irdischen, die Sehnsucht nach Befreiung aus dem Gefühl irdischer Abhängigkeit und Gebundenheit, die notwendig aus jenem folgen muß, und endlich das Bedürfnis des Menschenherzens nach Erlösung vom eigenen Schuldgefühl, wie es wohl auch niemand hienieden erspart bleibt. Das sind die vier Urgefühle der Menschenbrust, die unbedingt zur Religion führen und unser Verhältnis zu Gott bestimmen. Manskopf zeigt nun, wie eine ganze Reihe vorzüglicher Bilder von Böcklin diese Stimmungen auszuschöpfen und packend darzustellen weiß. Die Erklärung für die starke Wirkung der Böcklinschen Kunst findet Verfasser in der eigenartigen Verbindung der „Normalität und Genialität", wie sie Bielschowsky an Goethe aufweist; sagen wir dafür ruhig: des Irdischen und Göttlichen, deren jedes doch im genialen Menschen gesteigert auftritt, aber wohl selten zu einer so vollkommenen Einheit verschmilzt, wie z. B. bei Goethe und Böcklin.

So vorbereitet treten wir (S. 24—50) an die Betrachtung der im engeren Sinne religiösen Bilder Böcklins heran, die der Verfasser ausführlich und eindringlich bespricht. Hier erleben wir nun die meisten Überraschungen, wenn man will, Offenbarungen. Denn es öffnet sich vor unseren Blicken eine Welt religiöser Vorstellungen, Tatsachen und Wahrheiten im Bilde, wie wir sie bei

Böcklin nicht erwartet und geahnt hatten. Der ganze Ernst, die ganze sittliche Größe des Künstlers verrät sich schon in der Ehrfurcht, mit der er an diese höchsten Aufgaben der Kunst herantritt. Man kann dem Maler und seinem Erklärer nicht immer folgen, ihnen nicht immer beipflichten, sie nicht immer verstehen —, aber man kann die Ehrlichkeit, die Innerlichkeit und sittliche Kraft, mit denen Böcklin seine Aufgaben zu bewältigen sucht, nie bezweifeln. Manskopf teilt allerdings auch über einige dieser Bilder Urteile mit, die man nicht zu fassen vermag und die man nur bedauern kann. Ich habe bei diesen Bildern überall den Eindruck gewonnen, daß Schillers berühmte Mahnung an die Künstler:

> Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
> Bewahret sie!
> Sie sinkt mit euch!
> Mit euch wird sie sich heben —

nie ernster beherzigt worden ist, als bei Böcklins religiösen Bildern. Es handelt sich etwa um 15 verschiedene Werke und Entwürfe. Je drei von ihnen sind dreimal zu einer Gruppe, einem Triptychon oder einer Trilogie vereinigt: 1881 zu den Entwürfen für das Museum in Breslau: Lux fertur in tenebras; 1890 zu der in Zürich gemalten Marienlegende; 1868 zu zwei Landschaften mit einem Mittelbild (in Fresko) im Hause Sarasin in Basel. Hier sollte erst der Christus in Gethsemane — wovon Manskopf die Skizze mitteilt — als Mittelbild ausgeführt werden, ein tief ergreifendes, wunderbares Werk. Doch wurde statt dessen aus triftigen Gründen der ebenfalls im Entwurf mitgeteilte König David gewählt. Die weiter hier besprochenen und natürlich fast alle auch in Reproduktion beigegebenen Bilder sind die Magdalena an der Leiche Christi von 1868, die Berliner Pieta und die Kreuzabnahme ebenda (von 1876), die Pieta in Basel von 1879; die in Frankfurt a. M. (1877) und die büßende Magdalena von 1895. Es wird demnach durch diese religiösen Bilder ein Zeitraum von fast drei Jahrzehnten des reifsten Mannesalters umfaßt, wo Böcklin auf der Höhe seines Könnens stand: also ein vollgültiges Zeugnis für die Tiefe und ausschlaggebende Bedeutung seines religiösen Bedürfnisses als Künstler.

So sehr der Gegenstand lockt und so lebhaft mein Wunsch ist: ich muß es mir versagen, im Rahmen dieser Besprechung auf die Bilder näher einzugehen. Nur das mag gesagt sein, daß, wie Böcklin mit Recht für seine Individualität Freiheit verlangt, so auch der Leser diese für sich beanspruchen darf und offenbar auch dem Verfasser des Textes das Verlangen fern liegt, man solle seinen Bewertungen blindlings zustimmen. Geht schon das künstlerische Empfinden in vielen Punkten bei verschiedenen Menschen auseinander, so erst recht das religiöse; auch einem Böcklin darf und soll man als freier Mensch gegenüberstehen — nur soll man dabei möglichst nach Verständnis und unbefangener Würdigung hinstreben. Ich kann, um nur zwei Beispiele anzuführen, die Bedenken, die Manskopf und mit ihm andere gegen das Mittelbild der Trilogie Lux fertur in tenebras geltend machen (S. 30), nicht teilen; anderseits

bin ich wieder nicht imstande, die Seitenbilder der Marienlegende so hoch einzuschätzen, wie Manskopf dies tut (S. 33 f.).

Im allgemeinen, möchte ich sagen, erinnert Böcklins religiöse Kunst trotz der Farbenpracht, die sie natürlich mit seiner übrigen Kunst teilt, mehr an die ältere, herbe religiöse Malerei, als an die sogenannten Klassiker Lionardo, Raffael, Michelangelo; insbesondere steht sie entschieden der alten deutschen religiösen Malerei bis mit Dürer nahe, und es ist wohl kein Zufall, daß Manskopf zweimal (S. 4 und S. 40) in der Lage ist, über Böcklins Stellung zu Matthias Grünewald sich auszusprechen, wobei er höchst bedeutsame Äußerungen Böcklins über diesen alten Meister anführt. Auch das ist ein vielsagender Zug von Innerlichkeit, daß Böcklin auf der Berliner Pieta (vgl. S. 41 f.) den aus den Wolken herabblickenden Engelköpfchen die Züge seiner verstorbenen Kinder lieh. „Ein persönliches Erlebnis, der Tod mehrerer seiner Kinder, eine für den Kinderfreund Böcklin doppelt erschütternde Heimsuchung, war der Anlaß zur Entstehung des Werkes", sagt Manskopf. Das verrät uns, was ein solches religiöses Bild dem Menschen und Künstler bedeutete! — Ein Miserere von Allegri († 1652) regte, wie ferner (S. 39) berichtet wird, ihn zu seiner Magdalena an der Leiche Christi (1868) an: das sind wichtige Züge, wie deren uns Manskopf mehrere berichtet und die uns einen tiefen Blick in die Seele Böcklins, des oft so verschlossenen, tun lassen.

Es ist kein Zufall, daß die Magdalena auf diesem frühesten religiösen Bilde des Meisters auftritt, wie sie auch den Gegenstand seines letzten, hier besprochenen und reproduzierten religiösen Werkes bildet: des ergreifenden Kopfes vom Jahre 1895. Die büßende Magdalena war ein Lieblingsgegenstand der Böcklinschen Kunst. Allerdings fällt sie bei ihm unter den größeren Gesichtspunkt der künstlerischen Darstellung des Schmerzes — eines Problems, das Böcklin mit unermüdlichem Ernste zu ergründen und zu bewältigen suchte. Dies tritt auf seinen religiösen Bildern deutlich hervor; aber es ist auch nicht zu bezweifeln, daß gerade die Gestalt der büßenden Magdalena für ihn besonderen Reiz hatte. Ich brauche wohl, nachdem erwähnt ist, unter welchen Gesichtspunkt er sie stellt, nicht zu versichern, daß seine büßende Magdalena nichts mit der „schönen Sünderin" gemein hat, die man nach berühmten Mustern in so vielen Gemäldegalerien zu sehen bekommt. Es ist Böcklin bei ihrer Darstellung durchaus um den seelischen Vorgang, die ergreifende Tiefe und Gewalt ihres Schmerzes zu tun. Und merkwürdig: damit berührt sich der Meister des 19. Jahrhunderts, der so lange außerhalb Deutschlands gelebt hat, wiederum mit altdeutscher volkstümlicher Überlieferung: die Klage der Maria Magdalena über den Tod Christi war ein beliebter Gegenstand unseres alten Volksliedes. Uhlands bekannte Sammlung enthält vier Magdalenenlieder (Nr. 322—325), wovon die letzten beiden Klagelieder sind. Beide entstammen Handschriften des 14. Jahrhunderts und wir haben Grund zu der Annahme, daß möglicherweise beide ursprünglich ihren Platz in den alten Osterspielen hatten, zu deren populären Gestalten natürlich die Maria Magdalena gehörte. Das schönste dieser

Lieder: „Owe des smerzen“ (Nr. 325 bei Uhland), das nach Ton und Innigkeit dem berühmten Goetheschen Gebet Gretchens „Ach neige, du Schmerzensreiche“ gleichkommt, könnte man sich ganz gut im Munde von Böcklins Magdalena denken. Es wäre von Wert zu erfahren, ob Böcklin etwa diese alten Lieder kannte, oder ob die Übereinstimmung nur die Folge der gleichen, religiösen Stimmung ist. Letzteres wäre ja ein höchst lehrreiches Beispiel des gleichen germanischen Empfindens im 14. und 19. Jahrhundert! Unmöglich ist aber auch ersteres nicht. Die Handschrift des Liedes, auf der Basler Universitätsbibliothek bewahrt, kannte Böcklin wohl kaum; aber das Lied war 1835—1840 in den „Altdeutschen Blättern“ und seitdem wiederholt abgedruckt. —

Und der Humor Böcklins? — Wie? sollte in religiösen Bildern Humor eine Stelle finden? — Und warum nicht? möchte ich dagegen fragen. — Ist etwa Goethes „Legende vom Hufeisen“ weniger religiös und hoheitsvoll, weil durch sie ein feiner Zug des Humors geht? Oder stört etwa in Hans Sachsens „Sankt Peter mit der Geiß“, dem Vorbilde Goethes, und in anderen älteren Dichtungen der wesentlich derbere Humor den Ernst und die Würde des Gegenstandes? Nicht daß ich wüßte! Eben diese Mischung von Würde und Humor, von heiligem Ernst und Schalkhaftigkeit ist wieder ein echt deutscher Zug, in dem unsere alte Zeit Meisterin war, — ich erinnere nur an Hans Sachsens Spiel von Adam und Eva, wie Gott der Herr mit ihren Kindern Katechismus hält und sie segnet: ein Stück, wo hoher sittlicher Ernst mit sehr starkem Realismus und köstlichem Humor einen geradezu prächtigen, erquicklichen Gesamtton abgibt! Dieser Humor ist ach! unserer nur zu zimperlichen Zeit recht verloren gegangen! Böcklin, der natur- und selbwüchsige Künstler, findet diesen herzhaften deutschen Humor wieder; und besser als mit einigen humoristischen religiösen Bildern konnte Manskopf sein Buch nicht abschließen! Sie sind nicht alle humoristisch, diese „religiösen Genrebilder“ (S. 51—56) am Schlusse des Buches; aber immerhin sind es einige: den zartesten Humor, mit tiefstem Gefühl gepaart, zeigt der „geigende Eremit“. Über ihm liegt der Hauch feiner lyrischer Stimmung. Hoheit und Humor ganz im altdeutschen Sinne verbunden finde ich in dem Bilde, wo Gott Vater — welchen Typus hat Böcklin in dieser Gestalt geschaffen! — dem Adam das Paradies zeigt. Wie unsere alten Schwänke sich nicht scheuten, uns den heiligen Petrus von der menschlichen, ja „allzumenschlichen“ Seite zu zeigen, so hier Böcklin den Adam: das Ideal des ersten Menschen soll aus dieser „Menschenknospe“, wie Manskopf diesen Adam nennt, erst werden. Denkbar, höchst denkbar, daß der Neuling beim ersten Anblick all der Herrlichkeit, die nun sein werden sollte, ein solches Gesicht machte! Ich finde nicht, daß dieser Adam der Wirkung des Bildes Eintrag tut oder sie stört, im Gegenteil! Und der den Fischen predigende heilige Antonius mit seiner köstlichen Ironie spricht wohl für sich selbst.

Ausgestattet ist das Buch bei aller Schlichtheit so musterhaft, wie man es bei einem so vornehmen Werk seitens des bewährten Verlages nur erwarten kann. Die 24 beigegebenen Bildertafeln machen das Studium des Buches

erst recht fruchtbar. Es sind teils treffliche Netzdrucke nach Autotypien, teils Mezzotintodrucke von warmem braunen Tone. Unter den Bildern sind, wie erwähnt, Werke Böcklins, die vorher überhaupt noch nicht oder nur in schwer zugänglichen Publikationen veröffentlicht wurden. Von den Bildern, die ich bisher noch nicht namhaft gemacht habe, möchte ich wenigstens folgende vier für Böcklins Kunst höchst charakteristische nennen, die in Mezzotinto wundervoll wirken: Das „Selbstbildnis", wo Böcklin dem fidelnden Tode lauscht, „Ideale Frühlingslandschaft", „Vita somnium breve", und die „Drachenschlucht".

Manskopfs Schrift gehört zu den zukunftreichen Büchern; darin glaube ich mich nicht zu täuschen. Bescheidene Einzelwünsche für eine neue Auflage unterdrücke ich hier, bin aber gern bereit, sie privatim mitzuteilen, falls Wert darauf gelegt wird. Trotz der Bedenken des Verfassers (S. 4 ff.), die ich würdige, möchte ich doch die Frage aufwerfen, ob sich nicht das Büchlein noch ein wenig mehr zu dem Thema Böcklin und die Religion erweitern ließe? Sollten nicht in Briefen, Skizzenbüchern oder vertraulichen Äußerungen des Meisters noch weitere Anhaltepunkte über seine Stellung zur Religion zu finden sein? Einiges sehr Wertvolle dieser Art teilt das Buch ja schon mit. Jedenfalls — wie dem auch sei — wünsche ich dem ausgezeichneten Büchlein recht viele verständige Leser und eine fröhliche Urständ!

Gohrisch b. Königstein (Elbe). **Julius Sahr.**

Wilhelm Münch, Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart. Berlin, Alexander Dunker, 1906. 124 S. 8⁰.

Münch ist ein viel zu helläugiger Mensch, um nicht ein Stück moderner Mensch zu sein, aber auch ein zu reifer Geist, als daß er leichtmütig oder übermütig, wie die lärmenden Gegner unseres heutigen Schulwesens, das Tischtuch zwischen alt und neu kurzerhand zerschnitte und historische Zusammenhänge ignorierte. So macht er in diesem recht für die Zeit geschriebenen Büchlein den Reformern weitgehende Zugeständnisse, befürwortet die Ausbildung von Auge und Hand, mehr individualistische Behandlung der Kinder, ihre Erziehung zur Selbständigkeit, Befriedigung ihres Tätigkeitsdranges, warnt vor einseitiger Pflege des Intellekts und vor allzu verstandesmäßiger Analyse dessen, was zu unmittelbarer Wirkung auf das Gemüt bestimmt ist — er betont aber anderseits den Wert übermittelter Kenntnisse, die Bedeutung ethischer vor ausschließlich ästhetischer Empfindung, die Wertschätzung unserer Schule im Inlande und Auslande, die Tüchtigkeit und Strebsamkeit des Lehrerstandes. Großzügige und bequem orientierende Rückblicke, leidenschaftslose Würdigung der Wirklichkeit, feinsinnige Aperçus und elegante Münchsche Sprache empfehlen diesen Führer durch die Bildungswirren der Gegenwart allen Gebildeten, denen es um das schwierigste moderne Problem, die Schule, zu tun ist. Das Buch kann vor allem viel zur Beseitigung der bedrohlich anwachsenden Gegensätzlichkeit zwischen Schule und Haus beitragen.

Berlin. **E. Grünwald.**

Karl Kinzel, Gedichte des neunzehnten Jahrhunderts gesammelt, literargeschichtlich geordnet und mit Einleitungen versehen (Anhang zu den Denkmälern der Älteren deutschen Literatur für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen herausgegeben von Gotthold Bötticher und Karl Kinzel). Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1905. XV, 288 Seiten. Zweite, sehr vermehrte Auflage.

Die bekannte Gedichtsammlung von Kinzel, die nicht nur in höheren Lehranstalten für Knaben, sondern auch in den Oberklassen höherer Mädchenschulen mit Erfolg benutzt wird, erscheint hiermit in zweiter, sehr vermehrter Auflage. Diese Vermehrung geht jedoch nicht darauf aus, allerneueste Dichter in den Kreis der Schule zu ziehen. Damit wird jeder Schulmann sich einverstanden erklären können; wer so lange wie Kinzel auf der Oberstufe unterrichtet hat, weiß genau, daß die heutige Jugend nur zu gern danach strebt, das Neuere zu überschätzen, das Alte zu mißachten. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß neuere Dichter der modernen Jugend gar nichts zu bieten imstande wären; nur muß die Sichtung und Auswahl wohl noch vorsichtiger sein als im Kreise der anerkannten Klassiker. Hat doch Kinzel selbst in seiner Neuauflage das gesunde, neuerdings stärker betonte Prinzip verfolgt, ältere unwichtigere Dichtungen gegen gute neuere einzutauschen. So hat er diesmal vermehrt oder neu hinzugefügt Stücke aus Mörike, Annette von Droste, Storm, Hebbel, Greif, Keller, K. F. Meyer und Fontane. Er hat die Brauchbarkeit seiner Sammlung damit nur erhöht, hätte sogar noch etwas weiter darin gehen können.

Steglitz. **Willy Scheel.**

Charitas Bischoff, Augenblicksbilder aus einem Jugendleben. Leipzig, H. G. Wallmann, 1905. 192 S. Preis geb. 3 Mark.

Bei unserer heutigen Besprechung sind wir in der angenehmen Lage, wieder einmal den verständnisvollen Freunden einer echten, ungeschminkten Heimatkunst ein Buch zu anregender Lektüre zu empfehlen, das durch seine Schlichtheit und Innigkeit einen tiefen Eindruck auf alle fühlenden Herzen machen wird, die die Wahrheit des Wortes von M. Carrière erkannt haben: „Unser Leben ist ein Emporgang, aber ein Schmerzensgang.“ Das Buch ist eine Selbstbiographie und schildert die Lebensschicksale einer geistig hervorragenden Frau, die gesund an Körper und Seele, begabt mit klugen, scharf in die Welt blickenden Augen und ausgestattet mit reichen Vorzügen des Herzens und Gemüts, voll Gottvertrauen und echter Frömmigkeit nach einer harten, entbehrungsreichen Jugend und mancherlei Fährnissen endlich sich hindurchringt und an der Seite eines treuen, geliebten Mannes die ersehnte Ruhe nach den Stürmen des Lebens findet.

Die Erzählung spielt hauptsächlich teils in dem kleinen Städtchen Siebenlehn nebst Umgebung und anderen sächsischen Orten, teils in Hamburg. Einer der hervorstechendsten Züge der schriftstellerischen Eigenart der Verfasserin ist zunächst

ihre innige Heimatliebe. Vielfach von widrigen Schicksalen hin- und hergeworfen, hat sie so recht erfahren, welch süßer Zauber in dem Worte Heimat liegt. „Ist denn nicht", so ruft sie S. 37 aus, „die Erde, die unser Fuß betritt, überall die gleiche? Weshalb denn zittern mir die Knie, als ich den kurzen Weg nach dem Heimatstädtchen einschlage? Warum klopft mir das Herz, wie einem Kinde, das vor der Weihnachtsstube steht und das Bekanntes und Neues zu finden erwartet? Hat heimische Erde einen besonderen Zauber an sich?" Dies treue Festhalten an der heimischen Scholle, die innige Liebe für alle Stätten der Kindheit mit ihren heiteren und wehmütigen Erinnerungen, zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch hindurch.

An zweiter Stelle heben wir der Verfasserin große stilistische Kunst hervor, wohlgelungene, bis ins feinste Detail ausgearbeitete Porträts und Charakterbilder derjenigen Persönlichkeiten zu entwerfen, mit denen sie in ihrem wechselvollen Leben zusammentraf. Es sind geradezu Kabinettsstückchen einer vollendeten Kleinmalerei, jene anschaulichen, mit plastischer Schärfe sich heraushebenden Bilder, die sie beispielsweise von ihrer Mutter, einer stillen, leidgeprüften Frau, uns vorführt, oder von der prächtigen, etwas derben, aber im Grund ihres Herzens so gutmütigen „Madame Hänel" und ihrem liebreizenden, mit allen Gaben der Jugend geschmückten Töchterlein „Huldinchen"; nicht minder eindrucksvoll sind die Schilderungen der brummigen „Christel", des alten sonderbaren Kauzes Meden-Jakob, eines etwa 50jährigen Junggesellen, der, seines Zeichens ein Lohgerber, „in seinem Hauswesen wie eine Magd arbeitete, Kühe molk, butterte, kochte und wusch", oder endlich der biederen „Madame Piepenbrink" in Hamburg, die so herzlich in ihrem anheimelnden Plattdeutsch zu „snakken" versteht.

Ein weiterer Vorzug der Darstellung offenbart sich in der großen Gemütstiefe, der schlichten, ungekünstelten Innigkeit der Empfindung, dem tiefen und scharfen Blick für Welt, Menschen und Leben, worüber Charitas Bischoff verfügt. Wir greifen hier den Abschnitt „Christrosen" (S. 54 ff.) als besonders charakteristisch heraus, ein Kapitel, das wegen seiner Einfachheit und Wahrheit der Empfindung Aufnahme in ein Jugendlesebuch wohl verdienen dürfte.

Köstlich sind auch die Bilder, die die geschätzte Verfasserin von ihrem Aufenthalt in Hamburg uns entwirft. Die gewaltigen neuen Eindrücke, die das Leben und der Verkehr der nordischen Großstadt in dem kindlichen Herzen hervorrufen, der Abschied von der geliebten Mutter, die auf zehn Jahre Deutschland verläßt, um eine Stellung in Australien anzunehmen, der Aufenthalt bei einem liebenswürdigen, menschenfreundlichen Hamburger Ehepaar, das inzwischen für die Erziehung und Ausbildung der vierzehnjährigen Charitas sorgt, hierauf die Übersiedelung nach Eisenach und Wolfenbüttel, wo sie sich für den Erzieherinnenberuf ausbildet, und endlich die Rückkehr von England nach der alten Heimat, in der sie dann den Gatten finden sollte: das alles wird so schlicht und herzbewegend uns vorgeführt, daß wir mit immer wachsender Spannung der liebenswürdigen Erzählerin folgen, ja ihre Erlebnisse selbst mitzuerleben glauben.

Wer daher als ein Feind seichter, oberflächlicher Unterhaltungsliteratur ein gehaltvolles, ohne Prätention auftretendes Buch liebt und den Wunsch hat, in stillen Stunden sich einmal in ein solches zu versenken, der greife zu den „Augenblicksbildern“ von Charitas Bischoff; ihre Lektüre wird nicht nur den Erwachsenen einen wahren geistigen Genuß und innere Befriedigung bringen, sondern auch bei der Ausbildung des Gemüts jugendlicher Leser und Leserinnen gewiß hervorragende Dienste leisten. Ausdrücklich möchten wir zum Schluß noch darauf hinweisen, daß das treffliche Buch sich besonders als Weihnachtsgeschenk für das deutsche Haus eignet: groß und klein, jung und alt wird das schöne Buch bald liebgewinnen, das überdies auch als Prämienbuch, besonders in Töchterschulen, passende Verwendung finden dürfte.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Aus der Franzosenzeit. Von Fritz Reuter. Ins Hochdeutsche übertragen von Dr. H. Conrad. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz, 1905.

Der vorliegende Band ist der erste der von H. Conrad in Angriff genommenen hochdeutschen Übertragung der Reuterschen Meisterwerke. Das anerkennenswerte Buch wird namentlich Österreichern und Süddeutschen, die bisher fast nie Reuters plattdeutsche Texte wirklich haben verstehen und würdigen können, aber auch Schweizern, deren dumpfe Sprache, das Schwyzerdeutsch, bisher der Mehrzahl aller Deutschen vielfach nicht recht verständlich war, besonders angenehm sein. Daß hochdeutsche Übersetzungen plattdeutsch geschriebener Werke letzteren an Wert niemals gleichkommen können, ist eine zwar landläufige, aber längst als falsch nachgewiesene Behauptung, und man muß dem Herausgeber unbedingt recht geben, wenn er in der Vorrede meint, es sei kein Grund vorhanden, daß in einem hochdeutsch geschriebenen Buche mecklenburgische Bauern nicht hochdeutsch sprechen sollten, da ja Schillers Italiener, Spanier und Franzosen (er hätte noch hinzusetzen können: „auch Engländer“) deutsch und seine Schweizer Landleute im Tell „schriftdeutsch“ (d. h. hochdeutsch), nicht „schwyzerdütsch“, wie im wirklichen Leben, sprächen.

Hettstedt. Dr. **Karl Löschhorn.**

Familienchronik. Mit Einleitung von Franz Blanckmeister. Arwed Strauch, Leipzig. 6 M.

Es ist ein günstiges Zeichen der Zeit, daß der Sinn für die Familie und ihre Geschichte auch in den bürgerlichen Kreisen erwacht, wie er in den aristokratischen von jeher heimisch war. Der Lehrer des Deutschen hat ebenso wie der Religionslehrer mannigfache Gelegenheit, diesen Sinn in der Jugend unseres Volkes zu wecken und zu lenken. Wohl ihm, wenn er sie nicht versäumt, auch das ist ein Stück wertvoller sozialer Arbeit. Brauchbare Winke zur Anlegung einer Familiengeschichte und Familiensammlung gibt die warmherzig geschriebene Einleitung dieser Familienchronik aus der Feder des Dresdner Pfarrers Franz Blanckmeister. Er hat selbst eine umfangreiche, bis ins Reformationszeitalter

zurückreichende Sammlung über seine Familie angelegt und ist infolgedessen in der Lage, seine Ratschläge aus eigener Erfahrung heraus zu erteilen. Er zeigt, was im Bürgerhause zur Pflege der Familiengeschichte geschehen soll, und wie zur Bewahrung der Familienüberlieferungen das Gebot der Pietät verpflichtet. Überzeugend weiß er den Bildungswert und vor allem den ethischen Wert solcher Beschäftigung mit der Familiengeschichte darzustellen. Er schließt mit dem stimmungsvollen Gedicht von Friedrich Ahlfeld „Die alte Linde", das in die Lesebücher aufgenommen zu werden verdient, und das den Maler O. Schwindrazheim zu dem gemütvollen Titelbild angeregt hat.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Nachtrag zu meiner Besprechung von Gregoris „Lyrischen Andachten".

In der Besprechung von Ferdinand Gregoris „Lyrischen Andachten" („Zeitschrift für den deutschen Unterricht" XX, S. 473) war gesagt, daß die Anregung Gregoris, Anthologien nach Stoffen und Stimmungen zu ordnen, u. a. auch Ferdinand Avenarius in seinem „Hausbuch deutscher Lyrik" befolgt habe. Avenarius bemerkt nun im „Kunstwart" XIX, 22, indem er Gregoris Buch empfiehlt, „daß das Manuskript meiner Sammlung schon jahrelang bei dem Hausbuchzeichner Fr. Ph. Schmidt war, als jene Anregung erschien". Diese (durch einige Briefe von Kunstwartlesern an Avenarius veranlaßte) kleine Richtigstellung sei auch hier mitgeteilt.

Leipzig. **Fr. Bernt.**

Zeitschriften.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band XIV. Heft 2. Inhalt: Engelmann Ad., Zur Lehrplanfrage. — Herberich G., Fortschritte auf dem Gebiete des realistischen Schulwesens.

—— Band XIV. Heft 3. Inhalt: Fauner J. M., Zur bayerischen Schulreform. Rückblick und Ausblick. — Fränkel L., Neueste Fortschritte auf dem Gebiete des realistischen Schulwesens. — Orschiedt W., Zur Lehrplanfrage.

Der Türmer. 8. Jahrg. Mai 1906. Inhalt: Des Kanzlers Probestück. Von Dr. Paul Harms. — Neues vom alten Mark Twain. Von Dr. Benno Diederich.

—— 8. Jahrg. Juni 1906. Inhalt: Gedanken über eine neue Lebensauffassung. Von Leo N. Tolstoi. — Die Helden des Corneille. Von Frantz Funck-Brentano. — Adolf Harnack. Von Christ. Rogge.

—— 8. Jahrg. Juli 1906. Inhalt: Friedrich Naumann und der neue Liberalismus. Von Dr. Richard Bahr. — In memoriam Eduard von Hartmann †. Von Dr. Otto Siebert. — Das Deutsche Reich und die Verfassung der Einzelstaaten. Von H. Grau.

—— 8. Jahrg. August 1906. Inhalt: Das große Neue in den Evangelien. Von Dr. Martin Kennerknecht. — Aus der Tannenruh. Gedanken eines Gottsuchers. Von Nikodemus. — Nach der Schlacht von Wörth. Gedicht von Martin Greif. — Napoleon I. und die deutsche Presse. Von Hermann Müller-Bohn.

Das literarische Echo. 8. Jahrg. Heft 16. Inhalt: Heinrich Bischoff, Die deutschen Dorfdichterinnen. — Oskar Anwand, Neue Lyrik.

—— 8. Jahrg. Heft 17. Inhalt: H. G. Fiedler, Neue englische Romane. — Eugen Kilian, Shakespeare-Literatur. — Max Meyerfeld, Wilde-Nachlese.

—— 8. Jahrg. Heft 18. Inhalt: Heinrich Bischoff, Deutsche Dorfdichterinnen. — W. Schmidtbonn, L. Schröder,

Rheinische Erzählungen. — Alfred Kerr, Ibsens Tod.

—— 8. Jahrg. Heft 19. Inhalt: Eugen Holzner, Antikes und Antikisierendes. — Georg Hermann, Hartlebens Tagebuch. — Hans Benzmann u. a., Dichterische Landsmannschaften.

—— 8. Jahrg. Heft 22. Inhalt: Otto Grautoff, Das Gewand des Buches. — Karl Enders, Lienhard als Lyriker. — Fritz Telmann, Dramen aus Österreich. — Rudolf Fürst, Ahasver-Literatur. — Karl Berger, Timm Krögers Novellen.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1906. Heft 18 (Nr. 98—103). Inhalt: Vom Weimarer Shakespeare-Tag. Von Dr. Eugen Kilian. — Ellen Keys Angriff auf unsere Erziehungsmethoden. Von Mathilde Planck. — Der Krieg als schaffendes Weltprinzip. (Eine Erwiderung) Von Paul Garin. — Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin. Von L. G.

—— Jahrg. 1906. Heft 19 (Nr. 104—109). Inhalt: D. Johannes Friedrich. (Zu seinem 70. Geburtstag.) Von O. K. — Max Eyth. (Zu seinem 70. Geburtstag [6. Mai].) Von G. F. — Die Erziehungsschule. Von Dr. Hans Kleinpeter (Gmunden). — Ithaka. Von H. Ludwig. — Sechsklassige Mädchengymnasien. (Eine Entgegnung.) Von Dr. Gustav Herberich. — Deutsche Bauernhäuser. Von Prof. O. Brenner (Würzburg).

—— Jahrg. 1906. Heft 20 (Nr. 110—115). Inhalt: Gedanken über Bildung. Von Dr. G. Zeller (Tübingen). — Der Nachlaß der Caroline von Günderrode. Von Ludwig Geiger (Berlin). — Das Ornament in der modernen Kunst. Von Prof. Karl Widmer (Karlsruhe).

—— Jahrg. 1906. Heft 21 (Nr. 116—120). Inhalt: Fürst Bismarck und König Karl von Rumänien. Von Dr. Adolf Hasenclever. — Zur menschlichen Urgeschichte. Von Ed. König (Bonn).

—— Jahrg. 1906. Heft 22 (Nr. 121—126). Inhalt: Der Besuch der Vertreter deutscher Städte in London. Von Prof. Dr. E. Sieper (München). — Das deutsch-evangelische Pfarrhaus und der evangelische Pfarrstand. Von Albert Landenberger. — Henrik Ibsen. Von Georg Brandes. — Zum deutsch-amerikanischen Professoren-Austausch. — Fünf neue Bände der Weimarer Goethe-Briefausgabe. Besprochen von Ludwig Geiger.

—— Jahrg. 1906. Heft 23 (Nr. 127—131). Inhalt: Pierre Corneille, der Dichter des Barock, und seine Gestalten. Von Dr. Jakob Engel (Magdeburg). — Zitat und Plagiat. Von Max Schultz (Berlin). — Goethes Humor und Heines Witz. Von Erich Eckertz (Düsseldorf). — Französische Germanisten. Von L. J.

—— Jahrg. 1906. Heft 24 (Nr. 132—136). Inhalt: Ein neuer Schweizer Dichter. Von Sigmund Schott (Frankfurt a. M.). — Schiller und Wagner. Von A. Ettlinger. — Der Deutsche und seine Schule. Von Dr. Hans Kleinpeter. — Deutschlands Seeinteressen. Von Dr. Willy Scheel.

—— Jahrg. 1906. Heft 25 (Nr. 137—142). Inhalt: Georg von Neumayer. (Zum 80. Geburtstag.) Von G. Lehmann-Felskowski. — Das Zeichnen und sein Beitrag zur allgem. Bildung. Von F. U.

—— Jahrg. 1906. Heft 27 (Nr. 150—154). Inhalt: Auszüge aus Briefen Heinrich Abekens an August Kestner. — Eine Fälschung in Heines Gedichten. Von Roman Albert Mell (München). — Die Medici-Kapelle Michelangelos, Erklärung ihres Statuenschmuckes. Von Prof. Heinrich Brockhaus.

—— Jahrg. 1906. Heft 28 (Nr. 155—160). Inhalt: Auszüge aus Briefen Heinrich Abekens an August Kestner. — Karl Schurz als Autobiograph. Von O. B. — Clara Viebigs neuer Roman. Von Sigmund Schott. — Nietzsche und die Juristen. Von Wilhelm Walther Krug (Karlsruhe).

—— Jahrg. 1906. Heft 30 (Nr. 167—172). Inhalt: Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation. Von Erich Walther. — Heine-Denkmäler. Von O. B. — Aus Tolstois Leben. Von Fritz Baader (Stuttgart). — Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Goethes italienischer Reise. Von L. G. — Erzieher zu deutscher Bildung. Von Th. Achelis (Bremen).

Neu erschienene Bücher.

Dr. Alfred Grund, Landeskunde von Österreich-Ungarn. Leipzig, G. J. Göschen. 1905. 139 S.

Moritz Keller, Die Wortbildung als Grundlage für Wortverständnis. Leipzig, Dürr. 1906. 79 S.

Dr. Wohlrabe, Deutschland von heute. Teil I: Meer und Flotte. Leipzig, Dürr. 1906. 167 S.

J. Geisel, Der Glockenguß. Leipzig, Dürr. 1906. 49 S.

Nik. Welter, Die Dichter der luxemburgischen Mundart. Diekirch, J. Schroell. 1906. 145 S.

Deutsche Schillerstiftung, 46. Jahresbericht. Vorort Weimar. 1906.

Dr. von Kozlowski, Gleim und die Klassiker Goethe, Schiller, Herder. Halle a. S., Waisenhaus. 1906. 21 S.

M. von Haken, Methode Haken. Leipzig, Renger. 1906. 190 S.

Verhandlungen der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 224 S.

Dr. Joseph Hense, Grundzüge der philosophischen Propädeutik für den Gymnasialunterricht. Freiburg i. B., Herder. 1905. 37 S.

Dr. H. Reis, Untersuchungen über die Wortfolge der Umgangssprache. Jahresbericht des Großherzogl. Ostergymnasiums zu Mainz. 1906. 33 S.

Dr. Richard M. Meyer, Deutsche Stilistik. München, C. H. Beck. 1906. 237 S.

Rudolf Lehmann, Deutsches Lesebuch. 1. Heft: Unterstufe. 2. Heft: Mittelstufe. 3. Heft: Oberstufe. Leipzig, G. Freytag. 1906.

Goethe, Iphigenie auf Tauris. Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. Hans Morsch. Leipzig, Max Hesse. 1906. 56 S.

E. Krukenberg, Die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1905. 294 S.

Wilhelm Bode, Goethe-Briefe. Auswahl in zwei Bänden. Hamburg-Großborstel, Verlag der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. 1906. 169 S. u. 197 S.

Dr. E. von Sallwürk, Die didaktischen Normalformen. 3. Aufl. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1906. 167 S.

D. Eiermann, Einführung in die deutsche Rechtschreibung. 4. Aufl. (Schülerausgabe). Weinheim, Fr. Ackermann. 1905. 80 S.

Justus Baltzer, Ehrgefühl und Ehrgeiz in der Mädchenerziehung. Halle a. S., Waisenhaus. 1906. 18 S.

Adolf Beier, Die höheren Schulen in Preußen und ihre Lehrer. 2. Aufl. Zweites Ergänzungsheft (Januar 1904 bis Februar 1906). Halle a. S., Waisenhaus. 1906. 116 S.

Franz Nitsche, Sammlung erklärter Sprichwörter als Materialien zu Aufsatzübungen. 2. Aufl. Leipzig, Dürr. 1906. 40 S.

D. Dr. Ludwig Bellermann, Inwiefern fördert der altsprachliche Unterricht ein tieferes Verständnis der modernen Literatur? Leipzig, Dürr. 1906. 19 S.

Dr. Karl Michaelis, Welche Grenzen müssen bei einer freieren Gestaltung des Lehrplans für die oberen Klassen des Gymnasiums innegehalten werden? Ein Vortrag. Leipzig, Dürr. 1906. 29 S.

Wilhelm Hering, Geschichte. 2. Aufl. Leipzig, Dürr 1906. 194 S.

Prof. Emil Stutzer, Kleiner Leitfaden für den sprachlichen Unterricht, insonderheit für den deutschen. Berlin, Weidmann. 1906. 40 S.

Dr. Paul Cauer, Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform. Berlin, Weidmann. 1906. 286 S.

Dr. Alfred Puls, Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands. 5. Teil: Prosalesebuch für Obertertia und Untersekunda. Ausg. B. 2. Aufl. Gotha, E. F. Thienemann. 1906. 353 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33 I.

Die Kaiseridee im deutschen Lied.

Ein kurzer Streifzug durch die politische Lyrik.

Von Dr. **Paul Zinck** in Leipzig.

Eine der wichtigsten Ideen, die der deutsche Geschichtsunterricht der Jugend tief ins Herz einzuprägen hat, wenn er nicht nur tote Zahlen und trockenen Notizenkram bieten, sondern auch Gesinnungsunterricht sein will, ist die Idee des deutschen Kaisertums. In einer Zeit, in der sich die große Menge des Volkes — wenn auch, wie wir zu seiner Ehre annehmen können, nicht immer aus innerstem Herzen, sondern infolge der Unzufriedenheit mit den äußeren Verhältnissen — zu einer antinationalen, mindestens aber republikanischen Lehre bekennt, in der auch die unteren Schichten befähigt werden, kritisch alle Einrichtungen in Gesellschaft und Staat mit ihrem Verstand zu durchmustern, ist auf die Darstellung des Kaisertums als einer geschichtlich erwiesenen Notwendigkeit für unser deutsches Vaterland mit ganz besonderem Nachdruck hinzuweisen. Das kann aber nur geschehen, wenn man an der Hand der Geschichte die Stellung des deutschen Volkes zur Kaiseridee im Laufe der Jahrhunderte darlegt, und es wird von um so größerer Wirkung besonders auf Herz und Gemüt sein, wenn man dabei die Dichter, die man nicht mit Unrecht die Stimme des Volkes nennt, zu Worte kommen läßt. Mit Folgendem soll der Versuch gemacht werden, in aller Kürze die Stellung der deutschen politischen Lyrik aller Zeiten zur Kaiseridee zu kennzeichnen. Natürlich kann und will ein solcher mit Hilfe der Dichtung durchgeführter Geschichtsdurchschnitt nicht im geringsten Anspruch auf stoffliche Vollständigkeit machen; er kann nur die Hauptpunkte der Entwickelung hervorheben. Wer sich näher über Einzelheiten unterrichten will, wird leicht in den poetischen Erzeugnissen dieser Art selbst wie in Abhandlungen über die politische Lyrik der verschiedenen Zeitabschnitte eine reiche Fülle von Stoff finden.

Eine politische Lyrik, vor allem sofern sie sich mit den Schicksalen des deutschen Kaisertums beschäftigt, haben wir erst seit der späteren Stauferzeit zu verzeichnen. Es hängt aber nicht nur mit der Entwickelung der deutschen Dichtung, die damals in ihren ersten Anfängen sich befand, zusammen, daß die Kaiser bis dahin, vor allem der große Karl, der Be-

gründer, und Otto I., der erste Erneuerer der Kaisermacht, nicht als Kaiser von zeitgenössischen Dichtern des Volkes besungen worden sind. Auch wenn schon damals die erste Blütezeit der deutschen Lyrik dagewesen wäre, würden sich wohl kaum so begeisterte Sänger wie Walter von der Vogelweide zum Preise jener Herrscher gefunden haben. So segensreich die innere Tätigkeit Karls des Großen für sein Reich gewesen ist, das Kaisertum war zunächst ein fremdes Gewächs, dessen Verpflanzung auf germanischen Boden sogar von den freien Franken eine gewisse Feindschaft entgegengebracht wurde, weil es als Fortsetzung des alten universellen römischen Kaisertums mit seiner hochentwickelten Kultur mancherlei von seinen Einrichtungen auf das Frankenreich zu übertragen suchte, was den in naturalwirtschaftlicher Freiheit sich bewegenden Franken nicht behagte. So konnten sich denn auch nur die lateinisch dichtenden Poeten aus der höfischen Umgebung Karls dazu aufschwingen, seine Taten zu besingen und ihn als den neuen Augustus zu preisen, und auch der Größte der Ottonen ist nur von der Nonne Hrosvitha in lateinischen Versen verherrlicht worden. Erst die Dichter in der Zeit des Niederganges der Kaisermacht träumten von der alten karlingischen und ottonischen Herrlichkeit und verliehen ihren Reflexionen über diese Perioden des Glanzes und der Macht poetischen Ausdruck.

Auch den großen Staufern, dem Rotbart wie Heinrich VI., ist es nicht beschieden gewesen, im Lied verherrlicht zu werden, wenn auch ihre Taten Gegenstand zeitgenössischer epischer Dichtung waren. Nicht, daß es den ritterlichen Minnesängern noch an Interesse oder Verständnis für die Großtaten dieser hervorragenden Herrscher gefehlt hätte oder das Kaisertum ihnen noch eine fremdartige Erscheinung auf deutschem Boden gewesen wäre. Viele von ihnen finden wir in den Diensten jener, sei es im Kampfe gegen äußere oder innere Feinde, sei es nach Italien oder ins gelobte Land. Doch ihrer Minne zu Kaiser und Reich wußten sie noch nicht Worte und Töne zu leihen; ihre Leier war nur gestimmt zu Liedern von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit.

„So ist des alten deutschen Reiches Herrlichkeit, die Zeit seiner höchsten Machtfülle, die Zeit der größten Kaiser des Mittelalters, dahingegangen, unbesungen von den Dichtern deutscher Zunge." Doch die Liebe zu Kaiser und Reich schlummerte nur in dem Busen der Sänger, und alsbald begann sie in heißer Glut emporzuflammen, als wieder einmal die Gefahr von jenseits der Berge sich zeigte, als die aufs neue zur Weltherrschaft emporstrebende Macht des Papsttums dem deutschen Kaisertum in den Weg trat und ihm schließlich nach gewaltigem Ringen den Todesstoß versetzte. Und der erste, der durch Lied und Spruch für das universelle römische Kaisertum deutscher Nation eintrat gegen die Ansprüche Roms, der ein starkes deutsches Königtum ver-

teidigte gegen die partikularistischen Gelüste der deutschen Lehnsfürsten, war der größte unter den deutschen Sängern, Walter von der Vogelweide. Im Wahlstreit trat er für die angestammten Staufer ein, wenn er dem deutschen Lande zurief:

Bekehre dich, bekehre,
Die Fürsten dünken sich zu hehr,
Die armen Kön'ge drängen dich.
So setz' Philipp den Waisen auf,
Dann sollen sie bescheiden sich.

Dem Papste rief er unerschrocken die Mahnung und Warnung zu:

Herr Papst, ich fürchte mich noch nicht,
Denn ich gehorch' euch, wie es Pflicht.
Wir hörten euch der Christenheit gebieten,
Dem Kaiser untertan zu sein;
Ihr selber segnetet ihn ein,
Daß wir ihn hießen Herr und vor ihm knieten.

Gedenkt auch eures Spruchs.
Ihr spracht, wer dich segnet, sei
Gesegnet, wer dir flucht, der erfahre
Das Vollgewicht des Fluchs.
Um Gott, das denkt, ob sich dabei
Der Pfaffen Heil und Ehre wohl bewahren.

Dem Kaiser Otto IV. aber trat er als Gottesbote entgegen, um ihn an seine Pflichten zu mahnen:

Herr Kaiser, ich bin hergesandt
Als Gottes Bot', aus Himmelsland!
Ihr habt die Erd', er hat den Himmel droben.
Er will, daß ihr ihm Recht verschafft.
Ihr seid sein Vogt, die Heidenschaft
Laßt nicht in seines Sohnes Lande toben.

Seid willig, ihm zu richten:
Sein Sohn, mit Namen Jesu Christ,
Vergilt es einst, das hieß er mich euch sagen.
Eilt, seinen Streit zu schlichten.
Er richtet euch, wo er Vogt ist,
Und kämet ihr, den Teufel zu verklagen.

Wenn er nach Philipps Ermordung auf die Seite des kraftvoll auftretenden Welfen Ottos IV. trat, um, als dessen Glücksstern unterging, dem jungen Staufer Friedrich zuzujubeln — immer aber frontmachend gegen Papst-, Pfaffen- und Fürstentum, — so geschah es wohl nicht nur, um des neuen Herrschers „milte“ zu erlangen, sondern vor allem aus Liebe zu einem kraftvollen deutschen König- und Kaisertum.

Wie Walter, so sangen auch alle anderen damals im deutschen Dichterwalde; nur selten erhob sich eine Stimme für das Papsttum und andere das Kaisertum untergrabende Gewalten. Bruder Wernher ließ dem jungen Friedrich ein begeistertes Loblied erklingen, erinnerte ihn aber auch seiner hohen Pflichten, besonders der, Recht und Gerechtigkeit zu pflegen:

Nu sizzet er uf gelükkes rade;
Wil er daz ez im wenke niht,
So riht er, waz die armen klagen,
So git (gibt) im Got ze saelden pfliht.

Der Tanhuser sang einen Lobpreis auf Friedrich und seine Söhne und klagte über das Unglück des edlen Geschlechtes; vor allem aber setzte

Reinmar von Zweter, wenn auch nicht mit gleicher poetischer, schwungvoller Beredsamkeit, so doch mit um so mehr dialektischer Schärfe und gelehrter Verständigkeit das Werk Walters fort. In hoheitsvollen Tönen sang er das Lob des Kaisers, als dieser das strenge Landfriedensgesetz erließ und selbst mit bewaffneter Hand die Raubburgen zerstörte; er nannte ihn Hort der Treue, Anker der Besonnenheit, Vorbild der Zucht, Fülle des Verstandes, Zunge gerechter Urteile; er übertrug ihm die Weltherrschaft und nannte ihn Schutz und Schirm der Christenheit. Bezüglich des Verhältnisses zwischen Kaiser- und Papsttum knüpfte er an die Theorie des alten Gesetzbuches des Sachsenspiegels von den zwei Schwertern an, die nur einer Scheide bedürfen: das eine gehöre dem Papste, der mit Bann und Buch, mit Lehren und Strafen die Christenheit leite; das andere dem Kaiser als Richter der Christenheit und St. Petri Kämpfer. Von einer Unterordnung des Kaisertums unter das Papsttum konnte ihm deshalb keine Rede sein. Er beklagte daher tief, daß die beiden Schwerter uneins seien. So hielt auch er treu zum Kaisertum, doch nur so weit, als es seine Pflichten in und außerhalb Deutschlands erfüllte. Er war darum auch Anhänger der Wahlmonarchie, weil nur sie seiner Meinung nach ermöglichte, an die Stelle eines unfähigen oder gewissenlosen Kaisers einen besseren zu setzen. Deshalb wandte er sich wohl auch von Friedrich immer mehr ab, der sich in Deutschland nicht mehr sehen ließ und es 1241 den Mongolen preisgab; aber noch 1256 bei der Doppelwahl der beiden Pfingstkönige Alfons und Richard, wie er sie nannte, klagte er tief um die verlorene deutsche Ehre.

Unheilvoll war sie über Deutschland hereingebrochen, die kaiserlose, die schreckliche Zeit mit ihrer Unsicherheit und Rechtlosigkeit, mit ihrer Herrschaft der Faust, und wehmutvoll erschollen wieder die Dichterstimmen. Der „Marner“ trauerte darüber, daß Karls Königsstuhl in Aachen unbesetzt bleibe, daß die Fürsten dort mahlen, wo der Kaiser mahlen solle; er sehnte den letzten Staufensproß Konradin als Kaiser herbei und klagte bitter über seinen frühen Tod. In seinem Liede

> Die mükken habent künik under inne,
> Die beien einen wisel, dem sie volgen,
> Dekein creature lebet ane meisterschaft.
> Mensch, diz merke, hastu sinne etc.

schlug der „Misnaere“ gleiche Töne an, und manch anderer tat es noch mit ihm.

Wie freudig begrüßten deshalb auch die patriotisch gesinnten Dichter die Wahl Rudolfs von Habsburg zum deutschen Könige, dieses „Gräfleins“, wie ihn wohl manche Fürsten spöttisch nannten, der aber doch schon Proben

seines mannhaften, tatkräftigen Handelns gegeben hatte. Freudig lud ihn Friedrich von Sonnenburg zur Kaiserkrönung ein:

> Wir laden dich zer wihe, williklich sin wir bereit.
> Die krone unde alle keiserliche wirdikeit,
> Die empfa von uns vil lieber sun, so du erste maht in kurzen tagen,
> Din houbet krone uf erden sol ob allen künigen tragen.

Und wenn auch manch einer, der auf klingenden Lohn für seinen Sang hoffte, Rudolfs sparsamen Sinn tadelte, so rühmten doch alle seine Herrschertugenden, die er zum Wohle des Reiches im Handeln übte.

Als dann freilich des ersten Habsburgers Hausmachtbestrebungen immermehr zutage traten, als alle seine Nachfolger seinen Fußtapfen folgten und dabei mehr und mehr des Reiches allgemeines Wohl außer acht ließen, da bildete sich in der Volksseele die Überzeugung heraus, daß diese Herrscher nicht berufen seien, des Reiches und des Kaisertumes alten Glanz wieder aufzurichten. Mit einer gewissen Resignation erwarteten die Patrioten das Heil von der Zukunft, und der letzte mächtige Staufer selbst, Friedrich II., dessen Tod so plötzlich gekommen war und den man deshalb gar nicht gestorben glaubte, sollte nach ihrer Meinung der Bringer des Heils und der Erfüller ihrer Hoffnungen werden.

So entstand, anknüpfend an eine alte kirchliche Sage vom Antichrist, die deutsche Kaisersage, die von nun an von Geschlecht zu Geschlecht bis zu den Zeiten des neuen Reiches sich weiter vererben sollte. Wer anders sollte sie wieder öffentlich zum Ausdruck bringen, als die Dichter und Sänger des Volkes?

Die Verbindung mit jener Sage brachte es mit sich, daß man nach dem Vorgange des Mönches Johannes von Winterthur geradezu messianische Erwartungen an die Wiederkunft Friedrichs II. knüpfte. Ist das Unheil, das durch den Kampf der beiden Häupter der Christenheit, Papst und Kaiser, heraufbeschworen wird, so groß, daß niemand es mehr zu stillen vermag,

> So kumt sich keiser Friderich,
> Der her und auch der milt,
> Er vert dort her durch Gotes wiln,

heißt es in dem Meisterlied aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Er wird einen allgemeinen Völkerfrieden herbeiführen und

> So gewint dy werld dann freuden also vil.

Natürlich sollte er zuvor das Reich Gottes überall wieder aufrichten; so singt der Priester Johann von ihm:

> Nur er pring das heilige grabe
> Und darzu das heilig land
> Wieder in der christen hant.

Je mehr die Wirren im heiligen römischen Reiche deutscher Nation zunahmen, je mehr die partikularistischen Fürstenmächte die Gewalt in die Hand bekamen, je größer das Sündenregister der römischen Geistlichkeit wurde, um so mehr mußte diese Sage von der Wiederkehr eines mächtigen Kaisers, der mit allen diesen Zuständen aufräumte, im Volke Fuß fassen, so sehr, daß es einer Reihe von Abenteurern zujubeln konnte, die sich für den wiedergekehrten Friedrich ausgaben.

Aber auch auf manchen aus der Reihe der regierenden Kaiser und Fürsten Deutschlands wurde noch von den Dichtern die Hoffnung des Volkes übertragen. Nicht nur den kraftvollen Friedrich den Freidigen von Meißen und Thüringen, den Enkel Friedrichs II., der selbst als Friedrich III. von Gottes Gnaden, König von Jerusalem und Sizilien, den Ghibellinen in Italien seine bevorstehende Ankunft verkündigte, hätte man gern mit der Kaiserwürde bekleidet gesehen, auch Sigismund und der gleichnamige, aber in seiner Tatenlosigkeit dem tatenreichen Friedrich so ungleiche Friedrich III. und der zwar ebenfalls nicht besonders heldenhafte aber doch ritterlich edelgesinnte Maximilian I. wurden von bekannten und unbekannten Dichtern aufgefordert, die Erbschaft des großen Staufers anzutreten und die großen Reformen durchzuführen.

Ein Volkslied erzählt, was dem Kaiser Sigismund durch einen Ordensmeister prophezeit worden sei:

Er hat in noch mehr wissen lan:
All sein Feind werden untertan,
Das heil'ge grab wird in sein hand
Vor seinem tod, und mannich land,
Die im noch widerwertig sind
Mit hertigkeit, die verden lind.

Ein anderer Volksdichter (Heinz Gluf) ermahnt Friedrich III., den Schwäbischen Bund, der aus Fürsten, Grafen und Städten bestand, nicht zum Schaden von Kaiser und Reich zu mächtig werden zu lassen und ruft ihm zu:

Darumb gebrauch dein Macht
Und bis mit fleiß darauf bedacht,
Daß du sie pringst in sunder pflicht
Daß sie nach deinem tode icht
Keinem andern wesen untertan
Dann kunig Maximilian
Und dem heiligen römischen reich.

Maximilian aber wird in einem Volkslied versichert (1513), daß sogar die Mitglieder des revolutionären Bundschuhs an dem Kaisertum festhalten werden; es heißt dort, daß die Bauern

Keinen Herren wollten haben mee
Denn nur den bapst, als ich verstee,
Und auch den kaiser, nur die zwee.

In der Kaisersage griff aber in dieser Zeit des völligen Versagens der kaiserlichen Macht auch der Glaube mehr und mehr um sich, daß der machtvolle Begründer des Kaisertums, Karl der Große, den Dürer damals so trefflich mit allen seit seiner Zeit entstandenen Insignien und Attributen der Kaisermacht darstellte, zur Rettung seines Reiches wiederkehren werde. Was Wunder, wenn ein Volksdichter (Jörg Daxpach), der 1529 den Türkenkrieg besang, in dem gleichnamigen Karl V. den großen Kaiser sah:

Ein prophezi vorhanden ist,
Darzu helf uns Jesu Christ,
Er (der Türk) soll werden erschlagen
Von einem kaiser Karl genannt.

— — — — — —
Dann wird er versammeln ein großes heer,
Mit dem wird er ziehen über meer,
Alle welt wird er bezwingen.

Nicht lange mehr war freilich dieser Kaiser, auf den bei seinem Regierungsantritte sogar Luther und mancher seiner Freunde große Hoffnungen setzten, der erwartete Mann. Seine Stellungnahme gegen die Reformation, der sich der größte Teil des deutschen Volkes mit Begeisterung zuwandte, mußte dazu führen, daß sich dieses innerlich von dem Kaisertum abwendete und den Kaiser als seinen Feind ansah. Der tiefe Riß zwischen Volk und Kaiser, der auch das letzte Auftreten eines falschen Friedrich zur Folge hatte, gibt sich kund in verschiedenen Volksliedern der Zeit, die meist einen ziemlich revolutionären Ton anschlagen. So läßt ein Dichter in einem Gespräche, das er mit Ariovist, Arminius, Friedrich Barbarossa und Georg Frundsberg über die Ursachen des Schmalkaldischen Krieges führt, den Kaiser Rotbart sagen, nachdem Arminius die Helden zum Kampfe gegen Kaiser und Papst aufgefordert hat:

Dieweil der keiser von euch allen
Ist zum welschen babst gefallen,
So seid ir auch von ihm ganz frei
Das keiner ihm verpflichtet sei;
Und widerstreitet ihm mit recht,
Denn er ist jetzt ein pfaffenknecht,
Handelt wider sein amt und pflicht.

Ein anderes wirft ihm seine dem Reiche schädlichen Hausmachtbestrebungen vor, indem es ihn mit den Worten anredet:

Karle, sag an die sachen,
Die heimlich treiben dich!
Deutschland wilt eigen machen
Dem Haus zu Östérreich.

Als nun auch die Nachfolger Karls mehr und mehr eine dem Protestantismus feindliche Haltung annahmen und der schlimme Dreißigjährige Krieg die Kluft zwischen der kaiserlichen und der protestantischen Partei aufs unheilvollste erweiterte, da gab auch das deutsche Volk die Hoffnung auf, daß einer der regierenden Kaiser das Reich wieder zum alten Glanze führen werde; ja selbst die Kaisersage mit ihrem Hoffen auf die Wiederkehr des letzten großen Staufers schien aus dem Volksbewußtsein geschwunden zu sein. Deutschland war zum Tummelplatze fremder Völker geworden, und fremde Sprachen, Sitten und Gebräuche verdrängten deutsches Volkstum. Das Nationalgefühl war so gesunken, daß die Gebildeten sich fast schämten, Deutsche zu heißen, daß sie deutsch zu reden, sich deutsch zu kleiden als Zeichen von Bildungsmangel ansahen. In diesen Zeiten des nationalen Niederganges schwiegen die Sänger von Kaiser und Reich, die ja als Zerrbilder nur der Spott fremder Nationen waren. Ihre Aufgabe war es, das Nationalbewußtsein überhaupt wieder zu beleben und zu fördern; darum spotteten ein Moscherosch und ein Logau über fremde, besonders französische Sitte und Mode; darum wies ein Klopstock mit seinen Nachahmern auf die germanischen Helden der Urzeit hin; darum suchte ein Lessing der deutschen Sprache wieder zu größerer Achtung zu verhelfen; darum stellte ein Schiller in der für ihr Vaterland begeisterten Jungfrau des Nachbarlandes seinen Volksgenossen ein Beispiel von leuchtendem Patriotismus hin; und als dann im Jahre 1806 das römische Kaiserreich deutscher Nation, von dem der jugendliche Goethe in schmerzlichem Humor gesagt hatte: „Das liebe heil'ge, röm'sche Reich, wie hält's nur noch zusammen?" auch äußerlich völlig zerfiel, weil Kaiser Franz II. die deutsche Kaiserkrone niederlegte, da zeigte sich bald, noch in den Jahren der tiefsten Erniedrigung, daß die Hoffnung auf eine Erneuerung des Reiches noch immer in den Herzen der Patrioten lebte, vielleicht gerade deshalb, weil es nicht mehr an die Habsburger gekettet war; da wurde es klar, daß die alte Kaiseridee nur geschlummert hatte und nur des Rufes harrte, der sie zu neuem Leben erwecken sollte.

Wer sind die edlen Sänger, die in dieser schweren Zeit den Reichsgedanken und die Kaiseridee hochhielten? Ich nenne da vor allem drei Namen von bestem Klang: Hoffmann v. Fallersleben, Fr. Rückert und Max v. Schenkendorf. Im Jahre 1812, als der große Korse auf der höchsten Stufe seiner Macht stand, als er ganz Europa zwang, ihm bei der Unterjochung Rußlands Dienste zu leisten, war es der Dichter unseres herrlichen Nationalliedes „Deutschland, Deutschland über alles", der den Wunsch aussprach:

Wenn der Kaiser doch erstünde!
Ach er schläft zu lange Zeit:
Unsre Knechtschaft hat kein Ende
Und kein End' hat unser Leid.
Kaiser Friedrich, auf, erwache!
Mit dem heil'gen Reichspanier
Komme zur gerechten Sache,
Gott der Herr, er ist mit dir!

Auf dem schönen deutschen Lande
Ruht der Fluch der Sklaverei,
Mach' uns von der eignen Schande,
Von dem bösen Fluche frei.
Ach es krächzen noch die Raben
Um den Berg bei Tag und Nacht
Und das Reich, es bleibt begraben,
Weil der Kaiser nicht erwacht.

Dann war es Rückert, der mit seinem bekannten Gedichte „Barbarossa", in dem er die alte Kaisersage von dem zweiten Friedrich auf den in seiner Machtentfaltung glücklicheren Rotbart übertrug, die Sehnsucht nach dem Glanz der staufischen Kaisermacht zu sprechendem Ausdruck brachte, so daß der Sang von Barbarossa in den verschiedensten Weisen widerhallte und erst zum Schweigen kam, als dem Barbarossa ein würdiger Nachfolger in einem Barbablanca erstanden war. Rückert lenkte auch in seinem Gedichte „Der Stuhl zu Aachen" das Augenmerk des deutschen Volkes wieder auf den großen Begründer des germanischen Kaisertums:

Unter Franz II. nahm das deutsche Reich ein Ende

Und der Kaiserdom zu Aachen
Ward versetzt auf fremden Grund.

Der große Napoleon wagte, sich auf den Stuhl zu Aachen zu setzen; da aber stieg der Schatten des großen Kaisers aus der Gruft,

Welcher den Franzosenkaiser
Mit dem breiten Schwerte schlug
Und den Kaiserstuhl zu Aachen
Wieder bracht' auf deutschen Grund.

„Sitze Karol, deutscher Kaiser", schließt das Gedicht, wieder auf deinem Stuhle, in deinem vollen Schmucke und mit dem Evangelienbuche.

Zeige so dich unsern Augen!
Zeig auch einen Kaiser uns,
Der dir selbst in deine Hand
Bald ablege seinen Schwur.

Der Sänger aber, der nach der ersten Niederwerfung Napoleons mit ganz besonderer Inbrunst die Wiederkehr von Kaiser und Reich erhoffte und erflehte, war der fromme Max v. Schenkendorf. Er rief am „28. Jänner 1814", bei der 1000. Wiederkehr des Todestages Karls des Großen, voll tiefster Sehnsucht:

Geliebtes Haupt erwache,
Ersteh' von langer Ruh',
Vollziehe du die Rache!

und in dem Gedicht „Der Stuhl Karls des Großen“:

Komm vom Himmel du herab,
Den wir alle froh begrüßen,
Dem wir sinken zu den Füßen,
Steig empor aus tiefem Grab.
Ach, die Sehnsucht wird so laut!
Wollt ihr keinen Kaiser küren?

Kommt kein Retter, heimzuführen
Deutschland, die verlaßne Braut?
Einen hat sich Gott ersehen,
Dem das Erbteil zugefallen,
Der ein Stern wird sein vor allen,
Und was Gott will, muß geschehen.

Er richtete, als die Ruinen des Schlosses zu Heidelberg ihn an französische Raubgier und Deutschlands Zerrissenheit erinnerten, die Mahnung an das Vaterland:

Nimm denn auch auf deinem Throne
Teurer, höchster Heldenschatz,
Angetan mit goldner Krone,
Deutschland, wieder deinen Platz.

und an das deutsche Volk die Mahnung in seinem „Gebet“:

O sei denn endlich weiser
Du Herde ohne Hirt,
Und wähle schnell den Kaiser
Und zwing' ihn, daß er's wird.

Laß Fürst und Bürger schwören
Dem Herrscher stark und mild,
Dann wird er sein in Ehren
Des Reiches Haupt und Schild.

Er forderte auch Kaiser Franz von Österreich auf, mit seinem Eintritt in das Bündnis mit Preußen und Rußland auch die deutsche Kaiserwürde wieder anzunehmen:

Deutscher Kaiser, deutscher Kaiser!
Komm zu rächen, komm zu retten,
Löse deiner Völker Ketten,
Nimm den Kranz dir zugedacht.

Der ersehnte Völkerfrühling sollte für Deutschland noch nicht hereinbrechen: all die edle Begeisterung, die das ganze Volk durchflutete, sollte keine Früchte tragen; das zeigten schon die Tage des Wiener Kongresses und noch mehr die folgenden Jahre mit ihrer Unterdrückung aller edlen, freiheitlichen, patriotischen Regungen. Voll heiligen Zornes erhob schon „am 18. November 1816“ Uhland eine „Klage gegen Fürsten und Völker, gegen Weise und Fürstenräte“, weil die Hoffnungen des deutschen Volkes nicht erfüllt worden waren. Als aber 1834 noch immer keine Änderung eingetreten war, da enthüllte er in seiner „Wanderung“ schonungslos das ganze politische Elend Deutschlands, das ihm so groß erschien, daß er verzweifelte, den Tag des Heiles noch zu erleben:

Wann einst das Heil gekommen,
Dann reis' ich wieder aus:
Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Kann es uns wundernehmen, daß in Jahren unerfüllter Sehnsucht nach kriegerischen Taten eines neuen Heldenkaisers die dichterische Verherrlichung des großen französischen Soldatenkaisers zu den Hauptthemen mancher Zeitdichter gehörte und deren Lieder zu Lieblingsliedern des deutschen Philistertums wurden?

Aber das Hoffen und Sehnen hörte nicht auf. Ludwig Bechstein rief Barbarossa zu:

Schläfst noch immer, alter Kaiser?
Tritt hervor, du Kraftgestalt!
Wappne deine Mannen prächtig!
Sieh', der Türk' ist noch gar mächtig!
Barbarossa, kommst du bald?

und Rogge bat in seinem Liede „Der verlorne Kaiser" Friedrich den Zweiten, der, vom Papste gebannt, sein Volk verlassen hat, aber nicht gestorben ist:

Ja komm, laß dich uns schauen,
Wir haben's ja gebüßt,
Und donnernd in Deutschlands Gauen
Sei du aufs neu' gegrüßt.

Sie wähnen sonst im Reiche
Tot dich und deinen Ruhm,
Versenkt mit deiner Leiche
Das deutsche Kaisertum.

Ja, manche der vaterländischen Dichter richteten schon ihren Blick auf die Hohenzollern und hofften von ihnen Erfüllung der Sehnsucht nach der Wiederaufrichtung des Kaisertums. Simrock schließt sein Gedicht „Das Zepter Karls des Großen" (1830), in dem er eine eigenartige Vision schildert, mit dem Wunsche, daß

Hoch über Meer und Erde
Sich wiege Preußens Aar,
Das Zepter Karls des Großen
In Friedrich Wilhelms Hand.

Und in Pfizers „Einst und Jetzt" lesen wir:

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die verlaßnen Heimatlosen
Mit den goldnen Schwingen zu!

Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih!
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

In den vierziger Jahren mehrten sich ganz besonders die Stimmen derer, die eine Wiederaufrichtung des Kaiserthrones nicht nur wünschten, sondern auch für möglich hielten. Zwar gab noch mancher die Hoffnung auf Erneuerung des Reiches auf, so Otto Ludwig in dem Gedichte „Deutschlands Einheit":

Ich alter deutscher Kaiser
Der Rotbart zubenannt,
Ich sitz' in dem Kyffhäuser
Und warte auf mein Land.
Ich höre, daß die Kunde
Von vierzig Völkern spricht,
Nur Deutsche gibt's zur Stunde
In meinem Deutschland nicht.

Soll ich nicht eher kehren
Als auf der Einheit Gruß,
So wird's wohl ewig währen,
Daß ich hier warten muß.
Ich habe nichts erworben
Als Kummer, Sorg' und Not;
Wär ich nicht schon gestorben,
Ich grämte mich zu Tod.

Zwar sah das literarische „Jung-Deutschland" besonders das Heil in der Republik, so Georg Herwegh, obwohl von ihm das erste deutsche Flottenlied stammt und er sich auch in einem Gedicht an den König Friedrich Wilhelm IV. gewendet hat, das so recht zeigt, welche erhabene Mission man damals diesem Könige zuschrieb, — so auch Ferdinand Freiligrath, wenn er sang:

Daß Deutschland stark und einig sei,
Das ist auch unser Dürsten!
Doch einig wird es nur wenn frei
Und frei nur ohne Fürsten!

O Volk, ein einz'ger Tag verstrich,
Und schon vom Vivat heiser!
Erst gestern hieß er schlachten dich
Und heute deutscher Kaiser?

Doch ihre Stimmen wurden übertönt durch die, die nach einem Kaiser riefen. Die Barbarossasage lebte wieder auf. Der Leipziger Dichter-Senior Rudolf von Gottschall schrieb damals in Jugendfrische sein Gedicht „Barbarossa", ein Sehnsuchtsbekenntnis für die Wiederherstellung des deutschen Reiches, welches mit den Worten endet:

Gib uns zurück, was wir mit Schmerz vermissen,
Des Reichs Palladium, das man uns hat entrissen!
Dein ein'ges, einz'ges Banner wehe wieder
Im Morgenrot von Deutschlands Höhn hernieder!

Emanuel Geibel dichtete seinen Sang von „Friedrich Rotbart" und sang sein „Lied des Alten im Bart". Und lautet es in diesem noch:

Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leis' und leiser,
Wann weckst du sie mit Trompetenlaut,
Wann führst du sie heim, mein Kaiser?,

so klingt's in jenem schon hoffnungsvoll:

Und dem alten Kaiser beugen sich die Völker allzugleich,
Und aufs neu zu Aachen gründet er das heil'ge deutsche Reich.

Geibel war es überhaupt, der gewissermaßen die Erbschaft M. v. Schenkendorfs angetreten hatte. Er hörte nicht auf zu singen und zu sagen von des neuen Reiches Herrlichkeit, nur daß er glücklicher war als jener, indem das, was er hoffte, zu seinen Lebzeiten herrlicher als er geahnt in Erfüllung

gehen sollte. Wie kraftvoll und rührend zugleich berührt uns sein herrliches Lied „Hoffnung“: „Und dräut der Winter noch so sehr mit trotzigen Gebärden usw.“, das er selbst — zum Zeichen, daß er seinen Inhalt vaterländisch gedeutet wissen wollte — unter seine Zeitgedichte stellte; wie war er sich völlig klar darüber, daß eine Lösung der deutschen Reichs- und Kaiserfrage nur mit Blut und Eisen erfolgen konnte, wenn er dichtete:

> Bei Gott, ich zähle nicht zu den Verwegnen,
> Die um ein Nichts ein schwer Verhängnis fodern,
> Doch besser als am innern Krebs vermodern,
> Deucht mir's, dem Feind auf blut'gem Feld begegnen.

Wie verstand er es, in wahrhaft prophetischer Weise auf den kommenden Mann, „der Deutschland unter einem gottbegnadeten Könige in den Sattel helfen sollte“, hinzuweisen, wenn er in einem anderen Sonette sagte:

> Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
> Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner,
> Mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel.

Das Jahr 1848 schien endlich alle die Hoffnungen der deutschen Patrioten erfüllen zu wollen. Das Frankfurter Parlament beschäftigte sich auch mit der Kaiserfrage. Leider geschah das zunächst in wenig würdiger, saumseliger Weise, so daß manche Satire auf diese Zustände gedichtet wurde. Welche Fragen alle bezüglich der Erneuerung der Kaiserwürde aufgeworfen wurden, darüber berichtet besonders der Böhme Moritz Hartmann, der Leitmeritz im Parlamente vertrat, in einem Gedichte dieser Gattung, das folgendermaßen beginnt:

> Der Kaiser soll nicht erblich sein,
> Der Kaiser soll nicht sterblich sein,
> Und auch nicht lebensdauerlich
> Und gar sechsjährig — schauerlich!
>
> Der Kaiser soll nicht wählbar sein
> Und nicht vom Volkshaus quälbar sein,
> Der Kaiser soll nicht unendlich sein.
> Was soll er sein? Was soll er sein?
> O Gott, vom Himmel sieh darein!

Schließlich trat besonders die Personenfrage in den Vordergrund. Hie Österreich, hie Preußen! klingt es auch aus den Erzeugnissen der politischen Lyrik uns entgegen. Grillparzer, der auch in jenen Jahren die österreichische Volkshymne umdichtete, trat in einem wenig wertvollen an Friedrich Wilhelm IV. gerichteten Gedichte offen für den Kaiser von Österreich als neuen Kaiser ein:

> Ob schlau und fein ihr's kartet gleich,
> Die Natur ist dennoch weiser,
> Sie deutet hin auf Österreich,
> Das der wahre deutsche Kaiser.

Der edle Anastasius Grün und andere folgten ihm. — Doch auch gegen Österreich, für Preußen regten sich mehr und mehr Stimmen. Ein Niedersachse schrieb gegen den Erzherzog Reichsverweser:

Es geht nicht, Hans, du kannst es nicht,

ein Franke — Altenhöfer — richtete einen warmherzigen Appell an Friedrich Wilhelm IV., sich auf den Stuhl Karls des Großen zu setzen:

O eile her, ihn einzunehmen,
Du Stärkster mit dem schärfsten Schwert,
Da walte du, kein Kaiserschemen,
Klug, tapfer, der Lebend'gen wert!

und dem Parlamente rief er zu:

Ihr Kürer eilt, die Zeit wird ehern,
Und nah und näher drängt die Not!
Den Blinden selbst, nicht bloß den Sehern
Färbt sich der Himmel blutig rot.

Auf! knüpft uns neu die alten Bande
Von Wahn und Tücken unbeirrt!
Ein Bürgertum im deutschen Lande!
Ein Kaiserhaupt! Ein Völkerhirt!

Das Parlament beschloß schließlich, den Preußenkönig zum Kaiser zu küren. Der edle Patriot E. M. Arndt war 1849 unter denen, die im Auftrage des Volkes Friedrich Wilhelm die Krone anbieten sollten. Wie schmerzte es gerade ihn, daß dieser Gang, den man so reich an Hoffnungen antrat, so hoffnungslos enden sollte. In seinem Liede „Die erfolglose Ausfahrt zur Heimholung des deutschen Kaisers" gibt er seinem Schmerze Ausdruck, läßt aber auch die Hoffnung auf endliche Erfüllung des Kaisertraumes durchblicken:

Kaiserschein, du höchster Schein,
Bleibst du denn in Staub begraben?
Schrein umsonst Prophetenraben
Um den Barbarossastein?

Nein! und nein! und aber nein!
Nein, Kyffhäusers Fels wird springen,
Durch die Lande wird es klingen:
Frankfurt holt den Kaiser ein!

Und wenn auch Geibel klagte:

Und wo in vor'gen Tagen
Der Stuhl des Kaisers stand,
Wächst fort das Gras!
Das muß ich ewig klagen,

so ließ auch er doch in seinem starken Gottvertrauen nicht die Hoffnung sinken. Barbarossa mußte einst erwachen. Mochte auch Viehoff 1851 trauernd singen:

Drei Jahre sind's, daß ich es hoffend sang
Und jetzt? Wie hebt sich, ach, die Brust so bang!
Weh dir, du Zwerg im Felsverschlosse!
Du hast betrogen uns mit froher Mär,
Den Berg umkrächzet laut der Raben Heer,
In schwerem Traum liegt Barbarosse,

der Glaube an die Wiederkehr der alten Kaiserpracht schwand nicht aus den Herzen der Patrioten:

Ob wir in Not und Schmach versunken,
In blut'gem Hader uns entzweit,
Uns blieb ein lichter Gottesfunken, —
Der Traum der deutschen Herrlichkeit

Und häuften sich die Leidenstage,
Daß schon der Treusten Hoffnung schwand,
Fort klang's, wie eine heil'ge Sage:
Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!

(Albert Träger.)

Und der Nibelungenenkel kam: der eiserne Bismarck faßte die deutsche Sache so an, daß sie Hand und Fuß bekam. Der Dualismus innerhalb der deutschen Lande, zwischen Österreich und Preußen, mußte aufhören, wenn diese Frage zugunsten Alldeutschlands gelöst werden sollte. Das konnte nur mit Blut und Eisen geschehen. So kam es zum Kriege von 1866, der siegreich für Preußen endete; der Norddeutsche Bund wurde gegründet, der erste Schritt zur Einigung Deutschlands war getan; und, wunderbare Schickung Gottes! Der Neffe des großen Eroberers, der das alte römische Reich deutscher Nation zerstört hatte, sollte den Anlaß zur Gründung des neuen Reiches geben. Wie flammten Zorn und Begeisterung unter den Dichtern und Sängern auf, als der alte Erbfeind wieder dräute! Wie freudig wurde jede tapfere Waffentat der deutschen Helden besungen! Da dichtete auch ein Freiligrath versöhnt sein „Hurra Germania", und wie mächtig schwoll die Begeisterung an, als die Kunde von dem großen Tage bei Sedan in die deutschen Lande drang:

Was kommt wie Donnergedröhne daher,
Was zittert die Erde, was braust das Meer,
Was rollt und grollt in den Lüften?
Auf klafft der Boden — im Purpurkleid
Die versunkene deutsche Herrlichkeit,
Sie steigt empor aus den Grüften,

so dichtete Wilhelm Jensen, und vom Hohenzollernberge sang er:

Das ist der wahre Kyffhäuserberg,
Dort hielt die geheime Wacht der Zwerg,
Dort krächzten die fränkischen Raben.
Auf springt sein Tor — im Purpurkleid
Die versunkene deutsche Herrlichkeit
Steigt auf, die nimmer begraben.

Und wenn es in dem Liede eines unbekannten Dichters hieß:

Alldeutschland, wie bist du herrlich und stark!
O möge doch ewig die heilige Mark
Ein Band der Treue umfangen!
Ein einzig Volk, ein deutscher Rhein!
Und der soll Deutschlands Schirmherr sein,
Der den fränkischen Kaiser gefangen!

so sprach dieser nur aus, was das gesamte deutsche Volk in diesen Tagen bewegte. Als dann der Kaisertraum zur Wirklichkeit wurde, als in dem stolzen Königsschloß zu Versailles der greise Hohenzoller Wilhelm sich mit dem Kaiserpurpur bekleidete, da wollte der Jubel nicht enden:

Ein Kleinod ward errungen
Im tränenreichen Streit,
Wovon sie viel gesungen
Die Sänger alter Zeit.

Das fiel dem Kampf zum Lohne
Ein Lohn, dem keiner gleich!
Erworben ward die Krone
Dem neuerstand'nen Reich. (J. Trojan.)

Da jubelte auch der, der am festesten den Glauben an die Wiederaufrichtung des Reiches bewahrt hatte, Emanuel Geibel:

Glückauf, das ist der Flügelschlag
Des Adlers vom Kyffhäuser,
Das ist der Donnerhall des Siegs!
Erstanden ist der Kaiser!

Nun jauchze, jauchze, deutsches Volk,
Dem jungen Reich entgegen
Und Friede sei mit dir und Heil
Und aller Freiheit Segen!

Die dichterische Begeisterung für das neue, echt deutsche Kaisertum ist nicht wieder geschwunden. Noch mancher Sang ist zum Preise Wilhelms des Siegreichen erklungen; mit Wehmut sah das deutsche Volk ihn und seinen schwergeprüften Sohn ins Grab sinken, und Klagelieder ertönten allerorten. Mit freudiger Begeisterung begrüßten aber auch Alldeutschlands Dichter den kraftvollen Sproß des kaiserlichen Dulders, der mit jugendlicher Kraft die Zügel der Regierung in die Hände nahm, und sie greifen noch heute zu seinem Preise in die Saiten.

Dichter sind des Volkes Stimme! Die Liebe zu Kaiser und Reich ist auch im deutschen Volke nicht erstorben. Noch erfreuen wir uns des glorreichen Friedens, den uns die Wiederaufrichtung des Kaiserreichs gebracht hat. Wir wollen auch jederzeit mit Gut und Blut dafür einstehen, daß uns seine Segnungen, seine Errungenschaften bewahrt bleiben. Dazu erflehen wir aber auch den Schutz und die Hilfe des Höchsten:

Gott sei des Kaisers Schutz!
Mächtig und weise
Herrsch' er zum Ruhme, zum Ruhme uns,
Furchtbar den Feinden stets
Stark durch den Glauben,
Gott sei des Kaisers, des Kaisers Schutz. (Dr. Schmidt.)

Goethes politisches Drama „Die Aufgeregten“ und Sudermanns Komödie „Der Sturmgeselle Sokrates“.

Von Prof. Dr. **A. Denecke** in Dresden.

Die beiden Dramen „Die Aufgeregten“ von Goethe und „Der Sturmgeselle Sokrates“ von Sudermann haben bekanntlich zum Hintergrund Revolutionen, ersteres die vom Jahre 1789, letzteres die vom Jahre 1848, und zwar schildert Goethe die Vorbereitungen von Bauerngemeinden zum Aufstand gegen die Gutsherrschaft nach dem Beispiel der Franzosen, Sudermann das Ende einer Vereinigung alter Achtundvierziger, die sich überlebt hat. Wenn also auch der äußerliche Standpunkt ein ganz verschiedener ist, so versteht es sich doch von selbst, daß der gleiche Gegenstand, der Gegensatz zwischen den Vertretern der Staatsgewalt und ihren Gegnern, eine gewisse Ähnlichkeit zwischen beiden Dramen hervorrufen mußte. Man erwartet, um eine Handlung gegen die Staatsverfassung erklärlich zu finden, die Vertreter dieser Verfassung mit unberechtigter Anmaßung und Gewalttätigkeit, die des Volkes mit lebhaftem Gefühl für erlittenes Unrecht, stürmischem Eifer und volkstümlicher Beredsamkeit auftreten zu sehen. In der Tat zeigen die genannten Schauspiele beides: der Amtmann in den „Aufgeregten“ ist genau ein solcher unverschämter und gesinnungsloser Streber wie der Landrat im „Sturmgesellen“; ebenso sind sich die beiden Helden, Breme und Hartmeyer, in Eifer und Freiheitsdrang fast gleich. Im übrigen freilich ist der äußerliche Gang der Handlung naturgemäß verschieden: Bei Goethe haben die Dörfer mit dem Vorfahren der jetzigen Gutsherrschaft einen Rezeß abgeschlossen, wonach sie dieser „ein paar Fleckchen Holz, einige Wiesen, einige Triften und sonst noch Kleinigkeiten, die . . . . der Herrschaft viel nutzten“, überließen und dafür einige Frondienste erlassen bekamen. Dieser Rezeß ist von der Herrschaft nicht eingehalten worden. Die Rezeßurkunde ist verschwunden, zum Glück aber eine Abschrift da, die freilich vor Gericht nichts gilt. Da deshalb die Bauern trotz eines Prozesses von vierzig Jahren auch vor dem Reichskammergericht in Wetzlar nicht zu ihrem Rechte kommen können, so lassen sie sich, angesteckt von der Revolutionsstimmung der Zeit, durch den Wundarzt und Bartscherer Breme oder, wie er sich in stolzen Augenblicken nennt, Breme von Bremenfeld, gewinnen, gegen die gräfliche Herrschaft einen kleinen Aufstand zu machen. Ehe dieser aber noch losbricht, wird

die Rezeßurkunde, die ein betrügerischer Amtmann aus Eigennutz und Liebedienerei gegen die Herrschaft versteckt hatte, durch das entschlossene Auftreten der jungen Gräfin ans Licht gebracht und damit das Recht der Bauern erwiesen. Die ohnehin zu billigem Ausgleich geneigte Gräfin-Mutter wird dadurch zu völliger Anerkennung des Standpunktes der Gegner bewogen, und so wird der Bauernaufstand beim ersten Losbrechen beschwichtigt. „So schließt das Stück zu allgemeiner Zufriedenheit.“

Bei Sudermanns „Sturmgesellen“ handelt es sich darum, ob ein von jungen Männern im Jahre 1848 gegründeter Freiheitsklub, der bisher trotz vieler Anfechtungen im verborgenen weiter bestanden hat, mit seinem unentwegten, krampfhaften Beharren bei den demokratischen, schwarzrotgoldenen Grundsätzen jener Zeit noch in der Gegenwart aufrecht erhalten werden kann. Trotz der schwärmerischen Begeisterung des Zahnarztes Hartmeyer für die Ziele des Bundes zeigt es sich doch mehr und mehr, daß die Verhältnisse stärker sind als der menschliche Wille, und der Klub löst sich auf, Hartmeyer nimmt sogar in der Überraschung einen Orden an. —

Man wird schon nach dieser kurzen Inhaltsangabe zugestehen müssen, daß beide Dramen durchaus in den Gedankenkreis ihrer Entstehungszeit hineinpassen. Die Frage nach der Berechtigung der Revolution war für das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts gewiß brennend, und ebenso war es am Ende des 19. Jahrhunderts für die älteren Geschlechter gewiß eine wichtige Angelegenheit des Gemütes, zu erwägen, ob die alte vaterländische und zugleich freiheitliche Begeisterung von 1848 nach den großen Zeiten von 1870—71 noch am Platze wäre oder in die Rumpelkammer gehörte.

Untersuchen wir, wie beide Dichter ihren Stoff anfassen, so kann man auch hier zunächst in einer Beziehung die Ähnlichkeit nicht ableugnen. Es ist bekanntlich Goethe vielfach vorgeworfen worden, daß er dem großen Gegenstande der Revolution in seinen darauf bezüglichen Dramen nicht gerecht geworden sei. Er konnte es einfach nicht, weil er seinem ganzen Wesen nach Gegner jeder gewaltsamen Bewegung sein mußte. So hat er sich denn auch in den „Aufgeregten“ dadurch geholfen, daß er den Aufstand ins Kleinliche verlegt, einen Sturm im Wasserglase darstellt, und diesen durch die Ehrenhaftigkeit und Menschlichkeit auf beiden Seiten gleich beim Beginn ersticken läßt. Auch Sudermann ist der Größe seines Stoffes nicht gerecht geworden. Die Ideale der politischen Schwärmer von 1848 hätten doch etwas bedeutender als in immer gleichen hohlen Phrasen dargestellt werden müssen, wenn man sie als Hauptgegenstand des Dramas empfinden soll. Und dieser Mangel tritt bei Sudermann um so stärker hervor, als seine Handlung nicht wie die Goethes unter politisch un-

erfahrenen, nur von einem Phantasten angetriebenen Bauern spielt, sondern unter gebildeten, die politische Tragweite ihres Tuns klar erkennenden Stadtbewohnern. Hierzu kommt dann noch der weitere Unterschied, daß Goethe die Grundanschauung der Gegenpartei, die ja endlich auch insofern die Oberhand gewinnt, als ihre höhere Stellung anerkannt wird, als an sich durchaus berechtigt nachweist; Sudermann dagegen läßt die schließlich siegende Partei nur eben als äußerlich mächtiger, in keiner Hinsicht aber als innerlich ihren Gegnern überlegen erscheinen. Kurz, Goethes Drama behandelt den Gegenstand trotz seiner Verkleinerung doch ernster und entschiedener als Sudermann, dem man auch hier wieder nachsagen muß, daß er seine Hörer am Schlusse ohne wirkliche innere Klärung entläßt.

Schon oben ist darauf hingewiesen worden, daß sich in dramatischen Handlungen, die sich um Bekämpfung einer herrschenden Partei durch eine bis dahin unterdrückte drehen, gewisse Übereinstimmungen naturgemäß einstellen. So wurde schon erwähnt, daß die ungerechte und gewalttätige Überhebung der Mächtigen bei Goethe durch den Amtmann, bei Sudermann durch den Landrat vertreten wird, die beide ihrer Aufgabe entsprechend die schlechtesten Eigenschaften zeigen. Die beiden Hauptselden sind sich noch ähnlicher: Goethes Breme ist Wundarzt und Barbier, Sudermanns Hartmeyer ist Zahnarzt. Beide sind schwärmerische Querköpfe, doch mit dem Unterschiede, daß diese Schwärmerei bei Breme hoffnungsvoller, tätiger, bei Hartmeyer leidender, trotziger Natur ist. Breme ist daher auch überzeugt von seiner Bedeutung als Mensch, Chirurg und Barbier, während Hartmeyer auch in seiner Berufstätigkeit sich verdrossen von der Jugend beiseite geschoben sieht. Entspricht dies letztere wohl der Art eines solchen Schwärmers? Erwartet man nicht auch hier, daß er an seinen alten Überzeugungen mit Begeisterung festhält? In ihrer politischen Tätigkeit sind beide gleich eifrig, nur daß Breme, seinem hoffnungsvollen Wesen entsprechend, dabei zugleich seinen eigenen Vorteil verfolgt, während Hartmeyer jeden auf Kosten seiner Überzeugung zu erwerbenden Gewinn trotzig zurückweist und nur seinen Idealen leben will. Daher macht denn auch der erstere, als es gilt, dem Kinde der gräflichen Familie zu helfen, nicht die mindesten Umstände, während der letztere sich standhaft weigert, einen prinzlichen Hund zu heilen. Gleiches Unglück haben beide mit ihren Kindern: Bremes Tochter Karoline läßt sich von einem Mitgliede der Gegenpartei gewinnen, Hartmeyers beide Söhne, Fritz und Reinhold, werden den politischen Grundsätzen ihres Vaters untreu. Und auch gegenüber dieser niederschmetternden Erfahrung benehmen sich beide Väter gleich gefaßt und erhaben: Breme tröstet sich damit, „daß die größten Menschen in ihrer Familie manchen Verdruß gehabt haben“, und „daß Kaiser

Augustus in eben dem Augenblick mit Verstand und Macht die Welt regierte, da er über die Vergehungen seiner Julie bittere Tränen vergoß!" Und Hartmeyer will, „wenn er auch kein Held ist, doch handeln wie ein Held, und verurteilt sich selbst zum Unglück und zur Einsamkeit", indem er seinen Söhnen die Tür weist. Diese Erhabenheit zeigen beide, wie oben gesagt, überhaupt, so wenn sie von der Wichtigkeit ihrer Pläne und Weltanschauung, wenn sie von dem Werte ihrer Person reden; ganz besonders stark tritt sie hervor, als es sich um die Aufnahme neuer Mitglieder in den Bund handelt: hier spricht (IV, 2) Breme, nachdem er sich vorher mit den Schweizern auf dem Grütliberg (Rütli) verglichen hat, mit Shakespearescher Wucht, und Hartmeyer ist, als die Rede auf den Eintritt seiner Söhne in den Sturmgesellenbund kommt (I, 20), zu begeistertsten Worten gesteigert, ja, „in der Stimmung, die (ihm aufgetragene) Hymne auf die deutschen Frauen zu vollenden" — gewiß ein recht erheiternder Zug; ist es aber psychologisch wahrscheinlich, daß ein solcher alter Schwärmer seine Begeisterung gleich so nützlich verwertet? Endlich ist beiden Helden noch eine aus der revolutionären Natur des Stoffes sich selbst ergebende Eigentümlichkeit gemeinsam, der Glaube an die große Bedeutung ihres Bundes und das Bestreben, ihn geheim zu halten. Breme stiftet die Verschwörung um Mitternacht und glaubt, wie gesagt, fest an das Gelingen seines Planes, und Hartmeyer ist davon überzeugt, daß sein Sturmgesellenbund noch eine große Gefahr für die neuere Staatsverfassung sein könne, und daß es deshalb unbedingt nötig sei, ihn streng geheim zu halten.

Damit sind wir bei der letzten Frage angelangt: In welcher Stimmung verlaufen beide Stücke? Goethes Dichtung führt den Titel „Politisches Drama", ist aber den ausgeführten Teilen wie auch dem Schlusse nach durchaus auf den behaglichen Ton gestimmt. Die herrschende Partei ist mit wenigen Ausnahmen rechtlichen und menschenfreundlichen Sinnes, das Unrecht, das der unterdrückten Partei geschehen ist, kann zwar Ärger aber keine Erbitterung erregen, und zudem sind die Landleute rein menschlich der Herrschaft zugetan. So war der gute Ausgang gewährleistet, und der Dichter hätte, um die freundliche Stimmung zu vertiefen, die erheiternde Ungeschicklichkeit des biederen Landvolkes im Revolutionmachen zeigen können. Er hat einen anderen Weg gewählt. Wie im „Bürgergeneral" läßt er auch hier einen einzelnen Urheber und Träger der ganzen Handlung auftreten, um wohl auch hierdurch zu zeigen, daß dem eigentlichen Volke wie der Natur jede gewaltsame Umwälzung fern liege. Diesem Anstifter also, Breme von Bremenfeld, fällt die ganze Entwickelung und Rechtfertigung und damit auch die ganze Komik des Bauernaufstandes zu. So läßt ihn denn der Dichter, abgesehen von der revolutionären Zeitstimmung,

hauptsächlich durch zwei Umstände zum Anstiften einer Verschwörung bewegen, einmal durch seinen Vorteil: die Bauern müssen ihm für den Fall des Gelingens verschiedene Gefälligkeiten versprechen, dann aber ganz besonders durch die Überzeugung von seiner eigenen Wichtigkeit. Auf dieser beruht vor allem die erheiternde Wirkung seines Auftretens. Er ist groß als Enkel eines Bürgermeisters, groß als Chirurgus, dessen Kunst über alle Künste geht, groß als Bartscherer, und daher natürlich auch groß als Politiker, wenn es auch dabei nicht ohne einiges Aufschneiden abgeht. Dabei ist er mit der angefeindeten Grafenfamilie persönlich höchst einverstanden und nimmt, wie gesagt, ohne weiteres deren kleinen Sohn, als er sich verletzt hat, in die Kur. Und ganz besonders erheiternd ist es, daß der Anstifter der Revolution sogar ein begeisterter Verehrer Friedrichs des Großen ist. Trotz dieser Mängel läßt ihn aber der Dichter nicht durch eigenes Ungeschick scheitern, nein, im Gegenteil, ein Plan, den jungen Baron unschädlich zu machen, gelingt ihm sogar komischerweise zu schön: als er ihn in seine Wohnung locken will, um ihn einzusperren, kommt dieser ganz von selbst. Das schließliche Mißlingen aber wird nicht durch irgendwelchen Fehler Bremes, sondern lediglich durch die Rechtlichkeit der Gegenpartei herbeigeführt. Und diese wird, was über die eigentliche Handlung hinausgeht, noch überdies in ihrer Stellung und ihren Ansprüchen als durchaus berechtigt dargestellt, so daß ihr am Schluß trotz des Nachgebens nicht gestörtes Übergewicht dem sittlichen Gefühl des Zuschauers nicht zu nahe tritt.

Sudermanns Dichtung ist Komödie betitelt. Dr. Karl Storck urteilt in der dritten Auflage seiner „Deutschen Literaturgeschichte" (S. 485) darüber: „Die Komödie „Der Sturmgeselle Sokrates" zeigte dann, daß ihm nicht nur aller Humor, sondern auch die Fähigkeit der starken Anteilnahme an einem großen Geschehen abgeht." Über den letzteren Gegenstand ist schon gesprochen worden; und was die Stimmung anlangt, die in dem Stücke herrscht, so wird man Storck auch recht geben müssen.

Einheitlich ist ja gewiß der Ton, der in dem ganzen Drama erklingt, aber es ist mehr der der Berliner Geistreichigkeit. Der wahre Humor des Lustspiels soll zwar die Unvollkommenheit dieser Welt belächeln, aber stets mit den beiden Nebengefühlen, daß auch diese lächerliche Sache doch eigentlich gut und daseinsberechtigt ist, daß es aber der Vernunft und Ordnung entspricht, wenn sie untergeht. Und nun vergleiche man hiermit die Handlung in Sudermanns Komödie. Ein Bund ist einst in Begeisterung für Freiheit und Menschenwürde geschlossen worden. Er hat sich jetzt in jeder Beziehung überlebt, aber mußte nicht, wie erwähnt, das Berechtigte dieser Begeisterung auch hervortreten, wenn eine wirklich humorvolle Betrachtung

seines Unterganges gegeben werden sollte? Statt dessen wird von seiner Staatsgefährlichkeit nur insofern gesprochen, als die jetzigen Mitglieder dadurch in Gefahr kommen können. Diese Mitglieder selbst sind größtenteils bald Prahlhänse, bald ängstliche Philister, zum kleineren Teile äußerst vernünftig, daß man von ihnen allen, außer dem Helden, nicht einsieht, wie sie einem solchen Bunde noch haben angehören können. Dazu tut der Dichter sein möglichstes, auch den Verein als Ganzes noch lächerlich zu machen: Sein Sitzungsraum, den er als heiliges Geheimnis betrachtet, ist längst aller Welt bekannt; seine einzige Sitzung, die er in dem Stück abhält, wird dadurch zur Posse, daß der Vorsitzende ein Protokoll verlangt, obgleich seit Jahren keins mehr geführt worden ist; die alten Herren sind fast alle handgreifliche Verehrer der Kellnerin; ihr staatsgefährliches Archiv wird dadurch vor den Augen des Landrates zu retten gesucht, daß man es unter dem Bette dieser „blonden Ida“ versteckt — kurz, die Entbehrlichkeit dieses Bundes ist glänzend bewiesen, aber der Mangel an Humor auch. Nun könnte er ja vielleicht noch einigermaßen dadurch gerettet werden, daß die siegende Gegenpartei als noch weniger wert hingestellt wird. Aber dies geht denn doch der allgemeinen Anschauung gegenüber nicht, die daran festhält, daß die Entwickelung Deutschlands und zugleich Preußens seit 1870 im großen und ganzen aufwärts gegangen ist. Somit können auch die verschiedenen Vorwürfe, die Sudermann der neuen Zeit macht: daß es immer noch demagogenriechende, angeberische Landräte gibt, daß jüdische Studenten nicht in Burschenschaften aufgenommen werden, u. dgl. nur den Eindruck kleinlicher Tadelsucht, nicht aber den einer wirklichen Minderwertigkeit der Gegenwart machen. Und nun der Held! Auch hier gilt, was oben vom Humor überhaupt gesagt wurde. Ist Hartmeyer ein Mann, dessen Gesinnung und Handlungsweise man als erheiternd und nicht mehr für seine Zeit und Umgebung geeignet, aber doch im tiefsten Grunde berechtigt empfindet? Ist er ein Mensch, dessen Schwächen man belächelt, dem man aber doch gut sein muß? In voller Reinheit ist beides ihm wie seinem Bunde gegenüber nicht möglich, und dies aus denselben Gründen. Um eine Schwäche zu belächeln, muß man sie erst kennen, aber nirgends im ganzen Stück erfährt man etwas Tatsächliches über die Zwecke des Bundes und die politischen Anschauungen des Helden. Er redet, wenn er darauf zu sprechen kommt, fast stets nur in Phrasen, die seinen Gegensatz zur Regierung, also etwas rein Negatives, dartun. Somit fehlt die Handhabe, an die sich unser Gefühl für seine Pläne klammern könnte, er ist in dieser Hinsicht zu sehr nur Form, leere Begeisterung ohne Inhalt. Und was nun seine Persönlichkeit im übrigen anlangt, so hat sich der Dichter anscheinend bemüht, ihr die nötige anziehende Abrundung zu geben,

aber leider nicht immer zu seinem Vorteil. Einmal ist seine Verranntheit in das leere Traumbild seines Bundes, seine Blindheit gegenüber der Umgebung doch etwas zu groß, als daß sie noch humorvoll wirken könnte; und zweitens hat der Dichter um der Theaterwirkung willen es leider nicht unterlassen, ihn lächerlich zu machen: seine Bestrebungen, ein Preislied auf die Frauen zu dichten, seine stolze Ablehnung, als man ihm zumutet, einen prinzlichen Jagdhund zu behandeln, vor allem das Spiel mit dem Orden am Schluß mögen sehr bühnenwirksam sein, stempeln aber den Helden so deutlich zum Narren, daß für die Empfindung des Humorvollen einer solchen Persönlichkeit kein Raum mehr bleibt.

So bewirkt denn der Schluß von Sudermanns Drama im Gegensatz zu dem Goethes ein Gefühl des Unbehagens, d. h. soweit man ein nicht vollendetes, teilweise nur angedeutetes Werk mit einem völlig durchgearbeiteten und abgeschlossenen vergleichen kann. Und gerade Sorgfalt der Arbeit muß man der Sudermannschen Dichtung unbedingt nachrühmen. Alles klappt ausgezeichnet: jeder noch so nebensächliche Ton, der einmal angeschlagen worden ist, wird auch bis zu Ende festgehalten. Ja, bisweilen mutet das Werk an wie gedichtet in der Absicht, die von Goethe außer acht gelassenen Züge nachzuholen: Goethes Held ein kluger, eigennütziger Schwärmer, Chirurg und Barbier, der seine Kunst auch dem Feinde zugute kommen läßt, Sudermanns Held ein unkluger und uneigennütziger Schwärmer, und um unmittelbarer komischer Wirkung willen Zahnarzt (1. Aufz.), der seine Kunst dem Feinde verweigert. Goethes und Sudermanns Held den eignen Kindern zürnend, aber bei Goethe infolge eines nicht zur Haupthandlung gehörenden Grundes, bei Sudermann dieser Grund sorgfältig in die Handlung verwebt. Die Genossen des Helden, das Volk, bei Goethe ziemlich gleichgültig behandelt, bei Sudermann scharfe persönliche Unterschiede und die komische Wirkung, die sich aus Unfähigkeit oder Charakterschwäche ziehen ließ, bis aufs äußerste herausgeholt. In beiden Dramen ein Geheimbund, aber bei Goethe fast als selbstverständlich behandelt, bei Sudermann wieder alles Komische, was sich nur irgend aus überflüssiger Geheimtuerei ergeben kann, bis zum Grunde ausgekostet. So stehen sich ja in bezug auf theatermäßige Ausgestaltung Goethes und Sudermanns Drama einander gegenüber wie ein Kind und eine reife Modeschönheit, die mit klügster Berechnung alle ihre Vorzüge ins hellste Licht zu setzen versteht. Dennoch ist uns das Kind lieber, denn es ist wahrhafter. Eine gewisse Familienähnlichkeit freilich mit der Modeschönheit wird man ihm aber doch nach dem Mitgeteilten nicht absprechen können, und dieser Umstand hat zu obiger Zusammenstellung den Anstoß gegeben.

Ricarda Huch.

Von Dr. **Th. Klaiber** in Grafenberg.

Der sechste Chorgesang in der Antigone des Sophokles ist ein Gebet zu Bacchus. Die stürmisch bewegten Strophen geben ein sprühendes Bild von dem rauschenden Kult des Gottes. Die efeutragenden Höhen und rebengrünen Hänge um Theben hallen wider vom Jubelgetön ewiger Lieder. Durch die sternenhellen Nächte ziehen bei Fackelschein die Dienerinnen des Gottes in verzücktem Tanz. Wilde Lust und unersättlicher Jubel stürmt durch die Gassen. Aber zugleich weht durch die Strophen des Gesanges beklemmend und bang eine andere Stimmung: die lastende Furcht vor einem nahenden Verhängnis, vor einem dunklen, furchtbaren Schicksal, dessen Schatten finster und verderbenschwer drohen, und auf der seltsamen Mischung von Bildern rauschenden Lebensdrangs mit schicksalsbangen Vernichtungsschauern beruht die überwältigende Stimmungskraft dieses Chorgesangs.

Eine ähnliche Stimmung geht auch durch die Werke von Ricarda Huch hindurch, besonders durch die größeren unter ihnen. Stürmischer Lebensdrang, unaufhaltsame Leidenschaften, jubelnde Reigen — aber aus bangen Fernen kündet ein dumpfes Grollen das Nahen eines Entsetzlichen und Furchtbaren an.

Der erste größere Roman der Dichterin ist betitelt: „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren" (Stuttgart, Cotta). Er ist das Werk bewußter Künstlerschaft. Durch das ganze Buch ist eine Grundstimmung mit großer Folgerichtigkeit festgehalten: die Stimmung des Wortes aus der griechischen Tragödie:

> Moiras Willen ist streng, greifet mit Macht durch, Kind!
> Da hilft nicht Gold, nicht Heeresmacht,
> Kein Bollwerk schützt, kein dunkles Schiff
> Entrinnt ihr,
> Das die See umbrandet.

Der letzte Sproß einer norddeutschen Patrizierfamilie hat sich ins Kloster zurückgezogen und schreibt da nieder, was er selbst erlebt hat von dem Zerfall und endlichen Untergang seiner Familie. Im Mittelpunkt der Ereignisse und das Ende beschleunigend, steht die furchtbare Leidenschaft, die Galeide und Ezard verbindet. Sie besiegt die beiden Liebenden wie ein Zwang und ein Schicksal und führt sie von Schuld zu Schuld, bis fast

am Ziel ihrer Wünsche Galeide wie von einer Krankheit von der Liebe zu einem dritten angefallen wird, die ihr das endlich errungene Glück und das Leben zerstört. Trefflich ist das Leben in dem vornehmen Hamburger Kaufherrenhaus geschildert. Man meint sie zu sehen, diese Säle und Zimmer mit ihrem vornehmen Halbdunkel, in denen trotz aller gediegenen Pracht eine schwere dumpfe Luft lähmend auf den Bewohnern lastet. Die Bangigkeit, die großen Katastrophen vorausgeht, ist mit atembeklemmender Lebenswahrheit nachempfunden. Allen ist es, als sickere ihnen das Glück zwischen den Fingern hindurch und verlaufe sich im Sande. Wenn die Familie in den großen, edelausgestatteten Gemächern versammelt ist, dann herrscht oft eine beklommene Stille, die jeder zu unterbrechen sich bemüht, wodurch dann eine erzwungene, unerquickliche Lustigkeit entsteht. Und verriet sich dann die verhaltene Leidenschaft Ezards und Galeidens durch einen Blick oder ein verschleiertes Wort, so schrak man zusammen und das Haupt des Hauses, der Vater Galeidens, dessen Kraft die Sorge um den finanziellen Bestand des Hauses zerrieb, blickte trüber und trüber. Überall ist die Erzählung von Betrachtungen durchflochten, so reichlich und ausgiebig, daß man oft einen ethisch-psychologischen Traktat zu lesen meint, eine geistvolle Abhandlung über Menschenschicksal und Menschenleben. Zu diesem Eindruck trägt vor allem auch die gemessene Haltung der Sprache bei, in der strenge lückenlose Folgerichtigkeit in der Verknüpfung und Entwickelung des Berichteten angestrebt wird. So bekommt der Stil vielfach eine Farbe von gelehrter Gründlichkeit, ohne indes trocken oder hölzern zu werden. Man spürt, wie in jedem Satz und in jeder Wendung warmes Leben pulsiert, und nirgends darf sich Abgegriffenes, Unterwertiges unter die klangschöne, wohlgeprägte, blanke Sprachmünze mischen.

Wie glänzende Miniaturen beleben und unterbrechen hin und wieder feinabgestimmte Episoden den Gang der Handlung. Da entfaltet sich denn die Erzählung zu einer Farbenschönheit und bedeutungsvollen Symbolik, die um so mehr fesseln, je strenger und ernster sonst der Bericht seinen Weg geht. So drängt sich oft der ganze Gehalt eines Kapitels in wenigen Sätzen wie zu einer duftenden Essenz zusammen. Wie schön, wenn Ludolf die Erzählung von dem Tode der seltsam anmutigen Flore Lelallen mit den Worten schließt: „Aber ich gedenke ihrer noch oft, und zuweilen am Abend wähne ich das luftige Seelchen auf einer Felsenkante am Berg gegenüber halb sitzen, halb schweben zu sehen, weiß wie Mondschein, und mir sehnsüchtig zunicken, bis es sich auflöst und schwindet und als ein goldener Tropfen leise klingend wieder hinabfällt in den schwarzen, grundlosen Brunnen der Vergangenheit.“ An anderer Stelle schildert der Bruder den Eindruck, den Galeidens Wesen in ihrer glücklichen Zeit machte:

„Bald mahnte sie mich an einen Schmetterling, der an der Sonne schmorend seine buntgefleckten Flügel langsam auf und zu klappt, bald an einen plätschernden Schuppenfisch im kühlen Wasser, kurz, wenn ich es recht bedenke, immer an etwas der nichtmenschlichen Natur Angehörendes, das bewußtlos und mit sich selber selig sein leichtes Dasein verschwendet. Ihre liebevolle Seele neigte sich auf alles, Lebendiges und Unlebendiges, beglückend und erfreuend; ihr glückliches Lachen flatterte überall in die Luft wie Sommerfäden; Übermut und Siegesfreude leuchteten so prahlerisch auf ihrer Stirne, daß es beleidigend hätte erscheinen können, wenn nicht die gefällige Demut, die sich schon äußerlich in ihrer kindlich klaren Stimme und den Linien ihres biegsamen Körpers ausprägte, wiederum gerührt und versöhnt hätte."

Solche Stellen zeigen zugleich die Charakterisierungskunst der Dichterin wie die glänzende Bilderpracht ihrer Sprache.

Ein weiteres größeres Werk von Ricarda Huch ist bei Diedrichs in Jena erschienen und trägt den Titel: „Aus der Triumphgasse. Lebensskizzen." Auch dieses Buch ist ein Buch vom Menschenleben und Menschenschicksal. Auf den ersten Blick könnte man denken, die Dichterin sei unter die Naturalisten und Armleutemaler gegangen, denn die Triumphgasse ist die Gasse einer italienischen Stadt, in der die Ärmsten nnd Verkommensten wohnen: Krüppel und Mörder, Dirnen und Trunkenbolde, Bettler und Diebe. Von diesen Menschen erzählt uns die Dichterin, von ihren kargen Freuden, ihren verzehrenden Leidenschaften, ihrer blutigen Armut, ihrem Verschulden und ihren Schicksalen. Aber sie erzählt nicht mit einem breiten Behagen an menschlicher Niedrigkeit, sondern heraus aus der Fülle eines starken, liebevollen, gerechten Herzens. So hören wir auch durch alles Elend der Triumphgasse hindurch machtvoll, stark und gewaltig den Strom des ewig jungen Lebens rauschen. Die Dichterin führt uns auf eine solche Höhe der Betrachtung, daß wir auch noch in der furchtbarsten menschlichen Dürftigkeit und Verworfenheit ein Stück des unendlichen allgewaltigen Lebens erkennen.

Dabei spürt man überall, wie die Dichterin in ihrem Herzen um Liebe und Verständnis für diese Armen ringt und darum gelingen ihr auch Gestalten voll Leben und Blut. Sie sind anschaulich, weil sie geschaut sind, und lebendig, weil sie erlebt sind. Da ist diese Farfalla mit all ihren schönen und unerfreulichen Zügen. Sie ist eine in persönliches Leben übersetzte Psychologie der Armut, ein Meisterwerk lebensechter Charakterzeichnung. Da ist ihr Sohn Riccardo, der arme verkrüppelte Junge, den wir trotz seiner selbstsüchtigen und anspruchsvollen Krankenlaunen liebgewinnen. Da ist der kleine geschmeidige Berengar mit seiner kindlichen Anmut, der elend durch Mörderhand endet. Da ist der verkommene, faule Pasquale mit

den blinkenden Raubtierzähnen, der entsetzliche Torquunto, die wilde Galanta und wie sie alle heißen, die mit überzeugender Lebenswahrheit durch dieses Werk gehen. War über die Erinnerungen des Ludolf Ursleu ein grauer Schleier von Reflexion gebreitet, der Umrisse und Farben dämpfte, so ist in der Triumphgasse alles in die freie Luft gestellt, und es ist eine klare, helle Luft, in der es steht.

Wunderbar versteht es die Dichterin in diesem Buch, einzelne Vorgänge in den Bereich des Monumentalen, Typischen zu rücken. Die Bewohner der Triumphgasse unternehmen eine Wallfahrt. In der Nacht zuvor versammeln sie sich auf einem freien Platz über der Stadt. Wie sie da hin- und herhuschen im Schein des Vollmondes, gleichen sie auferstandenen Toten, „die ihre öden Grabgesichter in die warme Erdenluft tauchen und mit jähen, übertriebenen Gebärden das Leben nachzuahmen suchen".

Nach einer Stunde lauter Ausgelassenheit beginnt dann die Wallfahrt unter dem Gesang eines altertümlichen seltsamen Liedes. „Nachdem die Wandernden dem Blick schon verschwunden waren, hörte man noch lange das Klappern ihrer Schuhe auf den Steinen und die einförmige Schlußfigur am Ende jedes Verses, ähnlich dem Notschrei eines Ertrinkenden, der sich immer wieder emporringt, endlich aber mit schwächerer Stimme um Hilfe ruft, dann die Besinnung verliert und untergeht."

Von ähnlicher Größe und Stimmungskraft ist ein anderes Bild. Die fröhliche, lachlustige Antonietta ist von ihrem pedantischen Verlobten aufgegeben worden. In ihrer Gemütsverwirrung gibt sie sich dem nichtswürdigen Pasquale hin. Aber alsbald erfaßt sie Scham und Reue und bei einem letzten Zusammensein mit ihren Freundinnen überwältigt sie der Jammer, sie reißt sich von ihnen los und tritt allein den Heimweg an. Ohne aufzublicken weint sie unabläßig laut vor sich hin. „Aber es scheint, daß etwas so Pathetisches in dem lauten Schluchzen lag, das ungeachtet des Lärmens, Lachens und Angaffens seine Tränenspur durch den Schmutz und die Frechheit der Gasse zog, daß man sie ziehen ließ wie eine nächtliche Geistererscheinung, die sich niemand anzureden getraut und vor der selbst die ahnenden Tiere zurückschaudern. — Es war ein Anblick, als wanderte der erste Mensch aus dem Paradiese, wo es Schmerzen nicht gab, aus und machte die Straße der Verbannung auf ewige Zeiten zu einem Tale der Tränen." Solche Szenen großen Stils kehren in der Triumphgasse immer wieder.

Mehr als einmal spricht Ricarda Huch in diesem Werke auch ihre persönlichen Anschauungen aus, die den Hintergrund der Erzählung bilden. Da offenbart sich ein unerschrockenes Ringen um den Sinn des Lebens und bewundernswürdig sind die farbensatten Bilder, in denen diese Be-

trachtungen Ausdruck finden. In Ludolf Ursleus Erinnerungen waren es die Rätsel des menschlichen Herzens, die antwortheischend ihr Haupt erhoben: Warum ist der Mensch eine wehrlose Beute unentrinnbarer Leidenschaften? In der Triumphgasse steht vor der Seele der Dichterin die Frage: Warum ist Armut und Elend das Los der vielen, während andere an der reichen Tafel des Lebens schwelgen? Der Schluß des Werkes läßt erkennen, daß die Dichterin diese Frage in ihrer ganzen Furchtbarkeit empfunden hat. Während der Erzähler, dem das Ganze in den Mund gelegt ist, auf seine Geliebte wartet, hört er unten auf der Straße den Gesang eines Bettlers. Es ist der Elendgraf, das Glied einer vornehmen Familie. Er hat alle seine Habe verschwendet, ist von Stufe zu Stufe gesunken und fristet nun als trunkener Straßensänger sein elendes Leben. Nachdem er ihm ein Geldstück zugeworfen, schließt der Erzähler wieder das Fenster.

„Ich stand und horchte und fühlte immer noch den gläsernen Blick der geröteten Augen; es ging etwas Sonderbares mit mir vor. In einer Stadt am Meere wurde in alten Zeiten ein Sommerfest in der Art gefeiert, daß ein Schiff, flach wie ein Floß gebaut, in einer Mondnacht ins offene Meer hinausfuhr, voll von Männern und Frauen, die übermütig genug waren, an dem Feste teilzunehmen. In der Mitte des Schiffes stand eine holzgeschnitzte Figur, die einst etwas Göttliches bedeutet haben mochte, zu ihren Füßen gab es Musik und Speisen, Früchte und Getränke aller Art, und darum her wirbelte Tanz und Gesang, wovon die leichten Bretter ins Schwanken kamen, und es geschah oft, daß diejenigen, die bei dem leidenschaftlichen Treiben an den Rand gedrängt wurden, ins Wasser stürzten und ertranken. Niemand durfte das beachten, niemand durfte helfen, kein Ton des Jammers sollte das wilde Fest stören, schmetternd und jauchzend glitt das Schiff weiter, während die Ertrinkenden einsam und gottverlassen mit dem Tode rangen. — —

In dem Augenblick, als der bettelnde Sänger zu mir heraufsah, kam mir plötzlich dies sagenhafte Schiff, von dem ich vor Jahren einmal, ich weiß nicht wo, gehört hatte, in den Sinn. Ich stand auf dem purpurbehangenen Schiffe und beugte mich über den Rand und sah in das durchsichtige Wasser hinunter, aus dem die Augen eines Ertrunkenen weit offen mich anstarrten. Er war eben noch mitten unter uns lebendig gewesen und nun sah ich seinen entkräfteten Körper von ekelhaftem Gewürm und klebrigem Tang der Untiefe umstrickt, und seine hervorquellenden Augen, die meine nicht losließen, erzählten mir die Qualen, die er litt." — —

Während er so in seine Träumereien versunken ist, tritt die Geliebte ein, er wendet sich zu ihr: — — „Du siehst mich an und die Melodie des Glückes, die mich hundertmal in deine Arme gelockt hat, atmet von deinen

Lippen: laß uns lieben und selig sein! Aber horch! es ist ein anderer Ton laut geworden und ich muß mich über den Rand des Schiffes beugen, um dem Chor der Untergegangenen zu lauschen, die das Tränenlied ihres Schicksals singen.

O Lisabella, was wird aus dir und mir, wenn mein Herz deine Stimme überhört! Ich weiß nicht, warum ich mich in deine Arme werfe, warum ich weinen muß, wenn ich an dich denke!"

Damit schließt das Buch.

Ein dritter Roman von Ricarda Huch trägt den Titel „Vita somnium breve" und als Titelbild das bekannte Böcklinsche Gemälde gleichen Namens (Leipzig, Inselverlag, 2 Bde. 7 Mk.). Das Leben ein kurzer Traum. Die träumerische Wehmut, die in diesem Worte liegt, durchweht auch den Roman. Stofflich ist er eine Art Abwandlung der Erinnerungen des Ludolf Ursleu. Hier wie dort ein Kaufmannshaus, das dem Verfall entgegengeht. Hier wie dort im Mittelpunkt der Handlung eine verbotene Liebe. Hier wie dort endet das Haupt des Hauses durch Selbstmord. Auch zwischen den einzelnen Gestalten der Romane bestehen mannigfache Ähnlichkeiten. Michael in Vita somnium breve erinnert an Ezard. Die Eltern Michaels haben vielfach eine innere Verwandtschaft mit den Eltern Ludolfs. Ein Hauch von morscher Überkultur und Überreife liegt über dem Ungerschen Hause fast noch mehr als über den Ursleuen. Trotz solcher starken Ähnlichkeiten hat das Werk seine selbständige Bedeutung. Die Gestalten des Romans, auch soweit sie an die Personen der früheren Dichtung erinnern, haben doch ihre individuelle Schattierung. Dazu führt die Dichterin neue Gestalten ein. Da ist die Malerin Rose, Michaels Geliebte, ferner ein freigeistiger Freiherr, der fast allzusehr an die Art Spielhagenscher Helden erinnert. Mit außerordentlicher Feinheit ist die problematische Art Verenas gezeichnet.

Mit großer Liebe und Farbenpracht wird das Leben auf der Universität geschildert. Einzelne Bilder aus diesem Leben, wie das abendliche Bergfest, gehören zu den schönsten Stellen des Buches. Die weiche Luft, die über vielen Partien des Romans liegt, macht zu Zeiten doch auch wieder einem frischeren Luftzug Platz und wir vernehmen wogende Töne aufschäumenden Lebensdrangs aus dem Munde Michaels:

— — —
Ich wähle Leben! Das auch mich erwählt
Und mich gekrönt mit Rosen!
Der dunkle Gott ist meines Glücks nicht Herr.
Durch dies beklommne Schweigen, wo die Stimme
Der Sterblichen nicht klingt, soll rauschen,
Was Lebensbäume rauschen:
O Leben! o Schönheit!
O Leben! o Schönheit! —

— — — Götter lieben
Den Rasenden, der das Verwegenste gewagt,
Den führen sie auf Wolken
An sichrer Hand. Der des Unmöglichen
Sich unterfing, dem haucht ihr Atem Mut,
Und seine Kräfte speisen sie mit Kräften
Verschmähter Seelen. — —

Die herbe Straffheit im Aufbau und in der Entwickelung wie in Ludolf Ursleus Erinnerungen, der Geist kühner, überlegener Kraft, der aus den Lebensskizzen der Triumphgasse trotz aller wehmutsvollen Untertöne zu uns spricht, tritt in diesem Roman mehr zurück. Er verliert sich vielfach allzusehr ins Breite und verläuft schließlich im Sand. Die Sprache fließt auch hier in gesättigter Schönheit, doch ist ihr Fluß mehr ruhig und behaglich. Aber immer wieder leuchtet da und dort ein glänzendes Bild, eine funkelnde Vergleichung auf, wie Sonnenblicke auf einem sanft bewegten Wasserspiegel.

Reich an Einzelschönheiten ist auch das nächste Werk der Dichterin: „Von den Königen und der Krone“ (Stuttgart-Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). Hier herrscht mehr die Atmosphäre ihrer kleineren Erzählungen: Satire, Phantastisches, mehr Läßlichkeit in Aufbau und Anlage des Ganzen. Um ein inneres Verhältnis zu Ricarda Huch zu gewinnen, wird dieses Werk weniger geeignet sein als andere, während ihre Verehrer darin gerne den Spuren ihrer Eigenart nachgehen werden.

Seit ihrem ersten Hervortreten hat die Dichterin immer wieder Novellen und kleinere Erzählungen ausgehen lassen: „Der Mondreigen von Schlaraffis“, „Teufeleien“, „Haduwig im Kreuzgang“, „Frau Celeste und andere Erzählungen“ (sämtlich bei Hässel in Leipzig). Aus neuerer Zeit stammt: „Seifenblasen, drei scherzhafte Erzählungen“ (Stuttgart-Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). In ihren größeren Werken ist R. Huch durch den Zusammenhang des Ganzen, durch die Notwendigkeit, Farbe und Stimmung einheitlich abzutönen und die Handlung auf dem Untergrund der Wirklichkeit aufzubauen, mehrfach gebunden. Sie muß das freie Spiel ihrer Phantasie einschränken. In diesen kleineren Erzählungen mit ihrer loseren Fügung und freieren Ungezwungenheit kann sie die Eigenart ihrer sprühenden Phantasie ungehemmter funkeln lassen. Wenn auch in diese Erzählungen hin und wieder schattendüster Tod und Schicksal hereinragen, in den meisten jauchzt doch eine bacchantische Lebensfreude. Bald spricht sie sich aus in der lodernden Farbenpracht der Schilderung, die Dichterin erzählt gerne von ausgelassenen Tänzen, elfenhaften Reigen und rauschenden Festen, bald bricht die Kraft inneren Behagens bei ihr sich Bahn in einem tollen Lachen, das auf die grotesken Torheiten des

Menschentreibens und des Weltlaufs keck heruntergespottet. Meist muß geistliche und weltliche Obrigkeit die Kosten dieses Lachens tragen. Pfäffische Aufgeblasenheit und Spitzfindigkeit, ratsherrliche Beschränktheit und Dummschlauheit versteht sie mit ätzendem Spott zu übergießen. Manches in diesen kleineren Erzählungen mahnt an Dichtungen Gottfried Kellers wie Dietegen oder die sieben Legenden. Diese Ähnlichkeit kommt nicht bloß in Sprache und Stil zum Ausdruck, sondern vor allem auch in dem kühnen Spiel einer farbenfrohen Phantasie. Nur ist die Romantik von Ricarda Huch meist greller, ungebundener und ausgelassener.

Welch groteske Gestalten finden wir da: Wonnebald Pück, den Falstaff im Bischofsgewand (Seifenblasen), den Vogt Quarre in Bimbos Seelenwanderungen (Seifenblasen), hochmütig wie ein Pfau und dumm wie ein Pfannenstiel. Wenn sein glühroter Zorn über ihn kommt, dann sträubt sich sein borstiger Schnurrbart, daß man an der Spitze jedes Haares ein Fröschlein aufspießen könnte. Im Mondreigen von Schlaraffis stehen neben dem aufgeblasenen Pfarrer mit seiner knarrenden Froschstimme die sieben Ratsherren, die das Volk die Todsünden nennt, weil jeder eines dieser Laster in seiner Person verkörpert. Von solchen grotesken Gestalten heben sich dann andere ab, wie der düster-prächtige Scharfrichter in Bimbos Seelenwanderungen: groß, gerade und schlank wie ein Schwert, mit schneidenden Blicken im Auge, und Bewegungen „die waren wie sicher treffende Blitze". Auch liebliche, reizvolle Frauenbilder gehen durch diese Erzählungen: Liebheidlein im armen Heinrich, Frau Sälde im Mondreigen, Trud in den Teufeleien.

Die kühle Gelassenheit, mit der die Dichterin das Unmöglichste und Seltsamste berichtet, wirkt zunächst verblüffend, dann aber überzeugend und suggestiv. Und ebenso muß ihre wunderbare Sprache dazu dienen, uns ganz einzuspinnen in die Stimmung einer märchenhaft bunten Romantik. Wie großartig in ihrer stürmischen Bilderpracht ist die Beschreibung, die der Sohn des Scharfrichters in Bimbos Seelenwanderungen von seiner Liebe zu Wunnecke, der Tochter des Bürgermeisters, gibt: „Mein Herz war wie ein junger Falke, der unaufhörlich mit den Flügeln rauscht, um sich zum ersten Fluge aufzuschwingen, und zwischen Furcht und ungeduldigem Mute zaudert. Auf der Heide lag mein Leib, aber ich selbst fuhr wie eine Sturmschwalbe darüber hinweg, schreiend und die salzige Meerflut schlingend, daß ich sie kühl und berauschend bis in die tiefste Seele hinein fühlte. Ich sauste um den alten Leuchtturm, schlug mit klatschenden Flügeln an sein starres Gemäuer, stürzte mich in die brennende Pechpfanne auf seiner Zinne, peitschte mit der schwarzroten Flamme die fliehende Luft und empfand mit Wonne, wie ich mich dehnte, indem ich mich selber verzehrte." Wie leuchtend

und funkelnd ist die Schilderung des Morgens, an dem Bimbo hingerichtet werden soll: „Die Sonne war wie ein riesiger Springbrunnen am Himmel, der die Erde mit goldenem Schaumwein überflutete. — — Das Meer lag schwarz, denn während der Wind zu Lande nur mäßig ging, wühlte er mitten ins Meer hinein; aber durchsichtig schwarz wie Menschenaugen, und zuweilen loderte eine grüne Flamme in den blanken Wasserleibchen hinauf. Die Kähne, die am Ufer lagen, flogen auf und nieder, und man hörte das Klirren der Ketten, mit denen sie angebunden waren, durch das Brüllen der Brandung."

Anschaulich kommt die Dichterpersönlichkeit von Ricarda Huch nach ihren verschiedenen Seiten auch in ihrer Lyrik zum Ausdruck. Da lernen wir neben ihrem brennenden Lebensdurst und ihrem glühenden Schönheitsverlangen auch ihre Neigung zur überlegenen Ironie kennen und überall weht uns der Hauch ihres klaren, scharfen Geistes an, der die herbe Wucht des Schicksals und die Schranken des Menschenwesens gleichermaßen kennt. 1894 sind ihre „Gedichte" erschienen (Leipzig, Hässel). Häufig finden wir in der Frauenlyrik eine Neigung zur Reflexion, zum mittelbaren Gefühlsausdruck. So haben denn auch bei Ricarda Huch die verschiedensten Gedichte eine epische Einkleidung. Gestalten der Geschichte und der Sage tun uns ihr Empfinden und Fühlen kund. Tannhäuser singt seine Sehnsucht nach Frau Venus, Peter der Große ergeht sich in Faustischen Betrachtungen über die Schranken des Menschenwesens, der greise Salomo singt ein Lied von der Eitelkeit alles Irdischen, der gefangene Schubart läßt seinen Tyrannenhaß und sein Freiheitsverlangen in kraftvollen Strophen auflodern, Jephtha und Simson beklagen ihr Geschick. Machtvoll und glänzend sprechen sich alle diese Empfindungen aus und immer ist mit wenigen Strichen, aber bestimmt und anschaulich die historische Situation gekennzeichnet. Den Höhepunkt dieser Art von Lyrik bilden zweifellos die drei Gedichte aus dem Dreißigjährigen Krieg: das „Wiegenlied: „Horch, Kind, horch, wie der Sturmwind weht" mit seinem rauhen, dumpfen Ton, der wie verwehtes Waffenklirren, Kommandowort und Pferdegetrappel klingt, das trutzige und volksmäßige: „Christian von Braunschweigs Tod", und „Frieden". Nie ist wohl das herbe Weh der Heimatlosigkeit so ergreifend ausgesprochen worden wie in diesem letzten Gedicht.

Zwischen den andern Gedichten hindurch schlingen sich wie Gehänge von roten und weißen Rosen „Liebesreime", Lieder von der Liebe und vom Tod, häufig, wie die Dichterin es liebt, zu Gruppen und Zyklen vereinigt. Der Jubel des Besitzens und die Angst des Verlierens, die Wonne des Findens und das Weh des Abschieds, sanftes Sehnen und jauchzendes

Umfangen spricht sich da überall mit gleicher Echtheit und Kraft aus. Wie knapp und gedrungen ist die „Sehnsucht“:

Um bei dir zu sein,
Trüg ich Not und Fährde,
Ließ ich Freund und Haus
Und die Fülle der Erde.

Wie machtvoll und kühn ist das „Wiedersehen“:

Jahrlang ertrug ich das Leid:
Fernsein vom Strahl deines Blickes.
Aber vom Riegel befreit
Jäh nun aufspringen sie weit,
Goldne Tore des Glückes.

Horch, es erbraust das Geläut
Wiedersehnszeit uns vom Turme!
Was mich geschmerzt und gefreut,
Flattert ins Weite verstreut,
Naht mein Held sich im Sturme.

Mein! — Und das Zeitrad zerschellt
Stockend im Schöpfungsgetriebe,
Himmel und Erde zerfällt,
Hoch aus dem Schutte der Welt
Schlägt die Flamme der Liebe!

Da ist nichts von süßlichem, schwülem Gefühl, hier ist die Liebe wie eine lodernde Lohe, deren himmelansteigende Flamme alles durchglüht und läutert.

Daneben findet eine reiche Mannigfaltigkeit anderer Empfindungen in den Gedichten von Ricarda Huch Ausdruck. Naturstimmungen und Naturgefühle stehen neben humoristischer Lyrik, wie die Lieder der Raben, der Affengesang u. a. Der Zyklus „Krankenlieder“ besingt das Ringen des Lebens mit dem Tod und den Jubel der Genesung. Kühnheit, Schwung und nachhaltige Kraft ist besonders den Gedichten eigen, in denen die Dichterin ihr Persönlichstes gibt, in denen ihr überquellender rückhaltloser Lebensdrang glüht. Wie K. F. Meyer sein „Genug ist nicht genug“ sang, so schwillt das Verlangen der Dichterin in „Unersättlich“ jubelnd dem Leben entgegen:

Ganz mit Frühling und Sonnenstrahl,
Klang und duftendem Blütenguß
Mein verlangendes Herz einmal
Füll mir, seliger Überfluß!

Gib mir ewiger Jugend Glanz,
Gib mir ewigen Lebens Kraft,
Gib im flüchtigen Stundentanz
Ewig wirkende Leidenschaft!

Aus dem Meere des Wissens laß
Satt mich trinken in tiefem Zug!
Gib von Liebe und gib von Haß
Meiner Seele einmal genug.

Gib, daß Tau der Erfüllung mir
In die Schale des Herzens fließt,
Bis sie, selber verschwendend sich
Überschäumendes Glück ergießt!

Dabei ist in solchem Lebensdrang nichts Genußsüchtiges. Überall geht durch die Lyrik der Dichterin die Stimmung hindurch, die sie in einem Sonett ausspricht:

Nicht träg im Nest, — wenn sie zur Sonne dringen,
Dann erst verspürt der Adler seine Schwingen.

Die Sprache in den Gedichten von R. Huch hat nichts Glattes, Abgeschliffenes, aber wenn man sich hineingelesen hat, enthüllen sich oft scheinbare Ungelenkigkeiten als wohlbestellte Schönheiten und die herbe Kraft der Empfindung prägt sich in der starren Sprödigkeit des Ausdrucks häufig am glücklichsten aus.

Neben der Lyrik und den Erzählungen treten die dramatischen Arbeiten der Dichterin zurück. Ihr Erstlingswerk: „Evoë“ (Stuttgart, Cotta) und ihr Märchenspiel: „Dornröschen“ (Jena, Diedrichs) weisen manche Züge ihrer Eigenart auf, ohne daß dieselbe so stark und vollendet wie in den anderen Werken zum Ausdruck käme. Auch ein historisches Lustspiel, das pseudonym erschien: „Der Bundesschwur“, ist mehr ein Versuch.

Das Wesen von Ricarda Huch stellt eine eigenartige Mischung dar. Ihr ist eine dionysische Daseinslust eigen, die das ganze brausende Leben mit seinen lodernden Wonnen und brennenden Schmerzen, mit seinen funkelnden Träumen und lastenden Rätseln stürmisch ans Herz drücken möchte. Neben der kühnen und farbenprächtigen Phantasie, die in diesem Drang wurzelt, steht ein klarer scharfer Geist, der überlegen beobachtet und auf dem sich ein sicherer Kunstverstand aufbaut, der der Haltung der Dichterin etwas Aufrechtes und Straffes gibt. Auf der Mischung dieser Bestandteile beruht auch die überraschende Prägung ihres Stils, dessen glanzvolle Schönheit einzig dasteht.

Auch auf dem Gebiet der Literaturgeschichte hat sich Ricarda Huch mit Erfolg betätigt. Ihre zwei geistvollen Bücher: „Blütezeit der Romantik“ und „Ausbreitung und Zerfall der Romantik“ werden mit Recht hoch geschätzt. In einer prächtigen Studie hat dann die Dichterin auch die Persönlichkeit Gottfried Kellers zu deuten versucht. Vieles von dem, was sie dort als die Grundlinien im geistigen Wesen des Meisters festlegt, trifft auf sie selbst zu.

Das Weibliche in der germanischen Mythologie.

Von Dr. **Arfert** in Halberstadt.

Die Mythologie — die Beseelung und Gestaltung der Naturkräfte — lehrt den geistigen Zustand des Menschen kennen zur Zeit des Erwachens der abstrakten Denkkraft, die ihm noch nicht als williges Werkzeug gehorcht, sondern nach sinnlicher Gestaltung dürstet. Sie bezeichnet die Mitte zwischen dem gebundenen Zustand vegetierender Existenz und der vollen Beherrschung der geistigen Welt, die Mitte zwischen Fetischismus und

Philosophie. In dieser Stellung zwischen zwei äußersten Punkten ist sie auch bei geistig gebildeten Völkern die religiöse Ausdrucksform der niederen Klassen bis in die Jetztzeit hinein geblieben. Vom alten, reichen Erbe zehrend, umgestaltend aber auch neuschaffend, in alte Wurzeln neuen Saft ziehend, hat sie bei den germanischen Völkern neben und unter dem Christentum stets eine reiche Entfaltung in Sage und Märchen, in Sitte und Aberglauben gefunden, die mythenbildende Kraft war stets lebendig.

Wo hat sich mythisches Denken schöner geoffenbart als bei dem ewigen Gleichnismacher Goethe! Mancher von uns Heutigen, der mit offenem, warmem Sinn ins Feld geht und die Nebel im Flußtal durcheinanderwogen sieht, ist vielleicht ein unbewußter Mythenschöpfer.

Der Ursprung der Mythen läßt sich auf verschiedene Wurzeln zurückführen. Wenn wir hier eine gesonderte Erscheinung der germanischen Mythenbildung betrachten, so geschieht es nur von einer Seite, der psychologischen her, die vielfachen meteorologischen, logischen und moralischen Quellen bleiben dabei außerhalb der Betrachtung, denn das Thema lockt dazu an, eine tiefe und glänzende Eigenart des germanischen Volkstums, die Stellung des Germanen zum Weibe, ins Licht zu stellen.

* * *

Eine wundersame Scheidung geht durch die Welt des Lebendigen, die Scheidung zwischen Mann und Weib. — Kraft und Weichheit, Begehren und Gewähren, Geben und Empfangen, Schaffen und Sinnen, Kämpfen und Dulden, in zwei unendlichen Reihen laufen solche Gegensätze in Körper, Geist, Gemüt und Zuständen nebeneinander, bald sich ausschließend, bald sich berührend, hier geschwächt, dort zu höchster Potenz gesteigert. Wo wir auf ein Volk in der Reife des Denkens unser Auge lenken, da finden wir ein mehr oder minder klares Bewußtsein dieses Gegenspiels. Wo das Recht zu selbständiger Entfaltung gekommen ist, da scheidet es zwischen Männlichem und Weiblichem, wo die Sitte sich gefestigt hat, da trennen sich die beiden großen Gebiete von Weibes- und Mannesart im Bewußtsein des Volkes, wo aber der Glaube aus der Haft des niederen Nützlichkeitskultus gelöst ist, da belauschen wir am deutlichsten die feine Fähigkeit der Volksseele, Männliches von Weiblichem zu sondern. Diese Fähigkeit zeigen alle Naturreligionen, die zur Anthropomorphose vorgeschritten sind; vor allem die griechische, welche die Scheidung auch in abstrakten Verhältnissen durchführte. Auf dem Boden des Natürlichen, Sinnlichen bleibt die germanische Mythologie und zeugt auch ihrerseits von der Tiefe des Gemüts und der Klarheit des Sinnes, welche diesen Zweig der indogermanischen Völkerfamilie auszeichneten.

Wir halten Umschau in der germanischen Mythenwelt und suchen inne zu werden, wo und in welcher Form sich der Trieb der Geschlechtsscheidung betätigt. Unser Auge fällt zuerst auf die vermenschlichten Bilder der Natur.

Von den mannigfachen Quellen der Mythologie ist die Naturanschauung die reichste. Wolken und Winde, Sturm und Gewitter, Erde und Himmel, Sonne und Mond, Quellen und Teiche, Bäume und Felsen, — die ganze Naturwelt empfängt durch die menschliche Anschauung Gestalt und persönliches Leben. Und wie hier unten die Geschlechter sich teilen, so sind auch in der Dämonenwelt die Bilder in männlicher oder weiblicher Gestalt gezeichnet. Es mag auffallen, daß fast alle mythischen Naturerscheinungen männlich und weiblich zugleich vorgestellt wurden. Götter und Göttinnen, Riesen und Riesenweiber, Wassermänner und Nixen, Elbe und Elbinnen, Erdmännlein und Zwergenfrauen, alle erscheinen in beiden Geschlechtern, doch das ist nur eine Folge der Übertragung der Menschenwelt auf die dämonische. Und doch gibt es Gebiete, die das feine Gefühl der Germanen ausschließlich oder doch mit Vorliebe einem der beiden zuwies. Bei den Völkern, welche Sonne und Mond personifizierten, war jene männlich, dieser weiblich gedacht; die Germanen brachten es, wenigstens im Volksglauben, nicht zu einer deutlichen Vergöttlichung dieser Himmelslichter, was sich aber mit irgendwelchen weiblichen Kräften zu äußern pflegte, das stellten sie sich auch unter Weibesgestalt vor. So die sprossende, keimende Erde, Nerthus, die auch als Frija dem Himmelsgott als Gemahlin und Himmelskönigin zur Seite trat. So vor allem die Wolke in poetischer Verwechselung von Ursache und Wirkung. Die Wolke wurde unmittelbar als Hüterin, als Behälterin des keimenden Lebens vorgestellt, während sie doch nur das befruchtende Naß auf die harrende Erde hinabschickt. Sie galt, wie die Gewässer, die sie anfüllt, als der Ort, woher die Kinder geholt werden. Der Mythus von der Wolkengöttin erscheint in der Form der wilden Jagd. Das schöne Bild der vor dem Winde fliehenden Wolke gestaltete sich in der Phantasie der Germanen zu der vom Sturmgott Wodan verfolgten Wolkenfrau. Wenn der Wind durch die düsteren Föhren fährt, daß die Äste wimmernd und knarrend sich biegen, jagt der Hackelbernd die Waldweiber.

Auch der Wirbelwind wird meist unter weiblicher Gestalt versinnbildlicht. Die Beziehung ist nicht ohne weiteres klar. Vielleicht erinnerte das plötzliche Auftreten und hinterlistig Schädigende, das in dieser Naturerscheinung liegt, an die schleichende, schädigende Weise alter, böser Weiber; deshalb sind diese Dämonen stets alte Hexen oder häßliche Waldweiber. Begünstigt ist diese mythische Bildung sicherlich durch den Gegensatz des Wirbelwindes zu dem kraftvoll auftretenden Sturmwind, der mit Sieger-

kraft über Felder und Wälder rast und mit Riesengewalt die stärksten Bäume zu Boden wirft.

Von den irdischen Dämonen haben die Waldgeister fast ausschließlich weibliche Gestalt. Der alten Völker natürliches Gefühl empfand den fruchttragenden Baum als weiblich, und alles was zu dem Walde in Beziehung trat, nahm gern diese Geschlechtsform an. Der germanische Glaube kennt Holzweiber mit gelbem Haar und hangenden Brüsten, ganz in Laub oder Moos gekleidet. Sie werden in den verschiedenen Gegenden verschieden genannt. In Schweden heißen sie Skogsfru, in Mitteldeutschland Wald- oder Moosfräulein, in Tirol Saligfräulein.

In der höheren Mythologie, welche tiefer in das Wesen der Erscheinungen eindringt als der naive Volksglaube, finden wir auch in der Natur wirkende Kräfte versinnlicht. In der schönen Thrymskvida, nach welcher der Winterriese Thrym für die Herausgabe von Thors Hammer sich Freyja ausbedingt, oder in einer anderen Eddasage, in welcher der Riesenbaumeister zum Lohne für den Bau der Götterburg die Wanengöttin fordert, ist nach Uhlands Deutung Freyja die Sonnenwärme, die aus der winterlichen Erde die Keime heraustreibt.

* * *

Von der Natur draußen ziehen sich die verbindenden Fäden zu dem Natürlichen im Menschen, wir reden daher von den Naturformen des Menschenlebens. Was in dem so vielgestaltigen, reichen Wesen des Weibes als unbedingt, als unveränderlich und ewig erscheint, das ist im Empfangen und Gebären, oder anders gewendet, im Geschlechtsleben und der Mutterschaft begriffen. Dieser Zweiklang bildet das Grundwesen der Weiblichkeit, der allen Völkern, welche überhaupt zu allgemeinen Ideen über die Natur des Weibes gelangt sind, ins Bewußtsein treten mußte. Wohin wir in den Literaturen unsere Blicke richten, in die Welt Homers, in das Märchenreich des Orients, in die slawischen Volkslieder oder finnischen Epen, überall tritt uns das Verständnis für diese beiden Seiten der Weiblichkeit entgegen, das Empfangen in den Bildern der Liebe und des Liebesgenusses, das Gebären in den Darstellungen der mütterlichen Fruchtbarkeit, der Mutterschmerzen, der Mutterfreude.

In der Poesie ist dies alles mit freundlichem, metaphorischem Schimmer übergossen, im Glauben zeigen sich diese Züge in voller Natürlichkeit.

Wir finden bei allen tiefer angelegten Völkern Mythen, in denen sie versinnbildlicht sind. Bei den Griechen ist das Empfangen durch Demeter, Semele, Danae ausgedrückt, das Gebären versinnbildlichen Gaia, Persephone, Aphrodite; bei den Slawen finden wir Siva als Göttin der Fruchtbarkeit, bei den Litauern die Erdgöttin Zemina. Wir weisen hin auf die ägyptische

Reith und die phönizische Ascheria. Bei den sinnlichen Völkern ist der Mythus selbst sinnlich gehalten, der Kultus aber artet aus in orgiastische Formen. Die heiße Glut der orientalischen Völker schlug hier in vollen Flammen empor. Die Mysterien der Zeugung traten vor die eigentliche Naturanschauung und alle die Göttinnen, wie Mylitta der Babylonier, Ascheria der Phönizier sind mehr Vergöttlichungen der Zeugungskraft als Bilder der zeugenden Erde gewesen.

Ganz anders bei den Germanen; die Mythen sind so rein wie das Denken der Urheber selber war. Die Erde wird fruchtbar in des Himmelsgottes Umarmung, das ist ein gewöhnliches Bild. Ein angelsächsischer Flursegen singt:

> Heil sei dir Erde, Menschenmutter,
> Werde du fruchtbar in Gottes Umarmung,
> Fülle mit Frucht dich, den Menschen zum Nutzen.

Manchen schönen Zug bewahrte die nordische Sage, wie der Gott die Maid umwirbt und umarmt und wie aus ihrer Liebe ein neues Wesen entsproßt. Odin, der bei den Skandinaven zum Himmelsherrscher aufstieg, wirbt in mannigfacher Gestalt und wechselnder Verkleidung um die Gunst der spröden Rind — wohl die steinige unfruchtbare Erde — welche ihm Baldrs Rächer Wali gebiert. Die herrliche Skirnismal erzählt wie Freyr, der Gott des Lichts, die liebliche Riesentochter Gerd — nach ansprechender Deutung die fruchtharrende Erde — umwirbt und wie er durch die Hilfe seines Dieners, Skirnir, ihre Gunst erringt. Ganz ähnliches erzählt die Sage von Swipdag und der schönen Menglöd.

Das Gebären findet seinen Ausdruck in der Fruchtbarkeit der Erde. Der Gedanke, die Erde im Lenze mit ihren zahllosen Keimen und Sprossen, mit all ihren Frühlingskindern als eine große, gewaltige Mutter aufzufassen, ist um seiner Natürlichkeit willen von großartiger Schönheit und in der germanischen Mythologie zu voller Ausbildung gelangt. Leider aber lassen uns die Nachrichten hier im Stich. Tacitus erzählt von der Göttin Nerthus, deren Bild der Priester im Frühling aus ihrem Heiligtum holte und auf einem mit Kühen bespannten Wagen durch das Land führte. Die Göttin bezeichnet die Erde in ihrem Wachstum und Sprießen zur Frühjahrszeit. Des Himmelsgottes Gemahlin, so müssen wir einen ursprünglichen Mythus im Norden erschließen, war Jord, die er im Lenze mit Licht und fruchtbarer Wärme begabte, so daß sie ihren mütterlichen Beruf ausüben konnte.

In diesen Anschauungen ist die naturgeschichtliche Seite des Geschlechtsverkehrs, die auf Fortpflanzung gerichtet ist, dargestellt; auch die andere — wenn wir so sagen können, menschliche Seite — der Liebesgenuß findet

seinen Ausdruck in der germanischen Mythologie. Mythische Vorstellungen sind, sobald sie die Neigung haben, Gedanken und Gefühle aus der Menschenwelt in sich aufzunehmen, stets der Ausdruck dessen, was die Volksseele am meisten beschäftigt. Was der Mensch freiwillig glaubt, das glaubt er auch mit seinem ganzen Herzen. Die germanische Mythologie steht ganz und gar auf dieser Stufe des allerreichsten religiösen Lebens. Die unterste Stufe begnügt sich — wir haben es schon angedeutet — mit dem Nützlichkeitsglauben; ihre Wurzel ist die Angst und die Selbstsucht. Was von den übermenschlichen Wesen gedacht und gesagt wird, zielt nur auf deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit. Die oberste Stufe ist die der Vergeistigung. Mitten inne steht die fabelfrohe Zeit, in der jeder Gegenstand zum Bilde, alle Anschauung zum Erlebnis, alle Bewegung zur Sage, zur Dichtung wird. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir das, was dem Naturmenschen sehr am Herzen liegt, einen großen Raum in Glauben und Dichtung einnehmen sehen. So ist es mit dem Liebesgenuß. Fast allen weiblichen mythischen Wesen ist die Sehnsucht nach dem Manne eingeprägt. Die Mahren — im Alptraum haben wir die Hauptquelle dieser Vorstellungen zu suchen — überfallen den Mann im Schlaf und vermischen sich mit ihm. Die Elbinnen betören die jungen Männer durch ihren Blick und suchen sie zu verführen. Waldfrauen und Wasserminnen sind nach Männern lüstern, und die Hexen buhlen mit dem Teufel.

Bezeichnend für die innige Verwandtschaft des Volksglaubens mit dem höheren Götterglauben ist es, daß die eddische Sage allen Göttinnen diesen Zug zum Manne beilegt, so sehr diese sonst das Muster aller Weiblichkeit vorstellen. Von Friggs und Freyjas Buhlerei wird weiter unten erzählt. Es gibt einen eigenen Sang in der Edda, die Lokasenna, in welcher Loki jedem Gotte eine Schmähung ins Gesicht schleudert. Da wird mit ausnahmsloser Übereinstimmung allen Göttinnen der Vorwurf der Buhlerei gemacht. Am schlechtesten kommt dabei die lieblichste der Asinnen, Freyja, weg. Idun und Gefjon, die hohe, sonst so strenge Frigg, Skadi, Njords Weib, und schließlich Thors goldhaarige Gattin Sif, jede empfängt auf ihr zorniges Wort die schnelle Quittung.

* * *

Was die Natur als Funktionen in das Weib hineingelegt hat, Empfangen, Gebären und Nähren, das bringt sie auch zu äußerer Erscheinung am weiblichen Körper. Wir versuchen uns vorzustellen, in welchem Bilde sich dem mythischen Sinn des Germanen des Weibes Körper darstellte.

Das Wesen eines Volkes leuchtet aus manchem unscheinbaren Zuge heraus. Wie es in seinem poetischen Sinnen und Denken sich das Weib

verbildlicht, so finden wir es wieder im Gesellschaftsleben, in der Sitte, im Recht. Den rohen Völkern, denen die Frau nur die Dienerin ist, erwächst sie überhaupt nicht zu allgemeinerem Bilde; die leidenschaftlichen Orientalen aber umkleiden sie mit dem schwülen Glanze sinnlicher Schönheit, weil sie ihnen nur als Gegenstand ihrer Begierden erscheint; die Griechen, in der glücklichen Freiheit des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, suchten und fanden auf dem Wege zur Schönheit das Ideal des gefälligen, in Form und Bewegung vollendeten Frauenbildes; der natürlichen Anschauung und einfältigen Sinnlichkeit des Germanen erschien das Weib — wie es ist, doch gesteigert nach beiden Seiten. Wie die natürlichen Völker zusammengesetzte Erscheinungen gern in klare einfache Extreme — nach dem Gesetz des Gegensatzes — fortbilden, so erscheint auch hier das Frauenbild in zwei verschiedenen Reihen ausgebildet. Licht und dunkel, schön und häßlich, anmutig und derb, jung und alt, glatt und zottig, rein und schmutzig, riesisch und zwergenhaft, so malte sich das Volk seine dämonischen und göttlichen Frauen.

Nicht die sinnlichen Reize der Körperformen, nicht die Anmut der Linie und der Bewegung sind die Kennzeichen weiblicher Schönheit, sondern goldene Haare und weiße Haut. Mit feinem Instinkt griff das Volk diese Merkmale seiner Rasse auf, die sie in der Urzeit von den Nachbarn schieden.

Schönheit und Häßlichkeit gelten dem Germanen in Poesie und Glauben nie als rein ästhetische Begriffe; stets ist mit ihnen ein Gefühlston verbunden. Schönheit ist immer gut, sanft, hilfreich — Häßlichkeit nie anders als böse und schadenfroh.

Das Schönste, was dem Germanen auszudenken möglich war, legte er den Elbenfrauen bei. In strahlender Schönheit, die Haut licht wie die Sonne schimmernd, von goldenen, langen Haaren umwallt, die zierliche Gestalt mit weißem Schleier verhüllt, tanzen die Elbinnen ihren Reigen, oder sitzen auf Felsen und Baumstämmen und strählen ihr goldenes Haar. Ein Blick aus ihren sinnbetörenden Augen hat manchen Erdensohn in den Tod gezogen. Das dänische und englische Volkslied weilt mit Vorliebe bei diesen wunderschönen Gestalten. Und nun die andere Seite. Je nach ihrem natürlichen Ursprung sind die mythischen Wesen geformt. Die Sommerwolke, der weiche Frühlingswind zeigen die anmutige Seite der Natur, die schwarze Wetterwolke, der Wirbelsturm die düstere. So gibt es auch ungeformte, häßliche Elbinnen mit langen Brüsten und straffem Haar. Die Hexen sind entweder jung und schön oder alt und häßlich, mit triefenden roten Augenlidern und schielendem Blick. Die Mahren, die nachts den Schläfer drücken, erscheinen ihm als holdes, verführerisches Mädchen oder als zottiges, grauenhaftes Weib. Die Schicksalsfrau ist je

nach ihrem Spruch jung und licht oder alt und häßlich. Unsere Märchen wissen mit so naiver Freude von den schönen, guten Feen und mit so kindlich natürlichem Abscheu von den alten, häßlichen, bösen Feen zu erzählen. Die Kornmuhme, die im Winde durch die wogenden Wälder fährt, ist häßlich, mit großen, schwarzen, eisernen Zitzen. Auch die Waldfräuleins haben hängende Brüste, strohgelbes, fliegendes Haar und sind in Laub oder Moos gehüllt.

Mit echtem Sinn für das Natürliche haftet die germanische Phantasie in all diesen Bildern an den besonderen Merkmalen der Weiblichkeit: dem langen Haar und den Brüsten. Merkwürdig ist, wie die beiden Reihen der körperlichen Gegensätze sich häufig eng zusammendrängen, und wie die gesonderten Züge in einer Gestalt verbunden erscheinen. Durch die ganze Germanenwelt geht die Anschauung von Elbinnen, die vorn schön und lieblich, hinten dagegen hohl wie ein Backtrog sind. Die Holzfräuleins sind vorn lieblich anzuschauen und tragen doch hinten im hohlen Rücken einen langen Schwanz. Die Nixen, die ihren wunderschönen Leib aus dem Wasser herausheben, enden unten in einem Fischschwanz.

In strahlender Majestät, von gebietender Gestalt, in ewiger Jugend leuchtend, blonden Haares, mit weißer weicher Haut erscheint die Göttin, schön wie die Elbinnen, nur erfüllt mit dem Gehalt persönlichen Lebens und so ein Abbild höchster irdischer Weiblichkeit. Frigg, Odins Gemahlin, zeigt die Blüte des Frauentums; Freyja, die Wanengöttin, ist das Bild der jugendlichen Anmut. Sif, Thors Weib, trägt das goldigste Haar unter den Asinnen. Von den weißschimmernden Armen Iduns und der Riesentochter Gerd „erglühen die Himmel und all das ewige Meer".

Während der Volksglaube seine elbischen und dämonischen Wesen nur mit den allgemeinen Zügen der Weiblichkeit ausstattet, widmen die Skalden ihren Göttinnen als Vertreterinnen eines ganzen Kreises von Naturanschauungen und als sittlich ausgebildeten Persönlichkeiten eine liebevollere Ausmalung einzelner Züge. Wenn die Elbin wohl Anmut und Zierlichkeit, leichte Beweglichkeit schmückt, so bleibt das Bild doch flüchtig und ohne individuelle Anschauung. Überhaupt liebte es die germanische Poesie nicht wie die griechische und die romanische, die weibliche Schönheit im einzelnen nachzumalen. Eine Gesamtanschauung, gestützt durch hingeworfene Einzelzüge, genügt, um das Bild zu geben; die genauere Vorstellung mag sich der Hörer selbst bilden. So war auch der germanische Geist zu stark durch die natürlichen Eigenschaften am Weibe gefesselt, um zu der künstlerischen Idee der äußeren Umkleidung des weiblichen Körpers vorzudringen. Schmuck und Gewandung spielen daher im Mythenglauben nur eine geringe Rolle. Wohl bringt es die Phantasie so weit, die Elbinnen mit weißen

Schleiern zu umkleiden. Die Kampffrauen tragen zuweilen Schwanenhemden, die Wasserminnen kämmen sich mit goldenem Kamme, das Waldweib ist in schmutziges Moosgewand gehüllt. Stets bleibt aber die Phantasie am Körperlichen haften. Auch in der mythologischen Poesie des Nordens tritt die formale Schönheit des einzelnen hinter der gewaltigen Kraft und Pracht des Gesamtbildes zurück. Die Skalden verschmähen die genaue Schilderung des Frauenleibes, des Schmuckes und Gewandes, doch ist ihr Sinn nicht stumpf für den uralten weiblichen Trieb, den Leib durch äußere Mittel zu verschönern. Solange es Weiber gegeben hat, so lange haben sie die aus dem natürlichsten Gefühl — den Mann anzuziehen — heraus geborene Kunst geübt sich zu schmücken. Freilich spielt in der skaldischen Mythologie der Schmuck eine für die Göttinnen nicht sehr rühmliche Rolle. Frigg, Odins Weib, so erzählt Saxo Grammatikus, gehrte nach dem Golde der Bildsäule, welche ein nordischer Fürst ihrem Gemahl verehrt hatte. Da Odin das Bild aus Vorsicht mit Stimme begabt hatte, so wußte sie keinen anderen Weg, ihres Herzens Begehr zu befriedigen, als den, ihre Gunst an einen vertrauten, listigen Diener zu verschenken. Odin mußte um dieser Schande willen aus dem Lande weichen. Freyjas herrliches Geschmeide war das Brisingenhalsband. Sie erwarb es von den vier Zwergen, die es schmiedeten, nur dadurch, daß sie jedem eine Nacht zu Willen war. Auch Gefjon — wohl eine Sproßform der Freyja — gewann ihren Schmuck durch Verlust ihrer Tugend, wie Loki ihr vorwirft.

Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß auch die besseren Seiten des Verhältnisses des Weibes zum Manne in der skaldischen Mythologie ihren Ausdruck finden. Frigg, die Hüterin der Ehe, erscheint an anderen Stellen als streng und herb, in unwandelbarer Treue ihrem himmlischen Gemahl verbunden. Freyja tobt in weiblichstem Zorn, als Loki ihr ansinnt, in das Riesenheim zu fahren als Thryms, des Thursen Braut, um Thors Hammer heimzugewinnen.

> Die Männertollste müßte ich heißen,
> Reiste ich mit dir ins Riesenland.

Das schönste Bild von Frauentreue, die dem Gatten über Not und Schande bewahrt wird, bietet Sigyn, Lokis Weib, die dem Gefesselten das tröpfelnde Schlangengift abwehrte. Eine andere Sage bei Saxo erzählt, wie Odr sein Weib Freyja verläßt und wie die Treue goldne Tränen nach ihm weint und in allen Landen nach dem Verlorenen sucht. Als Baldr auf dem Scheiterhaufen im brennenden Schiffe ins Meer gestoßen wird, da schwillt in seines Weibes Nanna Brust das Trennungsweh so gewaltig auf, daß sie mit einem Sprung sich dem toten Gatten vereint und mit ihm gemeinsam zur dunklen Hel zieht.

Das ist die Gattenliebe und Gattentreue. Von der Minne, die im Mittelalter so großen Raum einnimmt, erfahren wir in der älteren germanischen Poesie nichts. Die ganze Welt des Liebesspiels, dieser Zustand des Sehnens und Verlangens, das schwärmerische Anbeten, kurz die Liebe vor der leiblichen Vereinigung bleibt dem natürlichen Sinne der Germanen fremd. Wie soll man sich auch bei einem Volke, in dem nach Tacitus schönem Worte der Jüngling spät die Liebe kennen lernt, und auch die Jungfrauen zur vollen Reife heranblühen, bei einem Volke, das im Liebesleben von einer beispiellosen Reinheit und Natürlichkeit war, eine sentimentale Liebesempfindung vorstellen, die mehr oder weniger eine Folge verfeinerter Lebensform ist! Nur eine Stelle in den Göttersagen des Nordens, die uns daher so vertraut und schön empfunden anmutet, finde ich, in der dieser Zustand des Langens und Bangens zum Ausdruck kommt. Das ist in der Skirnismal, in der Freyr sein Verlangen nach der schönen Gerd in die herrlichen Worte kleidet:

Inniger hat niemals seit Urzeit Tagen
Ein Mann ein Mädchen geliebt.
Doch von Asen und Elben kein einziger will es,
Daß wir beisammen sein.

Und am Schluß, als ihm die ersehnte Zusammenkunft nach neun Nächten verheißen wird:

Lang ist eine Nacht, lang sind zweie,
Wie geduld ich mich drei?
Ein Monat oft schien mir minder lang
Als des Harrens halbe Nacht.

* * *

Frauenliebe und Frauentreue leuchtet herrlich wie die Sonne, aber es gibt auch eine dunkle Seite im Frauentum, die dem Germanen nicht fremd geblieben war. Mehr als wie beim Manne sind die Neigungen und Gefühle im Weibe bedingt durch das Geschlechtsleben. Dieser Trieb gibt den Grundton an in den mannigfaltigsten Gefühlen, Neigungen und Stimmungen. Die Gefühle der Hingebung, der Zurückhaltung, die Neigungen zum Schmücken, zum Pflegen, die Stimmungen der Weichheit und der Ausgelassenheit werden bedingt durch die wechselnden Vorgänge in der Geschlechtsentwickelung und der Mutterschaft. Wo die gesunden Triebe in eine falsche Bahn einlenken, wo sie mit einseitiger Kraft auf einen Punkt wirken, da mag denn die weiche, weibliche Empfindung in eine furchtbare, zerstörende, dämonische Leidenschaftlichkeit ausarten; und hier schauen wir in die dunkelsten Gründe der weiblichen Seele hinein. Wir schaudern zurück vor den Hetären des Altertums und vor den trunknen Weibern Silens; wir erschrecken vor der krankhaften Leidenschaftlichkeit der Gemahlin des Tiberius, der Mutter Neros.

Tieferes Eindringen in die widerspruchsvolle Psyche des Weibes ist erst der modernen Einsicht beschieden gewesen, und doch ist den alten Zeiten ein Ahnen auch der Nachtseiten der weiblichen Seele eigen. Was unseren Vorvätern darüber zum Bewußtsein kam, spiegelt die Dichtung und ihr Glaube wider. Wenn in der Mythologie uns solche Einsichten vor allem begegnen, so müssen wir daran denken, daß die Ursprünge der mythischen Erscheinungen zur Hälfte außerhalb des menschlichen Denkens, nämlich in der Natur liegen. Das Dunkle, Nächtliche, Häßliche, Schädigende mancher Naturvorgänge wirkte stets auch auf die innere Belebung der mythischen Gestalten ein.

Was uns hier als besonders fein und tief gedacht erscheint, ist die Symbolisierung des Lockenden, Verführenden im Weibe, die dämonische Mischung aus Lieblichkeit und Bosheit, die im Elbenblick erscheint. Die Vorstellung, daß schöne Mädchen den Jüngling zum Liebesgenuß und damit zum Tode locken: dieser wundersame, tiefe Zug, der Schönheit und Bosheit, höchsten Genuß und Tod so ergreifend in eins verflicht, ist auch anderen indogermanischen Völkern eigen; Odysseus erfährt es, als er bei den Sirenen vorüberschifft. Aber die Kraft des lockenden Zaubers in den Blick zu verlegen, ist germanische Eigenart. Besonders die englischen und dänischen Elbenmärchen haben diesen Zug ausgeprägt. Wer einem Elbenweibe in das geheimnisvolle Auge geblickt, ist verzaubert und läßt sich willig in den Tanz ziehen, der mit dem Tode endet. Der Anblick der schönen schwedischen Skogsnufva macht wirr im Kopf und schwermütig. Die Nixen kämmen ihr langes Haar und singen; wehe dem Mann, der sich durch ihren Gesang betören läßt, er wird hinabgezogen ins Wasserreich. Wenn ein Bursche einem Nixenweib nicht zu Willen ist, findet man seinen Leichnam am nächsten Tage im Wasser schwimmen, über und über mit blauen Flecken bedeckt. Die Waldweiber zerreißen Kinder, und die Mahre kommt in der Nacht und drückt dem Manne den Schädel ein. Überall mischt sich in diesen Sagen Liebesverlangen mit Blutdurst.

Aber auch allein und ungemischt äußert sich die Bosheit und Schadenfreude im Weibe, und hier treten uns andere psychologische Motive entgegen. Es ist die Bosheit, die so leicht im Alter die Begierden und Leidenschaften der Jugend ablöst, es ist die Schadenfreude, die man so viel bei alten keifenden und klatschenden Weibern des Volkes findet. Dieser Zug, der seinen Ursprung in der sozialen Seite des menschlichen Lebens hat, ist vornehmlich im Hexenglauben zum Bilde gestaltet. Die Hexen sind ihrem Wesen nach heidnischen, mythologischen Ursprungs. Sie treiben ihr Wesen im Wetter und zaubern Hagelschlag und Wirbelsturm. Wirft man ein offenes Messer in den Wirbelwind, so fällt eine blutende Hexe heraus. Sie

vergiften die Brunnen und behexen Mensch und Tier mit ihrem bösen Blick. Sie ziehen der butternden Frau die Butter aus dem Faß, so daß nur Schaum bleibt. Sie suchen also zu schaden, wo und wann sie können. Das Schadentun selbst ist ihr Element, das ist ihr Bedürfnis, ihre Leidenschaft. Sie tun es nicht aus Eigennutz, nicht aus Rache, sondern tun es, weil es sie so treibt.

* * *

Von der Hexe zur Mutter, von der Liebesleidenschaft zur Mutterliebe, das ist ein Sprung von einem Ende der Frauenwelt zum anderen, ein Sprung von der Mitternacht in den Mittag. Wir treten hier ein in das Heiligtum germanischen Wesens.

Wenn man aus dem, was das Volk glaubt und erzählt, einen Schluß ziehen darf auf das, was ihm am Herzen liegt, so kann man aus der deutschen Mythologie schließen, daß die Mutterschaft den übrigen weiblichen Sonderzügen, vor allem der Liebe, voll zur Seite tritt. Das ist ein Punkt, in dem das germanische Empfinden in klarster Deutlichkeit abweicht von dem der Nachbarvölker. Römern, Kelten und Slawen ist die Liebe zwischen Mann und Weib, zwischen Jüngling und Jungfrau der Stoff, den das poetische Denken vor allem ausschöpft und formt. Nur die Griechen, die in ihren ältesten Zuständen eine überraschende Übereinstimmung mit germanischem Denken und Empfinden zeigen, haben eine Poesie der Mutter und der Hausfrau. Freilich auch den Germanen ging mit dem Eintritt in die griechisch-römische Kulturwelt der Sinn auf für das herrliche Reich der Liebe, und es erhoben sich vor allen anderen Gestalten der Sage die der Gudrun und Krimhild in blendendem Glanz, aber daß mehr und mehr die Hausfrau und Mutter im poetischen Denken des Volkes zurücktrat, ist dem Einströmen romanischer Liebesanschauungen im Mittelalter zuzuschreiben. Vor diesen wich nicht nur die Hausfrau, die Mutter, sondern auch die treue Gattin ins Dunkel zurück.

Auf den Volksglauben hat ursprünglich — und das ist der große Unterschied zwischen den Naturreligionen und den abstrakten Religionssystemen — jede nach Geschlecht oder Stand unterschiedene Schicht des Volkes ihren Einfluß gehabt. Was der Ackersmann dazu beigetragen hat und was der Krieger, was der Bergbewohner und was der Meerfischer, das ist längst erkannt und geschieden; aber was aus der großen Masse des Glaubens männlichem Denken und was weiblichem sein Dasein verdankt, harrt noch der Sonderung. Wir dürften uns nicht wundern, wenn das Ergebnis uns lehrte, daß der Grundstock der Mythologie aus Kopf und Herz des Mannes hervorgegangen ist. In allem aber, was in der Mythologie die Mutterschaft angeht, haben wir einen unzweifelhaften Beitrag der weiblichen Hälfte des

Volkes. Wenn die Elbenfrauen in Kindesnöten sind, so rufen sie eine Menschenfrau zu Hilfe und zahlen reichlichen Lohn. Zwergenfrauen stehlen Kinder und schieben ihren eigenen Wechselbalg unter. Die Zwerge rauben sogar Schwangere, aber laden auch Menschenweiber zu Gevatter ein. Wo ein besonders gutes Verhältnis waltet, laden sie sich selber zur Hochzeit und Taufe ein. Die Wasserfrauen haben einen Abscheu vor den Schwangeren und schrecken sie gern. Deutlich leuchtet aus all diesen Zügen der Stolz der Mutterschaft hervor, die den sonst so bevorzugten übermenschlichen Wesen fremd oder doch erschwert ist.

Das feine Gefühl unserer heidnischen Vorfahren für das Mütterliche im Sinne des Hegens und Schützens bekunden die Anschauungen von der Erde als der den Menschen gemeinsamen Mutter. Wie in ihr die natürlichen Eigenschaften des Geschlechtes, das Empfangen und Gebären dargestellt war, so auch diese Gemütseigenschaft. Wenn im Norden zwei Männer Blutsbrüder werden wollten, so traten sie unter einen losgelösten Rasenstreifen und vermischten so im Angesicht ihrer gemeinsamen Mutter ihr Blut. Das nannten sie unter der Erde Halsband gehn. Daß der deutschen Nerthus, der personifizierten Erde, von der wir leider nur bei Tacitus erfahren, die Vorstellung des Mütterlichen nicht gefehlt habe, bezeugt die Umschreibung mit terra mater. Die Angelsachsen riefen beim ersten Pflügen: Heil dir Erde, Mutter der Menschen. Die Nordgermanen faßten das Sterben gern auf als ein Eingehen in das Reich der Mutter. Wie natürlich diese Vorstellung ist, zeigt das schöne Bild vom Schoß der Erde, das noch heute lebendig ist.

Am reinsten und eigentümlichsten tritt jedoch das Mütterlich-Schützende in der Auffassung der Todesgottheit hervor. Den furchtbaren Gedanken, daß das Leben mit dem Tode aufhört, hat kein Naturvolk auszudenken gewagt. Den Eintritt in das Nichts sich vorzustellen, erfordert eine so schwierige Denkarbeit, wie sie wohl dem schwärmerisch gesteigerten Geiste der Buddhisten möglich war. Für die Germanen war der Zustand nach dem Tode nichts als ein anderes Leben, ein Leben in Gemeinschaft, das, so geisterhaft man sich auch die Toten vorzustellen abmühte, doch stets in den gewöhnlichen Formen des irdischen Lebens verlief. Es ist ein köstlicher Gedanke, der laut davon zeugt, wie tief in den Germanen das Gefühl für Familienleben und Mütterlichkeit haftete, wenn sie sich den Tod als einen Eingang in den Schoß und die Arme der Mutter vorstellen. Freilich hat sich dieser Gedanke erst mit der steigenden, geistigen Entwickelung voll herausgebildet. Ursprünglich haftete die Seele am Orte, wo der lebendige Mensch gewirkt hatte, oder wo der Leib begraben lag, bald aber dachte man sie vereinigt mit anderen in Bergen oder Seen und legte ihnen wieder mensch-

liche Formen und Gewohnheiten bei. Schließlich geschah der Schritt zu einem gemeinsamen Totenreich.

Frija (Frigg) als die Hauptgöttin und Vertreterin der Weiblichkeit — daneben auch Freyja und Gefjon — empfängt und beherrscht die Seelen der gestorbenen Frauen und Jungfrauen. In Deutschland ziehen die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder zur Holda und Berchta. Sie schweifen mit ihnen in den Zwölften durch die Lüfte. Wie das Leben eingeht zu der schützenden Holda, so geht es auch von ihr aus. An vielen Orten glaubt man, daß Frau Holle die Kinder aus ihrem Brunnen bringt. In den häufigen Hörselberg- oder Frauhollenbergsagen waltet Frau Holle wie eine Mutter, während freilich unter fremdem Einfluß Frau Venus im Hörselberg andere Gestalt angenommen hat.

Die im Kampf mit dem Meer Abgeschiedenen gehen nach den skaldischen Anschauungen ein in das Reich der Ran, wo sie im goldnen Saal wohl aufgenommen werden.

Auch die Beherrscherin des allgemeinen Totenreiches wurde weiblich gedacht. Freilich mischen sich in diese Gestalt viel christliche Vorstellungen, und die Deutung wird dadurch erschwert, daß unter Hel zugleich das Totenreich selbst verstanden wurde. Jedenfalls zeigt der Umstand, daß man ihr den Namen die Bergende beilegte, daß diese Bezeichnung mit ihrem Wesen nicht in Widerstreit stand. Wie aus dem Schoß der Mutter Erde alles Lebendige hervorging, so kehrte auch alles Leben in ihr dunkles Reich zurück.

* * *

Ehe die Frau Mutter ist, war sie Hausfrau, und das bleibt sie bis ans Ende. Es ist rührend zu sehen, wie der Volksglaube — auch hier weiblichen Einflüssen Raum gebend — die einfachen Verhältnisse der Hauswirtschaft in sein Reich hineinzieht. Was die Menschenfrauen tun, das tun auch die Geister. Die Elbinnen trocknen Wäsche, backen Kuchen, schöpfen Wasser. Zwergenfrauen leihen sich Kessel und bringen sie der Menschenfrau mit Zins zurück. Der deutschen Wind- oder Wolkengöttin, welche in den verschiedenen Gegenden unter verschiedenem Namen, Fru Frecke, Holda, Berchta, Fru Gode als Seelenführerin in den Zwölften umherzieht, werden hausfrauenhafte Beschäftigungen beigelegt. Sie spinnt, bleicht, schöpft Wasser, besitzt Braukessel und trägt das Schlüsselbund. Die weiße Frau wie die norwegische Huldra füttert und melkt das Vieh. Frau Holle schüttelt das Bett auf, daß die weißen Daunen fliegen.

Welche Beschäftigung hat sich seit Urzeit Tagen tiefer in dem Gemütsleben der Frauen festgesetzt als das Spinnen! Von Penelope über die Burgfrau im Kreise ihrer spinnenden Mägde bis auf Gretchen am Spinnrade ist die spinnende Frau das lieblichste und reizvollste Bild in der

Poesie der gebildeten Völker gewesen. Wie kann es anders sein, daß gerade diese Beschäftigung in der Mythologie die größte Rolle spielt. Was bei den Schicksalsgottheiten das Spinnen bedeutet, werden wir weiterhin erfahren. Die höchste Göttin der Nordgermanen Frigg war, wie sonst über die Hausarbeit, auch über das Spinnen gesetzt. Während der Donnerstagsweihe setzte keine schwedische Frau die Spindel in Bewegung, denn am Abend spann Frigg selber. Das Sternbild des Orion heißt in Schweden Friggetenen oder Friggerocken. In Deutschland zieht Berchta in der Perchtennacht (Erscheinungsfest) umher, und wehe dem Mädchen, das den Rocken nicht abgesponnen! Sie schaut mit feurigem Auge ins Fenster und verwirrt oder beschmutzt den Rocken und das Haar der Säumigen oder droht ihr gar den Hals umzudrehen. Die Fleißigen aber segnet sie mit dem Spruch:

So manches Haar, so manches gute Jahr.

* * *

Die Göttin ist losgelöst aus den Schranken des Raumes und der Zeit, so gebietet sie aus der Machtfülle der Zukunft heraus über Wohl und Wehe des Menschen. Sie ist Naturbild und Schicksal zugleich. Wie das menschliche Denken selbst aufwärtsschreitend, sich ausbreitend und differenzierend ist, so löst sich auch bei allen vorgeschrittenen Völkern das mythische Denken los von den sinnlichen Erscheinungen der Natur und steigt, von der Erdenschwere mehr und mehr befreit, hinauf in die kalten Höhen unsinnlicher Abstraktion. Das germanische Volk hat diesen schweren Flug nur langsam und unsicher in der Personifikation des Schicksals getan. Was sonst noch in der nordischen Mythologie an Abstraktionen sein Wesen treibt, ist aus der Fremde eingezogen oder unter christlicher Denkweise aufgesprossen. Daß aber über den Göttern und Menschen ein waltendes Schicksal stehe, ist alte germanische Anschauung, hervorgewachsen aus den Träumen und Gedanken des Volkes. In ihren Ursprüngen sind die Schicksalsmächte dem sinnenfrohen Germanen noch an plastische Gestalten gebunden, so wenig abstrakt wie der Sturmwind, den er brausen hört, oder die Wolke, deren befruchtendes Naß auf die Erde fällt. Fylgjur nennen die Nordleute die zukunftsweisen Geister, die den einzelnen in Kampf und Tod, auf Fahrt und Rast als ein anderes Ich umschweben, die ihm Tun und Lassen vorschreiben, ihm böse und freundliche Ereignisse entgegenschicken.

Der Gedanke des Germanen ist dem Tage des Kampfes früh und spät, im Wachen und im Träumen wie einem Feiertage entgegengewandt; was Wunder, daß das höchste Schicksal in der Vollendung des Lebens durch Feindeshand liegt! Kampftod, Schlachtensieg, das sind die beiden bedeutungsvollen Gegenpole, in denen der Germane, wenn er seine Ge-

danken über die Alltagswelt erhebt, das höchste Erlebnis sieht. So ist es denn aus dem tiefsten Gefühl dieses kampffrohen Volkes heraus geboren, wenn die Schlacht der Lenkung besonderer Schicksalsmächte unterliegt. Die deutschen Idisi, die angelsächsischen Sigewif, die nordischen Valkyrjen leiten das Schlachtenschicksal. Über die Hügel kommen sie geritten durch die Lüfte und senden Speere gegen die Kämpfenden. Die jauchzende Kampfeslust, das Hochgefühl der freien Kraftbetätigung findet in ihnen die glänzendste Verkörperung. Durch Zauber hemmen sie den Ansturm des Feindes und lösen die Bande der Gefesselten, wie der Merseburger Zauberspruch erzählt. Vor dem Zusammenprall der feindlichen Reihen weben sie das Gewebe der Schlacht unter summendem Gesang: Winden wir, winden wir das Gewebe des Speers. Schaft wird zerkrachen, Schild zerbersten, die Axt in die Rüstung dringen. Winden wir, winden wir das Gewebe des Speers.

Geburt, Hochzeit, Tod. In diesen Dreiklang sind die Höhen menschlichen Daseins gebannt. Das sind die Augenblicke, in denen auch des dumpf dahinlebenden Menschen Blicke klar werden und über das Geschehen des Tages hinweg sich mit geheimem Grauen in die verschlungenen Pfade eines waltenden Schicksals richten. Hier haftete sich dem gebundnen Geist der Vorzeit am klarsten die mythische Gestalt des Schicksals an. In der Zweizahl, häufiger in der Dreizahl thronen die Nornen, oder menschlicher gedacht die drei Basen, die drei weißen Jungfern über der Menschenwelt und spannen und werfen ihre Seile, oder sie kommen herab zu den Menschen, treten vor das Bett des neugeborenen Kindes und bestimmen sein Schicksal. Niemand erlebt der Sonne Unter- oder Aufgang, an den der Norne Spruch ergangen.

Aus allen Einzelgestalten erhebt sich die eine Gestalt des reinen Schicksals, Wurd, der Menschen und Götter gleich verbunden sind. Das ist die Gestalt, in der germanische Denkkraft zur freien Abstraktion emporgedrungen ist, in der ihr, die so eng an die sinnlichen Erscheinungen sonst geknüpft war, der Sinn aufging von den höchsten Ideen, die, selbst unkörperlich, doch in die Welt des Körperlichen hineingreifen. Wie sehr auch diese Idee langsam von unten nach oben wuchs, manchem tiefer Denkenden muß diese Erscheinung als so ganz anders erschienen sein als die Götter und Dämonen. Wurd nahm ihn weg, sagt der Heliand, Wyrd war ihm nahe, der Beowulf, und beide meinen den Tod. Urdr bei den nordischen Skalden barg alles Wissen der Welt in sich von ihrem Anbeginn bis zum Ende der Dinge: was war, was ist und was kommen wird. Selbst Walvater muß sich von ihr Rates erholen.

Wie ist es nun, daß den Germanen das Schicksal stets unter der Gestalt des Weibes erschien? Hier rühren wir an die tiefsten und eigensten

Seiten germanischen Gefühls. Zwar ist diese Vorstellung auch anderen indogermanischen Völkern eigen, wir weisen hin auf die Moiren der Griechen und die Parzen der Römer. Aber keines brachte diesen Gedanken so rein und tief zur Entfaltung und führte ihn so in den mannigfaltigsten und sinnenfälligsten Formen durch, denn keinem war es verliehen, im Weibe das Tiefe, Geheimnisvolle mit seinem Gemüt zu empfinden.

Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant, nec aut consilia earum aspernantur aut responsa neglegunt. Diese berühmte Stelle der Germania des Tacitus, das Schönste vielleicht, das er von den Germanen gesagt, gibt uns den Schlüssel. Es ist wunderbar, ein Naturvolk auf der Kulturstufe der Deutschen nur durch die Kraft eines reichen Gefühlslebens zu einem so reinen und tiefen Begriff des Weiblichen im Weibe vordringen zu sehen. Das Weib als Ursprung und Hülle des Lebens muß das germanische Empfinden tief berührt haben. Man ist versucht, die hohe Schätzung des Weibes vor allem aus dieser Empfindung abzuleiten, die sie — neben anderen Ursachen freilich — im Weibe nicht den Gegenstand ihrer Begierde, sondern die Mutter, die Bewahrerin des Lebens, sehen ließ. Das Geheimnis, das so das weibliche Wesen umwob, wurde als Eigenschaft in das Weib hineingelegt und daraus ihre Gabe, in die Zukunft zu schauen, abgeleitet. Die weisen Frauen Veleda, Albruna des Tacitus und Ganna des Cassius Dio zeugen dafür, wie manche andere, die mit Namen nicht genannt sind. Was den Germanen schon seit der indogermanischen Urzeit überliefert war, die Schicksalsmacht in Weibesgestalt, das fanden sie bestätigt im eignen Denken und Fühlen; und was sie am Weibe verehrten, das Geheimnisvolle, Rätselhafte, das fanden sie im Schicksal.

Damit ist aber nur die eine Seite desselben beleuchtet, die prophetische. Das Schicksal als mythisches Wesen lenkt auch und leitet. Es führt den Menschen auf den Wegen ins dunkle Land der Zukunft, es schickt ihm Not und Freude entgegen. Diese schützende Seite des Schicksals ist ebenso rein verbildlicht im germanischen Glauben und wiederum in ihm nur so klar und sinnvoll. Wir suchen nicht lange, warum auch von dieser Richtung her der Germane auf Weibesart gelenkt wurde. Wie die nordischen Fylgjur — ursprünglich Seelenwesen — den Menschen führen und leiten, wie die Schicksalsfrauen den Menschen von der Wiege an begleiten, wie die Nornen Glück und Unglück weben, das ist alles so gedacht, wie in der Kinderzeit die Mutter die ersten Schritte des Kindes leitet, wie sie für es sorgt, ihm Freude bereitet und Leid abwehrt. Für das Kind ist die Mutter das Schicksal, für den Mann das Schicksal die Mutter.

Wie das Schicksal in Weibesgestalt gedacht ist, so ist auch das Menschengeschick, das Weltgeschick in der bedeutungsvollsten der weiblichen

Künste symbolisiert. Das Geschick ist ein Gewebe, dessen Wirkerinnen die Schicksalsfrauen sind. Dem denkenden Geiste drängte sich als Kennzeichen menschlichen Geschicks auf, daß es in ewige unentwirrbare Rätsel verstrickt ist, der Anfang dunkel und verworren, das Ende, ja die nahe Zukunft verhüllt. Das Erlebnis des Augenblicks läuft in der nächsten Stunde in andere Ereignisse über. Wie die Fäden des Gewebes schlingen sich alle Geschehnisse durcheinander. Diese tiefe Anschauung ist nicht das ausschließliche Eigentum der Germanen, sie findet sich bei den meisten Völkern, welche die Spinn- und Webekunst trieben, sie liegt aber tief im Wesen der Germanen begründet. Es ist ein schöner Zug bildlichen Denkens, die sinnende, in sich versunkene Frau am Webstuhl zu dieser tiefsten, dunkelsten aller Vorstellungen in Beziehung zu setzen.

Es bleibt noch ein Wort darüber zu sagen, warum auch das Kampfesschicksal in Weibeshand gelegt ist. Wir schließen wohl nicht falsch, wenn wir hier ein wenig das Walten des Gegensatzes zu spüren meinen, der im geistigen Leben manche Entwickelung gezeitigt, manche Richtung vorgeschrieben hat. Daß eine Vorstellung um so wirksamer sein kann, je weiter sie von der naturgemäß gewiesenen Grundlage entfernt ist, ist der Geschichtsforschung und Seelenkunde ein vertrauter Gedanke. So mag denn auch hier das Ungewohnte der Vorstellung wirksam gewesen sein. Aber das ist gar nicht das Wesentliche hier, wenn das Schicksal sonst weiblich gedacht wird, warum sollte es nicht als Lenkerin des Männerkampfes so sein? Die sinnliche Ausgestaltung des Gedankens geschah aber von anderer Seite her. „Zu den Müttern und Gattinnen brachten die Germanen in der Schlacht ihre Wunden, und die Frauen scheuten sich nicht, sie zu zählen und auszusaugen.“ (Tacitus.) Die Frauen sahen dem Kampfgetümmel von der Wagenburg zu; sie griffen durch ihr Geschrei in den Kampf ein; ja, manches tapfere Weib nahm Lanze und Schild in die Hand und stellte sich an die Seite des Mannes. Frauenleichen auf der Walstatt waren nichts Seltenes. Die alten Schriftsteller zeugen an vielen Stellen von der Kampfesfreude und dem Todesmut der Weiber. So war also die Gestalt des kämpfenden Weibes keine ungewohnte, und die besonderen Züge, welche die Valkyrjen und Disen schmücken, sind diesen vertrauten Vorstellungen entnommen. Wie sollte auch der Germane, dem das trauliche Gefühl der Nähe des Weibes, der Tochter, der Schwester im Kampfe zur lieben Gewohnheit geworden war, sich einen anderen Schutzgeist in der Schlachtennot wünschen mögen als einen weiblichen?

Wie eine Erinnerung aus der Kindheit geht durch das germanische Denken überhaupt der sinnige Zug von dem liebreich führenden, sanft

schützenden Wesen des Weibes, denn Mutterschaft und Mutterschutz hängen innig zusammen im Gefühlsleben unserer Väter.

* * *

Das Bild, das wir hier von Weibes Art und Wesen in der germanischen Mythologie zeichnen, soll nicht vollständig sein, wir wollen es aber nicht unterlassen, auch auf die feineren, rein passiven Regungen des weiblichen Gemüts einen flüchtigen Blick zu werfen. Wenn wir freilich Züge weichlicher Sentimentalität in der germanischen Mythologie vergeblich suchen, so finden wir doch diejenigen seelischen Eigenschaften, welche mit der natürlichen Art des Weibes verknüpft sind, wie Weichheit und Dulden, Neigung zum Sinnen und Träumen, wir finden die Hingebung an den Mann, wir finden die eigentümliche, gebundene Stellung des Weibes in den schönen Sagen vom Erlöstwerden angedeutet. Allerdings nicht mehr wie angedeutet, denn der expansiven Kraft der germanischen Natur, die sich so herrlich bei dem Eintritt in die Geschichte bewährte, lagen diese passiven Gefühle zu fern.

Weich und frauenhaft schwach sind die Wassermädchen, die so gern sich am Tanze beteiligen und von den Burschen festgehalten werden, bis die Stunde der Rückkehr versäumt ist. Das Ende ist dann schrecklich. Ein aufquellender Blutstrom im Wasser gibt Kunde von der grausigen Rache des Wassermannes. Das Sinnen und Träumen der Frau ist in den spinnenden Schicksalsfrauen, deren urewige Gedanken Menschenschicksale werden, angedeutet. Die Hingebung der Frau an den Mann zeigen die Sagen von den Elbenehen, von Melusine und Lohengrin und die trauten Erzählungen von Nanna, Baldrs Weib, und Freyja, der Gemahlin des Odr. Am schönsten aber zeigt sich das Dulderische und das Abhängigkeitsgefühl vom Manne in den herrlichen Erlösungsmärchen und -sagen, die sich aus dem Mahrenglauben herleiten. Die in ein Tier (Frosch oder Schlange, Schwan oder Reh) verwandelte (oder im Berge harrende) Elbin, die Prinzessin des Märchens, harrt des Erlösers, welcher ihr durch einen Kuß die Menschengestalt wiedergibt. Die schönste Blüte hat die Erlösungssage in der nordischen Brynhildsage getrieben, die in Wagners Nibelungenring so herrliche Auferstehung gefeiert hat.

* * *

Wir haben unseren Gang beendet und schauen den Weg zurück. Wir haben manches Schöne und Gute gesehen, aber auch Böses. Wir sind hinabgestiegen in Haus und Hof der waltenden Hausfrau, hinein in die Gründe der ewig und gesetzmäßig waltenden Natur, hinauf in das Gebiet

abstrakter Ideen; in welcher Gestalt tritt uns aus allen diesen Reichen das germanische Weib entgegen?

Was uns sofort vor das Auge tritt, ist, daß es Weib ist vor allem anderen, daß es diejenigen Fähigkeiten in sich entwickelt hat, die von der Natur in es hineingelegt sind. Gesund und ohne Sentimentalität, frei und natürlich in den Empfindungen des Geschlechts aufgehend, dazu tätig schaffend, die Pflichten des Lebens erfüllend, so steht es da, in Mutterschaft und Hausfrauentum fast bis zum Typus vorschreitend. Und wie uns der Glaube das Bild des germanischen Weibes vorgezeichnet, so hat es auch die Dichtung und die Sitte geformt (bis fremdes Blut und neuer Geist im germanischen Volke Leben gewonnen hatte). Wie könnte das auch anders sein? Ein gesundes Volk bleibt sich gleich und treu in seinen Äußerungen, sie mögen ausgehen, von welchem Punkte sie wollen.

Sprechzimmer.

1.

Zur Wortbildung.

1. Schweizer Ortsnamen auf -ikon. Bei meinen Ferienreisen in der Schweiz sind mir eine Menge Ortsnamen — ich habe 30 gezählt — mit der Endung -ikon aufgefallen. Anfänglich fühlte ich mich nicht bewogen, dem Ursprunge dieser Nachsilben nachzugehen. Als mir aber vor einiger Zeit die Annahme entgegentrat, daß diese Endung mit der in Rubikon gleichen, also lateinischen Ursprungs sein könnte, sah ich mir die Sache doch etwas genauer an und fand, daß die auf -ikon endigenden Ortsnamen durchaus nicht römischer Herkunft sind, noch weniger aber hellenischer, obgleich ihre Klangfarbe leicht zu einer solchen Annahme kommen läßt; so erinnert doch gewiß Bendlikon, Kt. Zürich, an das marmorreiche Gebirge Pentelikon im alten Attika, Hellikon, Kt. Aargau, gar an Helikon, den Musensitz mit Tempel und heiligem Hain in Böotien. Und doch ist es ganz anders. Die Nachsilben -ikon bestehen eigentlich aus zwei Endungen und zwar aus den beiden deutschen -ingen und -hofen, also -inghofen (ahd. inghova, inchova), die im Laufe der Zeit zu -inkon -ikon, auch -iken verkürzt wurden. Was zunächst die Endung -ingen anlangt, so muß auf die Alemannen verwiesen werden. Der vor dem Schwert des siegreichen Frankenkönigs Chlodwig (486—511) nach der Schlacht bei Zülpich (Tolbiacum 496) fliehende deutsche Stamm suchte sich eine neue Heimat und fand sie zum größten Teile in Südwestdeutschland und in der Schweiz. Die Alemannen waren in Sippen gesondert. Das Wort Sippe bedeutet aber durch Familienband Verwandte, mhd. die sippe. Das Wort ist mit dem ahd. Adj. sippi, got. sibis verwandt, abgeleitet von dem got. Wurzelverbum siban = in Verbindung sein, einander zugetan sein, eins sein.

So teilten sie auch das eroberte Land durch das Los unter die einzelnen Sippen. Für Süddeutschland sowohl wie für die deutsche Schweiz steht es fest, daß die zahlreichen Ortschaften mit der Endung -ingen (ahd. -inga) die ältesten deutschen Gründungen sind und zwar Niederlassungen ganzer Geschlechter, z. B.: Deitingen, Kt. Schwyz, weist auf einen gemeinsamen Stammvater Dieto oder Teuto hin (ahd. diot, mhd. diet = Volk), und Deitingen ist als Wohnort der ganzen Sippe des Dieto zu betrachten. Hilterfingen, Kt. Bern, früher Hiltofingen, Ansiedelung des Geschlechtes des Hiltolf (Hilt-vulf = Schlacht- oder Kampfwolf).

Für -ingen tritt im 9. Jahrhundert neben der deutschen Form schon die romanische auf: -ens, -eins später auch -ins, -in, -en, -engo, und so finden wir heute in Savoyen, in den Kantonen Genf, Waadt und Frybourg eine Menge deutsche Namen französiert: Allinger, Boringe, Marlens; Corsinge, Merlinges; Echandens, Denges; Berlens, Illens, im Kanton Tessin mit einem italienischen Schürzchen versehen: Mairengo, Polmengo, Primodengo.

Das Schweizerdeutsch ist ein örtlich vergröberter Zweig des Mittelhochdeutschen geblieben, vielleicht mit Resten des Althochdeutschen vermischt.[1])

Die zweite Endung in -ikon hat fast immer das Grundwort hof, hofen, (ahd. hofne, Dat. Plur. bei den Höfen; hofa, Dat. Sing. bei dem Hofe). Hof, mhd. der hof (Gen. hoves), ahd. hof, angelsächs. hof = Gebäude, Fürstengebäude. Das Wort stimmt lautverschoben mit dem griech. kêpos (κῆπος) = Garten, überhaupt ein eingeschlossenes, mit Bäumen oder anderen Gewächsen bepflanztes Land, und diesen Begriff hat auch unser ahd. hof, aber vorzugsweise niederländisch der Hof.[2]) Man will auch in der Endung -ikon das Grundwort Koben, mhd. = Stall, Verschlag, Kasten, Hütte, Häuschen oder Kofen, mhd. kove, nd. der kafen entdecken.

-hofen ist also Grundwort und dient als Begriff, der eine Wohnung bezeichnet. Die mit -hofen zusammengesetzten Namen haben einen genitivischen Personennamen, gewöhnlich einen altdeutschen oder altromanischen Mannesnamen als Bestimmungswort. Der Genitiv kann auf s oder n ausgehen, also stark oder schwach sein, z. B. Wetzikon, Kt. Zürich, 1268 Wezzinkofen, Wezzinchon, bei den Höfen des Wezo oder Wazo (ahd. waz = scharf). Zollikon, Kt. Zürich, 864 Cholinchove, 1257 Zollinkoven, 1275 Zollikoven, von Zolling (Zollo = Söller, Höhe mhd. der sölre, solre, ahd. der sólari, sóleri, sólári, lat. solarium, der Sonne ausgesetztes flaches Dach, Erker, Terrasse); vgl. Familienname Zollinger, Zoller, Hohenzollern. Pfäffikon, Kt. Zürich, Phaffinhovun (ahd.

---

1) Vgl. in dieser Hinsicht Grubisbalm, ein Haltepunkt der Rigibahn; denn in der Nähe befindet sich eine größere Höhle, und das ahd. balm heißt Höhle. Siehe Nibelungenlied: Balmung, Siegfrieds Schwert, balm mit der Ableitungssilbe ung = Kind, Sohn der Höhle!

2) Daher wird Gethsemane von Luther bald Hof, bald Garten genannt. Matth. 26,36. „Da kam Jesus mit ihnen zu einem Hofe, der hieß Gethsemane.“ Marc. 14,32. „Und sie kamen zu dem Hofe, mit Namen Gethsemane.“ Joh. 18,1. „Da Jesus solches geredet hatte, ging er hinaus mit seinen Jüngern über den Bach Kidron; da war ein Garten; darein ging Jesus und seine Jünger.“

ph = pf.), 810 Faffinghova, ursprünglich Pfaffinghoven, bei den Höfen des Pfaffen oder der Dienstleute der Pfaffen, nämlich von St. Gallen, welches Kloster in dieser Gegend viele Güter besaß. Das schwyz. Pfäffikon diente dem Kloster Ensiedeln zur Aufbewahrung des eingeführten Getreides. Nebikon, Kt. Luzern, 1283 Nebinchon, früher Nebinchova, Hof oder Höfe der Nachkommen des Nebi (733 Knabi, ein alemannischer Herzog). Örlikon, Kt. Zürich, 942 Orlinchova, 1158 Orlinchon, ursprünglich Oharilinghofen, bei den Höfen des Ohariling, Nachkommen des Ohari oder Oeri (der Rächer). Dällikon, Kt. Zürich, 870 Tellinghoven, 1130 Tellinchoven, bei den Höfen des Telling, des Nachkommen des Tello oder Tell.

Im Kanton Tessin tritt für die deutsche Endung -ikon die italienische ico ein, z. B. Giornico, deutsch Irnis; wahrscheinlich liegt darin der Name Arnold, Erni, in den Höfen des Erni; ähnlich ist auch die Bildung von Bironico zu denken. Beide Orte liegen an der Gotthardbahn und sind Haltepunkte. Leicht ließen sich diese Beispiele vermehren; aber ich denke, die angeführten genügen, die deutsche Herkunft der Schweizer Ortsnamen auf -ikon und auch -iken zu beweisen.

In Dörfern und Städten sich anzusiedeln, liebten die Alemannen nicht; es blieb ihnen auch in der Schweiz die germanische Eigentümlichkeit, sich Einzelhöfe zu gründen, und diese Hofsiedelung ist das wahre Element des Bauerntums geworden. Die Zahl der Höfe übertraf weitaus die der Dörfer, was heute noch das zahlreiche Vorkommen der Ortsnamen auf -ingen und -hofen oder -ikon beweist.[1])

2. Endsilben -ei, -isch. Die Romanen neigen zur Ableitung gleich den Römern, deren Sprache sie weiter entwickelt haben, während die Deutschen die Zusammensetzung seit langer Zeit vorgezogen haben, z. B. ital. il ferro fuso = Gußeisen, gegossenes Eisen, von il ferro fondere; strada ferrata = Eisenbahn, eiserne Straße; doch vergleiche ferrovia, die Eisenbahn, wird aber meist von einem unserer Kleinbahn ähnlichen Schienenwege gebraucht, strada ferrata von einer Vollbahn. Sollte diese Zusammensetzung nicht eine Nachbildung des Deutschen sein wie auch l'arcivescovo, Erzbischof, l'arciduca, Erzherzog? Der Italiener hat Wörter, die in der Ableitung ihre Bedeutung verändern und deshalb nomi alterati (veränderte Wörter) heißen; hier kommen nur die beiden Arten in Betracht: peggiorativi (verschlimmernde) oder dispreggiativi (verachtende) und diminutivi (verkleinernde), die meist vezzeggiativi (liebkosende) sind. Bei den peggiorativi oder dispreggiativi wird die im Stammworte genannte Bedeutung verschlimmert, erniedrigt oder drückt eine Verachtung aus. Die Endungen sind: -accio, z. B. asino, Esel, asinaccio, besonders dummer Esel, -azzo, z. B. popolo, Volk, popolazzo, gemeines Volk, -astro, z. B. medico, Arzt, medicastro, schlechter Arzt (figlio, Sohn, figliastro, Stiefsohn, figlia,

1) Schätzenswerte Winke verdanke ich dem Herrn Pfarrer Studer „Schweizer Ortsnamen“.

Tochter, figliastra, Stieftochter), -aglia, z. B. plebe, Volk, plebaglia, Pöbel, -ame, z. B. gente, Leute, gentame, Gesindel, -ume, z. B. sudicio, Schmutz, sudiciume, Unflat.

Ähnlich ist es im Französischen 1. mit aille (vom lat. alia) z. B. la valetaille, Bedientenpack, la ferraille, altes Eisen, la prêtraille, Pfaffengeschmeiß, Pfaffenbrut, 2. mit -as, -asse, -ace (vom lat. -aceus) le plâtras, Schutt, la paperasse, altes Papier, Scharteke, la populace, Pöbel.

Im Deutschen gibt es keine Endung, die die im Stammwort genannte Bedeutung ausschließlich verschlimmert; zwei tun es nur in gewisser Beziehung an Substantive gehängt oder aus Verben abgeleitet: -ei, und Adjektiven zu, gefügt: -isch.

-ei. Die Endsilbe -ei ist aus der lateinischen Endung ia entstanden, welche sich im mhd. in -ie und endlich in -ei verwandelt hat.

a) Mit den aus Verben abgeleiteten Wörtern auf -ei wird eine Wiederholung und dadurch unangenehme Tätigkeit bezeichnet, z. B. Plauderei, oft wiederholtes und darum unangenehmes Plaudern, Knauserei, wiederholtes und darum verächtliches Knausern, Schmeichelei, wiederholtes und verächtliches Schmeicheln, Liebelei, wiederholtes aber auch nicht ernstes Lieben.[1])

b) Mit den aus Substantiven abgeleiteten Wörtern auf -ei wird ein Geschäft und Treiben oder der Ort des Betreibens bezeichnet, z. B. Tischlerei, Bäckerei, Bücherei, Ort, wo Bücher in Menge sind, ein Zustand: Sklaverei, Kinderei, Reiterei, Gesamtheit der Reiter; Türkei, Mongolei, Tartarei.[2])

c) Nicht deutsch ist die Endung -ei in Klerisei, Abtei, Propstei, Vogtei.

-isch. Die Endsilbe -isch, ahd. -isc, nhd. -isch, -esch bedeutet ursprünglich das, was von dem im Stammworte genannten Dinge herkommt oder demselben eigentümlich ist, also die Abstammung oder Herkunft, z. B. an Länder-, Völker- und Städtenamen gefügt, oder die dort herrschende Art, den Zustand, z. B. sächsisch, französisch, wienerisch, türkisch, polnisch.

Wird -isch an Personennamen gehängt, so will man das eigentümliche Wesen der im Stammworte genannten Person, häufig mit dem Nebenbegriffe des Verächtlichen bezeichnen, z. B. herrisch, weibisch, kindisch.

Werden die Nachsilben -lich und -isch nebeneinander gebraucht, so haben die mit -isch stets den Begriff des Verächtlichen, z. B. kindlich und kindisch, herrlich und herrisch, weiblich und weibisch u. ä.

Wird -isch an abstrakte Stämme gehängt, so bedeuten die entstandenen Wörter gewöhnlich die Neigung zu dem im Stammworte Genannten, mit dem Nebenbegriffe des Verächtlichen, z. B. zänkisch, neidisch, täppisch, linkisch, läppisch (von Laffe!).

Vgl. hierzu regnerisch!

---

1) Bei einigen Wörtern mit der Endung -ei liegt der Begriff des Verächtlichen schon im Stammworte, z. B. Flegelei, Lümmelei, Eselei, Bummelei u. ä.

2) Vgl. Polackei!

3. Endungen, die eine Verkleinerung ausdrücken. Die Verkleinerungssilbe -lein, aus dem ahd. -ili, -ilin, mhd. -ele, -elin entstanden, Mägdlein, Knäblein, Häslein u. ä. -lein ist ursprünglich oberdeutsch, und allmählich ist aus dem mhd. -ele, el geworden: Mädel, Gretel, Liesel, in der Schweiz -li, z. B. Madeli, Greteli, Roseli, Lieseli[1]). In Mittel- und Norddeutschland wendet man zur Verkleinerung die Endung -chen an, aus der älteren Silbe -ichin oder -ichen entstanden, z. B. Mädchen, Gretchen, Röschen, Lieschen. In Leipzig und Umgegend spricht man heute noch Kindichen, Männichen usw. Im Norden gebraucht man dafür auch -ken und -ke (Reinke de Vos [Plattdeutsch], Goethe Reineke Fuchs).

Im Niederdeutschen tritt häufig -ing als Verkleinerungssilbe (liebkosend) auf, z. B. Vating, Mutting.

-ling hat am häufigsten die Bedeutung des Kleinen, aber daneben auch des Verächtlichen und hieß ursprünglich ahd. nur -inc, Wüstling, Feigling, Weichling, Finsterling.

Das Kleine ist gewöhnlich zart und lieblich; darum wird durch die Endsilben -lein und -chen auch die Bedeutung des Zärtlichen und Lieblichen, besonders bei Personennamen ausgedrückt. Wenngleich -lein ursprünglich oberdeutsch, -chen niederdeutsch ist, so entscheidet oft der Wohlklang die Wahl der Nachsilbe; -lein klingt edler und feierlicher und wird wegen des volleren Klanges gern von Dichtern gebraucht.

Im Italienischen sind für die Verkleinerung (nomi diminutivi) beziehentlich Liebkosung (nomi vezzeggiativi) die gebräuchlichsten Endungen: -ello, -etto, -ino, -icino, -iccio, -nolo, z. B. prato, Wiese, praticello, kleine Wiese; mazzo Strauß (Blumen), mazzetto, Sträußchen; padrone, Gebieter, padroncino, junger Gebieter; libro, Buch, libricino, Büchelchen; carro, Wagen, carroccio, Gefährt; cane, Hund, cagnuolo, Hündchen.

Im Französischen werden zur Verkleinerung am häufigsten gebraucht: -eau (elle) [lat. elus] le lionceau, der junge Löwe, l'arbrisseau, das Bäumchen, der Strauch, la ruelle, das Gäßchen, la tourelle, das Türmchen.

-et, -ette, z. B. le poulet, auch la poulette, das Hühnchen, la pochette, das Täschchen.

-on, z. B. le chaton, das Kätzchen, le raton, die kleine Ratte, das Mäuschen.

Nossen. **I. Bennewitz.**

2.

Fürst Bismarck als Namenforscher.

Die Erinnerungen „Aus der Jugendzeit" des verstorbenen Kultusministers Bosse, welche im 62. Jahrgange der „Grenzboten" veröffentlicht worden sind, bringen eine Notiz über deutsche Sprachstudien des großen Kanzlers, welche uns den gewaltigen Mann von einer neuen Seite kennen lehrt, die besonders den Lesern unserer Zeitschrift interessant sein wird. Nachdem der

1) Von einer Dame aus St. Gallen hörte ich der 15 jährigen Tochter zurufen: „Mäduli, wo hascht's Päpäli"? (Mädchen, wo hast du das Papachen?)

Verfasser über verschiedene Deutungsversuche seines Familiennamens gesprochen hat, berichtet er (S. 156) folgendes: „Als ich im Jahre 1884 zum mündlichen Vortrage einmal mehrere Tage in Friedrichsruh war, kam das Gespräch bei Tische auch auf den Ursprung unserer Familiennamen, und ich teilte die vermutliche Zurückführung unseres Namens Bosse auf Büchse mit. Fürst Bismarck, der sich früher mit solchen Dingen, wie er sagte, viel beschäftigt hatte, wies diese Etymologie als völlig unrichtig zurück. Er erklärte es für unzweifelhaft, daß die Namen Bosse oder Busse nichts anderes seien, als volkstümliche Deminutivformen (Koseformen) des Vornamens Burghard (Borghard, Borchert), der im Volksmunde in Buse und dann weiter in Busse oder Bosse (vergleiche auch den Familiennamen Boshard) umgewandelt sei. Diese Erklärung gefiel mir gut, wenn ich auch ihre Richtigkeit nicht kontrollieren kann. Für diese Auffassung des Fürsten Bismarck spricht aber, daß in der Geschichte des Stifts Quedlinburg ein Ritter Bosse von Ditfurth als stiftischer Lehnsvasall vorkommt. Es ist wohl kaum zweifelhaft, daß Bosse hier — ursprünglich wenigstens — der Vorname gewesen ist."

Daß die Erklärung Bismarcks dem Stande der neuesten Forschung entspricht, davon hätte sich der verstorbene Staatsminister u. a. auch aus dem Buche von Selmar Kleemann, „Die Familiennamen Quedlinburgs und der Umgegend", Quedlinburg, Verlag von H. C. Huch, 1891, S. 24, überzeugen können, wo Bosse vom Jahre 1525, Bosse 1574, Posse 1591 neben anderen Koseformen des Vornamens Burghard (Borghard) verzeichnet sind.

Northeim. **R. Sprenger.** †

3.

Ortsnamen mit Resten des Artikels im Anlaut.

Den von O. Heilig in der Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. XVII, 728 f. angeführten Fällen von „angewachsenen Teilen in Ortsnamen", insbesondere von Resten der Dativform des Artikels (bei ursprünglich vorhergehender Präposition) im Anlaut von Ortsnamen, möchte ich zwei besonders hübsche Beispiele aus Thüringen hinzufügen, die bisher meines Wissens noch keine Beachtung gefunden haben. In der Nähe von Saalfeld an der Saale liegen zwei Dörfer, deren offizielle Namen Eichicht und Aue am Berge sind; im Volksmunde aber heißen sie Mäch (am Eichicht) und Râ (an der Aue). In dem Dialekte jener Gegend ist nämlich altes ai im selben Umfang wie im Niederdeutschen zu ä (offenem e) geworden, und altes au ebenso zu â (offenem o). Interessant sind diese Beispiele wegen des auffallenden Gegensatzes zwischen den lautgesetzlich entwickelten volkstümlichen Namensformen und den amtlich gebrauchten, die freilich nicht etwa durch urkundliche Überlieferung einen älteren Lautstand bewahren, sondern vielmehr künstliche Verhochdeutschungen sind; dabei ist an das Ableitungssuffix -ich (ahd. -ahi) in Eichich (wie in Röhrich, Weidich usw.) in der Neuzeit ein t getreten, während in Mäch das Suffix längst mit dem Stamm zu einer Silbe zusammengezogen worden war. Beide volkstümliche Namensformen werden natürlich heutzutage nur noch als Nominative empfunden.

Berkeley, Kalifornien. **H. K. Schilling.**

4.

Zu Ztschr. XIX, S. 599.

Im Septemberheft 1905 S. 599 fragt Dr. A. Seidl, ob jemand „die rätselhaften Verse zu deuten“ wisse, die in Lindau i. B. und in ganz Schwaben von spielenden Kindern gesungen werden:

Eisenklar,
wie ein Haar,
hat gesponnen sieben Jahr,
sieben Jahr sind um und um,
und die N. N. dreht sich um.

Diese Verse sind die Schlußzeilen eines Kinderliedes, das in vielen deutschen Gauen, freilich nach Art der Volkslieder in verschiedenster Fassung, zu einem Kettenspiele gesungen wird. Im fernen Ostpreußen, in den Städten Masurens, deren ländliche Bevölkerung schon zumeist polnisch redet, habe ich oft in jungen Jahren das Liedchen in einer Form gehört, die auf seine am Bodensee und in Schwaben übliche Gestalt Licht zu werfen geeignet ist.

Sie lautet:

Wir traten auf die Kette,
daß die Kette klang;
wir hatten einen Vogel,
der so schöne sang;
sang so klar
wie ein Haar,
hat gesungen sieben Jahr,
sieben Jahr sind um,
und N. N. dreht sich um.

Für die Verbreitung solcher Kinderreime dürfte es von Interesse sein, daß in Pommern[1]) genau die gleiche Fassung wohlbekannt ist, nur daß hier das Präsens das Präteritum vertritt (klingt und singt), während das Liedchen sonst überall in wesentlich veränderter Gestalt aufzutreten scheint; so finden sich in dem vortrefflichen „Deutschen Liederhort“ von Erk und Böhme, Bd. III, S. 604 drei verschiedene Abwandlungen aus Sachsen, Thüringen und dem Aargau; in allen ist von einer klingenden Kette, doch nirgends von einem singenden Vogel die Rede, wie in Norddeutschland. Von Rochholz, „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel“ S. 467 wird noch manche andere Form dieser Kettenspielreime mitgeteilt und erzählt, daß in der Schweiz zur Frühlingszeit die Kinder die Hohlstengel des Löwenzahns (taraxacum pratense) zu einer Kette schlingen, die sie beim Ringeltanz benutzen und mit der „die wiederkehrende Frühlingssonne magisch gefesselt“ werden solle. Der Schlußreim:

Siebe Johr g'spunne
acht Johr Sunne,
bis der Fritzli zue der chunnt

deute den Lohn für das vortanzende Mädchen an. (Ebenda S. 470.) Nach Rochholz liegt hier eine Spur altheidnischen Sonnendienstes vor.

1) Auch in Berlin, wie ich soeben erfahre.

Ob „eisenklar“ eisklar bedeutet, — im alemannischen Liede ist von „Ise“ die Rede — wage ich nicht zu entscheiden; falls sich nachweisen ließe, daß bei dem Kinderspiel auch wohl eine eiserne statt der Blumenkette im Gebrauch war oder noch ist, würde das rätselhafte Wort eisenklar (vgl. silberklar) wie das bei Blumenstengeln unverständliche Erklingen der Kette seine Erklärung finden und in der norddeutschen Liedform zwischen Kettenklingen und Vogelsingen durch den gleichen hellen Metallklang ein Zusammenhang hergestellt sein, der später bei Ersetzung des dunklen „eisenklar“ durch „sang so klar“ verschwand. In Norddeutschland wird freilich gegenwärtig meines Wissens ebensowenig eine eiserne wie eine Blumenkette beim Spiel benutzt, sondern nur durch die Hände der Kinder die Kette gebildet.

Demmin i. Pommern. Prof. Dr. **Nietzki.**

5.

Zu Fuldas „Talisman“, V. 1181.

Die Zeile: „Du botest meiner Seherkraft die Spitze“ ist von zwei amerikanischen Herausgebern, Prettyman und Meyer, so ausgelegt worden, als ob der Dichter gesagt hätte oder hätte sagen wollen: „Du wolltest meiner Seherkraft die Spitze oder die Krone aufsetzen“. Möglich, daß Fulda dies sagen wollte; aber „die Spitze bieten“ heißt doch das nun gewöhnlich nicht (siehe Grimm X, Spalte 2584). Höchstens kann man m. E. von „sich widersetzen, es aufnehmen mit“ auf „herausfordern“ kommen (engl. challenge).

Clinton, N. Y., Vereinigte Staaten. Dr. **H. C. G. Brandt.**

Bücherbesprechungen.

Wolfgangs Römerfahrt. Dichtung von Adolf Stern. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers), 1906.

Es ist nicht leicht, die Grenze zwischen Epos und poetischer Novelle zu ziehen. Ein wesentliches Merkmal des Unterschiedes dürfte sein, daß dem Epos stets eine Handlung von allgemein menschlicher Bedeutung eigen sein und daß diese Handlung mit innerer Notwendigkeit aus einem großen Begebnis des Völkerlebens, der nationalen Sage oder der Weltgeschichte herauswachsen oder doch mit ihm in innerem Zusammenhang stehen muß. Beides wird von der Novelle in Versen wie von der in Prosa nicht erwartet. Das Epos steht sozusagen auf dem großen Welttheater oder dieses bildet wenigstens den Hintergrund für jenes. Adolf Stern, der nicht nur ein ausgezeichneter Novellist, vortrefflicher Romandichter und gemütvoller Lyriker ist, hat in früherer Zeit zwei Dichtungen geschaffen, deren Titel, „Jerusalem“ und „Gutenberg“, schon auf hochbedeutende Geschichtsepochen, die in ihren Inhalt hineinragen, hinweisen. Dem oben genannten neuesten Gedicht, das wir dem rastlos Schaffenden verdanken, sieht man einen solchen Zusammenhang äußerlich nicht an; sobald man aber einige Seiten gelesen hat, bemerkt man, daß sich auch hier auf ge-

schichtlich bedeutendem Hintergrunde eine Handlung von großem menschlichen Gehalte aufbaut, und zwar in echt epischer Weise, nämlich so, daß sie sich aus den geschichtlichen Verhältnissen und Tatsachen ergibt und in ihr sich gewisse bewegende Ideen des geschilderten Zeitalters wirksam erweisen und widerspiegeln. Stern, der Dichter großer historischer Perspektiven, führt den Leser hier in eine der fruchtbarsten und an gärenden Stoffen reichsten Epochen der Weltgeschichte, die der Reformation. Aus dieser heraus läßt er sich eine in hohem Grade ergreifende Handlung von typischem Gehalt entwickeln und stattet sie mit einer Fülle echter Poesie aus, deren sich zwar jene beiden älteren Epen auch rühmen dürfen, verleiht ihr aber hier vermöge seiner künstlerischen Vollreife einen so klaren Aufbau und einen so fein erwogenen Wechsel zwischen bewegten und beruhigten Szenen, wie jene mit ihrer Überfülle von lyrischen Elementen nicht aufzuweisen haben. Nachstehende Andeutungen über den Inhalt von 'Wolfgangs Römerfahrt' wollen nur eine Vorstellung von der Bedeutsamkeit der Handlung geben; von dem Reichtum der Ausführung, den lebensvollen Charakteren, den farbenprächtigen Schilderungen, den wundersamen lyrischen Ruhepunkten im wogenden Strome der Begebenheiten können sie freilich nichts verraten.

Wolfgang Rott, der Held der Dichtung, ist einst Student in Wittenberg gewesen. Seine anfängliche Begeisterung für Luther aber erlosch bald, als der Reformator kein Revolutionär sein wollte und gegen Bilderstürmer und Bauernempörer auftrat. Wolfgangs ingrimmiger Haß gegen das römische Unwesen, in dem er die Wurzel alles Übels der Zeit erblickt, hat ihn nicht ruhen lassen. Als er im Solde Ulms eine neue Enttäuschung erlebt hatte, da die Stadt wider Erwarten sich nicht dem Bauernbunde anschloß, ist er mit Freuden unter die Fahne des großen Landsknechtsführers Georg von Frundsberg getreten, da dieser für Kaiser Karl V. zu einem Zuge nach Italien gegen das verhaßte päpstliche Rom warb. Wenn erst der Papst gestürzt sei, meinte er, werde es auch mit dem Papsttum zu Ende sein. In diesem Wahne geht er als Hauptmann eines Landsknechtsfähnleins nach Welschland, um hier schließlich eine dritte, schwerste Enttäuschung zu erleben, die ihm die Augen öffnet und ihn „zu Luther und zum deutschen Land" zurückweist. Wie in einen prächtigen, mit Symbolen sinnig ausgeschmückten Rahmen fügt nun der Dichter in dieses sturmvolle Leben ein schönes Bild, ein Herzenserlebnis, ein. In Wittenberg hat Wolfgangs Weg ein liebliches Abenteuer gekreuzt, das nur in einem schlichten Begegnen bestand, aber seiner Seele unauslöschlich eingeprägt geblieben ist. Ein stürmisch zärtliches Umfangen, dem sogleich die Trennung folgt, das aber in Gertrauds wie in Wolfgangs Seele mit heiliger Treue festgehalten wird. In einem wundervollen Traumbild, das den vor Roms Mauern rastenden Helden heimsucht, schildert der Dichter dies Begegnen. Aber neben Gertrauds Gestalt tritt eine andere, die unsere Teilnahme in noch höherem Grade als jene erheischt, ein armes römisches Hirtenkind. Annina wird der von wilden Landsknechten ihr drohenden schrecklichsten Gefahr durch

Wolfgangs Dazwischentreten entrissen und ist ihm von diesem Augenblick an in demütiger Treue ergeben. In einer unsagbar rührenden Szene öffnet sich bescheiden ihr kindliches Herz. Der junge Hauptmann aber widmet ihr nur das menschliche Empfinden, das der Armen gebührt, und bleibt seiner deutschen Liebe treu. Die Ereignisse eilen weiter. Der Morgen des 6. Mai des Jahres 1527 war der schrecklichste, blutigste, der jemals der ewigen Stadt am Tiberstrom aufging. Er brachte ihr den entsetzlichen Sacco di Roma. Rom wird von den spanischen und deutschen Söldnertruppen Karls V. erstürmt. In mächtigen Augenblicksbildern, aber mit weiser Mäßigung, die nicht in Schilderung der Greuel schwelgt, sondern nur einiges genauer sehen, das Gräßlichste bloß ahnen läßt, führt uns der Dichter in die Schrecken dieses Tages ein. Wolfgang ist in dem grauenhaften Wirrsal nur von dem einen Gedanken beseelt, die Engelsburg zu erobern, den Papst gefangen zu nehmen und ihn, den Antichrist, zu richten. Aber er wird von den Plündernden wider Willen fortgerissen, und der gewaltig flutende Strom führt ihn durch wunderbare Schickung an die Stelle, wo Gertraud und ihr Vater seines Beistandes in tödlicher Not bedürfen. Den Alten zwar kann er nicht mehr retten, wohl aber die Geliebte, die nun unter seinem Schutze bleibt. Doch ein Mißtrauen steigt unheilvoll zwischen den treuen Herzen auf. Annina ist die unschuldig Schuldige. Sie aber, die inzwischen ein Opfer roher Lust geworden ist und von Wolfgang nur noch dem Tode entrissen werden kann, deren Blüte gebrochen, deren Leben wertlos geworden ist, opfert sich dem ungestörten Glücke des Paares: sie sucht und findet Ruhe in den Fluten der Tiber. Unterdessen ist das Fehlschlagen von Wolfgangs kühnen Weltverbesserungsgedanken durch den Lauf der Ereignisse besiegelt: der Papst hat Unterhandlungen mit den Kaiserlichen angeknüpft, das Papsttum bleibt. Die tolle Verständnislosigkeit der Masse wird dadurch grell beleuchtet, daß die deutschen Landsknechte Luther zum Papste ausrufen wollen. So kommt denn dem jungen Heißsporn die Erkenntnis, die ihm ein treuer Freund vergebens beizubringen suchte; freilich spät, nachdem Entsetzliches geschehen ist. In den Worten, die Wolfgang am Schlusse der herrlichen Dichtung zu Gertraud spricht, ist das Ergebnis seines und ihres persönlichen Schicksals ergreifend ausgesprochen, zugleich aber auch die ernste Lehre der geschichtlichen Wendung tiefsinnig angedeutet:

Hinweg von diesem Rom! Doch nie
Vergiß die Stätte hier und — sie!
Für unsers Lebens Glück und Frieden,
Für deines armen Herzens Ruh'
Ist eine willig hingeschieden,
Die besser war als ich und du.
Mich weist zurück des Freundes Hand
Zu Luther und zum deutschen Land.
Wir leben! Tragen wir es schlicht,
Und Gottes bleibe das Gericht!

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Dr. Gustav Schneider, Der Idealismus der Hellenen und seine Bedeutung für den gymnasialen Unterricht. Beilage zu dem Jahresberichte des Fürstlichen Gymnasiums zu Gera. Ostern 1906. Gera, Theodor Hofmann, 1906. 44 S.

Dr. Gustav Schneider, dessen treffliche Schrift: „Hellenische Welt- und Lebensanschauungen in ihrer Bedeutung für den gymnasialen Unterricht" wohl manchem Fachkollegen bekannt sein dürfte, hat als Osterprogramm (1906) eine interessante Studie veröffentlicht, die ähnliche Gedanken entwickelt. Von der Erwägung ausgehend, „daß es eine der höchsten und schönsten Aufgaben des humanistischen Gymnasiums ist, seine Schüler mit den sittlichen und religiösen Anschauungen der vornehmsten und edelsten Geister unter den Hellenen bekannt zu machen, also mit einer Welt- und Lebensanschauung, die wir gern als Idealismus bezeichnen", erörtert der Verfasser zunächst (S. 5—28) in logisch klarer, allgemein verständlicher, sachgemäßer Weise die Begriffe Idee und Idealismus in Platonischem Sinne, indem er richtig betont, daß in Platos Philosophie alles Edle und Große zusammengefaßt erscheint, was die Griechen über Gott und die Menschen gedacht haben, und daß der Idealismus Platos zugleich der Idealismus der Hellenen auf seiner Höhe ist. Dabei wird der Idealismus als die Weltanschauung definiert, nach der der Gedanke das in der Welt Herrschende und Bestimmende ist und im Menschenleben das Herrschende und Bestimmende sein soll. Im Anschluß daran wird die Platonische Ethik entwickelt, Sophistik und Sokratik scharf gegenübergestellt und anschaulich dargetan, welchen Riesenfortschritt die Platonische Ethik bedeutet, weit hinaus über die bis dahin herrschende Anschauung der Griechen, nach der die Tüchtigkeit des Mannes darin bestehen sollte, die Freunde in der Erweisung von Wohltaten und die Feinde in der Zufügung von Schädigungen zu überbieten. Im weiteren Verlauf werden alsdann die Ideen des Guten, Wahren und Schönen entwickelt und die religiösen Vorstellungen der Griechen beleuchtet, zum Teil unter Heranziehung von Platonischen Dialogstellen und Belegen aus Dichtern; u. a. wird der berühmte Hymnus des Stoikers Kleanthes auf Zeus (um 300 vor Chr.) in einer Übersetzung mitgeteilt. „Das Gute in der Welt zu verwirklichen, das ist der Wille Gottes, das ist das oberste Gesetz seines Schaffens, das aus seinem eigentlichsten Wesen selbst entspringt." Zur Durchführung dieses Gedankens mitzuhelfen, das ist im griechischen Sinne wahrer Gottesdienst und echte Frömmigkeit.

In diesem Zusammhange würdigt Schneider auch den hohen Wert der griechischen Tragödie, die vor allem lehren will, daß das Leiden der Menschen nicht ein unverdientes ist und wir nicht einem blind waltenden oder grausamen Geschicke unterworfen sind, sondern daß alles, was uns geschieht, uns um der ewigen Gerechtigkeit, um der sittlichen Weltordnung willen getan wird. Dieser Abschnitt der Schneiderschen Studie, mit großer Wärme und voll Ehrfurcht vor den gewaltigen Schöpfungen der griechischen tragischen Dichter geschrieben, scheint uns eine besonders wohlgelungene Probe feinsinniger Interpretationskunst zu sein.

Der zweite Teil der Schrift (S. 29—44) sucht nun die Bedeutung darzutun, die der Idealismus der Hellenen für den gymnasialen Unterricht hat. Wenn wir, so führt der Verfasser aus, an jenem Idealismus der vornehmsten Denker der Griechen festhalten, so werden alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst, also auch der Wissenschaften und Künste, die auf dem Gymnasium getrieben werden, in eine höhere und reinere Sphäre emporgehoben. Und zwar kommen hier nicht nur die Disziplinen in Betracht, die sich mit der Dichtung, Sage, Geschichtschreibung, mit Kultur und Leben der Hellenen beschäftigen, sondern auch der naturwissenschaftliche Unterricht, der nach Schneiders Worten reiche Gelegenheit hat, die hellenischen Ideen über die Welt und die Dinge in ihr zum Verständnis zu bringen, und der Unterricht in der Mathematik, einer Wissenschaft, die ja Plato besonders hoch schätzte und deren Studium ihm geradezu als eine Propädeutik für die Philosophie galt. Die Mathematik ist es ja, die uns zwei Begriffe von unendlicher Bedeutung lehrt, den Begriff der ewigen Wahrheit und den Begriff der Denknotwendigkeit. Natürlich müssen, wie Schneider weiterhin ganz richtig fordert, auch die übrigen Disziplinen dazu beitragen, die geistige und die sittliche Kraft des Schülers zu stärken: der sprachlich-grammatische Unterricht kräftigt und schult das Denken, die Lektüre der Meisterwerke der klassischen Literatur vermittelt dem Schüler die großen und erhabenen Ideen der edelsten Denker. Ferner muß auch der Charakter des Geschichtsunterrichts ein ethischer sein: die treibenden sittlichen Mächte in der Weltgeschichte muß der Schüler mit voller Klarheit erkennen und verstehen lernen. Endlich soll auch der Unterricht in den Künsten — Zeichnen, Musik, Turnen — den Forderungen des Idealismus folgen und eine edle Harmonie des Körpers und der Seele mit erzeugen helfen.

Was gewinnen wir denn nun, fragt der Verfasser, wenn wir den gymnasialen Unterricht in diesem Sinne gestalten? Er anwortet: Der ganze Unterricht erhält ein einheitliches Gepräge, denn er wird von einer und derselben Weltanschauung getragen; Wissenschaft, Ethik und Religion erscheinen im innigsten Bunde, und ihnen gesellt sich die Kunst hinzu. Hiermit ist die denkbar schönste Konzentration des Unterrichts gewonnen.

Zum Schluß nimmt Schneider noch Stellung zu einem Bedenken, das vielleicht manchem unserer Leser auch gekommen ist: Was soll denn aber aus der nationalen, was soll aus der christlichen Erziehung werden, wenn die Anschauungen der Hellenen so in den Vordergrund gerückt werden? In geschickter, überzeugender Weise sucht der Verfasser diesen Einwurf zu entkräften, einerseits durch den Hinweis auf Sokrates, „den heidnischen Hellenen", der kurz vor seinem Tode seine Schüler aufforderte, die Wahrheit zu suchen, wo auch immer es sei, selbst bei den Barbaren, anderseits durch den Hinweis auf den Apostel Paulus, der als Bringer der neuen Heilslehre doch in seiner Rede auf dem Areopag zu Athen die Hauptlehrsätze griechischer Philosophen, daß wir in Gott leben, weben und sind, und daß wir seines Geschlechts sind, als richtig anerkannte. Daß aber trotz größter Wertschätzung griechischer Kultur doch einer

ein gläubiger Christ und zugleich auch ein echt deutscher Mann sein kann, das beweist uns nach Schneiders Ansicht kein geringerer als der edle Klopstock.

Wir stehen am Ende unserer Besprechung. Kein einsichtiger, objektiv denkender Mann wird die Wahrheit der scharfsinnigen, lebendig und überzeugend sine ira et studio vorgetragenen Gedanken des geschätzten Verfassers verkennen: glücklich die Gymnasiasten, deren Unterricht von solchen Anschauungen durchdrungen, deren Geist und Seelenleben von solch hohen idealen Gedanken befruchtet werden. Griechentum — aber nicht im engen, sondern im höchsten, hehrsten Sinne gefaßt — und Deutschtum, das sind zwei Kulturfaktoren, die sich nicht, wie immer noch viele denken, ausschließen, sondern die im Gegenteil in engster Verwandtschaft und harmonischem Bunde zueinander stehen; sie müssen die feste, unerschütterliche Basis bilden, auf der unser deutsches Gymnasium beruht, wenn anders es auch in den kommenden Jahrhunderten seine hohe, herrliche Aufgabe im Dienste der Jugend und der ganzen Nation erfüllen soll. „Demnach erleiden — mit diesen treffenden Worten schließt die besprochene Schrift — deutsches Wesen und christlicher Glaube keine Einbuße durch die klassischen Studien, und gerade die Vertiefung in die idealen Anschauungen der großen und edlen Denker unter den Hellenen wird stets nur segensreich sein.“

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Goethes Briefe in kleiner Auswahl. Herausgegeben und biographisch erläutert von Dr. Wilhelm Bode. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, 1906. (Band 18 und 19 der Hausbücherei der D. D.-G.-St.) Preis 2 M. geb.

In der großen Weimarer „Sophien-Ausgabe“ sind bis jetzt 36 Bände mit Briefen Goethes erschienen, und mindestens 10 werden noch folgen. Es ist selbstverständlich, daß die weiteren Leserkreise dieser Sammlung mit ehrfürchtiger Scheu ausweichen. Nicht nur aus Rücksicht auf den Geldbeutel; denn wer außer dem Gelehrten glaubt heutzutage Zeit genug zu haben, in dieses Meer von Briefen zu tauchen, zumal neben dem unbeschreiblich Herrlichen und Interessanten erklärlicherweise auch viel Wertloses und Langweiliges darin herumschwimmt! Nun besitzen wir zwar bereits eine treffliche Auswahl von Goethebriefen, die Philipp Stein besorgt hat; und eine zweite, nicht minder rühmenswerte, die E. von der Hellen herausgibt, geht ihrer Vollendung rasch entgegen. Doch jene kostet 24 M., diese zwar nur den vierten Teil dieser Summe, aber doch immer noch zu viel, als daß sie als Volksausgabe bezeichnet werden könnte. Es war daher ein höchst glücklicher Gedanke der hochverdienten Leitung der Hamburger „Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung“, zwei Bände ihrer schön ausgestatteten und äußerst billigen „Hausbücherei“ einer kleineren Auswahl dieser Briefe zu widmen, und sie hat in der Person Wilhelm Bodes (Weimar) den allergeeignetsten Herausgeber gefunden. Wer kennt nicht Bodes prächtige, im besten Sinne volkstümliche Büchlein: „Goethes Lebenskunst“, „Goethes Ästhetik“, „Goethes bester Rat“ und „Vertrauliche Reden von Goethe“? Seine sichere Hand, seinen feinen Sinn, seine gediegene Kenntnis

hat er, wie nicht anders zu erwarten stand, auch diesmal glänzend bewährt, so daß es eine wahre Lust ist, diese Auslese des Allerschönsten und Besten, was der unsterbliche Dichter und gute, große Mensch brieflich niedergelegt hat, zu durchblättern. Und dazu hat Bode es dem ungelehrten Leser so bequem als möglich gemacht: nicht nur, daß er die notwendigen Erklärungen hinzufügt, er hat mit ungemeinem Geschick alles in einen biographischen Rahmen gefaßt, so daß bei der Lektüre das so unendlich reiche Leben des Unsterblichen vor dem geistigen Auge aufsteigt und vorüberschwebt. So werden und müssen diese beispiellos wohlfeilen und beispiellos wertvollen Bändchen einen großen, wohlverdienten Erfolg haben. Es bedarf nicht erst des Hinweises auf den segensreichen Zweck des verdienstvollen Hamburger Unternehmens, das wir doch bei dieser Gelegenheit der Aufmerksamkeit und tätigen Unterstützung aller unserer Leser aufs dringendste und wärmste empfehlen möchten.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Richard M. Meyer. Dritte umgearbeitete Auflage. Berlin, Georg Bondi, 1906.

Der Verfasser hat, was ihm alle Leser danken werden, diese neue Auflage insofern völlig umgestaltet, als er, dem Urteil der meisten Kritiker entsprechend, die Einteilung in Jahrzehnte durch eine solche nach Gruppen und Richtungen ersetzt hat. Schon ein nur flüchtiger Vergleich der neuen Auflage mit den beiden ersten zeigt, wie gewissenhaft Meyer diese Umgestaltung ausgeführt hat. Doch fügt er mit Recht hinzu: „Der Grundgedanke, die Nation selbst als Schöpferin ihrer Literatur darzustellen, blieb unberührt.“ Er hat ferner das Buch bis auf die neueste Gegenwart fortgeführt, und mancher wird sich über die Objektivität, mit der z. B. die katholische Belletristik unserer Tage dargestellt und beurteilt ist, wundern. Da der Verfasser endlich überall ehrliche Selbstprüfung angewandt und inhaltlich wie formell sorgfältig nachgearbeitet hat, so darf die neue Auflage in jeder Hinsicht eine verbesserte heißen.

Es ist allbekannt, welches Aufsehen das Werk Meyers bei seinem ersten Erscheinen hervorrief. Es hat angeregt und aufgeregt, beides in ganz ungewöhnlichem Maße, das sicherste Zeichen dafür, daß es ein ungewöhnliches, bedeutendes Buch ist. Begeisterte Anerkennung auf der einen, Tadel, ja Entrüstung auf der anderen Seite. Nun wird sich ja allmählich die Aufregung, die durch die stark subjektive Art des Verfassers, die beherzte Selbständigkeit im Urteil, die Neuheit seiner Auffassung herausforderte, legen. Die Anregung aber, die es allenthalben vermöge seiner feinsinnigen, psychologischen Erfassung, seiner scharfgeprägten Charakterbilder und geistvollen Urteile und seiner anmutigen Darstellungsweise bietet, wird bleiben, zumal die Anordnung des Stoffes in der neuen Bearbeitung durchsichtiger und in jeder Hinsicht glücklicher geworden ist. Ich sage das, obgleich ich durchaus nicht überall den Standpunkt des Verfassers teile. So finde ich z. B. die Besprechung Wilhelm Raabes auch in der vorliegenden neuen Auflage durchaus unzulänglich und bemerke mit

Verdruß, daß Meyer es auch jetzt nicht für unter seiner Würde hält, Greifs Prinzen Eugen dadurch herabzuziehen, daß er mit recht billigem Kunstgriffe einige mißlungene Verse daraus zitiert. Aber wie ist es anders möglich, als daß in einem Bande von etwa 900 Seiten 9 oder meinetwegen 90 dem oder jenem Leser nicht nach seinem Geschmacke sind!

Zum Schluß ein paar kleine Bemerkungen, die der Verfasser vielleicht für die nächste Auflage nützt. S. 13 wünschte ich ein anderes Beispiel für Tiecks „geistreiche symbolische Erzählungen" als den gänzlich unbedeutenden „Wassermenschen". Zu dem „herrlichen alten Volkslied" vom Tannhäuser, „dem L. Tiecks Erneuerung nichts von seinem Zauber hatte abgewinnen können", wäre zu sagen, daß Tieck das Lied gar nicht kannte, als er seine Erzählung schrieb. Vgl. Schriften, Bd. 4, S. 171. Scheffels „Ekkehard" ist nicht 1862, sondern 1855 als Buch (bei Meidinger in Frankfurt) erschienen; 1862 kam die zweite Auflage bei Janke heraus. (Danach ist auch in den „Annalen" eine Berichtigung nötig, ebenso S. 433 und S. 445 statt 1857 die obengenannte Jahreszahl zu setzen.) Warum fehlt unter den „frei ausgeführten humoristischen Gestalten" die unvergleichlich köstliche des Romeias (S. 434)? Daß ein Dichter wie Adolf Stern S. 441 im Gefolge von Ebers und Hausrath aufgeführt wird, ist eine starke Ungerechtigkeit; die Bemerkung über Sterns Novellen „von historischem Kolorit und leicht lyrischer Färbung" paßt mindestens nicht auf die meisten, geschweige denn auf alle. Auch August Sperl (S. 442) gehört nicht hierher. Sehr überflüssig erscheint mir (S. 453) die Erwähnung von Clementine Helm, zumal die treffliche Johanna Spyri nicht genannt wird. Ebenda wird Eichrodts Hortus deliciarum mit Unrecht angeführt, da er eine Anthologie komischer Lyrik ist, während Eichrodts eigene Humoristika in dem „Lyrischen Kehraus" und den „Lyrischen Karikaturen" (beide 1869) gesammelt sind. Die mit Recht gerühmte Szene in Polenzens „Büttnerbauer" (S. 747) steht nicht „am Schluß". Der Roman „Wurzellocker", der schon um seines Problems willen in der neuesten Literaturgeschichte hervorgehoben sein sollte, wird nicht erwähnt. Wenn der Verfasser S. 749 den überraschenden Erfolg des „Jörn Uhl" als „vollberechtigt" bezeichnet (in 5 Jahren 200 000 Exemplare!!), so befremdet mich das ebenso wie, daß er Wilhelm Specks wundervollen Roman „Zwei Seelen" gar nicht nennt. Vielleicht wird die 4., sicher die 14. Auflage hier einen ganz anderen Wortlaut zeigen.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Gotthold Boetticher, Deutsche Literaturgeschichte. Mit 141 Abbildungen im Text (auch unter dem Titel Schloeßmanns Bücherei für das christliche Haus Bd. VII/VIII). Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick), Hamburg 1906. 544 S. 8. Preis 4 M.

Wenn es heutzutage einer deutschen Literaturgeschichte gelingen soll, die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums auf sich zu ziehen, so muß sie eine starke, in sich geschlossene Eigenart zeigen: dies ist bei dem vorliegenden Werke in

hohem Maße der Fall. Getragen von dem Wunsche, die Geschichte der deutschen Literatur unter den Gesichtspunkt der religiösen Entwicklung zu rücken, gibt Boetticher in einem handlichen, gut ausgestatteten Bande auf 538 Seiten einen auf reicher Lektüre beruhenden Gang durch die deutsche literarische Geisteswelt von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart. Das Buch ist, um zuerst beim Äußerlichen zu bleiben, mit 141 Abbildungen im Text versehen. Es ist aber darum durchaus kein Werk, das wie z. B. die Königsche Literaturgeschichte den Hauptwert auf diese bildlichen Beigaben legt; hier sollen vielmehr die in den Text gedruckten Faksimiles und Abbildungen von Personen und Örtlichkeiten nur ein Verständnis des Textes zu vertiefen suchen; die Auswahl dieser Beigaben ist gut und feinsinnig. Neben den üblichen Klischees von Proben älterer Literaturdenkmäler, Wappen von mittelalterlichen Dichtern u. a. m. stehen Abbildungen, die man sonst gewöhnlich seltener zu sehen bekommt, und die von den allseitigen künstlerischen und wissenschaftlichen Gesichtspunkten des Verfassers zeugen: das Walterdenkmal in Bozen und die Schwindschen Wartburgfresken führen uns in das Mittelalter; Hans Sachsens Wohnhaus und Luthers Sterbehaus erscheinen in eigenartiger Wiedergabe; Gottsched ist intimer dargestellt als gewöhnlich, etwa so wie ihn der junge Goethe bei seinem Besuche im Arbeitszimmer fand[1]), nicht nach dem pomphaften Augsburger Stich. Besonderes Interesse erweckt das Porträt Gellerts; vielleicht hätte es die Leser erfreut zu wissen, daß das Original ein Werk des berühmten Anton Graff ist, der auch andere namhafte Zeitgenossen wie Chodowiecki und seine Frau, den Dichter Rabener, die Schauspielerin Korona Schröter, den Philosophen Moses Mendelssohn, den Weltumsegler Forster und — ein Gegenstück zu dem bekannteren Luisen-Bilde von Kügelgen — auch die Königin Friederike-Luise, die Gemahlin Friedrich Wilhelms II., gemalt hat, Bilder, die uns durch die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung in Berlin 1906 noch in lebhafter Erinnerung sind. Bilder berühmter Örtlichkeiten tragen viel zur innigeren Erfassung von Dichterpersönlichkeiten bei. So schweifen unsere Blicke von Klopstocks Geburtshaus in Quedlinburg zu Lessings Haus in Berlin und dem Herderhaus zu Weimar. Das einfache Innere der kleinen Dorfkirche zu Sessenheim regt die ganze Gedankenwelt Goethischer Jugendlyrik auf, ein prächtiger Blick auf des Dichters Parkhaus in Weimar führt in die Zeit der Vereinigung mit Schiller, dessen einfache Wohnung neben dem prunkvollen Ministerhotel Goethes allein schon jeden der beiden Dichter charakterisiert. Aus der neueren Literatur erwähne ich eine hübsche Zeichnung, Scheffel auf einer Fußwanderung zum Hohentwiel darstellend, und gute neue Originalbilder von Petri Kettenfeier Rosegger, Gustav Frenssen und Martin Greif u. a. m. Man sieht, die eigenartige Auswahl spricht für sich selbst.

Die Darstellung hält sich von allzu starkem biographischen Ballast absichtlich fern und zieht zur Illustrierung des einzelnen Dichterbildes wie der ganzen

1) Nach Reiff-Bernigroth; so auch bei Koennecke.

Zeitrichtung möglichst reichhaltig die politische Geschichte, Kunst und Musik heran. Die Betrachtungsweise ist eigenartig und selbständig. Gerade in der Beleuchtung katholisch-christlicher Weltanschauung gewinnt die Literatur des Mittelalters eine stärkere symptomatische Bedeutung für das Zeit- und Kulturbild, als wenn die Folge der einzelnen Dichter und Dichtungsarten rein chronologisch abgehandelt würde. Mit besonderer Wärme verweilt der Verfasser in der älteren Zeit beim Heliand, der mit zum erstenmal die Literatur in den Dienst der neuen Lehre stellt, und im Mittelalter bei Wolfram von Eschenbach. Es ist nur natürlich, daß der Wolframforscher Boetticher gerade diesem Tiefsten aller altdeutschen Dichter in besonderem Maße gerecht wird. — Von frischer Anteilnahme zeugt sodann der kurz und prägnant geschriebene Abschnitt über die Literatur unter reformatorischer Weltanschauung, zuerst im 16. Jahrhundert. Luther und Hans Sachs treten besonders hervor; auch die Gegner kommen zu ihrem Rechte. Nach einem kurzen Blick auf das 17. Jahrhundert und sein unter dem Zeichen des Dreißigjährigen Krieges stehendes Kirchenlied legt Boetticher mit Recht das stärkste Gewicht auf das große Jahrhundert der deutschen Literatur. Ausführlich sind Lessing, Herder, Goethe und Schiller behandelt. Leider ist hier nicht der Platz, genauer auf Einzelheiten der Darstellung einzugehen. Goethe und Schiller bilden sodann den Grundstein für die Entwicklung der modernen Literatur, die bis auf unsere Tage fortgesetzt ist. Ist die Behandlung des ganzen Stoffes als ein eigenartiger Versuch zu betrachten, den Leser in ein vertieftes Verständnis der literarischen Entwicklung unseres Volkes von einem besonderen Gesichtspunkte aus einzuführen, so darf der Abschnitt von der Romantik bis zur Gegenwart als eine wirklich vornehm-taktvolle Beurteilung aller der disharmonierenden Elemente bezeichnet werden, die in dieser Zeit einander bekämpfen und ablösen. Diese Betrachtung des Wertvoll-Bleibenden aus der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts — und das ist ein besonderer Vorzug des Buches — kann auf dem Schreibtisch jeder deutschen christlichen Frau und Mutter liegen. Das ist um so wichtiger, als selbst große Tagesblätter in ihren Kritiken über neue Erscheinungen (Frenssen!) dem Hause und der Familie nicht immer die richtigen Wege weisen. Das Werk kann aber auch jedem Schüler der Oberklassen in die Hand gegeben werden. Ist es doch längst mit lebhaftem Bedauern empfunden worden, daß oft im Unterricht der Prima die Zeit nicht ausreicht, den ins Leben tretenden Schülern einen Leitstern zu zeigen, nach dem sie sich bei der Masse der neu auf sie andringenden Literatur zu richten haben. Hier haben wir ein Buch, das wir reiferen Schülern unbedenklich in die Hand geben können, um daraus Vorträge für die Schule und private Belehrung zu schöpfen. Wir wünschen ihm im deutschen Haus und der deutschen Schule eine verdiente Verbreitung.

Auch die übrigen Bände der Schloeßmannschen Sammlung für das christliche Haus verdienen bei der Zusammenstellung von Bibliotheken für die Oberstufe Beachtung.

Steglitz. Dr. **W. Scheel.**

Gotthold Klee, Sieben Bücher deutscher Volkssagen. Eine Auswahl für jung und alt. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit acht Bildern. Gütersloh, Bertelsmann, 1906. XVI und 814 S. Geb. 7 M.

Gotthold Klee, Rittergeschichten, für das deutsche Volk und die reifere Jugend bearbeitet. Mit vier Bildern. Gütersloh, Bertelsmann, 1906. V und 666 S. Geb. 5 M.

Wie jeder Beitrag zur deutschen Volkskunde, der uns einen Einblick in die tiefe und sinnige Denkweise unseres Volkes gewährt, sind auch diese beiden neuesten Gaben Klees mit herzlicher Freude zu begrüßen. In dem ersten der beiden Bücher sind über 500 deutsche Volkssagen zusammengestellt, und zwar lediglich solche, denen ein allgemein poetischer oder sittlicher Wert zuerkannt werden darf. Daß die besten Quellen benutzt sind und die Darstellung der Sagen vortrefflich ist, versteht sich bei dem Fleiß und Geschick des Verfassers von selbst. Die Anordnung ist die geographische, und alle Gebiete unseres Vaterlandes sind in der Sammlung vertreten; selbst den Siebenbürger Sachsen ist am Schlusse des Buches Platz für zehn Sagen eingeräumt. Solche historische Sagen, deren Schauplatz außerhalb der jetzigen deutschen Sprachgrenzen liegt, ferner solche, die unter den Begriff der Heldensage fallen, und endlich die, die bereits in den „Deutschen Volksbüchern" von Schwab und Klee enthalten sind, wurden bei dieser Sammlung ausgeschlossen.

Eine Verbesserung gegen die erste Auflage darf man darin sehen, daß eine beträchtliche Zahl kleinerer Stücke durch einige größere, novellenartig ausgeschmückte Erzählungen ersetzt worden ist. Neben manchem Allgemeingut — der Klabautermann, Vineta, der Rattenfänger von Hameln, Kyffhäusersagen, Lorelei, der Mäuseturm, Tannhäuser, Frau Holle, Rübezahlsagen u. a. — finden wir eine Menge wenig bekannte Stücke, und so ist das Buch eine reiche Quelle der Belehrung über Wesen und Denkart unseres Volkes.

Das zweite Werk ist eine völlig neue Gabe des bereits durch eine große Reihe ähnlicher Bücher glänzend bewährten Vorkämpfers einer eingehenden Kenntnis deutschen Volkstums. „Gebt mir Märchen und Rittergeschichten! Da liegt doch der Stoff zu allem Großen und Schönen" — dieses Wort, das Schiller drei Tage vor seinem Tode gesprochen, gibt der Verfasser seinem Buche zum Geleit, und wahrlich, dieses Buch ist eine schöne Bestätigung für Schillers herrlichen Ausspruch. Als eine Art Ergänzung zu seinen früheren Werken „Deutsche Heldensagen" und „Buch der Abenteuer" will Klee diese neueste Sammlung betrachtet wissen, die ihren Titel „Rittergeschichten" darum mit Recht trägt, weil die zehn hier verbundenen Erzählungen uns den in den buntesten Farben spielenden Charakter der ritterlichen Vorzeit schildern. An der Spitze steht „Rolands Tod", eine stark gekürzte Nacherzählung der altfranzösischen Chanson de Roland; es folgt „Herzog Herpin und sein Sohn Löwe" nach dem Volksbuch von 1514, „König Wilhelm von England" nach Chrestien de Troyes, „Pontus und Sidonia" nach dem „Buch der Liebe" von 1587, „Ritter Hug, genannt der Hugschapler", übersetzt von der Herzogin Elisabeth von Lothringen,

„Robert der Teufel“, „Geron der Adelige“ (nach Wielands Dichtung), „Parzival“, die tiefsinnigste und schönste aller Ritterdichtungen, endlich „Sintram und seine Gefährten“ und „Thiodolf der Isländer“, zwei Erzählungen von Friedrich de la Motte-Fouqué, dem Dichter der „Undine“. Die Quellen sind überall auf das sorgfältigste benutzt, und in der Darstellungskunst bewährt sich der Verfasser auch in diesem Buche als berufener Erzähler besonders für die Jugend, die ihre Neigung zum Abenteuerlichen und Heldenhaften an diesen Rittergeschichten in edler und volkstümlicher Weise befriedigen kann.

Dresden. **Edmund Bassenge.**

Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 21. Jahrg. Nr. 9. Inhalt: Die Bedeutung des Sprachvereins für die Schule. Von Oskar Streicher. — Deutsche Sprachpflichten gegen Südwestafrika. Von Pfarrer Wilhelm Anz. — Das neue Exerzierreglement für die Infanterie. Von Kr. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 18. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: Die Realschulen und die Meraner Lehrpläne. Von Oberrealschuldirektor Quossek in Krefeld. — Neue Schulideale. Von Oberlehrer Dr. Hans Hofmann in Solingen. — Übersicht über den Besuch der sächsischen Realschulen. Von Realschuldirektor Dr. Hörnig in Frankenberg.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1906. Heft 31 (Nr. 173—178). Inhalt: Ein Nachruf für Ferdinand v. Saar. Von Anton Bettelheim (Habrowan). — Die Physiognomie des neuen Rom. Von Dr. J. v. Werther. — Michelangelo in der Sixtina. Von C. v. Fabriczy. — Der kategorische Imperativ und die Willensfreiheit. Von Reichsgerichtsrat a. D. Dr. Petersen (München).

—— Jahrg. 1906. Heft 32 (Nr. 179—184). Inhalt: Unser soziales Leben und die Aufgaben der Erziehung. Von Anna Pötsch. — Kunst, Natur und Sittlichkeit. Von Prof. Dr. Walter Kinkel (Gießen). — Volkshumor im romanischen Elsaß. Von Hermann Urtel.

—— Jahrg. 1906. Heft 33 (Nr. 185—189). Inhalt: Römische Geschichtsforschung und Bibelkritik. Von Wilhelm Soltau (Zabern). — Die Technik als Kulturmacht. Von O. B. — Die Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels. Von Dr. Frhr. v. Schwerin.

—— Jahrg. 1906. Heft 34 (Nr. 190—195). Inhalt: Michelangelo und Bramante im Frühjahr 1506. Eine Untersuchung der Quellen von Martin Spahn. — Wilhelm I. und Franz Joseph I. im Jahre 1867. — Die englische Satire des 12. Jahrhunderts. Von Dr. Max Manitius (Radebeul bei Dresden).

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 6. Band. 4. Heft. Inhalt: Adalbert Sikora, Die Jungfrau von Orleans im tirolischen Volksschauspiel. — Emil Karl Blümml, Zur Motivengeschichte der deutschen Volkslieder. I. Die Grabeslilie. — Markus Wachsmann, Heinse und Wieland. I.

Monatsschrift für höhere Schulen. 5. Jahrg. 9. u. 10. Heft. Inhalt: Zur Pflege des Genius. Von Oberlehrer Dr. Stecher in Hirschberg. — Vorschläge zur Steigerung unserer erzieherischen Tätigkeit. Von Oberlehrer Prof. Dr. E. Lentz in Danzig. — Gute alte Weisheit. Von Geh. Reg.-Rat Dr. W. Münch, Professor an der Universität Berlin. — H. St. Chamberlains Kant. Von Oberlehrer Prof. Dr. K. Vorländer in Solingen. — Psychologie des Tragischen und die Schule. Von Direktor Prof. Dr. A. Biese in Neuwied.

Das literarische Echo. 9. Jahrg. 2. Heft. Inhalt: Dichterische Arbeit und Alkohol. Eine Rundfrage. Mit Einleitung und

Nachwort von Dr. med. C. F. van Vleuten.

Der Türmer. 9. Jahrg. Inhalt: Die Försterbuben. Ein Schicksal aus den Steirischen Alpen. Von Peter Rosegger. — Wieland als Politiker. Von L. Gerhardt. — Mädchenbildung. Von P. Gruß. — Alte Volkskunst und neue Zweckästhetik auf der Dresdner Kunstgewerbeausstellung. Von Felix Poppenberg.

Eckart. Jahrg. 1906/7. Nr. 1. Inhalt: Prof. D. R. Seeberg, Ein Wort zum Geleit. — Dr. Heinrich Steinhausen, Religion und Kunst. — Julius Havemann, Willibald Alexis. — Dr. G. Fritz, Aus der neueren Bibliothekstechnik.

Neu erschienene Bücher.

P. Tesch, Deutsche Grammatik. Für Präparanden, Seminaristen und Lehrer. 1. Teil. 3. Aufl. Halle a. S., H. Schroedel, 1906. 270 S. geb. M. 3.20.

Paul Johannessohn, Schulreden. Jahresbericht des Sophien-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1906. Berlin, Weidmann.

Prof. Dr. O. Weise, Deutsche Sprach- und Stillehre. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 211 S. geb. M. 2.—.

Dr. Julius Miedel, Oberschwäbische Orts- und Flurnamen. Memmingen, Th. Otto, 1906. 87 S. M. 1.50.

Hermann Auer, Schulgrammatik der deutschen Sprache. 5. Aufl. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1906. 20 S. M. 2.—.

Homers Ilias in Auswahl nach J. H. Voß, herausgegeben von Rektor Dr. Georg Finsler. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 175 S.

G. Tschache, Diktierstoff. 6. Aufl. von Rud. Hantke. 120 S. — Stoff zu deutschen Aufsatzübungen. 4. Aufl. von Rud. Hantke. Breslau, J. U. Kerns Verlag, 1906. 240 S. M. 1.—.

Hellwig-Hirt-Zernial, Deutsches Lesebuch für höhere Schulen, Ausgabe für Schleswig-Holstein, bearbeitet von Oberlehrer Dr. Gloy. Dresden-Leipzig, L. Ehlermann, 1906.

Otto Anthes, Die Regelmühle. Leipzig, R. Voigtländer, 1906. 65 S. M. —.80.

Ad. Hynitzsch, Schulreden und Vorträge. Quedlinburg, H. Schwanecke, 1906. 165 S. M. 3.—.

Dr. K. F. Kummer, Deutsche Schulgrammatik. 7. Aufl. Wien, F. Tempsky, 1906. 250 S. M. 2.60.

A. Schmieder, Natur und Sprache. Leipzig, R. Voigtländer, 1906. 133 S. M. 2.—.

Ernst Lorenzen, Mit Herz und Hand. Beiträge zur Reform des Unterrichts und der häuslichen Erziehung. Darmstadt, Alex. Koch. 141 S. M. 1.50.

Dr. Karl Schmidt-Jena, Deutsche Erziehungspolitik. Leipzig, R. Voigtländer, 1906. 46 S.

Dr. Franz Harder, Werden und Wandern unserer Wörter. 3. verb. Aufl. Berlin, Weidmann, 1906. 259 S. M. 3.60.

Dietlein-Polack, Aus deutschen Lesebüchern. 1. Band, 6. umgearb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner (Th. Hofmann), 1906. 531 S. geh. M. 4.60, geb. M. 5.80.

Paul Passy, Petite phonétique comparée des principales langues européennes. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 132 S. geh. M. 1.80, geb. M. 2.20.

Gottlieb Leuchtenberger, Hauptbegriffe der Logik. Berlin, Weidmann, 1906. 58 S. M. —.80.

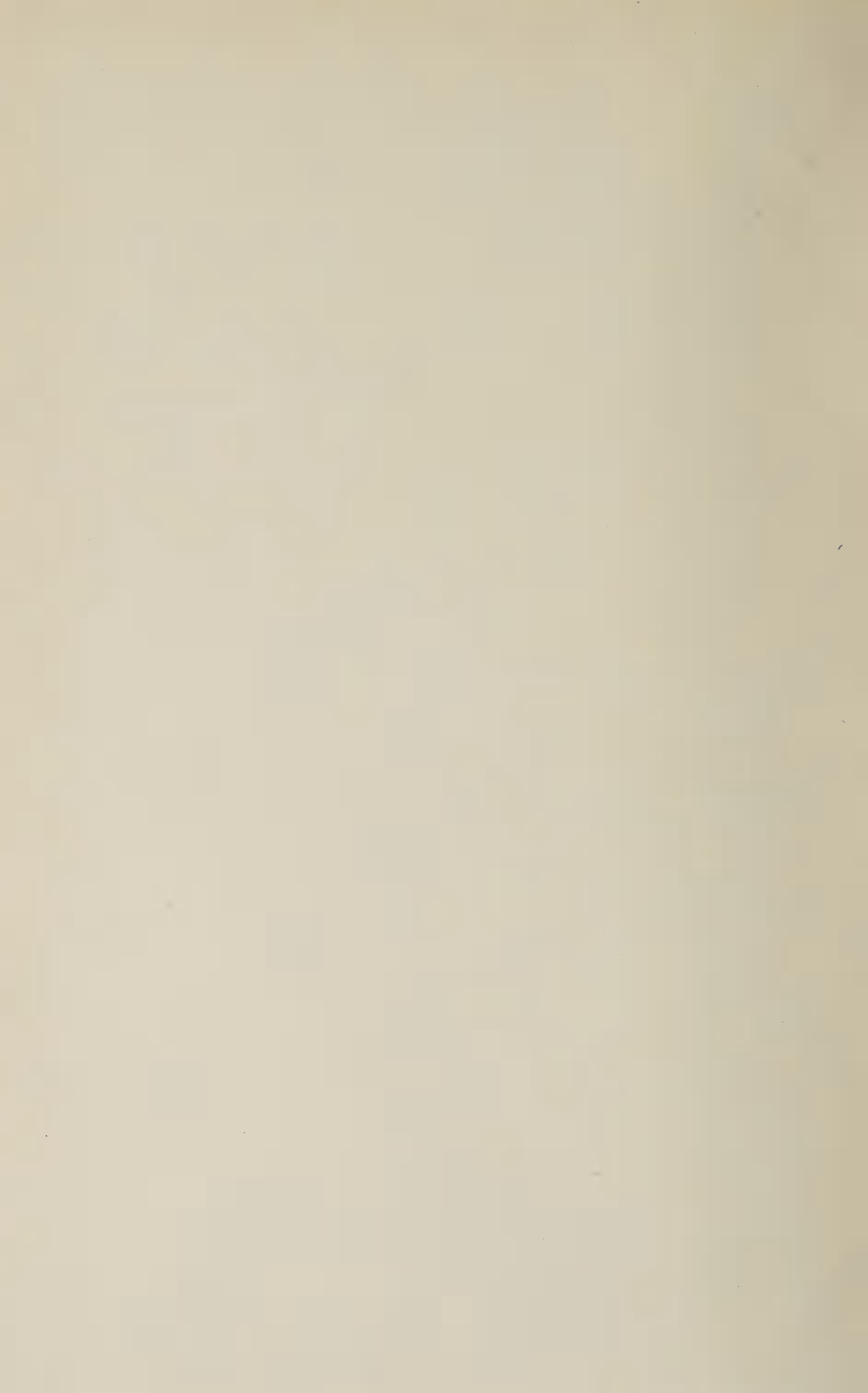
Dr. Walter Rausester, Denken, Sprechen und Lehren. II: Das Kind und das Sprachideal. Berlin, Weidmann, 1906. 246 S. M. 5.—.

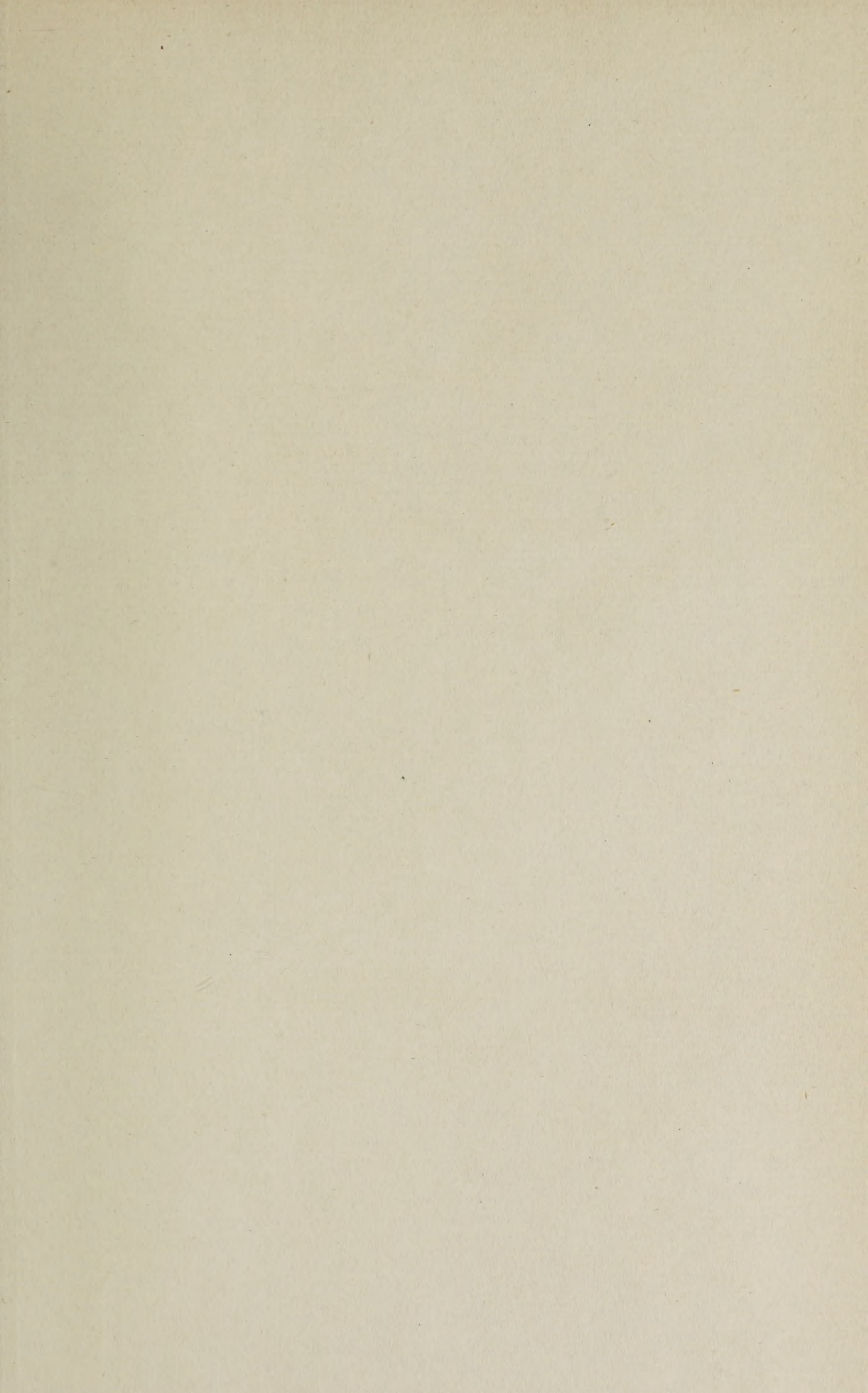
D. Albrecht Thoma, Das Drama. 2. verm. Aufl. Gotha, E. F. Thienemann, 1905. 41 S. M. 1.—.

Dr. L. Meinhold, Die neuere deutsche Literatur. Berlin W. 57, Gerdes u. Hödel, 1906. 32 S. geb. M. 1.20.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33 I.












UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 124958833